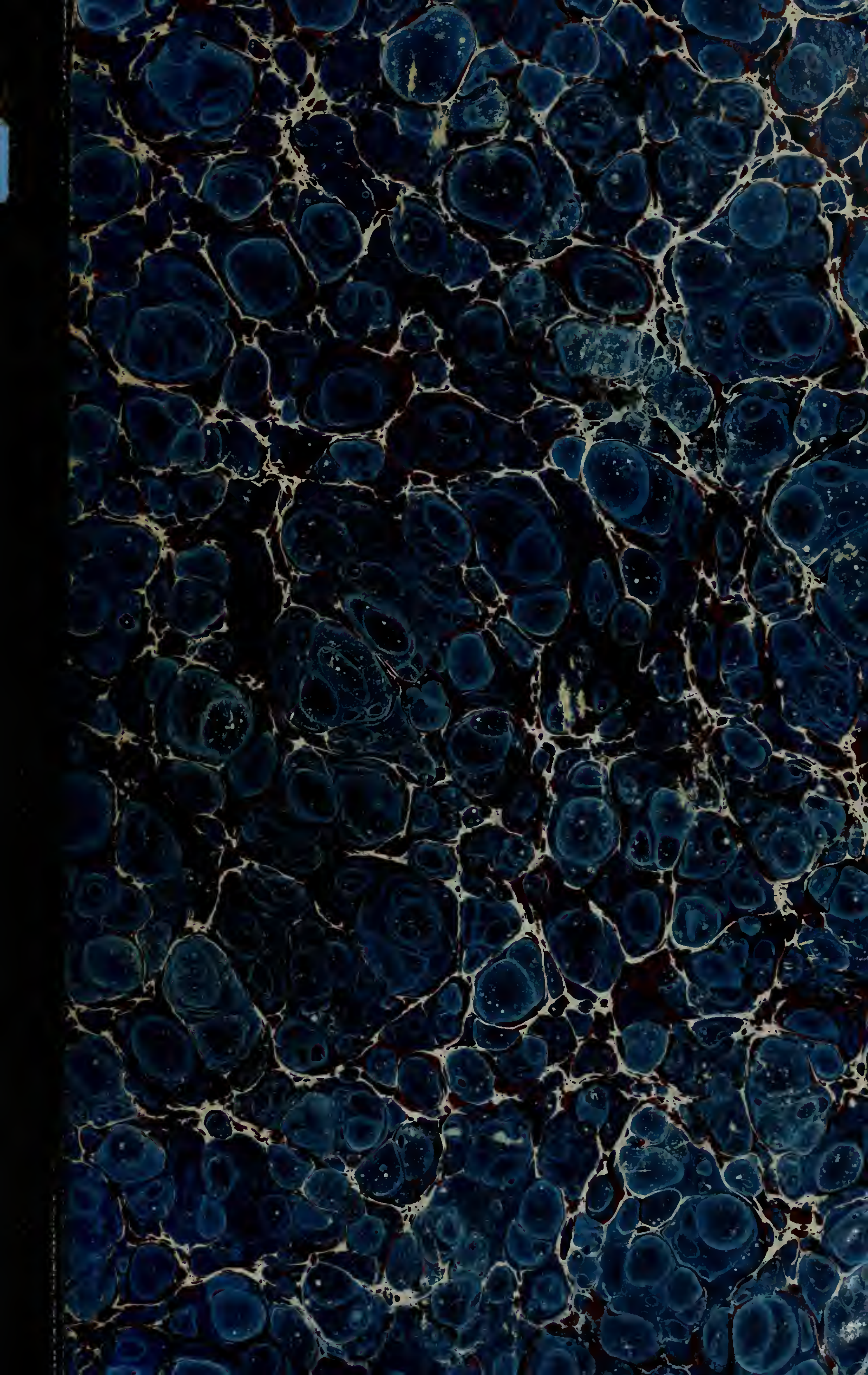
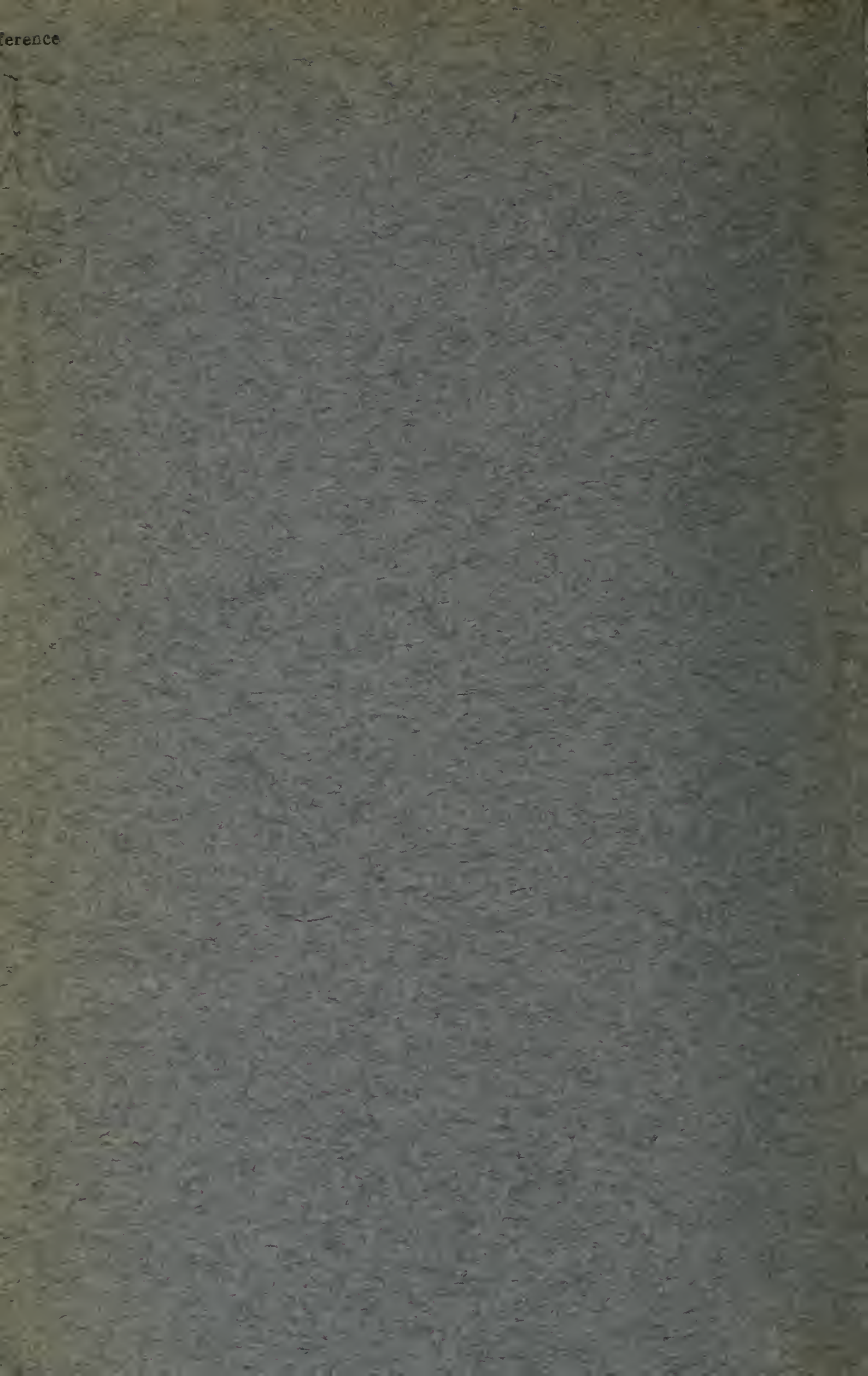



ference



Allgemeine

Deutsche Biographie.

Zweiundfünfzigster Band.



Allgemeine

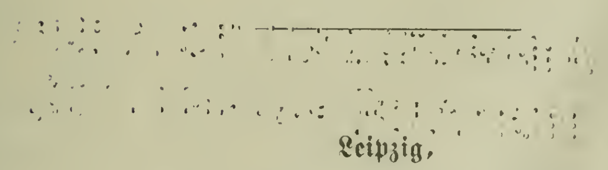
Deutsche Biographie.

Zweiundfünfzigster Band.

Nachträge bis 1899:

Linker — Paul.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1906.

Linker: Gustav Wilhelm Reinhard L., Dr. phil., ordentlicher Professor der classischen Philologie an der Universität Prag, geboren am 27. April 1827 in Marburg, † am 24. August 1881 in Prag. In den Jahren 1841—46 auf dem Gymnasium in Kassel vorgebildet, besuchte er 1846—50 die Universität seiner Vaterstadt, um dort bei Theodor Bergk classische Philologie, bei Waitz und Sybel Geschichte zu studiren. Er promovirte 1850 mit einer Dissertation „C. Sallusti Crispi Historiarum Prooemium e reliquiis, quae aetatem tulerunt, restituere tentavit“, welche seinem Lehrer Bergk gewidmet ist. Zur Fortsetzung seines Studiums begab er sich darauf nach Berlin, habilitirte sich jedoch bereits 1851 als Privatdocent an der Universität Wien, wo er gleichzeitig als Amanuensis an der Bibliothek eintrat. Nach der Erkrankung und dem Tode Professor Grysar's leitete er das lateinische Seminar, bis er 1856 zum ordentlichen Professor der classischen Philologie an der Universität Krakau ernannt wurde. Dieses neue Amt trat er indessen erst 1858 an, nachdem Joh. Vahlen an die Wiener philosophische Facultät berufen war. Schon 1861 verließ L. Krakau wieder, um an die damals noch deutsche Universität Lemberg überzusiedeln. Als aber auch hier, gleichwie vorher in Krakau, die polnische Unterrichtssprache an Stelle der deutschen trat, wurde er im J. 1870 nach Prag berufen, wo er bis an sein, durch ein schweres physisches Leiden herbeigeführtes Lebensende verblieb.

Linker's schriftstellerische Thätigkeit befaßte sich hauptsächlich mit Sallust, Cicero, Horaz und der älteren römischen Geschichte. Auf letztere bezieht sich seine Abhandlung „Ueber die Wahl des altrömischen praefectus urbis feriarum Latinarum“ (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, philos.-hist. Cl. Bd. 10, 1853, S. 7—28) sowie sein Vortrag „Die älteste Sagengeschichte Roms“, den er 1858 in einem Cyklus populärwissenschaftlicher Vorträge von Mitgliedern der Wiener philosophischen Facultät hielt (herausgegeben in der Samml. wissenschaftl. Vorträge geh. im großen Ständischen Saale, Wien 1858, 27 S.). Niebuhr und Mommsen waren auf diesem Gebiete seine Führer. Sehr wichtige „Emendationen zu Sallust“ lieferte er in den Wiener Sitzungsberichten, phil.-hist. Cl. Bd. 13, 1854, S. 261—292, die eine Ausgabe des Schriftstellers vorbereiteten. Diese erschien 1855 unter dem Titel: „Gai Sallusti Crispi Catilina Jugurtha ex Historiis quae exstant orationes et epistulae recognovit G. L. Ad Catilinam et Jugurtham additae sunt lectiones codicis Vaticani 3864 denuo conlati“, Vindob. 1855, und wurde 1864

neu aufgelegt. Es war eine Textausgabe, in welcher L. die von Lachmann und Ritschl aufgestellten Grundsätze der lateinischen Orthographie durchführte, und zu welcher ihm Joh. Fordhammer durch eine Collation des Vaticanus neues handschriftliches Material geliefert hatte. Das nächste Jahr brachte von ihm eine Horazausgabe (Scholarum in usum, Wien 1856) mit kritischer Praefatio, worin er den Bahnen Haupt's und Meineke's folgte. Diesem Dichter blieb er auch späterhin treu; denn als 1877 die Carolina Ferdinandea der Tübinger Universität zum 400 jährigen Jubiläum gratulirte, bildeten Linker's „Quaestiones Horatianae“, seine letzte litterarische Publication, den Inhalt der Festschrift. Von Cicero gab L. 1857 eine „Orationum Tullianarum decas“ heraus, von der indessen nur die Catilinarischen Reden erschienen sind. In der Beurtheilung Cicero's hatte sich L. schon in einer These seiner Doctordissertation an Drumann angeschlossen. Kleinere Arbeiten veröffentlichte er in den Fachblättern, wie in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien. L. huldigte in seiner Behandlung des Textes der lateinischen Autoren einer fortgeschrittenen, etwas zu radicalen Kritik, die bei Horaz weniger angebracht war als bei Sallust, in dessen Catilina er unter Zustimmung von Dietsch u. A. ein ganzes Capitel versetzte; aber er blieb dabei immer geistvoll und scharfsinnig, wie auch in seinen anregenden Vorlesungen über römische Litteraturgeschichte, seinen Sallust- und Horazinterpretationen und seinen lateinischen Seminarübungen. L. besaß eine gewinnende Persönlichkeit und einen durchweg offenen Charakter, der ihm zahlreiche Freunde gewann, besonders in den deutschgesinnten Kreisen Prags, wo er stets für die Interessen des Deutschthums nachdrücklichst eingetreten ist.

Vgl. Biograph. Jahrbuch der Alterthumskunde, hrsg. von C. Bursian V, 1882, S. 6—8 (Berlin 1883). — Eckstein, Nomenclator philolog. S. 337.

C. Haeberlin.

Linsenmann: Franz Xaver von L., katholischer Theologe, geboren am 28. November 1835 zu Rottweil, † am 21. September 1898 zu Lauterbach bei Schramberg, als erwählter und präconisirter Bischof von Rottenburg. L. absolvirte das Gymnasium in seiner Vaterstadt und studirte hierauf 1854 bis 1858 Theologie in Tübingen. 1857 löste er hier die Preisaufgabe der katholisch-theologischen Facultät über Bajus; um den Preis hatte er, bei gleich tüchtiger Arbeit, mit seinem Studiengenossen Wilhelm Reiser, dem späteren Bischof, zu loosen, dem derselbe durch das Loos zufiel. Im Herbst 1858 trat er in das Priesterseminar in Rottenburg ein und empfing daselbst am 10. Aug. 1859 die Priesterweihe. Nach zweijähriger Thätigkeit in der Seelsorge als Vicar in Oberndorf a. N. wurde er am 29. October 1861 Repetent für Dogmatik am Wilhelmsstift (dem katholischen theologischen Convict) in Tübingen, am 11. April 1867 außerordentlicher Professor an der katholisch-theologischen Facultät, für die von Professor v. Aberle abgegebene Moraltheologie, am 18. Mai 1867 Lic. theol. h. c. Im Sommersemester 1867 zu einer wissenschaftlichen Reise zum Zweck des Besuches der bedeutendsten Universitäten und Lehranstalten Deutschlands und Oesterreichs beurlaubt, begann er im Wintersemester seine Lehrthätigkeit, die sich bis 1869 auch auf die Patrologie zu erstrecken hatte. Am 25. Februar 1872 zum Dr. theol. h. c. promovirt, wurde er am 11. Juni 1872 zum ordentlichen Professor der Moral- und Pastoraltheologie ernannt. Er war ein hervorragender, sehr anregender akademischer Lehrer. 1883 erhielt er mit dem Ritterkreuz I. Classe des Ordens der württembergischen Krone den Personaladel. Im Studienjahre 1887/88 war er Rector der Universität. Am 17. Juni 1889 wurde er zum Domcapitular in Rottenburg erwählt, am 29. September eingeführt. Seit 1895 war er

auch Vertreter des Domcapitels in der zweiten württembergischen Kammer, wo er besonders für die verfassungsmäßige Genehmigung der Errichtung von Männerklöstern in Württemberg eintrat. In dieser Sache hatte er schon vorher im Auftrage des Bischofs v. Hefele, nachdem dessen Gesuch vom 30. December 1890 von der Regierung abschlägig beschieden worden war, die bedeutsame „Denkschrift über die Frage der Männer-Orden in Württemberg" verfaßt und veröffentlicht (Stuttgart 1892, 2 Auflagen). Nach dem Tode des Bischofs v. Reiser, seines langjährigen Freundes († am 11. Mai 1898), bei dessen Beisetzung am 16. Mai er die Trauerrede gehalten hatte (Rottenburg 1898), wurde L. am 20. Juli 1898 zum Bischof von Rottenburg gewählt, am 5. September präconisirt; ehe er aber die bischöfliche Weihe empfangen und den bischöflichen Stuhl besteigen konnte, starb er am 21. September 1898 zu Lauterbach bei Schramberg, wo er zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit zur Cur weilte.

Die wissenschaftliche Thätigkeit Linsenmann's war eine sehr reichhaltige und hochbedeutende; er nimmt mit derselben eine hervorragende Stelle in der Geschichte der katholischen Theologie im verflossenen Jahrhundert ein, als eine der ersten Zierden der katholischen Tübinger Schule. Entsprechend dem Fache seiner frühesten Lehrthätigkeit, bewegen sich seine ersten litterarischen Arbeiten auf den Gebieten der Dogmatik und Dogmengeschichte, der speculativen Theologie, und der Geschichte der Theologie insbesondere in der spätscholastischen und vortridentinischen Periode. Hierher gehören eine Reihe von werthvollen Abhandlungen und größeren Monographien, von denen einzelne auch noch aus der nächsten Lebensperiode Linsenmann's stammen: „Gabriel Biel und die Anfänge der Universität zu Tübingen" (Theol. Quartalschrift, 47. Jahrg. 1865, S. 195—226); „Gabriel Biel, der letzte Scholastiker, und der Nominalismus" (Theol. Quartalschrift, 47. Jahrg. 1865, S. 449—481, 601—676); „Albertus Pighius und sein theologischer Standpunkt. Ein Beitrag zur Charakteristik der vortridentinischen Theologie" (Theol. Quartalschrift, 48. Jahrg. 1866, S. 571—644); „Michael Bajus und die Grundlegung des Jansenismus. Eine dogmengeschichtliche Monographie" (Tübingen 1867); „Der ethische Charakter der Lehre Meister Eckhart's" (Programm, Tübingen 1873; mit Eckhart hatte sich L. auch schon früher in seiner eingehenden Besprechung von Jos. Bach's Meister Eckhart [Wien 1864] beschäftigt, Theol. Quartalschr., 47. Jahrg. 1865, S. 167—182); „Konrad Summenhart. Ein Culturbild aus den Anfängen der Universität Tübingen" (Festprogramm der kathol.-theol. Facultät zur 4. Säcularfeier der Universität Tübingen; Tübingen 1877; auch als Bestandtheil der „Festgabe": „Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen", Tübingen 1877). In das Lehramt der Moraltheologie führte sich L. öffentlich ein mit der akademischen Antrittsrede: „Ueber das Verhältniß der heidnischen zur christlichen Moral" (Theol. Quartalschr., 50. Jahrg. 1868, S. 387—415); bei dem Antritt der ordentlichen Professur dieses Faches hielt er am 8. August 1872 die akademische Rede: „Ueber Richtungen und Ziele der heutigen Moralwissenschaft" (Theol. Quartalschrift, 54. Jahrg. 1872, S. 529—553). Sein Hauptwerk ist das „Lehrbuch der Moraltheologie" (Freiburg i. Br. 1878), das, aus seinen akademischen Vorlesungen hervorgegangen und zunächst wieder für den akademischen Unterricht bestimmt, sich als eine „ächt wissenschaftliche, speculative und psychologische Behandlung der Moraltheologie" darstellt und „in vielfacher Beziehung eine ganz neue und geradezu originelle Auffassung und Darstellung der moraltheologischen Probleme" zeigt (A. Koch, S. 387 f.). Von hohem und bleibendem Werth sind aber auch die von L. in der Tübinger Theologischen Quartalschrift veröffent-

lichten Abhandlungen über Fragen aus dem Gebiete der Moral- und Pastoraltheologie, von denen außer den schon erwähnten noch zu nennen sind: „Untersuchungen über die Lehre von Gesetz und Freiheit“ (53. Jahrg. 1871, S. 64 bis 114, 221—277; 54. Jahrg. 1872, S. 3—49, 193—245); „Homiletische Studien“ (I. „Ueber populäre Predigtweise“, 55. Jahrg. 1873, S. 58—91; II. „Ueber apologetische Predigtweise“, 56. Jahrg. 1874, S. 282—310; 57. Jahrg. 1875, S. 179—213); „Ueber Pflichtencollision“ (58. Jahrg. 1876, S. 3—59); „Ueber Aberglauben“ (60. Jahrg. 1878, S. 23—43); „Das ethische Problem der Aufklärung“ (62. Jahrg. 1880, S. 583—628); „Schriftstellerthum und litterarische Kritik im Lichte der sittlichen Verantwortlichkeit. Ein vergessenes Kapitel aus der Ethik“ (65. Jahrg. 1883, S. 3—40, 179 bis 218, 359—406); „Die sociale Frage vom Standpunkte der Pastoraltheologie“ (66. Jahrg. 1884, S. 214—267); „Reflexionen über den Geist des christlichen Cultus“ (67. Jahrg. 1885, S. 100—140, 179—215); „Die Lotterie. Eine ethische Studie“ (68. Jahrg. 1886, S. 26—63); „Ueber Marien- und Heiligenverehrung im christlichen Kultus“ (69. Jahrg. 1887, S. 3—46, 179 bis 230); „Das ethische Problem der Strafe“ (71. Jahrg. 1889, S. 3—48, 235—286); „Zum neuen Rottenburger Katechismus“ (71. Jahrg. 1889, S. 441—461); „Ueber Gefängnißseelsorge“ (72. Jahrg. 1890, S. 400—435, 560—609); „Ueber Seelsorge in Irrenanstalten“ (73. Jahrg. 1891, S. 179 bis 217, 371—411); „Moderner und christlicher Personenkultus“ (74. Jahrg. 1892, S. 3—51). In Allem, was L. geschrieben hat, zeigt sich der Reichthum einer umfassenden theologischen, philosophischen, historischen und litterarischen Bildung, aber auch, bei allem festen Gegründetsein auf dem sicheren Boden der katholischen Tradition, die kräftige Eigenart eines geistvollen, originalen Denkers. Auch der Nichtfachmann wird aus der Lectüre seiner Arbeiten hohen geistigen Genuß und reichen Gewinn schöpfen; und wenn eine Sammlung dieser kleinen Schriften des genialen Theologen, oder wenigstens eine Auswahl derselben, bis jetzt nicht existirt, so kann der Wunsch nicht unterdrückt werden, daß eine solche noch künftig erscheinen möge. Derjenige, der L. nach dem ganzen Umfang seiner geistigen Arbeit kennen lernen will, darf, worauf auch A. Koch mit Recht hinweist, auch seine Recensionen nicht unbeachtet lassen, da insbesondere die umfangreichen in der Quartalschrift veröffentlichten Recensionen oft weit über den Charakter bloßer Bücherbesprechungen hinausgehen und in Anknüpfung an ein vorliegendes Buch eingehende und werthvolle wissenschaftliche Erörterungen bieten, sich oft zu förmlichen Abhandlungen ausdehnend. Als Rector Magnificus der Tübinger Universität hielt L. am 6. März 1888 zum Geburtsfeste des Königs die Rede: „Die sittlichen Grundlagen der akademischen Freiheit“ (Tübingen 1888). Seinem Lehrer und Vorgänger Aberle widmete er die „Worte der Erinnerung an Moriz von Aberle, Doctor und Professor der Theologie“ (Tübingen 1876). Für die Allgemeine deutsche Biographie verfaßte er die Artikel: Gehringer, Jos. (VIII, 499 f.), Hafen, Joh. Bapt. (X, 316), Hamma, Matth. (X, 478 f.), Hasselt, Joh. Leonh. (X, 762), Hessels, Joh. (XII, 313 f.), Lipp, Jos. v. (XVIII, 732—734), Longner, Ignaz v. (XIX, 155), Scharpff, Franz Anton (XXX, 599 f.). L. hinterließ Memoiren, die nach seiner testamentarischen Bestimmung erst etwa zwei Jahrzehnte nach seinem Tode veröffentlicht werden dürfen.

Anton Koch, Bischof Dr. Franz Xaver v. Linsenmann †; Theologische Quartalschrift, 81. Jahrg. 1899, S. 375—396. — Bischof Dr. Paulus Leopold Haffner, Gedächtnißrede auf den Hochwürdigsten Herrn Dr. Frz. X. v. Linsenmann, Rottenburg a. N. 1898. — Biograph. Jahrbuch, III. Bd.

1898 (Berlin 1900), S. 120 f. (R. Krauß). — Porträt: Alte und Neue Welt, 33. Jahrg. 1898/99, S. 189. Lauchert.

Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld: Franz Graf und Edler Herr zur L.-B.-W., königlich sächsischer General der Cavallerie, am 17. September 1820 zu Bautzen geboren, trat 1839 beim Gardereiterregimente in den Dienst, wurde 1847 als Oberlieutenant in das 2. Reiterregiment versetzt, 1849 Brigadeadjutant, 1851 Rittmeister, 1856 in sein Ursprungsregiment zurückversetzt, 1857 persönlicher Adjutant des Kronprinzen Albert, 1860 Major, trat 1862, wiederum als Gardereiter, in den Frontdienst zurück, rückte 1865 zum Oberst und Commandeur des Regiments auf, befehligte es im Feldzuge des Jahres 1866, wo es nicht zu activer Betheiligung an Gefechten kam, aber in tadelloser Haltung das Schlachtfeld von Königgrätz verließ, wurde bei der Neugliederung des Heeres nach dem Kriege Generalmajor und Brigadecommandeur und 1869 Commandeur der Cavalleriedivision. In dieser Stellung machte er, während des Feldzuges zum Generallieutenant aufsteigend, den Krieg gegen Frankreich mit, wohnte der Schlacht vom 18. August sowie den Kämpfen bei, die der Schlacht von Sedan vorangingen, und wurde, bald nach dem Einrücken der deutschen Heere in die Einschließungslinie von Paris, nach Norden entsandt, um den Rücken der zu dieser gehörenden Maasarmee zu decken und alle zur Pacificirung der Gegend und zur Anlegung von Magazinen erforderlichen Maßregeln zu treffen. Die ihm gestellte Aufgabe, zu deren Erfüllung ihm außer der Cavalleriedivision Truppen anderer Waffengattungen in wechselnder Stärke unterstellt waren, hat er unter schwierigen Verhältnissen erfolgreich gelöst, bis er nach dem Eintreffen der Nordarmee auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes sich deren Bewegungen anschloß, und, ohne ihrem Befehlshaber, dem General Freiherrn v. Manteuffel, und dessen Nachfolger, dem General v. Goeben, ausdrücklich unterstellt zu sein, sie bei allen ihren Unternehmungen thatkräftig unterstützte. Dazu bot ihm besondere Gelegenheit der Schlachttag von Saint-Quentin, der 19. Januar 1871. Er befehligte hier auf dem äußersten rechten Flügel 3 Bataillone, 11 Escadrons und 15 Geschütze. Die Art, wie er es that, deutet Goeben in einem Briefe an seine Gemahlin mit den Worten an: „General Graf L., der sich ausgezeichnet gemacht hat". Im J. 1874 schied er mit dem Charakter als General der Cavallerie aus dem Dienst und starb am 26. Juli 1880 zu Döberkitz in der Lausitz.

Militär-Wochenblatt Nr. 64, Berlin 1880. — Das XII. Corps im Kriege 1870/71. IV: Die Kavalleriedivision im Norden von Paris. Von Oberst z. D. von Schimpff, Dresden 1905. B. v. Poten.

Lipsius: Johann Wilhelm Constantin L., Architekt, wurde am 20. October 1832 in Leipzig als ein Sohn des im J. 1861 als Conrector der Thomasschule zu Leipzig verstorbenen Karl Heinrich Adalbert Lipsius geboren. Er gehörte einer seit langem bekannten Gelehrtenfamilie an, ergriff aber im Gegensatz zu seinen beiden Brüdern nicht einen wissenschaftlichen Beruf, sondern wandte sich dem eines Architekten zu, indem er zuerst die Baugewerkenschule und dann die Kunstschule seiner Vaterstadt besuchte. In den Jahren 1851 bis 1854 war er Schüler der Dresdener Kunstakademie und stand als solcher zunächst unter dem Einfluß des feinsinnigen, aber ängstlichen Hermann Nikolai, mit dessen Auffassung der Renaissance L. später vollständig brach. Es folgten nun Studienreisen nach Italien, wo er sich längere Zeit in Venedig aufhielt, und nach Frankreich. In Paris blieb L. ein volles Jahr und arbeitete hier in dem Atelier des Architekten Hittorf, während dieser Zeit sich auf das Eingehendste mit den

neueren Schöpfungen der dortigen Baukunst vertraut machend. Nach seiner Rückkehr nach Leipzig im J. 1856 entwickelte er bald eine ausgedehnte praktische Thätigkeit als Baumeister, wobei er sich hauptsächlich der Formen der sogenannten norddeutschen Renaissance bediente. Seine bekannteste Schöpfung aus dieser Zeit ist das gemeinsam mit einem andern Architekten (Mothes oder Rhode?) in den Jahren 1860—1861 errichtete Wohnhaus des Herausgebers der „Gartenlaube", Ernst Keil. Das erste kirchliche Bauwerk, das er ausführte, war die gothische Kirche für Wachau bei Leipzig (1866). Bald darauf leitete er die Restauration der Stadtkirche in Borna und führte zum ersten Male die innere Ausschmückung farbig durch. Bei der Concurrenz um den Rathhausbau in München im J. 1866 hatte er wenigstens den Erfolg, daß sein Entwurf gleich denjenigen von Hauberisser, Hügel, Poppe und Zenetti von der Stadt angekauft wurde. Bei dem Wettbewerb um die Börse in Chemnitz gewann er nicht nur den ersten Preis, sondern es wurde ihm auch die Ausführung dieses Baues nach seinen Plänen übertragen. Durch seine Verbindung mit begüterten und einflußreichen Leipziger Familien fielen ihm auch eine Anzahl größerer Privataufträge zu, z. B. der Umbau des Schlosses Klein-Zschocher bei Leipzig für den Baron v. Tauchnitz und später noch der Umbau und weitere Ausbau des gräflichen Hohenthal'schen Schlosses Püchau bei Wurzen, mit dem er in den Jahren 1873—1879 beschäftigt war. Der erste größere Monumentalbau, der ihm übertragen wurde, war das Johannis-Hospital an der Hospitalstraße in Leipzig. Nach seiner Vollendung im J. 1872 wurde er zum königlichen Baurath ernannt. Für seine Verdienste um die Ausschmückung der Straßen und Plätze Leipzigs beim Einzuge Kaiser Wilhelm's I. in Leipzig im J. 1876 wurde ihm der Kronenorden III. Classe verliehen. Im gleichen Jahre trat er als Director an die Spitze der Leipziger Baugewerkenschule. Bei der im J. 1877 erfolgten Ausschreibung der Pläne für den Bau der Peterskirche in Leipzig wurde sein Entwurf zwar nicht mit dem ersten Preis gekrönt, doch war seine Arbeit wenigstens insofern nicht vergebens, als der an zweiter Stelle prämiirte Entwurf des Architekten Hartel mit dem seinigen zusammengearbeitet wurde und er in Verbindung mit Hartel die Bauausführung erhielt. Er fand dabei Gelegenheit, seine Kenntnisse der französischen Gothik zu verwerthen und durch die Verschmelzung von Formen der französischen Frühgothik mit einem spätgothischen Systeme etwas ganz Eigenartiges zu schaffen. Seine letzte Arbeit, die er für seine Vaterstadt in Angriff nahm, war die 1878 begonnene und erst 1889 vollendete Renovirung der Leipziger Thomaskirche. Im Juli 1881 wurde L. zum Nachfolger seines ehemaligen Lehrers Nicolai als Professor der Architektur an die königliche Kunstakademie nach Dresden berufen. In dieser Stellung hat er fast dreizehn Jahre lang eine von seinen Fachgenossen und Schülern warm anerkannte Thätigkeit entwickelt. Er neigte einer prunkvollen Auffassung der Renaissance zu und suchte seine Schüler in diesem Sinne zu erziehen, so daß fortan „die Ausstellungen ihrer Studienarbeiten den Ausstellungen bei hervorragenden Preisbewerbungen zu gleichen pflegten und sie den fortreißenden Schwung, den Sinn für das Große und Ideale offenbarten, den L. in seinen Schülern zu erwecken verstand". Seine eigene Arbeitskraft wurde in Dresden im wesentlichen durch die ihm übertragene Planung und Ausführung des Neubaues der Kunstakademie und des Ausstellungsgebäudes auf der Brühl'schen Terrasse in Anspruch genommen. Diese Aufgabe, welche schon wegen der außerordentlichen Schwierigkeiten in den Niveauverhältnissen kaum zu bewältigen war, hat er mit einer hoch anerkennenswerthen Gestaltungskraft zu lösen sich bemüht, ohne ihrer völlig Herr zu werden. Er mußte sich daher

schon bei Lebzeiten mancherlei Anfeindungen und Angriffe gefallen lassen, hatte aber wenigstens die Genugthuung, daß der Dresdener Architektenverein, welcher anfangs gegen die Wahl des Bauplatzes Einspruch erhoben hatte, ihn zu seinem Vorsitzenden erwählte und sich damit gewissermaßen mit den von ihm für den Bau gewählten Stil, der sich viel an die Große Oper Garnier's in Paris anlehnt, einverstanden erklärte. Doch war es ihm nicht beschieden, die Vollendung seines Werkes zu erleben. Er verfiel einer schweren Krankheit und starb nach kurzer Zeit in der Nacht vom 10. zum 11. April 1894. Als Schriftsteller hat sich L. durch eine geistvolle Würdigung Semper's hervorgethan, welche unter dem Titel: „Gottfried Semper in seiner Bedeutung als Architekt" 1880 in Berlin erschien.

Ernst Fleischer, Constantin Lipsius. Rede bei der Gedächtnißfeier. Dresden (1894). — Bernh. Kühn, Rede beim Begräbniß des Königl. Baurathes Johann Wilhelm Constantin Lipsius in Dresden. Leipzig 1894. — Dresdener Rundschau, 3. Jahrg. Dresden 1894, Nr. 16. — Illustrirte Zeitung, Nr. 2652. Leipzig 1894, Bd. 102, S. 454. — Die Kunst für Alle, 9. Jahrg. 1893—1894. München 1894, S. 237, 257—264, 274.

H. A. Lier.

Lipsius: Richard Adelbert L., hervorragender protestantischer Theolog des 19. Jahrhunderts, ist geboren am 14. Februar 1830. In den Charakteren seiner Eltern und Großeltern, wie er selbst sie gezeichnet hat, finden wir bereits die wesentlichen Züge seiner Individualität vorgebildet, wie er auch in der Wahl des theologischen Berufs eine Tradition innehält, mit der bereits der Urgroßvater begonnen. Der Vater des Urgroßvaters war Landwirth und hatte in der Nähe von Sommerfeld im Kreise Krossen eine Pachtung. „Durch ihn ist, wie es scheint, die Familie von auswärts nach der Lausitz verpflanzt worden", bemerkt Richter (s. u.), unter der Hinzufügung, daß die latinisirte Namensform auf einen gelehrten Beruf früherer Vorfahren hinzudeuten scheine, jedoch nicht auszumachen sei, ob ein Zusammenhang mit dem berühmten holländischen Philologen Justus Lipsius bestehe. Der Urgroßvater M. Christian Gottlob L., geboren 1740, † 1810, war Pfarrer zu Gießmannsdorf bei Luckau in der Niederlausitz. Von dem Großvater, dem M. Adolf Gottfried Wilh. L., der, nachdem er den Plan, Universitätslehrer zu werden, aufgegeben, ebenfalls Geistlicher wurde und 1841 als Oberpfarrer zu Bernstadt i. d. Oberlausitz starb, hören wir, daß unermüdliche Pflichttreue, große Arbeitskraft, reges gelehrtes Interesse, gründliche Kenntnisse vor allem auf dem Gebiete des classischen Alterthums, logische Schärfe, pädagogisches Geschick, das er an seinen beiden Söhnen und an fremden Knaben bethätigte, und frischer Humor ihn auszeichneten. Von der rationalistischen Kritik am Dogma war er nicht unberührt, aber, wie ihn persönlich ein warmes religiöses Gefühl und eine tiefe Verehrung für die Person Christi beseelte, so hielt er auch auf die Beobachtung altehrwürdiger christlicher Sitte in seinem Hause. In dieser lebhaften praktischen Frömmigkeit begegnete er sich mit der eigenthümlichen Sinnesweise seiner Frau. Sie stammte aus dem Hannoverschen und war eine Schwester des Dichters geistlicher Lieder Garve; ihre Erziehung hatte sie in der Brüdergemeinde genossen; mit Herrnhut, wo sie selbst als Erzieherin eine Zeitlang thätig gewesen, blieb sie dauernd in Verbindung. Es war eine innig fromme, feinsinnige, mit der damaligen Litteratur, besonders der erbaulichen, wohlvertraute, aber von aller Sentimentalität und salbungsvollen Manier freie Frau, die ebenfalls der geistigen Bildung der Söhne sich sehr annahm und die dann auch auf den Enkel, unseren L., vor allem wol in der Zeit, als sie seinem Vater das Hauswesen führte (1845—1849), eine nicht unbedeutende Wirkung ausgeübt hat.

Während nun der ältere der beiden Söhne, Gustav, später Amtsnachfolger des Vaters, vor allem dessen Geistesart erbte, war der jüngere, Adelbert, der Vater unseres L., geboren 1805, mehr nach der Mutter geartet. Es war eine stille, sinnige Persönlichkeit, von großer Milde und Bescheidenheit. Dazu aber kam als Erbtheil vom Vater eine starke wissenschaftliche Begabung, großes pädagogisches Talent, schlichte Geradheit, strenge Wahrhaftigkeit und Charakterfestigkeit, Ausharren in der Erfüllung der Pflicht auch unter schwersten Leiden. Er widmete sich ebenfalls den theologischen und philologischen Studien und zwar in Leipzig, ward 1826 dort Collaborator an der Thomasschule und habilitirte sich 1827 in der philosophischen Facultät für biblische Exegese. Jedoch zwangen ihn Mangel an äußeren Mitteln, alsbald die Stelle eines Conrectors am Gymnasium zu Gera anzunehmen. Ueber vier Jahre wirkte er dort, dann, 1832, kehrte er für immer an die Thomasschule in Leipzig zurück; April 1861 erlebte er die Auszeichnung, zum Rector dieser Schule ernannt zu werden, doch schon am 2. Juli desselben Jahres rief ihn der Tod aus seiner Wirksamkeit ab. Als Schulmann war seine Bedeutung allgemein anerkannt; seine ausgedehnten und ungemein gelehrten und gründlichen Studien üaer die biblische Gräcität, besonders über die Septuaginta zu einem völligen Abschlusse zu bringen, hinderte ihn der Tod; nur Einzeluntersuchungen sind erschienen, z. Th. aus seinem Nachlasse von seinem ältesten Sohne herausgegeben. Bald nach seiner Uebersiedlung nach Gera hatte er seinen Hausstand gegründet mit Juliane Molly Rost, der ihm gleichaltrigen, an Bildung des Geistes wie des Gemüths gleich hochstehenden Tochter des ebenso geistreichen und gelehrten, wie jovialen Rectors der Thomasschule, und in Gera ward ihm auch sein erstes Kind, ein Sohn, unser L., geboren. Neben diesem wuchsen dann noch zwei Söhne und eine Tochter heran, die ebenfalls nachmals Hervorragendes geleistet haben, Constantin, † 1894 als Professor der Baukunst an der Dresdener Kunstakademie, Hermann, Professor der classischen Philologie in Leipzig, und Marie, bekannt als Musikschriftstellerin unter dem Namen La Mara.

Den ersten Unterricht empfing L. in einer Privatschule zu Leipzig und dann während eines für seine Entwicklung sehr bedeutungsvollen Jahres im Bernstädter Pfarrhause durch den Großvater. October 1841 trat er in die Quarta der Thomasschule ein. Von da ab ist es vor allem der Vater, der die Bildung des Sohnes leitet und ihn namentlich zu logischer Strenge, zu Bestimmtheit und Schärfe des Denkens erzieht. Tagebücher, die der Knabe mit einigen Unterbrechungen vom 7.—15. Lebensjahre geführt, offenbaren eine überraschende geistige Reife, Klarheit des Ausdrucks, eindringende und umfassende Beobachtung, Vielseitigkeit der Interessen, Umsicht und Gewissenhaftigkeit in allem Thun, auch dem kindlichen Spiele, ein zartes, theilnehmendes Gemüth. Die oftmals durchbrechende muthwillige Fröhlichkeit weicht freilich bald einer vorwiegend ernsten Stimmung, wie sie durch den jähen Tod des Vatersbruders und vor allem durch das nach langem, schweren Siechthum erfolgte Ableben der Mutter, die dem Knaben in seinem zwölften Jahre geraubt ward, veranlaßt war. Letzteres Ereigniß bestärkte ihn in dem Entschlusse, dem Studium der Theologie sich zu widmen. Eine sehr tiefgehende Vorbereitung hierfür bot der Religionsunterricht des Vaters. Die „Bibelkunde“ in Quarta und Tertia führte nicht nur durch die Lectüre in den Inhalt der neutestamentlichen Schriften, besonders der Paulinischen Briefe ein, sondern orientirte auch über den Werth ihres Lehrgehaltes und über litterarhistorische Fragen; außerdem wurden in Tertia auch die dogmatischen und ethischen Hauptbegriffe des Christenthums behandelt. In Secunda und Prima hielt der Vater „exegetische

Vorträge" über ausgewählte Abschnitte des griechischen Neuen Testaments. Ward hier bei aller ungesuchten Erhebung, die von der jeder salbungsvollen Wortmacherei abholden, aber religiös-sittlich ernsten und würdigen Persönlichkeit des Lehrenden ausging, doch das bloß Erbauliche streng ferngehalten und lediglich der Zweck wissenschaftlicher Bildung verfolgt, so waren die Vorbereitungsstunden für die Confirmation, die der Vater von L. viele Jahre hindurch leitete und die er auch dem Sohne ertheilte, wie dieser sagt, „Stunden heiliger Weihe im höchsten Sinne des Wortes und sind für viele seiner ehemaligen Schüler der Anstoß zu einer ewigen Bewegung geworden". Väterliche Anregung und Leitung machen sich aber nicht nur im allgemeinen in der Richtung des Sohnes auf streng wissenschaftliche theologische Arbeit geltend, sondern auch im besonderen in der tiefgehenden philologischen Basirung seines späteren Forschens wie vor allem in seinem theologischen Standpunkte. Namentlich in der letzten Periode seines Lebens ist die Uebereinstimmung mit der Denkweise des Vaters eine auffallende. Dieser vertrat gegenüber der Unterordnung unter den Buchstaben der Ueberlieferung die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und war ein Gegner der wiederaufgelebten engherzigen Orthodoxie; das Wesen des Christenthums erblickte er aber nicht in gewissen geoffenbarten Wahrheiten und Geboten, sondern darin, daß es eine That Gottes zur Erlösung der Sünder sei; herrnhutisches Erbtheil war es, wenn er überall die Person des Erlösers in den Mittelpunkt stellte und eine tiefe Auffassung von der Macht der Sünde hatte. Daß das Wesentliche des Christenthums mit den Resultaten des vernünftigen philosophischen Denkens im Einklang stehe, davon aber war er wiederum überzeugt, und er forderte auch für den Unterricht, daß die christlichen Lehren nicht nur durch den Hinweis auf die Autorität der heil. Schrift, sondern auch irgendwie rational, durch den Nachweis, daß sie nothwendige geistige Bedürfnisse des Menschen befriedigten, begründet würden. In dem humanistischen Theologen Melanchthon mit seiner ernsten Wissenschaft und seiner einfachen praktischen Frömmigkeit, seiner Glaubensfestigkeit und zugleich versöhnlichen Milde erblickte er sein Vorbild; in gewissem Sinne einer Ehrenrettung Melanchthon's gewidmet war auch der letzte Vortrag, den unser L. vor einem gemischten Publicum gehalten. Auch das Verhältniß des Vaters zu den philosophischen Systemen der neueren Zeit, das gegenüber dem Pantheismus der Schelling-Hegel'schen Speculation ablehnend, dem ethischen Ernste der Kantischen und Fichte'schen Lehre zugeneigt war, hat der Sohn auf der Höhe seiner Entwicklung getheilt. Ostern 1848 bezog L. die Universität Leipzig. Bereits noch als Thomasschüler, danach als Student, indem er sich der Burschenschaft mit Eifer anschloß, nahm er, wie er das zeitlebens gethan, lebhaft Antheil an politischen Fragen. Damals waren es die revolutionären, republikanischen Ideen, die ihn ergriffen hatten, allerdings geadelt durch die nationale Begeisterung und ein ethisches Pathos. Seine Gefühle legte er, der schon früher bei anderen Anlässen daheim und in der Schule seine dichterische Kunst bewährt hatte, nieder in einer Reihe von warmglühenden, schwungvollen Gedichten, in denen bereits der tapfere, kampfesmuthige und kampfesfreudige Sinn des Mannes sich ankündet, die aber auch zum ersten Male den sarkastischen Zug seines Wesens hervortreten lassen (vgl. Richter). Wie die Vorrede zu seiner Erstlingsschrift beweist, hat er sehr bald jene revolutionären Gedanken, alle Uebertreibungen des Freiheitsstrebens verurtheilt, mochte ihm auch die Art der Reaction nicht beifallswerth erscheinen.

Neben seiner thätigen Antheilnahme am studentischen und politischen Leben ging doch eine eifrige wissenschaftliche Arbeit her. Außer dem eigent-

lichen theologischen Fachstudium betrieb L. Philosophie, orientalische und classische Philologie. Seine akademischen Lehrer waren Theile, Anger, Tuch, Winer, Niedner, Fricke und Liebner; dazu kommt, wenn auch wol erst seit der Candidatenzeit, die nahe Beziehung zu dem Philosophen Weiße. 1851 bestand L. die theologische Staatsprüfung mit der ersten Censur, die seit langem nicht ertheilt worden war, 1853 erfolgte die Promotion zum Dr. phil., 1855 die Habilitation an der theologischen Facultät zu Leipzig. Während seiner dortigen sechsjährigen akademischen Lehrthätigkeit, der aus materiellen Gründen die Ertheilung von Unterricht an höheren Mädchenschulen zur Seite ging, die ihn aber auch seit 1856 als Frühprediger auf die Kanzel der Universitätskirche führte, erstreckten sich seine Vorlesungen vorwiegend auf das Gebiet der Kirchen- und Dogmengeschichte mit Einschluß der Geschichte der neuesten Theologie und Religionsphilosophie; anfangs las er auch exegetische Collegien, am Ende betritt er das systematische Fach; eine exegetisch-historische Gesellschaft leitet er vom Sommersemester 1858 an. Ebenso liegt das Gewicht seiner litterarischen Wirksamkeit durchaus auf historischem Felde und zwar auf dem Gebiete der ältesten Geschichte des Christenthums. 1853 erschien sein erstes litterarisches Werk, „Die paulinische Rechtfertigungslehre", seinem Vater gewidmet und begleitet von einem die theologische Selbständigkeit des jungen Verfassers hervorhebenden Vorworte Liebner's. Die mit einer Betrachtung der allgemeinen politischen und kirchlichen Lage anhebende, über den principiellen Standpunkt des Verfassers sich äußernde, eine energische Sprache führende Vorrede von L. wie die, was damals auch von sachlichen Gegnern hervorgehoben ward, durch straffe Gedankenführung und umsichtige Sorgfalt ausgezeichnete, freilich den exegetischen Stoff zu Gunsten der eigenen dogmatischen Theorie pressende Abhandlung selbst zeigen, daß L. hier in den Bahnen der Vermittlungstheologie sich bewegt. Gegenüber dem Rationalismus, aber auch gegenüber der strengen, der reinen Repristination huldigenden Schrift- und Symbolgläubigkeit begrüßt er die „neue gewaltige theologische Richtung, die dem positiv-christlich-kirchlich-spekulativen Denken Rechnung trägt und den alten dogmatischen Stoff neu zu beleben und denkend zu durchdringen sucht, wie sie von Schleiermacher erstmals angebahnt, jetzt von Männern wie Neander, Nitzsch, Lücke, Ullmann, Twesten, Liebner, Dorner, Martensen u. A. vertreten wird". Von der Tübinger Schule und der Bedeutung ihrer Leistungen spricht er sehr achtungsvoll, aber er steht ihr doch kühl und ihren Ergebnissen in der Hauptsache ablehnend gegenüber, dagegen verweist er auf Ritschl's Buch „Die altkatholische Kirche", das er neben Neander's „Apostolischem Zeitalter" unter den Schriften, die gegen die Tübinger Ansichten polemisiren, insbesondere benützt habe. Bezüglich des Gegenstandes selbst will L. den Nachweis führen, daß bei Paulus die Rechtfertigung nicht nur Gerecht e r k l ä r u n g des Menschen, sondern zugleich und primär Gerecht m a c h u n g, gnadenweise Schaffung eines neuen ethischen Lebenszustandes bedeute. Nachdem L. 1854 in den „Studien und Kritiken" einen Aufsatz über den ersten Thessalonicherbrief veröffentlicht und, in der Begründung einer Anregung Ritschl's folgend, die Echtheit dieses Briefes vertreten hatte, erschien 1855 die in vorzüglichem Latein geschriebene Habilitationsschrift „De Clementis Romani epistola ad Corinthios priore disquisitio", eine nach dem Urtheile Volkmar's, Harnack's und H. Lüdemann's bleibend werthvolle Arbeit, die die traditionelle Annahme über Zeit und Verfasser zu rechtfertigen suchte und in der römischen Gemeinde die Herrschaft eines bereits über den paulinisch-judenchristlichen Gegensatz erhabenen religiösen Standpunkts constatirte. Auch die Thesen, die er zwecks seiner Habilitation vertheidigte, boten eine Reihe Aufstellungen, die der Baur'schen Kritik be-

gegnen sollten. Der letzten der Thesen, die in der Nachfolge Bunsen's die Echtheit wenigstens der drei syrischen Ignatiusbriefe behauptete, hat L. in den Jahren 1856 und 1859 zwei gründliche Abhandlungen gewidmet. (Später allerdings hat er diese Annahme zu Gunsten derjenigen der Unechtheit sämmtlicher Ignatianen und ihrer Ansetzung im 7. oder 8. Jahrzehnt des 2. Jahrhunderts aufgegeben.) L. hat in vielen anderen Einzelpunkten auch nachmals eine von der Baur'schen abweichende, zumeist diese ermäßigende Auffassung vertreten; er hat, ganz abgesehen davon, daß er die rein immanente geschichtsphilosophische Betrachtung nicht theilte, vor allem im allgemeinen ihm gegenüber an der schon in der Habilitationsschrift ausgesprochenen, ihn an die Seite Ritschl's stellenden Anschauung festgehalten, daß der Ausgleich der urchristlichen Gegensätze mindestens theilweise früher stattgefunden habe, daß ein allerdings nicht voll verstandener, an der Spitze abgebrochener und judenchristlicher Position entgegenkommender Paulinismus die Grundlage der altkatholischen Kirche gebildet habe, daß die die apostolische und nachapostolische Zeit bewegenden Kräfte vielgestaltiger waren, nicht aufgingen in den beiden Mächten des Judenchristenthums und Paulinismus, endlich, daß von einer absichtlichen, bewußten Vermittlung nicht zu sprechen sei. Andrerseits ist er nicht nur damals wie später Ritschl'schen Uebertreibungen in der Kritik Baur's entgegengetreten, indem er sich nicht zur Behauptung einer gänzlichen Einflußlosigkeit des Judenchristenthums verstehen konnte, er hat nicht nur bestimmte, sehr wichtige Baur'sche Ansichten aufgenommen, sondern seit etwa 1857 zu 1858 macht sich — Zeugniß sind dafür vor allem die übrigens eine ungemeine Sachkenntniß bekundenden und den Gegenstand wissenschaftlich fördernden Recensionen, die L. für das Literarische Centralblatt und auch für die Protestantische Kirchenzeitung schrieb — im allgemeinen eine Annäherung an Baur insofern bemerkbar, als er unter Aufgabe des vermittlungstheologischen und für eine „rückläufige Bewegung" (diesen Ausdruck gebraucht er selbst) interessirten Standpunkts eine traditionellen Annahmen gegenüber völlig freie und unbefangene Stellung einnimmt, sowie Baur's führende Stellung auf dem Gebiete der historisch-kritischen Theologie anerkennt und sich zu dem Geiste der an keine dogmatischen Vorurtheile gebundenen, die für die Profangeschichte allgemein als gültig anerkannten Principien auf die historische Behandlung des Urchristenthums anwendenden Forschung, wie ihn Baur vertrete, bekennt. (Vgl. auch den vorzüglichen, anonym erschienenen Artikel von L. über F. Chr. Baur und die Tübinger Schule in: Unsere Zeit, VI. Bd. 1862, und seinen Aufsatz über die Zeit des Irenäus von Lyon und die Entstehung der altkatholischen Kirche in Sybel's Historischer Zeitschrift, Bd. 28, S. 241—95; 1872.)

Von einem Baur'schen allgemeinen Gesichtspunkte und von seinen Anregungen ausgehend, aber dann das Problem vertiefend und in neuer Weise lösend treffen wir L. in dem 1860 erschienenen Buche „Der Gnostizismus, sein Wesen, Ursprung und Entwicklungsgang", zunächst als ein Artikel für Ersch und Gruber's Encyklopädie bestimmt, für welches Werk er schon vorher einige weniger umfangreiche Artikel geliefert hatte. Er erkennt mit Baur die Bedeutung und das innere Recht der Gnosis für die Kirchengeschichte darin, daß hier zum ersten Male das Christenthum nicht nur als Heilsprincip, sondern zugleich als Weltprincip erfaßt sei. Ihr charakteristisches, sie von den analogen Versuchen der Apologeten und Alexandriner unterscheidendes Wesen aber vermag er nicht wie Baur in dem Dualismus zwischen Geist und Materie, auch nicht mit Hilgenfeld in der Unterscheidung des Weltschöpfers vom höchsten Gott zu erkennen, sondern in einer umfassenderen und doch auch

wiederum bestimmteren Formulirung faßt er es, Andeutungen Niedner's aufnehmend, diese aber erst zur Klarheit und Einfachheit führend als eine solche Hochschätzung des Wissens vor dem Glauben, wodurch letzterer seiner ihm im Christenthum zukommenden Bedeutung schließlich völlig entkleidet werde; hieraus lasse sich sowol das ungezügelte Eindringen außerchristlicher Elemente, wie auch die mythologische Darstellungsform des speculativen Inhalts der Gnosis begreifen; ebenso lasse sich von dieser Wesensbestimmung aus, indem man auf den Grad der Ueberschätzung des Wissens achte, ein innerer Entwicklungsgang der gnostischen Meinungen nachzeichnen und eine nicht bloß das Princip des räumlichen und begrifflichen Nebeneinander, sondern, worin Hilgenfeld erstmalig vorangegangen, das Princip des Nacheinander befolgende Eintheilung gewinnen. Als im Hinblick auf die gegenwärtige Problemstellung bedeutungsvoll sei noch erwähnt, daß L. gegenüber einer zu starken Betonung des hellenisch-philosophischen Elements in der Gnosis auf die Wichtigkeit des orientalisch-religiösen Elements namentlich für den Ursprung der Gnosis hinweist, während allerdings der primär religiöse Charakter der Gnosis gegenüber einer Betrachtung derselben als philosophischer Erscheinung noch nicht erkannt ist. Ein Jahr vor Erscheinen dieser Arbeit, 1859, war L. zum außerordentlichen Professor ernannt worden, während ihn bereits 1858 die in Anbetracht seiner Jugendlichkeit ungewöhnliche Auszeichnung zu Theil geworden war, daß ihn die theologische Facultät von Jena beim 300jährigen Jubiläum der Universität, das er als Gast des seinem väterlichen Hause befreundeten und auch für die Bildung seines theologischen Standpunkts bedeutsamen Professors Rückert mitfeierte, zum Ehrendoctor der Theologie ernannte.

Im J. 1861 erfolgte die entscheidende Wendung in Lipsius' akademischer Laufbahn. Er erhielt, während man auch in Preußen daran dachte, ihn zu gewinnen, einen Ruf nach Wien. Sein Abschied von Leipzig fiel zusammen mit dem schweren Schlage, der ihn im Juli durch den Tod seines Vaters traf. Bis zuletzt hatte er mit diesem in häuslicher Gemeinschaft gelebt; in der zweiten Gattin desselben, der Cousine der ersten Frau, Lina Wohlfahrt aus Plauen, hatte er eine treusorgende Mutter gefunden, mit der er bis zu deren nur wenige Jahre vor dem eigenen Hingange erfolgten Tode in vertrautester Geistesgemeinschaft gelebt hat. Am Grabe des Vaters legte er das feierliche Gelübde ab, in seinem Sinne und Geiste auch bis an sein eigenes Ende wirken zu wollen. Mit dem Beginne des Wintersemesters trat er ein in die Wiener evangelisch-theologische Facultät als ordentlicher Professor der evangelischen Dogmatik und Symbolik Augsburger Confession, sowie der christlichen Ethik, neben welchen Fächern er noch Encyklopädie und theologische Litteraturkunde las. Er eröffnete seine Wirksamkeit mit einer Rede über das Princip des Protestantismus, worin er bereits die Ansicht aussprach, die Unterscheidung zwischen Material- und Formalprincip sei erst neueren Datums, sie stamme aus dem 18. Jahrhundert. (Er hat dann dem Ergebnisse der später von Ritschl angestellten Forschung zugestimmt, wonach sie erst im 19. Jahrhundert zu constatiren sei.) Der Uebersiedlung nach Wien folgte die Gründung seines Hausstandes, indem er seine frühere Schülerin, Laura Parchwitz, mit der er sich bereits in Leipzig verlobt hatte, als Gattin heimführte. Der an L. auch später immer wahrzunehmende Drang, neben der Thätigkeit als Forscher mit energischer und freudiger Hingabe auch theilzunehmen an der Verfolgung praktischer Ziele, an der Lösung von Aufgaben, wie sie das öffentliche, vor allem das kirchliche, aber auch das staatliche Leben stellt, zugleich seine hervorragende Begabung nach dieser Richtung hin, sein organisatorisches Talent,

dies begegnet uns nun alsbald, nachdem er in einen Wirkungskreis eingetreten war, wo die Gelegenheit zu solcher Bethätigung und die Möglichkeit, seinen Einfluß geltend zu machen, gegeben waren.

Sein Eintritt in die Facultät fiel in eine Zeit, in der durch kurz vorher erfolgte freiheitliche gesetzgeberische Maßnahmen sowol das politische wie das evangelisch-kirchliche Leben Oesterreichs sich in einem hoffnungsvollen Aufschwunge befand, in der die Regierung auch für die Hebung der evangelisch-theologischen Facultät lebhaften Eifer zeigte. Die Facultät ihrerseits strebte die Abschaffung des besonders für die Stipendiaten sehr lästigen Studienzwangs und eine Reform ihrer Einrichtungen nach dem Muster der deutschen Universitäten an; die Mitarbeit von L. an der Verfolgung dieser Aufgaben war sehr lebhaft. Aber auch dem gesammten österreichischen Unterrichtswesen kam seine Kraft zu gute, indem er seit 1863 Mitglied des k. k. Unterrichtsrathes ward. Vor allem jedoch entfaltete er im Interesse der evangelischen Kirche Oesterreichs eine rege Thätigkeit. Unter seiner hervorragenden Mitwirkung kam es zur Gründung der „Protestantischen Blätter für das evangelische Oesterreich", deren Mitherausgeber und Mitarbeiter er ward. Sodann war er Mitglied der ersten Generalsynode, die März 1864 zusammentrat und über die Gestaltung der Kirchenverfassung zu berathen hatte, und zwar als Vertreter der theologischen Facultät in der lutherischen Synode, während sein College Böhl dies Amt in der reformirten Synode versah. L. nahm u. a. auch in der Thätigkeit eines Berichterstatters bedeutungsvollen Antheil an den Verhandlungen. In seinen der „Protestantischen Kirchenzeitung" gelieferten Referaten über die Synode erklärt er bezüglich ihres Ergebnisses, daß ihm ein entschiedeneres Vorgehen, ein Hinausgehen über das, was die vorläufige Kirchenverfassung von 1861 gewährt, besser behagt habe; er zeigt sich hier, wie dann auch in Schleswig-Holstein, als ein sehr entschiedener Verfechter der kirchlichen Selbstverwaltung, die ja auch in verhältnißmäßig weitgehendem Maße in Oesterreich erreicht ward. In die Wiener Zeit fällt aber auch eine bahnbrechende wissenschaftliche Leistung; sie liegt vor in dem 1865 erschienenen, der theologischen Facultät von Jena als Dank für die Doctorirung gewidmeten Werke „Zur Quellenkritik des Epiphanius". Obgleich, wie L. in der Widmung erklärt, eigene Neigung wie äußerer Beruf ihn seit mehreren Jahren auf das systematisch-theologische Arbeitsfeld geführt haben, bleibt er doch zunächst noch, soweit größere Arbeiten in Betracht kommen, auf dem Gebiet, das er von Anfang an eingeschlagen. Seine Untersuchungen über den Gnostizismus hatten ihm das Bedürfniß nach Beschaffung einer gesicherten Quellenunterlage für die Erforschung der ältesten Kirchengeschichte nahegelegt. In der genannten, von souveräner Stoffbeherschung und glänzendem Scharfsinn zeugenden Schrift führt er nun den Nachweis, daß die Ketzerverzeichnisse von Epiphanius, Pseudotertullian und Philastrius eine zusammengehörige Gruppe bilden und auf eine gemeinsame Quelle hinweisen, nämlich auf das von Photius erwähnte Syntagma des Hippolyt gegen alle Häresien, womit diese bis dahin für gänzlich verloren erachtete werthvolle Quelle der Wissenschaft wiedergegeben war. Hippolyt sodann habe seinerseits wenigstens nicht vor allem und als eigentlichen Leitfaden Irenäus benützt, sondern beiden habe als Quelle die Ketzerbestreitung des Justin vorgelegen, welch letztere L. zu reconstruiren suchte. Diesen Rückgang bis zu Justin hat er in einer 1875 aus Anlaß von Einwendungen Harnack's erschienenen Schrift „Die Quellen der ältesten Ketzergeschichte" aufgegeben, in der Hauptsache aber fand er durch die erneute Untersuchung seine frühere Auffassung bestätigt.

In demselben Jahre, 1865, erhielt L. — „vermuthlich durch Freiherrn

v. d. Gabelentz, den österreichischen Statthalter in Holstein" (Stölten) — einen Ruf nach Kiel. Obgleich der Minister v. Schmerling das Bleiben von L., trotz dessen entschieden freisinnigen Standpunkts, dringend wünschte und sich ernstlich bemühte, ihn zu halten, obgleich auch diesem selbst das Scheiden von Wien schwer ward, so war es doch die Verstimmung über die auch für die evangelische Facultät nachtheilige ungünstige Wendung der allgemeinen Verhältnisse in Oesterreich, die Versagung mancher Wünsche der Facultät, besonders desjenigen, daß sie der Wiener Universität eingegliedert werde, und demgegenüber die Aussicht auf angenehmere collegialische Verhältnisse und die Möglichkeit, wieder an eine deutsche Universität zu kommen, wodurch er bestimmt ward, dem Rufe Folge zu leisten. Herbst 1865 übernahm er als Nachfolger Fricke's die ordentliche Professur der systematischen Theologie an der Kieler Universität. Seine Lehrthätigkeit erstreckte sich aber nicht nur auf die Disciplinen seines Fachs, sondern er las auch gelegentlich neutestamentliche Exegese, sowie Geschichte des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters. Die litterarische Hauptarbeit, die während der Kieler Zeit erschien, ist wiederum der Lichtung eines dunklen Gebiets der ältesten Kirchengeschichte gewidmet und steht im Zusammenhange mit seinen gnostischen Studien und dem Aufsuchen von sicheren Daten für die Ketzergeschichte. Es ist die seinem Wiener Freunde Roskoff und seinen Kieler Freunden v. Gutschmid, dem er schon in Leipzig nahegetreten, und Nöldeke gewidmete „Chronologie der römischen Bischöfe bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts", 1869 erschienen, der bereits das Kieler Programm, „Die Papstverzeichnisse des Eusebius und der von ihm abhängigen Chronisten" 1868 vorangegangen war. Nachdem Mommsen durch eine Untersuchung des Papstverzeichnisses bei dem Chronographen von 354 zum ersten Male die Beseitigung der bis dahin bezüglich der Zahlen der ältesten Papstgeschichte herrschenden völligen Unklarheit begonnen hatte, nahm L. diese Arbeit in umfassendster Weise auf, indem er u. a. auch unter Beschaffung handschriftlichen Materials alle, die griechischen und lateinischen Quellen, einer Untersuchung unterzog und durch Aufzeigung ihres Verwandtschafts- und Abhängigkeitsverhältnisses das Quellenproblem vereinfachte; über Mommsen herausgehend, stellte er die Vorgestalt des älteren, vermuthlich von Hippolyt herrührenden Theils des Liberianischen Katalogs her; ebenso gelangte er auch bezüglich des liber pontificalis zu Ergebnissen über ursprüngliche Bestandtheile und Quellen. Das Resultat der Quellenprüfung war, daß wir erst von Xystus, ja in größerem Maßstabe erst von Pontianus an mit sicheren Daten rechnen können. Im Frühjahr 1871 veröffentlichte L. als Festgruß zum 50jährigen Jubiläum der Wiener evangelisch-theologischen Facultät die kleine, aber sehr werthvolle Abhandlung über die Pilatusacten; er stellte fest, daß die Grundschrift derselben erst zwischen 326 und 376 verfaßt sei, der dann eine ursprünglich gnostische, aus der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts stammende gnostische Schrift über die Höllenfahrt Christi und die Befreiung der in Satans Gewalt gehaltenen Seelen in kirchlicher Umarbeitung hinzugefügt sei, daß also im Gegensatze zur Annahme v. Tischendorf's eine Ergänzung unserer Kenntniß der Leidensgeschichte Jesu und ein Beweis für das Vorhandensein des vierten Evangeliums bereits am Anfange des 2. Jahrhunderts durch jene Acten nicht geboten werden. Eine neue Ausgabe dieser Schrift 1886 brachte Zusätze und Berichtigungen, die Ergebnisse der Untersuchung hingegen hatten sich dem Verfasser aufs neue bewährt.

Zwar erst im Jahre nach dem Weggange von Kiel, 1872, erschienen, doch während der Kieler Zeit geschaffen und dort noch vollendet ist ein weiteres höchst bedeutsames Werk, das eine und zwar die vom allgemeinen

Standpunkt aus wichtigste Frage der ältesten Papstgeschichte herausgreift, um die schon in der Chronologie gegebene Antwort des näheren zu begründen, „Die Quellen der römischen Petrussage, kritisch untersucht“. (Dem Kieler Collegen Thomsen gewidmet.) Ansichten der Tübinger Schule, vor allem Baur's Hinweis auf die Simonsage der clementinischen Litteratur als Quelle der römischen Petrussage, sind es, die sich hier für L. auf Grund selbständiger und großangelegter Prüfung eines z. Th. bisher noch nicht ausgebeuteten Materials als richtig erproben. Die ebionitischen, die katholischen und die gnostischen Acten sind Gegenstand der Untersuchung, vor allem unterwirft er die pseudoclementinischen Homilien und Recognitionen, deren älteste, scharf antipaulinische Tendenz tragende, Grundschrift längere Zeit vor Mitte des 2. Jahrhunderts entstanden sei, und die katholischen Acten des Petrus und Paulus einer eindringenden quellenkritischen Analyse. Als älteste Gestalt der römischen Petrussage stellt sich die dem antipaulinischen Judenchristenthum entstammende Sage heraus, die den Petrus als Bekämpfer des unter der Maske des sagenhaften Magiers Simon dargestellten Apostels Paulus nach Rom bringt; erst abhängig hiervon, als Gegenstück hierzu, hat dann die werdende katholische Kirche, die auf Petrus und Paulus sich gründete, beide Apostel im Leben und Sterben brüderlich zusammengestellt. Wenn man den Umfang und die besondere Schwierigkeit dieser Arbeiten, denen sich übrigens noch mehrere auf gleichem Felde sich bewegende Zeitschriftenartikel anreihten, bedenkt, muß man staunen, daß L. während der Kieler Jahre nicht nur Zeit fand, auch einige werthvolle, dem systematischen Gebiete angehörende Abhandlungen zu veröffentlichen, sondern daß er vor allem — und eine dieser systematischen Arbeiten steht damit im Zusammenhange — eine führende Stellung in erregten kirchlichen Kämpfen einnahm, und auch die damalige politische Umwälzung seine Bemühungen beanspruchten. Als Student hatte er den Freiheitskampf der Schleswig-Holsteiner mit seinem Liede begleitet, von Wien aus hatte er mit anderen Professoren und mit Geistlichen einen Brudergruß ebendahin gesandt, in dem die Forderung der „Kreuzzeitung“ an die Schleswig-Holsteiner, sich der Dänenherrschaft zu unterwerfen, auf das schärfste gebrandmarkt wird. In Kiel war er zunächst, wie dies auch die Stimmung der Universität und der Mehrzahl der Schleswig-Holsteiner überhaupt war, ein Anhänger des Herzogs Friedrich von Augustenburg; er hat aber dann, obgleich er, wobei wol auch Familientraditionen mitwirkten, dem specifischen Preußenthum stets wenig geneigt gegenüberstand, in der Erkenntniß, daß die Annexion der Herzogthümer durch Preußen dem Interesse des deutschen Vaterlands diene, sich nicht bloß für seine Person bereitwillig in die Neuordnung der Verhältnisse gefügt, sondern auch auf Andere beruhigend und versöhnend zu wirken gesucht; er hat auch an Stelle des damaligen Rectors, der das Rectoramt niederlegte, als Decan der theologischen Facultät die Abordnung der Universität nach Berlin geführt und die Ansprache an den König gehalten.

In den nun folgenden Verhandlungen und Kämpfen, die die durch die staatliche Veränderung erforderte Neuregelung der kirchlichen Verhältnisse der Elbherzogthümer mit sich brachte, vertrat er den Standpunkt, daß die Union sowie irgend eine Vereinigung mit der gesammten Kirche Preußens das wünschenswertheste sei, jedoch solle die Union nicht aufoctroyirt werden, nur dürfe nichts geschehen, was ihre spätere Einführung hindere; vor allem sei eine Kirchenverfassung zu schaffen, die der freien Selbstverwaltung der Gemeinde, der Betheiligung ihrer Vertreter auch im obersten Kirchenregimente Raum gebe; bei einer etwaigen Festlegung des Bekenntnißstandes sei so zu

verfahren, daß dadurch verschiedenen dogmatischen Richtungen Berechtigung in der Kirche gewährt werde. L. war neben seinen beiden Facultätscollegen Thomsen und J. Lüdemann, sowie dem Pastor Keß, dem Herausgeber des „Kirchen- und Schulblattes“, der anerkannte Führer der kirchlich Freigesinnten in der Provinz; er vor allem aber war es, der durch die Energie und Bestimmtheit des Auftretens, durch unermüdliches organisatorisches Wirken, durch das Geschick, präcise Resolutionen zu formuliren, es zur Bildung einer liberalen Partei brachte. Doch hat er andererseits schon damals da, wo es geboten war, ein maßvolles und abwartendes Vorgehen, sowie die Bereitwilligkeit zur Verständigung mit den Gegnern gezeigt. Auf dem Kieler Kirchentage von 1867, an dem er sich betheiligte, nachdem er jedoch vorher, um nicht den Schein zu erwecken, als sei die auf den Kirchentagen vorzugsweise gepflegte Richtung die seinige, dem Protestantenvereine beigetreten war, was zu thun er bis dahin gezögert hatte, vertrat er den entschieden liberalen Standpunkt im Gegensatze zu den orthodoxen Lutheranern unter Führung des Bischofs und Generalsuperintendenten Koopmann, während die vermittelnde Richtung durch den Hauptpastor Jensen und die Pröpste Versmann und Hansen repräsentirt war.

In die Jahre 1869 und 1870 fällt dann die litterarische Fehde zwischen L. und Koopmann, die wol vor allem durch des letzteren Unfähigkeit, sich in die Anschauungen des Gegners hineinzuversetzen, einen so heftigen Charakter und unversöhnlichen Abschluß nahm. Die diesen Streit angehenden Aufsätze, die L. im „Schleswig-Holsteinischen Kirchen- und Schulblatte“ veröffentlichte, hat er dann mit Hinzufügung von einigen Anmerkungen 1871 gesondert unter dem Titel „Glaube und Lehre. Theologische Streitschriften“ erscheinen lassen. Mit überzeugender Kraft und in lebendiger Darstellung wird hier auf Grund einer bestimmt ausgeprägten Psychologie und Erkenntnißtheorie der Religion, von der noch zu reden sein wird, der Nachweis geführt, daß gegenüber den innerhalb der Orthodoxie und auch der Vermittlungstheologie herrschenden Halbheiten und Verwirrungen eine Klarheit über das für das Heil des Einzelnen wie der Kirche Nothwendige nur erreicht werden könne durch eine strenge Unterscheidung zwischen dem als Thatsache des inneren Lebens zu erfahrenden Glaubensgehalte und jeder Art von lehrhafter Formulirung und historischer Einkleidung desselben, daher, wie jede dogmatische Einengung und Bevormundung des Frömmigkeitslebens, auch jede rein juridische Behandlung der Bekenntnißfrage dem wahren Wesen des Protestantismus widerspreche. Fand L. gerade seit diesem Streite einen größeren Beifall unter den Studirenden — Zuhörer aus damaliger Zeit bezeugen dankbar die erfrischende Kraft und die zur Lösung von Zweifeln verhelfende Wirkung seiner Vorlesungen —, so standen andererseits seine Anschauungen mit der damals in Preußen begünstigten theologischen Richtung in geradem Gegensatze. Das bekam auch L. zu fühlen, zumal man auch aus politischen Gründen von Berlin aus sich der im Lande sehr einflußreichen confessionellen Partei Schleswig-Holsteins gewogen zeigte. Als 1867 an L. der Ruf erging, Rothe's Nachfolger in Heidelberg zu werden, geschah es zwar noch in Uebereinstimmung mit einem Wunsche des Ministers v. Mühler, daß er — zum Bedauern der Hengstenbergischen „Evangelischen Kirchenzeitung“ — ablehnte. Bereits 1868 aber wurde er, ohne Zweifel wol wegen der Betheiligung am Bremer Protestantentag, entgegen dem Antrage der Kieler Regierung nicht wieder zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungscommission ernannt; der Streit mit Koopmann zog ihm dann eine mündliche Vorhaltung des Ministers zu. Mühler that daher endlich auch keinen Schritt, L., der als einer der hervorragensten Docenten, den die Kieler

Universität in den letzten Jahrzehnten besessen habe, in dem Abschiedsworte des „Kirchen- und Schulblattes“ bezeichnet wird, und dem auch der Correspondent der „Allgemeinen evang.-lutherischen Luthardt'schen Kirchenzeitung“ eindrucksvolle Gelehrten- und Docentenbegabung nicht absprechen konnte, zu halten, als er Sommer 1871 nach Jena zum Nachfolger Rückert's berufen ward. L. selbst aber, durch einen Brief Hase's noch im besonderen auf das wärmste ermuntert und willkommen geheißen, folgte mit Freuden dem Rufe.

Eine höchst umfangreiche und vielseitige Lehraufgabe hatte er in Jena zu erfüllen, sofern er die dogmatisch-biblische Professur innehatte, also Vorlesungen sowol über sämmtliche Zweige der systematischen Theologie als auch über neutestamentliche Exegese, Einleitung und Theologie zu halten hatte; ebenso leitete er das neutestamentliche, später das neutestamentlich-dogmatische Seminar. Von den litterarischen Schöpfungen der Jenaer Zeit sei zunächst der Festschrift für Hase gedacht „Ueber den Ursprung und den ältesten Gebrauch des Christennamens“, 1873, die griechisches Sprachgebiet mit asiatischem Typus und heidnische Kreise in Kleinasien als Ort, die letzte Zeit der neronischen Verfolgung, vielleicht aber auch erst die Zeit nach der Zerstörung Jerusalems als Termin der Entstehung des Namens Christen zu erweisen sucht, sodann der 1880 erschienenen Schrift „Die Edessenische Abgarsage, kritisch untersucht“, in der ein ganzer Sagenkreis, die Sage vom Briefwechsel zwischen König Abgar und Christus und von der Mission des Thaddaeus, diejenige über das Bild Christi zu Edessa, die Veronikasage und die Sage von der Kreuzesauffindung durch Protonike nach Alter, Entstehungsart und Zusammenhang aufgehellt wird. Diese an zweiter Stelle genannte Arbeit, ebenso wie die frühere Schrift über die Quellen der römischen Petrussage und in gewisser Beziehung auch die Arbeit über die Pilatusacten hatten L. auf das Gebiet der mit den Aposteln sich beschäftigenden altchristlichen Legendenlitteratur geführt. Die Bearbeitung dieses Gegenstandes nahm er nun in umfassendster Weise in Angriff, dabei wiederum auch seinen auf die Gewinnung von Quellen für die Kenntniß des Gnostizismus gerichteten Bestrebungen dienend, sofern, was allerdings jetzt von einigen Seiten bezweifelt wird, gerade diese Schriften in ihrem letzten Ursprunge großentheils gnostischer Herkunft sind, hervorgegangen aus dem Streben der gnostischen Secten, durch solche, die Reisen, Erlebnisse, Wunderthaten und Leiden der Apostel enthaltende Erzählungslitteratur ihre Lehren unter das kirchliche Volk zu bringen. Das Resultat dieser der Bewältigung eines ungeheuren und ungemein verwickelten, ja theilweise wüsten, auch bisher nur ganz wenig durchforschten Stoffs gewidmeten, von unermüdlichem, selbstlosem Forscherfleiße zeugenden Arbeit liegt vor in dem monumentalen, vierbändigen Werke: „Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden. Ein Beitrag zur altchristlichen Litteraturgeschichte“ (I 1883, II, 1 1887, II, 2 1884, Ergänzungsheft mit dem von Stölten verfaßten Register 1890), dem sich 1891 der erste von L. allein besorgte Band der Ausgabe der behandelten Texte selbst anschloß, die als durchaus erneute Gestalt der Tischendorf'schen Ausgabe von L. und Max Bonnet in Paris veranstaltet wurde. (Acta apostolorum apocrypha. Pars prior. Acta Petri. Acta Pauli. Acta Petri et Pauli. Acta Pauli et Theclae. Acta Thaddaei). Keineswegs bloß auf die Sammlung und Verwerthung des gedruckt vorliegenden, oftmals sehr entlegenen und fragmentarischen Materials sich beschränkend, sondern handschriftliche Unterlagen, theilweise unter Ueberwindung großer Schwierigkeiten in weitem Umfange herbeiziehend, untersucht L. in jenem Werke zunächst die Quellen, indem er eine kritische Erörterung der häretischen Sammlung des Leucius Charinus und

der katholischen des Abdias sowie anderer griechischer, lateinischer und orientalischer Quellen gibt und deren Entstehungsgeschichte ins Klare bringt, sodann die Acten der einzelnen Apostel, indem er der betreffenden Sage in all ihren verschiedenen Gestaltungen nachgeht, die Abhängigkeitsverhältnisse, die zwischen letzteren bestehen, ermittelt, die Umarbeitung, die die Erzählungen durch ihre seit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts nachweisbare Benützung in der katholischen Kirche erfahren haben, aufzeigt, die nicht getilgten Reste gnostischer Anschauungen herausstellt und soweit als möglich die originalen Formen der Legenden, wie sie in der zweiten Hälfte des zweiten, resp. in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts zumeist eben in gnostischen Kreisen entstanden seien, herauszufinden sich bemüht. In der ersten Hälfte des zweiten Bandes, dem wichtigsten Theile des Werkes, der die Acten des Petrus und des Paulus behandelt, gab er eine neue, diesmal auf Grund des gesammten ihm zugänglichen Materials erfolgende Bearbeitung desselben Gegenstandes, den er schon zwei Mal, in der „römischen Petrussage" und in einem aus Anlaß einer Discussion von Zeller und Hilgenfeld entstandenen Aufsatze „Petrus nicht in Rom", „Jahrbücher f. protestantische Theologie" 1876, behandelt hatte, aber auch diesmal, trotz Aenderungen, auch Milderungen im einzelnen (— so wird die Möglichkeit zugegeben, daß ein samaritanischer Goët Namens Simon existirt habe —), verbleibt es für ihn bei dem negativen Resultat bezüglich einer selbständigen katholischen Tradition über den Aufenthalt und das Martyrium des Petrus in Rom. Die Ausgabe der Texte ist mit philologischer Meisterschaft hergestellt, sie bietet Prolegomena mit einer höchst genauen Beschreibung und genealogischen Bestimmung der sehr zahlreichen Texte, einen ungemein gründlichen kritischen Apparat und sorgfältige Indices. Sind nun auch die Ergebnisse der Forschung gerade auf diesem Gebiete der apokryphen Litteratur durch die stetig erfolgende, in neuester Zeit besonders bedeutsame Vermehrung des Quellenmaterials immer von neuem der Veränderung ausgesetzt, einem Sachverhalte, dem L. selbst durch unermüdliches Verfolgen des Gegenstandes, durch unablässiges Aufspüren und Beschaffen von neuem Materiale und durch Nachträge und Berichtigungen (auch in den „Jahrbüchern für protestantische Theologie") Rechnung trug, es bedeutet doch sein Werk einen Markstein in der Bewältigung dieser Litteraturgattung, eine Fundgrube werthvollster Erkenntnisse, einen fruchtbaren Ausgangspunkt für die weitere Forschung; es bleibt L. das Verdienst, „die Riesenarbeit, in diesem Walde von Problemen zuerst Luft zu schaffen, geleistet zu haben" (Möller, Lehrbuch der Kirchengeschichte I. 2. Aufl. neubearb. von v. Schubert 1902, S. 167).

So einschneidend aber auch diese Seite der Thätigkeit von L. war, so sind es doch vielmehr seine während der Jenaer Zeit entstandenen dogmatischen Arbeiten gewesen, die seinen Namen weithin bekannt machten und die seine charakteristische Stellung innerhalb der Theologie begründet haben. Seine erste Kundgebung auf systematischem Gebiete liegt vor in zwei aus dem Jahre 1857 stammenden, in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" ohne Namen erschienenen, umfangreichen Artikeln über seines Lehrers Weiße neueste theologische Schriften (Philosophische Dogmatik I, Die Christologie Luther's und Die Evangelienfrage). Hier wie in der im „Litterarischen Centralblatt" 1862 sich findenden Recension des 2. Bandes von Weiße's philosophischer Dogmatik, sowie in der für die „Studien und Kritiken" 1865 aus Anlaß des Erscheinens des Schlußbands des genannten Werkes gelieferten sehr eingehenden Besprechung desselben erweist sich L. als Anhänger des von Weiße vertretenen „speculativen Theismus", als Vertreter eines Standpunkts, der es für möglich hält und es sich zur Aufgabe macht, den christlichen Glaubensgehalt zu be-

handeln als Gegenstand objectiver Erkenntniß und Wissenschaft im strengsten Sinne. Bereits in der letztgenannten Recension jedoch tritt die Forderung auf, die verschiedenen Gesichtspunkte, den philosophischen und theologischen, auseinanderzuhalten und eine Theorie der religiösen Erkenntniß zu schaffen. 1868 nun, in einer für die „Protestantische Kirchenzeitung“ geschriebenen Recension des Buches „Gott und Welt“ von Spaeth, ist die Scheidung von jenem speculativen Standpunkte vollzogen und findet sich die principielle Stellung ausgesprochen, die L. dann alle Zeit vertreten hat: es soll — darin hält er ein Ideal der Speculation fest — keine Kluft zwischen Religion und Philosophie aufgestellt werden, eine einheitliche Weltanschauung, eine Vereinigung der religiösen und philosophischen Erkenntniß ist anzustreben, aber man muß sich bescheiden, nur eine annäherungsweise Uebereinstimmung der philosophischen und religiösen Erkenntniß zu erreichen, da der Thatbestand der frommen Erfahrung niemals vollkommen durch die Kategorien des theologischen Denkens erschöpft wird; sonst läuft man Gefahr, einerseits in die Philosophie mythologisirende Anschauungen einzuführen, andererseits den concreten Gehalt des religiösen Bewußtseins zu verflüchtigen. In beiden Kundgebungen verweist L. zustimmend auf Alexander Schweizer. Auch später hat er mit diesem Theologen sich am meisten einig gewußt. Eine ausgeführte religionspsychologische und erkenntnißtheoretische Grundlegung der Dogmatik hat jedoch Schweizer erst 1878 gegeben, L. ging ihm hierin, so gewiß er Anregungen von ihm empfangen hatte, voran, und er gewann seinen Standpunkt an der Hand eines erneuten Studiums von Schleiermacher, vor allem von dessen Dialektik, die er in Aufsätzen in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie“ 1869 behandelte, sowie durch eine erneute Versenkung in Kant's Erkenntnißkritik, indem auch er, und zwar als erster im religionsphilosophischen Interesse (Neumann S. 13), jener zu Kant zurückkehrenden philosophischen Bewegung, wie sie vor allem in F. A. Lange repräsentirt ist, sich anschloß, und indem er überhaupt den Einklang mit denjenigen Philosophen wie Lotze, Trendelenburg u. A. (vgl. Glaube und Lehre S. 96 Anm.) herstellt, die gegenüber Constructionen aus reinem Begriffe die Unerläßlichkeit der Erfahrungsgrundlage betonten, dabei doch die Möglichkeit eines Aufbaus einer religiösen Weltanschauung auf solchem Grunde festhielten. Neben den bisher erwähnten Factoren für die Gestaltung der dogmatischen Anschauungen von L. sind noch als solche Theologen, von denen er nach seiner ausdrücklichen Erklärung gelernt hat, zu nennen Rückert, dessen ernster ethischer Auffassung der christlichen Religion er das Verständniß für die Bedeutung des Freiheitsmoments im religiösen Vorgange als Correctiv gegenüber Schleiermacher's einseitig passiver Auffassung desselben verdankt, und Rothe, der ihm Richtung gebend war für seine Gedanken über Offenbarung und heilige Schrift und der ihm ferner das gewährte, was ihm vor allem die Losungen der Brüdergemeinde gewährten, nämlich „der religiösen Mystik allezeit im Herzen einen Platz zu bewahren“. Sodann waren es vor allem die gegensätzlichen Systeme von Biedermann und Ritschl, deren jedes ihm Gedanken nahebrachte, die ihn anzogen und vermöge der bei ihm vorhandenen Voraussetzungen anziehen mußten, deren jedes aber auch Elemente enthielt, in denen er Verirrungen und Einseitigkeiten erkannte, die abzuwehren er sich gedrungen fühlte.

Nachdem L. zunächst in den Kieler Streitschriften und in einigen Vorträgen und Aufsätzen zu dogmatischen, besonders principiellen Fragen sich geäußert, folgte 1876, entsprungen zunächst dem Bedürfnisse der akademischen Vorlesung das „Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik“. 1878 bereits ward eine 2. Auflage nöthig, die begreiflicher Weise keine einschneidenden

Aenderungen enthielt. Dagegen brachte die 3. Auflage, die erst 1893 nach Lipsius' Tode erschien, von ihm aber in ihrem größten Theile selbst, in ihrem Schlußtheile von Baumgarten, der ihm in seinen zwei letzten Lebensjahren amtlich und persönlich nahegestanden, auf Grund von vorangegangenen Veröffentlichungen von L. sowie von Nachschriften der letzten Dogmatikvorlesung besorgt ist, eine bedeutungsvolle Neubearbeitung. Zwischen die erste und zweite Auflage fallen die „Dogmatischen Beiträge zur Vertheidigung und Erläuterung meines Lehrbuchs" 1878 (zuerst in den „Jahrb. f. prot. Theol."), Auseinandersetzungen vor allem mit Herrmann und Biedermann, zwischen die zweite und dritte Auflage, die Eigenthümlichkeiten der letzteren bereits ankündigend, neben einigen Vorträgen die unter dem Titel „Philosophie und Religion" veröffentlichten, wiederum vor allem mit den beiden eben genannten Theologen sich befassenden „Neuen Beiträgen zur wissenschaftlichen Grundlegung der Dogmatik" 1885 (zunächst in den „Jahrb. f. prot. Theol.") und die „Hauptpunkte der christlichen Glaubenslehre" 1889, 2. Aufl. 1891 (zuerst „Jahrb. f. prot. Theol." 1889). L. geht aus von der Unterscheidung der wissenschaftlichen und religiösen oder, wie er später sagt, der empirisch-causalen und transcendental-teleologischen Betrachtung. Erstere hat zum Gegenstande die Welt der äußeren und inneren Erfahrung, der raumzeitlichen Anschauung. Innerhalb dieses Gebiets vermag sie — hier gibt L. der Kantischen Kritik eine realistische Wendung — trotz der subjectiven Bedingtheit unserer Erkenntniß die objectiven Beziehungen der Dinge untereinander zu erfassen; zwischen der Gesetzmäßigkeit unseres Denkens und der unserer Welt zu Grunde liegenden Gesetzmäßigkeit besteht eine Correspondenz. Dagegen in Beziehung auf das übersinnliche Sein vermag sie nur Grenzbegriffe mit abstracten und negativen Bestimmungen aufzustellen. Positiven Inhalt empfangen diese Begriffe, empfängt vor allem der Begriff des Absoluten nur durch die religiös-teleologische Erkenntniß. Die auf diesem Wege gewonnenen Aussagen können aber einmal, weil wir alle unsere Anschauungen dem Gebiete der Sinnenwelt entnehmen müssen, nur inadäquaten, bildlichen und den Forderungen abstracter Logik gegenüber antinomischen Charakter, sodann, weil hier das Object nur in seiner Wirkung auf unser persönliches Leben erfaßt werden kann, lediglich den Charakter subjectiver oder persönlicher Gewißheit, die freilich, weil der Mensch nicht bloß Verstandeswesen ist, durchaus Wahrheit vermittelt, an sich tragen, können also nicht als exact-wissenschaftliche Sätze gelten. So hält L. gegenüber Biedermann daran fest, daß der Glaubensgehalt nicht in einer für alle Denkenden zwingenden Weise bewiesen werden könne; andererseits dringt er gegenüber Ritschl darauf, daß auf eine einheitliche Weltanschauung nicht Verzicht geleistet werde, daß der Begriff des Absoluten als kritischer Kanon zu verwenden sei, daß die teleologische Betrachtung erst dann, aber auch gerade dann einzusetzen habe, wenn die kausale Betrachtung, insbesondere auch die religionspsychologische und historische Forschung mit ihren Ergebnissen und Forderungen voll zu Worte gekommen und an Punkte gelangt sei, wo sie selbst nicht positive Entscheidungen treffen, aber auch einer anderen Betrachtungsweise nicht wehren kann, wo sie vielmehr über sich selbst hinausweist. Die Religion nun hat ihr empirisches Motiv in dem Selbstbehauptungstriebe des Menschen, ihr eigentlicher, allerdings nur dem Glauben erkennbarer, Grund liegt in der mit der überempirischen Bestimmung des Menschen, seiner Bestimmung zu persönlichem Leben, gegebenen Nöthigung, sich über die Natur zu erheben; in der Abhängigkeit von der Gottheit als übernatürlicher Macht findet der Mensch die Sicherung seiner Freiheit über die Welt. Letztlich bekundet sich in solcher Nöthigung Gott selbst, der den Menschen zu

sich zieht, das heißt aber, Religion ruht auf Offenbarung, auf einem unmittelbaren Wirken Gottes im Menschengeiste, und das religiöse Verhältniß ist ein Wechselverhältniß zwischen Gott und Mensch, dessen Aeußerungen zwar der psychologischen Analyse zugänglich sind, dessen Wesen ihr aber entzogen bleibt und ein Mysterium ist, wie auch von seiner Thatsächlichkeit nur der Glaube weiß. Offenbarung ist also ein inneres Erlebniß, das jeder Fromme erfährt und erfahren muß, wenn auch in den geschichtlichen Religionen dem Stifter eine maßgebende Grundlage dafür zukommt. Die Religionen bilden eine Stufenfolge, die in ewigen, übergeschichtlichen, göttlichen Ordnungen gegründet ist; die höchste, abschließende Stufe ist die der göttlichen Heilsordnung entsprechende sittliche Erlösungsreligion; die geschichtliche Verwirklichung derselben ist durch die Offenbarung in Christus erfolgt, das damit gesetzte religiöse Princip ist das Verhältniß der Gotteskindschaft. Die Glaubenslehre hat nun die auf Grund der eigenthümlich christlich bestimmten religiösen Erfahrung gemachten Aussagen über Gottes Verhältniß zu Mensch und Welt zu entfalten. Die Ausprägung, die diese Aussagen in den überlieferten kirchlichen Dogmen gefunden haben, hat die Dogmatik einer kritischen Läuterung zu unterziehen; sie hat Formulirungen, die durch die Welt- und Lebensanschauung vergangener Zeiten bedingt sind, durch solche, die mit den Voraussetzungen unserer Bildung vereinbar sind, zu ersetzen, Verirrungen, die durch die Verkennung der Eigenart, der Schranken und des antinomischen Charakters der religiösen Erkenntniß entstanden sind, zu begegnen; sie hat die Dogmen an der heiligen Schrift, vor allem am Neuen Testament als der Quelle für die Erkenntniß der Norm des Christenthums, wie sie in dessen geschichtlicher Grundthatsache, der Offenbarung in Christus, gegeben ist, zu prüfen und zu reguliren, d. h. jedoch nicht an den auch zeitgeschichtlich bedingten lehrhaften Aufstellungen der neutestamentlichen Schriftsteller, sondern an dem bei diesen übereinstimmend bezeugten religiösen Inhalte der Schrift, wie er im inneren Leben der Gläubigen unmittelbar erfahren werden kann. Nur das nämlich, so fordert es L. nachdrücklich, was sich wirklich in allerdings nicht nur individueller, sondern auch gemeinschaftlicher Erfahrung als religiös bedeutsam erweist, und was im Einklang steht mit den psychologischen und historischen Gesetzen alles religiösen Lebens und nicht den Charakter des Denkunmöglichen trägt, darf zu Glaubenssätzen ausgeprägt werden. Andererseits dringt L. darauf, den in Bibel und Dogma z. Th. sehr verhüllt vorliegenden religiösen Gehalt in möglichster Vollständigkeit herauszulösen und zu verwerthen, wobei er, wie Biedermann, dagegen im Unterschiede von Ritschl, von der Voraussetzung ausgeht, daß den kirchlichen Dogmen das richtige Problem zu Grunde liege. Als die allgemeine, wenn auch nur annäherungsweise zu lösende Aufgabe für die Formulirung der dogmatischen Sätze schärft er ein, daß einerseits die unendliche göttliche Ursächlichkeit im religiösen Vorgange von dem Zusammenhange endlicher Ursachen und Wirkungen im Menschengeiste oder in der Welt real unterschieden, andererseits jener Unterschied nicht wieder auf sinnliche Weise vorgestellt, nicht in äußerlich-supranaturalistischer Weise ein Eingreifen Gottes in den endlichen Kausalzusammenhang angenommen, somit jeglichem Wunderzauber consequent begegnet werde.

Der alle unklaren, verschwommenen Vermittlungen abweisende, der kritischen Auflösung der überlieferten Dogmen ihr uneingeschränktes Recht gewährenden Haltung ist L. auch in der 3. Auflage der „Dogmatik" treu geblieben. Der Unterschied gegen früher besteht darin, daß das andere, auch schon von Anfang an vorhandene Interesse, die Ansprüche des frommen Gemüths, die in der Gemeinde vorliegenden Ueberzeugungen möglichst zur

Geltung zu bringen, weiter ausgeführt und merklich in den Vordergrund gerückt ist, daß dem Positiven, dem Praktisch-Kirchlichen, der Bedeutung des Ethischen und des Geschichtlichen in der Religion breiterer Raum gegeben wird. In der Einzelausführung tritt dies vornehmlich zu Tage in den Darlegungen über die heilige Schrift und über Christi Person und Werk. Dort begegnen wir dem Streben, der Bibel nicht nur, sofern sie das Evangelium bezeugt, sondern auch als Ganzem, freilich als einem eben von dem einheitlichen Geiste des Evangeliums beseelten Ganzen, und in ihren einzelnen Theilen, soweit ein Zusammenhang derselben mit der centralen Heilswahrheit besteht und entdeckt werden kann, den Charakter einer autoritativen und vollbefriedigenden Quelle für die religiösen Bedürfnisse der Gemeinde zu sichern. Hier besteht das Neue darin, daß neben die mit Biedermann festgehaltene Unterscheidung des christlichen Princips und der Person Christi und neben die schon früher, jetzt allerdings erst als etwas zweites, vertretene bleibende Bedeutung Christi als des lebenskräftigen Quellpunkts für die Uebermittlung der christlich frommen Gesinnung an die Gemeinde und die Einzelnen nun, und zwar an erster Stelle, die bleibende religiöse Bedeutung der Person Christi als des Offenbarers des göttlichen Versöhnungswillens, als des Menschen, der die Einigung von Gott und Mensch in sich verwirklicht und damit für die Anderen verbürgt, als des, trotz der Nothwendigkeit des inneren Nachlebens der äußeren Offenbarung doch unerläßlichen Gewißheitsgrundes für unsere Glaubenszuversicht tritt.

Berührt sich in diesem wichtigen Punkte L., wie er es selbst ausspricht, mit einer von Ritschl besonders nachdrücklich vertretenen Position, mit welchem Theologen er ja auch die neukantische Grundlage theilt, dem er in der dritten Auflage auch durch die Betonung des Ethischen im Religionsbegriffe nahekommt, so hebt L. andererseits gerade hier die mannichfachen Differenzpunkte, die zwischen ihnen beiden bestehen, hervor und er verficht Ritschl gegenüber die Nothwendigkeit der Zusammenfassung der religiösen und wissenschaftlichen Erkenntnisse und der Begründung des Positiv-Geschichtlichen in einer ewigen Gesetzmäßigkeit, das Recht der Mystik, überhaupt des eigenthümlich Religiösen gegenüber der Gefahr des Moralismus, das Recht des Individualinteresses vor dem der Gemeinschaft. Vgl. auch den Vortrag: „Die Ritschl'sche Theologie“ 1888, zuerst in den „Jahrb. f. prot. Theol.“ Eine besondere Streitfrage behandelt er in einer 1892, zunächst als Heft der „Jahrb. f. prot. Theologie“, erschienenen Schrift, „Luther's Lehre von der Buße“, wo er gegenüber Ritschl und Herrmann als genuine, nicht erst später durch Melanchthon veranlaßte Auffassung Luther's, aber auch als sachlich zurecht bestehend die Nothwendigkeit der Gesetzespredigt und der dadurch erweckten Gewissenserschütterung als des ersten Moments in der Buße aufzeigt. Auch der schon erwähnte Vortrag über Philipp Melanchthon, der diesen Reformator als den würdigt, in dem der Humanismus und der evangelische Glaube einen vorbildlichen Bund geschlossen, wendet sich damit gegen eine ungünstigere Beurtheilung, die er bei Ritschl erfahren. Daß es, während zwischen L. und Biedermann trotz wissenschaftlicher Differenz bis zu des letzteren Tode eine edle Freundschaft bestand, auch zu einem starken persönlichen Gegensatze zwischen L. und Ritschl, zu einem Bruche der seit dem Beginne von Lipsius' schriftstellerischer Thätigkeit bestehenden freundschaftlichen Beziehungen beider kam, wodurch auch auf beiden Seiten, auch soweit Schüler in Betracht kamen, manche Mißverständnisse und ungenügende Würdigungen der beiderseitigen Ansichten verursacht wurden, hatte seinen Grund, abgesehen von leidigen Zwischenträgereien, einerseits in Ritschl's Tendenz, seinen Abstand von der liberalen Theologie scharf, schärfer jedenfalls, als es sachlich berechtigt war, hervor-

zuheben, und in seiner, auch von einzelnen seiner Schüler getheilten, Neigung, da, wo eine der seinigen ähnliche, aber selbständige oder auf Anregungen Anderer wie der Gesammtentwicklung beruhende Gedankenbildung vorlag — und das war bei L. für die entscheidenden Punkte der Fall; vieles, worin er sich mit Ritschl berührt, geht auf Schleiermacher und Weiße zurück, vgl. auch das Zeugniß Sulze's (Theol. Jahresbericht 16, 604) —, sofort Abhängigkeit, Entlehnung zu constatiren, die aber, weil man auch auf anderem Boden erwachsene Vorstellungen beibehalten, zu Inconsequenzen und Verwirrungen geführt habe, eine Neigung, die verletzend wirken mußte und sich gerade gegenüber L. besonders unerfreulich geltend gemacht hatte, andererseits in dem wohl begreiflichen, freilich durch eine von Haus aus wie infolge Ueberarbeitung stark reizbare Natur zu besonderer Empfindlichkeit gesteigerten, schmerzlichen Gefühle von L., in der Beeinflussung der jüngeren theologischen Generation, vor allem des akademischen Nachwuchses, von dem Göttinger Theologen weit überholt zu sein.

Der gerade bei seinem nach Bethätigung drängenden Wesen naheliegende, angesichts seiner Gaben und Leistungen aber auch berechtigte Wunsch, seine Kraft einem weiteren Kreise dienstbar zu machen und mit ihr in der Gesammtkirche zur Geltung zu kommen, war vielleicht mitveranlassend, daß L. die Aufforderung zur Mitbegründung des Evangelischen Bundes freudig ergriff. Daß die eifrige, an hervorragender Stelle im Centralvorstande erfolgende Mitarbeit an diesem, eine gewisse Ausgleichung der theologischen Richtungen zur Voraussetzung wie im Gefolge habenden, Unternehmen — L., dessen Theilnahme gerade zunächst bei manchen von Rechts Kommenden Mißtrauen erregte, war es dann, dem die Aufgabe anvertraut ward, die theologische Position des Bundes zu entwickeln in dem freilich wieder von manchen Liberalen nicht ganz ohne Bedenken aufgenommenen Vortrage „Unser gemeinsamer Glaubensgrund im Kampfe gegen Rom“ 1889 (Flugschriften des Ev. Bundes Nr. 37) — einer der Factoren dafür war, daß in der dritten Auflage der „Dogmatik“ die bezeichnete Interessenverschiebung vorliegt, ist wol richtig. Aber Ansätze dazu sind schon vor der Bundesthätigkeit bemerkbar; das Entscheidende war wohl, daß überhaupt, nachdem L. sowol für sich selbst die kritische Ausscheidung der Ueberlieferung vollzogen und er sich auch nicht mehr so genöthigt fühlte, nach außen hin das Recht der Kritik zu wahren, nachdem ihm auch die Gelegenheit gegeben, am Kirchenregimente theilzunehmen, die auf das Praktische, Aufbauende, kirchlich Förderliche, auf die Heraushebung des Gemeinsamen zum Zwecke nachdrücklicherer Bekämpfung Roms wie der religionsfeindlichen Zeitströmungen gerichtete Seite seiner Natur, der ererbte herrnhutische Zug seiner Frömmigkeit, der selbst in den Kieler Streitschriften durchbricht, sich freier auswirken konnte. Schon in der Jenaer Antrittsrede spricht er es aus, daß er an dieser friedlichen Pflanzstätte freier Wissenschaft kein Anderer sein werde, als der er immer gewesen, wenn auch statt der harten Arbeit des Umpflügens und Ausreutens ihm hier das schönere Loos des Pflanzens und Begießens gefallen sei. Der Streit mit Ritschl gab ihm ebenfalls noch im Besonderen Anlaß, auch seinerseits das Positive, echt Religiöse und Christliche seiner Anschauung hervorzuheben. Aus dem Protestantenvereine war er bereits kurz nach dem Osnabrücker Protestantentag von 1872, wo er ein Referat über die Bekenntnißfrage zu halten hatte — er tritt hier energisch für Maßregeln ein, die den Gewissenszwang erleichtern, wie Parallelformeln in der Agende u. A., ruft aber zum Schlusse auf zu positiver Arbeit, als der entscheidenden Sicherung des Daseinsrechtes der freien Richtung —, ausgeschieden. Aber wie er mit maßgebenden Vertretern desselben in Gemeinschaft blieb, wie er alle Zeit

das Recht des freien Protestantismus verfochten hat, nur oberflächlicher, wesentlich Negation treibender Radicalismus und eine das Christenthum in bloße Vernunftwahrheiten auflösende Denkart seine scharfe Gegnerschaft erweckten, so hat er auch dem vornehmlich vom liberalen Protestantismus ins Leben gerufenen Evangel.-protestantischen Missionsvereine sich angeschlossen und dem Programme desselben eine von letzterem als classisch anerkannte Auslegung gegeben in dem auf der 3. Jahresversammlung gehaltenen, den religiös ernsten wie den freien Sinn von L. besonders schön zum Ausdruck bringenden Vortrage „In welcher Form sollen wir den heidnischen Kulturvölkern das Evangelium bringen?"

Vor dem weiteren Berichte über seine praktische Arbeit ist aber noch wissenschaftlicher Verdienste zu gedenken, zunächst dessen, daß er nicht nur seit dem Erscheinen des von Pünjer, einem ihm wissenschaftlich nahestehenden Jenaer Privatdocenten, den er als seinen einstigen Nachfolger ansah, 1881 begründeten „Theologischen Jahresberichts" ständige Mitarbeit daran leistete, indem er die Referate über die Dogmatik, dann auch diejenigen über Encyklopädie, Religionsphilosophie, Apologetik, Polemik und Symbolik, in den drei letzten Jahren diejenigen über Religionsphilosophie und principielle Theologie lieferte, sondern daß er seit Pünjer's frühem Tode, 1886, auch die mühevolle Redaction dieses für die theologische Wissenschaft so ungemein schätzbaren Unternehmens führte. Ebenso lagen ferner die Redactionsgeschäfte der von ihm 1875 mit seinen damaligen Collegen Hase, O. Pfleiderer und Schrader begründeten „Jahrbücher für protestantische Theologie" vor allem in seinen Händen. Endlich ist seine 1891 in erster, 1892 in zweiter verbesserter Auflage erschienene Bearbeitung des Galater-, Römer- und Philipperbriefs für den gemeinsam mit Holtzmann, Schmiedel und v. Soden herausgegebenen „Handkommentar zum Neuen Testamente" zu nennen, die in bewunderungswürdiger Weise auf gedrängtem Raum in übersichtlicher Darstellungsform allen nothwendigen Stoff, auch die Berücksichtigung der kritischen Positionen der Holländer und Stecks bringt. Abschließend sei daran erinnert, daß L. den Ertrag seiner Forschung, wie überhaupt den Ertrag der freien theologischen Wissenschaft der Allgemeinheit dadurch zugänglich gemacht hat, daß er seit 1863 für drei Auflagen (11.—13.) des Brockhaus'schen Konversationslexikons wol die meisten der theologischen, zum mindesten die dogmatischen Artikel geliefert hat.

Daß L. auch während der Jenaer Zeit dem kirchlichen Leben regstes und thatkräftigstes Interesse zugewandt und durch seine ungemeine Geschäftskunde, durch seinen praktischen Blick, durch die Sicherheit und Nüchternheit seines Urtheils, durch seinen Freimuth, durch seinen Gerechtigkeitssinn einen dankbar empfundenen, nutzbringenden Einfluß übte (vgl. das Beileidsschreiben des Centralvorstandes des Ev. Bundes an Frau Lipsius, Prot. Kirchenztg. 1892, Sp. 843) dafür legt Zeugniß ab, nicht nur seine Thätigkeit in den schon genannten Vereinen, im Gustav-Adolf-Vereine, seine Betheiligung am Evang.-socialen Congresse, sondern vor allem seine Wirksamkeit in der Weimarischen Landeskirche. Anders als sein hierin Zurückhaltung übender College Hase widmete er sich in eifriger unmittelbarer Weise den Angelegenheiten der Kirchenleitung. Er war Mitglied der theologischen Prüfungscommission, Abgeordneter auf den Landessynoden, die während seiner Jenaer Zeit stattfanden, regelmäßig Mitglied des Synodalausschusses, in welcher Eigenschaft er fast ausnahmslos den Sitzungen des verstärkten Kirchenrathes beiwohnte, er betheiligte sich an vielen Kirchenvisitationen. Insbesondere sei erwähnt, daß er bei der Herstellung des neuen Weimarischen Gesangbuchs maßgebend als Mitglied der dazu beauftragten Commission mitwirkte. Es ist nur natürlich,

daß das Gewicht eines solchen Mannes auch in den Angelegenheiten der Universität, in den Verhandlungen des Senats wie der Commissionen deutlich zu spüren war; der Verwaltungsdeputation gehörte L. als ständiges Mitglied an. Seine Verdienste um Universität, Kirche und Staat hat vor allem sein Landesherr durch äußere Ehrungen reich anerkannt. Lange Jahre hat L. eine bedeutsame Thätigkeit als Vorsitzender des Vereins für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde ausgeübt. Politisch war er gemäßigt liberal und als solcher ein treuer Anhäger der nationalliberalen Partei. Er war nicht culturkämpferisch gesinnt, trat vielmehr nach dem Tode Pius IX., wie Hase, für einen Friedensschluß mit Rom ein; die Art jedoch, wie der Staat dann den Frieden schloß, schien ihm verhängnißvoll. Einen ergreifenden Ausdruck fand seine Begeisterung für das geeinte Reich wie seine monarchische Gesinnung in der markigen Ansprache, mit der er am 30. Juli 1892 den Fürsten Bismarck in Jena begrüßte. Drei Wochen später, am 19. August, starb er unerwartet an den Folgen einer Operation. Mitten aus kraftvollem Wirken ward er herausgerissen, wenn auch infolge der ungeheuren Arbeitslast seine Gesundheit in den letzten Jahren angegriffen war; noch auf dem Krankenlager, am Tage vor seinem Tode, hatte er an der neuen Auflage seiner „Dogmatik" gearbeitet. Er hinterließ seine Gattin, mit der ihn ein Band zarter Liebe umschloß, und durch die er den Segen friedevoller Häuslichkeit genoß, und einen ihm nach elfjähriger Ehe geborenen Sohn, den er mit innigster, eifrigster Fürsorge umfaßte.

Unter den Männern, die an einem wirklich inneren Ausgleiche zwischen Christenthum und modernem Geistesleben, an der Herbeiführung eines der Ueberlieferung durchaus frei gegenüberstehenden, aber doch ernst frommen Protestantismus gearbeitet haben, wird L. stets einen Ehrenplatz behaupten. Den Systemen von Biedermann und Ritschl eignet zwar größere Geschlossenheit und ursprünglichere Kraft als dem seinigen, ein leitender Gesichtspunkt tritt dort deutlich und packend hervor, aber sie sind auch wiederum einseitiger. Das Bemühen von L., der überhaupt eine mehr receptive als schöpferische Natur war, sowol die Kritik consequent zur Geltung kommen zu lassen, als auch die Erfahrungen des Glaubens unverkürzt wiederzugeben, sowol die Unterscheidung zwischen Religion und Wissenschaft reinlich durchzuführen als auch das speculative Bedürfniß nach Einheit der Weltanschauung zu befriedigen, weder den berechtigten Forderungen des Princips der Innerlichkeit und des Subjectivismus, noch denen des an das Positive und Historische sich anschließenden Standpunkts etwas zu vergeben, macht, abgesehen noch von den durch mannichfache Accomodation an die Terminologie der Gegner gegebenen Schwierigkeiten, sein System, auch in der gegenüber früher entschieden geklärten abschließenden Gestalt, weniger einfach; es liegen auch, vor allem infolge eines zu sehr an der Methode der Naturwissenschaften orientirten Wissenschaftsbegriffes gewisse Discrepanzen vor; andererseits ist sein Gedankengebäude reicher an Motiven, umsichtiger ausgeführt, mannichfachen Ansprüchen angepaßt, es wird der Vielgestaltigkeit des religiösen Lebens, wie sie die Erfahrung zeigt, besser gerecht. Dem Systeme Ritschl's kam die Zeit mit ihrer Abkehr von der Metaphysik und ihrem Historicismus entgegen; aber gar bald haben die Fragen, die hier einfach von der Schwelle abgewiesen wurden, sich wieder mit Macht eingestellt und für ihre Beantwortung kann das Studium von L. noch treffliche Dienste leisten, wenn auch inzwischen die Probleme durch die eindringendere Analyse der von L. vorausgesetzten allgemeinwissenschaftlichen Begriffe eine weitere Vertiefung und damit auch Erschwerung erfahren haben. Auch die Christologie, gerade

der dritten Auflage, bietet, gewisser überstiegener Formeln entkleidet und noch mehr ins Psychologische gewendet, sehr Werthvolles.

Mindestens ebenso bedeutend wie als Dogmatiker war L. als Historiker. Zwar hat er auch hier nicht so allgemein anregende, dabei freilich die Gefahr einer gewissen Vergewaltigung der Wirklichkeit mit sich bringende, geniale Conceptionen aufgestellt wie Ritschl, aber er hat Hervorragendes geleistet in der philologisch-historischen Kritik, in streng exakter Forschung, hat sich als kühner und scharfblickender Pfadfinder auf dunklem, schwierigem Gebiet bewährt; der Versuch der Aufhellung der ältesten Ketzergeschichte verleiht seinen historischen Arbeiten einen bedeutungsvollen Zusammenhang; das Zurückdrängen des eigenen Standpunktes zu Gunsten der treuen Wiedergabe der Anschauungen der Vergangenheit gibt den biblisch-theologischen und dogmenhistorischen Ausführungen seines dogmatischen Lehrbuchs den besonders hohen Werth.

Als Lehrer war L. nicht durch ein besonders anziehendes Organ, durch die Gabe einer glänzenden, einschmeichelnden Rede ausgezeichnet, aber durch die Sicherheit und Ebenmäßigkeit, die Bestimmtheit und Kraft, die ernste Würde und Eindringlichkeit war sein Vortrag sehr eindrucksvoll. Er besaß, wie dies besonders die für ein weiteres Publicum berechneten Kundgebungen beweisen, die Gabe, seine Gedanken in lichtvoller, schöner Einfachheit, in scharfer, gewandter Formulirung zur Darstellung zu bringen, war aber im Colleg vor allem infolge der Methode, den Gegenstand von mehreren Seiten zu beleuchten, nicht immer leicht faßlich, wie auch in seinem dogmatischen Lehrbuche die außerordentliche Gründlichkeit zu einer gewissen Schwerfälligkeit und Breite gesteigert ist. Im Seminar war er gern bereit zur Discussion. Sein äußeres Auftreten war trotz der Kleinheit seiner Figur imponirend; seine Züge waren scharf geschnitten und höchst durchgeistigt; der gelehrte Forscher wie der energische Mann traten aus ihnen deutlich entgegen. An L. als Mann der Wissenschaft fällt vor allem auf die Vielseitigkeit seiner Begabung, die an seinen Lehrer Weiße erinnert, die gleich hohe Fähigkeit zur Lösung historisch-philologischer wie philosophisch-speculativer Aufgaben, der immense Umfang des Gebiets, das er als Meister beherrschte; an ihm nach seiner Gesammtveranlagung betrachtet, daß er eine gewaltige Gelehrtenpersönlichkeit war, zugleich aber auch ein Mann, der im praktischen Leben zu führen verstand. Als Mensch war er ausgezeichnet durch einen ungemein großen Fleiß, durch stete Bereitwilligkeit und unermüdlichen Eifer, weiterzulernen, durch unerschrockenen Gehorsam gegenüber der erkannten Wahrheit, durch hohes sittliches Pathos, durch schlichte, im Verborgenen glühende Frömmigkeit. Er war eine sehr temperamentvolle Natur, und wie er sich wol durch die momentane Stimmung, besonders durch augenblickliche Gereiztheit, zu einigen nicht unwichtigen Entscheidungen hat bewegen lassen, so riß ihn auch des öfteren sein Temperament zu schroffem und unbilligem Urtheil fort. Aber doch trat immer wieder der seinem innersten Wesen eigene Zug der Umsicht und Gerechtigkeit, des ungeschminkten, freundlichen Wohlwollens und der anspruchslosen Bescheidenheit hervor.

Alle wichtigen Schriften von Lipsius sind im Vorstehenden genannt. Ein vollständiges Verzeichniß seiner sämmtlichen Veröffentlichungen ist von O. Baumgarten der 3. Auflage der Dogmatik beigegeben. Eine Auswahl seiner Vorträge und Aufsätze hat sein Sohn, F. R. Lipsius, unter dem Titel „Glauben und Wissen“ 1897 herausgegeben. — Ueber die Großeltern und Eltern von Lipsius orientirt des Letzteren biographische Vorrede zu der von ihm veranstalteten Ausgabe der „Schulreden“ seines Vaters (ersch. Leipzig

1862). — Ueber sich selbst, seinen Lebensgang und seine innere Entwicklung hat Lipsius Mittheilungen gegeben im Artikel „Lipsius“ in Brockhaus’ Konversationslexikon 13. Aufl. und in den „Bücherkleinoden evangelischer Theologen“ (Bibliothek theol. Klassiker Bd. 1, Gotha 1888). Weiteres Material bieten: A. Hilgenfeld, D. R. A. Lipsius †, Prot. Kirchenzeitung 1892, S. 801—805; H. Lüdemann, R. A. Lipsius, Allg. Zeitung 1892, Beil. Nr. 200 und Prot. Kirchenzeitung 1892, S. 825—833, 849—858. — A. H. Braasch, R. A. Lipsius †, Deutsches Protestantenblatt 1892, S. 318 f. — R. A. Lipsius. Zwei Gedächtnißreden: G. Richter, Lipsius’ Lebensbild; F. Nippold, Lipsius’ historische Methode. Jena 1893 (S.-A. aus Ztschr. f. Thür. Gesch. u. Alterthumskunde Bd. 17). — H. O. Stölten, Zum Gedächtniß von R. A. Lipsius, Prot. Kirchenzeitung 1893, S. 801 bis 805. — P. Kirmß, Biographische Vorrede zum dem 1894 als 4. Flugschrift des Allgem. ev.-prot. Missionsvereins u. d. T. „Unsere Aufgabe in Ostasien“ wiederabgedruckten Vortrag von L. „In welcher Form ꝛc.“ — Ecke, R. A. Lipsius, Kirchl. Monatsschr. 1894, S. 798—817. — F. R. Lipsius, Art. R. A. Lipsius in Realencyklopädie f. prot. Theol. u. Kirche, 3. Aufl., Bd. 11, S. 520—524, 1902. — Zu Lipsius’ Apokr. Apostelgeschichten und -legenden: H. Lüdemann, Prot. Kirchenztg. 1883, S. 796 bis 800, 817—825 und 1887, S. 953—961, 981—985, 1010—1014, 1036—1042. — Zu Lipsius’ systematischem Standpunkt: Recensionen der 3. Aufl. der Dogmatik von E. Troeltsch, Göttinger Gel. Anzeigen 1894, S. 841—854; von M. Scheibe, Theol. Studien u. Kritiken 1895, S. 189 bis 206; von M. Reischle, Theol. Literaturzeitung 1896, Sp. 41—47. — F. Traub, Grundlegung und Methode der Lipsius’schen Dogmatik, Theol. Studien u. Kritiken 1895, S. 471—529. — M. Reischle, R. A. Lipsius u. seine dogmatische Arbeit, Christl. Welt 1896, Nr. 8—10. 12. — A. Neumann, Grundlagen u. Grundzüge der Weltanschauung von R. A. Lipsius, 1896. — E. Pfennigsdorf, Vergleich d. dogmat. Systeme von R. A. Lipsius und A. Ritschl, 1896. — H. Lüdemann, Erkenntnißtheorie und Theologie VII, VIII, IX, X, Prot. Monatshefte 1897, S. 436—445, 475—480; 1898, S. 17—29, 51—65. — U. Fleisch, Die erkenntnißtheoretischen und metaphysischen Grundlagen der dogmatischen Systeme von A. E. Biedermann und R. A. Lipsius, 1901 (zunächst erschienen als Züricher Diss.). — Vgl. noch die Ausführungen über L. in den Werken über Kirchengeschichte und Geschichte der Theologie, Religionsphilosophie und Spekulation von K. v. Hase, Nippold, R. Seeberg, v. Frank, O. Pfleiderer, Pünjer u. A. Drews, sowie R. Seydel, Religionsphilosophie im Umriß, 1893, S. 73—110.

M. Scheibe.

Lißmann: Heinrich Friedrich (Fritz) L. wurde am 26. Mai 1847 in Berlin als der Sohn des Mühlenbaumeisters Theodor L. geboren. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte er Kaufmann werden. Er machte daher auch, wenn auch mit innerlichem Widerstreben, seine Lehrzeit pünktlich durch. Da es sich jedoch zeigte, daß er eine kräftige Baß-Bariton-Stimme besaß, die sich immer prächtiger entwickelte, und seine Versuche bei den ersten Autoritäten des damaligen musikalischen Berlin Aufmunterung fanden, ertheilte ihm der Vater die Erlaubniß, sich bei Joseph Hilmer, einem Schüler Garcia’s, im Gesang ausbilden zu lassen. Gleichzeitig nahm er bei Julius Hein, dem Director des kgl. Schauspiels in Berlin, dramatischen Unterricht. Als er sich ein Repertoire von zwanzig Opern angeeignet hatte, betrat er, kaum zwanzig Jahre alt, am 21. September 1868, auf dem Aktien-Theater in Zürich als Alfonso in „Lucrezia Borgia“ die Bretter, die die Welt bedeuten. Seine

zweite Rolle in Zürich war der Don Juan. Auch im J. 1869 war er in der Schweiz an den vereinigten Bühnen von St. Gallen und Luzern thätig. Beim Ausbruch des Krieges im J. 1870 trat er in das 2. Garderegiment ein und machte in ihm den ganzen Feldzug mit. Erst 1872 konnte er am Stadttheater in Lübeck seine künstlerische Beschäftigung wieder aufnehmen. Von hier aus absolvirte er im Mai 1873 ein viermaliges Gastspiel am Stadttheater in Leipzig, das zu einem Engagement an demselben führte. Hier wirkte er vom 1. September 1873 an bis zum 27. Januar 1878 mit großem Erfolg, obwol er anfangs noch die Concurrenz mit Eugen Gura zu bestehen hatte. Im October 1875 vermählte er sich mit der Sängerin Marie Gutzschbach, die ihm achtzehn Jahre lang eine treue Kunst- und Lebensgefährtin geblieben ist. Als er im J. 1878 gemeinsam mit ihr die Leipziger Bühne verließ, wandten sie sich nach Frankfurt a. M., um sich noch zwei Jahre lang bei Julius Stockhausen im Gesang zu vervollkommnen und für den Concert- und Oratoriengesang auszubilden. Von 1879 an gehörte L. dem Stadttheater in Bremen an und siedelte dann im September 1883 nach Hamburg über, an dessen Stadttheater er bis zu seinem durch einen plötzlichen Schlaganfall herbeigeführten Tode am 5. Januar 1894 als einer der beliebtesten Sänger hochgeschätzt wurde. Seine besten Rollen waren der Hans Sachs in Wagner's „Meistersingern", ferner der Telramund, Holländer, Wolfram, Don Juan, Graf Almaviva und Figaro. Er besaß eine gründliche Schule und arbeitete trotz aller Erfolge an seiner weiteren Vervollkommnung rastlos fort. Auch verfügte er über eine mehr als gewöhnliche litterarische Bildung und fand am Büchersammeln eine ganz besondere Freude.

Neue Berliner Musikzeitung. Redacteur: Aug. Ludwig. 48. Jahrg. Berlin-Groß-Lichterfelde 1894, S. 30, 31. — Georg Herm. Müller, Das Stadt-Theater zu Leipzig. Leipzig 1887. (Register.) — 1895. Neuer Theater-Almanach. Hrsg. von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. 6. Jahrg. Berlin 1895, S. 175, 176. — Ludwig Eisenberg's Gr. Biogr. Lex. d. Dtsch. Bühne im XIX. Jahrh. Leipzig 1903, S. 613.

H. A. Lier.

Lißzt: Franz L., der, nicht durch Geburt, aber durch sein Wirken der deutschen Kunst als einer der einflußreichsten Musiker des neunzehnten Jahrhunderts angehört, bietet der Biographie eine ebenso lohnende wie schwierige Aufgabe. In innerer Anlage, in Thaten und Schicksalen immer eigen und außerordentlich reizt diese Künstlergestalt zum Dichten und Philosophiren, den Geschichtschreiber stellt sie vor psychologische und historische Probleme, zu deren Lösung die vorhandenen Mittel nicht überall ausreichen. Trotzdem sind bereits sehr viele vorwiegend apologetisch gehaltene Lißzt-Biographien vorhanden; alle überragt durch Umfang und Fülle authentischer Mittheilungen die von Lina Ramann (2 Bde., Leipzig 1880—94). Auch die hier folgende Darstellung muß sich im Thatsächlichen wesentlich auf diese Arbeit stützen, zur Ergänzung sind die von L. geschriebenen und empfangenen Briefe, soweit sie (in der Ausgabe La Mara's) zugänglich sind, und ältere Zeitungsberichte herbeigezogen. Selbständig zu urtheilen wird dadurch erleichtert, daß die Compositionen und Schriften Lißzt's fast vollständig gedruckt vorliegen.

Franz L. wurde am 22. October 1811 in dem ungarischen, zum Oedenburger Komitat gehörenden Dorfe Raiding als einziges Kind des fürstlich Esterhazy'schen Güterverwalters Adam L. geboren. Die Mutter, Anna geb. Lager, eine Deutsch-Oesterreicherin, stammte aus einer bescheidenen Bürgerfamilie in Krems bei Wien, der Vater aus einem ungarischen, der Sage nach ursprünglich adeligen, später verarmten Geschlecht. L. selbst war, nach einem

im J. 1851 an seinen Vetter Eduard gerichteten Briefe (Franz Lißzts Briefe, Leipzig 1893, I, S. 95) auf die väterlichen Vorfahren nichts weniger als stolz, dagegen hat er auf seine Zugehörigkeit zu der „urwüchsigen, ungebändigten Nation der Magyaren", obwol er ihre Sprache nicht sprach, stets großen Werth gelegt und diesem besondern Heimathsgefühl auch in seiner Kunst einen beherrschenden Platz eingeräumt. Nicht minder wichtig tritt aber in seiner Entwicklung die internationale Mischung des Blutes hervor.

In dem Testament, das L. am 14. September 1860 in Weimar niederschrieb, heißt es: „Ich danke mit Verehrung und zärtlicher Liebe meiner Mutter ihre beständigen Beweise von Güte und Liebe. In meiner Jugend nannte man mich einen guten Sohn; es war gewiß kein besonderes Verdienst meinerseits, denn wie wäre es möglich gewesen, kein guter Sohn mit einer so treu aufopfernden Mutter zu sein". Zu anderen Zeiten hat der Sohn in den Briefen ihre Frömmigkeit und ihren praktischen Sinn hervorgehoben. Die tiefe Religiosität, die treue, schwärmerische, glühende Anhänglichkeit an die Kirche dürfen als mütterliches Erbe angesehen werden. Aber auffällig ist es, daß er an jener Stelle den Vater nicht einmal erwähnt. Und doch war er durch ihn zu seinem Lebensberuf, zur Musik gekommen. Denn der (1780 geborene) Vater, der bis 1810 in seinem Geburtsort Eisenstadt gelebt, dort noch mit J. Haydn Karten gespielt, von den Mitgliedern der Capelle ein Instrument nach dem andern gelernt hatte, war selbst ein halber Musiker. Der Umgang mit Hummel hatte ihn dann dem Clavier zugeführt, auf dem er es bald zu Ries'schen Concerten brachte. Als er eines Tages im J. 1817 gerade an dem in Cis-moll übte, „lehnte sich" — so erzählt Adam L. — „der kleine Franz ans Clavier, lauschte, war ganz Ohr. Am Abend kam er aus dem Garten zurück, wo er spazieren gegangen war und sang das Thema des Concerts. Wir ließen's ihn wiederholen; er wußte nicht, was er sang: das war das erste Anzeichen seines Genies". Obwol nun beide Eltern auf das einzige, im Kometenjahr geborene Kind von Anfang an so große Hoffnungen gesetzt hatten, daß über seine Entwicklung ein „Tagebuch" — der citirte Satz ist ihm entnommen — geführt wurde, obwol dem Vater naheliegen mußte die eignen Künstlerträume auf seinen Franz zu übertragen, wurde der erbetene Clavierunterricht nur mit vielen Bedenken begonnen. Denn der Kleine kränkelte oft an Fieberanfällen und wurde bei einer solchen Krisis sogar einmal in der Gemeinde todtgesagt. Mit der Wiederkehr der Gesundheit wuchs regelmäßig der Eifer im Beten und Musiciren. Ueber den Gang des väterlichen Unterrichts fehlen die Nachrichten, doch scheint zuweilen der wenig harmonisch gestimmte Lehrer unliebsam hart und streng gewesen zu sein. Die Fortschritte sind dadurch bezeugt, daß der junge L. schon als neunjähriger Knabe mit dem Es-dur-Concert von Ries und mit einer freien Fantasie öffentlich auftreten konnte und zwar in der Oedenburger Akademie eines blinden Musikers, dem das Talent des kleinen Virtuosen durch die Proben bekannt geworden war, die er gegeben hatte, wenn er den Vater auf Dienstreisen in die Umgegend von Haiding begleitete. Gleich dieser erste Schritt entschied über die Zukunft Lißzt's. Das Concert wurde anderen Tags wiederholt, führte ihn dem Fürsten Esterhazy und dem Preßburger Adel zu und hatte die Folge, daß eine Reihe ungarischer Magnaten, die Grafen Erdödy, Szapary und Amadée an der Spitze, für die weitere Ausbildung Lißzt's auf sechs Jahre eine Subvention von 600 Gulden jährlich auswarfen. Auf sie gestützt siedelte im J. 1821 die Familie Lißzt nach Wien über und Karl Czerny übernahm den Unterricht des Knaben. Vorher war Hummel in Weimar befragt, aber mit einem Louisd'or für die Stunde zu theuer befunden worden; Czerny wies, nachdem er den neuen

Schüler näher kennen gelernt hatte, jegliches Honorar zurück und gab ihm sein Bestes. Die Gegenwart kennt Czerny nur als unermüdlichen Componisten methodisch guter, aber etwas seichter Clavieretuden. Daß ihn L. höher stellte, zeigt ein Brief aus dem Jahre 1856 (F. L.s Br. I, 219), in dem er seinem eigenen Schüler Dionys Pruckner empfiehlt, Czerny aufzusuchen: „Von allen jetzt lebenden Componisten" — schreibt L. — welche sich speciell mit dem Clavierspiel und Claviersatz befaßt haben, kenne ich keinen, dessen Ansichten und Beurtheilungen einen so richtigen Maßstab des Geleisteten darbieten. In den zwanziger Jahren, wo ein großer Theil der Beethoven'schen Schöpfungen für die meisten Musiker eine Art von Sphinx war, spielte Czerny ausschließlich Beethoven mit ebenso vortrefflichem Verständniß als ausreichender, wirksamer Technik und späterhin hat er sich auch nicht gegen einige gethane Fortschritte in der Technik verschlossen, sondern wesentlich durch seine Lehre und seine Werke dazu beigetragen. Schade nur, daß er sich durch eine zu übermäßige Productivität hat schwächen müssen und nicht auf dem Wege seiner ersten Sonate (op. 6 As-dur) und einiger andrer Werke dieser Periode, welche ich als bedeutsame, der edelsten Richtung angehörige und schön geformte Compositionen hochschätze, weiter fortgeschritten ist. Leider aber waren damals die Wiener gesellschaftlichen und verlegerischen Einflüsse schädlicher Art und Czerny besaß nicht die nothwendige Dosis von Schroffheit, um sich ihnen zu entziehen und sein bessres Ich zu wahren".

Im gleichen Ton der Verehrung sind die zahlreichen Briefe gehalten, die L. an Czerny gerichtet hat, auch öffentlich hat er seine Dankbarkeit durch den Vortrag Czerny'scher Compositionen und dadurch bewiesen, daß er dem ehemaligen Lehrer die sogenannten „Großen Etuden" („Etudes d'exécution transcendante") widmete. Die ersten Stunden scheinen dem heißspornigen Schüler nicht gefallen zu haben. Wie Ortigue, der erste Lißzt-Biograph, wahrscheinlich aus sicherster Quelle, berichtet, erschien es ihm als Kränkung, an Clementi'sche Sonaten gewiesen zu werden, auch die Revision und Umbildung der Technik war nicht nach seinem Sinn. Als dann aber Hummel und Beethoven vorgelegt wurden, war alsbald die Freundschaft geschlossen. Für die Einführung in Beethoven war Czerny, den der Meister selbst hin und wieder instruirt hatte, der rechte Mann; er gehörte aber auch zu der in jenen Zeiten noch kleinen Anzahl Wiener Musiker, die Seb. Bach zu schätzen wußten. Ihm war er in früher Jugend zugeführt worden und seine Ausgabe des „Wohltemperirten Claviers" beweist, daß er ihn nicht bloß als den „Fugenmeister" auffaßte. Wenn L. sich später unter den mitlebenden Virtuosen außer durch andere Vorzüge, auch durch sein eifriges Eintreten für Beethoven und Bach auszeichnete, so war das ein Vermächtniß Czerny's. Die musikalische Welt hat davon bemerkbaren Nutzen gezogen, noch größeren aber L. selbst, der von diesen beiden Meistern aus die Richtung auf das Hohe und Große in der Musik fand, die ihn hinderte, sich mit den Triumphen des Virtuosen, so wunderbar sie auch sein mochten, zu begnügen. Ohne den tieferen Sinn zu ahnen, nannten die Wiener, die privatim Gelegenheit hatten, sein Clavierspiel zu hören, den Knaben „den kleinen Herkules". Bei seinen fleißigen Streifereien nach Novitäten in den sogenannten „Gewölben" der verschiedenen Musikalienhändler spielte er Alles vom Blatt, was ihm vorkam. Diese Fertigkeit im Lesen und Uebersehen hatte er vermuthlich durch regelmäßiges Transponiren erworben. Wenigstens wissen wir aus den ersten Pariser Jahren, daß ihn der Vater anhielt, täglich zwölf Bach'sche Fugen in andere Tonarten zu übertragen. Als er eines Tages auch das eben frisch angekommene H-moll-Concert Hummel's, von dem es hieß: daß es dem Componisten selbst zu schwer

sei, auf den ersten Blick ohne Anstoß bewältigt hatte, ließ sich ein öffentliches Auftreten nicht mehr verhindern. Am 1. December 1822 gab Franz Lißzt „der zehnjährige Knabe aus Ungarn“ sein erstes Wiener Concert im landständischen Saale. Das für die damalige Anlage der Virtuosenconcerte typische Programm lautete (nach der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung“): 1) Ouverture von Clement; 2) Hummel's Pianoforteconcert in A-moll; 3) Variationen (E-dur) von Rode, gespielt von Herrn Léon de Lubin; 4) Arie aus „Demetrio e Polybio“ von Rossini, gesungen von Dem. Ungher; 5) Freye Fantasie auf dem Piano. Der Berichterstatter des Blattes meldet: „Wieder ein junger Virtuose, gleichsam aus den Wolken herunter gefallen, der zur höchsten Bewunderung hinreißt. Es gränzt ans Unglaubliche, was dieser Knabe für sein Alter leistet und man wird in Versuchung geführt die physische Möglichkeit zu bezweifeln, wenn man den jugendlichen Riesen Hummels schwere und besonders im letzten Satze sehr ermüdende Composition herabdonnern hört. Aber auch Gefühl, Ausdruck, Schattirung und alle feineren Nüancen sind vorhanden, so wie überhaupt dieses musikalische Wunderkind Alles a vista lesen und jetzt schon im Partiturspiel seines Gleichen suchen soll. Polyhymnia möge die zarte Pflanze schützen . . . . Est Deus in nobis!“

Die freie Fantasie war nach demselben Correspondenten, in dem wir Ignaz v. Seyfried vermuthen dürfen, nur häufige, wörtliche, durch Zwischenspiele getrennte Wiederholung zweier Themen. Doch interessirte die Wahl dieser Themen: a) das Hauptthema aus dem Allegretto (damals nannte man es stets „Andante“) von Beethoven's A-dur-Sinfonie und b) ein Motiv aus Rossini's „Zelmira“. Die beiden Antipoden, zwischen denen die Neigung der Zeit und auch die Lißzt's so lange schwankte, waren also hier zusammengebracht. Mit einem zweiten Concert im April 1823, bei dem Beethoven den jungen Virtuosen umarmte und küßte, schloß die Wiener Lehrzeit. Sie war auch zu Studien in Theorie und Composition benutzt worden, die Anton Salieri, der Lehrer so vieler großer Musiker, leitete. Auf diesem Gebiete scheint das Talent des Knaben gleichfalls eine gute Meinung erweckt zu haben. Denn als Diabelli die fünfzig bekanntesten österreichischen Componisten einlud zu seinem durch Beethoven's „33 Variationen“ berühmt gebliebenen Walzer je eine Umschreibung zu liefern, wurde mit Franz Schubert, Hummel, Kalkbrenner, Moscheles, Hüttenbrenner u. A. auch der junge L. aufgefordert. Seine Variation, die erste gedruckte Composition des Künstler, sticht in der Sammlung durch Eigensinn hervor: Moll und $2/4$-Tact.

Im Herbst 1823 wurde das an Wunderkindern reiche Wien mit Paris vertauscht, wo die Familie nach einer langsamen, durch mehrere Concerte unterbrochenen Reise über München und Straßburg vor Weihnachten eintraf.

Den Vater hatte zu diesem wichtigen, in die Entwicklung des Sohnes tief und nicht unbedingt vortheilhaft eingreifenden Schritt die Thatsache bestimmt, daß Paris durch die Schule Gluck's die musikalische Hauptstadt Europas geworden, daß an sie die ehemalige Vorherrschaft Italiens übergegangen war. Tonkünstler von Weltbedeutung bedurften des französischen Lehrbriefs. Wie Cherubini, Rossini, Spontini, so beugten sich die Musiker aller Länder, Engländer, Spanier, Russen eingeschlossen, diesem Gesetze und auch Deutsche wie Meyerbeer und Fr. v. Flotow wurden künstlerisch Franzosen. Erst seit R. Wagner, der ebenfalls noch die französische Straße zog, ist die innere Ueberlegenheit der deutschen Musik zu allgemeiner Geltung gekommen. Im J. 1823 war sie trotz Beethoven und C. M. v. Weber noch so latent, daß die Entscheidung eines mit der Wirklichkeit rechnenden Ungarn zu Gunsten der französischen ausfallen mußte.

Eins hätte Wien dem Künstler auch nicht annähernd in der Weise bieten können, wie er es in Paris fand. Das war die geistige Anregung und der gesellschaftliche Schliff. Durch den frühzeitig, ja allzufrüh sich bietenden Verkehr in den „Salons“ der Weltstadt, die bekanntlich unter Karl X. und unter Louis Philippe eine neue, den Tagen der Encyklopädisten wenig nachgebende Glanzzeit erlebten, wurde L. der allen Lagen gewachsene Weltmann, durch sie kam er zu dem gewaltigen Bildungstrieb und zu der Freiheit der Weltanschauung, die fast mehr noch als die angeborene Begabung seine Stellung in der Kunst markiren. Musikalisch begann Lißzt's französische Zeit mit einer Enttäuschung. Der Vater hatte, gestützt auf eine Empfehlung des allmächtigen Fürsten Metternich, die Aufnahme in das weltberühmte Conservatoire de musique für sicher gehalten. Cherubini der Director, der „Wunderkindern“ abhold war, wies den Knaben als Ausländer zurück und blieb dabei. Im Clavier, wo, so wie so, kaum ein dem Schüler gewachsener Lehrer zu finden gewesen wäre, unterblieb infolge dessen weiterer Unterricht. L. bildete sich durch Hören, Vergleichen und Nachdenken allein weiter. In der Theorie wurde er eine Zeitlang Ferdinand Paër, der zu jener Zeit unter Rossini die italienische Oper dirigirte, übergeben, von 1826 ab kam er zu Anton Reicha. Die Bedeutung dieses heute wol nur noch wegen seiner Beziehungen zu Beethoven genannten Lehrers muß für die Entwicklung Lißzt's sehr hoch angeschlagen werden. Sie liegt weniger in der ziemlich schnell erfolgten Absolvirung eines vollständigen Cursus des Contrapunkts, sondern darin, daß Reicha über die Ausnutzungsfähigkeit der rhythmischen und melodischen Elementarformen Ansichten hatte, die sich bei keinem zweiten Theoretiker jener Zeit finden. Sein „Traité de composition“ spricht sie am originellsten in dem Capitel über „Deklamation“ aus. Von der Mehrheit unbeachtet gelassen, sind sie für L. eine Quelle wesentlicher Stileigenthümlichkeiten geworden.

Während die Wiener Empfehlungen Cherubini nicht erweicht hatten, verschafften sie dem jungen Virtuosen sehr bald Zutritt bei der Herzogin von Berry, beim Herzog von Orléans und in den hohen Kreisen des Faubourg St. Germain. Von dort aus, wo der Maëstro Rossini die musikalischen Arrangements zu dirigiren pflegte, verbreitete sich der Ruf des „petit Litz“ so schnell, daß die „Allgemeine Musikalische Zeitung“ schon Anfang 1824 darüber nach Deutschland berichtete. Das war in diesem Fall eine ungewöhnliche Ehre, weil der Pariser Correspondent des Blattes den kleinen Schilling, die kleine Schauroth und andere vor seine Kritik gerathene, concertirende Kinder sichtlich unglimpflich behandelt. Wir erfahren aus seiner Mittheilung, daß L. für elfjährig galt und daß er namentlich durch sein Improvisiren „unendliches Aufsehen erregte“. Schon am 8. Februar trat er zum ersten Male öffentlich in einem bei den Gebrüdern Erard veranstalteten Concert auf und führte bei dieser Gelegenheit das neueste Meisterstück der Erard'schen Firma vor, einen Flügel von 7 Octaven. Ein solcher Umfang war damals noch ungewohnt, folglich, könnte man sagen, trat L. dafür ein. Mitten im Vortrag — Hummel's H-moll-Concert — mußte er abbrechen, weil sich die Saiten zu arg verstimmt hatten. Im übrigen wird sein Spiel als „fertig, naiv und gefühlvoll“ gerühmt. Als er kurze Zeit darauf (17. März 1824) zum ersten Mal im italienischen Opernhaus vor der Aufführung von Paisiello's „Nina, la pazza per l'amore“ sich hören ließ, passirte es, daß das begleitende Orchester nach einem Solo einzusetzen vergaß, weil die Musiker ganz in sein Spiel versunken waren. Dieser kleine Zwischenfall exaltirte die ganze Stadt. Orpheus, lautete eins der hierdurch veranlaßten Bonmots, hat nur Thiere und Steine bezaubert, der kleine Litz aber die ersten Meister der Welt. Die Lehre von

der Seelenwanderung wurde hervorgezogen um wahrscheinlich zu machen, daß in dem jungen L. Mozart wieder zur Welt gekommen sei. Die Schwärmer fanden auch eine äußere Aehnlichkeit heraus! Wenn er im Theater spielte oder sich nur zeigte, wurde er in alle herrschaftlichen Logen gerufen. Alles, auch das Unmögliche traute man ihm zu: Als er eines Abends sein Lieblingsstück, das Hummel'sche H-moll-Concert, ungewöhnlicher Weise auswendig gespielt hatte, schrieb ein Journalist, daß er „mit Begleitung des Orchesters phantasirt“ habe. In den Zeitungen erschienen Gedichte, in den Schaufenstern hing sein Bild; auch die Wissenschaft begann sich für das Phänomen zu interessiren: Gall nahm einen Abdruck vom Schädel des Knaben. Alle diese Ovationen verdarben nichts an L., sie drückten sich nicht einmal tiefer ein. Einzig eine in diese Zeit zu setzende Kritik N. Hummel's blieb ihm unvergeßlich. Auf sie kommt er noch in späten Jahren brieflich wiederholt zurück, hauptsächlich wegen ihrer drastischen Fassung: „Der Bursch ist ein Eisenfresser!“ Der Vater jedoch sah dem gefährlichen Cultus mit Sorgen zu und benutzte gern eine Einladung Erard's zu einem Abstecher nach London. Ehe die Reise angetreten wurde, mußte von der Mutter, die nach Oesterreich zurückging, Abschied genommen werden. Es war die erste längere Trennung von Mutter und Kind! In London gefiel „Master Lißzt“ dem Hof, der Nobility und den Musikern, von denen er bei Gelegenheit des ersten Concerts (21. Juni 1824) Cramer, Clementi, Ries, Kalkbrenner, Potter und G. Smart kennen lernte, so, wie es die Erfolge in Wien und Paris erwarten ließen. Den Fachgenossen imponirte er besonders durch eine Fuge, mit der er eine Improvisation über ein Thema aus dem „Barbier“ schloß. Schon im nächsten Jahre kehrte er nach England zurück. Sein größtes musikalisches Erlebniß war diesmal eine Aufführung in St. Paul, bei der über 7000 Kinder sangen. In London kam er zum zweiten Mal unter die Hände eines namhaften Phrenologen, diesmal Devilles. Ihm hatten einige Schäcker L., den er nicht kannte, als einen faulen, wenig begabten Knaben vorgeführt. Dem Gelehrten schien der Kopf indeß nicht so werthlos, doch möge er sich nicht mit alten Sprachen befassen! „Aber“, rief er, als er an die Stirnwinkel kam, „das ist ja ein geborener Musiker!“ „Ja“, sagten die Begleiter, „das ist L.!“ Mit einer Umarmung schloß die Scene. In den Neigungen zu solchen kleinen Streichen des Uebermuthes meldete sich bei L. die Jünglingszeit. In Paris warf er gelegentlich Geldstücke unter die Straßenjungen, vertrat, da auch durch Herzensgüte getrieben, mit dem Besen in der Hand interimistisch einen Gassenkehrer. Besonders war er zu musikalischen Foppereien aufgelegt, die an bekannte Beethoven-Anekdoten erinnern. Beim ersten Londoner Aufenthalt hatte er in einer Soirée mit einem Collegen zu concurriren, der seine Sache ziemlich schlecht machte. Da spielte L., als er ans Auftreten kam, das gleiche Stück aber auswendig und so schön, daß es Niemand erkannte. Auf der Rückreise von der zweiten englischen Reise mysticirte er in Bordeaux eine Gesellschaft von Musikfreunden, unter denen sich auch ein berühmter Geiger befand, dadurch, daß er ihnen eine eigne Composition als Beethoven'sche Sonate vortrug und damit entzückte. Die Geschichte ist in verschiedene Schullesebücher übergegangen. Nur das wird nicht erwähnt, daß der Geiger: Rode war. Bei der erwähnten zweiten Reise nach England wurden auch die größeren Provinzstädte besucht. In Manchester kam dabei zum ersten Mal eine Composition Lißzt's in breiter classischer Form zur Aufführung, eine „Große Ouverture für Orchester“. Auch in Paris präsentirte er sich im J. 1825 zum ersten Male ernstlich von der schöpferischen Seite. Die Große Oper führte am 17. October seine einactige Oper: „Don Sanche ou le Chateau d'Amour“

auf. Das Werk, zu dem der angesehene Librettist Théaulon den Text geschrieben hatte, war unter Paer's Augen entstanden und von der Direction des berühmten Instituts nicht bloß aus Speculation auf Lißzt's Namen, sondern auch deshalb angenommen worden, weil man alle Ursache hatte, nach neuen Talenten zu suchen. Mit Rossini, Boieldieu, Kreutzer, Auber allein war das Repertoire nicht zu halten, die Dugazon, Aumer, Dausvigne, Schneitzhoeffer u. s. w. aber hatten sich nicht bewährt. Auch Lißzt's Einacter hielt sich, obgleich Nourrit sang und bei der Première viel Rührung herrschte, nur bis zur dritten oder vierten Vorstellung. Da der „Don Sanche" verbrannt ist, erübrigen sich Controversen über seinen Werth noch mehr als über den der in Manchester aufgeführten, vielleicht zum „Don Sanche" gehörenden Ouvertüre und anderer gleichfalls abhanden gekommener, aber noch nicht hoffnungslos verlorener Jugendcompositionen. Der Mißerfolg steht fest und hat auf die nächsten Jahre in Lißzt's Leben einen ersichtlichen Schatten geworfen. Den Vater, der die Composition der kleinen Oper eifrig betrieben hatte und mit der Aufführung das höchste Ziel einer musikalischen Laufbahn erreicht glaubte, mußte die Ablehnung in ein Wirrsal von Kummer, Hoffnungslosigkeit und Erregung stürzen. Sie richtete sich auch gegen den Sohn und hinterließ in dessen Seele die tiefe Verstimmung, deren Spuren noch in dem historischen Weimarschen Testament von 1860 zum Vorschein kommen. Ortigue berichtet als classischer Zeuge von einer schweren Krisis Lißzt's. „Die Musik war er überdrüssig", beichtete oft, wollte Priester werden, las leidenschaftlich im Neuen Testament, im Thomas a Kempis und vertiefte sich in Mystik und Legende.

Nach allen vorliegenden Erfahrungen mußte der Vater auf Fortsetzung der dramatischen Versuche drängen, an Reicha, dem alten Freunde Czerny's, sollte ihnen wahrscheinlich ein besserer Mentor gesichert werden. Umsonst! Erst nach zwei und drei Jahrzehnten hat sich L. wieder Opernplänen zugewendet. Seine Compositionsthätigkeit, zu der er bald mit gesteigertem Fleiß zurückkehrte, beschränkte sich von jetzt ab für lange Zeit auf Aufgaben, die seinem Alter, die seinem menschlichen und musikalischen Gesichtskreis entsprachen, nämlich auf kleine und mittelgroße Clavierstücke. Der Grundsatz: streng ohne alle Beachtung von Brauch und äußerem Vortheil der klargewordenen Einsicht zu folgen, war der dauernde Gewinn aus der Geschichte des „Don Sanche".

Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn und das innere Gleichgewicht Beider einigermaßen wieder herzustellen, boten neue Concertreisen gute Gelegenheit: eine zweite durch die französischen Departements, eine dritte nach England, eine erste in die Schweiz. Während des längeren ins Jahr 1826 fallenden Aufenthalts in Marseille wurden dort die „Etudes pour le Piano en douze Exercices" gedruckt. Sie erschienen 1835 in einer deutschen Ausgabe als „opus 1", obgleich ihnen L. vorausgeschickt hatte: ein „Impromptu" (1824) und ein „Allegri di Bravura" (1825). In Cramer'scher Art, aber stimmungsvoll und mit Temperament sind in diesen Etuden für technische Zwecke erfundene Motive durchgeführt. Nachdem aus ihnen die erstaunlichen „Etudes d'exécution transcendante" (Breitkopf & Härtel, 1852) hervorgegangen waren, zog sie L. aus dem Verlag zurück. Ueber das diesmalige Auftreten in London berichtet das „Tagebuch" von Moscheles, daß „Lißzt's Spiel an Kraft und Ueberwindung von Schwierigkeiten alles früher Gehörte" übertreffe, es gedenkt zweitens der „chaotischen Schönheiten" eines Lißzt'schen A-moll-Concertes. Dieses Concert würde den Rahmen der dem „Don Sanche" folgenden Compositionen so durchbrechen, daß man seine Entstehung in eine frühere Zeit setzen müßte. L. selbst war, als er 1872 die

Notiz des „Tagebuchs" las, darüber unklar, ob er jemals ein A-moll-Concert geschrieben habe oder nicht.

Von London wandten sich die Reisenden, beide geistig und physisch erschöpft, nach Boulogne sur mer. Dem Sohne thaten die Seebäder sehr wohl, den Vater raffte (am 27. August 1827) ein gastrisches Fieber weg. Aus der tiefen Erschütterung, die der plötzliche Verlust nach sich zog, ging L. als ein neuer Mensch hervor, fest gewillt, das Leben planvoll und, wie er in seinem Nachruf an Paganini sagt, „hochsinnig" zu führen. Um das zu können, legte er noch einmal Hand an seine Erziehung und erweiterte Mittel und Unterlagen seines Künstlerthums von Grund aus. Mit der von Wien herbeigerufenen Mutter richtete er in Paris eine bescheidene Häuslichkeit ein und trat von der Oeffentlichkeit für die nächsten sieben Jahre so gut wie ganz zurück. Nur ausnahmsweise war er zu hören, eine solche Ausnahme bildete 1828 eine Extraaufführung des Conservatoriums, bei der L. Beethoven's Es-dur-Concert in Paris einführte. Der berühmte Virtuos verschaffte sich den nöthigen Lebensunterhalt als einfacher Clavierlehrer. Selbstverständlich war er einer der gesuchtesten. Seine Hauptsorge war, die Lücke der allgemeinen Bildung, für die seit der Raidinger Dorfschule nichts methodisches hatte gethan werden können, auszufüllen. Mit stürmischer Naivetät hatte er eines Abends den Advocaten Crémieux gebeten: „Herr, entwickeln Sie mir die ganze französische Litteratur!" Jetzt ging er Schritt für Schritt vor. Das Französische beherrschte er bereits wie eine Muttersprache, mit der ihm eigenen Raschheit machte er sich nun auch Englisch, Italienisch, im ganzen sieben neue Cultursprachen zu eigen und las Alles, was ihm an bedeutenden Werken über Geschichte, Philosophie, Litteratur und Kunst erreichbar war. Für einen Theil dieser Studien übernahm eine Schülerin, die junge Gräfin Saint Cricq die Führung. Zu ihr faßte er eine tiefe Liebe, die erwidert, aber vom gräflichen Vater nicht gebilligt wurde. L. widmete noch im J. 1844 bei einer Wiederbegegnung der ehemaligen Schülerin das schöne Lied „Ich möchte hingehn" ꝛc., und sie gehört (als Madame d'Artigaux in Pau) unter die wenigen Personen, die das Weimarsche Testament durch Geschenke auszeichnet. Der frische Schmerz der Entsagung trieb ihn wieder zu dem alten Priesterplan. Nur der Mutter zu Liebe ließ er ihn nochmals fallen. Zu seiner weiteren Aufrichtung trug Christian Urban, der als Virtuos der Viola d'Amour bekannte Organist an St. Paul de Vincent bei. Diesem idealen Sonderling, der Jahre lang bei Balletaufführungen mitgeigte, ohne jemals einen Blick auf die Bühne zu werfen, verdankte L. neue Ideen über Kirchenmusik, indeß auch eine Steigerung seiner krankhaften Mystik. Er wurde immer weltflüchtiger, sah kaum noch seine Mutter, erkrankte, ward zum zweiten Male todt gesagt und erhielt bei dieser Gelegenheit, wie seiner Zeit C. M. v. Weber, einen ehrenvollen Zeitungsnekrolog (im Pariser „Etoile", November 1828, abgedruckt bei L. Ramann). Mit eingetretener Reconvalescenz nahm L. die Aufgabe der geistigen Klärung an dem Punkte wieder auf, wo sie die Episode St. Cricq unterbrochen hatte und vertiefte sich zunächst in Chateaubriand's Werke, insbesondere in dessen René und seine Manfred-Stimmung. Die Julirevolution rief ihn von den Büchern hinweg unter die Menschen, führte ihn zur Bekanntschaft mit den St. Simonisten und bald zu der mit dem Abbé Lamennais. Ueber die Freundschaft, mit welcher er diesem vielseitigen Idealisten verbunden blieb, geben die Briefe, die er an ihn richtete, die beste Auskunft, auch die Widmung der „Pensées des Morts" zeugt davon; unter den unausgeführten Compositionen, die Lamennais zugedacht waren, interessirt eine Epopoe für Chor über Dichtungen des Freundes: les Matelots, les laboureurs, les soldats etc. Auch

Lißzt's Begeisterung für die Männer des Aufstands sollte durch eine der Beethoven'schen „Schlacht bei Vittoria“ nachgebildete „Revolutionssinfonie“ musikalischen Ausdruck finden. Die Verbrüderung der Völker Europas zu symbolisiren, waren ihr das Ziska'sche Hussitenlied, Luther's „Ein' feste Burg“, die „Marseillaise“ und „Malborough s'en va t'en guerre“ als Themen zugedacht. Sie blieb ebenfalls ungeschrieben und ähnlich wich sein anfänglich feuriges Interesse für den Simonismus bald der kühlen Kritik. Als ihn Heine als Anhänger Enfantin's verspottete, protestirte er öffentlich aufs entschiedenste gegen diese Verleumdung. L. stand allen diesen Bewegungen ohne eigentliche politische und philosophische Anlage gegenüber und erwärmte sich für sie nur, weil sie ihn als Christen, Philanthropen und Künstler berührten. Eine überall und jederzeit von der Menschenliebe geleitete, in allen Gliedern und Ständen von freier Kunst veredelte Gesellschaft — das war sein Ideal.

Die Theilnahme an den Bestrebungen und Ideen der Zeit hat L. zu der großen Auffassung der Tonkunst und ihrer Zusammenhänge geführt, die seine Schriften und seine praktische Thätigkeit in der Musik auszeichnet, der persönliche Verkehr mit führenden und bedeutenden Geistern war jedoch auch mit Gefahren verbunden. L. wurde im Salon der George Sand ein Opfer der kecken Theorie von der schrankenlosen Freiheit der Liebe und ging im J. 1834 eine wilde Ehe mit der sechs Jahre älteren Gattin des Grafen d'Agoult ein. Für die inneren Kämpfe, die dem strengen Katholiken dieser Schritt gekostet hat, sind die erwähnten „Pensées des Morts“, die der Componist in einem Brief an Lamennais ein instrumentales „De profundis“ nennt, ein ergreifendes Zeugniß. Nicht zufällig bricht in ihnen zuerst die starke Originalität des Lißzt'schen Stils voll ausgebildet durch. L. ist den drei, diesem Bunde entsprossenen Kindern — nur Frau Cosima Wagner lebt von ihnen noch, die Lieblingstochter Claudine, eins der ersten Kinder, die Schumann's „Kinderscenen“ kennen lernte, starb nach kurzer Ehe mit dem nachmaligen Minister Ollivier, auch der hoffnungsvolle Daniel wurde nicht alt — ein musterhafter Vater gewesen, aber das Glück der zehn Jahre an der Seite der interessanten Circe, die später als Daniel Stern eine geistvolle Schriftstellerin ward, war die Opfer nicht werth. In den Jahren, wo um Lißzt's künstlerische Bedeutung gestritten wurde, ist das peinliche Verhältniß erfolgreich als Beweis des angeborenen Anarchismus ausgebeutet worden und gesellschaftlich hat es ihn vieler Orten und immer wieder unmöglich gemacht. So gleich in Genf, wo sich das Paar im Frühling 1835 zunächst niederließ. Die zahlreichen Wohlthätigkeitsconcerte Lißzt's waren stark besucht, auch ließ man es sich gerne gefallen, daß er an dem neueröffneten Conservatorium gratis unterrichtete, ein eignes Concert des Virtuosen aber fand bei leerem Saal statt „wegen meiner vie scandaleuse“. Auch in Genf betrachtete sich L. noch als Schüler, hörte an der Universität und suchte im Verkehr mit freier gesinnten Naturforschern, Philologen und Politikern nach wie vor seine allgemeine Bildung zu erweitern. Mit dem Linguisten Adolphe Pictet und der Fürstin Belgiojo verknüpfte ihn bald dauernde Freundschaft. Aber auch der Musiker in L. hatte inzwischen seine Rechte wieder geltend gemacht. In Berlioz und Chopin waren ihm im J. 1828 ziemlich zu gleicher Zeit zwei Künstler begegnet, die sein ganzes Innere aufwühlten und von entgegengesetzten Seiten aus die Entwicklung seines Fachtalents sogut wie zum Abschluß brachten. Der Chopin'sche Einfluß ging auf Vertiefung und Verfeinerung alter Kunstmittel hinaus, der Berlioz' auf eine neue, der erregten Zeit entsprechende, im wesentlichen französische Rhetorik, scheinbar auch auf die Entdeckung neuer musika-

lischer Ideengebiete; jener wirkte klärend, dieser aufreizend und nur eine so wunderbare Organisation, wie sie L. besaß, vermochte diesen Gegensätzen Stand zu halten. Wenn L. sofort und am stärksten von Berlioz angezogen wurde, so sprach da wieder seine ritterliche und hülfsbereite Natur mit. Die „Sinfonie fantastique“ war mit den Worten empfangen worden: „Ein gewisser Hector Berlioz . . . . Schade, daß er nichts gelernt hat“ (Allg. Mus. Ztg. 1829, S. 863). Das genügte für L., um ohne Besinnen von diesem Werke einen Clavierauszug herzustellen, wie ihn noch keine Partitur gefunden hatte. Aber Berlioz wirkte auch schnell auf L. als Componisten. Wiederum müssen da als Beleg die „Pensées des Morts“ citirt werden. Die Anregungen Chopin's fruchteten langsamer, wie alles Edle, und traten lange Zeit nur in den Claviercompositionen und zwar durch Abrundung der Form, durch Bereicherung des Kleinlebens, durch Vergeistigung der Ornamentik zu Tage. Das wichtigste, was L. von Chopin empfing, war der nationale Musiksinn. Erst der Pole hat in L. den Ungarn aufgeweckt. Auch dem Spiele Lißzt's hat Chopin genützt, er gab ihm ein Muster der Delicatesse. Hier trat nun im J. 1831 mächtig ergänzend die Bekanntschaft mit dem dämonischen Geiger Paganini hinzu. Durch ihn ging dem bereits concurrenzlosen Pianisten eine neue Welt über den „Vortrag“ auf, mit Fiebereifer arbeitete er an der weiteren Vervollkommnung seiner Technik, die bis dahin ungefähr der Höhepunkt des Hummel'schen Niveaus gewesen war. Aber L. begnügte sich nicht damit, die Paganini'schen akustischen Neuerungen, die Sprünge, die weiten Lagen, die prickelnden Klänge, die sausenden Gänge nachzubilden, sondern radical machte er sich zum Herrn des ganzen, dem Instrumente möglichen Spielvermögens. Wie weit er dessen allgemeinen Durchschnitt gesteigert hat, ergibt sich schon aus seinen bekannten Paganinietüden, noch klarer zeigt es der Vergleich eines Lißzt'schen Concerts mit einem Mendelssohn'schen, Beethoven'schen, Mozart'schen, und am allereinfachsten das zwischen den Etudes des opus 1 und den Etudes d'exécution transcendante bestehende Verhältniß.

Die Genfer Zeit war musikalisch hauptsächlich dieser letztgenannten Aufgabe, der Vollendung der Virtuosität gewidmet. Erst im J. 1836 überraschte er die Welt damit: durch die übermäßige Bewunderung, die der neue Stern Sig. Thalberg in Paris als Spieler und Componist fand, aufgestachelt, eilte er dorthin zum Wettkampf und siegte. Bei dieser Gelegenheit erfuhren die Musiker, daß sie auch mit dem Schriftsteller L. zu rechnen hatten. Frühere Beiträge zur „Gazette musicale“ waren unbemerkt geblieben, eine 1837 veröffentlichte Kritik über Thalberg'sche Compositionen und die sich daran knüpfende Polemik mit Fétis wurden zum Ereigniß. L. erzählt (in einem Brief an J. v. Wasielewsky vom 9. Juli 1857) sehr hübsch, wie er, um den etwas gehässigen Eindruck dieser Angriffe zu verwischen, nach Stoff zu einem irgend Jemand lobenden Artikel gesucht habe und dabei endlich auf R. Schumann gerathen sei, zu dem er hierdurch in persönliche, freundliche Beziehungen kam.

Nach jener Begegnung mit Thalberg bestritt Niemand mehr das Primat Lißzt's. „Erste Pianisten“ gab es im Plural, er aber war „der Einzige“. Das Lißzt'sche Jahrzehnt von 1836 bis 1846 ist in der Gesammtgeschichte musikalischer Virtuosität eins der glänzendsten Capitel, die orpheische Macht des Berufs erwies sich durch ihn in der politisch stillen Zeit wieder mit einer Sicherheit, Ausdehnung und Stärke, wie es seit den Tagen Farinelli's nicht mehr vorgekommen war. Diesen Triumphzug im einzelnen zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. L. selbst hat über die ihm innerlich dabei theuer gewordenen Momente eine musikalische Chronik hinterlassen: die drei Hefte seiner „Années de Pélerinage“ (für Clavier). Demgegenüber genügt es, die Haupt-

daten, namentlich die künstlerisch wichtigen, kurz zu berühren. Da macht sich zuerst der Aufenthalt in Lyon dadurch bemerklich, daß L. Nourrit in die Schubert'schen Lieder einführt; der berühmte Sänger hat sie von da ab in Frankreich, voran den „Erlkönig", zur Geltung zu bringen gesucht. Von Lyon aus reiste L. nach Italien. Für den Ruf und die Erwartungen, die sich überall an seinen Namen knüpften, spricht die erste Begegnung mit dem bekannten Verleger Ricordi. Dieser hört in seinem Claviermagazin einen unangemeldeten Fremden spielen und eilt auf ihn mit den Worten zu: „Sie sind L. oder der T....!" Es war Lißzt. Die Bewunderung der Italiener wurde auch durch die freimüthigen Urtheile, die er über italienische Musik in der „Gazette musicale" veröffentlichte, nur vorübergehend herabgestimmt. Ihm selbst blieb die Rückständigkeit, die nur so „ungefähr wußte, daß es einen Beethoven und Weber gegeben", entsetzlich und hat vielleicht mit dazu beigetragen, daß der alte Widerwille am Virtuosenberuf schon 1837 wieder einmal stark ausbrach. „Suis je condamné . . . à ce métier de baladin et d'amuseur des salons", schreibt er an Lamennais. Auch kleine Componistentriumphe, wie die Auszeichnung seines Antheils an den von Chopin, Pixis, Thalberg, Herz und L. über ein Puritanerthema componirten Bravourvariationen bei dem Mailänder Concert zum Besten der italienischen Flüchtlinge — es schloß mit dem 12händigen Vortrag des „Götterwerks", der Ouvertüre zur „Zauberflöte" durch L., Hiller, Pixis, Schoberlechner, Origgi und Pedroni — konnten ihn von seiner musikalischen Depression nicht befreien. Da hielt er sich eifrig an die bildende Kunst des Landes; die „Années de Pélerinages" verewigen einige der tiefsten Eindrücke. Besonders bedeutend wurde in dieser Beziehung der Besuch der römischen Museen und Galerien, bei dem der Historienmaler Ingres die Führung übernahm. Vielleicht in Anknüpfung an die Pariser „Musikbilderconcerte" Porro's (s. Neue Ztschr. f. Mus. V, 190) ging ihm hier ein neuer Begriff von der engen Verwandtschaft zwischen Musik und Malerei auf, die Ueberzeugung von der Möglichkeit ihres Zusammenwirkens ist ein unentbehrlicher Schlüssel für eine Anzahl seiner späteren Compositionen. Musikalisch ward Rom dadurch merkwürdig, daß er hier zum ersten Male wagte, ganze Concerte allein mit Claviervorträgen auszufüllen. Diese sogenannten „Soliloques musicaux", die nur in den Unternehmungen älterer Orgelvirtuosen Vorläufer haben, verpflanzte L. 1839 auch als „Piano-Recitals" nach England, durch seine Schüler sind sie mittlerweile eine allgemeine internationale Einrichtung geworden. Der „Curiosität wegen" theilt er der Fürstin Belgioso (4. Juni 1839) das Programm eines solchen Soliloque mit. Es beginnt mit seinem Lieblingsstück, der für Clavier übertragenen „Tellouvertüre", Nummer 2 sind Reminiscenzen aus den „Puritanern", 3. Etuden und Bruchstücke aus Lißzt's Compositionen, 4. Improvisationen über gegebene Motive.

Von Pisa aus meldete sich L. zum ersten Mal wieder bei der deutschen Musik und erbot sich dem Comité für das Beethovendenkmal in Bonn, das mit seinen Sammlungen nur in dem üblichen tempo molto moderato von der Stelle kam, die fehlende Summe allein zu beschaffen unter der einzigen Bedingung, daß sein Bildhauer (Bartolini in Florenz) beauftragt würde. Während des Sommeraufenthalts zu Bellaggio entstand die als erste Frucht von Lißzt's Dantestudien beachtenswerthe „Sonata quasi Fantasia" (f. Clavier). Auch sie steht in den „Années de P." In Venedig erfuhr L. im Frühjahr 1838 von den fürchterlichen Ueberschwemmungen der Theiß. Sofort war er in Wien und spielte zum Besten der Calamitosen der ungarischen Hauptstadt. Mit diesem Intermezzo beginnt das Ende seiner französischen und romanischen Periode; seine musikalische Seele wußte von jetzt ab, wo ihre eigentliche Lebens-

luft wehte. Ein Publicum, das Weber's Concertstück und die Aufforderung zum Tanz, das Beethoven'sche Sonaten, Berlioz'sche Sinfoniesätze, das Chopin und noch dazu Händel und Scarlatti so verstand und aufnahm, hatte Paris, hatte Italien nicht zu bieten. Am stärksten aber hatte er seine Hörer mit Uebertragungen Schubert'scher Lieder erfreut. Sie waren das Hauptthema in den Hymnen der Zeitungen und sie wurden von da ab bekanntlich eine Mission, die ihm besonders am Herzen lag. Man darf behaupten, daß L. mit seinen mehr als fünfzig Transscriptionen dem Schubert'schen Lied und einer Schubert'schen Schule erfolgreicher Bahn gebrochen hat, als sämmtliche deutschen Sänger es bis dahin vermocht hatten. Zunächst kehrte er nach Italien zurück. Aber schon im November 1839 war er wieder in Wien; seinem Freund, dem Grafen Festetics, meldete er sich mit der Bemerkung an: er werde ihn „gealtert, aber reifer und als Künstler ausgearbeitet" wiedersehen. Jetzt fand er auch die Zeit, die vor achtzehn Jahren verlassene Heimath aufzusuchen. Man empfing ihn wie ein höheres Wesen und verabschiedete ihn mit der stolzesten Auszeichnung, die die ungarische Nation kannte: eine Adelsdeputation überreichte ihm den Ehrensäbel. Er gehörte bis an Lißzt's Ende mit dem preußischen Orden pour le mérite und dem Königsberger Doctordiplom zu den Decorationen, über die der Künstler Niemanden zu witzeln erlaubte. Bei einem Besuch in Raiding trat er zum ersten Male mit dem doppelten Interesse des Patrioten und des Fachmanns der Zigeunermusik näher, die ihn von nun ab fester und fester in ihren Bann zog. Als Vorbereitung war in Wien die Uebertragung von Franz Schubert's vierhändigen Ungarischen Melodien und Märschen in zweihändigen Claviersatz vorausgegangen.

Die nächsten sieben Jahre bilden nun eine Summe von Virtuosentriumphen, bei deren Studium sich das Staunen mit einem Gefühl des Einerlei mischt. In alten und neuen Ländern, in mittleren und großen Städten, mit wenig Ausnahmen: überall derselbe Enthusiasmus, in England, Schottland, in Spanien, Portugal, in Rußland, Polen, ja in der Türkei dieselbe, kaum noch Rand und Band einhaltende, verzückte Menschheit. Einnahmen von 12 000 Frcs. auf ein einziges Concert kamen wiederholt vor. Die größten Steigerungen des Jubels fallen auf den ersten Berliner Aufenthalt, auf Kopenhagen und Warschau. Lißzt's Natur zeigte sich diesen Ovationen gleich gut gewachsen wie den physischen Anstrengungen, die mit einer Reiseart, bei der gelegentlich in zwölf Tagen an neun verschiedenen Orten gespielt werden mußte, verbunden waren. Auch bei ihm hatten die vermehrten Anforderungen die Lebenskraft gesteigert. Nur so erklärt sich's, daß L. jetzt auch mit der Notenfeder thätiger war als je. Mit der berühmten „Don-Juan-Fantasie" und andern Abrissen beliebter Opern, mit einer Handvoll kleiner Clavierstücke fallen in jene Zeit die Anfänge der Ungarischen Rhapsodien, die Uebertragungen einiger weiterer Dutzend Schubert'scher Lieder, dazu solcher von Beethoven, Mendelssohn, Dessauer und das Arrangement der sechs großen Bach'schen Präludien und Fugen für Orgel. Nicht genug damit, betrat L. in dieser Periode noch neue Compositionsgebiete. Die erste Beethovencantate erstand, ihr folgten acht Männerchöre und eine Reihe von Sololiedern, von denen man nur die „Loreley" zu nennen braucht um klar zu machen, daß es sich um mehr als gewöhnliche Arbeiten handelt.

Aus Lißzt's damaligem äußeren Leben sind als bemerkenswerthe Daten der Eintritt in den Freimaurerorden und die mit dem Fürsten Felix Lichnowsky und mit Adolf Henselt geschlossenen Freundschaften hervorzuheben. So viel er als Künstler gab, so wenig empfing er. Einen nachhaltigen, außerordentlichen Eindruck hinterließ ihm nur die von Musik begleitete Vorführung der Dioramen

von Gropius, der er in Berlin beiwohnte, und das dritte Norddeutsche Musikfest in Hambnrg (4.—8. Juli 1841), bei dem er in Beethoven's „Chorphantasie" mitwirkte. Dieses Ereigniß hat zu Lißzt's weiterer, in seinen musikalischen Neigungen von Natur begründeten, durch frühe persönliche Beziehungen zu Mendelssohn, Hiller, durch das Concertiren in Wien und in deutschen Städten nachdrücklich geförderten Germanisirung sehr viel beigetragen. Nach Paris zurückgekehrt, spielt er zum Besten nothleidender deutscher Choristen, läßt provocirende deutsche Vaterlandschöre singen. Bald darauf steuert er zum Kölner Dombau bei, siedelt sich auf der Rheininsel Nonnenwerth an und trägt sich mit dem Plan, dieses romantische Stückchen Erde anzukaufen. Von hier aus erschien er 1845 in Bonn zur Einweihung des Beethovendenkmals, das schließlich doch zu einem Viertel das Geschenk Lißzt's geblieben war. Der für die Einreihung unter die deutschen Musiker entscheidende Schritt war jedoch schon im J. 1842 gethan worden: am 2. November dieses Jahres unterzeichnete der Großherzog Carl Friedrich das Decret, welches „den Virtuosen Dr. Franz Lißzt" zum Capellmeister in Weimar ernannte. Aber erst nach sechs Jahren trat L. die Stellung wirklich an. Mit dem Jahre 1848 beginnt der deutsche Abschnitt in Lißzt's Leben.

Für die endliche Uebersiedlung in die kleine Residenz hat allem Anschein nach die polnische Fürstin Caroline von Sayn-Wittgenstein den Ausschlag gegeben. Sie, der L. 1847 in Kiew zuerst begegnete, bildet fortan nicht bloß den Mittelpunkt in Lißzt's Herzensleben, sie hat auch der weiteren Verschwendung seiner Componistenbegabung mit Bagatellen gesteuert, ihn auf große Aufgaben, namentlich religiöse, hingelenkt und sich damit um das Bleibende an L. und um die neue Kunst wesentlich verdient gemacht. Lißzt's beim Gottesdienst ohne Componistenangabe aufgeführtes Pater noster hatte ihr den Künstler vollständig erschlossen, bald erschloß ihm die in unglücklicher Ehe lebende Frau ihr Herz, er ward ihr Ritter und führte sie dem Schutz der Weimarschen Großherzogin Maria Paulowna zu, um sich nach erhoffter Scheidung mit ihr zu vermählen. Daß die Ausführung dieser Absicht immer auf neue Schwierigkeiten stieß und im Augenblick, wo sie gesichert schien, endgültig aufgegeben werden mußte, ist der eine Theil der Tragik, die über der zweiten Lebenshälfte Lißzt's liegt. Der andere floß aus dem weiteren Verlauf seiner künstlerischen Thätigkeit. In deren Vordergrund tritt von jetzt ab die Composition: in Weimar entstehen die sinfonischen Dichtungen, die Sinfonien, die Concerte und einige von Lißzt's bedeutendsten Chorwerken: die Graner Messe, der 13. Psalm, die Chöre zu Herder's Prometheus. L. der Virtuos gibt nur noch vereinzelte Gastrollen bei Concerten zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken. Dagegen wirkte er als Dirigent durch die Förderung neuer Kunst bald ins Weite. Von Weimar aus wurde Schumann's „Manfred", Schubert's „Alfons und Estrella" bekannt, mit besonderem Eifer trat L. für Berlioz und R. Wagner ein. Erst von Weimar und der dortigen Uraufführung des „Lohengrin" aus wurden Wagner's Dresdener Opern zum Gemeingut der deutschen Bühnen. Für seine Kunst war Lißzt's Eintreten eine Rettung, für L. selbst wurde es von dem Augenblick an verhängnißvoll, wo Wagner's agitatorische Schriften erschienen und einzelne der um L. gescharten jungen Musiker die Ausfälle des Züricher Einsiedlers fortsetzten. Von der Mitte der fünfziger Jahre ab stand der Weimarsche Capellmeister vor einer zahlreichen, nach dem Aachener Musikfest von 1857 vor einer geschlossen vorgehenden Gegnerschaft, welche die nicht zu leugnende Einseitigkeit der Dirigentenbestrebungen Lißzt's, aber noch viel heftiger seine Compositionen bekämpfte.

Als Componist war L. in seiner Virtuosenzeit jedenfalls nicht unfreundlich behandelt worden, einzelne Kritiker, der Verfasser des Aufsatzes: „Einige Worte über Lißzt" (Allg. Mus. Ztg. 1835, S. 645) z. B., sahen in seinen Jugendarbeiten ein Genie, das auch in Philosophie und Poesie, das auf jedem Gebiete sich auszeichnen müßte. Jetzt wurde L. die melodische Erfindung, die contrapunktische Fertigkeit, es wurde ihm kurzweg das musikalische Talent abgesprochen, in Dilettantenkreisen erzählte man sich, wie aus Th. von Bernhardi's Memoiren zu ersehen, allen Ernstes: der wirkliche Autor der Compositionen Lißzt's sei Joachim Raff. Dabei ist es bis zu seinem Ende im wesentlichen geblieben. Die „Seligkeiten" sind das einzige Stück, das neben kleineren Clavierdichtungen ziemlich allgemeine Zustimmung fand. Alle großen Werke, instrumentale und vocale, wurden, vereinzelte locale Ausnahmen abgerechnet, abgelehnt; außer Johann Herbeck in Wien, Karl Riedel und Hans v. Bronsart in Leipzig, Hans v. Bülow in Berlin, Eduard Stein und Max Erdmannsdörfer in Sondershausen, Max Seifriz in Löwenberg, Leopold Damrosch in Breslau stand bis in die 1880er Jahre kein namhafter deutscher Musikdirector auf Lißzt's Seite. Ihm blieben nur einige schriftstellerische Freunde, Stahr, Weitzmann, Graf Laurencin, L. Köhler, H. Pohl, vor allem H. Brendel und seine lieben „Murls", die in der Weimarschen „Altenburg" aus und eingehenden jungen Schüler und Mitarbeiter. In dem wiederholt schon angeführten „Testament" von 1860 hat er von diesen Vertretern der „Neu deutschen Schule" hervorgehoben: Bronsart, Cornelius, Lassen, Pohl, A. Ritter, Draeseke, Tausig. H. v. Bülow war mittlerweile sein Schwiegersohn geworden. L. litt unter der Verfehmung seiner Compositionen schwer, aber er ertrug sie mit frommer Resignation und mit Ironie. Ingrimm bricht in seinen Briefen nur dann hervor, wenn ihn Jemand mit Berührung der ehemaligen „Glanzzeiten" zu Spiel oder Direction einladen will. Außer den musikalischen fielen noch weitere Schatten auf sein damaliges Leben. Daß sie mitunter dem eignen unruhigen Herzen entsprangen, zeigt der erste Theil der „Briefe an eine Freundin". Auch die Enge der Weimarschen Verhältnisse machte sich in Reibungen und Nichtachtung seiner großen, der Goethestiftung, der Zukunft Wagner's geltenden Organisationspläne fühlbar. Ein Denkmal aller dieser inneren und äußeren Bedrängnisse ist die 1855 entstandene Composition des 13. Psalms. Ein um dieselbe Zeit an den Vetter Eduard gerichteter Brief bekundet die Sehnsucht nach einem neuen Schauplatz; bei der Ablehnung des „Barbier" von Cornelius (1858) wird sie acuter: L. legte den Tactstock nieder. Doch war das mehr eine Demonstration, als, wie allgemein angenommen wird, ein definitiver Bruch. Denn nach kurz darauf folgenden Briefen beabsichtigt er wieder Dräseke's „Sigurd" und Wagner's „Tristan" zu dirigiren. Erst wichtige Wendungen in den Angelegenheiten der Fürstin führten ihn im J. 1861 von Weimar weg. Kurz zuvor zum großherzoglichen Kammerherrn ernannt — geadelt hatte ihn zwei Jahre vorher der Kaiser von Oesterreich — traf L. am 20. October in Rom ein, um an seinem Geburtstag die Freundin zu ehelichen. Am Abend vorher wird die ertheilte päpstliche Einwilligung wieder zurückgezogen!

Mit diesem Datum beginnt Lißzt's Römische Periode. Rom, wo er eine Zeitlang im Vatican selbst, dann abwechselnd auf Monte-Mario, in der Villa d'Este und in anderen, immer still und aussichtsreich gelegenen Quartieren hauste, blieb sein Hauptquartier, obwol er seit 1869 wieder jährlich einige Monate in Weimar (Hofgärtnerei) verweilte, seit 1874 auch einen weiteren Theil des Jahres in Budapest verbrachte, hier auf dem ihm schon 1862 zugedachten Posten eines Präsidenten der Ungarischen Landesmusikakademie.

Diese letzten Jahrzehnte Lißzt's wurden ihm immer mehr zu einer Zeit der Abklärung und des Gottesfriedens. Ihr bedeutendster künstlerischer Ertrag sind die drei Oratorien: Heilige Elisabeth, Christus und der unvollendete Stanislaus; die Glocken des Straßburger Münster, die Cäcilienlegende, die Ungarische Krönungsmesse, das Requiem und eine Reihe kleinerer Kirchenstücke. Selbst die instrumentalen Arbeiten, von denen die beiden Franciscuslegenden (für Clavier) am bekanntesten sind, tragen zur guten Hälfte den religiösen Stempel. 1865 nahm L., der schon ein Jahrzehnt früher dem Franciscanerorden beigetreten war, die niederen Priesterweihen, wie L. Ramann andeutet, in der stillen Hoffnung, durch diesen Schritt bestimmenden Einfluß auf die Reform der katholischen Kirchenmusik zu gewinnen. Von nun an sah man ihn bei den Festen des von ihm (und Brendel) gegründeten „Allgemeinen Deutschen Musikvereins" im Kleide des Abbaten. Bei einer solchen Gelegenheit, 1877 in Hannover, spielte er wol das letzte Mal öffentlich. In unablässiger Arbeit floß ihm das Alter dahin, zuletzt durch nahenden körperlichen Verfall (Augenleiden und Wassersucht) getrübt, zugleich aber durch Anzeichen endlichen allgemeineren Verständnisses freundlich beleuchtet. Kurz vor seinem Tode unternahm er noch einmal eine Triumphreise alten Stils, die über Deutschland, die Niederlande, Frankreich nach England führte — diesmal als Componist! Am 31. Juli 1886 starb er zu Bayreuth an Lungenentzündung. Auf dem dortigen Friedhof wurde er begraben.

Von den verschiedenen Arbeitsfeldern Lißzt's empfiehlt es sich, zuerst das schriftstellerische in Betracht zu ziehen, weil hier die Grundlage seiner Bedeutung, die gewaltige Gedankenarbeit, am offensten liegt. Außer den beiden Büchern über F. Chopin und über „Die Musik der Zigeuner" bestehen Lißzt's (in einer sechsbändigen Leipziger Gesammtausgabe von 1881 vorliegenden) Schriften aus Essays, die in einzelne Werke und Künstler einführen oder musikalische Grund- und Tagesfragen erörtern. Im Gegensatz zu Lißzt's knappem und schlagendem mündlichen Ausdruck sind sie, besonders die der späteren Zeit, sehr breit stilisirt. Das Hauptstück enthalten die aus der Jugendzeit stammenden „Reisebriefe eines Baccalaureus der Tonkunst". Durch sie gelangte L. zur vollständigen Klarheit über die Kunst seiner Zeit und ihrer Aufgaben, sie enthalten die Richtschnur für jede Art seiner musikalischen Thätigkeit.

Davon, was L. als Virtuos gewesen, läßt sich, da auch die besten Berichte den lebendigen Klang nicht ersetzen können, kaum ein genügendes Bild geben. Nur, soweit der Zauber seines Spiels auf dessen technischem Theil beruhte, bieten die Claviercompositionen, voran die „Etudes d'exécution transcendante" einigen Anhalt. Sie bilden einen Superlativ von Vielseitigkeit und Schwierigkeit, dem immer nur wenige Pianisten gewachsen sein werden. L. rang der Spielmechanik dieses Aeußerste ab, obgleich seine Hand mit ihren zwar ungewöhnlich gleichmäßigen, aber nur mittellangen Fingern von Natur nicht zu den begünstigtsten gehörte. Sein ganzes Können enthüllen aber auch die Lißzt'schen Noten noch nicht. Ihm genügten gelegentlich für Beethoven's Es-dur-Concert nur vier Finger der Rechten, das Publicum erfuhr von dem zwingenden Unfall gar nichts. So sehr stand seine Technik unter der Herrschaft des Willens. Noch entschiedener war das Musikalische in Lißzt's Spiel die Frucht seiner Persönlichkeit: durch Accente und Klangfarben warf er auf die bekanntesten Compositionen neue Lichter, sie bekamen, wie die Neue Zeitschrift f. Musik schreibt, dramatisches Leben, durch Baßbehandlung und Pedalgebrauch Orchesterklang. Bis zur Genfer Zeit, gestand er nachmals die Componisten zuweilen etwas willkürlich behandelt und von dem alten Virtuosenrecht des Variirens zu starken Gebrauch gemacht zu haben. Später beschränkte er seine

Virtuosenlust auf die Improvisation und Phantasien, den Meisterwerken gegenüber war er die Pietät selbst. Nach competenten Ohrenzeugen gipfelten seine Leistungen im Beethovenspiel, im Vortrag der Clavier- und Orchesterwerke Beethoven's. Durch seine Art, letztere zu übertragen, erschloß er eine neue Methode der Clavierauszüge. Auch S. Bach und seine großen Orgelphantasien sind durch Lißzt's Uebertragungen merklich popularisirt worden. Zur Seite dieser beiden Großen stellte er Schubert, Weber, Chopin, in zweiter Linie aber neue Talente. Dabei Schumann wegen Kühle des Publicums und Abneigung seiner Secretäre und Concertunternehmer nach den ersten Versuchen wieder aufgegeben zu haben, hat sich L. nach dessen Tod zum Vorwurf gemacht (siehe den bereits citirten Brief an J. v. Wasielewsky). Zu beachten ist, daß L. folgerichtig, nachdem er die Leistungsfähigkeit des Spielens bis an die Grenzen des Möglichen erweitert hatte, sein Augenmerk auf die Vervollkommnung des Instruments richtete. Darüber gibt die Correspondenz mit Berlioz die reichste Auskunft. Die Versuche brechen mit dem von Alexandre et fils in Paris gebauten, jetzt im Weimarischen Lißztmuseum befindlichen, 3 Manuale, 16 Register und Orgelpedal enthaltenden Riesenclavier ab. Der stagnirende Pianofortebau war Lißzt's aufs achtzehnte Jahrhundert zurückgehenden Ideen nicht gewachsen.

Ein solcher Virtuos war der geborene Lehrer und Dirigent, sobald ihm nur die Gabe der Mittheilung verliehen war. Sie aber besaß L. in einer unübertrefflichen wirksamen, blitzartigen Spielart. Die zeitgenössische Memoirenlitteratur hat, von A. B. Marx bis auf Janka Wohl, eine Menge von Beispielen dafür aufbewahrt: wie er, statt langer Reden, durch einen Zuruf, eine Geste, einen Griff aufs Clavier seine Auffassung im Nu durchsetzte. Als Dirigent wegen lässiger Tactgebung vielfach angegriffen, antwortete er mit dem Grundsatz: „Wir sind Steuermänner, nicht Ruderknechte!“ Mit der öffentlich wiederholt gestellten Forderung an die Dirigenten seiner eigenen Werke: durch Special- und Gruppenproben in Technik, Dynamik, Tempo und Geist einzudringen, durch Genauigkeit und Klarheit zur Freiheit zu gelangen, ist er für die jüngere Dirigenten-Generation vorbildlich geworden. Seine Bedeutung als Lehrer belegt die Thatsache, daß in den letzten beiden Menschenaltern die Mehrzahl der hervorragenden Pianisten aus seiner Schule gekommen ist. Von vielen der sogenannten Lißztschüler aus den letzten Jahrzehnten hat er allerdings (nach L. Ramann) selbst gesagt: „Sie spielen nicht, sie prügeln Klavier!“

Als Componist ist L. eine geschichtliche Größe durch die Anregungen, die er für den Formenbau in der Instrumentalmusik gegeben hat. Seine in dreizehn „sinfonischen Dichtungen“ und „zwey Sinfonien“ enthaltenen Hauptneuerungen stellen dem, von den Wiener Classikern für die Sonate und verwandte Gattungen ausgebildeten Typus leichtere und freiere Arten an die Seite. Mit der dreisätzigen „Faustsinfonie“ und mit der zweisätzigen „Dantesinfonie“ demonstrirt L. gegen die Alleinherrschaft der viersätzigen Sinfonie, in den einsätzig gehaltenen „sinfonischen Dichtungen“ gibt er Beispiele für einen in Gruppirung und Methode mehr oder weniger auf das Sonatenschema verzichtenden, motivisch reicheren, den Künsten der Durchführung und gründlichen Auslegung die Reize des Wechsels und der Contraste vorziehenden Satzbau. Wiederholt hat es L. ausgesprochen, daß „der Inhalt die Form zu bestimmen hat“ und mit diesem, nicht Formlosigkeit, wol aber Freiheit der Form proclamirenden Satz eine Weiterentwicklung der musikalischen Architektur ermöglicht, die, mit Ausschluß Berlioz'scher Experimente, wirklich originalen Geistern beträchtlich zu statten kommt. Nur stand Lißzt's Praxis seiner Theorie dadurch im Wege, daß der Inhalt seiner Orchesterwerke sich ziemlich

einseitig auf sogenannte „Programmusik“ beschränkte. Für diese Richtung entschieden einzutreten war, wie Berlioz, auch L. in erster Linie durch das Beispiel jener um Victor Hugo und E. Delacroix gescharten neuromantischen Dichter und Maler Frankreichs bestimmt worden, die es wieder einmal für zeitgemäß befanden, die „Naturwahrheit“ als oberstes Kunstgesetz zu verkünden. L. sah auch die Musik von Stillstand und Formalismus bedroht, die geistigen Quellen der Beethoven'schen Zeit schienen ihm versiegt, die der Gegenwart zu wenig beachtet, die nächste Zukunft verlangte in seinen Augen von der Musik weniger Reflexion und Exegese und mehr Anregung und Stärkung der Phantasiekräfte; fesselnde Bilder nicht bloß aus dem menschlichen Innenleben, sondern erst recht aus der Außenwelt lebensgetreu, frisch und so dramatisch deutlich wiederzugeben, daß der Zuhörer ergriffen folgen mußte, hielt er für die wichtigste Aufgabe der Composition. Weil ihm hierfür eine engere Verbindung der Instrumentalmusik mit anderen Künsten das nächste und beste Mittel dünkte, legte er seinen Orchesterwerken nicht bloß Dichtungen, sondern auch Gemälde zu Grunde. Einzelne „sinfonische Dichtungen“, „Mazeppa“ und „Hunnenschlacht“ z. B. sind geradezu als Dioramenmusik gedacht und setzen Unterstützung des inneren Auges durch wirkliche mit den Perioden und Abschnitten der Musik wechselnde Bilder voraus. Den malerischen Absichten unterstellte L. aber nicht bloß die äußere Gesammtform seiner Compositionen, sondern auch ihren rhetorischen Stil; weil seine Musik überall und bis in die kleinsten Züge hinein sprechend und plastisch sein sollte, sann er auf neue Tongebärden, je primitiver, desto willkommener. Dieser Punkt hat die Aufnahme Lißzt's am meisten erschwert. Programmmusik, wenn sie auch in der Regel bescheidener auftrat, hat es seit Urzeiten gegeben, auch Abweichungen von den herrschenden Formtypen sind immer vorgekommen und noch in der Beethoven'schen Zeit einem C. M. v. Weber, einem Neukomm und anderen Tonsetzern still nachgesehen worden. Aber Neuerungen im Kleinen, im Wortschatz, in der Grammatik haben die Componisten Monteverdischer Art immer nur schwer durchgesetzt. Bei L. kam hinzu, daß er auf einmal in sämmtlichen Elementen der musikalischen Sprache neuerte. Soweit es die Harmonik betrifft, hat sich schon H. Weitzmann mit dem neuen Stile Lißzt's beschäftigt, umfassender ist er dann von H. Rietsch („Die Tonkunst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts“, 1898) untersucht worden; eine wirklich erschöpfende Darstellung des Themas fehlt jedoch noch. Sie würde zu dem Schlußergebniß führen, daß Lißzt's Vorliebe für Interjectionen, für Sequenzen, für Ausnahmsintervalle, für Pausen und Fermaten, für Recitativton und unbegleitete Soli, daß seine Eigenheiten im Periodenbau, in Melodik, Rhythmik und Harmonik nicht bloß und nicht immer der nothwendige Ausdruck von Vorstellung und Situation, sondern daß sie sehr häufig französische, ungarische oder individuelle Manieren sind. Auch das läßt sich nicht verkennen, daß L. das malerische Vermögen und die malerischen Pflichten der Musik oft überschätzt, daß er nicht bloß reactionär überschwänglich, daß er nicht selten auch genialisch flüchtig und mit Gemeinplätzen äußerlich gearbeitet hat. Aber nach allen Abzügen bleibt immer noch, auch abgesehen von der formgeschichtlichen Bedeutung seiner Orchesterwerke, ein außerordentlich geistvoller, origineller und erfindungsstarker Componist übrig. Das As-dur-Thema im Gretchensatz der Faustsinfonie, die Francescaepisode in der Dantesinfonie, die Hauptmelodie im Orpheus belegen diese Censur hinreichend. Ihrem geistigen und technischen System nach können die sinfonischen Dichtungen und die Sinfonien Lißzt's eine Lebensdauer und einen Werth wie die Werke Beethoven's allerdings nicht beanspruchen, aber sie haben auffrischend gewirkt und eine Schule hervor-

gerufen, die neben Producten bloßer virtuoser Naturabschreibung doch auch vollkommen reife und sehr liebenswürdige Leistungen aufzuweisen hat. Es ist nicht zufällig, daß außerdeutsche Componisten wie Smetana, St. Saëns u. A. das Lißzt'sche Vorbild am ehesten und besten verstanden haben.

Unter den übrigen großen Instrumentalcompositionen Lißzt's ragen die Clavierconcerte in Es-dur und A-dur am meisten hervor. Auch sie sind insofern Reformwerke, als sie von dem hergebrachten altitalienischen Aufbau des Concerts in drei Sätzen absehen. Das der „Wanderphantasie" Schubert's nachgebildete Es-dur-Concert hat, wie die moderne Sinfonie vier, jedoch entschieden zusammengedrängte, ohne Pausen aufeinander folgende und, wie die Sinfonien Lißzt's, durch Leitthemen in Berlioz'scher und Wagner'scher Weise zur Einheit verbundene Sätze; das in A entwickelt sich als Variationencyklus. Nach der Richtung der Phantasie stehen beide Werke fern von der in den Orchestercompositionen Lißzt's vertretenen Programmtendenz auf dem Boden alter Kunst und sind Augenblicksbilder aus dem Seelenleben des Componisten. Das Es-dur-Concert führt in eine Stunde des Grolls und der Bitterkeit ein, das in A zeigt ein unter bangen Ahnungen leidendes und kämpfendes Gemüth. Beiden ist die freie und innerlich belebte Führung der Form nachzurühmen, nach Originalität der Empfindung und des Ausdrucks verdient das in A den Vorzug. Es kann an die Spitze von Lißzt's Instrumentalmusik und muß in der Geschichte des neuen Concerts auf einen sehr hervorragenden Platz gestellt werden. Auch Lißzt's Verhältniß zu Zeitgenossen, seine Weiterbildung Chopin'scher Elemente, seinen auf R. Wagner geübten Einfluß veranschaulicht es besonders deutlich. Jahrzehnte lang von den Pianisten gemieden, gehören beide Concerte heute zu den meistgespielten. Ein drittes Clavierconcert, das „Concert pathétique", kommt eben erst, nachdem ihm nachträglich das Orchester zugefügt worden ist, mehr in Umlauf. Die in Vorbereitung begriffene Gesammtausgabe der Werke Lißzt's kann möglicherweise noch unbekannt gebliebene Concerte vorlegen. Als kleine Concertstücke für Clavier und Orchester sind der Gruppe noch die sehr beliebte „Ungarische Fantasie" und der „Todtentanz" anzureihen. Dieser enthält Programmmusik ernstesten Schlags, die „Ungarische Fantasie" einfache und erfreuliche Volksmusik. Sie ist demnach der einzige Lißzt'sche Beitrag zur Gattung, der ihrem vorherrschenden Charakter als Gesellschaftsmusik ohne Vorbehalt entspricht. Die andern zeigen den Componisten in einer gelinden Opposition und daraus erklärt sich am einfachsten die auffällige Thatsache, daß L. verhältnißmäßig so wenige Concerte geschrieben hat.

In den Compositionen für Clavier solo, die unter den Werken Lißzt's quantitativ die Hauptmasse bilden, treten die Versuche neue Formen aufzustellen zurück. Die hervorstechendste Ausnahme macht die einsätzige H-moll-Sonate, ein Stück unbenannter Programmmusik, das die Gegensätze einer Faust'schen Natur mit rücksichtsloser Kühnheit und Extravaganz in Tonspiel kleidet. Ihr stehen als ganz unbändige Exemplare der Gattung die „Etudes d'exécution transcendante" nahe. Sie, die R. Schumann „Sturm- und Grausétuden" genannt hat, wahren zwar die Gesammtform der Etude, aber darinnen haust ein Revolutionär, dem alles Mechanische und Kleinbürgerische unerträglich ist. Statt eines einzigen Motivs gibt er ganze Reihen, aus dem gewöhnlichsten Tanz wird eine aufgeregte Scene, Leidenschaft und Poesie commandiren die Technik mit einer Entschiedenheit, die auch in der neuen Clavieretude vereinzelt steht. Diese zum Theil unerhört schweren Compositionen gehören unter die bedeutendsten Frühboten neufranzösischer Kunst, von den Stücken, die ihr mit Excessen der Tonmalerei opfern, ist die Etude

„Mazeppa“ als Vorläufer der gleichbenannten sinfonischen Dichtung besonders bemerkenswerth.

Die übrigen Claviercompositionen Lißzt's haben in der Mehrzahl ein friedliches Gepräge, sie verlangen hier und da sehr große Virtuosität, aber sie machen an das Auffassungsvermögen keine ungewöhnlichen Ansprüche. Interessant sind sie, voran die beiden großen Sammlungen: „Années de Pélerinage“ und „Harmonies poétiques et religieuses“, durch die Aufschlüsse, die sie über Lißzt's Entwicklung geben. Zu der Zeit, wo die „Hymne del' Enfant“ oder die kleine Fantasie „Au lac de Wallenstadt“ entstanden, hatte L. im Elegischen noch nicht viel zu bieten; ehe hier Meisterstücke wie das As-dur-Nocturno, wie die Des-dur-Ballade oder die Skizzen aus „Villa d'Este“ möglich wurden, war das Uebermaß in Einleitungen, Episoden, Dissonanzen und hyperromantischen Liebhabereien zu beseitigen und ein wildes Temperament zu klären und zu beruhigen. Nur in zwei Punkten gleicht die Claviermusik des reifen Mannes der des Jünglings: L. wendet sich zuerst immer an die Phantasie und er bevorzugt ganz ungewöhnlich stark religiöse Vorwürfe. In beiden Fällen drängt ihn eine besondere angeborene Begabung, die dort aus der Fülle und Neuheit der ihm bei geläufigen Aufgaben, wie Schilderung von Glocken und Glöckchenspiel, Kuhreigen, Springbrunnen, Bachesmurmeln zuströmenden musikalischen Motive, hier, wenn er Legenden erzählt, heiliger Bilder und Stätten gedenkt, aus der Sicherheit und oft elementaren Einfachheit des Stils überzeugend hervortritt. Aber von dieser festen Grundlage aus bemüht sich L. bis ans Ende auch in den Claviercompositionen, die nur Erinnerungsblätter sein wollen, um Bereicherung und Vervollkommnung.

Populärer als alle anderen Clavierwerke Lißzt's sind seine „Ungarischen Rhapsodien“ geworden; in mannichfachen Arrangements drangen sie schnell über die Kreise der ihnen gewachsenen Pianisten hinaus und bewegen auch da, wo sie in ihrem tiefern Sinn als Verherrlichung des Ungarlandes, seines Volks und seiner Geschichte, nicht verstanden werden, durch den in Jubel und Feuer, in Trauer und Dunkel gleich leidenschaftlichen, bei aller Fremdartigkeit immer naturwüchsigen Ausdruck bis heute alle musikalisch empfänglichen Seelen ohne Unterschied von Stand und Bildung. Die von Franz Schubert und früheren Wienern bereits praktisch anerkannte Bedeutung der ungarischen Musik ist durch diese Rhapsodien der weiten Welt zum ersten Mal in größerem Umfang klar geworden. Sie haben den seit Gade allgemeiner rege gewordenen Eifer für nationale Musikarbeit so belebt, daß heute jedes Land seine alten Schätze in eigener Schule hütet, daß die Wissenschaft eine musikalische Völkerkunde anbaut, sie haben über die Musik hinaus die Pflege jeder Art von „Heimathkunst“ beträchtlich gefördert. Ihre freie, elastische und mit rauschendem Schluß gekrönte Form, die alsbald von Slawen, Norwegern und Spaniern nachgebildet wurde, ist ganz Lißt's Eigenthum, das darin untergebrachte Material dagegen entlehntes, aus gedruckten Sammlungen ungarischer Tänze und Lieder entnommenes, dem singenden Volke und den umherziehenden Zigeunercapellen abgelauschtes Gut. Nach dieser zweiten Seite bilden die Ungarischen Rhapsodien demnach eine Brücke zu Lißzt's Claviertransscriptionen. Ihre Summe — es sind 450 — könnte allein als Lebenswerk genügen. Ein großer Theil von ihnen besteht aus „Phantasien“ über beliebte Opern, geistvollen, bizarren und übermüthigen Potpourris, die als Beiträge zu einer vormärzlichen Modekunst geschichtlichen, als Uebungsstücke, einzelne als brillante Vortragsstücke aber auch noch praktischen Werth haben. Höher stehen diejenigen bereits oben behandelten Transscriptionen, durch welche L. Beethoven'sche, Schubert'sche und andere unbekannte oder verkannte Musik einzubürgern suchte.

Auch diese ganze Transscriptionsarbeit war für L. im letzten Grunde Studienarbeit. Durch sie eignete er sich die Stilarten der verschiedenen Meister an; sie half mit zu jener Vielseitigkeit des Ausdrucks, die ein Merkmal seiner großen Compositionen ist. In dieser Hinsicht verdient es Beachtung, daß die Kette der von L. transscribirten Originalwerke von Arcadelt bis R. Wagner reicht und Richtungen umschließt, an die keiner seiner Concurrenten gedacht hat. In welchem Grade sich aber L. in fremde Kunst einzuarbeiten wußte, das zeigt am besten seine große Phantasie und Fuge über „BACH“, die bedeutendste unter seinen leider nicht zahlreichen Compositionen für Orgel.

Noch weit zurückhaltender als zum Concert hat sich L. als Instrumentalcomponist zur eigentlichen Kammermusik gestellt. R. Schumann, A. Rubinstein sind hier von ihm wiederholt angeregt worden, anderen Componisten, darunter R. Volkmann, F. Smetana, hat er Verleger oder entscheidende Aufführungen vermittelt, selbst aber, bis auf wenig belanglose Kleinigkeiten, keine Quartette, Trios, Duos oder dergleichen Ensemblemusik geschrieben. Das Gebiet bot und bietet noch heute dieselbe Veranlassung neue Formen zu versuchen wie die Sinfonie, die Consequenz hätte es sogar verlangt, auch auf ihm das System der Satzverknüpfung durch Leitthemen durchzuführen. Wenn ihm L. dennoch fern blieb, so darf wol als Hauptgrund vermuthet werden, daß die Gattung seine drastische Phantasie coloristisch beengte.

Da L. in der Vocalcomposition den ersten größeren Schritt in der Oper gethan hatte, war zu erwarten, daß er sich ihr mit der Zeit wieder zuwenden würde. Die Absicht hat auch wiederholt bestanden. Im J. 1846 soll „in Italien der dramatische Rubicon überschritten“ werden und zwar mit einem mehractigen „Sardanapal“, der um diese Zeit auch in Wien erwartet wird; zehn Jahre später läßt sich L. von Mosenthal einen der ungarischen Sage entnommenen „Jancko“ zum Opernlibretto einrichten. Er ging schließlich an Rubinstein als „Kinder der Haide“ über; was aus dem Sardanapal geworden ist, wissen wir nicht. Die von L. vorhandene Bühnencomposition beschränkt sich auf die sehr bedeutende Musik zu Herder's „Prometheus“, indirect wendete er sein dramatisches Talent dem Oratorium zu. Mit der „heiligen Elisabeth“ brachte er hier wieder das alttraditionelle Legendengebiet zu Ehren, mit der Gestaltung ihrer Musik verpflanzte er die Principien R. Wagner's auf ein weiteres Feld. Nach dem, was von dem unvollendet gebliebenen „Stanislaus“ bekannt geworden, schließt er sich im Charakter und Entwurf der „Elisabeth“ an. Der zwischen diese beiden Werke fallende „Christus“ hat dagegen eine ganz andere Anlage und stellt die Heilandsgeschichte von der Geburt ab bis zum Sieg des Christenthums, also in dem gleichen Umfang wie Händel's „Messias“, in großen Chor- und Orchesterbildern, an denen der Sologesang sich nur wenig betheiligt, dar. Auf eine Verbindung dieser einzelnen Scenen durch dramatische Form oder auch einen Erzähler wird verzichtet, nur Leitmotive vermitteln den Zusammenhang. Dadurch bleibt die Gesammtwirkung des nicht als geschlossenes Ganze entworfenen, sondern stückweise entstandenen Werkes etwas gefährdet. In den einzelnen Theilen enthält das Oratorium das Sublimste und Gewaltigste, was moderne Musik zu bieten hat. Es ist eine auf der Höhe der gegenwärtig erreichbaren musikalischen Bildung stehende Modernität, die diesen „Christus“ auszeichnet, die Beherrschung und Verschmelzung ältester und neuester Kunstformen und die starke Einmischung von Elementen des Gregorianischen Chorals und der Mensuralzeit, war so bis dahin noch niemals geboten und gelungen. L. hat damit der Composition der Zukunft eine Vorlage und eine Aufgabe gestellt, für die sich zunächst die Musikschulen zu rüsten haben. In Ph. Wolfrum's „Weih-

nachtsmysterium" ist die Nachfolge bereits angebahnt; den Einfluß der „Elisabeth" zeigt u. a. auch E. Tinal's „Franciscus".

Auf musikgeschichtliche Studien war L. frühzeitig, durch die Pariser Pionierarbeit von Choron und Fétis gekommen. Er hat sich von da aus selbständig, nach brieflichen Bemerkungen, besonders in Lassus und Palestrina vertieft, ist aber, der den Königsbergern gelobten Doctorpflicht unablässigen Weiterlernens allezeit eingedenk, ganz im allgemeinen allen Bestrebungen zur Wiederbelebung alter Tonkunst, mochten sie sich nun in Bach- und Händelgesellschaften, in Cäcilienvereinen, in Ausgaben von Schütz, Buxtehude oder sonstwie äußern, eifrig gefolgt. Auf dem kirchlichen Gebiet traf der Segen dieser Arbeit mit dem stärksten Zug von Lißzt's angeborener Begabung, mit einer Ueberlegenheit des religiösen Gefühls und Ausdrucks zusammen, die schon aus den Instrumentalcompositionen ersichtlich wird. So führte denn die vereinte Kraft von Natur und Kunst hier zu neuen Tönen verklärter, still entzückter Andacht, weichen Trostes und innigster Ergebung. Der milde, der priesterliche Theil von Lißzt's Persönlichkeit tritt groß und edel aus seinen Messen und Psalmen hervor. Jedoch hat er hier, wol, weil er sich jener Ueberlegenheit bewußt war (siehe die erwähnten „Briefe an eine Freundin"), auch besonders viel, hat an naturalistischen Aphorismen und Gesten hier noch mehr gewagt als in den „sinfonischen Dichtungen". Auch der Wechsel zwischen archaistischem und urmodernem Ton bleibt oft unausgeglichen. Lißzt's classische kirchliche Compositionen sind die „Graner Messe" und der „13. Psalm". In diesen beiden Werken ist das Beste seines Wesens und Könnens zusammengedrängt; was eine eigene, große Seele, in die erhabenen Texte untertauchend, fühlt, denkt, durchlebt, das äußert diese Musik rührend und hinreißend in Tönen, die, ob schlicht, ob dramatisch pathetisch, immer echten Naturlauten gleichen. Den Gehalt beider Compositionen unterstützt die Form durch eine Einheitlichkeit, welche die alte Methode des cantus firmus wagnerisch modernisirt der Kirchenmusik des 19. Jahrhunderts wieder zuführt.

Auch auf dem specifisch deutschen Gebiete des begleiteten Sololiedes, das er vom Jahre 1840 ab mit ungefähr sechzig Nummern bebaut hat, ist L. dadurch zum Reformator geworden, daß er, über Schumann, Schubert bis auf Mozart und noch weiter zurückgehenden Anregungen folgend, eine dramatische, scenische, wiederum die Phantasie voranstellende Auffassung der Texte zum Grundsatz der Liedcomposition und das Situationslied zu einer Norm erhob, der sich auch die ausgesprochensten Stimmungsgedichte anzupassen und einzufügen haben. Zur vollen Verwirklichung seines Liedideals kam ihm eine reiche, charaktervolle und doch einfache Melodik zu Hülfe; noch mehr verdanken die Lieder Lißzt's seiner scharfen Beobachtungsgabe und seinem logisch geschulten Geist, nämlich eine — abgesehen von einigen Ausnahmen — ganz vollendete Deklamation. Es liegt nahe, an ihr auch der Schule Reicha's ein Verdienst zuzuschreiben. Dafür, wie L. hier durch einfaches, richtiges Nachdenken zu ungesucht originellen und zwingenden Ergebnissen gelangte, bietet seine Behandlung von Heine's „Loreley" das klarste Beispiel. Dadurch, daß er die ersten und die letzten beiden Zeilen als Prolog und Epilog von dem Hauptstück, dem Märchen ablöst, kommt das so oft componirte Gedicht zum ersten Male zu seinem Recht. Auch als Liedcomponist hat L. wegen der in Claviermonologen, in unbegleiteten Stellen, in freien Cadenzen, Recitativformeln, in Melodieunterbrechungen sich äußernden Stilneuerungen lange einen schweren Stand gehabt und hat ihn bei den Sängern zum Theil jetzt noch. Unter den Componisten haben sich ihm frühzeitig bedeutende Talente wie P. Cornelius, A. Ritter angeschlossen

und die neueste in H. Wolf gipfelnde Entwicklung des deutschen Kunstlieds folgt seiner Bahn.

Erfreulicher als bei so vielen anderen Vertretern neuer Kunstideen war bei L. die Zeit des Martyriums und der Verkennung doch nur kurz. Mit Ausnahme des von R. Wagner und G. Verdi beherrschten Musikdramas zeigen heute alle Gebiete der musikalischen Composition Deutschlands und des Auslandes die Spuren Lißzt's reicher und tiefer als die anderer gleichzeitiger Meister. Ob damit eine Lißzt'sche Periode begonnen hat, oder nur eine Episode, läßt sich augenblicklich nicht bestimmen. Nur das steht fest, daß die Musik und die Cultur an Künstlern Lißzt'schen Geistes niemals zu reich sein kann, und daß sein Name in der Geschichte bleiben wird.

Unter den ungemein zahlreichen Bildern Lißzt's gelten die von Kriehuber und W. v. Kaulbach als die getreuesten und gehaltvollsten, unter den Büsten die von E. Rietschel, Silbernagel, Strobl und A. Lehnert; die von M. Klinger ist als unbeabsichtigte Caricatur merkwürdig. Volle Statuen wurden in Budapest (Opernhaus) und Weimar (Park 1901) errichtet. Weimar besitzt auch ein Lißztmuseum und ist Sitz einer Lißztstiftung; eine Lißztgesellschaft hat sich in Berlin gebildet. Eine Gesammtausgabe der Werke Lißzt's wird vorbereitet.

Aus der Lißztlitteratur sind den bereits angeführten Werken als beachtenswerth noch die Biographie von B. Vogel (1887) und Ed. Reuß (1898) hinzuzufügen. — Ein authentisches Verzeichniß der Compositionen Lißzt's hat 1855 A. Dörffel, die Ergänzung hierzu A. Göllerich (Neue Zeitschr. f. Musik, 1888 u. 1889) veröffentlicht. H. Kretzschmar.

Litolff: Henri L., bedeutender Claviervirtuose und interessanter Componist, wurde am 6. Februar 1818 in London geboren, wo sein Vater (aus Colmar im Elsaß) sich nach wechselvoller Laufbahn, die ihn über den Musiker zum napoleonischen Officier führte, als Violinist niedergelassen und mit einer Engländerin verheirathet hatte. Henri erregte schon in seinem 12. Jahre als Clavierspieler Aufsehen und wurde dann von Ignaz Moscheles zu einem Virtuosen weitergebildet. Mit 17 Jahren schloß er gegen den Willen seiner Eltern eine übereilte Ehe, ging nach Paris, wo er kein rechtes Fortkommen fand, und lebte dann mehrere Jahre in Melun, durch Clavierunterricht sich und seine Frau kümmerlich ernährend, bis 1840 gelegentlich eines Wohlthätigkeitsconcertes, das eine Anzahl berühmter Musiker nach Melun führte, sein Talent gewissermaßen für Frankreich entdeckt wurde. Duprez besonders war es, der ihn veranlaßte, nach Paris überzusiedeln und der ihm dort die Wege ebnete. Hier brachte er sich bald als Componist (Concert-Symphonie in H-moll) wie als ausgezeichneter Pianist zu voller Geltung und unternahm, nach Trennung von seiner Frau, ausgedehnte Concertreisen, die ihn nach Rußland führten (1841—45 war er in Warschau Capellmeister), von da nach Deutschland, nach Prag, Dresden, Leipzig, Berlin, wo er sich überall mit großem Erfolg hören ließ, und ging 1846 wieder nach London.

Sein Aufenthalt in London dauerte nicht lange, bald war er wieder auf Reisen, feierte in Amsterdam Triumphe, und kam 1847 nach Braunschweig, wo er so günstige Aufnahme fand, daß er sich hier dauernd niederließ. Das Jahr 1848 sah ihn in Wien, in die Revolutionsbewegung verstrickt, als Mitglied der Nationalgarde und der Studentenlegion, die er, ein moderner Tyrtäus, durch einen schwungvollen Marsch nach dem Liede „Erwacht, erwacht, o Brüder!“ zu ihren Thaten anfeuerte. Doch kehrte er wieder nach dieser Episode in sein ruhiges Braunschweiger Leben zurück, wo er, eifrig mit Componiren beschäftigt und auch in Concerten als Virtuose thätig, ziemlich be-

denklich erkrankte. Nach seiner Genesung setzte er eine formelle Scheidung von seiner Frau durch und verheirathete sich 1851 zum zweiten Mal mit der Wittwe des Musikverlegers Meyer; das Geschäft führte er unter der Firma „Henry Litolffs Verlag" selbständig weiter.

Anfangs widmete er sich ganz ernstlich den buchhändlerischen Geschäften, dann aber wurde wieder das Künstlerblut in ihm lebendig und trieb ihn aufs neue in die Welt hinaus, in die Aufregungen des Concertsaals, denen er auf die Dauer nicht entsagen konnte. Durch Deutschland, Holland und Belgien zog er, um sich endlich in Paris niederzulassen. Da er in Braunschweig nur noch gelegentlich auf kurze Zeit erschien, so klagte seine Frau auf Trennung der Ehe. L. übertrug den Verlag auf seinen Stief- und Adoptivsohn Theodor, der sich später (1868) dadurch ein großes Verdienst erwarb, daß er die billigen Classikerausgaben der „Collection Litolff" ins Leben rief; er selbst nahm 1860 eine dritte Frau, eine Comtesse de la Rochefoucauld und lebte seitdem zurückgezogener, hauptsächlich seinem tonkünstlerischen Schaffen hingegeben. Er starb am 6. August 1891 in Paris.

Als Componist hat L. sein Bestes in Clavierwerken geleistet, deren Satz glänzend, deren Erfindung zumeist interessant ist, wenn auch seine lebhafte Phantasie öfter Neigung zeigt, in Phantastik und Bizarrerie auszuarten, und wenn auch die Durcharbeitung seiner Gedanken nicht immer so gut ist, wie der ursprüngliche Einfall. Eigenthümlich sind seine fünf symphonischen Concerte (concertos symphonies) für Clavier und Orchester, viersätzige Stücke, in denen besonders die Scherzi durch sprühenden Geist und effectvolle Clavierbehandlung hervortreten. Das Orchester ist dem Clavier coordinirt, ja es hat oft Wichtigeres und Bedeutenderes zu sagen als das Soloinstrument. Die weiteste Verbreitung haben das dritte (1846), eine Huldigung für Holland, und das pompöse vierte (1854) gefunden; zwar wird man ihren Componisten nicht, wie es Griepenkerl gethan hat, mit Beethoven vergleichen, wol aber seinen eigengearteten Geist und seine kühnen Intentionen anerkennen. Sein „Eroica" betiteltes Violinconcert soll (nach Fétis) diesen Werken sehr nachstehen. Ferner hat er Trios für Clavier, Violine und Violoncello geschrieben, sowie ein Oratorium „Ruth et Booz" (1869). In der Operncomposition, der sich L. namentlich in späteren Jahren mit Eifer hingab, hat er es zu Erfolgen nie gebracht. Schon in Braunschweig führte er 1847 seine „Braut vom Kynast" auf; „Rodrigue de Tolède", den er 1859 auf einem Landsitz der Gräfin de la Rochefoucauld bei Fontainebleau schrieb, kam nicht auf die Bühne; „Les Templiers" wurden 1886 in Brüssel gegeben. Von seinen Operetten hat nur eine freundliche Aufnahme gefunden: „Heloïse et Abélard"; die übrigen: „La boite de Pandora", „La belle au bois dormant", „La fiancée du Roi de Garbe", „La Mandragore", „Le chevalier Nahel", „L'escadron volant de la reine" gefielen ebensowenig wie seine Opern. Dagegen wurden seine Ouvertüren zu Dramen von Griepenkerl, „Die Girondisten" und „Robespierre", viel gespielt, und besonders die zuletzt genannte, bei der am Schluß, nach der ziemlich realistischen Schilderung einer Hinrichtung höchst wirksam die Marseillaise eingeführt wird, erweckt noch heute bisweilen das Interesse der Concertbesucher. Carl Krebs.

Litzmann: C. C. Theodor L., geboren am 7. October 1815 in Gadebusch, † am 24. Februar 1890 in Kiel. Der Vater von L. war ein vielbeschäftigter Arzt in Gadebusch und ließ den Sohn zunächst von Privatlehrern im Hause unterrichten, bis er 1832 in die Secunda in Lübeck eintreten konnte. Hier befreundete er sich u. a. mit Emanuel Geibel und Ernst Curtius, eine Freundschaft, aus der sich seine Neigung zur Poesie und zu philosophischen

und ästhetischen Studien erklärt. 1834 bezog er die Universität Berlin, um auf den Wunsch des Vaters Medicin zu studiren, anfangs mit Widerstreben, bis er 1836 in Halle durch Krukenberg zu einem feurigen Jünger Aeskulap's umgewandelt wurde. Im Herbst 1837 nahm er bei Doutrepont in Würzburg einen geburtshülflichen Operationscursus, kehrte dann nach Berlin zurück, um hier Wolff, Rust, Jüngken und Busch noch zu hören und wurde 1838 in Halle auf Grund seiner Dissertation: „de arteritide“ promovirt. Nachdem er 1839 in Berlin die Approbation als Arzt und Wundarzt erlangt hatte, machte er nach der Sitte der damaligen Zeit 1839 vor einer Commission in Magdeburg ein besonderes Examen in der Geburtshülfe.

Bald nachher wurde er Assistent von Niemeyer in Halle, dann bei Hohl und habilitirte sich hier mit der Schrift: „De causa partum efficiente“. Er las in Halle außer über Geburtshülfe über Physiologie in ihrer Anwendung auf Pathologie, dann über Physiologie des Weibes, über geburtshülfliche Auscultation und Operationslehre.

1845 wurde er zunächst als Extraordinarius nach Greifswald zur Unterstützung des Professors Seifert berufen und trug daselbst allgemeine Pathologie, Semiotik, Arzneimittellehre und Therapie vor. 1846 wurde er daselbst als Ordinarius für allgemeine Pathologie und Therapie, Encyklopädie der Medicin und medicinisch-physikalische Diagnostik angestellt. Seine Bitte, ihm die Geburtshülfe zu übertragen, wurde von der Facultät abgeschlagen.

Nach einer vorangegangenen vertraulichen Anfrage im Winter 1848 wurde er darauf im Sommer 1849 als ordentlicher Professor der Geburtshülfe, Frauen- und Kinderkrankheiten und Director der Hebammenlehranstalt nach Kiel berufen und am 24. März desselben Jahres zum Mitglied des schleswig-holsteinschen Sanitäts-Collegiums ernannt. Hier gelang es ihm nach unausgesetzten Bemühungen im J. 1862 den Bau einer neuen gynäkologischen Klinik durchzusetzen und bald eine ausgedehnte Privatpraxis zu erlangen, da seine zartfühlende, theilnahmsvoll freundliche Weise ihn als Arzt überall beliebt machte. Als Schriftsteller begründete er seinen Ruf zuerst hauptsächlich durch den Artikel „Schwangerschaft“ in Wagner's Handwörterbuch der Physiologie, der bereits 1846 erschien. In Kiel aber wurde er, jedenfalls durch die Herausgabe des Werkes von G. A. Michaelis: „Das enge Becken“ mit bewogen, seine fachwissenschaftliche Thätigkeit in größter Ausdehnung der Beckenlehre zuzuwenden. So erschien zuerst von ihm 1853: „Das schrägovale Becken mit besonderer Berücksichtigung seiner Entstehung im Gefolge einseitiger Coxalgie“ und 1861: „Die Formen des engen Beckens, insbesondere des engen weiblichen Beckens, nebst einem Anhange über die Osteomalacie“. Auch veröffentlichte er zuerst Studien über das Becken der Neugeborenen und beschrieb ein gespaltenes Becken (Archiv f. Gynäkologie IV, 266. 1872). In seinem Aufsatz: „Zur Feststellung der Indicationen für die Gastrotomie bei Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter“ (Archiv f. Gyn. XVI, 323. 1880) förderte er nicht bloß unsere Kenntnisse von dem anatomischen Verhalten der vorgerückten Stadien derselben, sondern gab auch wichtige Rathschläge hinsichtlich der Therapie.

L. zeichnete sich als Lehrer durch Klarheit des Vortrags und Schärfe des Urtheils aus; er war ein vorzüglicher Diagnostiker. Ueberall anerkannt war die Genauigkeit seiner Beobachtungen und der classische Stil seiner Schriften. So kam er denn auch bei verschiedenen Berufungen in Frage, wie in Heidelberg, Berlin und Göttingen. Immer gelang es, ihn in Kiel zurückzubehalten. Der Zauber seiner Persönlichkeit, der äußerst glückliche Familienkreis, den er sich geschaffen, die Pflege der Wissenschaft und Kunst, namentlich auch der Musik in seinem Hause übten auf seine Freunde und Schüler eine

große Anziehungskraft aus. Unter den letzteren treten als bedeutendste hervor: Hermann Schwartz, Professor der Geburtshülfe in Marburg und Göttingen und Rich. Werth, sein Nachfolger in Kiel.

1886 zog er sich nach Berlin zurück und arbeitete dort bis zu seinem Tode an einem Werk über den Dichter Hölderlin, welches er fast vollendet hinterließ: „Hölderlin's Leben in Briefen von und an Hölderlin".

Außer den bisher erwähnten Werken von L. sind noch folgende bemerkenswerth: „Die Geburt bei engem Becken nach eignen Beobachtungen und Untersuchungen" (Leipzig 1884); „Erkenntniß und Behandlung der Frauenkrankheiten im Allgemeinen" (Berlin 1886); „Ueber den ursächlichen Zusammenhang zwischen Uraemie und Eklampsie" (Deutsche Klinik 1855, Nr. 29 und 30); „Ueber den Werth der künstlich eingeleiteten Frühgeburt bei Beckenenge und die Grenzen ihrer Zulässigkeit" (Archiv f. Gyn. II, 169. 1871); „Ueber die hintere Scheitelbeinstellung, eine nicht seltene Art von fehlerhafter Einstellung des Kopfes unter der Geburt" (Archiv f. Gyn. II, 433. 1871). Noch ist zu erwähnen, daß L. auch ein ausgezeichneter Operateur als Geburtshelfer war und seit der Einführung der Antisepsis in der Mitte der 1870er Jahre auch die operative Gynäkologie mit vorzüglichen Erfolgen cultivirte.

Biogr. Lexikon von Gurlt u. Hirsch IV, 13. 1886. — Pagel, Biogr. Lex. 1901, S. 1027. — Richard Werth, Zum Gedächtnisse Litzmann's (Archiv f. Gynäk. XXXVIII, 177—198. 1890). F. v. Winckel.

Loch: Valentin L., katholischer Theologe, geboren am 24. September 1813 zu Bamberg, † am 14. Juni 1893 ebendaselbst. L. besuchte das Gymnasium in seiner Vaterstadt bis 1832, absolvirte dann die philosophischen und theologischen Studien am Lyceum daselbst 1832—38 und wurde am 22. September 1838 zum Priester geweiht. Hierauf studirte er noch ein Jahr in München, wo er am 14. August 1839 zum Dr. theol. promovirt wurde. Zunächst in der Seelsorge in der Erzdiöcese Bamberg thätig, ging er im Juni 1840 nach Rom als Hauslehrer und Erzieher im Hause des bairischen Gesandten Grafen Spaur. Im April 1842 wurde er Religionslehrer am Polytechnikum in München, vom 31. Januar 1843 Professor der Theologie am Lyceum in Amberg. Nach Aufhebung des dortigen Lyceums wurde er am 1. October 1863 quiescirt und siedelte nach Bamberg über. Am 11. November 1865 wurde er zum Professor der neutestamentlichen Exegese am Lyceum zu Bamberg ernannt; nach Martinet's Quiescirung 1876 übernahm er dazu auch das Alte Testament; 1. Januar 1868 erzbischöflicher geistlicher Rath; 4. October 1884 in Ruhestand versetzt; 1889 päpstlicher Hausprälat. Von 1875—83 war er auch erster Vorstand des historischen Vereins zu Bamberg; bei seinem Rücktritt von der Leitung des Vereins Anfang 1884 wurde er zum Ehrenvorstand ernannt.

Die bekannteste wissenschaftliche Leistung Loch's ist das von ihm in Gemeinschaft mit W. Reischl herausgegebene vortreffliche Bibelwerk: „Die heiligen Schriften des alten und neuen Testamentes, nach der Vulgata mit steter Vergleichung des Grundtextes übersetzt und erläutert" (4 Bde., Regensburg 1851 bis 66; 2. Aufl. 1867—70; 3. Aufl. 1885; neue illustrirte Ausgabe in 5 Bänden 1884 f.). Ferner haben wir von Loch Ausgaben der Vulgata („Biblia sacra Vulgatae Editionis", 4 Bde., Regensburg 1849; 7. Aufl. 1899), des griechischen Neuen Testamentes („Novum Testamentum, Textum Graecum ex Codice Vaticano, latinum ex Vulgatae editionis exemplaribus Romanis correctum ed. V. L.", Regensburg 1862; auch in einer nur den griechischen Text enthaltenden Ausgabe), der Septuaginta („Vetus Testamentum Graece iuxta LXX interpretes" (Regensburg 1866; 2. Aufl. 1886). Seine übrigen

Schriften sind: „Das Dogma der griechischen Kirche vom Purgatorium" (Regensburg 1842); „Antheil des Markus Eugenikus an dem Fortbestehen des griechischen Schisma durch seine Agitation auf dem Concile zu Florenz und nach demselben" (Programm, Amberg 1844); „Uebersetzungsbuch aus dem Hebräischen in das Deutsche" (Regensburg 1851); „Die Evangelien und Lectionen für alle Sonn- und Festtage des katholischen Kirchenjahres, und der Fastenzeit" (Regensburg 1859; 2. Aufl. 1861); „Materialien zu einer lateinischen Grammatik der Vulgata" (Programm, Bamberg 1870); Ausgabe und Uebersetzung der „Canones et Decreta sacrosancti oecumenici concilii Tridentini" (Regensburg 1869; auch eine Ausgabe des deutschen Textes allein); Uebersetzung des Catechismus Romanus: „Katechismus nach dem Beschlusse des Concils von Trient für die Pfarrer" (Regensburg 1872); neue Ausgabe des „Lexicon graeco-latinum in libros Novi Testamenti" von Christian Gottlob Wilke (Regensburg 1858). In den Jahren 1875—1883 gab L. als Vereinsvorstand den „Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg" heraus, zu dem er den jeweiligen Jahresbericht verfaßte; zu mehreren Jahrgängen lieferte er auch wissenschaftliche Beiträge aus dem Gebiete der Bambergischen Geschichte und kirchlichen Localgeschichte, von denen nur erwähnt seien: „Fürstbischof Johann Georg II. als Präsident der Kaiserlichen Commission für den fränkischen Kreis zur Durchführung des Restitutionsedicts, im Jahre 1629" (39. Bericht, 1876, S. 33—103); „Dr. Adam Martinet" (40. Bericht, 1877, S. 303—316); „Geschichte der Pfarrei zu Unserer Lieben Frau in Bamberg, im fünften Jahrhundert ihres Bestehens, 1787—1887" (50. Bericht, 1888, S. 1—242).

Jahresbericht des k. b. Lyceums in Bamberg für das Jahr 1892/93, S. 22—24 (M. Katzenberger). Lauchert.

Lochau: Martin von L., Abt der Cistercienserabtei Alten-Zelle bei Nossen, steht in dem Ruf, einer der gelehrtesten Aebte seiner Zeit gewesen zu sein und wird als „der große Beförderer der Gelehrsamkeit in Sachsen" gefeiert. Doch beschränkt sich dasjenige, was sich über ihn ermitteln läßt, nur auf eine verhältnißmäßig kleine Reihe von gesicherten Angaben, die hier zusammengestellt werden sollen. Wann er geboren wurde, und wann er in das Kloster Alten-Zelle eingetreten ist, läßt sich nicht feststellen. Die erste urkundliche Erwähnung seines Namens, die bis jetzt bekannt ist, rührt vom 23. Februar 1485 her, an welchem Tage er an der Universität Leipzig zu den Vorlesungen als Cursor zugelassen wurde. Schon am 13. Januar des folgenden Jahres erhielt er die Erlaubniß über die Sentenzen des Lombardus vorzutragen und am 22. Juni 1487 wurde er zum Licentiaten der Theologie ernannt. Später wird er wiederholt in Briefen, die an ihn gerichtet sind, als Doctor theologiae bezeichnet, doch fehlt die Bestätigung durch einen Eintrag in die Leipziger Universitätsmatrikel. Seine Wahl zum Abt erfolgte im J. 1493. Als solcher sorgte er nicht bloß für die Besitzerweiterung des ihm anvertrauten Klosters, das er zu großer Blüthe brachte, sondern er war auch eifrig bemüht, das geistige Leben und die wissenschaftliche Bildung seiner Conventualen zu heben. Zu diesem Zwecke begünstigte er einmal das seit etwa der Mitte des 15. Jahrhunderts in Leipzig errichtete Bernhardiner Collegium, das den aus den sächsischen Cistercienserklöstern hervorgegangenen Studenten der Theologie zum Aufenthaltsorte diente, und dessen Insassen allerhand akademische Vorrechte in Leipzig genossen. Er ließ im J. 1509 ein neues Gebäude aufführen und sorgte dafür, daß die Insassen ein sorgenfreies Leben führen konnten, für welche Bestrebungen ihm die Gunst des Herzogs Georg von Sachsen, deren er sich überhaupt in hohem Maaße erfreute, zu

statten kam. Vor allem aber nahm er sich der Vermehrung der Klosterbibliothek an, die sich unter den Zeitgenossen mit Recht eines ausgezeichneten Rufes erfreute und die zu den bedeutendsten Büchersammlungen in Mittel- und Norddeutschland zählte, was sich nach dem auf uns gekommenen, im Jahre 1514 angefertigten Katalog feststellen läßt. Wie weit Lochau's eigene Gelehrsamkeit reichte, läßt sich nicht sagen, da sich außer einigen Predigten und der Vorrede zu der von ihm herausgegebenen Homilie des heil. Bernhard „super Stabat juxta crucem Jesu mater“ etc. (Lips. 1516, 4°) nichts von seiner Hand erhalten hat. Auch die Behauptung, daß er mit Erasmus und Reuchlin in brieflicher Verbindung gestanden habe, ist nicht zu beweisen, da sich Briefe von ihm in der bisher veröffentlichten Correspondenz dieser beiden Häupter des Humanismus nicht vorfinden. Dagegen war er dem als Lehrer des Griechischen an der Universität Leipzig wirkenden Petrus Mosellanus nahegetreten. Er beherbergte ihn in seinem Hause zu Meißen, wohin die Universität während der in Leipzig ausgebrochenen Pest im J. 1519 übergesiedelt war. Zum Danke dafür widmete ihm Mosellanus seine Uebersetzung der Theologie des Gregor von Nazianz ins Lateinische. Trotzdem er also als einer der aufgeklärten Männer seiner Zeit erscheint, gehörte er zu denjenigen, welche die Heiligsprechung des Bischofs Benno von Meißen besonders eifrig betrieben. Als die in Rom bei Papst Alexander VI. erhobenen Vorstellungen nichts fruchteten, wandte sich das Meißner Domcapitel im September 1498 an L. mit dem Ersuchen, an den Papst und das Cardinalcollegium zu schreiben und ihnen seine Wünsche bezüglich der Canonisation vorzutragen. Ob man aus diesem Vorgehen schließen darf, wie es geschehen ist, daß L. in Rom gut angeschrieben war, oder ob man seiner Gelehrsamkeit eine besonders geschickte Vertretung dieser Angelegenheit zutraute, möge dahin gestellt bleiben. Jedenfalls nahm er sich der Sache aufs wärmste an und sandte noch im September nicht weniger als drei Schreiben nach Rom ab. Der Erfolg war der, daß man in Rom beschloß, eine Commission zur Untersuchung der geltend gemachten Wunderthaten Benno's einzusetzen. Zu den drei Mitgliedern dieser Commission wurde auch L. durch ein päpstliches Breve vom 2. April 1499 ernannt. Aber so eifrig er auch bemüht war, den Handel zu Ende zu führen, indem er sich z. B. bei Autoritäten wie dem Leipziger Professor der Rechte Johannes Breitenbach und bei dem Meißner Domherrn Dr. Nicolaus v. Heynitz Gutachten erbat und den angeordneten Sitzungen in Meißen und Borna beiwohnte, so war es ihm nicht beschieden, die Erfüllung seines Wunsches zu erleben, da erst Papst Adrian VI. am 31. Mai 1523 die Erhebung Benno's unter die Heiligen vollzog. Dagegen war er noch Zeuge der beginnenden Lutherischen Reformationsbewegung, der er sich nicht abgeneigt gezeigt haben soll. Erkrankt wandte er sich nach Meißen und ließ sich in dem ihm gehörigen Hause von den dortigen Aerzten behandeln. Als jedoch sein Leiden schlimmer wurde, kehrte er in das Kloster Alten-Zelle zurück und starb dort im März 1522.

Joh. Conr. Kautsch, Des alten berühmten Stiffts-Closter und Landes-Fürstlichen Conditorii Alten-Zella . . . . geographische und historische Vorstellung. II. Theil Dreßden u. Leipzig 1721, S. 131—139 und VIII. Theil ebenda 1722 (Register unter Martin). — K. Chr. C. Gretschel, Kirchliche Zustände Leipzigs vor und während der Reformation im Jahre 1539. Leipzig 1839, S. 171, 172. — Carl Heinr. Ferd. v. Zehmen, Die Reihenfolge der Aebte des ehemaligen Cistercienser-Klosters Alten-Zelle. Dresden 1845, S. 34—37. — Eduard Beyer, Das Cistercienser-Stift und Kloster Alt-Zelle. Dresden 1855, S. 81—83. — Oswald Gottlob Schmidt, Petrus Mosellanus. Leipzig 1867, S. 58. — Otto Langer, Bischof Benno von

Meißen in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. II. Bd., 2. Heft. Meißen 1888, S. 105—108. — Ludw. Schmidt, Beiträge z. Geschichte der wissenschaftl. Studien in sächs. Klöstern. I. Altzelle. Dresden 1897, S. 2, 4, 5, 9, 27 fg. — Georg Erler, Die Matrikel der Universität Leipzig. Bd. I Lpz. 1895, S. 305; Bd. II, Lpz. 1897, S. 13. Beiträge z. sächs. Kirchengesch., 15. Heft. Lpz. 1901, S. 20—26. — F. Geß, Akten u. Briefe z. Kirchenpolitik Hzg. Georgs v. Sachsen, 1. Bd. Lpz. 1905. (Vgl. das Register unter **Abt** Martin von Lochau.) H. A. Lier.

Lodtmann: Justus Friedrich August L., Osnabrücker Jurist und Historiker, am 19. April 1743 zu Osnabrück als Sohn des Osnabrücker Stadtrichters Justus Rudolf Christian L. und seiner Gemahlin Regina Dorothea Margarethe v. Lengerken geboren, war erst Advocat und seit 1768, in welchem Jahre er mit einer rechtsgeschichtlichen Abhandlung promovirte, fürstlicher Kanzleiregistrator, 1773 erster Kanzleisecretär und Archivar zu Osnabrück, 1778 im Nebenamt zum Advocatus patriae ernannt, 1780 evangelischer Kanzleirath, 1787 vorsitzender Rath beim evangelischen Consistorium, † am 18. März 1808. Wie die im Staatsarchiv erhaltenen Personalacten ihn als hervorragend befähigten Beamten erscheinen lassen, so hat er, unter fleißiger Benutzung der ihm anvertrauten archivalischen Schätze auch als Gelehrter und Sammler Hervorragendes geleistet. Seine im Druck erschienenen Abhandlungen beziehen sich auf alle Seiten der Osnabrücker Rechtsgeschichte, besonders aber auf die ganz eigenthümlichen socialen und wirthschaftlichen Einrichtungen im Osnabrücker Bauernstande, auf das Institut der Holzgrafschaft, auf das Verhältniß zwischen Gutsherren und eigenbehörigen Leuten, auf das Eigenthumsrecht überhaupt u. s. w. Als Quellensammlung von ganz besonderem Werthe und noch heute unentbehrlich sind seine 1778 und 1782 in zwei Bänden erschienenen „Acta Osnabrugensia oder Beyträge zu den Rechten und Geschichten von Westfalen, insonderheit vom Hochstift Osnabrück". Das Werk ist keine irgendwie systematische Arbeit, sondern enthält in buntem Wechsel Abhandlungen über die verschiedensten Rechtsinstitute und Abdrücke sehr zahlreicher verfassungsgeschichtlicher Urkunden. Auch die ältesten Osnabrücker Lehnsprotokolle hat L. hier mitgetheilt; außerdem auch hier wieder noch eine größere Arbeit seines Onkels Karl Gerh. Wilhelm L. (s. u.). Aehnlichen Charakter tragen trotz ihres scheinbar populäreren Titels die in Gemeinschaft mit seinen Brüdern Karl (Verfasser einer Schrift über das Kriegswesen im Hochstift Osnabrück, 1782) und Gabriel herausgegebenen „Osnabrüggischen Unterhaltungen". Sie enthalten zwar, da sie wohl für etwas weitere Kreise berechnet waren, einige kleine, herzlich unbedeutende Fabeln in Versen und Gelegenheitsgedichte, Leichen-Carmina und Grabinschriften, im übrigen aber ebenfalls rechtsgeschichtliche Abhandlungen und zahlreiche Urkunden-Veröffentlichungen.

Sein jüngerer Bruder Franz Gerhard Wilhelm L., Osnabrücker Jurist und Historiker, geboren am 2. December 1745, wird 1779 als Amtsauditor vereidigt und ist namentlich bekannt durch seine „Genealogischen Tabellen einiger Oßnabrüggischer Familien", Osnabrück 1769.

F. G. W. Lodtmann's Genealogische Tabellen einiger Osnabrüggischer Familien, Osnabr. 1769, mit handschriftl. Nachträgen. — Meusel, Das gelehrte Teutschland, Bd. 4 (Lemgo 1790), S. 487, Bd. 14 (4), S. 451 (Lemgo 1810). — Personalacten und andere handschriftliche Quellen im Staatsarchiv zu Osnabrück, in dem auch der reiche handschriftliche Lodtmann'sche Nachlaß ruht, der von verschiedenen Mitgliedern der gelehrten Familie herrührt. Georg Winter.

Lodtmann: Karl Gerhard Wilhelm L., Osnabrücker Jurist und Historiker, stammt aus einer alten, bis ins 16. Jahrhundert zurück nachweisbaren Osnabrücker Familie, deren Mitglieder bis zur Gegenwart hin zahlreich im Juristenberuf vertreten sind. Einer seiner Vorfahren, Heinrich, war 1564 Bürgermeister von Osnabrück, ein zweiter, Eberhard, 1565 Professor der Jurisprudenz in Rostock, ein dritter, Johann Anton, wieder Bürgermeister von Osnabrück (1672, † 1718), ein vierter, Johann Justus, Vicerichter und Gograf der Stadt und Grafschaft Lingen († 1723), ein fünfter, Justus Rudolf Christian, älterer Bruder K. G. Wilhelm's, promovirte 1738 in Harderwyk mit einer Dissertation de pactis advocati cum cliente, war Richter und seit 1751 Rathsherr zu Osnabrück und starb am 18. Juni 1765; dessen jüngerer Bruder Anton Eitel Friedrich promovirte ebenfalls 1738 in Harderwyk. Aus dieser Familie wurde Karl Gerhard Wilhelm als Sohn von Johann Justus L. und seiner Gemahlin Anna Gertrud geb. Klövekorn am 19. December 1720 geboren, wurde 1744 Advocat in Osnabrück und promovirte 1749 in Harderwyk mit einer Dissertation aus dem Gebiete der Osnabrücker Rechtsgeschichte (positiones ex iure marcali in episcopatu Osnabrugensi). 1751 wurde er Professor der Jurisprudenz in Helmstedt, wo ihm beim Antritt seines Lehramts von einer großen Anzahl von Mitgliedern des „Hochfürstlichen Convictorii" ein, in der Bibliothek des Staatsarchivs zu Osnabrück vorhandenes, Gedicht überreicht wurde. Auch als akademischer Lehrer in Helmstedt hat er sich vorwiegend mit Osnabrücker Geschichte beschäftigt und eine Reihe rechtsgeschichtlicher Abhandlungen hierüber veröffentlicht. In seinen 1753 veröffentlichten „Monumenta Osnabrugensia" hat er nach dem Muster ähnlicher Arbeiten des Paderborner Bischofs Ferdinand von Fürstenberg, Rosenthal's, Meinders' und Nünningh's über Osnabrück selbst und einige hervorragendere historische Stätten des Osnabrücker Landes (Dissen, Iburg, die Wittekindsburg, Balen, Holte, Oehrde u. a.) die hauptsächlichsten erhaltenen älteren historischen Nachrichten, namentlich über die Römerzüge, die Kriege Karl's d. Gr. mit den Sachsen, Heinrich den Löwen, ferner über alte Steindenkmäler usw. fleißig zusammengetragen und jeder einzelnen der so entstandenen 15 Abhandlungen ein lateinisches Distichon-Gedicht vorangeschickt, im Anhang auch eine Anzahl älterer Osnabrücker Urkunden, darunter die berühmte „Sate" über die Rathswahlen in der Stadt veröffentlicht. Nach seinem schon im 35. Lebensjahre erfolgten Tode hat sein Neffe Justus Friedrich August (s. d. vorigen Artikel) aus seinem Nachlasse noch einige Abhandlungen, darunter eine „Delineatio iuris publici Osnabrugensis" veröffentlicht.

Vgl. Franz Gerhard Wilh. Lodtmann's Genealogische Tabellen einiger Osnabrüggischer Familien, Osnabr. 1769, mit handschriftl. Nachrichten, die genannten Dissertationen und Abhandlungen und den handschriftlichen Lodtmann'schen Nachlaß im Staatsarchiv Osnabrück.

Georg Winter.

Löher: Franz von L., † in München am 1. März 1892, entstammte einem alteingesessenen Bürgergeschlechte zu Paderborn. Geboren am 15. October 1818, erhielt er die erste Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog nach glänzend bestandenem Reifeexamen mit Beginn des Wintersemesters 1837/38 die Universität Halle. Hier besuchte er zunächst philosophische Vorlesungen. Später wurde er eifriger Hörer des berühmten Historikers Leo, des gefeierten Theologen Tholuck, sowie des bekannten Rechtslehrers Witte, der sich auch als Dichter und Danteübersetzer einen Namen gemacht hat. Im J. 1839 siedelte L., dessen Befinden das Hallenser Studentenleben nicht recht zusagte, nach Freiburg im Breisgau über, wo Warnkönig's Pandektenvorträge

seinen Geist fesselten. Gleichzeitig festigte er seinen Körper durch Wanderungen in den dunkeln Tannenforsten des Schwarzwalds und der Vogesen. — Zu Fuße pilgerte er sodann über Südfrankreich und Norditalien nach München, um auch am Isarstrand Schätze der Weisheit zu heben. Er frequentirte hier die Collegien von Philipps, Görres, Moy, Hermann und Arndts. — Ein schweres typhöses Fieber, das ihn wochenlang ans Krankenlager fesselte, zwang ihn, während des Sommersemesters in der Heimath Erholung zu suchen. Unter Leitung von Männern wie Stahl, Heffter und Lancizolle brachte L. seine fachwissenschaftlichen Studien zum Abschluß. Damals schrieb er seinen ersten größeren Aufsatz „über die Pfahlbürger", der in Ersch und Gruber's Encyklopädie Aufnahme fand. Ostern 1841 unterzog er sich vor dem Berliner Kammergerichte dem theoretischen juristischen Examen und trat hierauf in Paderborn als Auscultator ein. Zu seinem Freundeskreise zählte hier neben Anderen der Dichter Hahn und der nachmals als Centrumsführer hervorragende Mallinckrodt. — Nachdem L. sein zweites Examen mit bestem Erfolg bestanden, wurde er im October 1845 als Referendar an das Oberlandesgericht Paderborn einberufen. Hier nahm er an der Strömung philosophischer wie politischer Ideen, welche die hoffnungsfrohe Zeit von 1840 bis 1848 erfüllten, leidenschaftlich Antheil. Er schrieb juristische Aufsätze und politische Essays, namentlich 1844/45 eine Reihe schneidiger Artikel in die „Kölnische Zeitung", jedoch ohne sich zu nennen. Als Vorhalle einer „Geschichte der staatsbürgerlichen Freiheit der Deutschen" gab L. 1845 die frisch gehaltene Skizze „Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen" heraus (Halle). Anfangs 1846 publicirte er eine Abhandlung: „Die staatlichen Zustände Deutschlands bei Ausgang des Mittelalters" (in Zeitschrift f. Geschichte u. Alterthumskunde des Westfäl. Geschichts- u. Alterthumsvereins, Neue Folge, Band 1).

Bevor sich der junge Referendar dauernd an den Staatsdienst fesselte, wollte er seinem Wissensdrang genügen und in der alten wie neuen Welt gründliche Umschau halten. Er erhielt zu diesem Zweck außerordentlichen Urlaub. Mit Geld und Creditbriefen, von Professor Raumer mit Empfehlungsschreiben versehen, begab sich L. im Juni 1846 zunächst nach England, studirte zu London Leben, Treiben und Sprache des Volkes und durchstreifte dann das romantische Bergland von Nordwales. Auf dem Segelboot „Southkarolina" setzte er nach New-York über. Zu Pferd und zu Fuß, mit Bahn und Schiff durchzog der wissensdurstige Tourist Canada und die Vereinigten Staaten von Ost nach West, von Süd nach Nord bis zum Winnebagosgebiet am oberen Missouri. In Cincinnati hielt er sich sieben Monate lang auf. Hier hatte er Gelegenheit, in öffentlichen Vorträgen sich „über des deutschen Volkes Bedeutung in der Weltgeschichte" zu verbreiten. Später gab er jene Aufsätze gesammelt unter dem Titel: „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika" heraus (Cincinnati 1848). Es war das erste Buch dieser Richtung, welches am Ohio erschien, und verschaffte dem Verfasser rasch große Popularität. Am 2. October 1847 trat derselbe die Rückkehr nach Deutschland an. Er landete in Havre, verweilte einige Tage in Paris und fuhr über Belgien wieder nach der westfälischen Heimath.

Während L. mit Vorbereitungen für eine Orientreise umging, brachen die Stürme der Februarrevolution über Europa herein. Sofort gab L. seine Pläne auf und begründete die „Westfälische Zeitung", welche unter seiner Redactionsperiode die Sache der nationalen Einigung in warmer und energischer Weise vertrat. Da er aber in dem wegen Steuerverweigerung zwischen dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel und der Nationalversammlung ent-

standenen Conflict sich auf Seite der letzteren stellte, erfolgte plötzlich und ungeahnt, wahrscheinlich auf Veranlassung des Regierungspräsidenten v. Bodelschwingh, seine Verhaftung (10. December 1848). L. wollte flüchten, wurde aber daran verhindert und ließ sich, ohne Widerstand zu leisten, auf das Inquisitoriat abführen. Die Nachricht von seiner Gefangennahme flog einem Lauffeuer gleich durch die Stadt. Das Volk rottete sich zusammen, bewaffnete sich, sperrte die Straßen durch Eggen und andere Ackergeräthe ab und machte sich daran, den Inhaftirten mit Gewalt zu befreien. Nur seiner Ruhe und Besonnenheit, sowie dem Eindruck seines Wortes war es zu danken, daß tumultuarische Auftritte unterblieben und die Ordnung wieder hergestellt werden konnte, ehe das allarmirte Militär auf dem Platze erschien. Nachts 2 Uhr wurde L. unter starker Escorte mittelst Wagen nach Münster überführt, wo bereits Leidensgenossen seiner harrten. In den ersten Tagen entbehrten diese politischen Gefangenen das Nothwendigste; später durften sie sich selbst verpflegen; ja man gestattete sogar die Feier einer Weihnachtsbescheerung. Bald darauf wurden sie, mit ihnen auch L., freigesprochen.

Seine Rückreise nach Paderborn glich einem Triumphzug. Ueberall sah er sich mit Jubel empfangen. Die Stadt selbst war großentheils illuminirt. Wenige Wochen später sandte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger als Abgeordneten nach Berlin, woselbst er zur gemäßigten Linken zählte. Als „Jüngster", wie ihn Präsident v. Grabow und nicht selten der zur äußersten „Rechten" gehörige Otto v. Bismarck, der nachmalige Schöpfer des Reiches, nannte, wurde er zu Secretariatsgeschäften herangezogen; doch nahm er auch an Commissionsberathungen in wichtigen Fragen regen Antheil. Freie Stunden benützte L. zum Studium der Museen und Kunstschätze Berlins. In den feinen Cirkeln bei Varnhagen v. Ense, Ludmilla Assing, Bettina Arnim, Solmar und Stahl war er ein gern gesehener Gast. Nach Schluß der Session trat er wieder in Paderborn als Referendar ein, vertheidigte Angeklagte und bildete nebenbei das Orakel in allen politisch-socialen Fragen. Insbesondere suchte er auf zeitgemäße Umgestaltung des Gewerbewesens einzuwirken. Wiederholt berief ihn der Wille der Stadt zu ihrem Bürgermeister; die Regierung versagte Bestätigung. Nicht einmal zum „Richter-Examen" ließ man ihn zu. „Wir brauchen Gesinnung, keine Bücher", lautete der Bescheid, welcher ihm in Berlin auf seine Vorstellungen ertheilt wurde.

Um jene Zeit (1852) erschien Löher's bedeutendstes juridisches Werk: „System des preußischen Landrechts in deutschrechtlicher und philosophischer Beziehung" (1852, 287 S.), das eine sehr günstige Beurtheilung fand. Die Universität Freiburg ernannte ihn hierauf honoris causa zum Doctor der Rechte. Als solcher habilitirte er sich zu Göttingen. Seine Vorlesungen über das Preußische Landrecht waren zwar im Anfang nur schwach, später dafür um so besser besucht, namentlich von westfälischen Studenten. — In jene Zeit fällt auch Löher's Verlobung mit seiner (am 16. April 1906 verstorbenen) Gemahlin Klara, einer Tochter des Geh. Justiz- und Appellationsgerichtsrathes Zeitfuchs zu Paderborn. — Die Göttinger Jahre zählte L. stets zu den schönsten seines Lebens. Akademische Freiheit, ringsum Quellensprudeln in allen Wissenschaften, der feine, humane Ton und ein fröhlicher Kreis Mitstrebender machten ihn glücklich. Die Sturmfluthen der Zeit hatten eine Reihe junger Männer von hohem Geiste wie Aegidi, Esmarch an die Göttinger Hochschule verschlagen. — Mitten unter juristischen Arbeiten schrieb L. hier zunächst (1855) „General Spork", eine epische Dichtung, worin sein Landsmann, der sich vom Reiterbuben zum General und Schrecken der Türken emporgeschwungen hatte, Verherrlichung fand. Gleichzeitig (1854—58) verfaßte er drei Bände amerika-

nischer Reiseskizzen unter dem Titel „Land und Leute in der alten und neuen Welt“, die ganz besonders seinen Ruf als hervorragender Stilist in Deutschland und im Auslande verbreitet haben.

Mit dem Jahre 1855 trat in seinem Leben ein Wendepunkt ein. Er erhielt einen Ruf an die Universität Graz und fast gleichzeitig einen solchen aus München, durch dessen Annahme sich seine Verhältnisse in jeder Hinsicht änderten. Der schöngeistige König Max II. von Baiern suchte nämlich nach dem Abgange von Dönniges einen litterarischen Secretär, der Jurist, katholisch, aber nicht clerical, und von gutem Namen in der Litteratur sein sollte. Auf Empfehlung des Physiologen Rudolf Wagner, eines gebornen Baiern, der mit L. in Göttingen bekannt geworden war, beschied er Letzteren an sein Hoflager und übertrug ihm den obenerwähnten, mäßig dotirten, aber mit Arbeitsfülle beladenen, ehrenvollen Posten. Zugleich erfolgte Löher's Ernennung zum Honorarprofessor an der Universität München, verbunden mit der Berechtigung, „über juridische Disciplinen zu lesen“, bald darauf (1859) seine Bestallung als „ordentlicher Professor der Länder- und Völkerkunde wie allgemeinen Literaturgeschichte“. Seine gesicherte Lage erlaubte ihm nunmehr, die Jugendgeliebte und Braut heimzuführen. Dem glücklichen Ehebunde entsproßten drei Kinder. — Löher's Posten war ein vielbeneideter. In der That galt sein Inhaber als der erklärte Liebling des Monarchen und dessen Gemahlin Marie. Er mußte das Fürstenpaar auf dessen Schlösser begleiten, verweilte als Jagdgast oft Tage lang im vertrauten Verkehr mit dem König, knüpfte hierbei wichtige Beziehungen an und erfreute sich zahlreicher Gunstbezeugungen. Doch war seine Position von Dornen nicht frei. Er sollte und wollte zwischen sich heftig bekämpfenden Parteien neutral bleiben. Dabei bekam er Kreuzfeuer von zwei Seiten. Ein frischer Muth und ein gutes Gewissen halfen ihm aber über alle Unannehmlichkeiten hinweg und befähigten ihn, zu vielem Guten Anregung zu geben.

In München wandte sich L. mit Eifer historischen Studien zu. Seine Festrede in der Akademie der Wissenschaften — sie hatte ihn 1857 zum Mitglied gewählt — verbreitete sich über „König Heinrich's I. deutsche Politik“ und in der Rathhausfestrede zur siebenhundertjährigen Jubelfeier der Stadt München schilderte er die „culturhistorische Bedeutung unserer Städte“. Außer einer Menge kleinerer und größerer Arbeiten wie „Hrotsuitha und ihre Zeit“, „Kaiser Sigmund und Herzog Philipp von Burgund“ u. s. w., verdient besonders das in Allerhöchstem Auftrag und auf Grundlage umfassender Archivstudien geschriebene zweibändige Werk „Jakobäa von Bayern und ihre Zeit; acht Bücher niederländischer Geschichte“ Erwähnung (Nördlingen 1862 und 1868).

Bald darauf eröffnete sich Löher's Thätigkeit ein neues wichtiges Arbeitsfeld. Die Stelle des Directors am „Allgemeinen Reichsarchive“ war bereits seit längerer Zeit erledigt. Da angeblich keine passende Persönlichkeit gefunden werden konnte, bot man sie im Spätherbst 1863 L. an, der aber zunächst Bedenkzeit erbat. Erst unter König Ludwig II., welcher dem „Referenten“ seines seligen Vaters die gleiche Huld wie dieser entgegenbrachte, erfolgte mit Decret vom 20. März 1864 dessen Ernennung zum Vorstand des Allgemeinen Reichsarchivs. Daß es dem „Eingeschobenen“, durch welchen berechtigte Hoffnungen verdienter und im Dienste ergrauter Männer mit einem Schlage vernichtet wurden, an Feinden nicht fehlte, ist begreiflich. Seiner Gewandtheit und Energie aber gelang es bald, sattelfest zu werden und für das bairische Archivwesen sehr Ersprießliches zu leisten. Vor allem suchte er das theilweise mangelhaft qualificirte Personal der acht äußeren Archive durch brauchbare

Leute zu ersetzen. Eine Menge tüchtiger junger Männer wurden für die Carrière gewonnen und in der vom Director geleiteten „Archivschule“ in seinem Sinne praktisch ausgebildet. Auf ordentliche Führung der Geschäftsjournale, auf sorgsame Buchung und Rückforderung ausständiger Stücke, auf Anlage genauer Handacten wurde energisch hingewirkt. Tausende von Urkunden, nicht minder umfangreiche Litteraliengruppen gelangten zur Verzeichnung und sachgemäßen Bearbeitung. Auch den Registraturen der kgl. Behörden, der Gemeinden und des Adels wandte L. sein Augenmerk zu. Er besuchte sie gelegentlich seiner Dienstreisen nnd wußte es durch persönliche Vorstellungen dahin zu bringen, daß nicht nur mehrere Städte und Edelgeschlechter ihre Urkunden von sachverständiger Hand ordnen ließen, sondern daß auch durch gesetzliche Bestimmungen die regelmäßige Ablieferung historisch wichtigen Materials der Amtsregistraturen an die Landesarchive verbürgt wurde. Die letzteren erhielten überdies durch Austausch, Schenkung und Kauf beträchtlichen Zuwachs. Die von L. im J. 1876 ins Leben gerufene und dreizehn Jahre lang redigirte „Archivalische Zeitschrift“ machte das große Publicum auf Bedeutung und Inhalt der Archive aufmerksam, und die Benutzung derselben nahm in ungeahntem Maße zu. Es trug hierzu besonders auch der Umstand bei, daß mannichfache Beschränkungen, welche in früheren Jahren die freie Forschung beengten, wenigstens in der Hauptsache aufgehoben oder doch gemildert wurden. Waren die bairischen Archive einst fast ausschließlich Administrativbehörden, Appendices der Ministerien und Regierungen, so gewannen sie nunmehr eine freiere Stellung und dienten vor allem der Wissenschaft. Aber nicht nur deren Priester und Lehrer, sondern auch Fachgenossen kamen von nah und ferne herbei, um bairisches Archivwesen an der Quelle kennen zu lernen.

Die Stelle eines Professors an der Münchener Hochschule behielt L. nach seiner Ernennung zum Vorstand des allgemeinen Reichsarchivs bei. Der 6. Januar 1866 brachte ihm das Ritterkreuz des Verdienstordens der bairischen Krone und damit den persönlichen Adel. Seit König Ludwig's II. Regierungsantritt war übrigens seine Thätigkeit als „litterarischer Referent Sr. Majestät“ nur noch von untergeordneter Bedeutung, da sich bekanntlich der Monarch immer mehr von der Oeffentlichkeit zurückzog und seit October 1871 L. nie mehr persönlich empfing. Dagegen entfaltete letzterer in den Jahren 1865—1874 eine außergewöhnliche schriftstellerische Fruchtbarkeit. Er lieferte historische Abhandlungen für die bairische Akademie, Raumer's „Taschenbuch“ und das Münchener „Jahrbuch“; er war eifriger Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung und gab 1871, begeistert über die deutschen Siege in Frankreich, das Buch: „Aus Natur und Geschichte von Elsaß-Lothringen“ heraus. Im J. 1872 bereiste er Ungarn und die Karpathenländer. Seinen Anschauungen über die Verhältnisse der Donaustaaten verlieh er in dem Werk: „Die Magyaren und andere Ungarn“ (Leipzig 1873) Ausdruck. Gleichzeitig (1874) schrieb L. eine „Geschichte des Kampfes um Paderborn“ (1597 bis 1604).

Im Februar 1872 erhielt er durch den kgl. Cabinetssecretär Düfflipp den vertraulichen Auftrag, „für Se. Majestät weit entfernte Gegenden von stiller, erhabener Natur“ zu bezeichnen, da „Allerhöchstdieselben zu Abdication und Auswanderung entschlossen seien“. Aus einem ersten Aufsatz entwickelte sich in der Folge eine ausführliche Abhandlung über die Canarischen Inseln, den griechischen Archipel, die Insel Bourbon und Sanct Catharina von Brasilien. Später kam Ordre, einzelne dieser Punkte persönlicher Besichtigung zu unterziehen und zu referiren, ob sich dort für Se. Majestät „Souveränetät“ oder doch wenigstens „Unabhängigkeit von den Behörden auf Lebensdauer“

erwerben ließe. Am 17. Februar 1873 trat L. seine erste Reise an, die den Canarischen Inseln sowie dem griechischen Archipel galt. Nachdem er zuerst Palmas, Gran Canaria und Teneriffa besucht, begab er sich über Marseille und Wien nach Constantinopel, miethete dort ein Segelboot und landete auf den vom europäischen Verkehr beinahe unberührten Eilanden Thasos, Samothrake, Imbros, Tenedos und Lesbos. Von Smyrna aus kehrte er über Syra, Athen, Neapel und Rom nach München zurück, woselbst er am 3. Juli eintraf. Die ganze Fahrt hatte somit 3½ Monate beansprucht. Nachdem sich L. über seine Wahrnehmungen in einem eingehenden Exposé geäußert, bekam er plötzlich und unerwartet (1875) Befehl, die Verhältnisse von Kreta und Cypern näher zu untersuchen. Die Reise wurde noch im nämlichen Jahre binnen 2½ Monaten ausgeführt; doch war der Bericht, welchen L. dem König erstattete, keineswegs geeignet, dessen Wünschen Befriedigung in Aussicht zu stellen. Er beschwor überdies den Monarchen, allen Abdicirungsgelüsten zu entsagen und der schönen Heimath treu zu bleiben.

Unterm 27. Februar 1875 erfolgte Löher's Ernennung zum kgl. „Geheimen Rath“. Bald darauf verlieh ihm der Osmanenkaiser den Stern des Medjidjeordens. Schon früher war er ob seiner dienstlichen und schriftstellerischen Leistungen mit Orden der verschiedensten Länder, insbesondere dem preußischen und württembergischen Kronenorden, sowie dem Officierskreuz der französischen Ehrenlegion geschmückt worden. Auch eine Reihe hochangesehener Akademien (St. Petersburg, Brüssel u. s. w.), historische und andere Vereine hatten ihn zum Ehrenmitglied erwählt. In den Jahren 1875—1888 unternahm L. nur einmal, und zwar privatim, eine größere Reise nach Rußland, um dort des Bruders silberner Hochzeit beizuwohnen. Seine zuerst in der Presse veröffentlichten Essays erschienen später in Buchform unter dem Titel: „Rußlands Werden und Wollen“ (München 1881). Im übrigen lebte er hinfort nur noch seinem Amte, seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und seiner Familie. Am 15. October 1888 beging der greise Gelehrte in aller Stille seinen siebzigsten Geburtstag; zwei Monate später erfolgte unter „Allerhöchster Anerkennung langjähriger, ersprießlicher Dienstleistung“ seine Quiescirung. Die letzten drei Jahre verbrachte L. in dem ihm während 28 Jahren liebgewordenen Heim an der Schwabingerlandstraße (jetzt Leopoldstraße). Im J. 1890 gab er zu Nutz und Frommen von jüngeren Archivaren und Historikern seine an verschiedenen Orten zerstreuten Aufsätze über Archivwesen unter dem Titel „Archivlehre“ heraus (Paderborn 1890). Nebenbei arbeitete er unermüdlich an einer „Culturgeschichte der Deutschen im Mittelalter“, seinem Lieblingswerke, für das er schon seit Decennien mit Bienenfleiß Material gesammelt hatte, und erlebte noch die Freude, den I. Band („Germanen- und Wanderzeit“) gedruckt und von der Kritik günstig beurtheilt zu sehen. Bd. II und III erschienen erst nach seinem Tode (München).

L. war von mittelgroßem, gedrungenem Wuchse; in der Jugend brustleidend, erfreute er sich späterhin bei äußerst mäßiger Lebensweise andauernd guter Gesundheit. Unter seiner hohen, gewölbten Stirn glänzten ein Paar kluge, lebhaft blickende Augen. Langgescheiteltes Haar deckte das Haupt. Ein kräftiger Bart umrahmte die Wangen. Das etwas vorspringende Kinn und die fest geschlossenen Mundwinkel ließen erkennen, welch energischer Charakter den Mann beseelte. Löher's Schaffenskraft war staunenswerth. Sein geistiges Interesse blieb bis in die letzten Tage wach. Er zählte nicht nur zu den fruchtbarsten, sondern auch zu den geschätztesten Schriftstellern seiner Zeit. Unübertroffen als Stilist, verstand er sich vor allem auf geographische Schönschilderung, auf treffende Charakterzeichnung. Wo er trockenen Stoff behandeln

mußte, wie in seiner „Jacobäa“ und in der Culturgeschichte, weiß er denselben durch glanzvolle Darstellung zu beleben.

Seit 1848 ist er nicht mehr als Volksredner aufgetreten; er begnügte sich damit, seiner Begeisterung für die Größe und Einheit des deutschen Vaterlandes in Zeitschriften und Büchern Ausdruck zu verleihen. In politischer Hinsicht kann er zu den gemäßigt Liberalen gerechnet werden. Doch war er stets Idealist und weitsichtig genug, um auch bei anderen Parteien das Gute anzuerkennen.

(Theilweise meinem Nekrolog in der Allgem. Zeitung entnommen.) Die Wiedervereinigung der Religionsgesellschaften bildete seinen Wunsch und seine Hoffnung. Durch Geburt und Erziehung Katholik, schloß er sich zwar 1871 dem Protest gegen die Beschlüsse des Vaticanums an, doch hat er sich von der römischen Kirche nie förmlich getrennt; den Glauben an Gott und die Wahrheit des Christenthums konnte ihm keine Skepsis rauben.

Ueber die außerordentlich zahlreichen kleineren wie größeren Aufsätze, die L. in wissenschaftlichen, belletristischen und politischen Journalen veröffentlichte, im Einzelnen zu referiren, ist unmöglich. Die umfangreicheren und wichtigeren wären im Almanach der kgl. bair. Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1884, S. 385 und 1890, S. 147 f. nachzusehen. Von selbständigen, in Buchform erschienenen, Werken sind außer den im Text angeführten noch zu nennen: „Aussichten für gebildete Deutsche in Amerika“ (Berlin 1853); „Historische und biographische Erläuterungen zu Kaulbach's: Zeitalter der Reformation“ (Stuttgart 1863); „Sizilien und Neapel“ (2 Bde., München 1864); „Griechische Küstenfahrten“ (Leipzig 1876); „Nach den glücklichen Inseln. Canarische Reisetage“ (ebd. 1876); „Kretische Gestade“ (ebd. 1877); „Cypern. Reiseberichte über Natur und Landschaft, Volk und Geschichte“ (Stuttgart 1878); „Cypern in der Geschichte“ (Berlin 1878); „Das neue Italien“ (Berlin 1883); „Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde“ (2 Bde., Frankfurt a. M. 1885 u. 1886); „Das Canarierbuch. Geschichte und Gesittung der Germanen auf den canarischen Inseln“ (aus dem Nachlasse herausgegeben München 1895). P. Wittmann.

Lommel: Eugen Cornelius Joseph von L., wurde am 19. März 1837 zu Edenkoben in der Rheinpfalz geboren. Sein Vater war dort praktischer Arzt, später Bezirksarzt in Hornbach. Die Familie lebte mit ihren vier Söhnen, von denen Eugen der älteste war, in recht bescheidenen Verhältnissen. Er besuchte zuerst die Lateinschule in Edenkoben, dann das Gymnasium in Speier; er befand sich dort bei kleinen Bürgersleuten in Pension; als der jüngere Bruder auch nach Speier kam, mußten die beiden sich sogar mit einem Bett begnügen. Schon früh zeigte sich bei Eugen eine Neigung für die Naturwissenschaften, zunächst freilich mehr für die beschreibenden, insonderheit für die Botanik und Zoologie; um sich naturwissenschaftliche Kenntnisse zu verschaffen, besuchte er die Abendcurse an der Gewerbeschule. Verwendete er auch sein geringes Taschengeld zum Ankauf von Büchern, so gestatteten ihm diese Mittel doch nicht den Erwerb größerer Illustrationswerke, wie sie gerade für das Studium von Thieren und Pflanzen unerläßlich sind; so benutzte er denn seine freie Zeit, sich diese Werke durch Abzeichnung selbst zu schaffen; so hat er bereits als 14jähriger Knabe den großen Atlas von Oken's Naturgeschichte des Thierreichs mit seinen 116 colorirten Tafeln in Großquart auf das sorgfältigste, von dem Original nicht unterscheidbar, abgezeichnet; Pflanzen zeichnete er nach der Natur. Darüber versäumte er indeß durchaus nicht seine übrigen Studien; er blieb sein ganzes Leben hindurch begeisterter Anhänger des humanistischen Gymnasiums; bis an sein Lebensende las er zu seiner Erholung

und Erbauung die lateinischen und griechischen Classiker in der Ursprache; besonders war Homer ihm ein treuer Begleiter. Wie sehr noch der große Physiker gerade das humanistische Gymnasium als die richtige Schule des Geistes betrachtete, beweist u. a. seine 1881 in Erlangen gehaltene Rectoratsrede „Ueber Universitätsbildung“. Im J. 1854 bestand L. 17½ Jahre alt mit Auszeichnung das Abiturientenexamen auf dem Gymnasium zu Speier. Durch den Einfluß des dortigen ausgezeichneten Mathematikprofessors Friedrich Schwerd hatte er, und zwar erst in der obersten Classe, Lust und Liebe zur Mathematik bekommen, eine Wissenschaft, die ihn anfänglich garnicht anzog. Er ließ sich nun in München zunächst als Candidat der Philosophie, im zweiten Jahre als Candidat der Mathematik inscribiren; er hörte Vorlesungen über Mathematik, Physik, Chemie und Astronomie bei Seidel, Jolly, Liebig, Kobell und Lamont. Wegen seiner beschränkten Mittel konnte er zu dieser Zeit nicht daran denken, die akademische Laufbahn einzuschlagen; er wollte sich nur für die Lehramtsprüfung in Mathematik und Physik vorbereiten. Daher besuchte er auch nicht die Uebungen im physikalischen und chemischen Laboratorium; nur im mathematischen Seminar bei Seidel war er eifrig thätig. Zu keinem seiner Lehrer trat er in nähere Beziehungen, auch nicht zu dem Physiker Jolly. Verkehr pflegte er vornehmlich mit dem späteren Professor Philipp Zöller, der auch ein Rheinpfälzer war. L. beschränkte sich übrigens nicht auf sein Fach, sondern war auch um seine allgemeine Bildung eifrig bemüht. Er besuchte eifrig die philosophischen Vorlesungen des geistreichen Lasaulx, erwarb sich ein feines Verständniß für die schöne Litteratur, insonderheit für die großen deutschen Dichter, ferner für die classische Musik und die bildende Kunst; auf der obersten Galerie des Hoftheaters, in den Concerten der musikalischen Akademie und in den Kunstsammlungen war er häufig zu finden. Im Herbst des Jahres 1858 bestand er mit dem Prädikat „sehr gut“ die Lehramtsprüfung und wurde nun Hauslehrer bei dem vermögenden Weingutsbesitzer und Landtagsabgeordneten Buhl in Deidesheim. Er wurde in dieser Familie freundlich aufgenommen und lernte dort die angesehensten Männer der Pfalz und Politiker wie Heinrich v. Gagern, Bassermann u. A. kennen. Im Frühjahr 1860 erhielt er die Stelle eines Lehrers der Mathematik und Physik an der Kantonsschule in Schwyz, die er fünf Jahre inne hatte. Hier fing er an wissenschaftlich zu arbeiten, zumeist auf dem Gebiete der Mathematik, aber auch auf dem der Physik, insonderheit über optische Probleme. Es wird erzählt, der damalige verdiente eidgenössische Erziehungsrath Kappeler habe erfahren, daß die aus der Kantonsschule zu Schwyz an das Züricher Polytechnikum kommenden Studirenden in der Mathematik und Physik besonders gut unterrichtet seien; dies habe ihn veranlaßt, den Lehrer L. aufzufordern, nach Zürich zu kommen. Weil aber vorerst noch keine Stelle an der Hochschule frei war, nahm er einstweilen die Anstellung als Oberlehrer an der Kantonsschule in Zürich an und habilitirte sich, nachdem er vorher (1863) den Doctorgrad erworben hatte, an der Universität und dem Polytechnikum zu Zürich (1865). Er trat hier in anregenden Verkehr mit bedeutenden Männern wie Gottfried Keller, Friedrich Theodor Vischer, Johannes Wislicenus, Theodor Billroth, Friedrich Emil Prym, Adolf Fick u. A.; auch seine wissenschaftliche Thätigkeit setzte er fort. Trotzdem er sich in Zürich wohl fühlte, nahm er doch im Herbst 1867 einen Ruf als Professor der Mathematik und Physik an die land- und forstwirthschaftliche Akademie zu Hohenheim in Württenberg an. In dem einsamen Orte fand er wol eine lohnende Beschäftigung, jedoch nicht den gewohnten Umgang mit Männern anderer Richtung und nicht den Genuß der Kunst. Er wanderte daher jeden Sonnabend über die Höhen, welche das Schloß Hohenheim von

Stuttgart trennen, dorthin und Montags morgens wieder zurück; namentlich in der Familie des Physikers Zech, wo er auch Vischer wieder traf, wurde er als Freund des Hauses aufgenommen. Obwohl L. bereits eine Anzahl bemerkenswerther physikalischer Arbeiten hatte erscheinen lassen, galt er unter seinen Fachgenossen vornehmlich als Mathematiker; nach und nach entwickelte er sich indeß doch immer mehr zum vollendeten Physiker. Im Herbst 1868 wurde er an Stelle von Beetz als Professor der Physik an die Universität Erlangen berufen. Dieses kleine ruhige Städtchen war für den stillen Gelehrten das richtige Arbeitsfeld. Hier schuf er während 18 Jahren seine bedeutendsten Arbeiten. 1869 bemühte man sich, ihn an das Polytechnikum zu Zürich zurück zu holen. Er lehnte den Ruf ab, nahm dagegen 1886 einen ehrenvollen Ruf an die Münchener Universität als Nachfolger Jolly's an. Hier wirkte er noch 13 Jahre segensreich als Lehrer und Forscher, wenn auch in seinen Arbeiten zu seinem Leidwesen viel mehr behindert als an der kleinen Universität Erlangen durch die mancherlei geschäftlichen Abhaltungen, wie Prüfungen u. ä. Er war zugleich Conservator des physikalisch-metronomischen Instituts des Staates und technisches Mitglied der Normal-Aichungs-Commission. Im J. 1899 bekleidete er das Rectorat der Universität. Am 19. Juni desselben Jahres starb er nach längerem Leiden; schon seit einigen Jahren war er zuckerkrank gewesen.

Unter den wissenschaftlichen Arbeiten nehmen den ersten Platz seine optischen Untersuchungen ein, und unter diesen wiederum diejenigen über Dispersion und Absorption des Lichtes. Man wußte zwar lange, daß beide Erscheinungen sicherlich von der Constitution des betreffenden Mittels in seinem molekularen Aufbau abhängig sind; aber erst L. unternahm es, in die Dispersionstheorie das körperliche Molekül selbst rechnend einzuführen. Er betrachtet nicht mehr den schwingenden Aether allein, sondern zugleich die Beeinflussung der Schwingungen der Körpermoleküle durch diesen; diese Moleküle werden gemäß ihren „Eigenschwingungen" natürlich in sehr verschiedener Weise auf die auftreffenden Aetherschwingungen reagiren. L. leitet hierfür nun Formeln ab. Das Endresultat, die „Lommel'sche Dispersionsformel", hat sich bei allen experimentellen Nachprüfungen als zuverlässig erwiesen, ja, was noch wunderbarer ist, sie wird ihren Werth auch nach den geänderten Anschauungen der neuesten Zeit behalten. Man hat ja jetzt die Vorstellungen der elastischen Optik fallen lassen und an Stelle der Verrückungen und Zugspannungen, mit denen diese arbeitete, elektrische und magnetische Zwangs- oder Polarisationszustände gesetzt, die sich, periodisch mit Ort und Zeit veränderlich, durch das Feldmedium hindurch fortpflanzen. Neuere Untersuchungen haben aber gezeigt, daß die meisten Ergebnisse der älteren Optik von diesem Wandel der Vorstellungen unberührt bleiben, da die Formen der Differentialgleichungen, auf die man in beiden Fällen geführt wird, die gleichen sind und nur die eintretenden Constanten verschiedene Bedeutung haben. Durch Verfolg seiner Grundvorstellung von der Wechselwirkung der Moleküle und des Lichtäthers hat L. auch auf den Gebieten der Fluorescenz und Phosphorescenz bemerkenswerthe Resultate erhalten; insonderheit wurde er dadurch zu merkwürdigen Analogien zwischen akustischen und optischen Erscheinungen geführt, und wenn die theoretischen Folgerungen durch den Versuch auch nicht immer bestätigt worden sind, so haben doch manche der von ihm infolge dieser Untersuchungen neu in die Optik eingeführten Begriffe im weiteren Verfolg die schönsten Früchte gezeitigt, so z. B. der Begriff der Dämpfung, welche die Moleküle beim Schwingen erfahren. — Ein drittes großes Gebiet der Optik ist durch ihn zum Abschluß gelangt, das der Beugungserscheinungen, und hier hat er sich nicht nur als Theoretiker,

sondern ebenso als äußerst minutiös arbeitender Experimentator erwiesen. Außer durch diese Hauptarbeiten hat sich L. aber auch noch auf fast allen anderen Gebieten der Optik durch kleinere Beiträge bethätigt; zu erwähnen sind da eine große Reihe von Einzelforschungen über Interferenzerscheinungen, Doppelbrechung, Polarisation und Circularpolarisation, Oberflächenfarben u. s. w. Auch auf die Lichterscheinungen in der Atmossphäre wandte er seine optischen Lehren an, so zur Erklärung des Regenbogens, der Dämmerungsfarben, des sogenannten Heiligenscheins. Auch eine Arbeit über die Beziehungen des Lichtes zu dem grünen Farbstoff der Pflanzen, dem Chlorophyll, wäre zu erwähnen. Anmerken müssen wir ferner noch, daß L. sich bei all seinen optischen Untersuchungen auch als sehr geschickter Construkteur von Apparaten erwies; eine ganze Reihe der von ihm eingeführten optischen Untersuchungsmittel wird sicherlich zum eisernen Bestande jedes physikalischen Cabinets gehören. — Als in den letzten Jahren die epochemachenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektricität die Physiker in Athem hielten, wandte auch L. diesen Untersuchungen sich zu; auch hier sind eine Reihe trefflicher Versuche von ihm zu erwähnen, wie die Darstellung der Magnetkraftlinien und der äquipotentiellen Linien stromdurchflossener Platten. — Auf rein mathematischem Gebiete sind seine Arbeiten über die Bessel'schen Functionen anzuführen, die ja auch gerade für die Physik von so großer Bedeutung sind, weil die Differentialgleichung, der sie genügen, in fast allen Gebieten der Physik auftritt. Er hat sich mit diesen Funktionen eingehend befaßt, zahlreiche Tafeln für sie berechnet, ja ihnen eine eigene kleine Schrift gewidmet. — L. war endlich auch ein ausgezeichneter Lehrer, der es auch verstand, weiteren Kreisen sein Wissen zugänglich zu machen. Das bewies er in zahlreichen populären Vorträgen, sowie in seinem Lehrbuch der Experimentalphysik, das noch 1900 in 7. Auflage erschienen ist. Wenn sein Name trotzdem dem großen Publicum nicht geläufig geworden ist, so liegt das an der Eigenart des Gebietes, auf dem er Meister war. Uebrigens war L. seinem ganzen Wesen nach auch wohl der letzte, der nach äußeren Ehren gestrebt hätte.

Außer als gesondert herausgegebene Monographien finden sich seine zahlreichen Abhandlungen in den verschiedensten mathematischen, physikalischen und astronomischen Zeitschriften zerstreut, sowie auch in den Veröffentlichungen der Münchener Akademie der Wissenschaften.

Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch. — Nekrolog von C. Voit in den Sitzungsberichten der mathematisch-physikalischen Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München XXX, 1900. — Leipziger Illustrirte Zeitung Nr. 2922; 29. Juni 1899 (mit Porträt).

Robert Knott.

Looff: Friedrich Wilhelm L., sachsen-gothaischer Schulrath und vielseitiger Schriftsteller, geboren am 25. Juli 1808 in Magdeburg, † am 22. November 1889 in Langensalza. Sein Vater war Kaufmann, starb aber wenige Wochen vor der Geburt dieses, seines vierten, Sohnes. Bereits im 4. Lebensjahre konnte der Knabe lesen und besuchte daher von 1812 ab eine Privatschule. Im J. 1815 erkrankte er an den Masern und wurde nun infolge falscher ärztlicher Behandlung so leidend, daß er bis zu seinem 18. Lebensjahre häufig wochenlang das Bett hüten mußte. Von Ostern 1819 bis dahin 1827 besuchte er das Gymnasium zu „Unserer lieben Frauen“ in Magdeburg und bestand die Abiturientenprüfung mit der besten Censur. Er begab sich nach Halle, um Theologie zu studiren, hörte nebenbei aber auch mathematische, physikalische, geschichtliche und philosophische Vorlesungen. Im zweiten Semester

jedoch gab er die Theologie ganz auf und lag nun ausschließlich den zuletzt genannten Wissenschaften ob. Michaelis 1828 siedelte er nach Berlin über, wo er bis Ostern 1830 zu bleiben gedachte, um dann eine größere Reise durch die Schweiz und Italien zu machen und hierauf in Bonn seine Studien zu vollenden. Bereits im Herbste 1829 wurde er aber zur Vertretung des erkrankten mathematisch-naturwissenschaftlichen Lehrers an das Gymnasium zu Kottbus gesandt und beschloß nun, möglichst bald sein Examen zu machen. Er that es noch vor Weihnachten jenes Jahres, und da der Lehrer, welchen er bisher vertreten hatte, mittlerweile gestorben war, wählte man ihn, obgleich er erst 21 Jahre alt war, zu seinem Nachfolger. Die Schulverhältnisse in Kottbus sagten ihm jedoch wenig zu, weshalb er sich 1831, bald nach seiner Vermählung mit Adolfine Bruno aus Magdeburg, nach Aschersleben meldete, wo er erst Oberlehrer, später Rector der neugegründeten Realschule wurde. Unter Looff's Leitung hob sich dieselbe bald so, daß ihre Umwandlung in ein Realgymnasium erfolgte. Neben seiner schulischen Stellung war L. auch noch in der städtischen Verwaltung und, durch finanzielle Nothlage gezwungen, fleißig schriftstellerisch thätig. So übernahm er die Redaction der pädagogischen Litteraturzeitung, schrieb ein Lehrbuch der Geometrie, mehrere arithmetische Werke, verschiedene wissenschaftliche Abhandlungen und gab ein Turnliederbuch heraus. Um finanziell besser gestellt zu werden, bewarb er sich 1845 um die Directorstellung an der Realschule in Gotha, welche ihm in der That auch verliehen wurde. Nachdem er dieselbe am 26. Juni jenes Jahres angetreten hatte, gelang es ihm schnell, sich sowohl als Schulmann als auch als Staats- und städtischer Bürger in Gotha eine angesehene Stellung zu erringen. Schon nach wenigen Jahren zeichnete ihn das Ministerium durch Verleihung des Prädicats „Schulrath“ aus. Zur Hebung und Belebung des Kunstsinnes der Bürgerschaft gründete L. den Gothaer Kunstverein. In Gemeinschaft mit Graf Thun und Professor Eggers rief er sodann die Verbindung für historische Kunst ins Leben und übernahm das Ehrenamt des Geschäftsführers derselben. In Gotha rief er ferner einen Gewerbeverein ins Leben, förderte die Turnanstalt und den Feuerrettungsverein und übernahm neben seinem Hauptamte noch die Direction der Gewerbeschule. Obgleich die von L. geleitete Anstalt trefflich gedieh, tauchte in Gotha doch der Plan auf, sie mit dem humanistischen Gymnasium zu verschmelzen, und als derselbe, trotz der Proteste Looff's, der seiner Schule die Selbständigkeit bewahren wollte, 1859 zur Ausführung gelangte, wurde L. mit vollem Gehalte zur Disposition gestellt. Er wählte nun zu seinem ferneren Aufenthalte die nur wenige Stunden von Gotha gelegene Stadt Langensalza. Hier richtete er eine kleine Privatschule ein, welche sich später zur städtischen höheren Töchterschule entwickelte. Ferner rief er einen Gartenbau-Verein ins Leben und gründete die Loge Hermann von Salza. Vor allem aber widmete er sich litterarischen Arbeiten. So übernahm er die Neuherausgabe von Tetzner's Leitfaden der Geographie, aus welchem Buche unter seinen Händen ein großangelegtes, sehr gründliches Werk entstand, das leider infolge von Differenzen mit dem Verleger nur einmal aufgelegt wurde. Seinen Hauptfleiß aber verwendete er auf sein wohlbekanntes und geschätztes Fremdwörterbuch, das zahlreiche Auflagen erlebt hat. Zu pädagogischer Thätigkeit gab L. noch einmal im J. 1874 die Errichtung eines Technikums in Langensalza Veranlassung, jedoch endigte dieselbe sehr bald wieder, da jene Anstalt nur wenige Jahre bestand. — Ein Verdienst erwarb sich L. ferner dadurch, daß er 60 Jahre lang drei Mal täglich meteorologische Beobachtungen vornahm und aufzeichnete, wodurch er wichtiges statistisches Material sammelte.

Aufopfernd war die Thätigkeit Looff's und seiner Familie in den Tagen der Schlacht bei Langensalza 1866. Er richtete Lazarette ein, schuf Bureaus zur Aufstellung der Verwundeten= und Todtenlisten, nahm mehrere Schwer=verwundete in sein Haus auf und war mit den Seinigen überall, wo Hülfe nöthig war.

Sein Familienleben war reich an Kummer und Trübsal. Von den 13 Kindern, die ihm seine Gattin gebar, starben 3 im jugendlichen Alter, während 4 ihm als Erwachsene durch den Tod entrissen wurden. Ein Freuden=tag war ihm aber beschieden, als er am 10. October 1881 seine goldene Hoch=zeit feiern konnte. Der Spätabend seines Lebens ward ihm leider durch ein schweres Herzleiden und zunehmende Schwerhörigkeit sehr getrübt.

Aeußere Anerkennung für seine langjährige rege Thätigkeit fand L. da=durch, daß ihm mehrere hohe Orden verliehen wurden, so z. B. vom Kaiser von Oesterreich das Verdienstkreuz für Kunst und Wissenschaft. Zahlreiche Künstlervereinigungen und wissenschaftliche Gesellschaften ehrten ihn durch Er=nennung zum Ehrenmitgliede.

Nach einer ungedruckten Selbstbiographie im Familienbesitz.

M. Berbig.

Loos *): Cornelius Callidius L. (Losaeus), geboren zu Gouda als Sohn eines eifrigen und gelehrten Katholiken, des Jan Cornelis L. Auf Titeln seiner Schriften nennt er sich: Cornelius Loos Callidius, dann wieder: Cornelius Callidius Chrysopolitanus (nach seiner Heimath Gouda). Beim Abschlusse seiner Gymnasialstudien in Löwen 1564 errang er den zweiten Platz. Aus der Zeit dieses Abschlusses läßt sich folgern, daß sein Geburts=jahr ungefähr 1546 zu setzen ist. Nachdem er in Löwen auch Theologie studirt hatte, begab er sich nach Mainz, wo er die theologische Doctorwürde erlangte. Nach einem Aufenthalt in seinem Vaterlande kehrte er infolge der dort ausgebrochenen religiösen Wirren nach Mainz zurück, wo er nun einige Jahre blieb und seine meisten Schriften verfaßte. Diese zeigen ihn als ent=schiedenen Gegner der Reformation, durch die er den wahren Glauben getrübt und nichts als Verwirrung und Unheil hervorgerufen sah. Für die 89 Lebens=bilder deutscher und niederländischer Schriftsteller, die er 1581 herausgab, sind außer wenigen Neutralen nur gute Katholiken und Vertreter der Gegen=reformation gewählt, wie schon der Titel des Werkes besagt: „Illustrium Germaniae scriptorum catalogus, quo doctrina simul et pietate illustrium vita et operae celebrantur, quorum potissimum ope literarum studia Germaniae ab anno 1500. usque 81. sunt restituta et sacra fidei dogmata a profanis sectariorum novitatibus et resuscitatis veteribus olim damnatis haereseon erroribus vindicata". L. hat diese Schrift „seinem besonderen Patron", dem Mainzer und Lütticher Domherrn Arnold v. Bucholtz, Propst von Bingen, gewidmet. In der Schrift: „De tumultuosa Belgarum rebellione sedanda . . . consultatio" (Luxemburgi 1579) fordert L. unbarmherzige Strenge gegen die Aufständischen und ruft den König von Spanien zum Krieg auf, zu dem er die Hülfe des Kaisers und Reichs sowie des Papstes, aber nicht Frankreichs, suchen möge. Dann erhielt L. eine Professur an der Uni=versität Trier, verlor aber dieses Amt, als er sich durch eine Schrift gegen den Hexenwahn mit den kirchlichen Autoritäten in Widerspruch setzte und, um den Hexenprocessen Einhalt zu thun, auch an den Clerus und Rath von Trier Zu=schriften im Sinne seines Buches richtete. Sind doch in Trier in den Jahren 1587 bis 1593 nicht weniger als 368 Personen wegen Hexerei verbrannt worden,

*) Zur Ergänzung des Artikels Bd. XIX, S. 168.

darunter der Stadtschultheiß und frühere Rector der Universität Dietrich Flade! Schon waren einige Bogen der Loos'schen Schrift gedruckt, als ein Verbot der Behörde an den Kölner Buchdrucker erging und der päpstliche Nuntius Octavius Frangipani als Commissar eine Untersuchung gegen L. einleitete. Er ließ den muthigen Theologen, der es gewagt hatte, dem kirchlichen Aberglauben seines Zeitalters Fehde anzukündigen, im Kloster Sanct Maximin in Trier gefangen setzen und zwang ihn am 15. März 1592 in diesem Kloster, vor ihm, dem Abte und vielen anderen Zeugen einen in 16 Artikeln formulirten Widerruf zu beschwören. Ein Vorgang, der für die Beurtheilung der Hexenprocesse von höchster Wichtigkeit ist, da besonders an ihm jene clericale Auffassung scheitern muß, wonach diese Processe nicht von der kirchlichen Autorität getragen und gefördert worden seien. Seiner Professur entkleidet und, wie es scheint, aus Trier ausgewiesen, begab sich L. nach Brüssel. Dort waltete er einige Zeit als Vicar an der Kirche Notre Dame de la Chapelle. Aber zwischen seiner kirchlichen Devotion und seiner vernünftigen Ueberzeugung war eine Versöhnung nicht möglich. Da er sich nicht an seinen erzwungenen Widerruf hielt und, wie es scheint, seine Agitation gegen die Hexenprocesse wieder aufnahm, wurde er als rückfällig aufs neue in den Kerker geworfen. Nach langer Haft befreit, sah er sich zum dritten Male von einer Anklage bedroht, als ihn der Tod am 3. Februar 1595 weiterer Verfolgung entzog. Nach dem Jesuiten Delrio hinterließ er jedoch „bedauerlicherweise" nicht wenige Anhänger seiner „Albernheit" in Menschen, die der Physiologie und der soliden Theologie nicht genügend kundig seien. „Mögen diese wissen, wie leichtsinnig und gefährlich es ist, dem Urtheil der Kirche die Delirien des Ketzers Weier vorzuziehen!"

Loos' hohe historische Bedeutung liegt darin, daß er als der erste litterarische Bekämpfer des Hexenwahns und der Hexenprocesse im katholischen Lager gepriesen werden darf. Diese Rolle erforderte ein ebenso seltenes Maß von Muth wie von Unabhängigkeit des Urtheils. Auf protestantischer Seite ist 1563 der Calvinist Johann Weier, ein Arzt, mit dem Buche: De praestigiis daemonum in diesem gefährlichen und rühmlichen Kampfe vorausgegangen. In Loos' Schrift (S. 74) wird ein berühmter Mediciner X., ein Mann von ausgebreiteter Belesenheit, citirt, der fast die ganze Maschinerie des Hexen- und Zauberwesens auf Sinnestäuschung, Melancholie und Illusion zurückgeführt habe. Diese Stelle sowie der erwähnte Ausspruch Delrio's können darauf gedeutet werden, daß L. durch Weier's Buch beeinflußt oder angeregt wurde. Doch vertritt er theilweise aufgeklärtere und folgerichtigere Ansichten als sein Vorgänger. Die Schrift von L. ist betitelt: „De vera et falsa magia" und war in vier Bücher getheilt. Von diesen haben sich die beiden ersten in einer Handschrift, die früher dem Trierer Jesuitencolleg gehörte, in der Trierer Stadtbibliothek (Nr. 1479) erhalten. Der Amerikaner Burr hat zuerst darauf aufmerksam gemacht (s. seinen Bericht in The Nation 1886, Nr. 11 und sein Buch: The Fate of D. Flade). Von dem Inhalt der beiden verlorenen Bücher geben die Titel der 12 Tractate des 3. Buches und der 3 Tractate des 4. Buches, die der vorausgeschickte Index der ganzen Schrift nennt, nur eine schwache Vorstellung.

Als eifrigen Gegner der Reformation verräth sich L. auch in diesem Werke. Die verhängnißvolle Bedeutung des Hexenhammers, dessen Hauptwirkungen er erst durch seine neueren Auflagen hervorgebracht glaubt, hat er richtig durchschaut, die Nichtigkeit und Abscheulichkeit dieses Buches treffend gebrandmarkt, aber in der Vorrede seiner Schrift, wo dies geschieht, stellt er den Hexenhammer in eine Entwicklungsreihe mit der Bewegung eines Wiclef

und Huß, die Schisma und Glaubensstreitigkeiten in die Kirche hineingetragen hätten, eines Luther und Calvin. Wenn er den Zusammenhang construirt, durch dies alles sei der wahre Glaube entstellt worden, entsprach dies sicher seiner Ueberzeugung, läßt aber auch die Absicht durchblicken, auf seine Glaubensgenossen von vornherein günstigen Eindruck zu machen. Von der Hexenbulle des Papstes Innocenz VIII. ist keine Rede. Wie schon der Titel seiner Schrift zeigt, glaubt L. an die Möglichkeit von Zauberei. Diese und ebenso die Existenz von Dämonen lehre die hl. Schrift; sie zu leugnen widerstreite dem katholischen Glauben. Alles aber, was von Thaten und Bekenntnissen der Hexen behauptet wird, sei Fälschung und Traum, und die Obrigkeiten, die Hexen hinrichten lassen, begehen Justizmord. Kein göttliches Gesetz erkenne die nächtlichen Zusammenkünfte der Hexen oder der Hexenausfahrten an. Auch einen Teufelsbund gebe es nicht. Daß Dämonen körperliche Gestalt annehmen und in dieser den Menschen erscheinen, lehre die Schrift nur von den guten Engeln, nicht aber von den bösen Geistern. Eine Reihe von Hexengeständnissen wird durchgegangen, um darzuthun, wie lächerlich es sei, derartigen ungereimten Aussagen Glauben zu schenken.

In dem ihm aufgezwungenen Widerruf mußte L. bekennen, daß viele seiner Artikel nicht nur irrig und skandalös, sondern auch der Häresie und des Hochverraths verdächtig seien, daß sie im Widerspruch stehen mit der gemeinsamen Ansicht der theologischen Lehrer, mit den Entscheidungen und Bullen der Päpste und mit der Praxis und den Gesetzen der Obrigkeiten. Er mußte seine „oft und hartnäckig, mündlich und schriftlich wiederholte" Behauptung widerrufen, die gleichsam den Kern seiner Anschauungen bilde, daß die Hexenausfahrten ein phantastischer Wahn seien. Ebenso: daß die Aermsten nur durch die Bitterkeit der Tortur gezwungen würden, Dinge zu bekennen, die sie nie gethan haben. Er mußte seine Sätze widerrufen, daß auf der harten Folterbank das Blut Unschuldiger vergossen und durch eine neue Alchemie aus Menschenblut Gold und Silber gemacht werde. Damit habe er stillschweigend auch seinen Herrn, den Erzbischof von Trier, der Tyrannei beschuldigt. Widerrufen mußte L. ferner die Sätze, daß es keine Zauberer und Hexen gebe, die Gott entsagen, den Teufel anbeten, Wetter machen und ähnliche Teufelswerke vollbringen; daß die Stelle Exod. 22: „Die Zauberer sollst du nicht leben lassen!" von solchen zu verstehen sei, die mit natürlichem Gift tödten; daß es keinen Teufelsbund gebe; daß die Teufel nicht menschliche Gestalt annehmen; daß das Leben Hilarion's, verfaßt von dem hl. Hieronymus, nicht echt sei; daß es keine fleischliche Vermischung zwischen Teufeln und Menschen gebe; daß weder Dämonen noch Menschen Gewitter und Hagel machen können. Endlich (unter Uebergehung einiger Sätze): daß die Päpste in ihren Bullen nicht behaupten, daß der Zauberer derartige Dinge, wie oben erwähnt, vollbringe und daß sie zur Inquisition gegen Zauberer nur ermächtigt hätten, damit sie nicht ebenso „fictae magiae" beschuldigt würden, wie einige ihrer Vorgänger wirklicher Zauberei beschuldigt wurden. Man sieht also, daß L. darauf ausging, die Päpste von der Beförderung der Hexenprocesse reinzuwaschen, während der päpstliche Commissar selbst ihm diese Auffassung als Irrthum anrechnete.

Die Lebensdaten zum Theil nach Delrio, Disquisitionum magicarum libr. VI, ed. 1606, III, 315 f. und Van der Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlanden (1865) XI, 623, wo auch weitere Litteratur und Schriftenverzeichniß. — Ueber den Proceß: Binsfeld, De confessionibus maleficorum et sagarum (ed. 1623), p. 28; Delrio a. a. O., wo das Notariatsinstrument über den Widerruf abgedruckt ist. S. Riezler.

Loeper: Joh. Ludw. Gustav von L., Jurist, zu Namen gekommen als Goetheforscher, wurde am 27. September 1822 zu Wedderwill in Pommern geboren. Er studirte Jura und Cameralia zu Berlin und Heidelberg und ward, nach längerer richterlicher Thätigkeit, im Ressort des königlich preußischen Hausministeriums 1854 angestellt. Wie er seine ferneren Berufsstudien bloß im Amte und für dies pflegte, so umfaßte seine Wirksamkeit während der folgenden 32 Jahre sämmtliche Zweige der Kronverwaltung, und zwar galt sie vorzüglich der Praxis des Staats- und Privatfürstenrechts sowie des Herkommens im Haus Hohenzollern. Demgemäß lag ihm auch die Führung aller in dies Gebiet einschlagenden größeren Processe ob, und er durfte sich rühmen, keinen einzigen davon verloren zu haben. Auf diesem Felde glückte ihm insbesondere die gerichtliche Verfechtung der Ansprüche des preußischen Königshauses auf den Allodialnachlaß der ausgestorbenen Bernburger Linie der anhaltschen Herzogsdynastie 1863, sowie der Gewinn der großen Herrschaften Schwedt in Brandenburg und Oels in Schlesien für das Krongut. Im J. 1865 war L. vortragender Ministerialrath geworden, 1876 zugleich Director des Königl. Geh. Hausarchivs, 1879 Regierungsrath erster Classe. Im Sommer 1886 beim Fünfjahrhundert-Jubiläum der Heidelberger Universität von dieser wegen seiner Leistungen im Privatfürstenrecht zum Dr. jur. honoris causa promovirt, trat er im October als Wirklicher Geh. Rath mit dem Excellenz-Prädikat in den Ruhestand, um sich nun, seit Eröffnung und Erschließung des Goethe-Archivs zu Weimar, ausschließlich den seit vier Jahrzehnten in Mußestunden, gleichsam nebenamtlich, getriebenen entsprechenden Studien zu widmen. Nachdem er sich, wenn schon meist auf Reisen lebend, noch rege an den Arbeiten der Goethe-Gesellschaft beteiligt hatte, ist L. am 13. December 1891 dieser, seinen Verehrern und Bekannten, voran den vielen auf ihn bauenden Goetheforschern entrissen worden.

In Berlin gestorben, wurde Gustav v. L. „seiner Bestimmung gemäß auf einer Familienbesitzung in Pommern beigesetzt. Dadurch wurden seine Amtsgenossen, Freunde und Verehrer, deren er in Berlin viele besaß, verhindert, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Schon diese Bestimmung bewies zwei wesentliche Züge seines Charakters: eine rührende Pietät dem Aelteren und Vergangenen gegenüber und eine gewinnende Schlichtheit seiner Persönlichkeit. Gerade die letztere machte sich im Verkehr ungemein erfreulich geltend. Niemals kehrte er den hohen Beamten hervor, niemals trug er den gerühmten Forscher, den Aelteren, Erfahrenen, weniger bewährten Gelehrten, jüngeren Fachgenossen gegenüber zur Schau. Bescheidenheit, Hülfsbereitschaft waren hervorstechende Züge seines Wesens. Nur auf die Sache sah er, nicht auf die Person. Von jener Vornehmheit getragen, die man als Charakterzug wahren Adels zu bezeichnen gewohnt ist, war er allen, denen er ernstes Streben zutraute, ein hülfsbereiter Förderer, dessen Wissen nie versagte“.

Vorstehende klare, phrasenlose Charakteristik des Menschen und Gelehrten, den Eingang des Ludwig Geiger'schen Nekrologs bildend, bezieht sich doch fast ausschließlich auf den Goetheforscher. Als solcher nimmt L. schon insofern eine Ausnahmestellung ein, als er seine wissenschaftlich-litterarische Arbeit ganz und gar der Goethe-Kenntniß und -Erkenntniß zu gute kommen ließ. Denn auch seine wenigen Artikel die (A. D. B. II, 578; XXI, 324/45) Bettina v. Arnim, Felix Mendelssohn-Bartholdy u. A. schildern, haben eben sichtlich nach diesen Persönlichkeiten gegriffen, weil sie enge Beziehungen zu Goethe besitzen, und letztere bilden für L. den nächsten Anziehungspunkt. Wenn man Loeper's Verhältniß zu seinem vergötterten Weimarer Olympier, dem schon der Schüler des Berliner Joachimsthaler Gymnasiums durch Anlage von Collectaneen Respect und philo-

logisches Interesse wenig Zeit nach des Genius Tod bezeigt hatte, mit der Hingabe anderer Goetheforscher vergleicht, so gewinnt er durch die natürliche Grundlage seiner ganzen Beschäftigung mit dem ihm zur Herzenssache gewordenen Fache: den Dilettantismus im guten Sinne. Dieser hatte freilich mit Oberflächlichkeit gar nichts gemein, sondern unterschied sich zum Vortheile seiner Arbeitsweise von der verknöcherten Methode mancher zunftmäßigen „Goethepfaffen" — wie urtheilslose Schöngeister die Vertreter intimster Hingabe an den unergründlichen, gleichsam polyhistorischen Olympier, so auch L. selbst, zu höhnen beliebten — durch ein naives Verfahren, ohne vorgefaßte einseitige litterarhistorische Maßstäbe. Aus der leidenschaftlichen Liebhaberei des Jünglings erwuchs durch die Uebergangsstufe, Goethe'sche Schriftstücke zu sammeln, bald wahrhaftiges wissenschaftliches Streben. Die von ihm zusammengebrachten Schätze ließen ihn schon 1860 berufen erscheinen, bei der Goethe-Ausstellnng zu Berlin in den Vordergrund zu treten, und er besaß bald eine kostbare Special-Bibliothek. Diese Liebe zum Einzelnen und Kleinen hat ihn nie kleinlich gemacht im Eifer, auch das zunächst Unbedeutende an Deutschlands größter Litteraturgestalt ans und ins Licht zu stellen. So ist er vor dem Fluche der Versteifung und der Lächerlichkeit bewahrt geblieben, welche einige seiner Genossen ereilt hat, vor allem bekanntlich Heinrich Düntzer, Loeper's bitteren Fehde-Gegner. Sonst ist er nie mit Jemand bös aneinander gerathen. Nennt ihn doch einer seiner genauesten Kenner und Bekannten, Hermann Grimm, „gütig und wohlwollend denen gegenüber, die sich in idealen Dingen an ihn wandten; kalt und hart, wenn etwas seinen Anschauungen widersprach. Er war weder liebenswürdig noch gesprächig noch gewandt, aber es umstrahlte sein Wesen Hingebung an den Mann, dem er sich geweiht hatte, Ehrlichkeit im Ausdrucke seiner Meinung, Unermüdlichkeit in der Verfolgung seiner Aufgabe und Abwesenheit jeder neidischen Regung". Loeper's übertrieben feiner Takt und beinahe feudale Zurückhaltung wich aus dem Rahmen der üblichen Goetheforschung. Grimm verknüpft Loeper's gesellschaftliche Position eng damit: „Er war Corpsbursche gewesen und zu hohen Aemtern gelangt. Dies erforderte immer eine gewisse ideale Rücksichtnahme. Auch legte er einen Accent darauf, der Jedem wohl ansteht, der ihn aus voller Berechtigung anwendet, daß er ein ‚preußischer Edelmann' sei . . . L. war aber auch vornehmer Beamter. Es lag in seinem Gefühl, Goethe näher zu stehen, eine Mischung aller dieser Elemente, und zwar eine harmonische . . . In dem geistigen Haushalte des großen todten Goethe war L. der Hofmarschall. Und doch fehlte ihm alles zum Hofmanne."

L. hatte als Erster die Nothwendigkeit und den Termin für gekommen erachtet, eine methodisch-sachlich geordnete und dazu erklärte Gesammt-Ausgabe der Goethe'schen Leistungen in Angriff zu nehmen. Diese, nach ihrem Verleger Gustav Hempel in Berlin, der kritische und erläuterte Neudrucke aller nennenswerthen deutschen Dichtungen der classischen Periode nebst deren nächsten Nachfolgern unter den Fittichen seiner Firma vereinigte, gemeiniglich „Hempel'sche Ausgabe" betitelt, trat sogleich nach dem Erlöschen des Originalprivilegs 1867 hervor und fand immer mehr in L. ihren Hauptredactor. Beim dritten Bande der „Gedichte", die Friedr. Strehlke herausgab, gab L. vorerst Rathschläge, etliche ungedruckte Verse, auch hie und da Erläuterungen. Dagegen erweisen die Bände 4/5 (1872), den „Westöstlichen Divan" enthaltend, 12/13 (1869, 2. Aufl. 1879), beide Theile „Faust", 19 (1870), die „Sprüche in Prosa", 20/23 (1874—77), „Dichtung und Wahrheit", denen sich einige mit zweitrangigen Schriften zugesellten, Loeper's Eignung zum Goethe-Commentator im hellsten Lichte. Diese Neudrucke mit ihren phrasenlosen Einleitungen,

wo ebenso wenig wie in den Anmerkungen der Nachdruck auf dem Aesthetischen liegt, sowie der in sachlicher Hinsicht überaus sorgfältigen Aufhellung der Einzelstellen haben L. Namen und Ruhm erworben. Wie überall bei seiner Beschäftigung mit Goethe, ging er auch hier vom äußeren Dasein, seinen menschlichen und geistig-litterarischen Beziehungen aus. Dabei ist in seine liebevoll nachgehende Verehrung etwas wie beamtliche Aufsicht gemischt, die sich nichts entwischen lassen will. Dem entsprach seine ständige Arbeitsweise. Julian Schmidt, dem stets die großen Züge und Zusammenhänge vorschwebten, auch Hermann Grimm, dessen Gesichtspunkte bei Betrachtung Goethe's auf ganz anderem Brette lagen, bewunderten Loeper's allezeit gegenwärtige Kenntniß unzähliger Goethe betreffenden Dinge. So hat denn auch L. im breiten Publicum als ein Mitrepräsentant einer zwar subtilen, aber doch am Einzelnen und Aeußerlichen haftenden Goethe-Mikrologie gegolten; ganz zu Unrecht. Um das Einzelne in des Großmeisters Leben und Streben rastlos bemüht, wollte er damit bloß der Totalität der Erscheinung, zunächst der Dichtung, sodann des Dichters, dienen. Als die Summe dieses Schürfens erscheint zwei grundverschiedenen Beurtheilern und Nekrologisten Loeper's, Hermann Grimm und O. Harnack, sein immer greifbarer vorrückender Plan, auf dem sicher bereiteten Unterbau ein umfassendes Gemälde Goethe's zu errichten: dies würde, gleichsam der Gipfel der ein Menschenalter langen Mannesarbeit, diese gekrönt und die Weimarer Sophien-Ausgabe als schönster objectiver Führer würdig ergänzt haben; denn dieser officiellen „Standard Edition“ (so heißt er selbst sie 1886) sollte, dem Beschlusse ihrer Leitung gemäß, Loeper's abschließende Goethe-Biographie angefügt werden, und sie wäre zweifellos eine Zier jener geworden, sogar ohne den Schmuck blühenden und sogen. geistreichen Stils, eine L. allerdings versagte Eigenschaft — dies wohl eine Folge seiner streng sachlichen, im höheren Sinne bescheidenen Art.

Unter solchen Umständen stellen sich seine erläuternden Beigaben zu „Dichtung und Wahrheit“ als Muster des ihm angeborenen Verfahrens dar. Diese seine Beleuchtung der Poeten-Jugend birgt eine riesige Fülle von Nachrichten über den Altfrankfurter Boden, dem Goethe entstieg, sammt solchen über seine Lebens- und Zeitgenossen und verbleibt drum auch nach all dem neueren Pflügen im selben Acker, bis auf R. Wülker's Ausgabe mit Bildern, das Fundament der Forscher und Neugierde. Daneben setze man seine Erklärung der „Sprüche in Prosa“, der „Maximen und Reflexionen“ als typisch: der Herkunft der darin niedergelegten Goethe'schen Ideen spürt L. nach Anlässen und wirklichen Vorlagen mit umsichtigster Gelehrsamkeit nach, nicht weniger ihrem Fortleben inner- wie außerhalb der deutschen Litteratur, wobei die Erledigung von Wechselbeziehungen und scheinbaren Widersprüchen der Goethe'schen Einzelnummern keineswegs zu kurz kommt. Dieser Commentar, nicht nur ein Speicher poetischer und gedanklicher Parallelen, sondern fast allenthalben aus seines Verfassers gründlichem philosophischen Wissen gespeist, ist neben dem zu „Aus meinem Leben“ das ausführlichste Stück in Loeper's einschlägiger Arbeit, im Verein mit dem für des „Faust“ klare Wort- und Ideen-Auslegung Geleisteten auch das bleibendste. Von letzterem Commentar, „einem Werk eminenten Verdienstes, besonders in Bezug auf den zweiten Theil“, rühmt O. Harnack: er „erwies die einzelnen Acte des überreichen Werkes als dramatisch geschlossene, auf den theatralischen Effekt berechnete Bühnendichtungen, die nicht durch Spitzfindigkeiten, sondern durch die Aufführung dem Publicum zugänglich zu machen seien, er zeigte den Fortschritt der ganz realen Handlung in ihrem Causalzusammenhang vom Prolog im Himmel bis zur letzten Verklärungsscene. Eben dadurch vermied er auch andererseits die

zerstückelnde Auslegung des Werkes, die im Gegensatz zu der allegorischen aufgekommen ist". In der Phalanx der kundig unentwegten Vorkämpfer der „Faust"-Einheit spielt L., ungeachtet der bei ihm naturgemäßen vielseitigen Beseitigung zahlloser kleinen Schwierigkeiten im Verständniß, eine Hauptrolle. Außerdem hat L. die „Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen [nämlich: „Des Künstlers Vergötterung. Drama von Goethe, 1774", und „Goethe's Uebersetzung des Hohen Liedes. 1775"] herausgegeben" (1879), „zum Besten des in Berlin zu errichtenden Goethe-Denkmals", natürlich mit sorgsamer Einleitung und Textnotizen; endlich den Anfang einer leider steckengebliebenen zweiten Auflage der Hempel'schen Goethe-Ausgabe (1882—84), nämlich in drei Bänden eine ausführlich erläuterte Revision der „Gedichte": ein überaus dankenswerthes Unternehmen, dessen Sonderergebnisse dem unentbehrlichen Rüstzeuge der Goethe-Philologie zugehören.

Seltsam, aber hinwiederum bezeichnend für Loeper's vorsichtige, lediglich dem ernstlichen Studium ergebene Ader muthet sein zurückhaltendes Verhalten gegenüber dem „Goethe-Jahrbuch" an, wie Ludw. Geiger, 1879 dessen Gründer, erzählt. Für dessen ersten Band spendete L. nur zwei kleine Briefe, als aber zu seiner lebhaften Genugthuung dies neue Organ bald bedeutende zusammenschließende, nicht, wie er befürchtet hatte, zersplitternde und absondernde Fähigkeiten entfaltete, wurde er sein regelmäßigster Mitarbeiter, sodaß er öfters das Erscheinen kaum erwarten konnte und zum Herausgeber ging, um Einsicht zu nehmen. Er arbeitete einen Band gründlich durch und schickte dem Leiter einsichtige beurtheilende oder berichtigende Notizen, ganz ähnlich, wie er auf die ihm vorgelegten Correcturbogen des H. Grimm'schen „Goethe" (1877) in oft langen Briefen seine Glossen folgen ließ. Seit Band II hat er zu jedem mindestens einen größeren, meistens auch einige kleinere Beiträge geliefert, ja, einige Jahrgänge enthalten bis acht Mittheilungen aus seiner Feder, und noch in dem nach seinem Tode vertreten ihn zwei Miscellen, der Redaction drittehalb Wochen vor dem Hintritt übersandt. In der Jahrbuchs-Commission der Goethe-Gesellschaft, wo er seit 1887 saß, bekundete L., wie stets, ein ausgedehntes Wissen und humanes Wohlwollen. Ueberhaupt war für ihn mit dem Jahre 1885, als die Goethe-Gesellschaft sich, mit auf seinen Betrieb, constituirte, eine neue Centrale seiner Goethe-Arbeit gegeben. Seit Anfang im Vorstande, ward er 1887 erster Stellvertreter des Vorsitzenden und hat so noch im Mai seines Sterbejahrs präsidirt. Der Geschäftsführende Ausschuß hat ihm zuerst etwas kühl nachgerufen: „Um die Gesellschaft hat sich Herr von Loeper durch einsichtsvolle Betheiligung an allen ihren Veranstaltungen, z. B. am Goethe-Jahrbuch, großen Dank erworben; die durch seinen Tod entstandene Lücke hierbei wie bei der Bearbeitung der neuen großen Goethe-Ausgabe wird nicht leicht auszufüllen sein". Das lautet nun freilich matt für den, der über Loeper's intensiven Antheil an der (1885 ihm mit W. Scherer und Erich Schmidt anvertrauten) Redigirung der bis 1891 erschienenen Ausgabe der sogen. Sophien-Ausgabe Goethe's Bescheid weiß oder gar davon, daß L. zusammen mit Wilhelm Scherer, nachdem die Goethe-Originalien in Weimar der Nutzbarkeit zufielen, die Grundsätze der Herausgabe festgestellt und für die einzelnen Werke die Bearbeiter auserkoren. Ungemein nett schildert Hermann Grimm die Capitulation des schon schön bewährten Goethe-Herausgebers L. vor der philosophischen Uebermacht des genialen Lachmannianers Wilhelm Scherer, der mit bisher den litterarhistorischen Goetheanern häufig gleichgültigen Mitteln einen „sauberen Text" anstrebte, und wie das Aufkommen der Goethe-Gesellschaft mit ihrer neuen Ausgabe dem Zusammenwirken dieser Männer ein prächtiges Feld

eröffnete. In dieser Hinsicht trägt der Geschäftsbericht der Goethe-Gesellschaft betreffs des Goethe-Archivs Loeper's Bedeutung Rechnung: „So bleibt ein Name zu nennen, der mit der Anstalt aufs engste verknüpft ist, und ein Ereigniß, das sie aufs tiefste berührt. Wir betrauern den Tod des Mannes, der des Archivs erster freiwilliger Beamter, ja sein Begründer gewesen ist. Der, wenn er hereintrat, nicht wie ein Gast, sondern als der geehrteste Hausgenosse begrüßt war. Der zu uns gehörte in jedem Betracht. Gustav v. L. war der Unsrige, und er bleibt es. In seiner Treue und Hingabe wird er den Genossen des Archivs stets ein Vorbild sein, und solange wir am Werke sind, wird seiner gedacht werden an der Stätte, wo er sich heimisch fühlte. Die Idee einer fortwirkenden Arbeitsgemeinschaft hat ihn selbst beseelt" — L. hat nämlich letztwillig seine Vorarbeiten, Collectaneen, auch die Bücher, soweit sie auf Goethe oder Schiller Bezug haben, insbesondere diejenigen mit eigenhändigen Einträgen, dem Goethe-Schiller-Archiv beziehentlich der Gesellschaftsbibliothek vermacht: 256 Nummern außer einer Masse kleinerer Sonderabdrucke und Zeitungsabschnitte.

Wenn nach einer so weit ausholenden, geradezu einschneidenden Wirksamkeit, die in ihrer Emsigkeit und Gründlichkeit vorbildlich war, in der Goethe-Gemeinde der Verlust Loeper's als höchst schmerzlich, ja unersetzlich beklagt worden und diese Empfindung bei allen Anlässen zu Nachrufen deutlich zum Ausdruck gelangt ist, so wiegt das Votum seines einzigen, allerdings auch erbitterten Widersachers, Heinrich Düntzer's, um so schwerer, wenn er einer überaus scharfen Kritik jener Loeper'schen Neuausgabe der ersten 2 Bände des Hempel'schen Goethe schon 1884 vorausschickt: „Von dem, was seit einem Menschenalter auf dem weiten Gebiete der Goethekunde erschienen, entging ihm kaum etwas; dabei ist er nicht bloß in der deutschen, sondern auch in der fremden Litteratur sehr bewandert. Auch hatten seine bisherigen Arbeiten sich um so glänzenderer Anerkennung zu erfreuen, als die eindringliche Beschäftigung eines hochgestellten Beamten mit unserem Dichterfürsten an sich sehr erfreulich sein mußte." Freilich stößt Düntzer im Verlaufe dieser und seiner ferneren Betrachtungen der Loeper'schen Goethe-Editionen dies allgemeine Lob in breitester Polemik völlig um. L. ist dem Kölner Angreifer die Antwort nicht schuldig geblieben: die energische Broschüre „Zu Goethe's Gedichten. Mit Rücksicht auf die ‚historisch-kritische' Ausgabe, welche als Theil der Stuttgarter ‚Deutschen National-Litteratur' erschienen ist", zahlt 1886 Düntzer an dessen eigener Concurrenzleistung heim. Der darin als willkürlicher Schlimmbesserer und vielfach unverständiger Erklärer bloßgestellte Eigensinn Düntzer schlug dann nochmals ein Jahr vor Loeper's Tod auf dessen in der neuen Weimarer Ausgabe gebotene Resultate los, worauf denn der abrechnende Endbescheid kam in „Bibliographie der Goethe-Litteratur für 1890. Von Ludwig Geiger. Mit einem Beitrage von G. von Loeper und Mittheilungen von Fachgenossen. Erweiterter Abdruck aus dem Goethe-Jahrbuch Bd. XII" (1891), und zwar S. 5—16. Sogar v. Loeper's hervorragenden musikalischen Sinn hat Düntzer in jener ersten massiven Zersiebung (S. 302) anläßlich der auswählenden Aufzählung von Compositionen Goethe'scher Lyrik verkannt. Und doch bewährt L. daselbst nur seine reiche einschlägige Begabung: „Er war eine durch und durch musikalische Natur. Er spielte Bach ausdauernd, wenn er einmal begonnen hatte", erzählt H. Grimm. Mit diesem Ausblick auf die tiefe Erfassung des Künstlerischen klinge die Charakteristik des Mannes aus, der, obwol Jurist von Haus aus und Goethe-Philolog geworden, mit sicheren Mitteln und auf festem Lande die Straße zu dem Ziele für den Genius der Poesie zu werben und zu wirken, mit einer Entschiedenheit verfolgt hat, die

Hermann Grimm der Unnachgiebigkeit ihres Gefährten Julian Schmidt nichts nachgeben läßt.

Anderthalb Jahre vor seinem unerwartet raschen Hinscheiden war Gustav v. L. öffentliche Gelegenheit gegönnt, am Abende eines wahrhaft ausgebeuteten Arbeitslebens die zwei Stimmungen seiner Seele harmonisch ineinander klingen zu lassen: an der willkommensten und geweihten Stätte, bei der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft am 31. Mai 1890. Dieser Festvortrag „Berlin und Weimar", einem jeden Zuhörer des feinen, gemessen begeisterten Redners unvergeßlich (wie jene Tagung mit ihrem Glanze litterarischer und kritischer Individualitäten überhaupt), wog in sinnigem Contraste von Goethe's und seines Kreises Wirkungsstätte mit des neudeutschen Reiches politischem Mittelpunkte die geistigen Schätze in ihrem Range innerhalb unserer nationalen Cultur mit überzeugender Feierlichkeit ab. Da sprach der Mann, der nie dem Schein, dem Lobe nachgeeifert, dessen Goethecult rein und unmittelbar, ohne jeden Nebenzweck, ohne alle Tendenz, der wissenschaftlich erlangbaren Wahrheit allein nachfragend, in ihm und seinem Schaffen wirkte und strebte. Und so weist ihm denn Geiger einen idealen Ausnahmeposten an: „Man kann von wenigen Goetheforschern in demselben Maaße wie von Loeper sagen, daß er in Goethe lebte . . . Er kannte wie wenige seinen Goethe. Im Privatgespräche und in seinen wenigen öffentlichen Reden unterließ er nie, mit seiner hellen, fast kindlich klingenden Stimme Goethe'sche Verse zu citiren. Sie waren ihm Wegweiser und Lebensführer. Die weitumfassende Weltanschauung des Meisters, die humane, allem Kleinlichen abholde Gesinnung hatte er sich zum Muster genommen."

Von einem ausführlichen Eingehen auf Loeper's gewichtige amtliche Thätigkeit, das erst ernstliche Umschau im Berliner Ressort Loeper's ermöglichen könnte, muß hier abgesehen werden, ebenso wie von der Erörterung der etwas peinlichen Familienverhältnisse. Die vorstehende Lebens- und Charakterskizze fußt für das rein Biographische auf einem mir seitens Loepers 1890 für die Neuauflage von Brockhaus' Conversationslexikon zur Verfügung gestellten Uebersicht: abgedruckt mit Bemerkungen Goethe-Jahrbuch XVI, 219 f. („Eine Selbstbiographie G. v. Loeper's"). Für die Charakteristik sind, außer persönlichen Berliner und Weimarer Eindrücken, benutzt, und zwar, wo angemessen und kaum durch eigene Wendung ersetzbar, in erster Linie Ludwig Geiger's trefflicher prägnanter Nekrolog Goethe-Jahrbuch XIII, 243—46, dann Hermann Grimm's feinsinnige Zeichnung der Eigenart Loeper's in „Erinnerungen und Ausblicke. Vorwort zur fünften Auflage der Vorlesungen über Goethe": Deutsche Rundschau Bd. 78 (1894), S. 439—42, daneben Otto Harnack's Studie „Zum Andenken Gustav v. Loeper's" 301. Beilage zur Allgemeinen Zeitung (24. Decbr.) 1891, S. 1 f. (Charakteristik der Persönlichkeit und der Erfolge des Goetheforschers, ohne Rücksicht aufs Biographische); diese drei reden aus persönlicher Kenntniß. Veit Valentin schließt i. d. „Jhrsberichtn. über neuere dtsch. Litteraturgesch." II, IV 9a 138/9, auf den Loeper-Nachruf i. d. Magdeburgisch. Ztg. Blg. Nr. 52 v. 1891 hinweisend den Abschnitt „Goethe-Allgemeines" mit knappem Gedenkblatt Loeper's; W. Golther verzeichnet ebds. II, I 243 den Tod des „liebenswürdigen Goetheforschers" falsch auf den 14. December. Einen Nachruf bot auch Rich. Wulckow i. d. „Didaskalia" des „Frankfurter Journals" 1892 Nr. 41. — H. Düntzer's (vgl. von diesem — 1813—1901 — auch: „Mein Beruf als Ausleger. 1835—1868", 1899, freilich nur die Zeit vor dem Loeper-Conflict) erwähnte polemische Recension von 1884 steht in O. Sievers' „Akademischen Blättern" S. 298

bis 314, die zweitgenannte i. Ztschr. f. dtsch. Philolg. 23, S. 294—349. Kurzer Lebensabriß mit Charakteristik nach Loeper's Durchsicht bei Ad. Hinrichsen, Das litterarische Deutschland[2] S. 828 f. — Was die Goethe-Gesellschaft ihm ins Grab nachgerufen hat und wir oben angezogen haben, findet man in ihrem VII. Jahresbericht (Goethe-Jahrbuch XIII) S. 5 u. 13, und im VIII. Jahresbericht (G.-Jhb. XIV) S. 8. Die riesige Fülle seiner Beiträge und Erwähnungen im Goethe-Jahrbuch geben dessen Register an: das Gesammtregister für Band I—X auf S. 44 f., seitdem schon die Jahresregister. Loeper's Goethe-Festvortrag „Weimar und Berlin" steht i. d. „Deutsch. Rundschau" Bd. 64 (1890), S. 30—39. Der Curiosität halber sei die schwache und mißlungene Parodirung Loeper's in erfundener Correspondenz bei Emil Mauerhoff, „Zur Idee des Faust" (1884) S. 3—72 angeführt. — L. steuerte Kochendörffer Material bei zu seiner Erwiderung gegen den Goethe-Kritikaster J. Froitzheim, Preuß. Jhrbchr. 67 (1890) S. 316—21. Ein Lenz-Curiosum aus Loeper's Besitz veröffentlichte K. E. Franzos „Deutsche Dichtung" 13 (1893) 176/7 u. 203/4.

Ludwig Fränkel.

Lorentz: Paul Günther L., Forschungsreisender, geboren zu Kahla in Sachsen-Altenburg am 30. August 1835, † zu Concepcion del Uruguay in der Provinz Entre Rios in Argentinien am 6. October 1881. Vom 12. Lebensjahre an auf dem Gymnasium zu Altenburg vorgebildet, kam L. 1851 zu einem Hamburger Apotheker in die Lehre, kehrte jedoch schon nach einem Jahre wieder auf das Gymnasium zurück, das er nach bestandener Reifeprüfung Ostern 1855 verließ. Zunächst wandte er sich dem Studium der Theologie erst in Jena, dann in Erlangen zu und bestand die Prüfung als Candidat des Predigtamts. Der Einfluß aber, den Schleiden in Jena und Schnizlein in Erlangen auf den von Hause aus für die Naturwissenschaften begeisterten L. ausübten, veranlaßten ihn, seinen Beruf zu wechseln und so bezog er Ostern 1858 die Universität München, um sich der Botanik zuzuwenden. Er wurde bald Assistent Nägeli's und erlangte 1860 auf Grund einer die Biologie der Laubmoose behandelnden Dissertation die Doctorwürde und die Zulassung als Privatdocent. Seine Hauptarbeit galt den Moosen, von denen er auf verschiedenen Reisen in den Schwarzwald, nach den bairischen und österreichischen Alpen, nach der Schweiz, Oberitalien, Norwegen, Schweden und Lappland reiches Material gesammelt hatte. Außerdem gelangte er durch Schenkung in den Besitz des umfangreichen Sendtner'schen Moosherbars. Die gewonnenen Resultate verwerthete L. litterarisch in einer Anzahl von Publicationen, die sich auf Entwicklungsgeschichte, Anatomie, Systematik und geographische Verbreitung der Moose beziehen und während der Jahre 1860—1869 in verschiedenen Zeitschriften, wie der Flora, Botanischen Zeitung, Pringsheim's Jahrbüchern, sowie in den Verhandlungen der Wiener zoologisch-botanischen Gesellschaft und den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Berlin erschienen sind. Ferner gab er 1865 ein „Bryologisches Notizbuch" und ein „Verzeichniß der europäischen Laubmoose" heraus. Eine Aufzählung der bryologischen Arbeiten Lorentz' gibt der unten angeführte Nachruf Stelzner's.

Das Jahr 1870 gab dem Leben von L. eine entscheidende Wendung. Infolge eines 1869 von dem National-Congreß der Republik Argentinien gefaßten Beschlusses sollte der schon seit 1622 gegründeten Universität Cordoba, die bis dahin nur aus einer juristischen Facultät bestanden hatte, eine solche für die Naturwissenschaften angegliedert und mit deutschen Professoren besetzt werden. Die Professur für Botanik erhielt auf A. de Bary's Empfehlung L. Im September 1870 schiffte er sich nach Buenos-Aires ein und kam gleich-

zeitig mit dem Hallenser Chemiker M. Siewert und dem Mineralogen und Geologen Stelzner in Cordoba an. Die Besetzung der übrigen naturwissenschaftlichen Lehrstühle verzögerte sich bis 1873. Die Zwischenzeit bis zur endgültigen Ausgestaltung der Facultät benützten L. und Stelzner zu gemeinschaftlichen Ausflügen nach der Sierra von Cordoba und in die Gebirge von Tucuman und Catamarca, von wo L. Ende Mai 1872 mit reichen Pflanzenschätzen zurückkehrte. Eine fragmentarische Schilderung der Reiseergebnisse veröffentlichte L. später als „Reiseskizzen aus Argentinien“ und „Tagebuchblätter“ in der La Plata-Monatsschrift 1875 und 76. Das Pflanzenmaterial aber, soweit es die Gefäßpflanzen betrifft, sandte er zur Bearbeitung an A. Grisebach nach Göttingen und behielt sich selbst nur die Bearbeitung der Moose und Flechten vor, da die noch unfertigen Zustände an der Akademie, besonders der Mangel an litterarischen Hülfsmitteln, ihm selbst eine eingehende Untersuchung erschwerten. So entstand der Grundstock zu den 1874 von Grisebach (s. A. D. B. XLIX, 551) herausgegebenen „Plantae Lorentzianae“ (Abhdlgn. der Kgl. Gesellsch. d. Wissensch., Göttingen, XIX). Dazu kam noch weiteres Material, das L. auf einer zweiten, ein halbes Jahr später unternommenen größeren Expedition gesammelt hatte, und zwar diesmal in Begleitung seines inzwischen aus Europa eingetroffenen Assistenten Dr. Georg Hieronymus. Die beiden Forscher drangen, wieder von Tucuman ausgehend, nordwärts bis in die Anden von Bolivia, zum Theil auf äußerst beschwerlichen Wegen und kehrten über Oran und Salta nach sechszehnmonatlicher Abwesenheit im Februar 1874 nach Cordoba zurück. Die botanische Ausbeute von ungefähr 2000 Gefäßpflanzen wurde gleichfalls an Grisebach geschickt und fand durch diesen ihre Verwerthung in den 1879 erschienenen „Symbolae ad Floram Argentinam“, während die Flechten v. Kremplhuber in München und die Laubmoose Karl Müller in Halle bearbeiteten. Außerdem brachten die Reisenden gegen 2000 zoologische Objecte für das in Cordoba zu gründende Museum mit und in ihren Tagebuchblättern eine Fülle geographischer und ethnographischer Daten, sowie viele Temperatur- und Höhenmessungen nebst landschaftlichen Skizzen, die zusammen als Grundlage für einen ausführlichen Bericht über die Expedition dienen konnten, wenn L. die dazu nöthige Muße gefunden hätte. Dies war aber leider nicht der Fall. Obwol nämlich die naturwissenschaftliche Facultät der Universität oder, wie sie officiell hieß, die Academia de ciencias exactas, durch die mittlerweile erfolgte Besetzung sämmtlicher Lehrstühle lebensfähig gewesen wäre, so kam es doch nicht zu ihrer Constitution. Politische Wirren aus Anlaß der Neuwahl des Präsidenten der Republik brachten die Widersacher der Akademie zu Macht und Einfluß und hatten schließlich die Amtsenthebung der sechs damals fungirenden deutschen Professoren zur Folge. Allerdings wurden vier derselben, als nach einigen Monaten Ruhe im Lande eingetreten war, wieder in ihre Aemter eingesetzt, zwei dagegen, darunter L., jedoch nicht, weil deren Lehrstühle bereits anderweitig besetzt waren. Doch wurde letzterem unter Zusicherung seines früheren Gehaltes die Wahl einer Docentenstelle an einer anderen Lehranstalt der Nationalregierung freigestellt. Er wählte die damals gerade unbesetzte Professur für Naturwissenschaften am Colegio Nacional zu Concepcion del Uruguay in der Provinz Entre-Rios, da sich ihm durch deren Annahme eine günstige Gelegenheit zum Studium der Vegetationsverhältnisse des östlichen Argentiniens bot, nachdem er das westliche vorher kennen gelernt hatte. Ehe er indessen an seinen Bestimmungsort übersiedelte, wurde er von einer schweren Pockenerkrankung befallen, die ihn wochenlang ans Lager fesselte und ihm erst 1875 gestattete, in seinen neuen Wirkungskreis einzutreten. Hier fühlte

sich L. zuerst sehr vereinsamt und namentlich in wissenschaftlicher Hinsicht unbefriedigt wegen des gänzlichen Mangels an litterarischen Hülfsmitteln und jeder geistigen Anregung. Dazu traten als Nachwehen der früheren Reisestrapazen, der seelischen Aufregungen und der schweren Krankheit körperliche Leiden, die seine Stimmung ungünstig beeinflußten und ihn veranlaßten, sich, wenn auch schweren Herzens, von seinen Lieblingen, den Moosen, zu trennen, die er, um sie für die Wissenschaft nutzbar zu machen, anderen Forschern zur Bearbeitung übergab. Endlich drückten ihn auch pecuniäre Sorgen. Er hatte die letzte große Reise auf eigne Kosten unternommen in der Erwartung auf ihre Rückerstattung durch die Regierung. Darin sah er sich zunächst getäuscht und gerieth so in Schulden. Seine einzige Erholung waren kleinere Excursionen in die nähere Umgebung von Concepcion und während der Ferienzeit größere Reisen innerhalb der Provinz, die er im Laufe der Sommermonate 1875/76 und 1876/77 nach allen Richtungen durchkreuzte. Eine Schilderung solcher Reisen veröffentlichte L. unter dem Titel: „Ferienreise eines argentinischen Gymnasialschullehrers mit seinen Schülern“ in der La-Plata-Monatsschrift von 1876. Allmählich fand er auch wieder die Ruhe zu größeren Publicationen. So verfaßte er für das Werk von Richard Napp, „Die Argentinische Republik“ (Buenos-Aires 1876), das im Auftrage des Centralcomités für die Philadelphia-Ausstellung hergestellt wurde, eine von 2 Karten begleitete Darstellung der Vegetationsverhältnisse des Landes und schrieb 1878 „La Vegetacion del Noreste de la Provincia de Entres-Rios“, eine nach Grisebach's Aussage an neuen Thatsachen reiche Schrift, als Erläuterung zu einem von ihm angelegten Herbar, das die Regierung auf die Pariser Ausstellung schickte. Um seine Rehabilitirung auch vor der Welt auszusprechen, forderte die Regierung L. auf, an einem unter General Roca organisirten Expeditionszug gegen die die patagonische Grenze Argentiniens beunruhigenden Indianerhorden als wissenschaftlicher Begleiter theilzunehmen. Nach glücklichem Erfolge dieses dreimonatlichen Feldzuges kehrte er im Juli 1879 voll befriedigt von den gewonnenen Eindrücken zurück und schickte einen Bericht darüber nach der Hauptstadt. Durch diese Reise war sein Forschungsdrang aufs neue angefacht worden. Er benutzte die Ferien 1880/81 zu einer zweiten Tour nach der im Süden der Provinz Buenos-Aires gelegenen Sierra Ventana und den Nachbargebirgen, wofür ihm die Mittel bewilligt wurden und zwar diesmal in der Begleitung seiner jungen Frau, einer deutschen Dame, Johanna Franz, mit der er sich im December 1880 vermählt hatte. Wie sein im Botan. Centralblatt Bd. VII, 1881, veröffentlichter vorläufiger Bericht angibt, war dies eine wissenschaftlich ergiebige und auch sonst harmonisch und glücklich verlaufene Reise, aber auch zugleich seine letzte. Denn als ihm das Glück eben anfing zu lächeln, nachdem er, nach langem Harren in den Besitz seiner früheren Reiseauslagen gelangt, seine Schulden hatte tilgen und sich mit seiner Gattin am Ufer des Uruguay ein idyllisches Heim hatte schaffen können, befiel ihn ein schweres Leberleiden, das ihn nach dreiwöchentlichem Krankenlager, im Alter von wenig mehr als 46 Jahren dahinraffte.

A. Stelzner, Nachruf im Bot. Centralbl. 1882, Bd. IX. — K. Müller, Nachruf in „Die Natur“, Halle 1882. Neue Folge, 8. Jahrg., Nr. 5.

E. Wunschmann.

Lorenz: Christian Gottlob Immanuel L., Localhistoriker, wurde am 25. Januar 1804 im Hüttengrunde bei Marienberg in Sachsen geboren, wo sein Vater eine Oel- und Schneidemühle besaß. Er besuchte zunächst die Volksschule und das Lyceum zu Marienberg. Von 1819 bis 1824 gehörte er der Fürsten- und Landesschule zu Grimma als Alumnus an. Darauf studirte

er in Leipzig Theologie und classische Philologie und erwarb 1828 die Magisterwürde, auf die er zeitlebens ein großes Gewicht legte. Nachdem er sich ein Jahr hindurch praktisch auf das geistliche Amt vorbereitet hatte, wurde er 1829 als Nachmittagsprediger an die Universitätskirche in Leipzig berufen. Doch sagte ihm diese Thätigkeit so wenig zu, daß er sich beim sächsischen Cultusministerium um eine Anstellung im Schuldienste bewarb. In Erfüllung seiner Bitte wurde er 1831 als Adjunct an die Fürstenschule in Grimma versetzt. Hier wirkte er länger als drei Jahrzehnte in großem Segen und galt bald neben dem Rector Eduard Wunder und dem Religionslehrer August Friedrich Müller als eine Säule der Anstalt. 1834 wurde er zum Oberlehrer, 1840 zum Professor, 1843 zum Stellvertreter des Rectors ernannt. Seit 1835 verwaltete er ohne Unterbrechung das Ordinariat in Tertia. Sein Leben floß ruhig und ohne Zwischenfälle dahin. Da er keinen Religionsunterricht zu ertheilen wünschte, übertrug man ihm das Fach der alten Sprachen. Seine Stärke lag in der formalen grammatikalischen Durchbildung der Schüler. 1864 sah er sich genöthigt, wegen eines Nervenleidens und zunehmender Körperschwäche in den Ruhestand zu treten. Den Rest seines Lebens verbrachte er in stiller Zurückgezogenheit mit historischen Studien. Am 31. Juli 1873 starb er zu Grimma infolge eines Schlaganfalles. Seine ansehnliche Bibliothek hinterließ er der Fürstenschule.

Als Schriftsteller beschäftigte sich L. anfänglich mit dem classischen Alterthum. 1830 ließ er bei Teubner in Leipzig eine Schulausgabe der Reden Cicero's in Catilinam, pro Murena, pro Archia poeta, pro Milone, pro Ligario und pro rege Deiotaro erscheinen. In Grimma veröffentlichte er zunächst drei Programmabhandlungen aus dem Gebiete der römischen Geschichte: „Commentatio de dictatoribus latinis et municipalibus“ (1841), „Brevis de praetoribus municipalibus commentatio“ (1843) und „Nonnulla de aedilibus municipiorum“ (1848). Später widmete er seine geschichtlichen Studien ganz dem Orte seines Lebens und Wirkens. Nach einigen kleineren Vorarbeiten: „Schulrede über die besonderen Verdienste der Fürsten aus dem Hause Wettin um die Stadt Grimma“ (1853), „Series ministeriorum ecclesiae evangelico-Lutheranae Grimensis“ (1854) und „Ein Blatt aus Grimmas Chronik“ (1854) erschien als reifste Frucht seiner Bemühungen auf diesem Gebiete das dreibändige Werk „Die Stadt Grimma im Königreiche Sachsen, historisch beschrieben“ (Leipzig 1856—1870), eine der besten und umfangreichsten sächsischen Städtechroniken. Später folgte noch ein „Kleiner Führer durch Grimma und Umgebung“ (1867). Auch plante er eine umfassende quellenmäßige Darstellung der Geschichte der Fürstenschule. Leider hat er dies Werk nicht zu Ende geführt, doch sind einige werthvolle Bausteine zur Vollendung gelangt: „Series praeceptorum illustris apud Grimam Moldani“ (1849), „Grimmenser-Album, Verzeichniß sämmtlicher Schüler der Kgl. Landesschule zu Grimma von ihrer Eröffnung bis zur 3. Jubelfeier“ (1850), „Bericht über die Gründung und Eröffnung der Landesschule Grimma im Jahre 1550, ihre äußeren Verhältnisse und die Jubelfeiern in den Jahren 1650, 1750 und 1850“ (1850), endlich „Zur Erinnerung an Georg Joachim Göschen“ (1861), einen Wohlthäter der Schule, der in Grimma viele Jahre hindurch eine Buchdruckerei besessen hatte. Die letzte Zeit seines Lebens brachte L. mit Vorbereitungen für ein Urkundenbuch der Stadt Grimma, des Augustinerklosters daselbst und des benachbarten Cistercienserklosters Nimbschen zu, das er im Auftrage der sächsischen Regierung für den Codex diplomaticus Saxoniae Regiae bearbeiten sollte. Doch wurde er während des Sammelns vom Tode ereilt und konnte das Werk nicht zum Abschluß bringen.

C. G. Lorenz, Series praeceptorum. Grimma 1849, S. 20—21. — Jahresbericht der Kgl. Sächs. Fürsten- und Landesschule zu Grimma über das Schuljahr 1873/74, S. XIII—XVI; 1874/75, S. XII—XIII. — W. Haan, Sächsisches Schriftsteller-Lexikon. Leipzig 1875, S. 201—202. — (F. J. Winter,) Unser Rector und seine Collegen. Leipzig 1891, S. 31—41. — (J. Poeschel,) Das Collegium der Fürsten- und Landesschule zu Grimma. Grimma 1900, S. 23—25.

Viktor Hantzsch.

Lorinser: Franz L., katholischer Theologe, geboren am 12. März 1821 zu Berlin, † am 12. November 1893 zu Breslau. L. war das einzige Kind des bekannten, aus Nimes in Böhmen stammenden Arztes und Schriftstellers Karl Ignatius L. (s. A. D. B. XIX, 197 f.), der von Berlin, wo er seine Familie gegründet hatte, 1822 als Medicinalrath nach Stettin, 1824 als Regierungsmedicinalrath nach Köslin, im November 1825 als solcher nach Oppeln in Oberschlesien versetzt wurde, wo die Familie fortan ihre dauernde Wohnstätte hatte. In Oppeln besuchte Franz L. die Elementarschule, dann von Januar 1832 bis 1839 das Gymnasium. Hierauf studirte er zwei Jahre in Breslau, von Herbst 1839 bis 1841, und ein Jahr in München, von Herbst 1841 bis 1842, Theologie; das in München zugebrachte Studienjahr brachte ihm, da er hier durch seinen Vater bei den damaligen Größen der katholischen Wissenschaft (Görres, Phillips, Windischmann, Döllinger) auch persönlich eingeführt wurde, reiche geistige Anregung. Von Herbst 1842 bis Ostern 1844 setzte er seine theologischen Studien noch in Rom im Seminario Romano, in das er als Gast Aufnahme fand, weiter fort. Hier empfing er am 23. December 1843 in der Laterankirche durch Cardinal Patrizi die Priesterweihe. Auf der Rückkehr nach Deutschland nach Ostern 1844 begab er sich zunächst nach München, wo er der theologischen Facultät seine Dissertation: „De charactere sacramentali“ (Oppeln 1844) einreichte und am 17. Mai 1844 zum Dr. theol. promovirt wurde. Am 3. September 1844 wurde er Kaplan an der Pfarrkirche St. Maria auf dem Sande in Breslau, am 18. Juli 1849 Spiritual im fürstbischöflichen Clericalseminar daselbst, 1854 auch Prosynodalexaminator und 1857 Consistorialrath, am 5. Juni 1858 Pfarrer an St. Matthias daselbst, am 18. October 1869 Domcapitular. Zum Vaticanischen Concil begleitete er den Fürstbischof Förster als theologischer Berather nach Rom.

Lorinser's theologisches Hauptwerk ist das siebenbändige apologetische Werk: „Das Buch der Natur. Entwurf einer kosmologischen Theodicee“ (Regensburg 1876—1880; I. Astronomie in Beziehung zur Theodicee, mit einer allgemeinen Einleitung über das Verhältniß der Naturwissenschaften zur Theologie; II. Geologie und Paläontologie in Beziehung zur Theodicee; III. Geographie und Meteorologie; IV. Botanik; V. Zoologie; VI. Mineralogie und Chemie; VII. Physik). Im Besitze umfassender Kenntnisse auf naturwissenschaftlichem Gebiete, setzt sich L. in diesem Werke das Ziel, „die Uebereinstimmung der Naturphänomene mit der geoffenbarten Wahrheit einerseits so deutlich als möglich vor Augen zu stellen, und andererseits die Beziehungen klar zu machen, in denen die Natur zur Erkenntniß Gottes, seiner Eigenschaften und Vollkommenheiten steht“. Seine übrigen theologischen Werke, nach der schon erwähnten Dissertation, bewegen sich meist auf praktisch-theologischem Gebiete: „Entwicklung und Fortschritt in der Kirchenlehre. Nach J. H. Newman“ (Breslau 1847); „Die sieben Worte Christi am Kreuz. Sieben Fastenpredigten“ (Regensburg 1852); „Geist und Beruf des katholischen Priesterthums. Vorträge, gehalten im Clerikal-Seminar zu Breslau bei den zum Empfange der heiligen Weihen vorbereitenden Exercitien“ (Regensburg 1858);

„Die Lehre von der Verwaltung des heiligen Bußsacramentes. Ein Handbuch der praktischen Moral“ (Breslau 1860; 2. Aufl. 1883); „Die Welt in ihrem Widerspruch gegen das Reich Jesu Christi. Sieben Fastenpredigten“ (Freiburg i. Br. 1861); „Kirchenlieder und Litaneien. Zum Gebrauch in katholischen Pfarrkirchen“ (Breslau 1864); „Bedeutung der Encyclica. Eine Predigt“ Breslau 1865); „Katholische Predigten“ (3 Bde., Schaffhausen 1866—67; I. Weihnachtscyclus, II. Ostercyclus, III. Pfingstcyclus); „Das heiligste Herz Jesu. Sieben Fastenpredigten und eine Jahresschlußpredigt“ (Breslau 1867); „Vor dem Concil“ (Breslau 1869, 2 Auflagen). Von 1852—1863 redigirte L. das „Schlesische Kirchenblatt“, 1864 das „Neue Schlesische Kirchenblatt“.

Aus der von Jugend an gepflegten Vorliebe Lorinser's für Spanien und seine Sprache und Litteratur gingen seine höchst verdienstvollen Uebersetzungen aus dem Spanischen hervor. Zunächst übersetzte er mehrere Werke des großen spanischen Philosophen Jacob Balmes: „Briefe an einen Zweifler“ (Regensburg 1852); 5. Aufl. 1894); „Lehrbuch der Elemente der Philosophie“ (4 Bde., Regensburg 1852—1853); „Fundamente der Philosophie“ (4 Bde., Regensburg 1855—1856). Ein ganz besonderes Verdienst aber erwarb sich L. um die Kenntniß Calderon's in Deutschland durch seine Uebersetzungen. Nachdem er zuerst das Auto: „Die geistlichen Ritterorden“ „zum Andenken an den 8. December 1854“ einzeln übersetzt hatte (Regensburg 1855), ließ er in den Jahren 1856—1872 in 18 Bänden die erste vollständige Uebersetzung der sämmtlichen 73 Autos sacramentales Calderon's erscheinen: „Don Pedro Calderon's de la Barca Geistliche Festspiele. In deutscher Uebersetzung mit erklärendem Commentar und einer Einleitung über die Bedeutung und den Werth dieser Dichtungen“ (Bd. I u. II Regensburg 1856—57; Bd. III bis XVIII Breslau im Selbstverlag 1861—1872); 1882—1887 konnte er eine zweite, „wesentlich umgearbeitete“ Ausgabe erscheinen lassen; vorher waren erst 11 dieser Fronleichnamsfestspiele, in deren erhabener, tiefsinniger Poesie Calderon sein Höchstes geleistet hat, durch Eichendorff ins Deutsche übersetzt worden. Lorinser's Uebersetzung, von welcher P. A. Baumgartner urtheilt, sie „gehöre unstreitig zu den bedeutendsten Leistungen neuerer Uebersetzungs-Literatur; Lorinser verdient den Ehrenplatz neben Schlegel, Gries und Eichendorff“ (Lit. Rundschau 1881, Nr. 11, Sp. 328), schließt sich in Form und Ausdruck möglichst eng an das Original an; L. hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht. In der Gesammteinleitung, den Einleitungen zu den einzelnen Stücken und den Anmerkungen hat L. einen sehr werthvollen Commentar gegeben, der auch gebildeten Laien das volle Verständniß dieser „Poesie der Theologie“ ermöglicht. An dieses Werk schließt sich die Uebersetzung von 13 der bedeutendsten Comedias des Dichters: „Calderon's größte Dramen religiösen Inhalts. Aus dem Spanischen übersetzt und mit den nöthigsten Erläuterungen versehen“ (7 Bde., Freiburg i. Br. 1875—76; 2. Aufl. 1892 ff., die nach Lorinser's Tod neu aufgelegten Bände besorgt von E. Günthner). Von Lope de Vega übersetzte L. die beiden historischen Dramen „König Wamba“ und „Das Lager von Santa Fé“ unter dem Titel: „Aus Spaniens Vergangenheit. Zwei historische Schauspiele“ (Regensburg 1877). Seine beiden Reisen nach Spanien in den Sommern 1854 und 1857 beschrieb L. in den vier Bänden: „Reiseskizzen aus Spanien. Schilderungen und Eindrücke von Land und Leuten“ (1. u. 2. Theil Regensburg 1855; 3. u. 4. Theil, auch unter dem Titel: „Neue Reiseskizzen aus Spanien“ 1858). Auch mit orientalischen Sprachstudien hatte sich L. befaßt; auf diesem Gebiete erschien seine Uebersetzung aus dem Sanskrit: „Die Bhagavad-Gita. Uebersetzt und er-

läutert" (Breslau 1869). 1864 hatte L. die Selbstbiographie seines Vaters veröffentlicht: „Carl Ignatius Lorinser. Eine Selbstbiographie. Vollendet und herausgegeben von seinem Sohne Franz Lorinser" (2 Bde., Regensburg 1864). Sein letztes Werk war seine eigene Selbstbiographie: „Aus meinem Leben. Wahrheit und keine Dichtung" (Bd. I u. II, Regensburg 1891), die, bei vielfach sehr interessantem Inhalt doch allzu breit angelegt, in den beiden erschienenen Bänden nur die Jugend- und Studienjahre behandelt, bis zum Ende des Studienaufenthalts in Rom.

A. Meer, Domherr Dr. Franz Lorinser. Ein Lebensbild; Breslau 1894.

Lauchert.

Lorinser: Friedrich Wilhelm L. in Wien, als jüngerer Bruder des verdienten Medicinalbeamten Karl Ignaz L. (1796—1853) zu Niemes am 13. Februar 1817 geboren und am 27. Februar 1895 gestorben, studirte Chirurgie in Prag und Wien, wurde 1839 in das k. k. Operationsinstitut aufgenommen und 1841 zum Secundar-Wundarzt im Allgemeinen Krankenhause, 1843 zum Primar-Wundarzt des Bezirkskrankenhauses auf der Wieden, einem erst in der Entwicklung begriffenen Spital, ernannt. Er promovirte 1848 zum Dr. chir., 1851 zum Dr. med. L. entdeckte hier die später auch in Deutschland beobachtete und bearbeitete: „Necrose der Kieferknochen in Folge der Einwirkung von Phosphordämpfen" (Oesterr. med. Jahrbb., 1845), über die er später (Zeitschr. der k. k. Gesellsch. d. Aerzte, Wien 1851) eine zweite Abhandlung verfaßte. Mit seinem Bruder Gustav, Gymnasialprofessor der Naturgeschichte in Preßburg (1811—63), zusammen schrieb er ein „Taschenbuch der Flora Deutschlands und der Schweiz" (Wien 1848); ferner allein: „Die Behandlung und Heilung der Contracturen im Knie- und Hüftgelenk, nach einer neuen Methode" (ebd. 1849). 1850 gründete er in Wien ein orthopädisches Institut, das 1852 nach Unter-Döbling verlegt, von ihm, zusammen mit M. Fürstenberg, bis 1865 geleitet wurde und über welches, von 1852 an, Berichte erstattet wurden. L. schrieb ferner in der Wiener Medicinischen Wochenschrift: „Ueber Hüftgelenkkrankheiten" (1854. 55); „Ueber Knochenhautentzündung" (1863); „Die Krankheiten der Wirbelsäule" (in Pitha und Billroth's Handbuch d. Chir., 1865); „Die conservative Chirurgie" (1867); „Der Aberglaube in der Medicin" (1872); „Die wichtigsten eßbaren, verdächtigen und giftigen Schwämme" (1876, mit 12 Tafeln in Farbendruck) u. s. w. 1871 wurde er zum Director des Wiedener Krankenhauses, 1870 zum Mitgliede des nieder-österreichischen Landes-Sanitätsrathes, dessen Vorsitzender er seit 1880 war, ernannt.

Vgl. Biographisches Lexikon von Hirsch-Gurlt IV, 42.

Pagel.

Loschmidt: Josef L., geboren am 15. März 1821 zu Puschirn bei Karlsbad in Böhmen als Sohn eines Kleinhäuslers. Sein Vater mußte bei dem geringen Ertrag der ihm gehörigen kleinen Scholle Landes mit den Seinigen sich zu Taglohnarbeiten verdingen, um für seine Familie den Lebensunterhalt zu verdienen. Josef L., der älteste von vier Geschwistern, zeigte sich bei den Feldarbeiten wenig anstellig; man versuchte daher ihm eine höhere Bildung zu Theil werden zu lassen. In seinem 12. Lebensjahr kam er nach Schlackenwerth, um dort zunächst die Grammaticalclassen zu besuchen, nach deren Absolvirung er 1837 nach Prag ging, wo er die Humanitätsclassen des Gymnasiums und die beiden Jahrgänge der philosophischen Studien absolvirte. Der damalige Professor der Philosophie an der Prager Universität, F. Exner, erkannte das Talent Loschmidt's, unterstützte den gänzlich Mittellosen in jeder Hinsicht und bestimmte ihn, sich dem Studium der Mathematik und Natur-

wissenschaften zu widmen. Auf Exner's Einfluß ist es auch zurückzuführen, daß L. in Prag sich einige Zeit mit der Anwendung der Mathematik auf die Lösung bezw. Behandlung von philosophischen, besonders aber psychologischen Problemen im Sinne der damals herrschenden Herbart'schen Philosophie befaßte. Im J. 1841 kam L. nach Wien und hörte hier Chemie bei Meißner, Physik bei Ettingshausen und Staatswissenschaften bei Giskra. Seinen Lebensunterhalt mußte er sich durch Ertheilung von Privatunterricht erwerben. Im J. 1843 legte er die erste strenge Prüfung zur Erlangung des Doctorgrades ab. Er bemühte sich dann darum, eine Lehrerstelle an einer Hochschule zu erlangen und unterzog sich deswegen zwei Mal einer Concursprüfung. Da sein Wunsch sich nicht erfüllte, beschloß er, sich der praktischen Laufbahn zu widmen. Er hörte daher (1845) bei dem inzwischen nach Wien berufenen Professor Schrötter nochmals Chemie und arbeitete in dessen Laboratorium bis Ende 1846. Während dieser Zeit erfand er im Verein mit seinem Freunde und Collegen B. Margulies ein Verfahren, Chilisalpeter (Natriumnitrat) in den für die Schießpulvererzeugung verwendeten Kalisalpeter überzuführen. Bis zu dieser Zeit konnte man den Salpeter nur in den Salpeterplantagen darstellen. L. und Margulies fanden, daß bei Einhaltung bestimmter Temperatur- und Concentrationsverhältnisse Pottasche und Chilisalpeterlösungen sich umsetzen und in einfacher Weise völlig reinen Kalisalpeter liefern. Sie errichteten zur Ausbeutung ihres Verfahrens 1847 in Atzgersdorf bei Wien eine Salpeterfabrik und erzeugten dort ein so vorzügliches Product, daß bereits im J. 1848 das Aerar ihnen die gesammte Salpeterlieferung übertrug. Trotzdem diese Industrie sich heut zu einer der bedeutendsten entwickelt hat, haben die Entdecker keinen materiellen Vortheil davon gehabt; die ungünstigen Zeitverhältnisse, vor allem der ungarische Krieg (1849), machten den Bezug der Pottasche unmöglich, und daher mußte die kaum begründete Fabrik, trotz der Unterstützung von Seite des Aerars, bereits 1850 den Betrieb wieder einstellen. L. übernahm nun die Leitung einer chemischen Fabrik in Peggau in Steiermark, verließ aber nach dem Tode des Besitzers seine Stellung, war darauf in verschiedenen Etablissements thätig und richtete endlich im J. 1853 in Neuhaus in Böhmen für ein Consortium eine große chemische Productenfabrik ein; bevor diese indeß ihre Thätigkeit aufnehmen konnte, traten die politischen Verwicklungen des Jahres 1854 ein. Durch die Geld- und Creditkrisen dieser Zeit wurde das Unternehmen schwer geschädigt und kam in Concurs.

Krank und durch die Mißerfolge niedergedrückt wandte sich L. von der Industrie ab. Er bewarb sich wieder mehrfach um eine Lehrerstelle, lange Zeit vergeblich. Endlich im J. 1856 übertrug man ihm eine Lehrerstelle an der Volks- und Unterrealschule in der Leopoldstadt. Neben seiner Lehrthätigkeit arbeitete er wissenschaftlich. Die Veröffentlichung einiger ganz hervorragender Arbeiten veranlaßte seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der kaiserlichen Akademie (1867). Von nun an ebnete sich der weitere Lebensweg Loschmidt's. Im J. 1868 wurde er zum Ehrendoctor promovirt und zum außerordentlichen Professor an der Wiener Universität ernannt; 1870 wurde er wirkliches Mitglied der Akademie und 1872 ordentlicher Professor. In dieser Stellung war L. bis October 1891 thätig, wo er nach den gesetzlichen Bestimmungen vom Lehramt zurücktreten mußte. Er erhielt bei dieser Gelegenheit von Seiten der Regierung als Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste den Orden der Eisernen Krone. In den letzten Jahren war er sehr leidend; am 8. Juli 1895 starb er in Wien.

Von seinen Arbeiten sind die wichtigsten diejenigen über die Theorie der Gase. L. hat im Verfolg der kinetischen Gastheorie zuerst die Größe der Moleküle berechnet; er fand als Durchmesser 1 Milliontel Millimeter. — Die Titel seiner Publikationen finden sich u. a. in Poggendorff's biographisch-litterarischem Handwörterbuch.

Almanach der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. 46. Jahrg. 1896.

Robert Knott.

Lossen: Max L., Historiker, von väterlicher und mütterlicher Seite westfälischer Abstammung, wurde am 25. April 1842 zu Emmershausen in Nassau, wo sein Vater Pächter und Director eines Domänenhüttenwerkes war, geboren. Im 6. Jahre vater- und mutterlos geworden, fand er zugleich mit seinen vier Geschwistern Aufnahme bei einem verwittweten väterlichen Oheim, einem Arzte in Kreuznach, der in Gemeinschaft mit seiner Schwester sich aufs wärmste der Erziehung der Doppelwaisen annahm. Im August 1861 vom Kreuznacher Gymnasium mit dem Zeugniß der Reife entlassen, ging L., der in den Nassauischen Staatsdienst zu treten gedachte, noch im gleichen Monat nach Hadamar, um sich dort ein zweites Mal der Reifeprüfung zu unterziehen. Im Herbst 1861 kam er mit der festen Absicht, Jurist zu werden, nach München. Allein Lehrer, wie Giesebrecht und Döllinger, namentlich aber Cornelius, zogen ihn so sehr an, daß er sich dem Studium der Geschichte widmete. Seit 1863 setzte er in Bonn und Heidelberg seine Studien fort, kam aber 1865 nach München zurück, um seine früher hier begonnene Arbeit „Die Reichsstadt Donauwörth und Herzog Maximilian" zu vollenden und sich auf Grund derselben den Doctortitel in Heidelberg zu erwerben.

Damit schien seine wissenschaftliche Laufbahn ihr Ende gefunden zu haben. Ein mütterlicher Oheim in Mannheim veranlaßte ihn zum Eintritt in sein weitverzweigtes Tabakgeschäft, und da der Oheim bald darauf starb, leitete L. allein das Geschäft, das ihn nach Frankreich, Spanien, Algerien, Portugal und England führte. Doch auf die Dauer sagte ihm diese Thätigkeit nicht zu, die Liebe zur Wissenschaft erwachte aufs neue in ihm. Im J. 1870 gab er das Geschäft auf, siedelte 1871 mit seiner inzwischen begründeten Familie nach München über und nahm als Privatgelehrter seine wissenschaftlichen Studien wieder auf, deren Frucht das zum größten Theil aus den Archiven geschöpfte Werk „Der Kölnische Krieg" (I. Band: Vorgeschichte 1565—1581), Gotha 1882, war.

Unterdessen machte sich aber doch auch wieder die praktische Seite seines Wesens geltend und suchte Befriedigung. Nach Ueberwindung einiger Bedenken nahm er daher 1881 die Stelle eines Secretärs der kgl. bair. Akademie der Wissenschaften an, die gerade durch den Umstand, daß ein Gelehrter selbst sie bekleidete, an Bedeutung gewann. Leider nahmen aber die Geschäfte des Secretariats unter dem Präsidium Döllinger's und Pettenkofer's L. doch mehr in Anspruch, als er erwartet hatte, und hemmten vielfach seine wissenschaftliche Thätigkeit. Aber dennoch vermochte es seine energische Arbeitskraft, eine Reihe größerer und kleinerer Arbeiten zu veröffentlichen, darunter 1886 „Briefe von Andreas Masius und seinen Freunden 1538—1573" mit überaus sorgfältigen biographischen, litterarischen und politischen Anmerkungen und Erläuterungen — eine wahre Fundgrube insbesondere für die Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts.

Plötzlich aber, ohne daß es Jemand ahnte oder wußte, fing der so gesunde und lebensfrohe Mann zu kränkeln an und sah mit großer Besorgniß dem Ausgange seines Leidens entgegen. Doch das spornte ihn gerade an, alle seine Kräfte an die Vollendung seines Hauptwerkes zu setzen. Es gelang

ihm. Wenige Wochen ehe er sich auf das Sterbelager legte, konnte der Schlußband seines Kölnischen Krieges ausgegeben werden, dem er wie in Todesahnen die nachstehenden Worte über sein Streben und seine Methode zum Geleite gegeben hatte: „Nach fünfundzwanzigjähriger Beschäftigung mit der Geschichte des Kölnischen Krieges lege ich die Feder nieder mit dem Bewußtsein, einen fast ebenso langen, folgenreichen Zeitraum der politischen und kirchlichen Geschichte des Deutschen Reiches, einen Zeitraum, in welchem religiöse Leidenschaften und Parteiungen vorgeherrscht hatten, die heute noch in der Masse unseres Volkes fortleben, aus den Aeußerungen der Mitlebenden selbst schöpfend, aber mich erhebend über eigene Vorliebe und Abneigung, wahrheitsgetreu dargestellt zu haben. Ich war bemüht, in einem an sich nicht gerade leichten Fall den praktischen Beweis zu liefern, daß eine unparteiische Geschichtschreibung ebenso wol möglich und darum ebenso gut Pflicht ist, wie eine unparteiische Rechtsprechung". Und diese seine Absicht ist ihm in seltenem Maße gelungen. Das Werk aber, aus dem umfassendsten Quellenmaterial herausgearbeitet, wird trotz weiterer Veröffentlichungen die Grundlage für die Geschichte dieser Vorgänge bleiben.

Nach einem mehrmonatlichen schmerzhaften Krankenlager ist L. am 5. Januar 1898 an Unterleibskrebs gestorben.

Die zahlreichen Abhandlungen Lossen's in Zeitschriften und in den Münchener akademischen Sitzungsberichten und Denkschriften, von denen die meisten seinem engeren Arbeitsgebiete angehören und schwierige Fragen jener Zeit behandeln, sind verzeichnet in den Almanachen der kgl. bair. Akademie der Wissenschaften 1890 und 1897. J. Friedrich.

Lossow: Heinrich L., Genremaler, geboren am 10. März 1843 und † am 19. Mai 1897 zu München, war als der Sohn des Bildhauers Arnold L. (s. A. D. B. 1884, XIX, 221) zur Plastik bestimmt, arbeitete anfänglich auch im Atelier des Vaters, folgte aber dem Beispiele seiner Brüder, des Historienmalers Karl L. (ebenda XIX, 223) und des Thiermalers Friedrich L. (ebenda XIX, 222), indem er bei Ph. Karl Piloty und Arthur v. Ramberg seine unverkennbare Begabung entwickelte. Schon 1864 trat L. mit einem sorgfältigst durchgeführten kleinen „Mozart als Orgelspieler" in die Oeffentlichkeit und cultivirte mit großer Geschicklichkeit gleichzeitig Oelbild und Illustration. So zeichnete er, nach Grützner's Vorgang, Scenen zu den „Lustigen Weibern" und zu „Kabale und Liebe", während er mit seinem Freunde Rudolf Seitz (geboren am 15. Juni 1842) im ganz entgegengesetzten mittelalterlichen Stile, ein „Manuale precum" für den jungen König Ludwig II. mit Pergament-Aquarellen schmückte, eine höchst eigenthümliche Leistung, welche erst 1892 aus der Vergessenheit wieder auftauchte und in das Bairische Nationalmuseum gelangte. Unentwegt dadurch machte sich L. darauf an das seinem ganzen Wesen sehr sympathische „Buch der Lieder" von H. Heine, wo der junge Dichter die Sphinx umarmt und der vom Kuß des Mundes Beglückte gräßlich durch die Tatzen verwundet wird. L. bewies sein Talent, daß er (taktvoller als nach ihm der gefeierte Franz Stuck) die widerwärtige Scene der Tatzenumarmung vermied und dafür mit dem süßen Schauer der Romantik zu umgeben wußte. Indem er die jungen Poeten in Rococotracht kleidete, betrat L. zugleich das Gebiet, welches er sich später zu seiner Domäne erkor. Als echter Pilotyaner machte er gründliche Studien der Architektur und Geräthe des XVIII. Jahrhunderts, die er während des Krieges 1870 und 1871 vor Paris und in Versailles, an jener Quelle der Rococokünste, vervollständigte. Ein ganzer Schwarm von üppigen, schäferlichen Hof- und Zopfdamen tänzelte vorüber mit pikanten Kammerkätzchen, Putzmacherinnen und galanten Courschneidern; er

übersetzte den graziösen Antoine Watteau, sein unverkennbares Ideal, ins Deutsche, freilich ohne dessen Feinheit und Eleganz zu erreichen, obwol L. an Roben, Spitzen und anderem Beiwerk sein Mögliches that. Dadurch unterschied er sich von den Fadaisen des rohen Heinrich Ramberg, der als Imitator von Jean-Baptiste Greuze schon zufrieden war. Man sieht bei L. das Vergnügen, jegliches Detail von Stoffen, Möbel, Geräthen, alles, was zur Folie feiner Herrscher und Dämchen gehört, mit größter Sorgfalt und Sauberkeit durchzuführen. Das ganze pikante Recept dreht sich um Spiegel und Putztische, um eine musikalische Unterhaltung, um Cavaliere oder Kammerdiener, die nach höherem Vorbilde ein leichtgeschürztes Zöfelein „en passant“ im Vorzimmer kußlich bedrängen („Rose in Gefahr!“), um eine Suppenterrinetragende Küchenfee, deren Kleid von der zufallenden Flügelthüre eingezwängt ist, oder eines Backfischchen, welches, in eigene Gedanken versunken, aufdämmert, über ein im Park befindliches Skulpturwerk, worauf eine Nymphe durch den zu täppigen Faun umstrickt wird; eine entschlummerte Schäferin erwacht zu ersehnten Träumen in den Armen des erwarteten Freundes und dergleichen Schwerenöthereien. Alle diese porzellanenen Nippes-Sächelchen sind mit der unerläßlichen Zierlichkeit und jungblütigen Glätte, mit der gehörigen salonhaften Causerie und sarkastischen Humoristik vorgetragen. Hohe Aufgaben stellte er sich nicht, löste aber alles mit vielem Fleiß. Zu einem „Ich thue was ich will“ benannten Oelbild (1874) ist das eigensinnige Handschuhanziehen der nervösen, aber fascinirenden Reiterin mit bestem Chic dem Leben abgelauscht. Allerlei Getändel des unermüdlich neckenden Flügelknaben mit seiner eigenen Frau Mama und anderweitigen mehr oder minder jugendlichen Substituten, wie beispielsweise eine im Bett liegende Coquette ihr Leibhündchen auf den Fußsohlen jonglirt und dergleichen nicht gerade immer zum Ruhme der deutschen Kunst gereichenden Firlefanzweisen wären wol besser unsern westlichen Nachbarn überlassen. Auch bearbeitete L. einen in „hochpikanten Bleistifttändeleien“ gezeichneten „Götterdecameron“ und zwölf „Metamorphosen“ à la Ovid unter King Eduard's Devise „Honni soit qui mal y pense“ (München, bei Ackermann 1881 und 1884). Indessen ennuyirte ihn doch selbst der ewige Parfüm dieser ganzen Demimonde; er warf sich auf Landschaften, wie sie ihm der Park von Schleißheim, woselbst L. seit 1885 als Galerie-Conservator eine Stelle fand, in bereitwilliger Auswahl bot. Hier huldigte er auch dem Plainair und quälte seine armen Modelle mit kalten Bädern in den von schattigen Kastanien oder mageren Akazien überwölbten geradelinigen Canälen. In dieser Zwitterstellung zwischen alter und neuer Methode verdarb es L. mit der Ausstellungs-Jury 1897, welche ganz unerwarteter Weise seine Einsendungen abwies. Es kam zu heftigem Zank und beiderseitigen Erörterungen. Ins Herz getroffen, verschied der erzürnte Künstler während der kurzen Heimfahrt nach Schleißheim in der Station Moosach. Im Wagen sitzend bat L. um ein Glas Wasser: es mußte schlecht um ihn stehen, wenn er nach so ungewohntem Trunk verlangte! Bis dasselbe beinahe augenblicks kam, war L. schon eine Leiche. Das beanstandete, mit Trauerschleife ausgezeichnete Bild erhielt aber zu Sühne die Aufnahme im Glaspalast!

Lossow's letzte größere Arbeit war ein Deckengemälde im ministeriellen Bureau des neuen Justizpalastes, darstellend, wie das Laster vor dem Spiegel der Wahrheit, zum Jubel kleiner schäckernder Genien, aus den Wolken herabstürzt — ein scharf in Boucher's Manier imitirter olympischer Vorgang, wofür sogar die Cinquecentisten noch lieber an das jüngste Gericht appellirten. Ob diese Scene über dem Schreibtische der Excellenz eine Nothwendigkeit war? — Zur Vervollständigung seines Porträts muß noch hervorgehoben werden, daß

L. auch als Kleinmeister für das Kunstgewerbe, wie die zahlreichen Blätter mit praktischen, d. h. ausführbaren Entwürfen für Goldschmiede und Metallarbeiter beweisen, ganz Vortreffliches, natürlich im gleichen, leichtlebigen Genre leistete. Der heroische, plastische Stil seines Vaters war dem Sohne in das vorrevolutionäre Boudoir-Pläsir übergesprungen. Viele von Lossow's Mustervorlagen wurden in der „Zeitschrift des Münchener Kunstgewerbe-Vereins“ reproducirt. Er kannte die Leistungsfähigkeit des zu bearbeitenden Materials und wußte, was man dem Stein, Glas und Metall zumuthen dürfe; er handhabte auch das Modellirholz und den Ciselirstahl mit Virtuosität. Als besondere Schöpfung Lossow's könnte der Laden des Hof-Juweliers Julius Elchinger (derselbe starb jedoch mit seiner Frau am 29. Juni 1892, bald nach der durch L. durchgeführten Decoration. Vgl. Zeitschrift des Kunstgewerbe-Vereins 1893, Heft 3 und 4, S. 27 ff.) gelten, welchen L. als ein malerisch und plastisch wirksames Schatzkästchen ausstattete.

L. that mit bereitwilliger Liebenswürdigkeit überall mit. So malte er beispielsweise für die „Vitruvia“ ein muthwilliges Wappenbild, für den Mittelbau der Kunstgewerbe-Ausstellung die auf ihrem Siegeswagen von Löwen gezogene Patrona (1888); er half bei allen Künstlerfesten „mit kundigem Geist der Erfindung“ und stellte lebende Bilder sogar im Stile eines Dierick Bouts von Harlem. — Bei der Exposition seines zahlreichen Nachlasses im Münchener Kunstverein erschien auch Lossow's sehr energisch gemaltes Selbstbildniß — eine höchst charakteristische Leistung. Seiner brillanten, geistreichen Zeichnung entsprach auch der glatte, einschmeichelnde Vortrag; demgemäß stand ihm immer der Erfolg zur Seite, um so leichter, da, „la femme“, die Caprice, am liebsten den Ton angab.

Vgl. Pecht, Gesch. der Münchener Kunst. 1888, S. 248. — A. Rosenberg, Die Münchener Malerschule seit 1871. 1887, S. 40. — Nr. 140 d. Allgem. Zeitung v. 21. Mai 1897. — Kunst für Alle, 1. Juli 1897. XII, 310. — Kunstvereinsbericht f. 1897, S. 75. — Fr. v. Böttiche 1895. I, 895. — Bettelheim's Jahrbuch 1898, S. 187.

Hyac. Holland.

Lotheißen: Ferdinand L., Litteratur-, auch Culturhistoriker, am 20. Mai 1833 zu Darmstadt als Sohn des Rechtsanwalts, nachherigen Präsidenten des Hofgerichts sowie der 2. Kammer der Stände Joh. Frdr. Lotheißen (1796—1859), geboren, erbte von der Mutter, Tochter des großherzogl. Baudirectors Kröncke, künstlerischen Sinn, den er besonders durch rege Besuche und mit Freunden geübte Erörterungen der vortrefflichen heimathlichen Hofbühne pflegte, später als Berliner Student in Theater, Concert, Kunstsammlung, Atelier; daselbst weihte er sich bei Malern und Bildhauern in ihre Technik ein, ohne deren Kenntniß ihn von Anfang an ästhetisches Urtheil einseitig dünkte. Neben dem Gymnasium trieb Ferdinand früh tüchtig Englisch und Französisch, fühlte sich auf der Hochschule und länger bei mächtiger Lernbegier zu den Geistes- und Naturwissenschaften fast gleichmäßig hingezogen, entschied sich aber, infolge materieller Verhältnisse, fürs Lehrfach, und zwar class. Philologie, die er seit 1851 zu Göttingen, 1853—54 zu Berlin, wo er reichste Anregungen sammelte und für die „Wiener Monatsschrift f. Theat. u. Mus.“ litterarisch debutirte, dann, wegen der in Hessen erstrebten Anstellung, in dem ihm wenig bietenden Gießen betrieb. Hier promovirte er am 14. März 1856 mit einer lateinischen Arbeit „Ueber die Gestalt des Parasiten in der alten Komödie“, ohne Disputation. Beim Göttinger Corps Saxonia activ gewesen, ging er als Student dann in bürgerlichen Bahnen; denn angeborene Zartheit des Körpers, bis zum vorzeitigen Tode nicht überwunden, ließ ihn schon jung sich mit Krank-

heiten viel herumschlagen, schränkte freilich auch den übergroßen Lerneifer ein. Nun war er froh, die Universitäten hinter sich zu haben, die, wie er sich am 10. December 1857 notirt, „heute das Leben im stärkeren Wogenschlag mehr und mehr bei Seite schiebt"; „ich gestehe, daß mir die Vorlesungen der Universität sehr wenig genutzt haben; kaum, daß sie mir Anregung gaben", so schreibt er am 26. November 1857. Und in der That verdankt L., nachdem er breite Grundlagen einer allgemeinen Bildung gelegt, den Boden zur glänzenden litterarhistorischen Wirksamkeit durch Feder und Katheder sowie die sprachlichen Hülfsmittel dazu ausschließlich unausgesetzter Selbsterziehung, die übrigens in dieser Hinsicht erst spät begann.

Nach schwerem Typhus und Emser Badecur im Sommer 1856 erledigte L. am Darmstädter Gymnasium das Probejahr, blieb dann aber, um sich noch zu schonen, ein Jahr als Erzieher zweier Knaben beim reichen, für Kunst und Naturwissenschaft verständnißvollen Großhändler und Weingutsbesitzer v. Mumm zu Frankfurt a. M. Das vielseitige sociale und Culturleben der vergangenheitsstolzen Reichsstadt, deren Geschichte er durchackerte und in einem Aufsatze festzuhalten versuchte, fesselte ihn, dazu dichterische Pläne, so ein (nicht erhaltenes) Lustspiel. Er las Ranke, Gervinus, Häusser, studirte Shakespeare's Vorläufer, eifrig auch Spanisch, wehrte sich aber gegen seines Freundes, des Autodidakten Dr. J. W. Appell (1829—96) Begeisterung für die christliche Romantik Brentano's, Calderon's und Dante's ebenso, wie ihn sein damals mehr germanisch ausgeprägtes Nationalgefühl bei Lektüre des Dumas'schen „Comte de Monte Christo" von tieferem Eindringen ins Französische abhielt und für die nächsten Jahre vornehmlich den Engländern stammverwandt empfinden ließ.

Der freie Schriftsteller, der ihm noch viele Jahre später als Ideal vorschwebte, wollte damals den Lehrer in ihm ersticken, und trotz englischer Geschichts- und Litteraturstudien neigte er bei jenem Schwanken dem gelehrten Specialistenthum gewiß nicht zu. Die innerpolitische Gährung beschäftigte ihn tief. Seit 1858 erwarb sich L. durch Feuilletons, litterarische, historische und kritische Aufsätze eine sichere und angesehene Feder: im „Frankfurter Journal", den „Blättern f. litterarische Unterhaltung", in Prutz' „Deutschem Museum", den „Grenzboten", später ständig in der „Frankfurter Zeitung". Im Mai 1858 erhielt L. eine Lehrstelle für Sprachen und Geschichte am großh. Gymnasium im wälderreichen Büdingen am Vogelsberg. Der ausgezeichnete Director, Georg Thudichum (s. d.), gleich glücklich thätig als Sophokles-Verdeutscher, Lyriker, Kanzelredner, Mittelpunkt der Gesellschaft, liberaler und nationaler Abgeordneter, ward durch die jüngste, schönste, vielumworbene Tochter Luise Lotheißen's verehrter Schwiegervater. Die Hochzeitsreise nach London, Frühling 1860, diente zugleich Studien auf dem British Museum, so wie schon der Jahresbericht des Gymnasiums für 1859/60 von L. selbständige, gründliche und feinsinnige „Studien über John Milton's Leben und poetische Werke" gebracht hatte. Unterricht in Griechisch, Latein, Geschichte, dann Englisch, dazu privater (Herbst 1862 zusammen 39) Stunden, drängten, zumal er Schulbibliothekar war und Vorlesungen über englische Geschichte unternahm, eigene Production zurück. Daher verzichtete L., als wegen zwei Tage Urlaubsüberschreitung ministerielle Rüge erfolgte, den Schwiegervater der, L. nicht sympathische älteste College Haupt ersetzte, endlich ein maßregelnder Erlaß am 8. August 1863 seine Anstellung nach dem üblichen Jahrfünft für ein weiteres nur provisorisch machte — dies motivirt durch seine energische Propaganda bei der Landtagswahl im Sinne des Nationalvereins — auf den Posten, was ihn im ganzen Lande mit einer Märtyrer-Gloriole umgab. Schon im October war L. auf Einladung als Theilhaber des Erziehungsinstituts La Châtelaine (60 Zög-

linge), das sein Schwager Karl Thudichum leitete, in Genf einquartiert. Ungeachtet der einschneidenden Unterschiede in Amt, Sprache, Volksthum, Landschaft fand sich L., wie gewohnt, schnell hinein, trat freilich den partikularistisch zurückhaltenden echten Genfern sogar als membre honoraire der Société nationale de Genève nicht näher. Jedoch traten in seinem Streben und Schaffen französische Sprache, Cultur, Litteratur vom Bedürfniß des Alltags her allmählich maßgeblich in den Vordergrund. Aus den reichen Eindrücken seiner Wanderungen die Rhone abwärts erwuchsen theils lebendige Reisebriefe an die „Frankfurter Zeitung“ im April 1866, theils Artikel über die Provence zu einem Buche in farbigem Spiegel von Natur und Geschichte (leider im Manuscript verblieben), und noch „Königin Margarethe von Navarra. Cultur- und Litteraturbild aus der Zeit der französischen Reformation“ (1885) zehrt 20 Jahre später davon. 1865 freiwillig zum Lehrer der Anstalt hinabgestiegen, lieferte L. nun fleißig Feuilletons für das ebengenannte u. a. namhafte Tagesblätter. Folgende Ueberschriften deuten die Mannichfaltigkeit an: Preßfreuden früherer Zeit, Die Presse unter dem Druck Napoleons I., Ein Muster-Unterthan, Das Journal de Barbier 1718—63 (neue Ausg. 1863), Samuel Smiles' „Selbsthülfe“, Der Suezcanal, Alfred de Vigny's Tagebücher, H. Taine's „Graindorge“, P. Heyse's „Glücklicher Bettler“, Gachard's „König Philipp und Don Carlos“, Das Ghetto in Rom, Die Insel Candia, Der Friedenscongreß in Genf, E. Kératry's La contre-guérilla française au Mexique, Bilder aus dem italienischen Theater (6 Aufsätze), Ed. Laboulaye u. A. Das meiste Neue für Deutschland theilten Lotheißen's Porträts und Charakteristiken der ihn anziehenden Gestalten aus dem jüngsten französischen Geistesleben mit, für das ihm die für das 19. Jahrhundert vollständige Bibliothek der Genfer Société de lecture gediegenste Unterlage gewährte. Hierbei wollte er auch die scharfen Gegensätze zwischen Deutschland und Frankreich mildern; der bedeutendste dahingehörige Essay, über den republikanischen Oppositionsführer Jules Favre, brachte ihn 1867 in interessanten höflichen Briefaustausch. Im ganzen hat freilich diese halbpolitische Publicistik, noch actueller während der 1866 er Wirren, L. enttäuscht und angegriffen. Im Winter 1867/68 erholte sich L. zu Florenz inmitten einer ihm unbekannten Umgebung von Natur und Kunst bestens, wo er sich mit Ludmilla Assing, Varnhagen v. Ense's Nichte und Herausgeberin, anfreundete, und im Hause des Staatsmannes Peruzzi, dessen geistvolle und energische Gattin die ähnliche Lotheißen's an sich zog. Und aus glücklichster Stimmung heraus machte er sich dort sogar an einen Roman für die „Frankfurter Zeitung“. Deren Besitzer Leop. Sonnemann plante damals wol Lotheißen's gewiegten Stil ganz für ihr Feuilleton zu gewinnen, und noch ein halbes Jahr vor dem Tode hat er ihn, den mittlerweile der eigentlichen Feuilletonistik untreuen, vergebens zur Mitarbeit eingeladen. Wieder in Genf, beschloß L. nun das französische Schriftthum des 19. Jahrhunderts im Zusammenhange darzustellen: seines Erachtens bei der nur oberflächlich befriedigten Theilnahme Deutschlands ein Bedürfniß. Da die Begründung auch in die Revolutionsära hineingreifen mußte, disponirte L. auf drei Bände, deren Anlage ein ausführlicher Brief an den Vetter, Romandichter Otto Müller (1816—94), vom 8. Mai 1870 klarstellt. Diesem lag das Manuscript „Litteratur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution 1788—1794. Zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ bei, druckfertig, „als der Krieg ausbrach und jede litterarische Veröffentlichung dieser Art auf eine spätere friedliche Zeit verschoben werden mußte“.

Bis letzterer Satz im Vorwort des 1871/72 — bei Lotheißen's nachherigem Hauptverleger Karl Gerold's Sohn — in Wien erscheinenden Buches

gedruckt dastand, hatte sein Schicksal eine entscheidende Wendung genommen. August 1869 war er durch Rud. Ihering an den österreichischen Justizminister Glaser und von diesem an seine Collegen Hasner und Stremayr als tüchtige Lehrkraft empfohlen worden. Der alte Gönner Fürst Georg Czartoryski (geb. 1828), der ihn schon vor über einem Jahrzehnt an seine ernst strebenden kritischen „Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik" (1855—65) als Redacteur verpflanzen gewollt, griff ein, und am 20. Juni 1870 vereinbarte der bekannte Historiker Adolf Beer als Ministerialrath im Unterrichtsministerium mit L. dessen Uebersiedlung nach Wien. L. sollte bei der im Vollzuge befindlichen Neugestaltung des Realschulwesens eine vorbildliche Rolle spielen; seit seinem Diensteid vom 11. Juni blieb er ein Bürger Oesterreichs und Wiens, mit denen ihn schon längst persönliche und litterarische Fäden verknüpft hatten. Er ward Professor für Französisch an der k. k. Oberrealschule auf der Landstraße in Wien, die als Muster-Realschule des Reiches galt, am 20. Februar 1871 Prüfungscommissär für das Reallehramt seines Fachs, habilitirte sich bedingungsgemäß am 5. November mit der genannten Schrift bei der philosophischen Facultät für neuere französische Litteratur und eröffnete noch in demselben Winter an der Universität ein Proseminar für französische Sprache, worauf er am 22. Mai 1872 mit Adolf Mussafia, dem Ordinarius der Romanistik, zusammen zum Vorstand des neuen Französischen Seminars ebenda bestellt wurde. „Alle die Männer, die heute in Oesterreich die Jugend in die Kenntniß der französischen Sprache einführen, sind seine Schüler gewesen," so schreibt E. Guglia Ende 1887; und M. Necker's Nachruf berichtet: „Seine Vorlesungen hatten in ihrer sorgfältig geschliffenen Form einen wesentlich litterarischen Charakter . . . So wie er sprach, konnte man seine wohlgefügten Sätze ganz gut drucken lassen. Er unterbrach sich nicht mit scholastischen Verweisen und Citaten, so wie er es überhaupt haßte, das Material der Forschung an Stelle der Resultate zu geben. Das unverarbeitete Material gehe den Leser [Hörer!] nichts an. Die gelehrte Forschung verlegte L. in die Seminar-Uebungsstunde." Diese hingebende Wirksamkeit erkannte man oben halbwegs an, indem man ihm die Schulstundenzahl wegen seiner Collegien allmählich herabsetzte, jedoch erst 5. September 1881 eine außerordentliche Professur seines Fachs verlieh. Eine Ursache für das langsame Vorrücken birgt vielleicht seine unverhohlene Abneigung gegen die strenge Philologie, wie sie uns drastisch eine Briefstelle vom 13. Januar 1867 ausdrückt: „Ich war nie ein wirklicher Philologe, konnte mich nie für Cicero begeistern und habe manchmal ganz absonderliche Gedanken über das heutige Gymnasialstudium. Ich bewundere, wie nur einer, die Größen der classischen Litteratur und möchte um keinen Preis Homer, Sophokles oder Horaz aus der Schule verbannt haben — aber ich meine manchmal, wenn man [auf den Schulen] das Studium der alten Sprachen beschränkte und dafür die modernen wissenschaftlich betriebe, wenn man die deutsche und französische Grammatik, die deutschen, englischen und französischen Schriftsteller vornähme und erklärte — es käme mehr dabei heraus. Ein Massillon, ein Chatham [Pitt], ein Mirabeau, Berryer [1790 bis 1868] wiegen einen Isokrates, einen Cicero auf, haben größeren Einfluß auf die Jugend, denn sie stehen uns näher. Die Griechen hatten nur ihren Homer und ihre griechischen Dichter, an denen sie sich bildeten". In diesem Sinne, übrigens ohne jegliche Einseitigkeit oder Verbissenheit, hat L. sein Fach in Wort und Schrift rührig von Wien aus vertreten und namentlich in seinen Büchern seine wissenschaftlichen Tendenzen und Ansichten immer fester ausgebaut, unbeirrt durch Zurücksetzung und mancherlei Herabsetzung seiner Arbeiten, deren gefälligen, wohlausgedachten, nicht selten fein ciselirten Wortlaut man

als übertriebene Stilpolitur zu tadeln für angebracht befunden hat! Außer solcherlei Aerger lastete auf ihm arger Familienkummer: seine theure Frau, laut Bettelheim's Angabe eine der beliebtesten, gewinnendsten Erscheinungen des betreffenden Wiener Kreises, von außerordentlicher Belesenheit, deren Geschmack und ernster Sinn sie zur zuverlässigsten Rathgeberin ihres Gatten machte, kränkelte viele Jahre, bis sie das tückische Leiden dauernd in eine Heilanstalt entrückte, allerdings L. lange (noch 1906) überleben ließ. Auch starb 1875 sein Erstgeborener im schönsten Knabenalter. Diese und andere Sorgen knickten den selbstlosen und bescheidenen Gelehrten nicht, dessen stets entgegenkommende Freundlichkeit Hausgäste, auch auf seinem einfachen Gütchen bei der Ruine Starhemberg im Piestingthale, und Forscher jederzeit schätzen lernten. Im Archiv des Théâtre français und der Nationalbibliothek zu Paris, wo er 1878/79 Forschungen anstellte, bei Victor Cherbuliez, in Genf, Berlin, in erster Linie in Wien selbst, erwarb sich L. durch sein echt humanes Denken und Handeln aller Herzen. Groß war die Trauer, als L. nach einjährigem Leiden und dreimonatigem Krankenlager (Bright'sche Nierenentzündung) am 19. December 1887 starb. Palmzweige legten Freunde auf seine Bahre, Immortellenkränze treue Schüler aufs Grab im Wiener protestantischen Friedhof Matzleinsdorf (Reliefbild seit 12. Jan. 1902 i. d. Wiener Univ.-Aula).

Lotheißen's biegsame, allezeit arbeitsfreudige Art, in unmittelbarem Triebe zu litterarischem Schaffen ausbrechend, hätte gewiß sich fruchtbar geoffenbart, wenn ihm nicht bestimmt umrissene Vorwürfe vorgeschwebt haben würden. Trotz regen Verkehrs, theilweise infolge der Anknüpfungen in Wien, mit Fürst Czartoryski, der ihn für seinen angekauften, aber kurz nur gehaltenen „Wanderer" einspannte, dem alten Berliner Studienfreund Alex. Conze, Ihering, Hnr. Laube, dem ihm verschwägerten Dichter Moritz Hartmann u. A., kam er zu fast ununterbrochener Mitarbeit an der Journalistik. Hartmann z. B. eröffnete ihm das Feuilleton der „Neuen Freien Presse", und dies Wiener Weltblatt hat fürder eine ganze Anzahl kritischer Aufsätze Lotheißen's über französische und deutsche Litteratur veröffentlicht. Für die von Frdr. Uhl kundig geleitete „Wiener Abendpost" besorgte L. außer manchen redactionellen Geschäften ständig kritische Referate über neue französische Litteratur und lieferte (bis dato leider nicht gesammelte) größere werthvolle und doch knapp porträtirende Charakterbilder deutscher Dichter gelegentlich ihrer Gesammtausgaben, so (1873—74) Bauernfeld's, Alfred Meißner's, Mor. Hartmann's, Otto Müller's. Er verfuhr als Kritiker stets streng sachlich, unzweideutig klar im Urtheil, mild dabei im Ausdruck. Diese Seiten und die von Pedanten gescholtene anmuthige Form veranlaßte von allen möglichen Zeitschriften Aufforderungen, denen er weder entsprechen konnte noch wollte. Im Sommer 1875 schwenkte L. dazu ab, seine Ergebnisse in breiterem Rahmen zu gestalten. Wie schon 1871 das Vorwort für seine Geistesentwicklung der französischen Revolutionsperiode (welches Buch übrigens auch Shakespeare und die deutsche Poesie in Frankreich eigens verfolgt) „das Zusammengehen der Litteratur- und Culturgeschichte fast unerläßlich" nennt, so stellt er 1883 in seinem Hauptwerke (III, 2. 95) den Programmsatz auf: „Eine wahrhafte Geschichte der Litteratur halten wir immer nur in Verbindung mit der Culturgeschichte für möglich." Unter diesem Gesichtspunkte sind Lotheißen's einschlägige Essays gearbeitet, aber auch seine umfänglichen Darlegungen der Bücher vorgetragen, denen er den verdienten Ruhm eines der hervorragendsten, dazu in Stoff und Auffassung höchst unabhängigen deutschen Litterarhistoriker verdankt. Dahin rechnet vor allem seine „Geschichte der französischen Litteratur im XVII. Jahrhundert", 1878—84 in vier starken Bänden hervorgetreten,

in 2. Auflage 1897 nach des Handexemplars Besserungen und Ergänzungen in 2 Bände zusammengefaßt: dies ungemein lebendige Gemälde der Epoche des roi soleil in ihrem Classicismus beweist tiefgründige Studien und darf getrost mit an der Spitze der Schilderungen des siècle de Louis XIV. stehen. Nach Entstehung und Inhalt fällt zwischen die Hälften dieses ausgezeichneten Handbuchs die „im Rahmen der Zeitgeschichte" ausgeführte Monographie „Molière. Sein Leben und seine Werke" (1880), überaus flüssig trotz aller Eindringlichkeit und Einzelheiten, die hinten Anmerkungen und Register ausweisen; mit Recht reiht sie A. E. Schönbach in seiner weitverbreiteten Anleitung „Ueber Wesen und Bildung" unter die mustergültigen Biographien. „Zur Sittengeschichte Frankreichs. Bilder und Historien" (1885) ist ein Sammelband von zehn vorher seit 1873 in Journalen gedruckten, hier bisweilen beträchtlich erweiterten Beiträgen zum französischen Geistes- und Gesellschaftsleben des 17. und 18. Jahrhunderts. Nachdem 1885 sein erwähntes packendes Buch über Margarethe von Navarra in der Musterserie des Berliner „Allgemein. Vereins" für deutsche Litteratur erschienen, fing L. an, aus seinen Collegienheften eine „Culturgeschichte Frankreichs im 17. und 18. Jahrhundert" für eine so betitelte Sonderschrift herauszuziehen. Deren allein vollendete Eingangscapitel vereinigt mit fünf culturhistorischen Aufsätzen obiger Art und einem über „Voltaire im Dienste der Humanität", dem Bruchstück der von Genf her ihm vor Augen stehenden Biographie des ihm so sympathischen Aufklärungsapostels, der stattliche Band „Zur Culturgeschichte Frankreichs im XVII. und XVIII. Jahrhundert. Aus dem Nachlasse von F. L." (1889). Eingeleitet hat L. die von ihm nur corrigirten Verdeutschungen von Lesage's Diable boiteux, H. de Balzac's Colonel Chabert u. a., ausgewählter Briefe der Marquise de Sévigné, der Memoiren des Herzogs von Saint-Simon — auch dieser deutsche Text der St.-Simon'schen Enthüllungen, die L. wiederholt ausgiebig interessirten, stammt nicht von L. — in der „Collection Spemann" als Nr. 8, 206, 215, 217, 220 enthalten (für die er Fénélon- und Staël-Auslesen angekündigt hatte). Endlich die von ihm eingeleitete, von M. Leloir illustrirte deutsche Prachtausgabe der reizenden Idylle „Paul et Virginie" Bernardin de Saint-Pierre's (1887), dessen einst stark überschraubte litterarische Stellung L. schon im Erstlingsbuche von 1872 skizzirt hatte. Ueberall tritt L. als der Verfechter eines litterarhistorischen Betriebs auf, wo das Schriftthum der Völker in allen seinen bezeichnenden Belegen als Niederschlag der geschichtlichen und socialen Verhältnisse betrachtet wird, weder ausschließlich nach der Geschichte der Bücher noch der Ideen noch, wie Taine und seine Gesinnungsgenossen, dem sogenannten naturwissenschaftlichen Dogma des dépendances et des conditions fragend.

In verständnißinnigem Ueberblick findet man Lotheißen's Standpunkt und dessen einzelne Aeußerungen gewürdigt in Anton Bettelheim's biographischer Einleitung (sein kurzer schöner Nachruf „Beilage z. Allgem. Zeitung" vom 22. Decbr. 1887 Nr. 354 S. 522 ff., darin verwerthet) vor dem Nachlaßbande von 1889, S. III—XV, wo auch auf Eugen Guglia's Nekrolog im Wiener „Fremdenblatt" v. 31. Dcbr. und den Moritz Necker's im „Wiener Tagblatt" v. 21. Decbr. zurückgegriffen wird. Necker hat dann der von ihm überwachten Drucklegung der 2. Auflage von Lotheißen's Hauptwerk eine Biographie nach Briefen und Tagebüchern vorangeschickt (S. V—XLI), über die sein Vorwort folgende von uns hier zu adoptirende captatio benevolentiae ausspricht: „F. L. hat als Schriftsteller und Mensch ein so gutes Andenken bei Schülern und Freunden hinterlassen, daß man wohl annehmen durfte, eine Geschichte seines Lebens werde ihnen allen willkommen sein . . . nicht, um seine Be-

deutung als Gelehrter ins volle Licht zu stellen, das ist schon von Berufeneren besorgt worden, sondern um von dem Menschen L. zu erzählen, dessen Seelenadel es auch bewirkte, daß seine Litteraturgeschichte nicht bloß eine lehrreiche, sondern auch eine fesselnde und bildende Lectüre wurde, die sich den besten Werken deutscher Geschichtsschreiber würdig anreiht".

Erster Nekrolog Lotheißen's i. d. N. Fr. Presse Nr. 8376 v. 20. Dcbr. 1887, S. 2. Encyklopädisch zuerst behandelt bei Bornmüller, Biogr. Schriftstellerlexik. d. Ggnwt. (1882) S. 444b (danach Meyer's Convers.-Lex.[6] (XII, 728), darauf bei Ad. Hinrichsen, Das litt. Dtschld., 1. Aufl. (1887) S. 372. Letzte eigene bibliographische Aufnahme bei Kürschner, Dtsch. Ltrtrkldr. X (1888) II, 248; für L.'s Bescheidenheit charakteristisch ist daselbst das Fehlen der oben genannten Einleitungen v. 1883—87 sowie des Milton-Programms v. 1860 (wo über L. S. 4, 10, 11 des Jahresberichts zu vergleichen), das gleich den Einleitungen zu den Verdeutschungen auch Bettelheim und Necker ignoriren. — Bildniß des sichtlich schon leidenden Mannes vor dem Nachlaßbande von 1889. Besprechungen v. J. 1877 v. K. Hillebrand (N. Fr. Prss. 21. Aug.) und der Westminster Review (New. Ser. LII, 265) zieht Necker S. XXXIX an. Friedwagner's Gedächtnißrede 12. I. 1902 Blg. z. Allg. Ztg. Nr. 67: begeistertes, doch (n. d. Sohn) unrichtiges Bild L.s. L. Fränkel.

Lotze: Rudolf Hermann L., Philosoph und theoretischer Mediciner, ist als Sohn des mit Christiane Caroline geb. Noack vermählten Militärarztes Karl Friedrich L. am 21. Mai 1817 in Bautzen geboren. Der Vater starb schon 1829 in Zittau, wohin er mit seinem Truppentheil versetzt worden war. Dort hat L. die öffentliche Schule und seit 1828 das unter Friedr. Lindemann's Rectorat stehende Gymnasium besucht, dem er eine ausgezeichnete Schulung in den alten Sprachen verdankte. Kaum siebzehnjährig studirte er in Leipzig Medicin, zugleich bei Chr. Hermann Weiße Philosophie, deren idealistischer Richtung ihn lebhafte Neigung zu Poesie und Kunst zuführte. In den theoretischen Disciplinen der Medicin waren E. H. Weber, Alfred Volkmann und Fechner (bei dem er 1836 Publica über Optik und Akustik hörte) seine Lehrer, in der praktischen Medicin fühlte er sich namentlich durch den klinischen Unterricht des Professors Clarus gefördert. Das Auszeichnende seines Bildungsganges lag darin, daß er nicht von der Philosophie zur Naturwissenschaft gekommen ist oder umgekehrt, sondern von Anfang an beiden Interessenkreisen mit gleichem Antheil zugewandt war und, während ihn das Berufsstudium in der Arbeitsweise der Naturforschung heimisch machte, schon die Fragen der Weltanschauung seinen Geist bewegten. Dies hat ihn befähigt, zwischen den kämpfenden Parteien einen für seine Zeit mustergültigen Frieden herzustellen.

Nachdem er die Staatsprüfungen glänzend bestanden hatte und 1838 in beiden Facultäten promovirt worden, hat er in Zittau als praktischer Arzt gewirkt und in der Tochter des Reibersdorfer Pfarrers, Ferdinande Hoffmann (1819—75), seine Braut gefunden. Er habilitirte sich October 1839 für Medicin und Mai 1840 für Philosophie in Leipzig und hat in der Vorlesung über Anthropologie Max Müller zum Hörer gehabt. Nachdem ihm das Angebot einer Dorpater Professur ein Extraordinariat verschafft, ging er Ostern 1844 als ordentlicher Professor und Nachfolger Herbart's nach Göttingen. Dort hat er durch 36 Jahre eine bedeutende Wirksamkeit als Forscher und Lehrer entfaltet. Seinen Freundeskreis bildeten die Philosophen H. Ritter und J. Baumann, die Mediciner W. Baum, Hasse und Rüte (dem er die zweite Auflage der „Pathologie" widmete; Ritter und Baum ist der „Mikrokosmus" zugeeignet), die Theologen Ehrenfeuchter, Wiesinger und Duncker, der

Orientalist Bertheau, die Philologen Hermann, Schneidewin und Sauppe, der Mathematiker Stern u. A. Mehrmals hat er verlockende Rufe (1859 nach Leipzig, 1867 nach Berlin und Leipzig) nach einigem Schwanken abgelehnt. Einer erneuten Berufung nach Berlin als Harms' Nachfolger, die 1880 an ihn herantrat, ist er, wenn auch „nicht mit leichtem Herzen und nicht mit großen Hoffnungen", gefolgt. Die erfolgreich begonnene Lehrthätigkeit währte jedoch nur bis Pfingsten. Am 1. Juli 1881 erlag er der Lungenentzündung, die er sich durch eine Erkältung auf der Rückfahrt von Göttingen zugezogen. Er ist in Göttingen beerdigt.

Wenn wir von der medicinischen Doctordissertation („De futurae biologiae principiis philosophicis", 1838) und der philosophischen Habilitationsschrift („De summis continuorum" 1840) absehen, so hat L. seine schriftstellerische Laufbahn mit einem — längst vergriffenen — Bändchen Gedichte 1840 eröffnet, die, vorwiegend Reflexionslyrik, sich zwischen Mathisson und Rückert bewegen und neben manchem Geringwerthigen und Verschwommenen anziehende Erzeugnisse einer zart empfindenden und nachdenklichen Seele enthalten; Proben daraus sind in Kronenberg's Aufsatz und Falckenberg's Biographie mitgetheilt. Zwischen den philosophischen Erstlingen, der (später sogenannten kleinen) „Metaphysik" von 1841 und der „Logik" von 1843 erschien die „Allgemeine Pathologie und Therapie" 1842, deren (auch ins Holländische übersetzte) 2. Auflage 1848 dem Verfasser die Ernennung zum Mitgliede des Vereins deutscher Naturforscher und Aerzte in Paris eintrug. Dann folgten drei Aufsehen erregende Beiträge zu Rud. Wagner's „Handwörterbuch der Physiologie": „Leben, Lebenskraft" 1843, „Instinkt" 1844, „Seele und Seelenleben" 1846 und zwei schwer geschriebene ästhetische Abhandlungen in den „Göttinger Studien" 1845 und 1847. Mit der „Pathologie" bilden die Rud. Wagner gewidmete „Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens" 1851 und die diese nach der seelischen Seite ergänzende „Medizinische Psychologie oder Physiologie der Seele", 1852 (anastatischer Neudruck Göttingen 1896; der erste Theil französisch von A. Penjon Paris 1876, 2. Ausgabe 1881) ein zusammenhängendes Ganze, nämlich Theile einer Encyklopädie der theoretischen Medicin. Die in diesem Plane vorgesehene Anthropologie lieferte L. in seinem populären dreibändigen Hauptwerke „Mikrokosmus, Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit", 1856—64, seit 1896 fünfte Auflage. Lotze's Ehrgeiz hat nicht zu hoch gegriffen, wenn er sich bewußt war, in diesem ungemein reichhaltigen, reifen, gediegenen und unvergleichlich schön geschriebenen Werke dem deutschen Volke ein Seitenstück einerseits zu Humboldt's Kosmos, andererseits zu Herder's Ideen geschenkt zu haben. Die Wirkung sowol auf die naturwissenschaftlichen als auf die philosophischen und theologischen Kreise war tief und nachhaltig. Mit diesem Buche hat L. den Zugang zum Herzen der Nation gefunden und sich das Stimmrecht unter ihren Führern erworben. In die Mikrokosmusperiode fällt noch die Streitschrift gegen J. H. Fichte's Anthropologie 1857 und die „Geschichte der Aesthetik in Deutschland", München 1868, die, von den ersten Lesern seltsam unterschätzt, mehr und mehr als eine der köstlichsten Perlen unserer wissenschaftlichen Litteratur anerkannt worden ist; allerdings liegt das Schwergewicht ihres Werthes in dem, was in ihr nicht historisch ist. Die reifste Frucht seines Nachdenkens bot L. in der „Metaphysik" vom Jahre 1879 (2. Aufl. 1884), dem zweiten Bande des „Systems der Philosophie", dem als erster die (in ihrem mittleren Theile „Vom Untersuchen" besonders werthvolle) „Logik" 1874 (2. Aufl. 1880) vorausgegangen war. An dem Abschluß des Systems durch einen dritten Band, der — wie alle Lotze'schen Werke — sich in drei Theile gliedern und die

wesentlichsten Aufgaben der praktischen Philosophie, Aesthetik und Religionsphilosophie erörtern sollte, wurde er durch seinen frühen Tod verhindert; der posthume Aufsatz in „Nord und Süd" über die Principien der Ethik (Juni 1882) war eine Vorarbeit dafür. Einen unvollkommenen Ersatz bieten die von Rehnisch edirten Dictate aus den Vorlesungen über jene drei Disciplinen, die übrigens ebenso wie die andern fünf Hefte der „Grundzüge" bei der lernenden Jugend großen Anklang gefunden haben; die „Grundzüge der Psychologie" liegen schon in sechster Auflage vor. Vergleicht man aber die „Grundzüge der Metaphysik" mit dem zweiten Bande des „Systems", so sieht man, was der Verlust des dritten bedeutet. Von den Abhandlungen der letzten Jahre wäre noch hervorzuheben die Auseinandersetzung mit Fechner in der „Deutschen Revue" (Mai 1879: Alter und neuer Glaube, Tages- und Nachtansicht), die Antwort an Renouvier („L'infini actuel est-il contradictoire?" in Ribot's „Revue philosophique", Mai 1880, die bereits October 1877 einen Lotze'schen Artikel gebracht hatte: „De la formation de la notion de l'espace, la théorie des signes locaux") und „Philosophy in the last forty years" in der „Contemporary review", Januar 1880. Die Abhandlungen und Recensionen nebst Wenigem aus dem Nachlaß hat David Peipers in den „Kleinen Schriften" (3 Bände, der dritte in 2 Abtheilungen, 1885—91) sorgfältig gesammelt und mit einem liebevoll gearbeiteten umfänglichen Sachregister (III, S. 581—960) versehen. Von dem auch ins Russische übertragenen „Mikrokosmus" und dem „System" ist eine englische, von der „Metaphysik" eine französische Uebersetzung erschienen.

Nachdem L. in der „kleinen Metaphysik" und „Logik" präludirend das Thema des teleologischen Idealismus angeschlagen, galt seine Arbeit der Mechanisirung des Organischen. Für ihn gibt es nur die kartesianische Zweiheit: Körper und Seele = Geist. Das Organische ist rein körperlich, als eine feinere Complication des Physikalisch-Chemischen zu fassen. Auf diese von den Materialisten lebhaft begrüßte Zerstörung der „Lebenskraft" folgte ein für jene überraschender Frontwechsel: an den Kampf gegen den Vitalismus schloß sich der nicht minder siegreiche gegen den Materialismus, dem L. überzeugend die Unvergleichbarkeit des seelischen und des körperlichen Geschehens, des Bewußtseins und der Bewegung entgegenhielt. Heute hat sich der Schwerpunkt des Streites verschoben. Wenn L. der Gegenwart bereits etwas fremder geworden ist, so liegt das wol vornehmlich daran, daß in den Kreisen der Naturforscher und Mediciner wieder eine stärkere Neigung besteht, die entscheidende Grenzlinie zwischen dem Unorganischen und dem Organischen zu ziehen, während die kämpfenden Neuidealisten des zwanzigsten Jahrhunderts, wie Eucken und Class, die Grenze zwischen Seele und Geist verlegen, nämlich von dem dem Mechanismus der Association überantworteten psychischen Vorstellungs- und Gefühlsleben das sich unter Normen stellende und mit einer Welt der Wahrheit verkehrende Geistesleben als eine principiell neue Stufe abtrennen.

L. ist ebensosehr Ueberlegungs- wie Ueberzeugungsphilosoph. An seinem Lieblingsgegner Herbart lobt er das Bemühen um eine wissenschaftliche Philosophie, die Schätzung der Forschungsweise und die Achtung vor den Ergebnissen der Naturwissenschaft, das Ausgehen vom Begriff des Seins, das Bearbeiten d. h. von Widersprüchen Reinigen der Erfahrungsbegriffe; wie Herbart hat auch er, und nicht nur in den Vorlesungen, die Wolff'sche Gliederung der Metaphysik in die bekannten Disciplinen, wenn auch mehr als bequeme Schubfächer, beibehalten. Aber er verwirft die Ungeistigkeit der Realen; der Anfang der Metaphysik liegt ihm in der Ethik (Schlußworte der „Metaphysik" von 1841). An den constructiven Denkern mißfiel ihm die formenanbetende

Deductionslust, das Ableiten der Welt aus dem Absoluten, da doch menschlicher Wissenschaft nur ein ahnendes Aufsteigen zum Weltgrunde verstattet sei. Aber den allgemeinen Gehalt des Idealismus will er retten, denn bei dem Aufbau der Weltansicht muß auch den Bedürfnissen des Gemüths Genüge geschehen. Das Absolute ist Geist und Schöpfer der Welt, das Gute nicht nur Ziel sondern Anfang und die Naturgesetze die Gewohnheiten des göttlichen Wirkens. So verbindet er realistische Methode mit idealistischen Grundüberzeugungen. Wie dem Diogenes von Apollonia scheint ihm Wechselwirkung zwischen den Dingen unmöglich, wenn sie nicht in einem gemeinsamen Grunde zusammenhängen. Wie dem Malebranche sind ihm alle Einzelwesen in einer geistigen Substanz beschlossen. Wie dem Leibniz ist ihm alles Reale Geist. Die Geistigkeit alles Wirklichen ist eines der wenigen Dogmen, zu denen sich L., der stets skeptisch Erwägende und Suchende, aufgeschwungen hat. Aber schon beim nächsten Schritt macht der Ueberzeugungsphilosoph dem Ueberlegungsphilosophen Platz: er läßt es dahingestellt, ob die untermenschlichen Wesen als selbst geistig d. h. für sich seiend, oder als nur von den Seelen vorgestellte, selbstlose Modi des Absoluten zu fassen seien. Der „Mikrokosmus“ neigt mehr der ersteren, leibnizischen Ansicht, der Allbeseelung, die „große Metaphysik“ mehr der letzteren, fichtischen Anschauung zu; die Wahl zwischen den beiden Formen des Idealismus gibt er frei, der Idealismus selbst ist unausweichlich. Dagegen hat man mit Unrecht darin eine Schwierigkeit gefunden, daß die Seelen nur Modificationen oder Actionen Gottes und doch mit freiem Willen begabt sein sollen. Mit der Kennzeichnung als Modi des Absoluten wird den Einzelgeistern nicht jegliche, sondern nur die unbedingte Selbständigkeit abgesprochen, die sie verhindern würde, Wechselwirkungen auszutauschen; sie sind gleichsam Halbsubstanzen und behalten diejenige Unabhängigkeit, deren wir uns im Freiheitsgefühl bewußt sind.

Als Ludwig Strümpell unserem Denker mittheilte, er halte eine Vorlesung über Lotze's Philosophie und stelle sie als eine Synthese des Pantheismus Spinoza's und des leibnizischen Individualismus dar, erwiderte er (am 15. Mai 1872, bei Falckenberg I, S. 85), er räume ein, daß thatsächliche Veranlassung zu jenem Vergleiche vorliege, obwol er sich innerlich in gar keinem Verhältniß zu ihnen fühle. Wenn diese briefliche Aeußerung mehr als eine Augenblicksstimmung wiedergibt, werden wir andere Einflüsse zu suchen haben. Vielleicht waren sie mehr negativer Art: dem Herbartischen Pluralismus, der die Monaden gegeneinander isolirt, stellte er im Interesse der Möglichkeit des Aufeinanderwirkens das allumfassende Absolute entgegen; der intellektualistische Pantheismus Schelling's und Hegel's andererseits erweckte den Widerspruch des individualistischen Gefühlsrealisten, der allein durch Lust und Unlust der Einzelseele Thatbestände zu Werthen erhöht sah. Aus Weiße's Metaphysik aber stammen der Persönlichkeitspantheismus und die drei Gewalten des Weltbaus: die allgemeinen Gesetze, die einzelnen Thatsachen und die Werthe; die Einheit der drei Mächte vermögen wir im Schönen schauend zu genießen, aber sie nicht erkennend zu erweisen. Wer metaphysische Verdienste nicht gelten läßt, wird mindestens der feinsinnigen Geschichtsphilosophie des dritten „Mikrokosmus“-Bandes und den Leistungen Lotze's auf dem Gebiete der introspectiven wie der von ihm eröffneten physiologischen Psychologie, insbesondere der Lehre von den Localzeichen Anerkennung nicht versagen können.

Als Docent war L. nicht packend, aber fesselnd. Als Schriftsteller zählt er zu unseren Classikern. Seine Sprache, ein Muster sowol der Sachlichkeit als der Reinheit des Ausdrucks, ist von satter Schönheit und vornehmer Anmuth; sie gleitet dahin wie in der Stille des Feiertags ein Boot auf sanft

bewegter Welle. Ueber den Menschen Lotze, in dem sich sittliche Strenge und Hoheit mit Gemüthswärme und graziösem Humor paarte, berichtet Stumpf: „In seiner Gartenwohnung vor dem Walle Göttingens empfing er im Familienkreise gern die nächsten Freunde, mied aber größeren Verkehr. Bei kurzer Begegnung fühlten sich die Meisten durch eine gewisse förmliche Höflichkeit mehr gedrückt als angezogen, zumal wenn, wie an den allzuhäufigen Kopfweh-Tagen, die großen dunklen Augen unbeweglich in den Rauch der Cigarre schauten und der scharfgeschnittene, blasse Mund durch hartnäckiges Schweigen den Besucher in Verzweiflung setzte. Aber die ihm näher traten, hatten ihn lieb. Sie wußten, daß die strengen Augen auch gewinnende Herzlichkeit strahlen, daß der ernste Mund sich zu harmlosen Scherzen öffnen konnte, sie kannten die thätige Freundschaft, die absolute Pflichttreue des Mannes und seine wahrhaft adelige Gesinnung".

Nekrologe von Jul. Baumann (Philos. Monatshefte, Bd. 17), A. Krohn (Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik, Bd. 81), Hugo Sommer (Im Neuen Reich), C. Stumpf (Wien. Allg. Ztg. v. 10. Juli 1881), Falckenberg (Augsb. Allg. Zt., 21. Aug. 1881) und Rehnisch (Nationalztg., 21. Aug. 1881, abgedruckt i. d. Grundzügen der Aesthetik mit e. Verzeichniß der von Lotze gehörten u. gehaltenen Vorlesungen). — E. Pfleiderer, Lotze's philos. Weltanschauung, 2. Aufl. 1884. — O. Caspari, Lotze, 2. Aufl. 1895. — R. Falckenberg, H. Lotze, I. Theil: Das Leben u. die Entstehung d. Schriften nach d. Briefen Frommann's Klassiker d. Philos., Bd. 12), 1901. — Ders., Entwicklung d. Lotze'schen Zeitlehre (Zeitschr. f. Philos. u. ph. Kr., Bd. 105), 1895. — Fritz Koegel, Lotzes Aesthetik, 1886. — R. Seydel, Religion u. Wissenschaft, 1887, S. 132. — Ed. v. Hartmann, Lotzes Philosophie (gegnerisch), 1888. — E. Rehnisch, Bilder von H. Lotze (Gött. Anzeiger, 26. Juni 1896). — M. Kronenberg, Moderne Philosophen, 1899, S. 1—75. — M. Wartenberg, Das Problem d. Wirkens, 1900. — M. Wentscher, Das Problem d. Willensfreiheit bei Lotze (i. d. Gedenkschrift f. Haym), 1902. — H. Jones, A critical account of the philosophy of Lotze: the doctrine of thought, London 1895. — Some problems of Lotzes theory of Knowledge, New-York 1900. — Vida F. Moore, The ethical aspect of Lotze's metaphysics, New-York 1901. — H. Schoen, La métaphysique de Lotze, Paris 1902. — Aus der großen Zahl von Doctorarbeiten seien genannt die Leipziger von A. Schröder, Geschichtsphilosophie bei Lotze, 1896; die Gießener von J. F. Schwarz, Lotze's Geschichtsphilosophie, 1901, und die Erlanger Dissertationen von E. Tuch, Lotze's Stellung zum Occasionalismus, 1897. F. Seibert, Lotze als Anthropologe, 1900; G. Schöneberg, Vergleichung der ersten drei Auflagen des Mikrokosmus, 1903; L. Bärwald, Die Entwicklung der Lotze'schen Psychologie, 1905. Richard Falckenberg.

Lotzer: Sebastian L., reformatorischer Schriftsteller, geboren 1490. Die Familie, aus der Seb. L. stammt, hieß ursprünglich Laitzer nach dem Dorfe Laiz bei Sigmaringen. Ein Walter L. von Ebingen studirte 1520 in Freiburg (Württb. Vierteljahrshefte 3, 187). Die Form Loytzer braucht Seb. L. selbst im Titel seiner Schrift „Ain christlicher Sendbrief". In Horb aber, wohin die Familie erst im 15. Jahrhundert gezogen sein dürfte, da sie sich früher dort nicht findet (Schmid, Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg, S. 461) sprach man den Namen Lotzer. Zu den Verwandten gehörte der Tübinger Professor und Kanzler Jak. Beurlin aus dem ca. 12 Kilometer entfernten Städtchen Dornstetten, der auch in Horb die Schule besuchte. Der Vater Sebastian's hieß ebenfalls so. Er ist wahrscheinlich jener Sebastianus Lotzer de Horw, der am 13. Januar 1485 für einige Zeit die Universität

Tübingen bezog (Roth, Urkunden der Universität Tübingen 497, Nr. 45), ohne seine Studien weiter zu verfolgen; denn er begnügte sich mit einem bürgerlichen Berufe, wurde aber von seinen Mitbürgern wahrscheinlich zum Amt eines Pflegers der Kirche zu Horb gewählt. Daß er Arzt gewesen sei, wie Götze (Seb. Lotzer's Schriften S. 1, Anm.) vermuthet, ist unwahrscheinlich, da ihn sein Sohn in dem Sendbrief nur einen Bürger zu Horb nennt. Vielleicht wollte der Vater seinen Sohn Sebastian eine gelehrte Laufbahn einschlagen lassen und schickte ihn darum schon frühe, ehe er nur ordentlich Latein gelernt hatte, zur Hochschule. Gerade bei einem Knaben ließe es sich verstehen, daß er bei der Immatrikulation nur seinen Vornamen nannte. Es ist deshalb möglich, daß er jener Sebastianus ex Horb wäre, der am 12. December 1505 in Tübingen immatrikulirt wurde (Roth, a. a. O. 562, 27); aber es müßte dies eine ganz kurze Episode aus dem Leben des jungen L. gewesen sein. Götze schließt aus einer Stelle des Beschirmbüchleins, daß der Vater seinen Sohn zum Studium der Theologie habe nöthigen wollen. Das setzt eine Entfremdung von Vater und Sohn voraus, was nicht der Fall war, wie der Sendbrief an den Vater klar beweist. Man wird vielmehr annehmen dürfen, daß die Lehrer bei der mangelnden Vorbildung des Sohnes dem Vater riethen, ihn zu einem Handwerk anzuhalten. Er wählte das angesehene Kürschnerhandwerk, das auch Melch. Hofmann von Hall und Jacob Groß von Waldshut, zwei hervorragende Häupter der Täufer, gelernt hatten. Dagegen ließ der Vater im J. 1508 (25. October) seinen zweiten Sohn Johannes die Hochschule in Tübingen beziehen (Roth, Urkunden der Univ. Tüb. 573, 52), um Medicin zu studiren. Er bekam bald als Arzt einen Namen, war 1519 Leibarzt des Bischofs Wilhelm von Straßburg und widmete damals seinem Vater seine Schrift „Nützlich Regimen vnd vnderweysung, welcher massen den menschen mit dem gifft der Pestilentz beladen, mit hailsamer Artzney zu helffen sey". Er war mit Erasmus befreundet (Erasmi opera ed. Cleric. 3, 1162. Horawitz in den Wiener Sitzungsberichten 108, 2, 774). Dieser entlehnte von ihm am 8. März 1529 eine Handschrift des Quintilian, während L., der inzwischen Leibarzt des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz geworden war, am 4. April 1530 seinen Sohn von Heidelberg nach Freiburg zu Erasmus schickte, daß er dort studire (Bl. f. w. K.-G. 1886, 59). Auch Melanchthon kannte den trefflichen und in Heidelberg einflußreichen Mann, durch dessen Vermittlung er hoffte, für Micyllus 1532 eine Professur in Heidelberg zu erlangen (Corp. Ref. 2, 596). Seine ärztliche Kunst preist in eleganten Distichen 1530 der Humanist Menrad Molther, der spätere Heilbronner Prediger, in seiner Ausgabe von Christiani Druthmari Matthaeus (Bl. f. K.-G. 1887, 60). Ein dritter Bruder dürfte Jacob L. sein, der am 26. October 1518 die Universität Tübingen bezog, später längere Zeit Pfarrer in der Pfalz war, sich nach Württemberg wandte und 1542 Diakonus in Markgröningen wurde (Roth 614, 5. Acten des Finanzarchivs Ludwigsburg).

Nach Handwerksbrauch mußte Seb. L. auf die Wanderschaft gehen und wandte sich dem Osten zu. Aeußerungen Lotzer's machen wahrscheinlich, daß er Augsburg und die dortigen Zustände kannte (Götze a. a. O. 7, 2). Er ließ sich aber in Memmingen nieder, wo ihm ein Mitglied der angesehenen Kramerzunft, Weigelin, seine Tochter zur Frau gab. Natürlich wäre das nicht möglich gewesen, wenn L. es nicht zum selbständigen Meister in der Kürschnerzunft gebracht hätte, wie Götze annimmt, da nach Bericht Joh. Keßler's in seinem Sabbata (s. u.) L. von sich gesagt habe: So bin ich ain ainfaltiger, gemainer handtwerksgesell. Aber diese Aeußerung ist nicht im Sinne des mittelalterlichen Zunftrechts zu verstehen, das einem Gesellen kaum möglich

gemacht hätte, die Tochter eines Krämers zu ehelichen, sondern will nur seine bescheidene Bildung und sociale Stellung kennzeichnen. Fortan hieß er in Memmingen beim Volk der Weigelin Kramer (Vogt, Correspondenz des Ulrich Arzt Nr. 242). Innig befreundet war L. mit dem gelehrten Prediger Dr. Christoph Schappeler, dem Pathen seiner Kinder. Durch ihn wurde L. früh mit der neuen Bewegung, die von Wittenberg ausging, bekannt. Eifrig las er nun Luther's deutsche Schriften, vor allem aber das Neue Testament, wahrscheinlich in einem Augsburger Nachdruck (vgl. Josenhans, Württb. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 1894, S. 391); aber auch das Alte Testament in der vorlutherischen Uebersetzung, wahrscheinlich in dem Druck von 1490 (vgl. a. a. O. 392). Am meisten beeinflußten ihn Eberlin's fünfzehn Bundesgenossen. Aber er kannte auch Vadian's Flugschrift „vom alten und neuen Gott", den „Neue Karsthans", die Schrift Hartmut's von Kronberg an die Einwohner zu Kronberg, wie Götze nachgewiesen hat.

L. stand in naher Verbindung mit seiner Vaterstadt Horb, wo der Schulmeister Aegid. Krautwasser schon 1521 evangelisch gesinnt war, ebenso ein Stiftsherr der dortigen Collegiatkirche zum h. Kreuz, der drei noch unbekannte Flugschriften in diesem Sinne schrieb (vgl. Enders, Eberlin's ausgewählte Schriften 1, 4, und sein Sendschreiben an die Städte Horb und Rottenburg und alle Bürger im Lande Hochburg, vgl. Radlkofer, Eberlin S. 112. Blätter für württb. Kirchengeschichte 1887, S. 89). Denn jene ganze Gegend kam in nahe Verbindung mit Joh. Eberlin und war in den ersten Monaten des Jahres 1523 durch Karsthans und seine volksthümlichen Predigten kräftig angeregt worden, bis er am 4. März 1523 als Gefangener von Balingen nach Tübingen und endlich auf die Bergfeste Reichenberg gebracht wurde, wo ihn die Bauern 1525 vergebens zu befreien gedachten. Die Nachrichten von Karsthans' Wirken und seiner Verhaftung bewog L., „Ain hailsame Ermanunge an die ynwoner zu horw, das sy bestendig beleyben an dem hailigen wort Gottes mit anzaigung der göttlichen hailigen geschrifft, durch Sebastian lotzer von Horw. Im Jar M. D. XX iij" an seine Landsleute ergehen zu lassen, indem er sie ermahnt, am Wort Gottes festzuhalten, sich ein Neues Testament zu kaufen und die Schriftwidrigkeit der bisherigen Festfeier, des Ablasses, des Heiligendienstes, der Wallfahrten und Bruderschaften darlegt. Diese Flugschrift muß sehr bald, nachdem L. von Karsthans' Gefangenschaft gehört hatte, entstanden sein, wohl noch in der Fastenzeit. Das beweist die ausführliche Besprechung des Fastens. Die Annahme von W. Vogt, daß die Zuschrift an die Horber nur eine Deckadresse für Memmingen sei, fällt dahin, sobald man die Lage der Dinge in Horb berücksichtigt. Der Schluß der Schrift beweist, daß L. sich als einflußreicher Bürger einer großen Stadt fühlt, der mitten in der großen Bewegung steht und darum der kleinen Vaterstadt etwas bieten zu können glaubt. Seine Schrift fand Widerspruch bei „etlichen großen Hansen", wie ihm sein Vater mittheilte, deswegen schrieb er jetzt „Ain christlicher Sendbrief, darinn angezaigt wird, dz die layen macht vnd recht haben, von dem hailigen wort gots reden, lern vnd schreiben, auch von der speiß vnd dergleichen ander artickel grund auß der götlichen hailigen schrifft vast haylsam vnd fruchtbar (1523) lych, Auch den armen gewissen trostlich gethon, durch Sebastian Loytzer, burger zu Memmingen, an seinen lieben vatter, burger zu Horb. Wir lernen hier all die Einwürfe kennen, die von der Ehrbarkeit und Geistlichkeit in Horb gegen die neue Bewegung erhoben wurden, daß sie einen neuen Glauben bringe, die Sittlichkeit und die Autorität der Kirche untergrabe. Aber L. weiß die Herrlichkeit des Glaubensprincips, die Selbständigkeit der christlichen Ueberzeugung, die Selbstverantwortlichkeit

der Christen, gegenüber der trägen Bequemlichkeit des bloßen Kirchenglaubens, die Klarheit und Gewißheit der christlichen Anschauung und den Ernst des Christenlebens schön zu schildern. Vogt hat Recht, der Sendbrief beweist den inneren Fortschritt Lotzer's. Die Schrift kann nicht erst, wie Vogt annimmt, im August entstanden sein, denn L. wäre dann das Sendschreiben, das Eberlin am 13. Juli 1523 an Rottenburg und Horb und die Landschaft Hohenburg ausgehen ließ, wol bekannt gewesen. Der Widerspruch, den L. noch fand, stimmt auch nicht mehr zu der Lage der Dinge in der zweiten Hälfte des Sommers in Horb. Denn der Hofrath in Innsbruck berichtet an Ferdinand, die evangelische Bewegung in Horb sei in starkem Aufschwung. Auch in Memmingen stand L. in der vordersten Reihe der Kämpfer gegen die alte Kirche. Bischof Christoph von Augsburg hatte Grund genug, in seinem Hirtenbriefe an die Memminger vom 19. Juli 1523 über etliche wenige ungelehrte Laien zu klagen, die sich zu Luther's Lehre bekennen und andere dazu verleiten. L. mit elf Genossen überreichte dem altgläubigen Pfarrer, der am 1. Juli die Lutheraner Ketzer gescholten hatte, eine saftige Abzesse. Unter dem Namen Besti Weiglin (so ist statt Wergelin zu lesen bei Dobel, Schappeler 34), erscheint L. am 31. August vor dem Rath, um bestraft zu werden, weil er den altgläubigen Hans Tiefenthaler nach einer Predigt zur Rede gestellt hatte. Aber schon am 2. September mußte Seb. L. wie seinem Freunde Ambros. Bäsch wieder das Disputiren in Glaubenssachen verboten werden.

Die Waffenrüstung, mit der L. kämpfte, lernen wir in seiner nächsten Schrift kennen. Es ist dies das „Beschirmbüchlein“, welches zunächst durch das 1523 herausgegebene unüberwindliche Beschirmbüchlein des späteren Reutlinger Stadtschreibers Benedikt Gretzinger (Augsburg, Steiner), aber wol auch schon früher durch Urban Rhegius' 12 Artikel unseres christlichen Glaubens und „Ain kurze Erklärung etlicher läufiger Punkten ainen jeden Christen nutz und not zu rechtem Verstand der heiligen geschrift“ angeregt war. L. bietet hier dem einfachen Laien eine ganz wohlgeordnete Rüstkammer von Bibelsprüchen gegen die wichtigsten Lehren der alten Kirche in selbständiger Anordnung. Eine weitere kleine Schrift Lotzer's, die Schappeler gewidmet ist, erschien Ende des Jahres 1524. Sie hat den Titel „Ayn außlegung vber dy Euangelium So man lyßt vnd singt, nach brauch der kyrchen am zwayntzigisten Sontag nach der hayligen Triualtigkait, Wöllichs beschreibt Math. am xx i j Capit. von ainem Künig, So seinem Sun hochtzeyt zuberayt hett u. s. w. Sebastian Lotzer in Memmingen M. D. X. X. iii j.“ Die Schrift, eine schlichte Laienpredigt, will nur der großen Freude Ausdruck geben, welche L. das Wort Gottes gewährt, das Schappeler und seinesgleichen verkünden, und das Frauen wie Argula v. Stauff zu Zeugen gewinnt.

Inzwischen war die Bewegung in Memmingen immer stärker angewachsen, die Gegensätze verschärften sich, je weniger der altgläubige Pfarrer Megerich und seine Genossen den Führern der Evangelischen gewachsen war und durch strenges Festhalten am Alten den Widerspruch reizte. Es kam am Weihnachtsfeste 5 Uhr Nachmittags, als Megerich nach altem Brauch die Altäre beräucherte und bis in den späten Abend die vom Volk ersehnte Predigt verhinderte, zu wüsten Auftritten in der Pfarrkirche, die bis zu Thätlichkeiten gegen den Pfarrer fortgingen. Er und seine Genossen mußten sich jetzt zu einer mehrtägigen Disputation stellen. Der Siegesmuth, mit dem Megerich am Christfest im Vollbewußtsein seiner Würde mit dem Rauchfaß von einem Ort zum andern gezogen war, brach hier jäh zusammen. Schwachmüthig stellte er alles Gott und dem Rath anheim. Aber nun kam Memmingen in üblen Ruf. Selbst Urban Rhegius äußerte in einem Briefe: „Ich hab ungern gehört, daß

die Gemaind so uffrierig ist und so ungehorsam ihrer Oberkheit, daran doch das Evangelium kain schuld hatt." Man beschuldigte die Stadt der Revolution, ja der Anarchie und des Communismus. Nicht nur Altgläubige, sondern auch Anhänger der evangelischen Partei unter den Wohlhabenden, die im J. 1519 sehr stark gegen die Geistlichkeit aufgebracht waren, wurden irre und riefen, man müsse etliche Lutherische köpfen. Ganz besonders wurde Schappeler für die Auftritte am Weihnachtsfest verantwortlich gemacht. Dies veranlaßte L. Anfang 1525 zu der kleinen Schrift „Entschuldigung ainer Frummen Christlichen Gemain zu Memmingen mit sampt jrem Bischoff und trewen Botten des Herren Christoph schappeler Prediger alda. Von wegen der empörungen so sich bey vns begeben u. s. w. Im jar 1525. Sebastian Lotzer der jünger von Horb jetz in Memmingen." L. weist nach, daß Schappeler für die Ereignisse am 25. December 1525 nicht verantwortlich gemacht werden könne, da er nichts davon gewußt und stets gemahnt habe, „stiftig", still und freundlich zu sein. Er sage aber jedermann, reich oder arm, die Wahrheit. Auch die Bürgerschaft könne man nicht des Aufruhrs beschuldigen, denn sie verlange nur das Wort Gottes, die Schuld tragen die, welche die Predigt des Evangeliums wehren. Treffend zeichnet er auch die feige, genußsüchtige Art, die zwar für Aufklärung schwärmt und die „Pfaffen" haßt, aber von der „evangelischen Ordnung" Störung ihres behaglichen Daseins fürchtet und feige den weltlichen Arm anruft, weil ihr Wahrheitssinn und sittlicher Ernst fehlen.

Aber nur zu bald galt es, nicht nur die Memminger, sondern die oberschwäbische Bauernschaft zu entschuldigen, deren Lasten durch die Herrschaften immer mehr gesteigert worden waren, und die jetzt sich zusammenschaarten, um ihre Beschwerden gegen ihre Herren geltend zu machen. Das, „was in Oberschwaben als allgemeines Gut landauf landab von Mund zu Mund flog", fand „einen geschickten Redactor, der dies und jenes aus Eigenem dazu gab, auch wol das Ganze durch seine Auffassung färbte und die äußere Form normirte" (Götze). Das so entstandene Werk sind die 12 Artikel der Bauern, die, seit sie Mitte März in die Oeffentlichkeit drangen (19. März Verkauf in Ulm auf dem Markt), das Programm der gesammten Bauernschaft wurden, indem sie die Forderungen der Bauern auf „das göttliche Recht" gründeten und die sociale Revolution mit der religiösen Frage verquickten. Seitdem Götze nachgewiesen hat, daß der Urdruck der 12 Artikel von demselben Drucker, wie die meisten Schriften Lotzer's, von Melchior Ramminger, gedruckt ist, und ebenso die Verwandtschaft der 12 Artikel nicht nur mit der Memminger Eingabe vom 24. Februar, sondern auch mit den Schriften Lotzer's klar gestellt ist, hat die Annahme L. Baumann's, daß die 12 Artikel das Werk Lotzer's sind, den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit erlangt. Es ist nur noch die Frage, ob sie nur Privatarbeit Lotzer's sind (Götze) oder ein mit den Bauern verabredetes officielles Programm (Baumann). Daß Schappeler einen größeren Antheil daran gehabt hätte, als den der geistigen Beeinflussung seiner Zuhörer und besonders Lotzer's, daß er gar die Einleitung zu den Artikeln geschrieben hätte, ist angesichts seiner bestimmten Aussagen durchaus unwahrscheinlich und auch philologisch nicht zu beweisen. Vgl. Blätter für württembergische Kirchengeschichte 1887, S. 75 ff. Sicher ist jedenfalls, daß L. von den Baltringer Bauern zu ihrem Kanzler erwählt wurde. Aus seiner Feder sind wol die schönen ehrerbietigen, durchaus friedlich gehaltenen Schreiben des Bauern-Ausschusses vom 7., 9., 22. März (Vogt, Corresp. des Ulr. Arzt Nr. 108, 115/37) an den Schwäbischen Bund geschrieben. Die friedlichen, aller Gewaltthat abholden Gesinnungen des Bauernführers Ulrich Schmid und Lotzer's waren den wilden Wassern nicht gewachsen. Es kam zu Gewaltthätigkeiten gegen Klöster

und Burgen. Gegen Schmid erhob sich ein Aufstand im eigenen Lager (zwischen 12. und 17. April). Die Schlacht bei Wurzach warf die Bauern völlig darnieder. Schmid und L. flüchteten in die Heimath Schappeler's, nach St. Gallen, wo Keßler sie kennen lernte, so daß er in seinem Sabbata einen sehr werthvollen Bericht über sie geben konnte. Der Schwäbische Bund kam zu spät, als er am 21. April dem Memminger Rath den Befehl zur Verhaftung Lotzer's gab. Dieser war geborgen, aber auch fortan verschollen. Doch ist anzunehmen, daß ihm sein Bruder in Heidelberg als einflußreicher Mann weiter half.

Lotzer's Schriften: Joh. Keßler's Sabbata, hsg. vom Hist. Verein des Kt. St. Gallen, 1902. — W. Vogt, Zwei oberschwäbische Laienprediger in der Zeitschr. f. kirchl. Wissenschaft u. kirchl. Leben, 1885, S. 413/498. — Bossert, Seb. Lotzer u. s. Schriften in Blätter f. württb. Kirchengesch. 1887, S. 25—78. Neugedr. Memmingen 1906. — Zu Joh. L. vgl. ebd. 1886, 58. — Götze, Seb. Lotzer's Schriften, 1902. — Rohling, Die Reichsstadt Memmingen in d. Zeit der evang. Volksbewegung, 1864. — Cornelius, Studien z. Gesch. d. Bauernkrieges, Münch. Sitzungsb. 1866, S. 189 ff. — Jn L. Baumann, Die Oberschwäb. Bauern im März 1525. — A. Stern, Ueber d. zwölf Artikel der Bauern, 1868. — Lehenert, Studien z. Gesch. d. zwölf Artikel. — Baumann, Die zwölf Artikel d. oberschwäb. Bauern 1525. — A. Götze, Die Artikel der Bauern 1525. Hist. Vierteljahrsschrift 1901, S. 1—32. — A. Götze, Die zwölf Artikel der Bauern kritisch herausg. Ebd. 1902, 1—32. — W. Stolze, Die zwölf Artikel v. 1525 u. ihr Verf. Hist. Zeitschr. 1903, 1—42. — Götze, Zur Ueberlieferung d. zwölf Artikel. Hist. Vierteljahrsschr. 1904, 53—60. — Stolze, Zur Gesch. d. 12 Artikel v. 1525. Ebd. 1905, 1—16. — Götze, Neues von Christoph Schappeler. Ebd. 201—218. G. Bossert.

Louise Hollandine, Prinzessin von der Pfalz, Aebtissin von Maubuisson — 1622—1709 — ward als zweite Tochter des durch sein wechselvolles Geschick zu trauriger Berühmtheit gelangten „Winterkönigspaares", des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und seiner Gemahlin Elisabeth Stuart am 18. April 1622 im Haag geboren. Jn der Namengebung Hollandine wies das königliche Elternpaar dankbar hin auf das Land, das ihm nach schmachvoller Flucht eine Zuflucht geboten. L. H. war das erste der in Holland geborenen pfälzischen Königskinder.

Zweigetheilt stellt sich ihr langes Leben dar. Die erste Hälfte spielt sich auf dem Boden der holländischen Heimath in verhältnißmäßiger Ruhe ab. Dann aber tritt eine erschütternde Katastrophe ein, die von tief einschneidendem, veränderndem Einflusse auf den zweiten Theil dieses fürstlichen Frauenlebens ist. Das Schicksal der Prinzessin L. H. zeigt sich darin in Uebereinstimmung mit dem der meisten ihrer Geschwister, bei denen auch, sei es früher oder später, die kritische Wendung im Lebensgange sich beobachten läßt, die ihrem ferneren Leben die Richtung gibt.

Aber auch in der Erziehung waltet eine Gleichheit unter der im Laufe der Jahre die Zwölfzahl erreichenden Geschwisterschaar Louise Hollandine's. So früh als möglich werden die Kleinen vom Hofe und aus der Nähe der Eltern entfernt, um in Leyden, unter der Obhut sorgsamer, aber pedantischer Erzieherinnen heranzuwachsen, doch nicht ohne daß sich dem Kindergemüth von der Zärtlichkeit des weichherzigen Vaters und der kühleren Empfindungsweise der charakterfesten Mutter ein Eindruck mitgetheilt hätte. Lehrer der berühmten Hochschule wirken geistbildend und fördernd auf die empfängliche Prinzessin ein. Nach vollendeter Erziehung kehrt L. H. an den Hof ihrer inzwischen verwittweten Mutter zurück, die sich bald von drei erwachsenen Töchtern um=

geben sieht, da außer der ältesten Prinzessin Elisabeth auch die jüngere Schwester Louise Hollandinens, Pfalzgräfin Henriette, bei der Winterkönigin weilt. Das heitere Leben im Haag lockt zur Antheilnahme. Es fehlt den Töchtern der Verbannten nicht an Bewerbern. Mag die von der jüngsten pfälzischen Prinzessin, der nachmaligen Kurfürstin Sophie von Hannover, in ihren Memoiren mitgetheilte kühne Absicht Montrose's auf die Pfalzgräfin L. H. auch mehr als Dichtung denn als Wahrheit angesehen werden, bei der Brautwahl ihres brandenburgischen Vetters, des Kurprinzen Friedrich Wilhelm, lag die Sache wol aussichtsreicher für L. H., wenn sie es auch erfahren mußte, daß der reichen oranischen Concurrentin vor ihr der Vorzug gegeben ward. Dem pfälzisch fröhlich empfindenden Wesen der Prinzessin L. H. schlug derlei Schicksalsfügung keine unheilbaren Wunden. Elastisch setzte sie sich darüber hinweg, wie sie auch in ihrem Aeußeren nicht viel auf Glanz und Eleganz gab und sich leicht etwas vernachlässigte. Sie war eben anders als die Schwestern; sie hatte etwas vor jenen voraus und das nahm sie ganz ein — ihr hohes Talent für Malerei. Unter Anleitung des Meisters G. van Honthorst bildete sie sich zu einer dieses Lehrers würdigen Schülerin aus. Es entstanden lebensvolle Porträts ihr nahestehender, verwandter Persönlichkeiten, die sich noch hier und dort, in den hannoverschen Galerien z. B., finden.

So unter der anmuthigsten Beschäftigung, in inniger Antheilnahme an den die Familie betreffenden Ereignissen und die oft bitteren Sorgen der in ihrer Existenz hart bedrängten Mutter treulich mit tragend, verflossen für L. H. lange Jahre. Eine ihrer Schwestern nach der anderen hatte den Haag verlassen, nur sie war geblieben. Um so erschütternder mußte da die Thatsache ihrer plötzlichen, heimlichen Flucht (1658) wirken. Die königliche Mutter war die am schmerzlichsten Betroffene. In tiefster Seele empörend, berührte es sie, daß den Haag die bösesten Gerüchte durchschwirrten, die heimliche Entfernung Louise Hollandinens zu einem peinlichen Skandal gestaltend. Mit Energie führte indessen die Entflohene ihren wohlvorbereiteten Plan weiter durch. Sie begab sich nach Frankreich; hier fand sie wirksame Unterstützung bei ihrer Tante, der Königin Henriette Marie von England, und hülfreiches Entgegenkommen seitens ihres Bruders, des Pfalzgrafen Eduard. In jungen Jahren hatte er den Schritt gewagt, den die Schwester jetzt zu thun im Begriffe stand. Sein Uebertritt zur katholischen Kirche war freilich ein „convertir le mari par la femme“ gewesen. Doch welche Gründe die auf der Höhe des Lebens stehende Pfalzgräfin zu dem Glaubenswechsel auch bewegen mochten, der Bruder blieb ihr treu zur Seite. — Nicht so schnell wie der Act des Uebertritts der protestantischen Königstochter zum Katholicismus sich vollzog (1659), fand sich der ihrer hohen Herkunft entsprechende geistliche Wirkungskreis. Die Erledigung eines Aebtissinnensitzes mußte mit Geduld abgewartet werden. — Dank der Fürsprache der Königin Henriette Marie erlangte L. H. die officielle Verzeihung der Königin Elisabeth. Ihre Flucht entschuldigend, gab sie der Mutter als Beweggrund für dieselbe die Bedenken an, die sie gehegt habe im Hinblick auf den Eindruck, den ihr Uebertritt zur römischen Kirche vom Hofe der protestantischen Königin aus auf diese hätte machen müssen. Die tiefgekränkte Mutter damit zu überzeugen, ist der Tochter nicht gelungen, Königin Elisabeth hat den an ihr geübten Verrath niemals verwunden.

Mit Erlangung des Aebtissinnensitzes zu Kloster Maubuisson bei Paris (1664) erfüllte sich der Wunsch Louise Hollandinens nach einem dem „Dienste Gottes“ geweihten Leben. Ihre klösterlichen Pflichten hinderten sie nicht an der Ausübung ihres schönen Talentes. Malereien ihrer Hand schmückten im Laufe der Jahre die Wände ihres stillen Reiches, auch das Porträtiren gab

sie nicht auf. Sie malte ihre kleinen Nichten, die Töchter ihres Bruders Eduard. Im schwarzweißen Klosterhabit „fait par elle même“ entstand ihr lebensvolles Selbstporträt, das die Cumberland-Galerie im Provinzial-Museum zu Hannover bewahrt. — Den Vorgängen in der Welt erhielt sie theilnehmendes Interesse. An den Reunionsbestrebungen, die besonders in ihrer Schwester Sophie von Hannover eine eifrige Förderin fanden, nahm sie thätigen Antheil. Gelegentlich des Besuches, den diese, begleitet von ihrer Tochter Sophie Charlotte, in Frankreich machte (1679), kehrte sie auch ein im „Asyl“ von Maubuisson, wo sie sich außerordentlich wohl fühlte und bei der gastfreien Schwester ungetrübte Tage verlebte.

Im Laufe der Jahre lichtete der Tod den Kreis der in Frankreich der Aebtissin nahestehenden, gleichaltrigen Verwandten. Aber die Rüstige verstand es, sich in Beziehung zu erhalten zu der nachwachsenden Generation. Ihre originelle Nichte, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, war ein häufiger, gerngesehener Gast im Kloster Maubuisson. Nicht genug konnte sie die „große Vivacität“ ihrer Tante rühmen, die bei den sich mehrenden Jahren, dank einer schier unverwüstlichen Gesundheit, die Beschwerden des Alters wenig verspürte. Eine Schlagberührung, von der sie 1705 betroffen ward, behinderte sie wol körperlich, aber hemmte nicht die geistige Regsamkeit der noch wie in der Jugend lebhaft Empfindenden, und so durfte, als dann doch am 11. Februar 1709 der Tod diesem langen Leben ein Ende machte, die Herzogin von Orleans von der entschlafenen Greisin schreiben: „Sie ist gestorben wie ein jung mensch in dem redoublement vom fieber“.

Bromley, a Collection of Original Royal Letters, London 1787. — Freiherr v. Aretin, Beiträge zur Geschichte und Litteratur VII, München 1806. — A. Köcher, Memoiren der Herzogin Sophie, nachmals Kurfürstin von Hannover — Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven IV, 1. Leipzig 1879. — E. Bodemann, Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig v. d. Pfalz, Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven XXVI, Leipzig 1885. — Miß Benger, Memoires of Elizabeth Stuart, queen of Bohemia, London 1825. — Napier, Montrose and the covenanters, London 1830. — Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz 1856. — Holland, Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart, 1843—81. — E. Bodemann, Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Kurfürstin Sophie von Hannover, Hannover 1891. — A. Wendland, Briefe der Elisabeth Stuart, Königin von Böhmen, an ihren Sohn, den Kurfürsten Karl Ludwig v. d. Pfalz, Bibliothek des litterarischen Vereins zu Stuttgart, CCXXVIII, Tübingen 1902.

Anna Wendland.

Löwe: Franz Ludwig Feodor L., Schauspieler und Dichter, wurde am 5. Juli 1816 als Sohn des gefeierten Heldenspielers Ferdinand L. und seiner Gattin, der Schauspielerin Johanna Tost, zu Kassel geboren. Er besuchte das Lyceum in Mannheim und setzte dann seine wissenschaftlichen Studien in Frankfurt a. M. fort. Seine Absicht, sich ganz einer wissenschaftlichen Laufbahn zu widmen, wurde durch den im J. 1832 erfolgenden Tod seines Vaters vereitelt. Er mußte sich nunmehr entschließen, die Theatercarriere zu ergreifen. Nachdem er in Mannheim, Hamburg und Frankfurt a. M. kürzere Engagements absolvirt hatte, wurde er durch den namentlich als Regisseur ausgezeichneten Schauspieler Heinrich Moritz für die Stuttgarter Hofbühne engagirt. Er siedelte daher im Februar 1841 nach Stuttgart über und errang sich hier als Heldenspieler in kurzer Zeit eine angesehene Stellung. Sein

Leicester in „Maria Stuart", sein Faust, Karl Moor und vor allem sein Hamlet galten zu seiner Zeit für vollendete Kunstleistungen. Es gelang ihm, sich mehr und mehr in das bis dahin von August Wilhelm Maurer vertretene Rollenfach hineinzuspielen, wobei ihn Moritz kräftig unterstützte. Nicht minder förderlich wurde ihm seine Vermählung mit Josephine Stubenrauch, der Schwester der bei König Wilhelm in hoher Gunst stehenden Schauspielerin Amalie v. Stubenrauch. Im J. 1846 wurde ihm die Regie des Schauspiels übertragen, und seitdem beherrschte er gemeinsam mit dem Charakterdarsteller Karl Grunert so sehr das Repertoire der Stuttgarter Hofbühne, daß die Freiheit der Gesammtbewegung des Instituts dadurch gelähmt und der Plan und die Einheit seiner Leistungen arg geschädigt wurde. Nur mit Mühe fand er sich in das Fach der Väter, zu denen er Ende der sechziger Jahre überzugehen genöthigt wurde. Sein Gedächtniß sträubte sich gegen die neuen Zumuthungen, er wurde sehr gedehnt und brachte nicht allein durch sein häufiges Stocken ein schleppendes Tempo in die Stücke, sondern störte und hemmte auch vielfach seine Partner. Obwol er im J. 1869 bei dem Wechsel in der Theaterleitung nicht, wie man erwartet und gewünscht hatte, Leiter der Stuttgarter Bühne geworden war, so erschwerte er dem zum artistischen Director ernannten Wiener Schriftsteller Feodor Wehl sein Amt in keiner Weise, sondern gewährte ihm jeder Zeit seinen Rath und seine Unterstützung, die bei seiner großen Vertrautheit mit den Stuttgarter Verhältnissen besonders werthvoll war. Seine schauspielerische Thätigkeit setzte er so lange fort, bis ihn im J. 1889 eine schwere Krankheit zum Verzicht darauf zwang. Er erholte sich nicht wieder und starb am 20. Juni 1890. — L. hat sich nicht nur als Schauspieler einen guten Namen gemacht, sondern stand auch in dem Rufe, ein tüchtiger Lyriker zu sein, der ihn freilich kaum überdauert hat, obwol Heinrich Kurz seinen Gedichten (Stuttgart 1854, 2. vermehrte Aufl. 1860) „Formschönheit, Klarheit und Eindringlichkeit der Darstellung und erweiterten Gesichtskreis" nachrühmt und ihn die Universität Gießen durch die Verleihung der philosophischen Doctorwürde honoris causa auszeichnete.

Heinr. Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur IV, 308—311, Leipzig 1872. (Vgl. auch das Register.) — Ad. Palm, Briefe aus der Bretterwelt. Stuttgart 1881. (Register.) — Feod. Wehl, Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheater-Leitung. Hamburg 1886, S. 62, 63, 65, 66, 67. — Deutscher Bühnen-Almanach, 55. Jahrg. Hrgg. von Th. Entsch. Berlin 1891, S. 318—320. — 1891, Neuer Theater-Almanach. Hrgg. von der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, 2. Jahrg. Berlin 1891, S. 108, 109. — Ludw. Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon der deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 617, 618. — Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts, 3. Ausgabe. Leipzig (1889). I, S. 505, 506.

H. A. Lier.

Loewig: Carl Jacob L., Chemiker, wurde am 17. März 1803 zu Kreuznach geboren und erlernte dort auch die Pharmacie. Im Alter von 22 Jahren begann er in Heidelberg unter Gmelin Chemie zu studiren und kam bald zu Untersuchungen über das Brom, die er 1829 unter dem Titel: „Das Brom und seine chemischen Verhältnisse" veröffentlichte. Er beschloß, sich jetzt ganz der Wissenschaft zu widmen, ging einige Zeit nach Berlin zu E. Mitscherlich und habilitirte sich dann 1830 in Heidelberg. Schon 1832 veröffentlichte er ein Jahrbuch der Chemie, das seinen Namen in weitere Kreise trug und ihm 1833 eine Professur in Zürich einbrachte. Dort wandte

er sich zuerst analytischen Untersuchungen zu, deren Ergebniß seine Schrift „Ueber die Bestandtheile und die Entstehung der Mineralquellen“ war (1837). Dann nahm er seine organischen Arbeiten wieder auf und verfaßte eine Reihe von Abhandlungen für die „Annalen der Chemie und Pharmacie“. Als Frucht seiner Lehrthätigkeit, zu der er ein hervorragendes Geschick besaß, erschien 1839 und 1840 seine „Chemie der organischen Verbindungen“. Dazu kam 1841—43 ein Repertorium der organischen, und 1852 ein Grundriß der anorganischen Chemie. Als die bedeutungsvollste Entdeckung seiner chemischen Untersuchungen gilt die des Antimonäthyls, namentlich erwies sich die Methode, durch die er diesen Körper erhielt, in der Folge sehr fruchtbar. Seit er 1853 als Nachfolger Bunsen's an die Universität Breslau übergesiedelt war, erweiterte sich einmal seine Lehrthätigkeit außerordentlich, namentlich seit der Errichtung einer Prüfungscommission für Pharmazeuten in Breslau, dann aber wandte er sein lebhaftes Interesse der Entwicklung der chemischen Industrie in der Provinz Schlesien zu, die bei ihren mineralischen Schätzen einen vorzüglichen Boden dafür gab. Er gründete mit E. Kalmiz in Sorau die erste chemische Fabrik in Schlesien und errichtete dann eine eigene in Goldschmieden, die indeß nicht besonders prosperirte. — L. war auch als Mensch eine anziehende Persönlichkeit, ein ganzer Mann voll Kraft und Energie, von Liebenswürdigkeit und Anmuth, gewandt in allen Geschäften des Lebens und voll Interesse für alle Vorgänge der Zeit, ein eifriger Jünger der Kunst, namentlich der Musik, bis zu seinem Tode im hohen Alter Vorstand des Breslauer Orchestervereins. Er starb am 27. März 1890.

Nach O. Ladenburg in der Chronik der Univ. Breslau für 1890. Jahresbericht der Schles. Gesellschaft für 1890 Markgraf.

Lübke: Wilhelm L., als Professor der Kunstgeschichte in Stuttgart durch persönlichen Adel ausgezeichnet, ist am 27. Januar 1826 zu Dortmund geboren. Der Großvater war Strumpfwirker zu Balve. Der Vater mußte auch Strumpfwirker werden, aber brachte es durch Selbststudium so weit, daß er mit 21 Jahren das Elementarlehrerexamen bestand und in den katholischen Schuldienst eintrat.

L. hat in seinen sonnigen und interessanten „Lebenserinnerungen“ (1891), die wir hier zu Grunde legen, die Stadt Dortmund, die trefflichen Eltern und die Jugendzeit prächtig geschildert. Als ältester von sieben Geschwistern geboren, erbte auch er „vom Mütterchen die Frohnatur“, vom Vater die Arbeitskraft und Arbeits- und Lehrfreude, von beiden Eltern mannichfache, namentlich auch große, zur Virtuosität ausgebildete musikalische Begabung — Eigenschaften und Fähigkeiten, die ihn im härtesten Lebensdruck nicht verließen und ihn so schnell zu den Höhen seines Berufslebens führten. Ein kerngesundes, aufgewecktes, lebensfrohes Kind, in ungetrübter Lust die Kinderjahre verbringend, in trefflichster Schulung des Vaters, hellen, schnell auffassenden Geistes, von außerordentlichem Gedächtniß, immer lernbegierig und thätig, hat Wilhelm schon in seinem 12. Jahre den überlasteten Vater beim Orgelspieldienst in der Kirche vertreten, ihm beim Corrigiren der Schularbeiten geholfen, selbst für den Erkrankten Schule gehalten. Er rühmt, wie der Vater auch seinen Sinn für die Natur und ihre Schönheiten geweckt, und durch Besuch von Werkstätten ihm für das thätige Leben die Augen geöffnet habe. Erste Kunsteindrücke gaben die verschiedenen mittelalterlichen Denkmäler der alten ehemaligen freien Reichs- und Hansastadt — damals noch ein Landstädtchen von etwa 6000 Einwohnern!

Die Lust zu zeichnen und zu malen, die ihm im späteren Beruf so dienlich wurde, ließ den Knaben bitten, daß ihn der Vater auf die Akademie

nach Düsseldorf schicke. Doch dieser hielt einsichtsvoller Weise die Begabung zum selbständigen Künstler nicht für groß genug, aber that alles, den Sohn für die Universität auszubilden. Auf dem Gymnasium waren dem fleißigen Schüler und guten Kameraden alle Fächer gerecht bis auf die Mathematik, die ihm immer antipathisch geblieben sei. Eifriges Turnen ist dem späteren Forscher bei manchen Untersuchungen alter Denkmäler von Nutzen geworden. Nachhaltigsten Eindruck machte auf den musikalischen Gymnasiasten das Spiel von Franz Lißzt, den man zur Verherrlichung des 300jährigen Jubiläums des Gymnasiums berufen hatte.

Interessant ist, wie L. schon als Primaner seine schriftstellerische Schneidigkeit und Gewandtheit offenbarte. Es war die Zeit des neuen katholischen Zelotismus (hl. Rock von Trier, 1844), dem die Eintracht von Katholiken und Protestanten, Mischehen u. s. w. ein Greuel waren. Der Vater Lübke war ein frommer Katholik, stand aber bei der Geistlichkeit nicht in Gnade und hatte unter schweren Ungerechtigkeiten zu leiden. (Man sehe den Abschnitt aus der Selbstbiographie des Vaters in den „Lebenserinnerungen"). Ein junger fanatischer Vicar, ein grausamer Züchtiger in der Schule während der Religionsstunden, eiferte im zelotischen Geiste auf der Kanzel und durch Broschüren. Der Primaner Wilhelm L., Wand an Wand mit ihm im Kloster wohnend, schrieb nun im tiefsten Geheimniß — nur dem Verleger vertraute er sich an, am wenigsten durfte der Vater etwas erfahren — betreffende Gegenbroschüren, die mehrere Auflagen erlebten und dem freudig erstaunten jungen Autor beim Abschied zur Universität vom Verleger ein beglückendes Honorar eintrugen.

Ostern 1845 ging L. mittellos, aber seinem Stern vertrauend, als Philologe nach Bonn. Erst half ein Onkel; bald konnte er sich durch Stundengeben selbst erhalten. Eifrigst hörte er Ritschl, Welcker, Brandis, Loebell, Diez, E. M. Arndt, Dahlmann und — Kinkel, damals von der Theologie zur Kunstgeschichte übergegangen. Unter den Commilitonen gewann er Freunde fürs Leben, auch einige, die für seine Weiterbildung von höchster Wichtigkeit wurden.

Es war für die Kunstgeschichte eine neue Zeit gekommen. Die Beschränkung auf Archäologie war durchbrochen. Revolution und Romantik hatten dabei, jede in ihrer Art, gewaltig eingewirkt. Zum Classicismus kam die Schwärmerei für das Mittelalter durch die Romantik. Auch dem deutschen Philister hatte die Plünderung der Kunstwerke durch die Franzosen für das Louvre die Augen für die Werthschätzung der Kunst geöffnet. Fürsten und Staaten förderten die Kunstsammlungen jetzt in volksthümlicherer Weise. Dem großen Publicum wurden die Sammlungen erschlossen; neue Museen wurden gebaut. Berlin und München standen voran. Wie damals die Weltdichtung erstrebt wurde, so schuf König Ludwig seine Bauwerke im Stil der wichtigsten Kunstzeiten. Aber auch Private übten durch Sammlungen und Bestrebungen die größte Wirkung. Man denke an die Boisserées. Angesichts all der Werke mußte die Kunstforschung sich ausdehnen, über Archäologie und italienische Kunstschwärmerei hinausgehen. Die allgemeine Kunstgeschichte wurde für die Wissenschaft, aber auch für die gebildeten Kreise eine Nothwendigkeit. Eine Reihe bedeutender Forscher war in Deutschland am Werk. Kugler that den Hauptwurf für das große Publicum durch sein Handbuch der Kunstgeschichte 1842; Schnaase folgte 1843 mit dem 1. Bande seiner Geschichte der bildenden Künste.

Die Universität Bonn hatte das Glück in Gottfried Kinkel einen begeisterten und begeisternden Lehrer der neuen kunstgeschichtlichen Anschauungen

und Bestrebungen zu besitzen. (Waagen, im Nebenberuf, und Kinkel waren damals die einzigen Professoren der Kunstgeschichte.) Auch der junge Philologe L. entflammte sich jetzt für mittelalterliche Kunst. Und welche Anschauungen bot dafür das herrliche Rheinland! Mit Freunden, namentlich mit dem lieben, vermögenden Freund Kestner, einem Enkel von Charlotte Buff, durchwanderte L. das Land, schwärmend für die Natur und für die Denkmäler der Kunst. Praktische Belehrung kam hinzu. Ein älterer Student, Simons, Freund im Kinkel'schen Hause, arbeitete an einem Werk über die so berühmt gewordene Kirche von Schwarzrheindorf. Durch die Musik wurde der jüngere L. mit ihm befreundet und erhielt praktische Anleitung zu solchen Arbeiten. „Ich lernte dabei die alten Denkmäler historisch betrachten und ihre Wandlungen durch die verschiedenen Epochen verfolgen." Seine zahllosen späteren Untersuchungen von Denkmälern hätten alle auf den in Schwarzrheindorf empfangenen Eindrücken beruht, berichtet er selbst.

Nach drei Semestern in Bonn beschloß L. nach Berlin zu gehen. Ein edler Menschenfreund half über pecuniäre Schwierigkeiten hinweg und L. hörte nun in Berlin Lachmann, Boeckh, Ranke, Trendelenburg, Joh. Franz u. A. als Philolog, daneben auch die kunsthistorischen Vorträge von Hotho und die Demonstrationen von Waagen. Dazu kam das eifrigste Privatstudium in den Museen und Sammlungen. Friedrich Eggers und Franz Susemihl wurden seine nächsten Freunde. Auch Jac. Burckhardt lernte er kennen. Es wurde ihm anfangs sehr schwer, sich in Berlin den Lebensunterhalt zu verdienen und er litt oft bittre Noth. Ein sehr geringes Stipendium, dann Stundengeben, seit dem Jahr 1848 auch Berichte für die Rheinische und Bonner Zeitung bildeten sein Einkommen.

Im Herbst 1848 bestand er sein Lehrerexamen; das Probejahr machte er am Werder'schen Gymnasium durch. Förderung war ihm danach gewiß, aber die Leidenschaft für die Kunstgeschichte war jetzt zu mächtig geworden. Er hatte auch von Berlin aus mit seinem Freunde Kestner seine Kunstwanderungen in den Ferien fortgesetzt und zwar zunächst im alten Sachsenland zwischen Weser und Elbe. Puttrich gab in seinem Werk „Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen" das Vorbild. „Die Grundlage für kunstgeschichtliche Studien bot uns Kugler's Handbuch." Mit 3 füßigem Zollstock und Meßschnur als ganzem Handwerkszeug zogen die Freunde aus. Wie schon im Rheinland bevorzugten sie die romanischen Denkmäler. Gothik kam erst in zweiter Linie; die Renaissance wurde mit einer an Verachtung streifenden Gleichgültigkeit behandelt. Manches wurde dabei von den jungen Forschern entdeckt, so z. B. die Säulenbasilika zu Hamersleben.

Der junge Lehrer wagte nun Kugler aufzusuchen, um ihm seine Entdeckung mitzutheilen und ihm Zeichnungen und Notizen vorzulegen. Erst allmählich interessirte sich Kugler für ihn und ehrte ihn dann durch warme Zuneigung und Freundschaft. Ebenso ging es mit Schnaase, dem er dann besonders nahetrat. Mitarbeiterschaft an Eggers' Deutschem Kunstblatt war in jeder Beziehung fördernd. War Eggers in Urlaub, so trat L. für ihn ein, spielend die Arbeit bewältigend — so erzählte er uns selbst —, mit der Eggers so schwer fertig wurde. Er lernte dabei auch das Redactionsgetriebe kennen. 1849 sah L. München und kam zu Kaulbach in nähere Beziehung.

Und nun hatte er das Glück, 1850 in Berlin seinen Bekannten aus Bonn, Junkmann, als Abgeordneten wieder zu treffen und diesen für seine Arbeiten zu interessiren. Er wollte die Heimath Westfalen nach dem Vorbild von Kugler's Pommerschen Kunstgeschichte beschreiben. Eine Sammlung ergab 200 Thaler, zu der im nächsten Jahre noch 50 Thaler kamen. Damit

bestritt L. eine Studienreise von fünf Monaten! Mit Recht rühmt er, wie er eine so große Aufgabe mit so geringen Mitteln durchgeführt habe. Bedeutende Entdeckungen, z. B. von übertünchten Wandmalereien, machten Aufsehen und erhöhten seinen Muth.

Nach zwei Jahren war das große Werk, Atlas zum Text, fertig. Es wurde Kugler und Schnaase gewidmet. Schnaase hat die Arbeit das Muster einer Provinzialforschung genannt. Aber die Herausgabe kostete viel Geld. Mehrere Verleger lehnten ab, bis Weigel sich entschloß, den Verlag zu übernehmen. Aber ohne Honorar! Nur mit Freiexemplaren für den — mittellosen — Autor. Es erschien 1853.

1851 hatte L. die „Vorschule zum Studium der Kirchenbaukunst des Mittelalters" herausgegeben. Der ehemalige Chorknabe von Dortmund hatte damit dem Publicum, namentlich den Protestanten einen großen Dienst geleistet. Es gab wieder pecunär schlimme Zeiten. Nichtsdestoweniger machte L. es möglich, seine Kunstreisen, so nach Mecklenburg, Thüringen, Sachsen, fortzusetzen. Die glänzenden schriftstellerischen Arbeiten für Kunstblätter und Zeitungen halfen aus.

1855 erschien das „Handbuch der Architekturgeschichte", „mit dem kecken Muthe der Jugend" geschrieben. Mehrere Verleger hatten abgelehnt. Graul übernahm es, von dem es dann in den Verlag von E. A. Semann überging. „Ich war der Erste, der auf den Gedanken kam, ein solches Werk mit Holzschnitten zu illustriren", sagt L. Er und Seemann haben sich dadurch das größte Verdienst für die Förderung der Kunstgeschichte in den weitesten Kreisen errungen. Anschauung der bildenden Künste durch die Abbildung der besprochenen Denkmäler! Wie war es in der bilderlosen Zeit schwer gewesen, ein Buch wie z. B. Kugler's Kunstgeschichte zu studiren! Diese Architekturgeschichte, klar, präcis, in glänzendem Stil geschrieben, als Studir- wie als Nachschlagebuch trefflichst, schlug beim Publicum durch. L. zählte fortan zu den gelesensten und bekanntesten kunsthistorischen Autoren. Ausgezeichnete Aufsätze und Kritiken, so enthusiastisch wie auch wieder voll Schärfe, machten ihn auch für die Tageslitteratur berühmt. Es fehlte nicht an einflußreichen Gönnern und Freunden. Ostern 1857 wurde er für das Lehrfach der Architekturgeschichte an die Bau-Akademie berufen. Im December 1857 vermählte er sich mit Mathilde Eichler, verwittweten Sanitätsrath Bennewitz. Virtute felix! konnte man von ihm sagen. Die Lebenssorgen, mit denen er so lange zu kämpfen hatte, lagen hinter ihm. Er hatte sich sein Glück errungen und verdiente es sich weiter, immer rastlos schaffend und immer freundlich fördernd, wo er konnte.

Nun sah er Italien 1858. 1860 erschien der „Grundriß der Kunstgeschichte", gleich der Architekturgeschichte ein Buch von außerordentlicher Verbreitung. (Jetzt in 12. Auflage neu bearbeitet von Prof. Semrau.) Es waren freudigst bewegte Jahre der Arbeiten, geistvoller Geselligkeit und von Studienreisen.

Schulrath Kappeler in Zürich sorgte damals durch treffliche Berufungen mit größtem Erfolge für den Aufschwung von Universität und Polytechnikum Zürich. An diesem wurde zum Gegengewicht gegen Einseitigkeit im praktischen und technischen Studium eine Professur für allgemeine Kunstgeschichte errichtet. Auf wiederholten Antrag nahm L. die Berufung nach Zürich an. Eine seltene Vereinigung von ersten Größen und vielen bedeutenden Männern der Wissenschaft und Kunst war hier beisammen. Auch die Musik spielte eine große Rolle. Zu Schweizer Kunststudien interessantester Art kamen nun wiederholte Reisen nach Frankreich, Belgien und England.

Es gab noch keine Gesammtgeschichte der Plastik. Seiner Architekturgeschichte ließ L. 1863 die „Geschichte der Plastik" folgen. (Er plante auch die Geschichte der Malerei, doch überließ sie wegen seiner anderen Arbeiten Woltmann, der sie begann und nach dessen Tode C. Woermann das treffliche, umfassende Werk fortsetzte.) In Zürich war die Bahn gebrochen für die Berechtigung der allgemeinen Kunstgeschichte als Lehrfach. Württemberg folgte für das Polytechnikum in Stuttgart. Dem Minister v. Golther gelang es, L. dafür zu gewinnen. Es wurde diesem allerdings schwer, sich von Zürich zu trennen. Die neuen deutschen Verhältnisse (1864) gaben für den patriotischen Mann den Ausschlag: er wollte wieder dem deutschen Vaterlande dienen.

1866 wurde L. Professor der Kunstgeschichte am Polytechnikum und an der Kunstschule in Stuttgart. (Sämmtliche deutsche Technische Hochschulen haben jetzt Professuren der Kunstgeschichte.) Von 1866—85 hat L. in Stuttgart gewirkt, immer rastlos thätig als Docent, Forscher, Herausgeber von Kunstdenkmälern, historischer und Tagesschriftsteller und Kritiker, so angesehen bei Hof, wie in der gelehrten Welt, durch Vorträge, Reden und Aufsätze auch in die wichtigen Tagesfragen eingreifend. Die engeren und weiteren Studienreisen wurden fortgesetzt. Für Schwaben ergab sich reiche Ausbeute.

Außer den „Kunsthistorischen Studien" (1869) erschienen die großen Werke: „Geschichte der Renaissance in Frankreich" (1868) und „Geschichte der Renaissance in Deutschland" (1873). Für die 2. Auflage von Schnaase's „Geschichte der bildenden Künste" übernahm L. die Mitarbeiterschaft am 4. und 8. Bande. Dazu kamen Peter Vischer's Werke, 48 Tafeln mit Text, 1878, ein Rafaelwerk in Lichtdrucken 1880, Dürer's Kupferstiche in Facsimile's (104 Tafeln) 1882, und wie früher Aufsätze und Kritiken in Kunstblättern und Zeitungen. Mit Karl v. Lützow sorgte er für die neuen Auflagen der „Denkmäler der Kunst".

Lübke's Leben war reich an Glück und verdienten Erfolgen. Unglück und Kränkungen und Verdruß blieben freilich auch nicht aus. Bei der Besichtigung des Schlosses von Schwerin verlor L., durch die Unvorsichtigkeit seines Geleiters beim Aussteigen aus dem Wagen, die Sehkraft des einen Auges. Auch das andere Auge verlangte seitdem größte Schonung. Unsagbares Leid für den der Autopsie leidenschaftlich beflissenen Forscher und den studirenden Gelehrten. Ein Glück noch für L., daß seine glänzende Darstellungskraft auch beim Dictiren nie versagte. Diabetes stellte sich ein, und wenn er sich auch sonst wenig schonte, so nöthigte sie ihn doch, jedes Jahr die Karlsbader Cur zu gebrauchen. Auch seine Gemahlin wurde von einem, wie sich ergab, unheilbaren Leiden befallen.

Es war kein Wunder, daß auch der Kritiker Lübke, der gern lobte, aber auch mit aller Schärfe tadelte und oft von oben herab verurtheilte und den Tagesströmungen sich rücksichtslos entgegenstellte, seine Kritiker und erbitterten Gegner fand. Und er war sehr Lob — verwöhnt! Es erbitterte ihn schwer, wenn man seine Bedeutung und Wirksamkeit dadurch verkleinerte, daß man ihn mehr als Sammler hinstellte, der nur hie und da sich auf eigene Detailforschung gestützt habe und der den Zusammenhang der Kunst mit Zeit- und Culturgeschichte nicht genügend ins Auge fasse. Vorkommendes, in der ungeheuren Thätigkeit nicht zu vermeidendes flüchtiges Urtheil und Ungenauigkeiten und Versehen veranlaßten wüthende Angriffe oder genügten, um über ihn als Forscher den Stab zu brechen. Hinzu kam die böse Feindschaft der Wagnerianer. L. war von Anfang an gegen Richard Wagner aufgetreten. Brahms war für ihn der bedeutendste deutsche Musiker der Gegenwart.

Was die Angriffe gegen ihn als Kunsthistoriker betrifft, so hat er manch-

mal sich auf seine Autopsie und sein schnelles Urtheil oder auf sein gewaltiges Gedächtniß zu sehr verlassen. In seiner Jugend galt es, wie in noch unerforschtem Lande, auf verschiedenen Gebieten zu entdecken, darüber zu berichten. Die Nachfolgenden mochten die genaueren Studien machen. Es hieß danach auch zuweilen bei ihm: ich kam, sah und — schrieb nieder. Er hat in seinen vielen, trefflichen Arbeiten den Besten seiner Zeit genug gethan. Feindschaft, namentlich von anderen Forschern, die er nicht berücksichtigt oder getadelt hatte, griff auch Unbedeutendes auf, den Haß daran auszulassen.

Verschiedenes machte ihn in den letzten Zeiten in Stuttgart unfroh. 1885 nahm er die Berufung als Professor der Kunstgeschichte und Director der Großherzoglichen Sammlungen nach Karlsruhe an, um dann allerdings zu Anfang den Weggang von seinem lieben Stuttgart schmerzlich zu bereuen. Zum Abschied von Stuttgart gab er die „Bunten Blätter aus Schwaben" heraus, 1885.

Aber bald hatte L. sich auch in Karlsruhe eingewöhnt. 1889 erschienen seine „Geschichte der deutschen Kunst", 1891 die Sammlung „Altes und Neues" und dazu 1891 die „Lebenserinnerungen", in der unverwüstlichen Heiterkeit des Geistes, Klarheit und Schönheit der Darstellung der Lebens- und Zeitgeschichte für den durch die Krankheit seiner Gemahlin und eigne Krankheit oft so schwer bedrückten älteren Mann ein prächtiges Werk. 1892 verlor L. seine getreue, geistesstarke Lebensgefährtin durch den Tod. Er war schöner Häuslichkeit gewohnt und bedürftig, und verheirathete sich bald wieder mit einer Verwandten seiner verstorbenen Gattin. Aber seine Lebenskraft war erschöpft. Er starb am 5. April 1893. 1895 wurde ihm in Karlsruhe ein Denkmal (von Weltring) errichtet.

Andere haben die Bahn für die neue allgemeine Kunst und Kunstgeschichte in Deutschland gebrochen. Aber Keiner hat wie L. für die Verbreitung des Sinnes für Kunst und Kunstgeschichte in den weitesten Schichten der Gebildeten Deutschlands gewirkt. Lemcke.

Lucae: Johann Christian Gustav L., angesehener Anatom in Frankfurt a. M., daselbst als Sohn von Samuel Christian L. (1787—1821) geboren und am 3. Februar 1885 gestorben, studirte seit 1833 in Marburg und Würzburg Medicin, erhielt in Marburg 1839 die Doctorwürde mit der Inauguraldissertation: „De symmetria et asymmetria organorum animalitatis, imprimis cranii", ließ sich 1840 als Arzt in seiner Vaterstadt nieder, hielt seit 1845 am Senckenberg'schen Institut pathologische Vorlesungen, wurde 1851 Lehrer an der Anatomie daselbst, erhielt 1863 den Professortitel und las seit 1869 auch am Städel'schen Kunstinstitut über Künstleranatomie. L. war ein hervorragender Kenner der Kraniologie, speciell der Embryologie des Schädels. Hierauf bezieht sich die größere Zahl seiner Veröffentlichungen, der Ergebnisse 30jähriger Einzelforschung. Ein großes Verdienst erwarb er sich namentlich dadurch, daß er seit 1843 bemüht war, gemeinsam mit dem Bildhauer Schmidt von der Launitz die Zeichnungsmethode anatomischer Gegenstände zu verbessern. Ferner hat L. über verschiedene andere Abschnitte der normalen, pathologischen, vergleichenden Anatomie, sowie der Entwicklungsgeschichte eine große Reihe sowol selbständiger Schriften wie Journalabhandlungen veröffentlicht, von denen ein fast erschöpfendes Verzeichniß sich in der sogleich angegebenen Quelle befindet.

Biogr. Lexikon ed. Hirsch u. Gurlt IV, 53. Pagel.

Lucae: Karl L., Germanist, ward geboren am 7. August 1833 als Sohn des Besitzers der „Rothen Adler-Apotheke" zu Berlin, Bruder von

Richard L. (dem Architekten) und August L. (dem Berliner Ohrenarzt), erhielt seine Schulbildung auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium seiner Vaterstadt und der lateinischen Hauptschule zu Halle und studirte von Herbst 1854 bis Ostern 1859 Philologie und Geschichte in Berlin, Bonn, Halle und wiederum in Berlin. In der classischen wie in der deutschen Philologie war Moriz Haupt der Lehrer, an den er sich am engsten anschloß und dessen Interpretationskunst für ihn zeitlebens vorbildlich blieb. 1859 promovirte er in Halle, blieb dort und habilitirte sich 1862 an der Universität für deutsche Sprache und Litteratur; sein wissenschaftliches Probestück bestand beide Male in der Auslegung einer Reihe von schwierigen Stellen aus Wolfram's von Eschenbach Parzival, den er von vorn herein in den Mittelpunkt seiner gelehrten Arbeit und seiner akademischen Lehrthätigkeit stellte. Ostern 1868 wurde er auf ein neu errichtetes Ordinariat seines Faches nach Marburg berufen. Hier hat er über zwanzig Jahre gewirkt, seit 1884 freilich durch ein Nerven- oder Gehirnleiden oft für längere Zeit in seiner Lehrthätigkeit behindert. In der Nacht vom 29. auf den 30. November 1888 fand er ein plötzliches Ende.

Lucae's Vorlesungen hatten ähnlich wie die seines Lehrers Haupt ihren Schwerpunkt in der Interpretation der großen mittelhochdeutschen Dichter; das Altgermanische lag ihm ferner, dagegen war er ein intimer Kenner unserer classischen Litteratur, wenn sie auch in seinen Vorlesungen fast ganz zurücktrat. In seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung bekannte er sich als strengen Lachmannianer; von den großen Fortschritten, welche die deutsche Philologie seit 1868 aufzuweisen hat, ist seinem Unterricht und seiner wissenschaftlichen Arbeit wenig zu Gute gekommen. Jahrelang erwartete man von ihm eine commentirte Ausgabe des Parzival: es ist bei kleinen Beiträgen zu einem Commentar geblieben, die in der Zeitschrift für deutsche Philologie (Bd. 9) und in der Zeitschrift für deutsches Alterthum (Bd. 30) gedruckt wurden, und auch in Lucae's Nachlaß hat sich nicht viel mehr vorgefunden. Die Arbeit am „Deutschen Wörterbuch", für das L. die Buchstaben I und J übernommen hatte, gab er mit dem dritten Bogen auf.

Die wissenschaftliche Unfruchtbarkeit und zeitweise Unthätigkeit eines Gelehrten, auf den der strenge Moriz Haupt starke Hoffnungen gesetzt hatte, findet ihre Erklärung nur zum Theil in der Leidenszeit seiner letzten Jahre. L. war in erster Linie eine ästhetische, ja eine künstlerische Natur: streng gegen sich selbst in der Form alles dessen, was er an einen engern oder weitern Kreis hinausgab — Zeichnungen und Gelegenheitsgedichte, Festreden und litterarische Essays — aber ohne starke Originalität und ohne zähe Arbeitskraft. Er war ein liebenswürdiger Gesellschafter, ein sicherer Geschäftsmann, ein ausgezeichneter Repräsentant: die Universität, die ihm in der wichtigsten Periode ihres Aufblühens und ihrer Neugestaltung wiederholt das Rectorat anvertraute, die Bürgerschaft, die ihn in ihren Ausschuß und demnächst in den Stadtrath wählte, die vorgesetzte Behörde, die ihm zu all diesen Geschäften das Amt eines Directors der wissenschaftlichen Prüfungscommission übertrug, haben seine Begabung anerkannt und zu nützen verstanden. Der Wissenschaft freilich ist er durch solche Häufung der Pflichten und Ehrenämter mehr und mehr entfremdet worden. Daß er aber ein feinsinniger Interpret der altdeutschen Dichtkunst war und zugleich ein Meister der poetischen Form, bewies er noch 1886 durch die Ausgabe und Uebersetzung des „Weinschwelg", die es mit dem besten der deutschen Uebersetzerkunst aufnimmt. Von seiner Begabung für die festliche wie für die populäre Rede, von seinem warmherzigen Patriotismus und von der Vielseitigkeit seiner gelehrten Bildung zeugen die nach

seinem Tode erschienenen gesammelten Vorträge „Aus deutscher Sprach- und Litteraturgeschichte“ (1889).

Chronik d. Univ. Marburg f. das Rechnungsjahr 1888/89 (II. Jahrg.) S. 16—24 (m. einem Schriftenverzeichniß); M. Koch vor den Gesammelten Vorträgen S. III—XI. Edward Schröder.

Luchs: Hermann L., schlesischer Kunsthistoriker, wurde am 27. Februar 1826 zu Beuthen O/S. geboren und auf dem dortigen Gymnasium vorgebildet, um dann auf den Hochschulen zu Breslau, Leipzig und Berlin philologischen Studien obzuliegen. Im höheren Schuldienst zu Breslau seit 1849 thätig, erlangte er 1863 das Rectorat der höheren Töchterschule am Ritterplatz, das er bis zum Jahre 1886 mit regem Interesse und glücklichem Erfolge verwaltete. Dauernde Bedeutung hat sein Name erlangt durch die überaus fruchtbare Thätigkeit, die er der heimathlichen Kunstgeschichte sowol in einer langen Reihe von Einzelforschungen, wie in der Begründung und Ordnung eines Museums schlesischer Alterthümer, das am 24. August 1859 dem Publicum zugänglich gemacht wurde, widmete. Dieses Museum pflegte er als dessen Custos unter steter Festhaltung des provinzialhistorischen Charakters mit warmherzigem Eifer und erweiterte es mit glücklichem Sammlertalent, leitete auch den zur Pflege der Sammlungen gegründeten „Verein für das Museum schlesischer Alterthümer“ und dessen Zeitschrift „Schlesiens Vorzeit in Wort und Bild“ wenn auch nicht immer dem Namen so doch dem Geiste nach. Die Namen seiner Abhandlungen zur schlesischen Kunstgeschichte hier aufzuzählen, würde zu weit führen, sie stehen größtentheils in der genannten Museumszeitschrift oder in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens oder in den Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Schlesischen Gesellschaft oder auch in den Programmen seiner Schule. Auf weitere Kreise suchte er durch zahlreiche Artikel in den Breslauer Zeitungen oder anderen populären Zeitschriften zu wirken; ein die Kunstalterthümer der Stadt hervorhebender „Führer durch Breslau“ hat eine Reihe von Auflagen erlebt. Sein bedeutendstes Werk sind die „Schlesischen Fürstenbilder des Mittelalters“, Breslau 1872, die 40 Grabdenkmäler schlesischer Fürsten eingehend beschreiben und zugleich aus den Quellen gearbeitete Biographien der dargestellten Persönlichkeiten beigeben. — L. war ein treuer Sohn seines Heimathlandes, ein begeisterter Pfleger jeder Art von Kunst, ein eifriger Patriot, ein lebendiger Gesellschafter und ein liebenswürdiger Freund seiner Freunde. Nach längerem Leiden starb er schon im Alter von 61 Jahren am 13. Januar 1887.

Nach gleichzeitigen Nekrologen in schles. Zeitschriften u. eigener Erinnerung. Markgraf.

Lücke: Johann Christoph Ludwig L., Elfenbeinschnitzer, über dessen Geburt nichts sicheres zu ermitteln ist, war vermuthlich der Sohn eines Elfenbeinarbeiters Namens Carl August L. Er wird zuerst als Modellmeister an der Meißener Porzellanfabrik erwähnt, an der er von Mitte April 1728 bis Ende Januar 1729 beschäftigt war, aber nur ungenügende Leistungen aufzuweisen hatte und der Unverträglichkeit mit seinen Collegen beschuldigt wurde. Wohin er sich nach seiner Entlassung aus der Manufactur wandte, ist unbekannt. Möglicher Weise begab er sich auf Reisen, die ihn für mehrere Jahre ins Ausland, d. h. nach England, Holland und Frankreich führten. Im J. 1733 finden wir ihn in Dresden, bemüht, vom König die ihm angeblich verheißene Pension des im J. 1752 verstorbenen Bildhauers Balthasar Permser zu erlangen. Eine ähnliche Bitte um Unterstützung wiederholte er am 8. November 1736. Gleichzeitig übersandte er eine aus Elfenbein an-

gefertigte allegorische Gruppe, welche die Zeit in der Gestalt des Saturn darstellt, wie sie die verfallende Kunst, ein ohnmächtiges, auf der Erdkugel sitzendes Weib, wieder emporrichtet. Diese Gruppe, die sich heute im Grünen Gewölbe in Dresden befindet, wurde ihm am 24. November 1736 für 80 Dukaten abgekauft. Schon im folgenden Jahre ging ein wundervolles Crucifix, „eine Arbeit von hohem Kunstwerth", das die vollständige Bezeichnung des Künstlers trägt, in den Besitz des Königs über. Es muß schon auf die Zeitgenossen einen großen Eindruck gemacht haben, da es in einer im J. 1739 erschienenen Beschreibung des Grünen Gewölbes poetisch besungen wird. Sicher stand L. in einer Art von Dienstverhältniß zum sächsischen Hofe, doch ist es nicht recht klar, welcher Art dasselbe war. In der Eingabe vom 8. November 1736 nennt er sich Stallbildhauer, und im J. 1842 bezeichnet er sich als Kunst-Kabinett-Bildhauer. Für kurze Zeit trat er auch mit dem Schweriner Hof in Verbindung, wurde aber, wie es scheint, durch seinen Bruder, den Bildhauer Karl August L., aus der Gunst des Herzogs verdrängt. Jedenfalls entwickelte er um jene Zeit eine ziemlich ausgebreitete Tätigkeit als Elfenbeinschnitzer, von der sich Proben nicht nur im Grünen Gewölbe zu Dresden und in dem dortigen städtischen Museum, sondern auch im Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe, in dem königlichen Museum zu Berlin, in dem großherzoglichen Museum zu Schwerin und im herzoglichen Museum in Braunschweig (?) erhalten haben. Im J. 1750 begab sich L. auf die Wanderschaft, um als Porzellanmaler sein Glück zu versuchen. Er wandte sich zunächst nach Wien und fand hier für kurze Zeit Beschäftigung als Modellmeister an der Wiener Porzellanmanufactur. Aber schon im folgenden Jahre finden wir ihn in Hamburg, von wo aus er sich vergeblich bemühte, sich bei der Fürstemberger Porzellanfabrik festzusetzen. Im J. 1752 kam er nach Kopenhagen und machte hier mit Unterstützung seines Sohnes allerhand Versuche mit der Herstellung von Porzellan, die so wenig glücklich verliefen, daß sie im J. 1757 nach Aufwendung einer nicht unbeträchtlichen Summe wieder aufgegeben werden mußten. Er wollte hierauf in Schleswig eine Porzellanfabrik gründen, scheint aber auch bei diesem Vorhaben nicht vom Glück begünstigt worden zu sein, da er mit dem Jahre 1758 mit diesem Schleswiger Unternehmen nichts mehr zu schaffen hatte. Inzwischen aber war er immer wieder bemüht, seine Mißerfolge als Keramiker durch Arbeiten in Elfenbein und Thon auszugleichen, wovon seine Arbeiten in den Sammlungen des Schlosses Rosenberg in Kopenhagen und im schleswig-holsteinischen Privatbesitz Zeugniß ablegen. Vermuthlich schuf er damals auch die Figur einer schlafenden Schäferin, die sich jetzt im Besitz des bairischen Nationalmuseums in München befindet. Im J. 1767 wandte er sich an den Prinzen Xaver, den Administrator Sachsens, und erhielt von diesem die Erlaubniß, eine Bildhauerfabrik in Sachsen anzulegen. Man muß annehmen, daß ihm dieser Plan geglückt ist, denn als er im Jahre 1780 in Danzig kinderlos starb, hinterließ er ein Vermögen von 8000 Reichsthalern. Nach dieser Nachricht muß man schließen, daß sein oben erwähnter Sohn, der möglicher Weise mit dem Elfenbeinschnitzer C. F. L. identisch ist, vor ihm gestorben war. Sein gleichfalls schon erwähnter Bruder, Karl August L., lebte etwa von 1738 bis 1757 im Dienste des Herzogs Christian Ludwig in Schwerin. Dann ging er nach Rußland, wo er fünf Jahre unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth in Petersburg zubrachte. Im J. 1777 wird er als in Danzig wohnend erwähnt und hinzugefügt, daß er Mühe hatte, mit seinen sieben Kindern durchzukommen. Bildhauerarbeiten von seiner Hand haben sich im großherzoglichen Museum in Schwerin und in den königlichen Museen zu Berlin erhalten.

Nach Chr. Scherer in der Zeitschrift für bildende Kunst, N. F., 7. Jahrgang. Leipzig 1896, S. 102—110 und 137—140, wo die einschlägige Litteratur citirt ist. Der Aufsatz ist in erweiterter Gestalt wieder abgedruckt in den Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 12. Heft. Straßburg 1897, S. 74—106. — Vgl. auch Das Museum, hrsgg. von R. Graul und R. Stettiner. Berlin und Stuttgart 1896. Jahrg. I, S. 46, 47. — Lücke's Name ist von W. Loose in seinen Lebensläufen Meißener Künstler (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen II, Meißen 1891) übersehen worden. H. A. Lier.

Ludwig I., gewöhnlich der Friedsame, von Zeitgenossen auch der Fromme genannt, Landgraf von Hessen (Landesherr 1413—1458), wurde geboren am 6. Februar 1402 zu Spangenberg als jüngstes Kind des Landgrafen Hermann des Gelehrten (s. A. D. B. XII, 125 ff.) und der Margarete von Nürnberg. Der Mutter bereits am 15. Januar 1406 beraubt, wurde L. schon am 10. Juni 1413 durch den Tod des Vaters Herr von Hessen. Er war der einzige damals lebende männliche Sproß des hessischen Hauses und ein gar zarter Knabe. Die Landgrafschaft war nach schweren Kämpfen und Wirren noch kaum wieder zur Ruhe gekommen; man sah in eine ungesicherte Zukunft. Aber L. ist persönlich und sachlich zu Kraft und Macht emporgestiegen; in langer und glücklicher Regierung hat er, und zwar gerade in einem für die deutschen Territorien allgemein entscheidenden Zeitpunkt, seinem Lande einen ungeahnten Aufschwung gegeben, hauptsächlich durch große persönliche Tüchtigkeit. Die fürs erste nöthige Vormundschaft führte Ludwig's Schwager Heinrich der Milde von Braunschweig-Lüneburg, der aber schon am 14. October 1416 starb. Neben ihm hatte die hessische Ritterschaft Antheil an der Regierung, vertreten besonders durch die zwei Landvögte in Niederhessen und Oberhessen, Eckhard v. Röhrenfurt und Eckhard Riedesel. Ernstliche Schwierigkeiten brachte das Zwischenregiment nicht. Mit dem Erzstift Mainz wurde schon 1413 eine vorläufige Verständigung gewonnen, insbesondere über die verwirrten kirchlichen Verhältnisse in Hessen. Ererbte Fehden mit feindlichen Nachbarn verliefen günstig; starken Eindruck machte ein hessischer Sieg über den Grafen Johann V. von Nassau-Dillenburg in der Nähe von Herborn um 1416. Entscheidend wirkte wol die ungewöhnliche geistige Frühreife des lebhaft hervortretenden jungen Fürsten, ähnlich wie hundert Jahre später bei seinem Urenkel Philipp. Vom römischen König Siegmund empfing L. schon am 27. Mai 1417 zu Konstanz in eigener Person die Reichsbelehnung. Als dann die Hussitenkriege ausbrachen, nahm L. im Herbst 1421 persönlich Theil am Feldzug nach Böhmen, wie er im Frühling des Jahres auch den vorbereitenden Nürnberger Reichstag besucht hatte. Doch die Reichskriegzüge waren erfolglos, die anschließenden Reichsreformversuche vergeblich. Das politische Leben in Deutschland zog sich, soweit es fruchtbar war, immer mehr aus dem Ganzen in die einzelnen Theile zurück. Die deutschen Reichsstände, sich selbst überlassen, sahen sich hingewiesen auf staatliche Sonderausbildung ihrer Territorien. In Hessen blieb die Hauptaufgabe zunächst noch die weitere Auseinandersetzung mit Mainz. Mit dem Erzbischof Konrad III. (1419—1434) schloß L. 1422 einen neuen Vertrag. Doch brach dann der alte Hader noch einmal sehr kräftig wieder aus; Konrad erklärte 1427 dem Landgrafen den Krieg. Gerade hundert Jahre nach dem mainzischen Siegeszuge von 1327 mußten nochmals die Waffen entscheiden. Sie entschieden, und zwar diesmal endgültig, zu Gunsten der hessischen Selbständigkeit. L. persönlich gewann einen völligen Sieg über die mainzischen Scharen, die von Fritzlar aus in Niederhessen einfielen, bei Großen-Englis im

Juli 1427. Und der Erzbischof selbst erlitt im August eine Niederlage bei Fulda. Der Abt, die Stadt und das Stiftsland von Fulda standen zum Landgrafen gegen Mainz. L. erlangte einen sehr günstigen Frieden. Der werdende hessische Territorialstaat ist in seiner Befestigung fortan von Mainz nicht mehr gestört worden. Das Verhältniß der landesherrlichen und der hierarchischen Gewalt in Hessen, besonders bezüglich der geistlichen Gerichte, ist zu dauernder Ordnung gebracht worden. Die lange Regierungszeit des nächsten Erzbischofs Dietrich (1434—1459) blieb durchaus friedlich und freundlich für L. Diesem selbst übertrug Dietrich 1439 den Schutz seiner Gebiete in Hessen und auf dem Eichsfeld. Die politische Lage erwies sich immer mehr dem staatlichen Ausbau der Landgrafschaft günstig. Das Gelingen dieses Ausbaues aber war großentheils Ludwig's eigenes Verdienst. An L. tritt zunächst ein religiöser Zug hervor. So hat er 1429 eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zu Jerusalem unternommen, 1431 gleich hinter einander zwei Wallfahrten nach St. Josse bei Montreuil, südlich von Boulogne, und nach Wilsnack in der Mark Brandenburg. Daneben jedoch entwickelte L. von früh an eine zielbewußte Politik. Anfangs gepflegte Beziehungen zu niederrheinischen Ständen ließ er nachher zurücktreten. Sehr eng schloß er sich dagegen fortan politisch zusammen mit dem Hause Wettin. Am 22. October jenes Jahres 1431 erneuerte er zu Rotenburg a. d. Fulda die Erbverbrüderung mit diesem seit 1423 kurfürstlichen Hause, dessen Haupt, der Kurfürst Friedrich der Streitbare von Sachsen, ihm hierbei seine Tochter Anna anverlobte. Und als dann die Vermählung mit der am 5. Juni 1420 geborenen jugendlichen Prinzessin schon am 8. September 1433 unter großen Festlichkeiten in Kassel vollzogen wurde, erlangte L. hiermit zugleich die Rückgabe von Eschwege und Sontra an Hessen, einen nicht unwesentlichen territorialen Gewinn. Das zweite neue Kurhaus des Reiches aber war dem Landgrafen durch nahe Verwandtschaft verbunden; Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg war Ludwig's Mutterbruder. Neuerweiterungen seines Territorialbesitzes sind dem Landgrafen im Laufe der Zeit an vielen Stellen gelungen. Dazu erwarb L. zahlreiche Schirmherrschaften, so über die Reichsabteien Hersfeld (1432) und Corvei (1434) und über eine Reihe auswärtiger Städte, und Lehnshoheiten, so über die beiden großen und durch ihre Lage für die Landgrafschaft sehr wichtigen Grafschaften Ziegenhain mit Nidda (1437) und Waldeck (1438). In Lehnsverhältnisse zu Hessen traten außerdem z. B. die Herren von Plesse (1447), von Lippe (1449), von Büren (1456) und die Grafen von Rietberg (1456). Die Grafen von Waldeck, noch mehr die von Ziegenhain waren öfters unbequeme, selbst gefährliche Feinde der hessischen Landgrafschaft gewesen, insbesondere in Verbindung mit dem Mainzer Erzstift; die Gewinnung der Lehnsherrlichkeit über sie war ein großer Fortschritt. Für Ziegenhain und Nidda geschah es mit Einwilligung der Abteien Hersfeld und Fulda, daß der Graf Johann der Starke sein ganzes Besitzthum zu hessischem Lehen machte. Er soll es zum Lohn dafür gethan haben, daß er 1429 in Venedig, wegen früherer Kaufmannsberaubung festgenommen, durch L. ausgelöst ward. Die endgültigen Folgen des waldeckischen und des ziegenhainischen Lehnsauftrages sind dann sehr verschieden gewesen; der ziegenhainische von 1437 hatte von vorn herein eine sehr viel größere Bedeutung dadurch, daß Graf Johann der Letzte seines Geschlechtes war. Eine merkwürdige politische Episode, die aber L. nichts weniger als Erfolg brachte, fiel in dasselbe Jahr 1437. Auf dem Reichstage zu Eger, dem L. damals beiwohnte, wurde er im Juli von Kaiser Siegmund mit Zustimmung der Reichsstände beauftragt, die Lande Brabant, Holland, Seeland, Hennegau, Antwerpen, Friesland und Limburg alle als

von ihrem Herrn, dem Herzog Philipp dem Guten von Burgund, widerrechtlich in Besitz genommen, für das Reich wieder einzuziehen. Es war eine Demonstration, die dem mächtigen burgundischen Herrscher gegenüber völlig aussichtslos war. Daß L. sich für sie gebrauchen ließ, erklärt sich wol aus der ihm vielleicht vom Kaiser eingeredeten Hoffnung, für sich selbst etwas bei der Sache zu gewinnen in Anbetracht seiner brabantischen Herkunft. Man weiß nicht, wie weit sich die Gedanken Ludwig's verstiegen haben mögen; die phantastischen Erzählungen der Chronisten geben immerhin zu denken. Jedenfalls jedoch ist Ludwig's Staatsaction kläglich gescheitert. Im August 1437 traf er, freilich durchaus nicht etwa kriegerisch gerüstet, in der Reichsstadt Aachen ein und versuchte eine diplomatische Verhandlung anzuknüpfen mit den vier Hauptstädten von Brabant, die ihm einfach erwiderten, daß Herzog Philipp ihr rechter Herr sei. Im September unternahmen dann einige niederrheinische Feinde Philipp's einen Einfall in Limburg, wurden aber nach Aachen zurückgeworfen. Darauf zog L. von dort alsbald nach Hause. Allem Weiteren machte der Tod des Kaisers noch vor Ablauf des Jahres ein Ende. Wie Siegmund's Erbe Albrecht von Oesterreich zugleich Nachfolger im Römischen Königthum wurde (L. war 1438 zur Wahlzeit in Frankfurt), so kam dann auch bei der Reichs-Neuwahl von 1440 ernstlich wol nur das Haus Habsburg in Frage, und es war wol nur ein Wahlmanöver, daß der Inhaber der böhmischen Wahlstimme und ebenso allerdings auch der Kurfürst von Brandenburg unseren Landgrafen mit in die Debatte zogen. Die Sache selbst steht fest, wenn auch die näheren Angaben, die Enea Silvio hierüber vorbringt, keinen Halt haben (so wenig wie die über des Landgrafen Todesart). Aber die Wahl war einstimmig: Friedrich von Steiermark begann seine lange und träge Regierung. Immer bedeutungsloser wurde die Reichsgeschichte für die deutschen Territorien. Innerdeutschland ist in den nächsten Jahrzehnten von zahlreichen einzelnen großen Fehden durchzogen und vielfach zerrüttet worden. Hessen jedoch hat diesmal für keine von ihnen den Schauplatz gebildet. Das Land genoß durch die Umsicht seines Fürsten einen ziemlich ungestörten Frieden. L. ist noch zuweilen in kriegerischen Unternehmungen außer Landes gezogen, nicht sehr erfolgreich, viel häufiger aber hat er als Vermittler von Streitigkeiten gewirkt, als vielbegehrter und allgemein hochangesehener eifriger Schiedsrichter. Er erwarb sich in dieser seiner eigensten Thätigkeit, für die er unverdrossen gar manche weite Reise that, den Ehrentitel eines Friedensfürsten (princeps pacis, pacis cultor). Man erzählte, daß ihn beim Jubiläum von 1450 auch der Papst zu Rom besonders ausgezeichnet habe. Es war das Jahr, in dem der Graf von Ziegenhain verstarb und L. es also selbst noch erlebte, sein Territorium wesentlich vergrößert und abgerundet zu sehen durch den Anfall der ziegenhainischen Landstriche, die es früher durchquerten. Zu ihnen gehörten unter anderem die Städte Schwarzenborn, Ziegenhain, Treysa, Gemünden a. d. Wohra, Rauschenberg, Staufenberg, Stornfels und Nidda. Bald danach begann bereits unter L. ein anderer, viel reicherer Landerwerb für das hessische Haus wenigstens in Aussicht zu treten. L. hatte den zweiten seiner Söhne schon in dessen fünftem Lebensjahre, 1446, verlobt mit der einzigen Tochter des überreichen Grafen Philipp von Katzenelnbogen. Dieser nun verlor jetzt, 1453, seinen einzigen Sohn, Philipp den Jüngern. Der Vater blieb der Letzte des Stammes, seine Tochter Anna wurde zur Erbtochter. Und eine Stärkung seiner äußeren Stellung erhielt L. endlich kurz vor seinem Tode noch dadurch, daß jetzt in die sächsisch-hessische Erbverbrüderung auch das brandenburgische Kurhaus mit eintrat, am 29. April 1457 zu Naumburg a. d. Saale. Im Inneren war Ludwig's Regierung

typisch für die damalige Ausbildung geschlossener Territorialstaaten. Gegenüber den kleinen Gewalten und der Hierarchie erhob sich die fürstliche Landesherrschaft zu mehr und mehr überragender Macht. Sie begann die Berufstände der Ritterschaft, des Bürgerthums und zum Theil auch des Clerus ihrer Oberhoheit fester zu unterstellen und territorial zusammenzubinden. Sie ward zur Trägerin eines erweiterten Staatsgedankens in der Fürsorge für das gemeine Landeswohl und als Hort des ständeverbindenden Rechts. Hessen weist unter L. alle diese Züge der Entwicklung deutlich auf. Und daß hierbei der persönliche Antheil Ludwig's ein bewußter und schöpferischer, daß seine landesherrliche Thätigkeit eine selbständige und bedeutende war, ist sicher. Er baute Burgen, machte sich eine treue Lehnsmannschaft, hielt seine Straßen rein, schützte und förderte den Handel, ordnete die Münze, handhabte Landes- und Stadtpolizei, griff reformirend in das Klosterleben, überwachte die geistliche Gerichtsbarkeit und war selbst ein fleißiger und kluger Richter. Man rühmte, daß er nie ein unrechtes Urtheil gesprochen habe. Ein Denkmal seiner Rechtspflege ist die Gerichts- und Polizeiordnung, die er 1455 erließ. L. macht, soviel wir von ihm wissen, den Eindruck einer umsichtigen und thatkräftigen, ruhigen und festen, milden und gerechten Persönlichkeit. Hessen, sagt ein Zeitgenosse, freute sich eines solchen Herrn. L. starb am 17. Januar 1458 zu Spangenberg. Seine Gemahlin Anna von Sachsen, die ihn nur bis zum 17. September 1462 überlebte, hatte ihm folgende Kinder geschenkt: Ludwig II. (geboren 1438), Heinrich III. (geboren 1441), Elisabeth die Schöne, die 1464 mit Graf Johann III. von Nassau-Weilburg vermählt ward und 1480 starb, Hermann (geboren 1449/50), der Kurfürst von Köln ward und 1508 starb, und Friedrich, der schon 1463 starb. Dazu kam noch ein nachgeborenes Söhnchen, das jedoch nur ganz kurze Zeit gelebt haben kann.

Wigand Gerstenberg, Landeschronik von Hessen: Gerstenberg's Werke, herausgegeben von Diemar (im Erscheinen), S. 282 ff. — Johann Nuhn, Hessische Chroniken: Selecta Senckenberg III, 397 ff. und V, 441 ff. — Rommel, Geschichte von Hessen II, 261 ff. — Landau in Zeitschrift für Hessische Geschichte V, 77 ff. — Diemar in Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, N. F. VIII, 1 ff. und in Zeitschr. f. Hess. Gesch., N. F. XXVII, 21 ff.

Hermann Diemar.

Ludwig II., der Freimüthige genannt, Landgraf von Hessen (Theilherr des Landes 1458—1471), wurde geboren am 7. September 1438 als erstes Kind des Landgrafen Ludwig I. und der Anna von Sachsen. Schon am 1. September 1454 vermählte er sich zu Frankfurt mit Mechthild, Tochter des Grafen Ludwig I. von Württemberg-Urach. Als sein Vater am 17. Januar 1458 starb, waren für die Erbfolge keine genügenden Bestimmungen getroffen, und so hat die hessische Landgrafschaft, die durch die Dynastie emporgebracht, befestigt und ansehnlich vergrößert worden war, nach der Friedenszeit Ludwig's I. ihre Weiterentwicklung zunächst, in merkwürdigem Rückschlag, begonnen mit dynastischem Zwist und innerer Unruhe. Von den Söhnen Ludwigs I. starb allerdings der vierte, Friedrich, schon um den 1. Juni 1463, und der dritte, der begabte und tüchtige Hermann, erhielt eine gelehrte Ausbildung und ließ sich abfinden. Dem zweiten aber, Heinrich III. (s. A. D. B. XI, 522 f.), der am 30. August 1458 die Erbtochter von Katzenelnbogen heimführte, war schon beim Verlobungsvertrag von 1446 vom Vater der Anspruch gegeben worden, mit Ludwig II. „gleich“ zu theilen. Und er hat jetzt, gelenkt von seinem klugen aber rücksichtslosen Hofmeister Hans v. Dörnberg, mit L. jahrelang um die gleiche Theilung des väterlichen Erbes gerechtet und gestritten.

Im Grundsatz einigten sich die beiden Brüder schon bald, bestimmter 1460, dahin, daß L. Niederhessen mit dem Land an der Werra, Heinrich Oberhessen mit dem Ziegenhainer Gebiet erhalten sollte. Nur die genauere Ausgleichung der beiden Theile an Land und Hoheitsrechten blieb eine offene Frage. Man vertagte sie 1460 auf vier Jahre. In der äußeren Politik gingen L. und Heinrich alsbald getrennte Wege. L. tummelte sich andauernd in Fehden mit nördlichen Nachbarn. Wichtiger waren seine Beziehungen zu Kurpfalz und Kurmainz. L. wurde zuerst Bundesgenosse des großen Gegners Kaiser Friedrich's III., des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, und zwar in dessen Krieg mit dem neuen Mainzer Erzbischof Diether von Isenburg (1459—1461 bzw. 1463). L. half Friedrich 1460 den Sieg bei Pfeddersheim über Diether gewinnen. Die Fehde endigte mit völliger Aussöhnung und einem Bündniß Diether's und Friedrich's. Nun aber wurde Diether vom Papste abgesetzt und sein Stuhl an Adolf I. von Nassau gegeben (1461—1475). Jetzt traten Friedrich und L. politisch auseinander: Friedrich erneuerte sein Bündniß mit Diether, L. dagegen ergriff die Partei Adolf's, der ihm dafür Ende 1461 zwei mainzische Gebietsstücke verpfändete, eins im Eichsfeld, das L. nachher nicht zu behaupten vermocht hat, ein zweites im sächsischen Hessen, mitten zwischen landgräflichen Besitzungen, nämlich Hofgeismar mit Schöneberg und Zubehör. Das Eintreten Ludwig's für Adolf aber war eine Parteinahme, die dem anderen hessischen Theilherrn unmöglich war. Denn Heinrich's Politik mußte vor allem bestimmt werden durch die Aussicht auf Katzenelnbogen. Da nun einerseits Kaiser Friedrich 1461 dem König Georg Podiebrad von Böhmen Anwartschaft auf die Katzenelnbogener Reichslehen ertheilte, andererseits Graf Philipp von Katzenelnbogen sich offen verbündete mit dem abgesetzten Diether von Mainz und dem kaiserfeindlichen Friedrich von der Pfalz, so war es für Landgraf Heinrich durchaus geboten, in der Mainzer Stiftsfehde Partei für Diether zu nehmen. Er that es Anfang 1462. Und Diether verpfändete dafür an Heinrich eine Reihe mainzischer Besitzungen in Oberhessen, nämlich Battenberg, Rosenthal und die bisher nichthessische Hälfte von Wetter mit Mellnau. So standen also L. und Heinrich in der Stiftsfehde einander gegenüber. Mit L. und Erzbischof Adolf waren in Hessen außerdem die Stifte Hersfeld und Fulda verbündet. L. unternahm im Januar 1462 einen Feldzug an den Main, darauf kehrte er mit Adolf nach Hessen zurück, wo Adolf jetzt die Obedienz der mainzischen Städte Amöneburg, Neustadt und Fritzlar für sich erlangte. Das Eichsfeld freilich blieb (wie Erfurt) auf Diether's Seite. Die beiden Landgrafen gingen sich übrigens militärisch ziemlich aus dem Wege. Heinrich operirte mit Friedrich von der Pfalz zusammen im Rheingau, seine Truppen halfen weiterhin im Juni 1462 Friedrich den Sieg bei Seckenheim erfechten. L. dagegen gewann im Juli mit Waffengewalt das ihm verpfändete Hofgeismar, worauf die Belagerung von Schöneberg und Anderes ihn noch Monate lang hier im Norden von Hessen beschäftigte. Sein Bundesgenosse Adolf aber erhielt dann im October ein großes Uebergewicht durch die Eroberung von Mainz. Seitdem war Diether's Niederlage entschieden. Im nächsten Jahre fanden lange Friedensunterhandlungen statt, sie führten am 5. October 1463 zum Vertrag von Zeilsheim. Diether trat zurück. Den Kriegsverlust aber trug das Erzstift. Denn sowohl Diether's wie Adolf's Verpfändungen blieben in Kraft. So erhielt Hessen als Ganzes aus doppelter Parteinahme doppelten territorialen Gewinn. Und die starke Verminderung des unmittelbaren mainzischen Besitzes in Hessen war ein erheblicher Vortheil für die Stellung der Landgrafschaft. Für L. kamen dann zu Hofgeismar und Schöneberg in den nächsten

Jahren noch zwei benachbarte Erwerbungen hinzu. In der Fehde, die sich 1464 zwischen ihm und Bischof Simon III. von Paderborn erhob, nahm er gleich 1464 die bisher nicht-hessische Hälfte von Trendelburg und 1465 Liebenau gewaltsam in Besitz und behielt beides auch in dem Vertrage, der erst 1471 dieser langen, landverwüstenden Fehde ein Ziel setzte. Inzwischen war für die Landgrafschaft die Theilungsfrage brennend geworden. Seit 1464 gab es jetzt jahraus jahrein ohne Erfolg Tagsatzungen und Schiedsversuche. Der Streit der beiden Brüder, von Parteigängern und Nachbarn genährt, nahm allmählich immer mehr an Schärfe zu, er artete zuletzt aus in förmlichen Bruderkrieg, der die eigene Heimath verheerte. So verbrannte L. 1469 die Städte Borken und Schwarzenborn. Doch nunmehr drangen endlich die Vermittlungsversuche durch, um die vor allem der dritte Bruder, der sympathische junge Landgraf Hermann, sich verdient machte. Und mit ihm zusammen wirkten die hessischen Landstände, die eben in diesen Bemühungen, das Landeswohl gegenüber dynastischem Ehrgeiz zu wahren, jetzt mehr in den Vordergrund traten. Nach wiederholten neuen Zusammenkünften sowol der Landgrafen selbst wie von Räthen und Ständen auf der üblich gewordenen Stätte am Spieß beim Kloster Kappel (bei Frielendorf) erfolgte daselbst im Mai 1470 die endgültige Auseinandersetzung der streitenden Brüder mit Hülfe eines förmlichen Landtages. Im Mai des nächsten Jahres machte L. seinen Frieden mit Paderborn, darauf zog er mit stattlichem Gefolge in allem Prunk zum großen Regensburger Reichstag und erhielt hier von Kaiser Friedrich als der Aelteste des Hauses für sich und seinen Bruder am 24. Juli 1471 die gemeinsame Belehnung mit dem Gesammtbesitz der Landgrafschaft. So waren die staatlichen Verhältnisse Hessens endlich wieder fertig geordnet. Glücklicher Weise, denn noch vor Ablauf dieses Jahres starb L., am 8. November 1471 zu Reichenbach. Ein Hauptanliegen war ihm noch zuletzt die Förderung seines Bruders Hermann gewesen, der 1471 Aussicht erhielt, Bischof von Hildesheim zu werden. Ludwig's Tod war mit daran schuld, daß Hermann das Stift nicht erlangte. Auch dort, wo Hermann's Zukunft lag, im Erzstift Köln, hatte L. sich für ihn bemüht. Bei einem Besuch, den er dem Bruder im März 1470 in der Stadt Köln machte, erfahren wir manches von Ludwig's Auftreten und von seiner Art. L. ist nur wenig über 33 Jahre alt geworden. Sein Bild stellt sich uns dar als das einer lebhaften und empfänglichen Natur voll jugendlicher Frische und geistiger Regsamkeit. Doch wie von Unternehmungslust so war er auch von Unrast und Leidenschaft erfüllt. Es fehlte ihm, wie es scheint, das rechte Maaß, die Tugend seines Vaters. Ludwig's treffliche Gemahlin Mechthild von Württemberg ist erst am 6. Juni 1495 gestorben, eben als ihr Bruder Eberhard, der Erzieher ihres zweiten Sohnes, Herzog ward. L. hatte mit ihr schon 1455 eine Tochter, Anna, die jedoch früh, um 1458, starb, dann die zwei Söhne und Landeserben, die er unmündig hinterließ: Wilhelm I., geboren 1466, † 1515, und Wilhelm II., geboren 1469, † 1509, den Erneuerer des hessischen Gesammtstaats, den Vater Philipp's des Großmüthigen.

Gerstenberg bei Diemar, S. 294 ff. — Ruhn bei Senckenberg III, 426 ff. — Rommel III, 1 ff. — Landau in Zeitschr. f. Hess. Gesch. II, 164 ff. und V, 268 ff. — Gundlach, Hessen und die Mainzer Stiftsfehde, Marburg 1899. — Diemar in Mitteilungen und Zeitschr. a. a. O.

Hermann Diemar.

Ludwig: Heinrich L., geboren am 13. März 1829 zu Hanau als Sohn des Oberrentmeisters Friedrich L. und seiner Frau Christiane geb. Nagel, zeigte schon von frühester Jugend an hervorragende Eigenschaften des Körpers

und Geistes. Durch die Schönheit seiner Erscheinung, durch die Anmuth und Liebenswürdigkeit seines Wesens und durch die Innigkeit, mit der er die Welt seiner Umgebung umfaßte, gewann er sich überall Freunde. Das glückliche Leben in der zahlreichen Familie und die freie, liebliche Natur des Mainthales erfüllten das junge Gemüth mit nachhaltigen und tiefgehenden Eindrücken.

Mit fünf Jahren schon besuchte er die Elementarschule; im neunten Jahre kam er auf das Gymnasium seiner Vaterstadt, dessen Classen der hochbegabte Knabe sehr rasch durchlief. — 1843 starb der vortreffliche Vater, der die Befreiungskriege als Rittmeister in einem Freiwilligencorps mitgemacht und vor dem Feinde das Eiserne Kreuz erworben hatte. Der Vater war es auch, der den auch für künstlerische Dinge hochtalentirten Sohn auf die Landschaftsmalerei hinwies. Die anfänglich beabsichtigte wissenschaftliche Ausbildung wurde aufgegeben und L. kam, noch zu des Vaters Lebzeiten, auf die Kunstakademie zu Kassel, die anfangs der 40er Jahre unter der Leitung des Directors Pelissier stand. Hier verbrachte der emsige Kunstjünger zwei Jahre. Dann wurde (1845) die Düsseldorfer Akademie bezogen, wo J. W. Schirmer besonderen Einfluß auf L. gewann. Der Ernst und Eifer des Studiums wurde durch lebhafte Betheiligung an den theatralischen und künstlerischen Veranstaltungen des „Malkastens“ gewürzt. Der Dreiundzwanzigjährige entwarf z. B. das Programm „zum reizendsten aller Künstler-Frühlingsfestzüge“, der den „Auszug des Königs Artus und seiner Ritter, um Tannhäuser aus den Banden der Frau Venus zu befreien“, zum Thema hatte. Auch späterhin hat L. dichterische Arbeiten zu Unterhaltungszwecken wiederholt verfaßt (z. B. „Pygmalion“ und „Der Kampf um Troja“). 1852 ging L. nach Zürich, wo sein älterer Bruder Karl, der berühmte Anatom und Physiolog, als Professor thätig war und knüpfte dort u. a. auch freundschaftlichen Verkehr mit G. Keller an. 1853 ermöglichte ihm die Unterstützung eines Gönners die Fahrt nach Italien, das er von da ab als zweite Heimath betrachtete und nur noch vorübergehend verließ, so sehr er im innersten Herzen ein Deutscher war und geblieben ist. Auf einer dieser Reisen verweilte er auch in Wien, wo sein Bruder Karl am Josephinum wirkte, und trat dort in Verkehr mit dem durch seine farbentheoretischen Untersuchungen bekannten Physiologen E. Brücke, dessen Forschungen seinen eigenen maltechnischen Studien werthvolle Anregungen gaben. Auf der Rückreise nach Rom, die über München führte, zog er sich durch einen unglücklichen Sturz den Keim eines schweren unheilbaren Leidens zu. Rom hat ihn von da an (1860) festgehalten. L. blieb aber durch regen Verkehr mit bedeutenden Deutschen, wie Allmers, Böcklin, Thoma, Lugo, Gesellschap, K. Hillebrand, Mommsen u. A. und durch wiederholte amtliche Beziehungen in steter Berührung mit deutschem Geist und Wesen.

Hier, in Rom und Süditalien, das er wiederholt und für längere Zeit besuchte, entwickelte sich das Wesen Ludwig's in fruchtbarer und erstaunlich vielseitiger Weise. Neben glücklichen künstlerischen Arbeiten, die, auf gründlichem Naturstudium und sorgfältiger Beachtung perspectivischer und coloristischer Gesetze beruhend, auch heute noch durch die Vornehmheit und Gediegenheit ihrer künstlerischen Sprache ehrenvolle Zeugnisse seines Künstlerthums sind, beginnt etwa von 1870 an die wissenschaftliche und erfinderische Thätigkeit. Unter allen Künstlern seiner Zeit hat L. jedenfalls über das größte Maaß gediegenen Kunstwissens verfügt. Kunstübung und Kunstwissenschaft sind in ihm zu einer seltenen Einheit verschmolzen gewesen. Das Handwerkliche in der Kunst war ihm eine heilige Sache, der er unablässig seine Sorge und sein ganzes Denken zuwandte.

Gegen Ende des Jahres 1871 führte ihn eine Atelierbeobachtung zur Einsicht, daß Petroleum bei strahlender oder leuchtender Wärme verschiedene Verdunstungsgeschwindigkeit habe. Hieraus entwickelte sich die Erfindung der „Petroleumfarben", die (seit 1893) heute noch bei Dr. Schoenfeld in Düsseldorf nach den Vorschriften des Erfinders hergestellt werden. Durch Zusatz gewisser Petroleumsorten zu den Oelfarben wird aber nicht bloß der Trockenproceß nnd damit die Arbeit des Malers am Bilde regulirbar, sondern auch die Leuchtkraft und Dauerhaftigkeit der Farben erhöht. Ein langjähriger Proceß mit dem Chemiker Keim, der Ludwig's Petroleumfarben zuerst, aber ungenügend herstellte, entschied inhaltlich zu Gunsten Ludwig's und endete formell mit einem Vergleich. Aus Malerkreisen wurden viele Stimmen laut, die den Vorzügen der Ludwig'schen Petroleumfarben Beifall zollten.

Neben dem Naturstudium und dem Studium der Darstellungsmittel begann L. in den siebziger Jahren sich eingehend mit kunstwissenschaftlichen Problemen zu beschäftigen. Die erste Frucht dieser Studien ist die 1876 erstmals erschienene (1893 neu aufgelegte) Schrift „Ueber die Grundsätze der Oelmalerei und das Verfahren der classischen Meister". Das gründliche Wissen und dic lichtvolle Darstellung haben Ludwig's Namen ehrenvoll in die Litteratur eingeführt; eine Zeitlang wurden mit L. Verhandlungen über seinen Eintritt in die Akademie in Berlin, dann auch in Wien gepflogen. — Auf diese erste Veröffentlichung folgte die (1882 in den Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik erfolgte) Herausgabe des libro di pittura von Lionardo da Vinci nach der vatikanischen Handschrift, eine Arbeit, gleich vorzüglich als Uebersetzung wie als fachmännisch durchgearbeitetes Werk, in das L. eine Fülle geistvoller Bemerkungen einflocht.

Mit der Herausgabe des Lionardo'schen „Malerbuchs" und der 1885 erschienenen Schrift „Neues Material aus den Originalmanuscripten" hat L. nach der Seite der Gründlichkeit, Genauigkeit sowie der glänzenden und geistvollen Zusammenfassung jedenfalls die außerdeutschen Publicationen derselben Zeit weit übertroffen. — Im Auftrage dcs preußischen Cultusministeriums verfaßte er 1888/92 „Die Technik der Oelmalerei" (2 Theile), „darin die den Gegenstand betreffenden Erfahrungen" gesammelt sind, ein Buch, dem man mindestens werthvolle Beobachtungen und Erfahrungen wird zuerkennen müssen. Die letzten Lebensjahre Ludwig's wurden durch den schon erwähnten Streit mit Keim verbittert. In einer Reihe kleinerer Broschüren hat L. sein Erfinderrecht und seinen Standpunkt in dieser Sache aufs gründlichste vertheidigt und gewahrt. — Das Leben Ludwig's, so arm es an äußeren Erfolgen sein mochte, war ein reiches, fruchtbares. So lang ihm seine Gesundheit erlaubte, mit der Natur in Verkehr zu bleiben und so lange er noch Herr seines Körpers war, sind auch seine künstlerischen Leistungen durch geistvolle Auffassung der Motive, durch Klarheit und Sorgfalt der Durchbildung und durch die Größe der Anschauung und Wiedergabe höchst anziehend und werthvoll. In seinen litterarischen Werken hat L. ein außerordentlich reiches, noch lange nicht gehobenes Material für bildnerische Technik und Wissenschaft niedergelegt. Die hohe Intelligenz, die liebenswürdigsten Eigenschaften des Gemüthes, die Vielseitigkeit und Gründlichkeit seiner Interessen und ein auch in den schmerzlichsten Zuständen nie versiegender Humor, die Klarheit seines ganzen Wesens, das auch nach langer Trennung doch ganz noch seiner Heimath und seinem deutschen Vaterlande gehörte: alle diese Eigenschaften übten, da L. bei vollem Bewußtsein seines Werthes doch frei von aller Selbstgefälligkeit und Eitelkeit war, einen bezaubernden Einfluß aus auf Alle, die das Glück hatten, seinen persönlichen Umgang genießen zu können. — Zu Anfang des Jahres 1897 zwang ihn sein altes Leiden,

multiple Herzsklerose, ständig ins Bett. Am 30. Juni 1897 erlöste ihn der Tod. Seine Asche ist auf dem evangelischen Friedhofe bei der Cestiuspyramide zu Rom beigesetzt.

Ludwig's künstlerische Werke sind u. a. in den Galerien zu Berlin und Karlsruhe vertreten; das Meiste ist in Privatbesitz. Seine schriftlichen Veröffentlichungen sind unter folgenden Titeln zu finden: 1. „Ueber die Grundsätze der Oelmalerei und das Verfahren der alten Meister" (Leipzig 1876 und 1893); 2. „Lionardo da Vinci, Das Buch von der Malerei", 3 Bde. (Wien 1882); 3. daneben besteht noch eine gekürzte Ausgabe für Künstler unter demselben Titel; 4. „L. d. V., Buch v. d. M., Neues Material aus den Originalmanuscripten" (Stuttgart 1885); 5. „Die Technik der Oelmalerei", 2 Theile (Leipzig 1893); 6. „Beiträge (4) zur Geschichte der Petroleumfarben" (Rom, für Freunde gedruckt; Düsseldorf 1890); 7. „Kleine Gelegenheitsschriften (3)" (Leipzig 1882 und Rom, Bertero 1893); 8. Aufsätze in Zeitschriften: Lützow's Zeitschrift für b. Kst. VII (1872); Techn. Mittheilungen f. Malerei von A. Keim, München IV (1887), S. 3 ff. und S. 85 ff.; Repertorium für Kunstwissenschaft IV (1881, 1882, 1883); Gegenwart, 1875 (Nr. 31, 32, 34, 41, 46) und 1876 (Nr. 5 u. 6); Allgemeine Zeitung, Beilage, 1891, Nr. 150. Beringer.

Ludwig: Karl Friedrich Wilhelm L., wurde am 15. December 1816 in der kleinen Stadt Witzenhausen in Kurhessen als der Sohn eines einfachen Beamten geboren. Er studirte zuerst in Marburg, und nachdem er von da wegen „politischer Umtriebe„ relegirt worden war, in Erlangen Medicin. L. war, um es milde auszudrücken, ein sehr flotter Student, der sicherlich in jener Zeit die Handhabung des Rappiers und mancherlei anderweitige, studentische Gebräuche aller Art unendlich viel eingehender studirte, als medicinische Werke oder wissenschaftliche Apparate. Ein Schmiß durch seine linke Oberlippe, der an den meisten Bildern von ihm deutlich zu erkennen ist, gibt Zeugniß von dieser seiner akademischen Thätigkeit.

Nach dieser Sturm- und Drangperiode promovirte er 1840 in Marburg zum Doctor der Medicin mit der Dissertation: „De olei jecoris aselli partibus efficacibus". Es muthet Einen eigenthümlich an, wenn man da liest, wie L. sich die Wirkung des Leberthrans bei verschiedenen Krankheiten, wie Skrofeln und Rheumatismus, vorstellt. Da z. B. bei der Skrofulose die rothen Blutkörperchen in bestimmter Art mißgestaltet seien, so könne durch die Einführung von Fett in das Blut ihre Gestalt wieder zur Norm gebracht werden. Weiter wird der Leberthran auf Grund seiner mechanischen Eigenschaften als ein medicamentum deliniens bezeichnet und auf Grund seiner chemischen Eigenschaften, namentlich auch wegen seines Jodgehaltes, als ein ernährendes, blutbildendes und specifisches Heilmittel beschrieben.

1841 wurde L. zweiter Prosector an der Marburger Anatomie und habilitirte sich hierselbst ein Jahr später für Physiologie. Der Titel seiner Habilitationsschrift lautet: „De viribus physicis secretionem urinae adjuvantibus". Marburgi Cattorum 1842. In dieser Arbeit entfaltet er zum ersten Male seine Fahne, wie aus den folgenden in der Einleitung stehenden Worten hervorgeht: „Rei peritos minime miraturos mihi persuadeo, cur hisce pagellis de vi vitali haud multum disseratur, fusius contra conditiones physicae et chemicae illustrentur." In dieser Arbeit steckt schon der ganze spätere L.; denn wol zum ersten Male wird hier ein Kampf gegen die sogenannte damals Alles beherrschende „Lebenskraft" eröffnet und der Versuch unternommen, einen verwickelten physiologischen Vorgang (nämlich die Bildung

des Harnes) auf Grund sorgsamer anatomischer Untersuchungen mechanisch zu erklären.

Alle späteren Arbeiten von L. tragen mehr oder weniger beide oder einen dieser beiden Charaktere an sich. Sie sind entweder rein anatomisch (histologisch) und beruhen auf der Kunst des Präparirens bezw. Operirens, oder sie suchen den Mechanismus von physiologischen Vorgängen — meistens durch sinnreiche mechanische Methoden — physikalisch aufzuklären. Der Anatom steckte L. in Fleisch und Blut; deshalb war er auch ein so eigenartiger, aber glänzender Operateur, der, ohne fast einen Tropfen Blut zu vergießen, langsam und sicher in die Tiefe der Organe eindrang und die schwierigsten Operationen ausführte, ja vielleicht gerade durch ihre Schwierigkeit und scheinbare Unausführbarkeit dazu angeregt wurde, sie erst recht in Angriff zu nehmen.

In obengenannter Habilitationsarbeit wird zuerst die Anatomie der Niere des Genaueren dargelegt. Ihre Blutgefäße und ihre secretorischen Canäle werden kunstvoll injicirt und aus der eigenartigen Anordnung der ersteren der einem Mechaniker naheliegende Gedanke entwickelt, daß der Harn aus dem Blute einfach in die Bowman'schen oder Müller'schen Kapseln filtrirt werde. Denn die in jenen Kapseln liegenden Malpighi'schen Gefäßknäuel sind in der That so eigenartige und wundersame Bildungen, daß man beinahe gezwungen wird, sie für Filtrationsapparate zu halten. Der Harn mit allen seinen wesentlichen Bestandtheilen soll also jenseits der Gefäßknäuel in die Kapseln filtrirt werden. Dann muß er allerdings noch bedeutend eingeengt, d. h. des größten Theiles seines Wassers beraubt werden; denn er wird ja viel concentrirter ausgeschieden, als er in die Kapseln filtrirt werden kann. Das soll nun in den gewundenen Canälen geschehen, indem ihr überaus wässeriger Inhalt mit dem verhältnißmäßig concentrirten, aus den Knäueln kommenden Blut in endosmotischen Verkehr tritt.

Eine andere namentlich von Bowman vertretene Anschauung, nämlich die, daß der epitheliale Belag der Harncanälchen aus dem Blute die wesentlichen Harnstoffe anziehe und absondere, und daß diese in ziemlich concentrirter Form in das Innere der Canälchen abgesonderten Stoffe durch das Wasser hinabgespült werden, welches in den Kapseln zur Abscheidung gelange, wird als eine nach „Lebenskraft“ riechende Anschauung schroff abgewiesen. (Alia opinio, quae adhuc probatur, docet, renes ipsos attractione ad uream esse instructos, hancque in transitu aquam et substantias seri aqua solutas, excepto albumine et sapone secum ferre. Haec sententia, profecta ex philosophia illa naturali aut doctrina etiam miseriori, ea sola de causa sectatores invenit, quod nunquam examini est subjecta.) Die Mehrzahl der heutigen Physiologen vertritt — nebenbei bemerkt — diesen „naturphilosophischen“ Standpunkt.

1849 wurde L. als ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie nach Zürich berufen, hatte also, was sicherlich wieder von großem Einfluß auf seine spätere Entwicklung war, jene beiden großen medicinischen Wissenschaften als Lehrer und Gelehrter zu vertreten. 1855 leistete er einem Rufe als Professor der Physiologie und Zoologie am Josephinum, der medicinischen Militär-Akademie in Wien, Folge, und 10 Jahre später, im April 1865, wurde er der Nachfolger von Ernst Heinrich Weber in Leipzig. Hier erbaute er ein großes Gebäude, die „physiologische Anstalt“, die binnen kurzem einen Weltruf erlangte; denn jüngere Forscher aus aller Herren Länder kamen bald hierher und arbeiteten da als Schüler ihres verehrten Meisters. Das Gebäude hatte die Form eines lateinischen E und zerfiel in drei Abtheilungen, eine anatomisch-histologische, eine chemische und eine physikalische bezw. physio-

logische, welche in der Mitte der beiden andern lag. Ueber den wissenschaftlichen Räumen befand sich die Wohnung des Vorstandes und des Institutspersonals. Bei der Einweihung der Anstalt hob L. hervor, daß „die Physiologie aus der Anatomie hervorgewachsen und bei dem Physiker und Chemiker in die Lehre gegangen ist; aber sie hat zu den Werkzeugen, die sie sich dort zu eigen gemacht hat, neue gefügt und mit beiden Neues gefördert.“ Alle diese verschiedenen Werkzeuge fehlten natürlich in der physiologischen Anstalt in Leipzig nicht, und sie machte deshalb auf den Uneingeweihten schon wegen der durch einzelne Räume gehenden langen Axen mit Rollen und Treibriemen den Eindruck einer Fabrik. So erzählt Cyon, daß, als der bekannte französische Physiologe Longet, dem nur die ärmlichsten Arbeitsräume in Paris zur Verfügung standen, die Anstalt besichtigte, er ganz blaß wurde und mit erstickter Stimme sagte: „Wissen Sie, mein lieber Cyon, was ich als französischer Physiologe, der sein ganzes Leben lang in einer kleinen Hütte in der Tiefe eines Hofes gearbeitet habe, hier thun sollte? Ich sollte mich kopfüber von dieser hohen Treppe herabstürzen.“ Er war durch den Vergleich zwischen der deutschen und französischen Arbeitsstätte der Physiologie so erregt, daß L. und Cyon ihn nur mühsam beruhigen konnten. In dieser seiner Anstalt schaffte und arbeitete L. mit unermüdlichem Fleiße und unermüdlicher Ausdauer bis an sein Lebensende, ein ganzes Menschenalter hindurch. Denn er verschied nach kurzem Krankenlager an den Folgen einer Influenza am 24. April 1895.

Was L. in der physiologischen Wissenschaft geleistet, ist ganz außerordentlich. Es gibt kaum ein Gebiet in der Physiologie, in welchem er nicht wichtige Arbeiten veröffentlicht hat oder hat veröffentlichen lassen. Während nämlich die ersten mit seinen Schülern angefertigten Arbeiten noch seinen und der Schüler Namen tragen, so verschwindet später Ludwig's Namen von den Veröffentlichungen ganz, wiewol die meisten von ihnen ganz und gar, ja sogar bis auf das einzelne Wort sein Werk waren; denn L. hatte nicht bloß den Plan der Arbeiten erdacht, sie nicht bloß wesentlich allein mit etwaiger Assistenz des betreffenden Schülers ausgeführt, sondern auch Wort für Wort geschrieben. „Der betreffende Russe oder Holländer“, schreibt Miescher von der ‚Anstalt‘ aus, „stand dabei, hielt etwa den Schwamm oder das Handtuch, wußte kaum, was vorging, am allerwenigsten den Gedankengang der Sache, ließ sich einige Zahlen in sein Notizbuch dictiren und war nachher erstaunt, eine wunderschöne Arbeit unter seinem alleinigen Namen gedruckt zu sehen.“

Indem wir uns jetzt im Einzelnen Ludwig's Arbeiten zuwenden, gedenken wir in erster Linie des zweibändigen „Lehrbuches der Physiologie des Menschen“, welches zwei Auflagen erlebt hat. Die zweite Leipzig-Heidelberg 1858—61.

In jener Zeit herrschte die Naturphilosophie und die Lehre von der Lebenskraft, und zwar in jenem Sinne, daß man sie als eine Kraft ansah, welche, über den chemischen und physikalischen Kräften stehend, oft sogar gegen dieselben auftrat. Konnte man irgend einen verwickelten Vorgang an einem lebenden Organismus nicht erklären, so war es eben die Lebenskraft, die jenen Vorgang einleitete und unterhielt. Gegen diese Lebenskraft trat nun, wie schon oben angedeutet, L. energisch auf, wie es namentlich auch sein Freund Du Bois-Reymond gethan hatte, dem neben Brücke und Helmholtz das Lehrbuch der Physiologie gewidmet war. „Die wissenschaftliche Physiologie hat nach L. die Aufgabe, die Leistungen des Thierleibes festzustellen und sie aus den elementaren Bedingungen desselben mit Nothwendigkeit herzuleiten.“ Da nun der thierische Körper so gut wie jedes andere Ding aus Atomen besteht, durch deren Anziehung und Abstoßung alle mechanischen und chemischen Vorgänge

erklärt werden, so müsse auch die Physiologie dahin streben nachzuweisen, „daß alle vom thierischen Körper ausgehenden Leistungen eine Folge der einfachen Anziehungen und Abstoßungen sind". Die Physiologie solle sich nach Du Bois-Reymond's Worten dereinst ganz in organische Physik und Chemie auflösen. Schon die beiden ersten Abschnitte in dem Lehrbuch, „Die Physiologie der Atome und die Physiologie der Aggregatzustände", lassen erkennen, daß er danach strebt, alle Lebensprocesse als mechanische im weitesten Sinne des Wortes aufzufassen und zu deuten. Es wird hier die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß er wie sein Freund Du Bois-Reymond hierin, wie das wol stets bei fortschrittlichen Bewegungen vorkommt, damals zu weit gegangen sind. Denn so sicher es auf der einen Seite ist, daß jedwede Erklärung physiologischer Vorgänge für uns nur in der Zurückführung auf chemische und physikalische Processe stattfinden kann, so sicher ist es auf der andern Seite, daß wir von diesem Ziele noch jetzt unendlich viel weiter entfernt sind, als L. und seine gleichgesinnten Zeitgenossen glaubten, und daß gewisse Vorgänge, ich denke speciell an die psychischen, wol überhaupt niemals mechanisch erklärt werden können.

Daß das Lehrbuch der Physiologie, an welchem L. 10 Jahre seines Lebens eifrig gearbeitet hat, damals auf Viele einen gewaltigen Eindruck gemacht hat, dürfte unzweifelhaft sein. Ich möchte es aber nicht so in den Himmel erheben, wie es von mancher Seite geschehen ist; denn gerade Ludwig's schwächste Seite war meines Erachtens das Schreiben. Und wenn wirklich der Stil den Menschen auf das Unzweifelhafteste und Bestimmteste charakterisirte, so würde, glaube ich, jedweder Unbefangene, der L. nur aus seinen Schriften kennt, ihn sehr niedrig einschätzen müssen. Für mich sind viele seiner Arbeiten aus der physiologischen Anstalt in Leipzig — das nehme ich gar keinen Anstand zu sagen — geradezu abstoßend geschrieben.

Die erste große That von L. war 1847 die Erfindung des Wellenzeichners oder Kymographiums, das er selbst folgendermaßen beschreibt. „Um durch Poiseuille's Quecksilbermanometer gute Druckzahlen unter allen Umständen und zugleich Zeitbestimmungen für die Dauer und Folge der einzelnen Druckgrößen zu erhalten, setzt man auf das Quecksilber einen stabförmigen Schwimmer, versieht ihn am oberen Ende mit einer Feder und läßt diese die Schwankungen auf eine Fläche zeichnen, welche sich mit gleichförmiger Geschwindigkeit an der Feder vorbei bewegt. Auf diese Weise erhält man Curven, deren Höhe ein Ausdruck für den Blutdruck, deren Breite eine Bestimmung der Zeit enthält." Dieser Apparat hat den Weg durch die medicinische experimentelle Welt gemacht. Und sowie man sich heute das kleinste chemische oder naturwissenschaftliche Laboratorium nicht gut ohne Bunsenbrenner denken kann, so ist dieses Kymographion in wol allen physiologischen und ähnlichen Instituten anzutreffen. Das Verdienst von L. bei diesem Apparat beruht also darauf, daß er die durch eine Quecksilbersäule gemessenen Schwankungen des Blutdruckes aufschrieb, also die schon für andere Zwecke von Watt angewendete graphische Methode auf die Untersuchung des Blutdruckes übertrug. Das ist, wie vielleicht heutzutage mancher Jüngere, der mit diesem Instrument aufgewachsen ist, sagen möchte, eine höchst simple Sache. Aber alle großen Erfindungen haben eben das Eigenthümliche, daß, wenn sie gemacht sind, sie Einem immer ungeheuer einfach vorkommen, und doch ist es wol immer ein Genie, das solch einen „simplen" Gedanken zuerst denkt und ausführt.

Mit diesem Apparat nun wurde von L. und seinen Schülern eine Fülle wichtiger Untersuchungen angestellt über die Bewegung des Blutes in den Gefäßen, die als ein mechanisches Problem, wie leicht begreiflich, ihn in hohem

Maaße anzog. Wir erwähnen zunächst die wichtige Arbeit von L. und Thiry (1864). Auf Grund der Beobachtungen von v. Bezold, daß Durchschneidung des Halsmarkes curarisirter Thiere den Blutdruck außerordentlich herabdrückte, Reizung des oberen Markendes ihn aber wieder in die Höhe trieb, untersuchten die genannten Forscher die Ursache dieser Erscheinung und fanden sie im wesentlichen darin, daß, wie man unmittelbar sehen konnte, die verschiedensten Arterien des Körpers, vornehmlich auch diejenigen der Bauchhöhle, sich infolge jener Reizung stark zusammenzogen. In diesen letzteren Gefäßen, welche fast alle in die Pfortader münden, hat außerordentlich viel Blut Platz, so daß eine Unterbindung der Pfortader den allgemeinen Blutdruck tief (so zu sagen bis zur inneren Verblutung) sinken läßt, indem sich fast alles Blut in diesen Gefäßen anhäuft. Der Ort, von welchem jene Erregung im Centralnervensystem auszugehen hat, wird dann später genauer von Dittmar und Owsjannikow festgestellt und das sogenannte vasomotorische Centrum in dem verlängerten Mark genau umschrieben und begrenzt.

In welcher Art die Ringmuskeln der Arterien unter dem Einfluß der vasomotorischen Nerven den Blutdruck reguliren, wie die Arterien selbst den verschiedenen Organen je nach ihrer Weite mehr oder weniger Blut zuführen, wodurch auch das Volumen der Organe sich ändert, wird weiter in eingehender Weise untersucht. Schließt man diese Organe in eine unnachgiebige, mit Luft oder Flüssigkeit erfüllte Kapsel, so kann man die Aenderungen ihres Volumens auf graphische Weise feststellen, indem sie je nach ihrer Größe mehr oder weniger Flüssigkeit aus der Kapsel verdrängen. So untersuchte Mosso die Aenderungen des Volumens der Niere je nach der Thätigkeit ihrer arteriellen Gefäße und construirte in der Folge, indem er ganze Glieder eines Menschen, z. B. den Arm in eine unnachgiebige, mit Wasser gefüllte Kapsel einschloß, den sogenannten Plethysmographen, einen höchst interessanten und wichtigen Apparat, der über die Blutbewegung und Blutvertheilung im menschlichen Körper wichtige Aufschlüsse gegeben hat und noch weiter zu geben verspricht.

Der arterielle Blutdruck des Menschen und der ihm nahestehenden Geschöpfe hält sich trotz mannichfacher Eingriffe, z. B. auch Vermehrung und Verminderung der Blutmenge, was Worm, Müller und Tappeiner genauer untersuchten, dauernd auf nahezu der gleichen Höhe. Es entsteht die Frage, welche regulatorischen Vorrichtungen da in regelmäßige Thätigkeit treten. Wir sahen schon, daß die verschiedene Weite der arteriellen Gefäße eine solche Vorrichtung ist. Sind dieselben wie bei Reizung ihrer sogenannten vasomotorischen Nerven verengert, so steigt der Blutdruck; sind sie dagegen in großer Ausdehnung erschlafft, so sinkt der Blutdruck, wenn wir (was wir zunächst noch thun wollen) die pumpende Kraft des Herzens, welche den Blutdruck aufbringt, als constant betrachten. Es war nun eine höchst wichtige Entdeckung, als L. und Cyon fanden, daß es einen am Halse vom Herzen (bezw., wie man heute weiß, von der Aorta) nach dem Kopfmark ziehenden Nerven gibt, der einen großen Theil der Gefäße (namentlich die der Unterleibshöhle), wenn nöthig, erschlaffen läßt und so den etwa zu hohen Blutdruck herabsetzt. Diesem Nerv wurde deshalb der Name Nervus depressor gegeben.

Die nicht geringe Kraft für den Blutlauf bringt bekanntlich das Herz auf, jener wunderbare Muskel, der scheinbar ohne Ruhe und Rast vom ersten Anbeginn des Lebens bis zum letzten Athemzuge Tag und Nacht arbeitet. Wie leicht begreiflich, wendete L. auch ihm sein lebhaftestes Interesse zu und eine große Fülle wiederum höchst wichtiger und grundlegender Untersuchungen über dieses lebenswichtige Organ verdanken wir ihm und seiner Schule. Wenn wir nur das Allerwichtigste hervorheben, so ist die Kenntniß von dem Zustande-

kommen des Herzstoßes, sowie der für den Arzt so unendlich wichtigen Herztöne wesentlich sein Werk. Das Herz steht bekanntlich unter nervösem Einfluß; denn psychische Erregungen verschiedener Art beeinflussen seinen Schlag. Eine große Reihe von Arbeiten behandelt jene Beziehungen der verschiedenen Nerven, sowol solcher, welche den Herzschlag beruhigen und verlangsamen, wie anderer, die ihn beschleunigen. Das Herz niederer Thiere wie des Frosches besitzt die Fähigkeit, lange Zeit weiter zu schlagen und geradezu Arbeit zu leisten, wenn es in passender Weise ernährt wird. Diese kleine lebendige Pumpe fordert geradezu Jeden zur Untersuchung heraus, vor allem natürlich einen mechanisch veranlagten Physiologen. Was Wunder, daß auch L. das isolirte Froschherz geradezu als ein gegebenes Organ betrachtete, Versuche an ihm anzustellen. Bowditch untersucht die Art und Weise, wie es gegen äußere Reize sich verhält und findet, daß es, ganz im Gegensatz zu den Muskeln des Körpers, nur volle Ruhe oder volle Thätigkeit, aber keine halbe Arbeit kennt. Luciani entdeckte eine eigenthümliche, in Gruppen geordnete periodische Thätigkeit des Froschherzens, welche auf die eigenartige Thätigkeit des Herzens überhaupt wichtige Schlüsse gestattet. Erwähnen wir zum Schluß noch eines sinnreichen Apparates, der sogenannten Stromuhr, vermittels welcher L. mit Dogiel die Geschwindigkeit des Blutstromes in arteriellen Gefäßen bestimmte, so dürften die wesentlichen Arbeiten Ludwig's und seiner Schule, die sich auf den Blutlauf beziehen, erledigt sein, und auch der Laie wird einsehen, daß die heutige Lehre vom Kreislauf wesentlich ein Werk Ludwig's und seiner Schule ist.

So wie das vom Körper getrennte Froschherz weiter arbeitet, wenn man es mit passenden Flüssigkeiten durchspült oder sich selbst durchspülen läßt, so lag es nahe, auch andere Organe zu untersuchen, ob auch sie unter ähnlichen Umständen weiter lebten und arbeiteten. Es ist ein Verdienst von L., diese Versuchstechnik in die Wissenschaft eingeführt zu haben, indem er verschiedene Organe (Muskeln, Drüsen), die er soeben aus dem Körper entfernt hatte, möglichst frisch mit arteriellem Blute des betreffenden Thieres durchblutete und sie so einige Zeit am Leben erhielt. Er nannte sie „überlebende Organe“ und konnte an ihnen z. B. nachweisen, wie sie bei der Thätigkeit mehr Sauerstoff verbrauchen als bei der Ruhe. Diese Methode, derartig überlebende Organe zu studiren, hat in neuerer Zeit wichtige Fortschritte gemacht — wir erinnern nur an die von Langendorff erfundene Methode, Säugethierherzen überlebend zu erhalten — und hat vielleicht noch eine größere Zukunft.

Ein weiteres Lieblingsthema von L., welches er von seiner Wiener Zeit an bis zu seinem Lebensende regelmäßig bearbeitete, war die Untersuchung des Gasgehaltes in dem thierischen Blute. Wie bekannt, enthält das Blut der Säugethiere (neben Stickstoff) Sauerstoff und Kohlensäure, welche aus ihm entweichen, ähnlich wie die Kohlensäure aus einer geöffneten Selterflasche, sobald das Blut in einen luftleeren Raum gebracht wird. Die Herstellung dieses luftleeren Raumes vermittels sogenannter Quecksilberluftpumpen ist wesentlich Ludwig's Werk. Eine große Reihe hier im Einzelnen nicht näher zu beschreibender Arbeiten suchten auf Grund dieser gasometrischen Untersuchungen des Blutes Aufschluß zu geben über den Mechanismus der Athmung in den verschiedenen Geweben, welche bekanntlich Sauerstoff aus dem Blute aufnehmen und dafür Kohlensäure in dasselbe abgeben. Aus der Größe und Art dieser Vorgänge gewinnt man Einblicke in den Mechanismus der Athmung.

Auch die Gase in der Lymphe wurden in seinem Institut untersucht, sowie vor allen Dingen die Physiologie der Lymphe überhaupt. Die nicht leichte

Präparation der überaus zarten Lymphgefäße, die, wenn man sie angeschnitten hat, unsichtbar werden, sowie die ungemein schwierige Einführung von Canülen in diese zarten, kaum sichtbaren Röhrchen hat, glaube ich, L. angelockt, sich mit ihnen zu beschäftigen. Eine Fülle schöner, rein anatomischer Untersuchungen über die Lymphgefäße verschiedener Organe, sowie physiologische Untersuchungen über die Bildung der Lymphe, die von ihm wesentlich als eine aus dem Blute filtrirte Flüssigkeit angesehen wird, war die Frucht dieser Bemühungen.

Während L. bei der Bildung der Lymphe sowie bei der Bildung des Harnes lediglich rein mechanische, leicht übersehbare Kräfte wie Filtration und Osmose thätig sein läßt, hat er doch andererseits als Erster im Verein mit Rahn gezeigt, daß es Organe in dem thierischen Körper gibt, die noch etwas mehr können als bloß filtriren, indem sie bei Reizung ihrer Nerven Stoffe ausscheiden, die sich nicht im Blute vorfinden. Sie müssen diese Stoffe also selbst gebildet haben und können sie sogar gelegentlich unter einem höheren Druck ausscheiden, als der Blutdruck in ihren arteriellen Gefäßen beträgt. Sie leisten also neben der chemischen auch noch eine mechanische Arbeit. Diese Organe sind die Unterkieferdrüsen des Hundes, welche reichlich Speichel absondern, wenn man ihre sogenannten secretorischen Nerven reizt. Es ist dies eine grundlegende ungemein wichtige Thatsache, welche als Basis für eine ganze Menge anderer, den Mechanismus der Secretion bezw. die Thätigkeit von Drüsen betreffender Fragen anzusehen ist.

Auch die secretorische Thätigkeit der Leber, namentlich die Aufnahme der Galle ins Blut bei der Gelbsucht, welche merkwürdiger Weise auf dem Umwege durch die Lymphgefäße ins Blut gelangt, sowie die secretorische Thätigkeit der Niere wird weiterhin eingehend untersucht.

An diese Arbeiten schließen sich inhaltlich eine Fülle von rein chemischen Untersuchungen, die dann in der chemischen Abtheilung der physiologischen Anstalt ausgeführt wurden, deren intellektueller Urheber aber ebenfalls L. war.

Wenn ich schließlich noch erwähne, daß auch wichtige Arbeiten aus dem Gebiete der Nerven-, Muskel- und Sinnesphysiologie aus der Anstalt hervorgegangen sind (ich nenne nur die Namen Kronecker, Tiegel, Baxt, Bohr v. Kries, v. Frey), so dürfte ungefähr ein Skelett von Ludwig's wissenschaftlichen Leistungen in dem Gebiete der Physiologie gegeben sein.

An diese seine Thätigkeit schließt sich nun aber in gleich würdiger Weise auch diejenige als Anatom an. Und sein College, der Anatom His, sagt beim Hinscheiden von L. mit Recht: „An seinem Grabe trauern wir Anatomen mit, denn auch unsere Wissenschaft verliert an ihm einen ihrer wärmsten Freunde und kräftigsten Förderer.“ Ja wie schon oben erwähnt, stellte er sich immer erst möglichst fest und breit auf eine anatomische Basis, ehe er die Physiologie eines Organs in Angriff nahm. Deshalb ist ihm auch das Darauflosexperimentiren ohne genügende anatomische Unterlage — mit Recht — zuwider. So spricht er sich mit aller Schärfe gegen die operativen Eingriffe in das thierische Hirn aus. „Wem die zahllosen Schwierigkeiten vor Augen treten, welche sich hier der Untersuchung entgegen werfen, und wer, im Geiste den wunderbaren Bau des Hirnes schauend, von Staunen ergriffen ist über die Leistungen dieses zarten und verschlungenen Gefüges, der wird gewiß mit Abscheu sich wegwenden von den rohen Versuchen jener Classe von Henkern, welche blindlings durch den Schädel hindurch mit Nadeln und Messern in das feinste aller Gebilde stechen und schneiden, unter dem dreisten Vorgeben, der Wissenschaft einen Dienst zu leisten. Das Beginnen dieser Hirnbohrer ist kaum weniger sinnlos als das Bestreben, durch Schüsse aus Flinten und

Pistolen, die man in eine Cylinderuhr sendet, die Functionen ihrer Räder und Federn zu ermitteln."

„Für L. stellten, wie His treffend sagt, die Organe des Körpers feine Mechanismen dar, deren Bau mit allen zu Gebote stehenden Hülfsmitteln zu erforschen war. Je mehr es gelang, in deren inneren Bau einzudringen, um so mehr wuchs für L. die Hoffnung auf einen Einblick in den eigentlichen Sinn der betreffenden Mechanismen." Ueber den Bau des Herzens arbeitete L. selbst, über Lymph- und Blutgefäße Tomsa, Leber, Mac Gillavey und Andere. Weiterhin waren Schweigger-Seidel, Schwalbe, Flechsig, v. Fleischl, Stirling, Mall und viele Andere thätig und untersuchten den histologischen Bau der verschiedensten Organe. Namentlich wurde hierbei der Vertheilung der Blutgefäße in diesen Organen besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

So groß nun aber auch, wie aus diesen kurzen, lange nicht erschöpfenden Darlegungen hervorgeht, die Summe der Ludwig'schen Arbeiten ist, und so sehr er auch unsere specielle Wissenschaft um viele einzelne hochwichtige Thatsachen und Methoden, viel weniger allerdings um theoretische Anschauungen und Gedanken bereichert hat, in einem Punkte hat er wol alle seine Genossen weit übertroffen, das ist in der Heranziehung Anderer zu wissenschaftlichen Arbeiten. Dazu befähigte ihn offenbar seine gewaltige Persönlichkeit. Er, der sich selbst in strengster Pflichterfüllung mit festem Willen beherrschte und in unermüdlicher Arbeit thätig war, beherrschte hierdurch auch Andere, und „Jeder, auch der wissenschaftlich Unmündige, war bei L. der freundlichen Aufnahme gewiß, wenn er nur das Streben mitbrachte, ernsthaft zu arbeiten und etwas zu lernen. Hinter der so freundlich entgegenkommenden Persönlichkeit stand aber der strenge Gelehrte mit seiner umfassenden Bildung, mit seiner scharfen Methodik und mit seinen stets auf das Höchste gerichteten Zielen". (His.)

Eine außerordentlich große Zahl (nach Kronecker gegen 300) von Physiologen, Anatomen, Aerzten aus der ganzen Welt, in erster Linie aus Deutschland, dann in den früheren Jahren wesentlich aus Rußland, später aus Italien, Schweden, Dänemark, Frankreich, England und Amerika haben namentlich in der physiologischen Anstalt in Leipzig unter L. gearbeitet und nennen sich alle mit Stolz seine Schüler. Gleich einem Zauberer muß er es verstanden haben, alle diese verschiedenen und so verschieden begabten Leute an sich zu fesseln. Denn Eines ist sicher: Jeder, der bei L. gearbeitet hat, gedenkt mit einer gewissen freudigen Begeisterung an jene Leipziger Zeit zurück, in welcher er in wissenschaftlichem und in persönlichem Verkehr mit dem Meister stand. Und noch heutzutage bilden alle jene Schüler eine große Gemeinde, deren einigendes Band Ludwig heißt. L. war eben ein sehr kluger Mensch und offenbar ein außerordentlich feiner Menschenkenner, der sehr bald die Spreu von dem Weizen zu scheiden verstand, aber auch die Spreu nicht unbenutzt ließ, indem er wie ein „großer Unternehmer" (so nennt ihn der befreundete Henke) alle Kräfte in genialer Weise mobil machte und in den Dienst der Wissenschaft stellte. So war es ihm sicher auch ein Leichtes, in Vielen die angenehme Vorstellung zu erwecken, daß sie selbst schöben, während sie wesentlich von ihm geschoben wurden.

Es ist selbstverständlich, daß ein Mann von solch bedeutender Wissens- und Arbeitskraft und von solch hervorragender Menschenkenntniß nicht bloß in dem engeren Kreise seiner Wissenschaft, sondern auch in andern Kreisen der menschlichen Gesellschaft, namentlich auch in akademischen Kreisen bedeutenden Einfluß ausübte und dies um so mehr, als er sich nicht bloß für seine specielle Wissenschaft, sondern noch für gar viele andere Dinge interessirte.

L. war ziemlich groß und schlank. Er trug eine große runde Brille und sah — wenigstens für mich — mit seinem glattrasirten Gesicht und den glattgekämmten schlichten Haaren mehr wie ein schlaues Pfäfflein vom Dorf aus, als wie der gewaltige deutsche Gelehrte, der seine Welt beherrschte. Er war verheirathet, hatte aber nur eine ihn überlebende Tochter.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß ich L. persönlich nie näher getreten bin, sondern ihn nur einmal als junger Docent in Leipzig in seiner Anstalt besuchte. Dabei lernte ich ihn flüchtig kennen, als er gerade einem fremden Collegen mit einer gewissen inneren Befriedigung einige im Bau begriffene, ich glaube elektrische Reizapparate vorführte. Obige Angaben über seine Persönlichkeit stammen theils aus mancherlei mündlichen Mittheilungen seiner Schüler, theils aus den über ihn geschriebenen Nachrufen oder Mittheilungen. Ich nenne die folgenden: H. Kronecker, Karl Friedrich Wilhelm Ludwig 1816—1895, Berliner klin. Wochenschr., Jahrg. 32, 1895, S. 466. — A. Mosso, Karl Ludwig, Die Nation 1894/95, S. 546. — O. Frank, Karl Ludwig, Münchener med. Wochenschrift, Jahrg. 42, 1895, S. 495. — W. His, K. Ludwig, Anatomischer Anzeiger, Bd. X, 1895, S. 591. — Die histo-chemischen und physiologischen Arbeiten von F. Miescher, Leipzig 1897, Bd. I. — Heger, Notice sur Carl Ludwig, Communication faite à la Société royale des sciences medicales et naturelles de Bruxelles, 6. Mai 1895, die zugleich ein ausgezeichnetes Bild von L. enthält. — E. de Cyon, Les nerfs du coeur, Paris 1905.

Die Arbeiten von L. und seinen Schülern sind veröffentlicht in J. Müller's Archiv für Physiologie 1843—49, Henle und Pfeuffer's Zeitschrift 1844 bis 1855; weiter in den Verhandl. der Züricher naturforsch. Gesellschaft 1852 bis 1855, den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften 1856—64, den Berichten der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 1865—76, wo sich die Arbeiten der physiol. Anstalt zu Leipzig finden; schließlich in Du Bois-Reymond's Archiv für Physiologie 1877—95.

P. Grützner.

Luise, Herzogin, später Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, Gemahlin Karl August's, war die jüngste, fünfte Tochter Landgraf Ludwig's IX. von Hessen-Darmstadt und der „großen Landgräfin“ Karoline. Während ihr Vater, noch als Erbprinz, in Diensten Friedrich's des Großen stand, wurde sie am 30. Januar 1757 zu Berlin geboren. Im Herbst desselben Jahres kehrten die Eltern auf Wunsch des kaiserlich gesinnten Großvaters der kleinen Prinzessin nach der Heimath zurück und L. verlebte nun ihre erste Jugend unter den Augen der Mutter in Darmstadt im Kreise der Geschwister, während sie des Vaters wenig ansichtig wurde und ihm eigentlich zeitlebens fremd geblieben ist. Ludwig, ein unruhiger, wunderlicher Mann, der eine leidenschaftliche Vorliebe für seine Soldaten hatte, fühlte sich in Pirmasens, bei den Regimentern, viel wohler als in der eigenen Familie, und das änderte sich auch nicht, nachdem er 1768 regierender Landgraf geworden war. So ruhte die Erziehung der Kinder allein in der Hand Karoline's, die freilich nur von Geschlecht ein Weib, von Geiste aber ein Mann war. In ihrem siebzehnten Jahr (Sommer 1773) nahm L. an jener Petersburger Reise theil, die zur Verlobung und Heirath ihrer Schwester Wilhelmine mit dem Großfürsten Paul, dem Sohne Katharina's II., führte. Auch für Luise's eigenes Leben hat diese russische Fahrt eine gewisse Bedeutung. Die beiden Menschen, welche in nicht allzu ferner Zukunft ihr sehr nahe treten sollten, Karl August und Goethe, kamen in jenen Tagen zuerst in den Gesichtskreis des jungen Mädchens. Goethe hat es später dem Kanzler v. Müller

erzählt, wie er die Prinzessin damals auf der Zeil in Frankfurt schlank und leicht habe in den Wagen steigen sehen, der sie nach Rußland brachte. Der Dichter bezeugt auch, daß sie gleich in diesem Augenblicke sein Inneres nicht unberührt gelassen hat. Und wenige Tage darauf in Erfurt, im Hause des Statthalters v. Dalberg fanden die Reisenden die Herzogin-Regentin von Weimar Anna Amalia mit ihren Söhnen Karl August und Constantin. Wollen wir späteren Versicherungen glauben, so hat sich schon anfangs ein gegenseitiges Wohlgefallen bei beiden jungen Leuten herausgestellt, und auch im Gemüthe der Mütter mag der Heirathsplan sofort insgeheim entsprungen sein. Freilich, ehe der Coadjutor im Einverständniß mit der Herzogin Anna Amalia diesen Plan weiter betreiben konnte, waren noch ein und ein halbes Jahr ins Land gegangen und hatten manche Veränderung mit sich gebracht. Kurze Zeit nach der Rückkehr von Petersburg war die Mutter, Landgräfin Karoline, an der Wassersucht gestorben und hatte ihre jüngste Tochter in trauriger Vereinsamung zurückgelassen. Zudem konnte L. nicht einmal in Darmstadt bleiben, sie wäre dort ganz allein gewesen, da der Vater auch jetzt noch Pirmasens als Residenz beibehielt. Also folgte sie ihrer Schwester Amalie, die mit dem Erbprinzen von Baden verlobt war, nach Karlsruhe an den Hof des in Fürstenbundsachen wohlbekannten Markgrafen Karl Friedrich. Hier war es, wo die erste Kunde von den zwischen Dalberg und dem Darmstädter Minister v. Moser geführten vertraulichen Verhandlungen Luise's Ohr erreichte und dort einen nicht ganz ungünstigen Boden fand. Denn, abgesehen von dem guten Eindruck, den der junge Herzog schon s. Z. in Erfurt auf sie gemacht hatte, verhießen ihr die weimarischen Bewerbungen doch wieder eine neue Heimath und sogar einen landesmütterlichen Wirkungskreis. Und in Karlsruhe fühlte sie sich nie recht wohl. Nur war sie der Meinung, daß zwei Personen, die ihr ganzes Leben mit einander zubringen sollten, sich beiderseits erst genau kennen lernen müßten. Sie wollte keinen Entschluß fassen, als den ihr Herz dictirte und kannte ihre eigne Natur dabei doch so genau, daß sie sicher war, dies ihr Herz würde ohne die reiflichste Erwägung aller dabei eintretenden Betrachtungen nicht entscheiden. So kühl und klar die Dinge überdenkend hatte sie, wie schon vorher dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, so jetzt Karl August die Erlaubniß gegeben in Karlsruhe zu erscheinen und seine Werbung persönlich vorzubringen. Aber als dieser nun im December 1774 die Fahrt antrat, da fanden sich Beide doch rascher zu einander als L. vielleicht geglaubt haben mochte und der Verlobung folgte am 3. October des folgenden Jahres schon die Hochzeit — so schnell auf besonderen Wunsch der Braut, die sich vom badischen Hofe fortsehnte — und am 17. October 1775 der Einzug in Weimar.

Der Charakter Luise's ist ein Problem. Ohne Zweifel hat ein Gefühlsimpuls bei ihrer Verbindung mit dem Herzog schließlich den Ausschlag gegeben, aber wer sie während der ersten zehn, fünfzehn weimarischen Jahre in ihren Beziehungen zur Schwiegermutter, zum Gatten und zu den Genossen des Musenhofs beobachtet, der muß bemerken, daß ihr Wesen immer mehr eine Zurückhaltung annimmt, die der natürlichen Gefühlswärme gefährlich wird. Einmal wird ihr Inneres mit der Sonne verglichen, die durch kalte Nebel hindurchleuchtet. Goethe nennt sie mit einem Worte eine „verschlossene Natur“ und hat in der Gestalt der Prinzessin im „Tasso“ das verklärte Bild ihrer Eigenschaften gegeben. Anna Amalia gegenüber ist sie über eine kritische Kühle nie hinausgekommen und daß auch das Verhältniß zu Karl August in den ersten Jahren ein unglückliches war, darf nicht verschwiegen werden. Auf der einen Seite der ausgesprochene Sinn für Beobachtung äußerer Schicklich-

keit, dabei das Fehlen einer gewissen sanften weiblichen Nachgiebigkeit (so hat Schiller später die Fürstin erkannt), auf der anderen sorgloses Außerachtlassen der Formen, Rücksichtslosigkeit, ungebändigter jugendlicher Ungestüm: so lange diese beiden Charaktere ohne gegenseitiges Verständniß sich berührten, mußten sie eben, nach Goethe's bekanntem Wort „immer beide Unrecht haben". Der Dichter selbst, der der Herzogin von jeher schwärmerisch ergeben war, beobachtete dies mit Bedauern. Er hat aber doch immer das sichere Gefühl gehabt, daß es sich dabei nur um einen vorübergehenden Zustand handelte. „Ueber Karl und Louise sei ruhig", schreibt er 1776 an Lavater, „sie sollen noch eins der glücklichsten Paare werden, wie sie eins der besten sind".

Nie hat die junge Herzogin an den Liebhabervorstellungen zu Tiefurt und Ettersburg thätigen Antheil genommen, auch dem „Tiefurter Journal" steht sie völlig fern. Sie liebte wol die Natur, aber die stille Natur, nicht die vom fröhlichen Treiben der „lustigen Zeit" belebte. Verhältnißmäßig früh schon verzichtete sie auf diese äußeren Lebensfreuden und suchte dafür Ersatz in dem Verkehr mit guten, bedeutenden Menschen. Und wie Anna Amalia in Wieland, so fand L. in Herder ihren Seelenfreund (vgl. Eleonore von Bojanowski, Herder und die Herzogin Luise, Deutsche Rundschau, Januar 1901). Es ist ausgesprochen worden, daß kein Mensch ihrem inneren Selbst wieder so nahe getreten sei, als Herder im Verlauf der achtziger Jahre. Und in der That: ihre Studien mit Herder, ihr Gespräch mit ihm ließen das seelische Leben Luise's sich viel freier entfalten, als das vielleicht die früheren ähnlichen Beziehungen zu Lavater, die noch in die Karlsruher Zeit zurückreichen, vermocht hatten. Wir hören von Shakespearelectüre und von jahrelang fortgesetzter Beschäftigung mit der lateinischen Sprache und Litteratur und entdecken dabei eine neue Seite von Luise's Wesen, ihre Verwandtschaft mit römischem Geist. „Sie war selbst einer jener antiken Gestalten ähnlich, die Schmerz und Freude stolz verhüllen." Aber nicht nur in der Ruhe und Hoheit berührt sich L. mit der Antike, auch die Auffassung ihrer Pflichten als fürstliche Mutter hat einen altrömischen Zug. Als ihr am 2. Februar 1783 der Erbprinz Karl Friedrich geschenkt wurde, empfindet sie dies als den Höhepunkt ihres Lebens, aber das Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit für seine spätere Entwicklung drückt sie nieder, ganz anders wie Karl August, der den Sohn jubelnd begrüßt. Und in Bezug auf den am 30. Mai 1792 geborenen Prinzen Bernhard schreibt sie an ihren Bruder: „Wenn er sich dieses Namens nicht eines Tages würdig erzeigt, so werde ich ihn als meinen Sohn verläugnen".

Auch im Laufe des täglichen Lebens, der hinter der Stadtkirche mitunter drückende Sorgen hervorrief, hat die Herzogin sich Herder und seinem Hause nie versagt, selbst nachdem schon die eigenthümlich freigeistige Auffassung des Mannes von dem hohen Werthe der beginnenden französischen Revolution für die Menschheit Luise's fürstliches Empfinden verletzt und ihr persönliches Verhältniß zu ihm getrübt hatte. L. hielt wenig von den weltbürgerlichen Freiheitsschwärmereien, denen mit den weimarischen Schöngeistern auch Herder — nicht aber Goethe — verfallen war. Sie war vom Gottesgnadenthum ihres Standes überzeugt, fühlte sich auch eben als *deutsche* Fürstin. Und hier ist der Boden, auf dem sie ihrem Gemahl näher kommt. „In dem Maße, als — durch den Fortgang der politischen Dinge in den neunziger Jahren — die gemeinsamen Interessen an dem Wohl und Wehe des großen wie des engeren Vaterlandes in den Vordergrund ihres Lebens gedrängt wurden, hörten jene derben Seiten in Karl August's Individualität, die sie sonst tief verstimmt hatten, auf, L. zu reizen." An seinen landes-

väterlichen Unternehmungen hatte er sie schon früher betheiligt, in der Fürstenbundspolitik wußte sie wol auch Bescheid und selbst in die Rolle als Officiersfrau, die ihren Gemahl in der Garnison besucht, fand sie sich, nachdem Karl August in die preußische Armee eingetreten war. Immer ernster wurde die Lage. Napoleon führte die Zeit herauf, von der es bei Frau v. Staël heißt: „dans toute l'Europe on était en France“. Für L. brachte diese Zeit einen großen geschichtlichen Augenblick mit sich. Es war am 15. October 1806, dem Tage nach der Schlacht bei Jena, als der Kaiser Nachmittags nach Weimar herüberkam und das Schloß des Fürsten betrat, den er vor allen wegen seiner unerschrockenen deutschen Gesinnung mit besonderem Zorn verfolgte. Der Herzog war im Felde, der Erbprinz und seine Gemahlin, Großfürstin Maria Paulowna, fern, auch die alte Herzogin-Mutter, Anna Amalia, hatte Weimar am Tag vorher verlassen. Gegen Wunsch und Willen Karl August's war L. allein zurückgeblieben inmitten Hunderter von verängsteten Frauen und Kindern, die sie im Schloß aufgenommen hatte und mütterlich behütete. Sie war sich wohl bewußt, daß das Schicksal des Herzogthums auf ihren Schultern ruhte, als sie nun dem Eroberer entgegentrat. Allein Furcht war ihr fremd. „Voilà pourtant une femme à laquelle nos deux cents canons n'ont pas pu faire peur“ hat Napoleon später von ihr gesagt. Und in der Unterredung, die sie damals mit ihm hatte, gelang es ihr, das Aeußerste von ihrem Hause und Lande abzuwenden. Wenn wir dem Kaiser glauben wollen, so hat er um ihretwillen Schonung geübt, selbst nachdem die Bedingung, daß der Herzog innerhalb vierundzwanzig Stunden nach Weimar zurückkehre und sein Contingent von der preußischen Armee trenne, sich als unerfüllbar erwiesen hatte. L. selbst fand in solchem Eintreten für ihr Volk etwas ganz Einfaches und Natürliches, aber die Herzen waren ihr für immer gewonnen, und der Dank des geretteten Weimar, jene Medaille, die sie neunzehn Jahre später (am 14. October 1825) aus den Händen Goethe's und seiner Freunde entgegennahm, bedeutete viel mehr, als eine ritterliche Aufmerksamkeit. Als im Jahre 1813 Weimar wieder von französischen Truppen besetzt war, bot sich ihr von neuem Gelegenheit diesen Dank zu verdienen. Von ihrer landesmütterlichen Fürsorge gibt allerdings — getreu ihrem Wesen — kein Wort ihrer Briefe Kunde, nur ihr Ausgabebuch belehrt uns. Und im J. 1814 übergab sie sogar ihren gesammten Schmuck der Landschaftsdeputation zur Linderung der allgemeinen Noth. Dieser wurde ihr später gegen ihren Willen zurückgegeben. Der Wiener Congreß erhob das Land zum Großherzogthum (1815), und L. sah darin nur eine gerechte Anerkennung von ihres Gemahls vaterländischem Sinn, wenn sie auch auf den neuen Titel selbst wenig Gewicht legte. Auch der liberale Charakter der Verfassung von 1816 ist ihr zu verdanken.

Die Friedenszeit hatte wieder das gewohnte litterarische Stillleben gebracht, dessen Mittelpunkt nun, nach Anna Amalia's Tode (10. April 1807) L. wurde. Noch fanden sich neue Freunde (vor allen Dingen Frau v. Staël) zu den alten, doch mit den zunehmenden Jahren lichtete sich natürlich der Kreis immer mehr und mehr. Die letzte und äußerste Vereinsamung aber brachte der Großherzogin der Tod Karl August's (14. Juni 1828). Die jüngste Generation, welche in ihr die Großmutter ehrte, wuchs heran und erfüllte ihre letzten Jahre noch mit Licht und Freude. Merkwürdiger Weise scheinen die Enkelkinder — ich meine besonders die nachherige Kaiserin Augusta und den späten Großherzog Karl Alexander — ihrem Herzen näher gestanden zu haben als es jemals selbst den Kindern beschieden gewesen war. Denn selbst ihre liebliche Tochter Karoline (geboren am 18. Juli 1786, † am 20. Januar 1816 als Erbprinceß von Mecklenburg-Schwerin) hatte das Los gehabt, von

der Mutter kühl behandelt zu werden. L. hatte sich jetzt wieder in das Fürstenhaus zurückgezogen, dahin, wo sie einst ihre junge Ehe begonnen hatte. Ihre Gesundheit war schon lange erschüttert, dennoch wurden Alle schmerzlich überrascht, als der Tod am Sonntag, den 14. Februar 1830 dieses Leben beendete, kaum zwanzig Monate, nachdem Karl August ihr vorangegangen.

Vgl. Eleonore von Bojanowski, Louise Großherzogin von Sachsen-Weimar und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Nach größtentheils unveröffentlichten Briefen und Niederschriften. Mit Verzeichniß der älteren Litteratur. Stuttgart und Berlin 1903. G. Lämmerhirt.

Lukard (Lukardis), mystische Visionärin, geboren aus angesehener Familie vermuthlich in Erfurt 1274, † in Oberweimar a. d. Ilm am 22. März 1309. Eine excentrisch religiöse Natur, trat L., ergriffen von glühender Verehrung für Christi Leiden, 1286 als zwölfjähriges Mädchen im Cisterciensernnenkloster zu Oberweimar ein. Bei ihrer schwächlichen Constitution entwickelte sich dort in ihr allmähich ein Zustand hochgradig hysterisch-nervöser Erkrankung, der ihren Geist in lichten Hallucinationen und Bildern über die alltägliche Wirklichkeit hinaus entrückte, während der bresthafte Körper in langjährigem Siechthum meist an das Lager gefesselt war. Sie glaubte Erscheinungen von Christus, Maria und anderen Heiligen zu haben, schaute Begebenheiten, die sich in der Ferne zutrugen, und kündigte bevorstehende Ereignisse im voraus an. Hierdurch und durch das Auftreten der Wundenmale, die sie an ihrem Leibe hervorzurufen wußte, kam sie bei ihren Mitschwestern und in der ganzen Umgegend fast in den Ruf einer Heiligen, sodaß nach ihrem Tode das Volk in Menge herzudrängte, um ihren Leichnam anzustaunen. Ihre lateinische Lebensbeschreibung in 98 Capiteln, verfaßt von einem ungenannten Zeitgenossen, vielleicht ihrem letzten Beichtvater, bietet vorwiegend ein pathologisches Interesse. Die einzig erhaltene Handschrift saec. XIV dieses Werkes, aus der Bibliothek des ehemaligen Petersklosters zu Erfurt stammend, liegt jetzt in der gräflich Schönborn'schen Schloßbibliothek zu Pommersfelden bei Bamberg (Nr. 30/2754).

P. Mitzschke, Nachweisungen über das Kloster Oberweimar, in der „Weimarischen Zeitung“ Nr. 130 vom 6. Juni 1893, 1. Blatt, S. 3. — Derselbe, Thüringer Heilige und Halbheilige, in der Zeitung „Deutschland“ (Weimar) Nr. 318 vom 20. November 1898, 3. Blatt, S. 2. — M. Wieland, Die selige Lukardis, Cistercienserin zu Oberweimar, in der „Cistercienser-Chronik“ Nr. 113 vom 1. Juli 1898, S. 193—199. — Vita venerabilis Lukardis monialis ordinis Cisterciensis in Superiore Wimaria (edidit J. de Backer), in den „Annalecta Bollandiana“ XVIII (1899), S. 305—367. — E. u. P. Mitzschke, Sagenschatz d. Stadt Weimar S. 112 ff., Nr. 184. — Thüringer Monatsbl. XII, S. 109. Mitzschke.

Lüttwitz: Hans Ernst Freiherr von L., der am 2. September 1837 als Regierungspräsident a. D. starb, war in Breslau am 5. April 1776 als Sohn des Landschafts-Repräsentanten für das Glogauer Oberamtsregierungs-Departement Hans Wolf Frhr. v. Lüttwitz geboren. Nach Vollendung seiner Studien in Halle trat er im J. 1794 in seiner Vaterstadt als Kammerreferendarius in den Staatsdienst ein und wurde im April 1797 zum Kreisdirector von Wassertrüdingen in dem damals zur Krone Preußen gehörigen fränkischen Fürstenthum Ansbach ernannt. Im J. 1800 wegen einer außergerichtlichen Bestrafung von Excedenten mit Prügel und Gefängniß vom Amte suspendirt, machte er sich doch in den Kriegsunruhen unentbehrlich, wurde wieder angestellt und erwarb 1802 auch die persönliche Gunst des Königs

Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise, als diese die fränkischen Lande besuchten. Im J. 1805 und 1806 machte er sich durch seine rasche und thatkräftige Sorge für die Verpflegung der die Fürstenthümer durchziehenden feindlichen Truppen um seine neue Heimath sehr verdient. Als diese aber an Baiern kam, legte er sein Amt nieder und ging im Herbst 1806 nach Breslau zurück, wo er Alles in Verwirrung und den Minister Grafen Hoym auf der Flucht nach Nordschlesien fand. Von glühendem Patriotismus und einem rastlosen Thätigkeitsdrang beseelt, reiste er sofort mit seinem Bruder Heinrich, Gutsbesitzer auf Hartlieb bei Breslau, zum König weiter, den er am 26. November 1806 in Osterrode traf, und trug ihm seine Ideen darüber, wie in Schlesien der Widerstand gegen die anrückenden Franzosen zu organisiren sei, vor, worauf der König den Fürsten von Pleß zum Generalgouverneur von Schlesien ernannte, ihm den Grafen Götzen beigab und die Heranziehung der beiden Brüder Lüttwitz empfahl. Der Fürst übertrug auch dem älteren Ernst die Geschäfte seines Bureaus als Oberkriegscommissarius. Aber die Anstrengungen, die nun in verspäteter Stunde zur Befreiung Schlesiens gemacht wurden, blieben erfolglos. Beide Brüder Lüttwitz haben über ihren Antheil daran selbst sich geäußert. Heinrich veröffentlichte schon 1809 einen „Beitrag zur Geschichte des Krieges in Schlesien, in den Jahren 1806 und 1807", und aus den Memoiren Ernst's theilte dessen Sohn Wilhelm 1886 die auf die Kriegsperiode in Franken sowol wie in Schlesien (1806/7 und 1813) bezüglichen Abschnitte in der Schrift „Vater, Sohn und Enkel von Lüttwitz aus dem Hause Gorkau am Zobtenberg in Schlesien" mit. In diesen Aufzeichnungen, die auch bald nach den Ereignissen niedergeschrieben sind, finden sich über die großen Männer der Zeit oft sehr scharfe, schwerlich immer gerechte, durch den politischen Unmuth über den Gang der Dinge hervorgerufene Urtheile. Nach dem Tilsiter Frieden ging L. auf kurze Zeit auf seine in Franken erkaufte Besitzung zurück, bewarb sich aber um eine Anstellung in Preußen, erhielt 1807 zunächst Wartegeld und wurde 1809 bei der Regierung in Berlin als Hülfsarbeiter, 1811 als Rath angestellt. Doch schon Ende desselben Jahres ward er zum Generalcommissarius und Präsidenten des Landesökonomiecollegiums ernannt, das nach Anleitung des Landescultur-Edicts vom 14. September 1811 in Niederschlesien errichtet werden sollte. Da dessen Organisation sich verzögerte, hatte er um so mehr Zeit, sich mit den allgemeinen Landesangelegenheiten zu beschäftigen, wobei er durch unberufenes Drängen in den leitenden Kreisen so anstieß, daß er Ende 1812 verhaftet und nach Glatz gebracht wurde. Im April 1812 wurde er Civilcommissarius der Blücher'schen Armee, legte diese Stellung aber aus Opposition gegen Gneisenau und weil man zu wenig auf ihn hörte, bald nieder und ging nach seinem neu erworbenen Besitze, einem säcularisirten Klostergute, Gorkau am Zobtenberge. Im J. 1816 wurde er zum Präsidenten der neu errichteten Regierung zu Reichenbach, die die schlesischen Gebirgskreise umfaßte, ernannt, schied jedoch schon 1818 mit einer Pension von 800 Thlrn. aus, um zu Gorkau in geräuschloser Zurückgezogenheit, doch in lebhafter Theilnahme an den Vorgängen der Zeit und thätiger Einwirkung darauf in Wort und Schrift, seit 1826 auch als Provinziallandtagsdeputirter zu leben, bis ihn der Tod bei einem Besuche seines Sohnes in Naschwitz bei Zobten am 2. September 1837 abrief. Staats- und landwirthschaftliche Interessen nahmen seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Leicht empfänglich für ein Ereigniß oder eine Idee faßte er diese alsbald weiter auf und theilte seine darüber gewonnenen Ansichten ebenso schnell dem Publicum mit. Ein Verzeichniß seiner Schriften bringen die Schlesischen Provinzialblätter, deren eifriger Mitarbeiter er war,

in ihrem Nekrolog Bd. 106, S. 271—273 (1851) und darnach auch der Neue Nekrolog der Deutschen, Jahrgang XIV, 2 S. 732—782.

Durch seine Schwester wurde L. der Schwager des Ministers Freiherrn Friedrich v. Schuckmann, † 1834, dem er auch ein biographisches Denkmal gesetzt hat. Sein Sohn Wilhelm auf Gorkau, 19. Januar 1809 bis 29. Mai 1892, hat auch in der oben erwähnten Schrift eine Reihe von Mittheilungen über seine eigene Stellung zu den öffentlichen Angelegenheit seiner Zeit veröffentlicht. Markgraf.

Lutz: Hans L., fahrender Sänger aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, von dessen Leben wir nur wenig wissen. Er selbst nennt in einem Spruche seine Vaterstadt Augsburg, in einem anderen Regensburg; nur das eine scheint gewiß, daß Baiern seine Heimath war. Wir finden ihn zunächst in München, das er 1521 auf die Kunde, es werde in Joachimsthal ein Schützenfest gefeiert, verläßt, um, wol nur vorübergehend, in den Dienst der aufstrebenden Bergstadt zu treten. 1525 finden wir ihn im Bauernkriege auf Seiten der Aufständischen; 1532 nennt er sich einen Ehrenhold des Pfalzgrafen Friedrich. Weitere Nachrichten fehlen von ihm. Unter seinen Schriften ist am bekanntesten ein Spruch von 1521, worin er das Joachimsthaler Schützenfest besingt. Ungelenk in der Sprache, wol auch nur flüchtig hingeworfen, weil für den Augenblick nur bestimmt, zeigt uns der Spruch ein interessantes Bild aus der Culturgeschichte der Stadt, die, erst 1517 gegründet, doch schon, dank ihrem Silberreichthum, eines bekannten Namens sich zu erfreuen hatte. Der Vorzug des Spruches ist seine Kürze. Einleitende Worte orientiren uns über die Entstehung der Stadt und ihre kurze Geschichte; wir sehen, wie die Festhalle erbaut wird, wie die Stadt zum Empfange der Gäste sich rüstet und Schützen aus allen Weltgegenden heranziehen; wir sehen des Festes Anfang, Verlauf und Ende; getreulich werden uns alle Namen der preisgekrönten Schützen genannt. Rasch ziehen die einzelnen Bilder an uns vorüber, und diese Raschheit gibt dem trockenen Stoffe, der durch die Darstellung keineswegs gehoben wird, doch eine gewisse natürliche Lebendigkeit. Weniger bedeutend ist ein anderer Spruch, worin der Zug gegen die Türken vom Jahre 1532 dargestellt wird (Cod. M. 17 [7] in Dresden). Das Tagebuch, das der Verfasser über den Bauernkrieg von 1525 geschrieben haben soll, ist ihm neuerdings abgesprochen worden.

Wolkan, Geschichte der deutschen Litteratur in Böhmen, S. 321—323. — Zeitschrift des Histor. Vereins f. Schwaben 1847, S. 48 ff. und 1876, S. 115—118. — Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 1893, Heft 1.
Rudolf Wolkan.

Lützel: Johann Heinrich L., Musiker, insbesondere Kirchen- und Volksliedercomponist sowie -herausgeber, der Organisator des Pfälzer Gesangvereinswesens, wurde am 30. August 1823 im Dorfe Iggelheim bei Speyer geboren. Den Mangel irdischen Guts im Elternhause ersetzten Glaube, Treue und Fleiß. Die treffliche fromme Mutter leitete den geweckten lernbegierigen Knaben, dem im zweiten Jahre der Vater gestorben, sorglich durch die Kindheit. „Heinrich muß Lehrer werden!" entschieden die Berather über seine Zukunft, als er in der Volksschule des freundlichen Heimathsorts schön vorwärtskam und seine deutliche Anlage für Musik beim dasigen Lehrer, zumal im Orgelspiel, so weit ausbildete, daß er, blutjung, den sonntäglichen Gemeindegesang begleiten durfte. 16jährig, bezog er das Seminar zu Kaiserslautern und erhielt nach gewissenhaft ausgenützten zwei Jahren die erste Anstellung als Schulverweser zu Edigheim bei Frankenthal. Bei dem in letzterer Stadt wohnenden Jakob Vierling (1796—1867) — Vater des jetzigen ausgezeichneten Musikers Georg

Vierling in Berlin — einem der tüchtigsten damaligen Meister und Virtuosen auf der Orgel, Herausgeber eines Choralliederbuchs für die Pfalz, setzte L. seine Studien eifrig fort; daneben, zwei Jahre lang regelmäßig, 1½ Stunde nach Mannheim, dem „Musik-Mekka“ der Pfälzer, wandernd, daselbst die theoretischen in der Schule des Hofmusikdirectors Lepper. In Mannheim förderten ihn auch die classischen Opern- und Concertaufführungen unter dem Taktstocke Vincenz Lachner's; herzliche Beziehungen zu diesem bestanden später bis zum Tode. Im J. 1845 übertrug ihm Regierungsentschließung eine Schulstelle zu Zweibrücken, seinem nunmehrigen dauernden Wohnsitze, bald darauf in dieser zweiten Heimath das Orgelspiel in den protestantischen Kirchen an Festtagen, außerordentlichen Gelegenheiten und auf Verlangen. Mit seinem Können in den höheren Formen der Composition unzufrieden, schickte er 1848 mehrere Arbeiten an den hervorragenden Contrapunktisten und Orgelbauer Prof. Frdr. Kühnstedt in Eisenach, welcher diese Leistungen des sich als Schüler Anbietenden sehr anerkennend beurtheilte, aber u. a. antwortete: „Wenn Sie auf ein Jahr Urlaub erhalten können, dann kommen Sie zu mir; ich werde Ihnen gerne Freund und Lehrer sein. Mein Honorar soll Sie in keinerlei Verlegenheit bringen. Doch das überlegen Sie Alles noch einmal recht ernst. Es ist gegenwärtig eine schwere, verhängnißvolle Zeit. Bedenken Sie, daß man erst leben muß, ehe man irgend etwas Anderes sein und treiben kann.“ Da die Behörde L. diesen Urlaub abschlug, arbeitete er mit doppelter Rastlosigkeit an seiner musikalischen Weiterbildung, wozu ihm sein lebhafter Antheil an dem damaligen, namentlich durch Musikdirector Prof. H. M. Schletterer herbeigeführten Aufschwunge der musikalischen Bestrebungen Zweibrückens mithalf. Solcher Studieneifer im Zusammenhalt mit anstrengendem Schul- und Privatunterricht griffen seinen ohnehin unfesten Körper an, und so mußte L. 1854 ein für alle Mal aufs eigentliche Lehramt verzichten.

Seitdem war seine nun losgebundene Kraft ganz der edeln Tonkunst geweiht, jedoch immer unter dem Gesichtspunkte idealster pädagogischer Tendenz. Noch in demselben Jahre, 1854, rief L. den „Evangelischen Kirchenchor Zweibrücken“ ins Leben: außer gleichzielenden Ansätzen in Speyer der erste derartige Verein in der Pfalz. Anläßlich des Vierteljahrhundert-Jubiläms dieser Körperschaft, welche unter Lützel's Leitung mittlerweile die besten einschlägigen Werke alten wie jungen Ursprungs aufgeführt hatte, hat später die oberste protestantische Kirchenbehörde der Pfalz in einem Consistorialerlasse „gerne die Gelegenheit ergriffen, um dem Herrn Organisten L. in Zweibrücken, welcher sich durch Gründung und ebenso sachverständige als uneigennützige Leitung des genannten Kirchenchors im Laufe von 25 Jahren nicht nur um die dortige protestantische Kirchengemeinde, sondern auch durch die Herausgabe kirchlicher Chorgesänge um die Hebung des protestantischen Kirchengesanges überhaupt und in den weitesten Kreisen große Verdienste erworben hat, auch ihrerseits ihre Anerkennung auszusprechen und den Wunsch beizufügen, daß es Herrn L. noch lange vergönnt sein möge, seine ersprießliche Wirksamkeit in der bisherigen Weise zu bethätigen“. Zunächst nämlich nur mit der Stelle des Organisten der Alexanderkirche betraut, bekam L. 1865 die endgültige Bestallung auf den neugeschaffenen Posten als alleiniger Organist der Zweibrückener evangelischen Kirchen: ein Amt, das er Jahrzehnte lang, bis 1. Januar 1897, als er krankheitshalber die öffentliche Thätigkeit aufgeben mußte, überaus ruhmwürdig ausgefüllt hat, darin die äußere Anlehnung für das nachdrücklichste Schaffen auf dem Felde des Kirchengesangs findend. Daneben dirigirte er durch viele Jahre den Cäcilienverein und den Männer-

gesangverein Zweibrückens, ertheilte auch den Gesangunterricht am Gymnasium und fungirte seit 1868 als amtlicher Orgelrevisor für die Pfalz, der alle neugebauten Orgeln der Pfalz auf Güte und Brauchbarkeit prüfen und ein beglaubigtes Gutachten abfassen mußte. Am stärksten und wärmsten hat sich aber L. die Organisation der zwanglosen Genossenschaft am Herzen liegen lassen, welche durch seinen Antrieb, seine Hingabe zur glänzendsten Entfaltung gelangt ist: des „Evangelischen Kirchengesangvereins für die Pfalz". Nachdem L. schon längere Zeit, auf Grund seiner Erfahrungen im genannten Zweibrücker Kreise, in Wort und Schrift den Zusammenschluß aller passenden Glieder vorbereitet hatte, wurde am 1. November 1880 unter seiner Aegide dieser freudig begrüßte Bund aus der Taufe gehoben und rasch ist er von 19 Vereinen auf die Höchstziffer, 87, mit rund 4000 Sängern und Sängerinnen, kurz vor Lützel's, des „Hauptvereinsmusikdirectors", Tod, gewachsen, seitdem aber bis auf 72 zurückgesunken. Das zur Silber-Jubelfeier 1905 erschienene Festschriftchen „Der e. K. d. Pf." — Lehrer Frdr. Keßler in Speyer, der Schriftführer des Vereins und Bibliothekar der diesem vermachten werthvollen „Lützel-Bibliothek", zeichnet bescheiden als Verfasser erst am Schlusse — stellt die ganze Bewegung und Entwicklung übersichtlich dar, läßt dem „Vater" des erfolggekrönten Unternehmens, eben L., nebst seinen großen entscheidenden Verdiensten ehrendste Gerechtigkeit zu theil werden und ziert auch das Titelblatt mit seinem Bildniß, Namen und Lebensalter. Da heißt es u. a. S. 12: „Tausende von Briefen sandte er nicht nur in die Pfalz, sondern auch in die weite Welt hinaus. Kein Opfer an Kraft, Zeit und Geld war ihm für sein Werk zu groß. Die vier ersten Kirchengesangfeste hat er ausschließlich geplant, berathen, geleitet", beim fünften mußte er sich vertreten lassen, beim sechsten, 1899, hat er noch das Programm aufgestellt, doch es nicht mehr erlebt. Denn am 9. März 1899 ist J. H. L. „nach langen bangen Qualen und vieler Erdenpein", wie Keßler eignes langwieriges Leiden und Schicksalsschläge in der Familie bezeichnet, an Lungenlähmung gestorben. Die Stadt Zweibrücken sammt den vielen einheimischen und auswärtigen Verehrern seiner Kunst wie seiner gewinnenden liebenswürdigen Persönlichkeit haben ihm ein großartiges Begräbniß bereitet, und am 24. November 1901 enthüllte „Die Stadt Zweibrücken ihrem Ehrenbürger, dem Meister des Gesanges und der Musik", auf der Familiengrabstätte ein höchst eindrucksvolles großes Denkmal voll sinniger Symbolik, an dem durch Tafel-Inschriften die auch finanziell betheiligten Gemeinschaften vertreten sind: „Der pfälzische Sängerbund seinem Mitbegründer und eifrigen Förderer" und „Der evangelische Kirchengesangverein der Pfalz seinem unvergeßlichen Begründer". L. hat nämlich auch den ersteren zu ernstester Pflege gediegenen weltlichen Kunst- und Volksgesang mit ins Dasein treten lassen, und zwar im J. 1860 mit seinem vertrauten Freund Ludwig Heydenreich in Speyer, zu welch letzteren Andenken L. dem Pfälzischen Sängerbunde die Composition des 24. Psalms für Männerchor mit Begleitung gewidmet hat. Von Jahr zu Jahr anwachsend, bot diese große Vereinigung L. erwünschteste Gelegenheit, in breiten Schichten der Bevölkerung rechten Sinn und Antheil für die Sangeskunst, vornehmlich für das Volkslied und den Chor, zu erwecken. Der Nachruf des ihn genau kennenden K. A. Krauß sagt: „Auf den größeren Gesangfesten hat er zur Genüge bewiesen, daß er auch einen umfangreichen Chor von mehreren hundert Mitgliedern zu beherrschen und zu begeistern versteht. Man muß ihn gesehen haben, mit welch heiligem Feuer er den Dirigentenstab schwingt, um seine Untergebenen sieghaft zur Höhe künstlerischen Ausdrucks hinanzuführen!"

An Auszeichnungen zierten den niemals vordringlichen allbeliebten

Menschen die Ehrenmitgliedschaft zahlreicher Musik- und Gesangvereine, seit der glänzenden Feier seines 70. Geburtstags 1893 Zweibrückens Ehrenbürgerrecht, seit 1883 der Titel eines kgl. bair. Professors der Musik. Im J. 1881 berief ihn das badische Oberconsistorium in den Ausschuß zur Zusammenstellung eines neuen Choralbuchs für die evangelischen Kirchen des Großherzogthums. Dazu war kaum Jemand der geeignetere Mann als er, dessen Stärke und Fleiß als ausübender wie als schöpferischer Musiker gerade da gipfelten. Hat er doch durch die betreffenden Arbeiten für die Fortentwicklung des Kirchengesangs geradezu bahnbrechend gewirkt, andererseits aber auf litterarischem Wege auch für die Förderung des weltlichen Liedes seinen vollen Eifer eingesetzt, namentlich der lernenden Jugend systematisch leicht faßliche und wahrhaft mustergültige Vorlagen unterbreitet. So legen seine in fast sämmtlichen Schulen der Rheinpfalz, in sehr vielen Baierns, auch reichlich außerhalb der weißblauen Grenzpfähle eingeführten Chorliederbücher beredtes Zeugniß von seinem außerordentlichen Verständnisse für die Bedürfnisse des Chorgesangs ab, anderentheils die darin aufgenommenen Vertonungen bezw. Arrangements des erfahrenen Musikers von seiner hohen Fähigkeit als Componist.

Da noch nirgends, auch in den verschiedenen Nachrufen aus kundiger Feder, eine annähernd vollständige Uebersicht der gedruckten Compositionen sowie der in Buchform veröffentlichten musikalischen Hülfsmittel versucht worden ist, möge hier eine solche folgen: „Der praktische Organist. Sammlung von Vor- und Nachspielen für die Orgel, zum Gebrauche für Kirchen, Präparandenschulen und Seminarien“, in zwei Theilen (I: Choralvorspiele, II: Freie Vor- und Nachspiele; 3. Aufl.), nach dem Pädagog.-musikal. Jahresbericht „eine der besten Meister- und Mustersammlungen“, auch durch Autoritäten wie J. Faißt, G. Flügel, Herzog, Merkel hoch anerkannt. „Festzeiten des christlichen Kirchenjahres. Für den vierstimmigen Männerchor bearbeitet“ (1853, eine der ältesten bezüglichen Arbeiten Lützel's); „Geistliche Gesänge für gemischten Chor“ (8. Aufl.); „Zwei Hymnen für gemischten Chor“ („Jauchzet Gott, alle Lande“ und „Danket dem Herrn“; 4. Aufl.); einzeln die Hymne „Bleibe bei uns; es will Abend werden“; Geistliche und weltliche Männerchöre für Lehrer-Seminarien, Gymnasien und Realschulen“ (9. Aufl. 1902); „Chorgesangbuch für Kirchen- und Schulchöre“ (4. vermehrte Aufl. 1899), von L. noch ein halbes Jahr vor dem Tode neu bevorwortet); „Chorlieder für Gymnasien, Realschulen und Lehrerbildungs-Anstalten“ (5. Aufl.); „Gesanglehre für Volksschulen und höhere Lehranstalten“ (6. Aufl.); „Lieder für gemischten Chor“ (3. Aufl.); „Deutsche und ausländische Volkslieder für gemischten Chor“; „Zwei- und dreistimmige leichte Chorgesänge mit Orgelbegleitung“; „Liederkranz. Sammlung ein- und mehrstimmiger Lieder für Schule und Leben“, sein allmählich auf 5 Hefte erweitertes Haupthülfsmittel für den schulmäßigen Gesangunterricht, in vielen Auflagen allenthalben benützt (Hefte I—III als „Gesammtausgabe“ in 13. Aufl.); „Der 24. Psalm für Männerchor“ (s. o.); als Beleg heiterer Muse „Die Schwarzenacker. Walzer für das Pianoforte componirt und den lebensfrohen Herren und Damen Zweibrückens gewidmet“. Seine letzte Composition war, wie ein Schwanengesang, „Herr, der König freuet sich in deiner Kraft“ (Psalm 21), und in den Schlußmonaten seines arbeitsfreudigen Daseins war er noch mit der Correctur des preußischen Militärgesangbuchs beschäftigt.

Die ganz ungewöhnlichen ausgedehnten Verdienste, welche sich L. in dieser Weise um die musikalische Litteratur erworben, faßt der genannte Fr. Keßler wie folgt zusammen: „Er hat ein gesangsmethodisches Werk herausgegeben zu

einer Zeit, als das Feld noch nicht angebaut war, wie jetzt. Dasselbe steht heute (1899) noch auf der Höhe der Zeit. Er hat die Herausgabe von Schulliederbüchern besorgt, die zu den besten Erzeugnissen dieser Art zählen; hat Sammlungen von Chören für gemischte und Männerstimmen veranstaltet, die mustergültig sind; hat viele der schönsten einheimischen und fremdländischen Volksweisen mit einem lieblichen Tongewande versehen und den Gesangvereinen damit eine herrliche Kost geboten. Seine eigenen Compositionen sind vornehmlich kirchlicher Art. L. verschmäht es, durch besondere Mittel Eindruck zu machen. Schlicht und einfach sind seine Melodien, natürlich seine Harmonien. Die Chöre sind frei von schrillen Dissonanzen und kühnen Modulationen. Sie ergreifen und stimmen zur Andacht. Die Orgellitteratur hat L. durch ein zweibändiges Werk bereichert, das von der Kritik bestens gerühmt wird." Auch der strenge Musikhistoriker R. Eitner würdigt vollkommen, daß Lützel's Streben durchweg darauf gezielt habe, den Sinn für die Kunst zu wecken und zu bilden, und daß er dies erreicht habe durch sein thatkräftiges, alle Hindernisse überwindendes Wirken in Schule, Kirche und Gesangvereinen. Von der Pike auf als junger Dorfschulmeister hat sich der unermüdlich vorwärts strebende Mann zu hochgeachtetem Rufe in der Kirchen- und Volksmusik emporgerungen und weit über die sangesfrohe Heimathlandschaft hinaus bekannt, beliebt, berühmt gemacht. Diese volle Ehre spendet ihm in stärkstem, aber auch von Herzen gehenden Tone die ganz und gar dem jüngst „entschlafenen Meister und Vater" gewidmete predigtmäßige „Festrede, gehalten beim sechsten Kirchengesangfeste des evangel. Kirchengesangvereins für die Pfalz am 4. Juni 1899 zu Landau von Dr. Julius Smend, Universitäts-Professor in Straßburg" (Speier 1899). Nicht minder warm und nachdrucksvoll hatte noch den Lebenden bei einem früheren gleichen Anlasse ein Toast seines erwähnten Freundes und Mitherausgebers Oberhofprediger Helbing gefeiert: „Ihr (Pfälzer) habt es gut, ihr habt euern Lützel. Der ist euer Faktotum, der Mann, der an Alles denkt, der für Alles sorgt, der Alles schafft. Ihr könnt stolz auf ihn sein, aber — er gehört euch nicht allein, auch wir in Baden haben Theil an ihm, an dem jederzeit und Jedermann freundlichen und gefälligen Manne, der uns stets treu und mit gutem Rathe zur Seite stand. Aber nicht bloß wir im Süden freuen uns des Mannes, überall im deutschen Vaterlande erbaut man sich an seinen Kirchencompositionen und zollt ihm Liebe und Verehrung!"

Die Hauptmasse der Lützel'schen Schöpfungen besorgte für vorstehende Arbeit der Verleger der meisten, J. J. Tascher (A. Gerle) in Kaiserslautern, eine Fülle gedruckter Nachrufe, Charakterbilder u. dergl., die Hinterbliebenen, besonders freundlichst Lehrer Lud. Moschel in Zweibrücken. Hervorgehoben aus dem reichen Material dieser Herkunft und eigenen Suchens sei: F. Keßler's angeführte Festschrift über den Pfälzer evangel. Kirchengesangverein (1905), besonders S. 12 f. u. 3—6; das sprechende Porträt des Verblichenen auf dem Titelblatt daselbst stand schon in desselben Keßler innigem Nekrolog auf L. im „Correspondenzblatt des Evangel. Kirchengesangvereins f. Dtschld." XIII (1899), Nr. 4, S. 47—49; J. Smend's citirte Trauerrede; Karl Aug. Kraus' kundige ersichtlich authentische Skizze „Professor J. Heinrich Lützel" i. d. Zeitschr. „Der Chorgesang", wiederholt in „Feierstunde. Unterhaltungsblatt der Pfälzischen Presse", Nr. 45 v. 10. März 1893; ausführliches Lebens- und Charakterbild i. d. „Pfälzischen Presse" Nr. 70 v. 11. März 1899, Mrg.-Ausg. (ebd. am 14. ein Beerdigungsbericht); Nachruf von L. in den „Münchn. Neuest. Nachr." Nr. 22 v. 14. März 1899, S. 2; Beschreibung des Lützel-Denkmals „Zweibrücker Ztg." Nr. 547 v. 22. Nov.,

Enthüllung nebst Reden ebd. Nr. 551 v. 25. Nov. 1901. — Rob. Eitner's kurzer Artikel in „Biograph. Jhrbch. u. Dtsch. Nekrlg." IV, S. 180 nach Riemann's Musik-Lexikon (jetzt 6. Aufl., 1905, S. 794 b), Mendel-Reißmann's Musikal. Convers.-Lex. u. „Sängerhalle, Leipzig, S. 198"; vgl. auch G. Eggeling, Tonkünstler-Lex. (1899), S. 164. — L. verzeichnet unter den „biographischen Notizen" im Anhange seiner Liederbücher immer auch die Hauptdaten über sich, zuletzt abschließend im „Chorgesangbuch", 4. Aufl., S. 307. — Die „Pfälzische Presse" schließt ihren Gedächtniß-Aufsatz: „Ein kerndeutscher Mann, der . . . sein ganzes Wissen und Können daran setzte, die ideale Seite des Lebens zu verschönern und zu vervollkommnen. Lützel's Andenken wird ein ewiges sein!"

Ludwig Fränkel.

Lützow: Karl von L., Kunsthistoriker, wurde am 25. December 1832 in Göttingen geboren. Er war der Sohn des großherzoglich mecklenburgischen Kammerherrn und Schloßhauptmanns v. L. und seiner Gemahlin, der Tochter des Anatomen Loder in Jena, die L. durch einen frühen Tod verlor. Seine Jugend verbrachte er in Schwerin, wo er die Bürgerschule und seit Ostern 1843 das Gymnasium besuchte. Mit einem ausgezeichneten Abgangszeugniß entlassen, begab er sich im Herbste 1851 nach Göttingen, um dort classische Philologie und Archäologie zu studiren. Er hörte vor allem bei dem von ihm hochverehrten C. Fr. Hermann, bei Schneidewin und Fr. Wieseler, huldigte aber auch als Mitglied der Burschenschaft Hannovera, der er beitrat, den Freuden des studentischen Lebens. Im Frühjahr 1854 siedelte er nach München über, wo er an den alten Philhellenen Friedrich Wilhelm Thiersch empfohlen war und zunächst seine Studien unter diesem, Spengel, Halm und Prantl fortsetzte. Bald nach seiner Ankunft in München lernte er den ihm schon aus den Liedern des Mirza Schaffy vertraut gewordenen Friedrich Bodenstedt persönlich kennen und hat auf diesem Wege den meisten der geistig hervorragenden Männer, welche damals die Tafelrunde König Maximilian II. bildeten, insbesondere Geibel und dem Schweizer Heinrich Leuthold, nahegestanden. Bodenstedt führte ihn in den Geist der orientalischen Poesie ein, begeisterte ihn für die russische Litteratur und wußte auch sein Interesse für seine Uebersetzungen und Studien über Shakespeare zu gewinnen. L. hat seine Erinnerungen an diese schönen Münchener Studienjahre und an seine damaligen Münchener Beziehungen stets hochgehalten und noch kurz vor seinem Ende aufgezeichnet, was ihm davon im Gedächtniß haften geblieben war. (Vgl. Karl v. Lützow, Erinnerungen an Friedrich Bodenstedt, abgedruckt im Biographischen Jahrbuch und Deutschen Nekrolog, I. Bd. Berlin 1897, S. 42*—49*.) Nachdem L. mit der Dissertation: „De vasis fictilibus more archaico pictis" promovirt hatte, wandte er sich nach Berlin mit der Absicht, die dortigen Antikensammlungen genauer kennen zu lernen. Indessen diente gerade dieser Berliner Aufenthalt dazu, ihn von der Beschäftigung mit dem classischen Alterthum mehr und mehr abzuziehen und dem Studium der neueren Kunstgeschichte zuzuführen. Die Veranlassung zu diesem Wechsel in seinen Neigungen boten die Berührungen mit Kugler und Lübke, den er im Herbste 1858 auf einer Studienreise nach Italien begleitete, an der auch Schnaase theilnahm. L. selbst kam damals bloß bis Florenz und betrieb dann die Vollendung seiner Habilitationsschrift für München, die sich mit der „Geschichte des Ornaments an den bemalten griechischen Thongefäßen" beschäftigte. Am 17. Februar 1859 begann er in München seine Laufbahn als Docent, als welcher er über griechische Kunstgeschichte, griechische Lyriker, antikes Drama, Pausanias, Kunstmythologie und die Antiken der Münchener Sammlung las.

Vom Jahre 1861 an bis 1869 gab er ein Prachtwerk über die Münchener Antiken heraus. Das erste öffentliche Zeugniß für die neue Richtung, die er in seinen Studien eingeschlagen hatte, gab er im J. 1862 durch die Veröffentlichung seiner Lübke gewidmeten Schrift: „Die Meisterwerke der Kirchenbaukunst, eine Darstellung der Geschichte des christlichen Kirchenbaus durch ihre hauptsächlichsten Denkmäler". Das Werk erschien bei E. A. Seemann in Leipzig, mit dem L. seitdem in eine äußerst rege Verbindung trat, namentlich nachdem er sich verheirathet hatte und wegen eines nicht recht klar gewordenen Zwischenfalles, bei dem der schon erwähnte Schweizer Leuthold eine Rolle spielte, im Frühling 1863 nach Wien übergesiedelt war, wo er die Erlaubniß erhielt, an der Universität Vorlesungen über Geschichte und Archäologie der classischen Kunst zu halten. Er betheiligte sich in Wien zunächst als „Hauptmitarbeiter" an den „Recensionen und Mittheilungen für bildende Kunst", die damals im Verlag der Wallishaußer'schen Buchhandlung in Wien herauskamen und begründete dann, als diese mit dem dritten Jahrgang im J. 1864 eingingen, die seit dem Jahre 1866 bei E. A. Seemann erscheinende „Zeitschrift für bildende Kunst" mit dem Beiblatte „Die Kunstchronik", das er in kurzer Zeit zu dem angesehensten deutschen kunstwissenschaftlichen und kritischen Organe auszugestalten verstand, und dessen Redaction er mehr als dreißig Jahre, bis zu seinem Tode, in ungetrübter Freundschaft mit dem Verleger verbunden, fortgeführt hat. In Wien, das ihm im Laufe der Jahre zur zweiten Heimath wurde, lebte er sich rasch ein. Schon im Sommer 1864 zum Docenten der Kunstgeschichte an der k. k. Akademie der bildenden Künste ernannt, wurde er im J. 1865 mit der Leitung der Bibliothek und Kupferstichsammlung der Akademie betraut. Im J. 1867 wurde er außerordentlicher und 1882 ordentlicher Professor der Architekturgeschichte an der k. k. technischen Hochschule in Wien. Trotz der Häufung amtlicher Pflichten und der Zeit raubenden redactionellen Thätigkeit fand er Muße genug, eine stattliche Anzahl kunsthistorischer Werke und viele kürzere oder längere kritische Aufsätze zu verfassen, in denen es ihm weniger darauf ankam, selbst gefundene, neue Thatsachen und eigene Forschungen zu bringen, als die Ergebnisse der Kunstgeschichte einem größeren Kreise von Kunstfreunden und Laien durch seine gewandte Feder zu vermitteln. Eine bewegliche Natur und leicht begeistert, blieb er nicht bei den in seiner Jugend gewonnenen künstlerischen Idealen stehen, sondern schritt mit der Entwicklung der Kunst fort und trat sogar nicht selten auch da für das Neue und Neueste ein, wo andere Beurtheiler sich noch vorsichtig zurückhalten zu müssen meinten. Streng aber vermied er es, sich und seine Zeitschrift in den Dienst einer Clique oder Partei einspannen zu lassen, während er seinen zahlreichen Mitarbeitern in weitgehender Weise freien Spielraum ließ. Unter seinen selbständigen Arbeiten ist die auf archivalischen Forschungen beruhende „Geschichte der kaiserl. königl. Akademie der bildenden Künste", die im J. 1877 als Festschrift zur Eröffnung des neuen Akademiegebäudes herauskam, vielleicht an erster Stelle zu nennen. Seiner schon früh entwickelten Liebhaberei für die graphischen Künste setzte er dann in einer „Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes", die in den Jahren 1889 bis 1891 als ein Theil der Groti'schen „Geschichte der deutschen Kunst" erschien, ein bleibendes Denkmal, das seinen Werth als der erste Versuch einer zusammenfassenden Darstellung des Gegenstandes behalten wird. Unermüdlich geschäftig und immer wieder neue Pläne für schriftstellerische Unternehmungen hegend, erkrankte er im April 1897 an der Influenza, aus der sich ein schmerzhaftes Nierenleiden entwickelte. Eine hinzutretende Blutvergiftung führte seinen Tod am 22. April herbei.

C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 6. Theil. Wien 1867, S. 147, 148. — Zeitschrift für Bildende Kunst, N. F., 8. Jahrg. Leipzig 1897, S. 233—238. — Kunstchronik, N. F., 8. Jahrg. Leipzig 1897, S. 353. — Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog, 2. Bd. Berlin 1898, S. 191—193. — Seine Schriften verzeichnet bis auf die einzelnen, noch nicht gesammelten Aufsätze und Recensionen das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel im 64. Jahrgang, 2. Bd. Leipzig 1897, S. 3635, 3636. Vgl. auch S. 3072. — Die Kunst f. Alle, 10. Jahrgang. München 1895, S. 178. 12. Jahrg. 1897, S. 274, 275. — Illustrirte Zeitung Bd. 108. Leipzig 1897. Nr. 2810, S. 590. H. A. Lier.

Lyra: Friedrich Wilhelm L. wurde am 17. Juni 1794 zu Achelriede bei Osnabrück als Sohn des dortigen Pastors geboren. Nach seiner Theilnahme an den Freiheitskriegen, in denen er sich in der Schlacht bei Waterloo auszeichnete, kehrte er nach Osnabrück zurück und wurde hier Registrator der Steuerverwaltung und später der Justizkanzlei. Sein unsteter Lebenswandel und seine Vergnügungssucht trübten sowohl sein Verhältniß zu seiner Frau und seinem Sohne Justus Wilhelm, s. u., als auch waren sie der Grund, daß er im J. 1844 seiner amtlichen Stellung entsetzt wurde. Am 16. November 1848 starb er zu Osnabrück.

Der plattdeutschen Sprache seines Heimathlandes, die er gründlich kannte, wandte er schon früh sein Interesse zu. Das immer weitere Vordringen des Hochdeutschen beklagte er lebhaft und bemühte sich demgegenüber mit Eifer, den plattdeutschen Osnabrücker Dialekt in seiner alten Eigenart und besonders dessen Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten zu erhalten. Wie er so im Sinne Kosegarten's und Firmenich's thätig war und deren Sammlungen unterstützte, gab er im J. 1845 selbst ein Bändchen „Plattdeutsche Briefe, Erzählungen und Gedichte" (Osnabrück, Rackhorst) heraus. Dasselbe verfolgt in erster Linie den Zweck, alte plattdeutsche Wörter und Redewendungen, die er, um das Interesse zu erhöhen, nicht lexikalisch zusammenstellt, sondern in zwangloser Weise in heitere und ernste Plaudereien verwebt, vor der Vergessenheit zu bewahren. Außer seiner eigenen gründlichen Dialektkenntniß leistet ihm hierbei vor allem gute Dienste das umfangreiche plattdeutsche Idiotikon, das der Osnabrücker Klöntrup angelegt hatte und das er selbst in erweiterter und verbesserter Form herauszugeben beabsichtigte. Zweitens ist seine Sammlung nach der culturhistorischen Seite interessant und werthvoll, da er in den Briefen und Erzählungen mit Vorliebe alte Volksbräuche bei Taufen, Hochzeiten und dergleichen, die ebenfalls nach und nach zu schwinden drohten, beschreibt und bespricht. Sein Versuch, alte Volkslieder der Heimath zu sammeln, hatte nur geringen Erfolg. Seine eigenen dichterischen Versuche sind unbedeutend.

Vgl. Friedrich Runge, Joh. Aegidius Klöntrup, im 23. Bande der Mittheilungen des histor. Vereins zu Osnabrück, und Max Bär, Justus Wilhelm Lyra, ebenda 25. Bd. Eine Auswahl aus Friedrich Wilhelm Lyra's „Briefen, Erzählungen und Gedichten" nebst einem Vorwort bietet des Unterzeichneten Anthologie „Osnabrücker Dichter und Dichtungen", Osnabrück 1903. Riehemann.

Lyra: Justus Wilhelm L., Theolog und Componist weltlicher und geistlicher Lieder, wurde als Sohn des Kanzleiregistrators Friedrich Wilhelm L. am 23. März 1822 in Osnabrück geboren. Schon als Knabe zeigte L. bedeutende musikalische Begabung; bereits mit 16 Jahren componirte er eine Motette, mit 17 Jahren setzte er den 97. Psalm mit Orchesterbegleitung in

Musik. Zum Studium der vergleichenden Sprachwissenschaft bezog er 1841 die Universität Berlin, wo er gleichzeitig dem Studium der Musik oblag. Dort erstand im folgenden Jahre seine Composition des Geibel'schen Liedes „Der Mai ist gekommen", die seinen Namen, nachdem er lange unbekannt geblieben, für immer mit diesem zur Volksmelodie gewordenen Liede verknüpfen und erhalten wird. Zu derselben Zeit besorgte er in Gemeinschaft mit Anderen die Herausgabe eines Liederbuches „Deutsche Lieder", Leipzig 1843. Hier finden sich seine noch heute als beliebteste Studentenlieder gesungenen Melodien „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald", „Mein Muſ' ist gegangen in des Schenken sein Haus", „Die bange Nacht ist nun herum", „Durch Feld und Buchenhallen", „Es schienen so golden die Sterne", „'s war einer, dem's zu Herzen ging", „Es war einmal ein König" und andere, und vor allen „Der Mai ist gekommen". Im J. 1843 siedelte er nach Bonn über, trat dort der Burschenschaft Fridericia bei, begründete einen Gesangverein und ging — durch innere Erlebnisse und durch die Predigten von Nitzsch angeregt — zum Studium der Theologie über, das er in Berlin und Göttingen beendete. Unglückselige häusliche Verhältnisse, Seelenkämpfe und körperliches Leiden veranlaßten es, daß er erst spät ein geistliches Amt übernahm. Die Zwischenzeit füllte er durch eindringendes Privatstudium namentlich des Sanskrit und der indischen Religionsphilosophien aus, veranlaßt durch die Bearbeitung einer Preisaufgabe über das Vedantasystem als Religion und Philosophie. Das damals entstandene dreibändige Werk Devadatta beruht handschriftlich in der Central-Missionsbibliothek in Halle.

Nach kurzer Amtsthätigkeit in Lingen und als Lazarethgeistlicher in Langensalza wurde L. 1867 Pastor in Wittingen, 1869 zu Bevensen und 1877 in Gehrden bei Hannover. Dort ist er am 30. December 1882 als Pastor primarius gestorben. Auch dieser Abschnitt seines Lebens war reich an wissenschaftlichen Arbeiten und an tondichterischer Thätigkeit. Diese diente seit seinem Uebergang zum geistlichen Amte der geistlichen Musik und lieferte als schönste Frucht die Composition seiner Weihnachtscantate nach dem Text vön Matthias Claudius. Erst nach seinem Tode ist ein Theil seiner weltlichen und geistlichen Lieder veröffentlicht worden: Deutsche Weisen von Justus W. Lyra, 5 Hefte, Breitkopf & Härtel, Lpzg; Zwölf kleine Motetten her. v. Kirchenverband der Provinz Hannover. — Von seinen Schriften sind, von kleineren abgesehen, zu nennen: „Die liturgischen Altarweisen des lutherischen Hauptgottesdienstes", 1873; „Andreas Ornitoparchus von den Kirchenaccenten", 1877; „Von der Kirche und ihrer Selbsterhaltung in der gegenwärtigen Zeit", 1875; „Vom Vertrauen des Bräutigams und der Braut", 1875; „Die Lehre von den letzten Dingen", 1880; „Zur älteren Geschichte des Kirchspiels Gehrden", 1882. — Dr. M. Luther's Deutsche Messe nach der Wittenberger Originalausgabe von 1526, herausgegeben von Dr. theol. Max Herold, Gütersloh 1904. Am 30. April 1905 wurde ihm in Osnabrück ein Denkmal gesetzt.

Vgl. Bär und Ziller, Justus Wilhelm Lyra, der Componist des Liedes „der Mai ist gekommen", in den Mittheilungen des Historischen Vereins zu Osnabrück Bd. 25 und als Sonderausgabe, Leipzig 1901.

Max Bär.

M.

Macher: Mathias M., Doctor der Heilkunde, medicinischer Schriftsteller, Topograph und Historiker. Er wurde am 8. Januar 1793 zu Oisnitz, einem Dorfe südlich von Graz im Lasnitzthale, geboren, besuchte von 1806 bis 1812 das akademische Gymnasium, von 1812 bis 1815 die philosophischen Studien in Graz. Nach dem Wunsche seiner Eltern sollte er Priester werden, sein innerer Drang jedoch trieb ihn zu den medicinischen Studien. Im Herbste 1815 begab er sich daher nach Wien, um an der Universität Medicin zu studiren. Es war eine harte Zeit, durch die er sich durchzuringen hatte; seine Angehörigen konnten ihn nicht ausreichend unterstützen; das Leben war in den Mißjahren 1816 und 1817 namentlich in Wien sehr kostspielig und nicht selten hatte M. mit Nahrungssorgen zu kämpfen; aber er war von zäher Natur und ließ nicht ab, dem selbstgesteckten Ziele mit der ganzen Kraft seines festen Sinnes, unterstützt durch angeborene Heiterkeit und ein glückliches Temperament, nachzustreben. Wenn er auch manchmal Hunger litt und im Winter in ungeheizter Stube schlief, so erwarb er sich doch durch Ertheilung von Privatunterricht so viel, daß er seine Studien vollenden konnte. Am 21. Juli 1821 wurde er zum Doctor der Medicin promovirt.

Er kehrte in seine Heimath, die Steiermark, zurück und ließ sich als praktischer Arzt in Marburg an der Drau nieder. 1823 wurde ihm die Stelle eines Districtsphysikers in Rann verliehen. Gerade damals war Untersteiermark von mehreren schweren Epidemien heimgesucht, wobei M. eine namhafte ärztliche Thätigkeit zu entfalten Gelegenheit fand. 1828 wurde er über sein Ansuchen als Districtsphysiker nach Maria Zell, 1829 nach Hartberg übersetzt. Am 9. August 1829 vermählte er sich mit Maria Dirnböck, der Tochter eines geachteten Bürgers und Realitätenbesitzers in Graz, mit welcher er durch 47 Jahre in glücklicher Ehe lebte.

Im September 1828 trat zum ersten Male in Europa (im südlichen Rußland) die Cholera auf; im Juli 1831 brach sie in Pest, im August in Wien aus; bald war auch die Ostgrenze der Steiermark von ihr bedroht und Fürstenfeld, Neudau, Wörth an der Lafnitz wurden durch einzelne Fälle derselben heimgesucht. Diese Gegenden gehörten zum Amtsbereiche Macher's, und er befaßte sich sogleich mit dem Studium dieser neuen Erscheinung; er bereiste die Grenzbezirke gegen Ungarn, studirte die Krankheit im Choleraspitale in Wien und besprach sie auch in einer populären Abhandlung. Als 1849 in Oesterreich das gesammte Staatswesen reorganisirt wurde, geschah dies auch

mit dem Sanitätsdienste. M. erhielt auf sein Ansuchen die k. k. Bezirkarztstelle zu Stainz, südwestlich von Graz, welche er von da an durch 15 Jahre lang verwaltete. Er war bald einer der ältesten Sanitätsbeamten der Steiermark; 72 Jahre alt trat er 1865 nach 43jähriger Dienstleistung in den Ruhestand, übersiedelte nach Graz, wo er noch immer in Vereinen und bei wohlthätigen Anstalten rastlos mitwirkte.

M. war im persönlichen Umgange offen und treuherzig, von biederem, rechtlichem Charakter; er war ein treuer Freund und heiterer Gesellschafter, besonders in seinen jüngeren Jahren. Ein Freund des freien Wortes, besuchte er regelmäßig die Versammlungen der verschiedenen Vereine und Gesellschaften, denen er angehörte, um dort persönlich seine Ansichten und Anträge geltend zu machen und führte oft eine lebhafte Debatte herbei. Ein Mann von vielseitigem Wissen, hatte er sich als Autodidakt vielerlei Kenntnisse erworben. Er besaß Specialkenntnisse besonders in Geschichte, Geographie, Topographie, in der Alterthumskunde, in der Landwirthschaftslehre und Technologie. Dabei war er eifriger Politiker und liebte es, vorzüglich in seinen jüngeren Jahren, sich in politischen Discussionen zu ergehen, wie auch aus seiner Feder einzelne Broschüren politischen Inhalts erschienen sind.

Nach seiner Jubilirung lebte er in Graz und feierte körperlich und geistig noch vollkommen rüstig sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum, bei welcher Gelegenheit er, „der durch 43 Jahre dem Staate mit rastlosem Eifer gedient und sich durch ein halbes Jahrhundert der Förderung der Wissenschaft mit so seltener Ausdauer gewidmet hatte“, vom Kaiser durch das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens ausgezeichnet wurde. Im 84. Jahre seines Lebens starb er zu Graz am 27. Juni 1876.

Macher's litterarische Thätigkeit war sehr umfassend und reichhaltig. Seine gesammten litterarischen Producte lassen sich in drei Gruppen theilen, in die Gruppe politischer Broschüren, in die rein medicinischen Schriften und in die Arbeiten, welche die Steiermark in topographischer, medicinisch-topographischer und geschichtlicher Beziehung betreffen. Die politischen Flugschriften, welche von den Bewegungen des Jahres 1848 ausgingen, können hier unerwähnt bleiben, da sie nur vom Tage geboren und mit dem Tage hinfällig wurden. In den medicinischen Schriften suchte M. seine Wissenschaft im besten Sinne des Wortes zu popularisiren und seine reichen Erfahrungen weiten Kreisen zugänglich zu machen. Hierher gehören: „Ueber die Ursachen und das Wesen der . . . Skrophelkrankheit“, Wien 1821; „Physikalisch-medicinische Beschreibung des Sauerbrunnen bei Rohitsch in Steiermark“, Wien und Graz 1823; „Die orientalische Brechruhr (Cholera morbus)“, Wien 1831; „Die Heilwässer an den Grenzen von Steiermark in Ungarn, Croatien und Illyrien“, Graz 1834; „Handbuch der gemeinen Chirurgie“, Wien 1836; „Pastoral-Heilkunde“, Leipzig 1838, 4. Aufl. 1860; „Das Apothekerwesen in den k. k. österreichischen Staaten“, Wien 1846, 2 Bde.; „Handbuch der k. k. Sanitätsgesetze und Verordnungen“, 8 Bde., Graz 1846—1872; „Der neue Methusalem, oder lange leben und gesund bleiben ohne Doctor und Medicin“, Graz 1850; „Nachträge zu Dr. Müller's Apothekerwesen“, Wien 1858; „Die lauteren Warmbäder (Akratothermen) des Herzogthums Steiermark“, Graz 1867; „Die Kuranstalt Einöd . . . . in Obersteier . . . .“, Graz 1868; „Die Kaltwasser-Heilanstalt in St. Radegund am Schöckel bei Graz“, Wien 1868; „Zur Medicinalreform in Oesterreich“, Wien 1868; „Ueber Disponirfreiheit der Aerzte“ (Sitz.-Ber. des Vereins der Aerzte in Steiermark, Graz 1868); „Mängel und Mißbräuche der Todtenbeschau“ (ebda. 1869); „Erfahrungen in Blatternepidemien“ (ebda. 1873); „Das Anna-Kinderspital und

der Kinderspitalsverein in Graz", Graz 1873; „Gleichenberg in Steiermark als klimatischer und Brunnen-Kurort", Graz 1873. (Erschien gleichzeitig in deutscher, französischer, englischer, italienischer und ungarischer Sprache.)

Ebenso eifrig wie auf diesem Gebiete war M. auf dem der Geschichte und Topographie, namentlich seiner Heimath, der Steiermark, thätig. So verfaßte er: „Darstellung des Wallfahrtsortes Maria Zell", Wien 1832; „Bruchstücke aus der Geschichte der Stadt Hartberg". (Steiermärkische Zeitschrift, neue Folge, I. Jahrg. 2. Heft, S. 123—134, Graz 1834.) „Der Pilger nach Maria Zell in Steiermark", Wien 1832, 2. Aufl. Wien 1835; „Reise auf den Wechsel" (Steierm. Zeitschr., N. F. V. Jahrg. 1. Heft, Graz 1838, S. 100—117); „Abriß einer Geschichte der Stadt Hartberg" (ebda. VI, 1. S. 29—40); „Die Römergräber in der Gegend von Hartberg" (Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark II. Heft, S. 107—126); „Der Fremdenführer nach dem Wallfahrtsorte Maria Zell", 3. Aufl. Wien 1856; „Uebersicht der Heilwässer und Naturmerkwürdigkeiten des Herzogthums Steiermark", Wien und Graz 1858; „Medicinisch-statistische Topographie des Herzogthums Steiermark", Gekrönte Preisschrift, Graz 1860; „Lebensbild Dr. Chrysanths Edlen v. Vest, Gubernialrath und Protomedikus in Steiermark" (im 4. Jahresberichte des Vereins der Aerzte in Steiermark, Graz 1867); „Alte Schulverhältnisse in Steiermark" (Grazer Tagespost 1871, Nr. 278, 282 und 285); „Das akademische Gymnasium zu Graz im Anfange des 19. Jahrhunderts" (ebda. 1871, Nr. 298, 301, 311 und 324); „Die philosophischen Studien in Graz vor 60 Jahren" (ebda. 1871, Nr. 343 ff.).

Damit ist jedoch Macher's litterarische Thätigkeit nicht erschöpft; zahlreiche größere und kleinere Arbeiten veröffentlichte er noch in medicinischen Fachblättern, wie in den „Wiener medicinischen Jahrbüchern", in Wittelhöfer's „Medicinischer Wochenschrift", in der ebenfalls in Wien erscheinenden „Zeitschrift für gerichtliche Medicin, öffentliche Gesundheitspflege und Medicinalgesetzgebung" und ungezählte Aufsätze in verschiedenen anderen Zeitschriften, namentlich in der „Grazer Zeitung", in der Beilage zu dieser: „Der Aufmerksame" und in der „Grazer Tagespost".

Wie zahllose Schriftsteller vor und mit ihm, hatte auch M. mit den Chikanen der vormärzlichen Censur zu kämpfen. Seine Broschüre „Ueber die orientalische Brechruhr" (Wien 1831) wurde in Graz censurirt und gedruckt, in Wien aber von der Censur verboten, weil man dort an der Ansicht festhalten wollte, daß die Cholera nicht contagiös sei, während M. die gegentheilige Ansicht aussprach, daher die ganze Auflage dieser Schrift confiscirt und verstampft wurde. — Die „Pastoral-Heilkunde", dem Patriarch-Erzbischof von Erlau, Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör gewidmet, wurde 1836, nachdem sie die Censur unbeanstandet passirt hatte, gedruckt, mußte aber auf Anordnung des damaligen Fürstbischofs von Sekau, Roman Sebastian Zängerle, auch einer geistlichen Censur unterworfen werden, welche starke Striche darin vornahm, sodaß dieses Werk erst 1838 erscheinen konnte.

Auch als Dichter hatte sich M. mehrfach nicht ohne Erfolg versucht.

Grazer „Tagespost", Abendblatt ad Nr. 153 vom 7. Juli 1876. — Ilwof, Mathias Macher. Im Gedenkbuch des historischen Vereins für Steiermark, in dessen Mittheilungen XXV. Heft, 47—65, Graz 1877.

Franz Ilwof.

Mack: Martin Joseph M., katholischer Theologe, geboren am 19. Februar 1805 zu Mergentheim (Burg Neuhaus), † am 24. September 1885. Er studirte Theologie in Tübingen und wurde am 17. September 1828 zum Priester geweiht. Dr. theol. Herbst 1829, wurde er Repetent am Wilhelms-

stift (kath.-theol. Convict) in Tübingen, Herbst 1831 Privatdocent an der kath.-theol. Facultät daselbst, Hülfslehrer für neutestamentliche Exegese an Stelle des verstorbenen Professors Feilmoser, 1832 außerordentlicher Professor der neutestamentlichen Exegese, Herbst 1835 ordentlicher Professor. Im Studienjahre 1839—40 war er Rector der Universität. Während dieses Jahres wurde er wegen seiner Schrift: „Ueber die Einsegnung der gemischten Ehen. Ein theologisches Votum“ (Tübingen 1840; im December 1839 erschienen), die gegenüber der in Württemberg von Seiten des Staates vorgeschriebenen unbedingten Einsegnung in ruhiger und maaßvoller Weise den kirchlichen Standpunkt zum Ausdruck brachte, von der Regierung unter dem 13. Februar 1840 seines Lehramtes entsetzt, unter Vorbehalt des Titels und Ranges eines ordentlichen Professors an der Universität, und auf die Pfarrei Ziegelbach (Oberamt Waldsee) versetzt; die Schrift wurde von der württembergischen Censurbehörde verboten. Zu seiner Rechtfertigung vor der Oeffentlichkeit stellte M. das Material über den Fall zusammen in dem Buche: „Catholica. Mittheilungen aus der Geschichte der katholischen Kirche in Württemberg“ (1. Lieferung [eine Fortsetzung ist nicht erschienen], Augsburg 1841; enthält u. A. die in der Theol. Quartalschrift 1839 erschienene Abhandlung „Katholische Zustände“, die Schrift über die Einsegnung der gemischten Ehen, die durch dieselbe veranlaßte Correspondenz mit dem Kanzler der Universität Tübingen und mit der Censurbehörde, endlich eine in den „Freimüthigen Blättern“ von Pflanz, dem Organ der damaligen Aufklärer unter dem württembergischen Clerus, 1840 erschienene, verunglimpfende Besprechung der Schrift Mack's mit dessen Antworten). Von Seiten eines nicht genannten Juristen erschien über den großes Aufsehen erregenden Fall zu Gunsten Mack's ein „Memorandum über die Entfernung des Professors Dr. Mack von seinem katholisch-theologischen Lehramte an der k. württembergischen Universität Tübingen, von der rechtlichen Seite betrachtet. Ein Beitrag zur Erläuterung des württembergischen Kirchenrechts“ (Schaffhausen 1840). M. veröffentlichte weiter noch die Broschüre: „Zur Abwehr und zur Verständigung“ (Schaffhausen 1842). Als es sich 1842—43 um die Ergänzung der Bonner theologischen Facultät handelte, war M. neben Hefele unter denen, die von dem Coadjutor v. Geissel ernstlich ins Auge gefaßt und der Regierung für die Berufung in Vorschlag gebracht wurden; beide wurden aber vom Ministerium als mißliebig abgelehnt (vgl. Pfülf, Card. v. Geissel, Bd. I, Freiburg 1895, S. 219 f., 228 ff., 364). Seit 1845 war M. bis 1868 wiederholt Mitglied der Kammer der Abgeordneten, als Abgeordneter für Riedlingen. Im Anschluß an eine Rede, in der er in dieser Eigenschaft am 29. April 1845 in der Kammer die Beschwerden des katholischen Theiles der Bevölkerung zum Ausdruck gebracht hatte, veröffentlichte er zu weiterer Begründung die Schrift: „Die katholische Kirchenfrage in Württemberg. Mit Rücksicht auf die 35. Sitzung der Kammer der Abgeordneten“ (Schaffhausen 1845). Von 1867 bis 1876 war er auch Decan des Decanates Waldsee.

M. war ein gelehrter und scharfsinniger Exeget, der in den Jahren seiner akademischen Wirksamkeit neben seinem alttestamentlichen Collegen Welte die Exegese in einer der sonstigen Bedeutung der Tübinger Facultät würdigen Weise vertrat. Sein exegetisches Hauptwerk ist der „Commentar über die Pastoralbriefe des Apostels Paulus“ (Tübingen 1836; 2. Aufl. 1841). Als Universitätsprogramm erschien die Schrift: „Ueber die ursprünglichen Leser des Hebräerbriefes“ (Tübingen 1836; wieder abgedruckt in der Theol. Quartalschrift 1838, S. 385—428). Sein „Bericht über des Herrn Dr. Strauß kritische Bearbeitung des Lebens Jesu“ (1. u. 2. Hälfte, Tübingen 1837;

zuerst in der Theol. Quartalschrift 1837, S. 35—91, 259—325, 425—505, 633—686) gehört zu den bedeutendsten Gegenschriften gegen Strauß. In der Theol. Quartalschrift erschienen bis 1840 außer den schon erwähnten neben einer Reihe von theilweise sehr umfangreichen Recensionen die Abhandlungen: „Ueber ἐφ᾽ ᾧ bei Röm. 5, 12" (1834, S. 397—444); „Ueber Joh. 6, 22—59, und das Verhältniß dieser Stelle zum heiligen Abendmahle" (1832, S. 52—87); „Biblische Aphorismen über die Lebenskraft der irdischen Geschöpfe überhaupt und des Menschen insbesondere" (1833, S. 458—495); „Ueber das Elend, die Sehnsucht und die Hoffnung der Creatur. Erklärung der Stelle im Briefe Pauli an die Römer Cap. VIII, V. 16—25" (1833, S. 601—638); „Gedanken über die Begebenheiten des ersten christlichen Pfingstfestes, Apg. 2" (1835, S. 73—95); „Ueber Gal. 3, 20" (1835, S. 453—492); „Die messianischen Erwartungen und Ansichten der Zeitgenossen Jesu" (1836, S. 3—56, 193—226); „Die späteren Schicksale Johannes des Täufers. Eine biblische Skizze" (1838, S. 256—300); „Praktische Erklärung der evangelischen Perikope auf den ersten Sonntag in der Fasten. Matth. 4, 1—11" (1839, S. 195—224). Seine als Pfarrer in den ersten Jahren gehaltenen Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres veröffentlichte M. unter dem Titel: „Haus-Postille für Katholiken" (2 Theile, Tübingen 1847). Als kleinere Arbeiten aus der Zeit nach der Entfernung von Tübingen sind noch zu nennen: „Zur Katechismusfrage. Eine Stimme aus der Diöcese Rottenburg über den Hirscher'schen Katechismus" (Zeitschrift für Theologie [Freiburg], 9. Bd. 1843, S. 448—458); „Dr. Johann Baptist Hirscher" (Theol. Quartalschrift 1866, S. 298—312); „Glauben und Forschen. Eine biblische Skizze nach Koloss. 1, 13—20" (Theol. Quartalschrift 1867, S. 41—50). Für Aschbach's Kirchenlexikon schrieb M. den Artikel: „Johannes, Evangelist" (Bd. III, 1850, S. 536—550), für die beiden ersten Bände der 1. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte eine Anzahl von kleineren Artikeln aus der Moraltheologie.

Neher, Personal-Catalog der Geistlichen des Bisthums Rottenburg, 3. Aufl. (Schw.-Gmünd 1894), S. 28 f. Lauchert.

Madersperger *): Josef M. (eigentlich Mattersperger), der eigentliche Erfinder der Nähmaschine, wurde am 6. October 1768 als Sohn des Schneidermeisters Georg M. zu Kufstein geboren. Dieser fleißige Mann, seit 1803 in Wien als bürgerlicher Schneidermeister Stadtbürger und in auskömmlicher Existenz, war ein vorwärtsstrebender Kopf in seinem Fache. Nachdem 1790 der Engländer Th. Saint in seinem Vaterlande ein Patent auf eine Maschine zum Sohlennähen erhalten, welche mit einem endlosen Faden arbeitete und wahrscheinlich den Kettenstich herstellte, führte Josef M. als erster im J. 1814 seine, 1807—8 erfundene einigermaßen brauchbare Nähmaschine in Wien aus und stellte sie während des „Wiener Congresses" öffentlich aus: zwei Jahrzehnte früher als der Amerikaner E. Howe. Sie beruhte noch auf dem Princip der Handnäherei, verwendete zwei Fäden zur Bildung einer Naht und lehnte sich an das Verfahren des Webens an. „Es war eine Maschine, die auf dem festgespannten Stoff eine gerade Naht nähte, indem von unten zwei Nadeln neben einander durchgestoßen wurden, deren Zwirn Maschen bildete, durch die ein Kettenfaden mit der Hand gezogen werden mußte. Die Maschine nähte vor- und rückwärts und erwies sich nicht nur zum Abnähen von Decken und der sogenannten Doppelstoffe, sondern auch später zum Kleidernähen als durchaus brauchbar, da sie eine sehr feste Naht lieferte." Obwol sich M. schon der

*) Ergänzung zu Bd. XX, S. 34.

öhrspitzigen Nadel — dies war „das Wichtigste bei der Erfindung der Nähmaschine" — bediente und mit zwei Fäden, von denen der eine die Kette bildete, operirte, blieb seiner Maschine, die zunächst zum Abnähen von Steppdecken bestimmt war, wegen ihrer constructiven Unvollkommenheit — namentlich den Kettenfaden mit der Hand durchziehen zu müssen — kein nennenswerther, wenigstens kein dauerhafter Erfolg beschieden. M., der den Kettenfaden durch eine seitens der Maschine regulirte Schützenvorrichtung durchziehen lassen wollte, erreichte es 1817, daß seine Maschine auch in krummen Linien und kleinen Bogen nähte. Das alsdann von Kaiser Franz von Oesterreich verliehene Privileg konnte er, da er weder öffentliches noch privates Capital dafür flüssig zu machen verstand, nicht ausbeuten. Von 1807 bis 1839 arbeitete M. an Verbesserung und Vervollkommnung seines Erzeugnisses und opferte dafür allmählich sein durch Fleiß und Sparsamkeit sauer erworbenes Vermögen. Indessen strichen praktischer vorgehende Amerikaner, die sich die Erfahrungen an Madersperger's Experimenten zu nutze gemacht hatten, Ruhm und klingenden Gewinn ein, insbesondere Elias Howe, nach dessen richtigen Gedanken W. Hunt schon 1834 zu New-York erfolglos eine Maschine gebaut hatte, löste das Problem endgültig, genügte auch in constructiver Hinsicht ziemlich den Anforderungen, bis 1851 und 1859 J. M. Singer seiner genannten und ungenannten Vorgänger Ergebnisse zusammenfassend für seine siegreich vordringende Nähmaschine verwerthete. Aber 1850, in demselben Jahre, in dem die Kunde von der „Erfindung" (!) der Nähmaschine durch E. Howe über den Ocean herüberkam, war M. hochbetagt am 3. September im 82. Lebensjahre im Städtischen Bürger-Versorgungshause St. Marx zu Wien fast mittellos und halbvergessen gestorben: einer aus der Schar jener rastlosen gemeinnützigen und uneigennützigen Erfinder, welchen die Ernte ihrer Saat zu sehen oder gar zu genießen versagt geblieben.

Der Pflicht der Dankbarkeit ist seine Vaterstadt Kufstein, auf Betreiben des dortigen Schneidermeisters Anton Stigger, nachgekommen, indem sie am 6. und 7. Juni 1903 die späte Ehrenschuld abtrug. In den prächtigen Anlagen bei der Kienberg-Klamm wurde da Josef Madersperger's hübsches Denkmal von Theodor Khuen, unter Theilnahme eines großen Festzugs, in Anwesenheit der Behörden, Corporationen und Abordnungen von weither und unter riesigem Fremdenzufluß, enthüllt, so wie es Wiener Großindustrielle, nämlich die Chefs der Nähmaschinenfabrik Rast und Gasser, Josef Anger und Söhne, Rezler und Komarek, durch Zusammensteuern gestiftet hatten. Die Festrede des Wiener Fabrikanten August Rast gedachte des Erfinders in tief empfundener Dankbarkeit und entwarf ein Lebensbild. Ein Weihelied des ausgezeichneten Wiener Chormeisters Eduard Kremser folgte, und an Madersperger's Wohnhaus ward eine Gedenktafel von Innsbrucks und Kufsteins Schneidermeistern angebracht. In der Städtischen Turnhalle konnte man inzwischen das, vom Wiener Gewerbemuseum (jetzt in der Technischen Hochschule) zur Verfügung gestellte Original der Madersperger'schen ersten Nähmaschine besichtigen. Des bescheidenen Mannes Ehrenmonument zeigt dort seine Büste, von Inschriften umgeben, die sein Verdienst und die Stifter des Denkmals verewigen. Eine Straße neben der Kinkstraße, wo sein Geburtshaus steht, hieß schon mehrere Jahre vorher nach ihm.

Ausführliche Aufsätze im „Tiroler Grenzboten" (Kufstein Nr. 23 u. 24 vom Juni 1903 (Auszug daraus Münchn. Neueste Nachrichten Nr. 265 vom 9. Juni 1903, S. 4) und „Allg. Oesterr. Schneiderzeitung" vom 1. Juli 1903, beide mit Berichten über die Enthüllung. Hinweise auf alle zwei durch den unermüdlichen Madersperger-Agitator Anton Stigger (s. o.) und

die Kufsteiner Bürgermeisterei. Abbildung des Madersperger-Denkmals aus dem „Interessanten Blatt“ (Wien) im „Tiroler Grenzboten“ Nr. 23, sowie auf Postkarten mit kurzem Text. — Vgl. übrigens Meyer's Conversationslexikon[5] XII, 737: Nähmaschine.

Ludwig Fränkel.

Maier: Adalbert M., katholischer Theologe, geboren am 26. April 1811 zu Villingen, † am 29. Juli 1889 zu Freiburg i. Br. Er erhielt seine Gymnasialbildung in Villingen und Freiburg, absolvirte an der Universität Freiburg 1829—31 die philosophischen, 1831—35 die theologischen Studien, trat im Herbst 1835 in das Priesterseminar ein und wurde am 27. August 1836 zum Priester geweiht, am 8. November 1836 Dr. theol. Nachdem er schon als Alumnus des Priesterseminars 1836 mit der Suppletur der theologischen Moral betraut worden war, wurde er am 16. März 1837 zum Lehramtsgehülfen an der theologischen Facultät ernannt, supplirte noch bis zu Hirscher's Ankunft im Herbst dieses Jahres die Moral und hielt dann Vorlesungen über alt- und neutestamentliche Exegese. Vom Frühjahr 1838 bis Herbst 1839 hielt er sich zu Studienzwecken in Wien und Rom auf. 1840 wurde er außerordentlicher, am 19. Mai 1841 ordentlicher Professor der neutestamentlichen Exegese in Freiburg; nach dem Tode Hug's (1846) wurde ihm die gesammte neutestamentliche Bibelwissenschaft als Nominalfach zugewiesen. 1848 wurde er großherzoglicher geistlicher Rath. Vier Mal war er Prorector der Universität, in den Studienjahren 1847/48, 1850/51, 1855/56 und 1871/72.

M. war als Schüler Hug's besonders durch die Beherrschung der historisch-kritischen und philologischen Methode ausgezeichnet; nach dieser Seite hin liegt auch der bleibende Hauptwerth seiner Schriften, in erster Reihe seiner Hauptwerke: „Commentar über das Evangelium des Johannes“ (2 Bde., Karlsruhe u. Freiburg 1843—45); „Commentar über den Brief Pauli an die Römer“ (Freiburg 1847); „Commentar über den ersten Brief Pauli an die Korinther“ (ebd. 1857); „Commentar über den zweiten Brief Pauli an die Korinther“ (ebd. 1865); „Commentar über den Brief an die Hebräer“ (ebd. 1861); „Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments“ (ebd. 1852; unter dem Titel: „Beiträge zur Einleitung in das Neue Testament“ waren schon früher in der Freiburger Zeitschrift für Theologie die Abschnitte erschienen: „Die drei ersten Evangelien im Allgemeinen“, 20. Bd. 1848, S. 3 bis 76, und: „Das Markus-Evangelium“, 21. Bd. 1849, S. 1—116). In seinen Rectoratsjahren ließ er als Universitätsprogramme erscheinen: „Untersuchung über den Zweck der kanonischen Evangelien. Ein Beitrag zur Evangelienkritik“ (Freiburg 1847; auch in der Freiburger Zeitschrift für Theologie, 18. Bd. 1847, S. 3—46); „Historisch-kritische Untersuchungen über den Hebräer-Brief“ (Freiburg 1851); „Die Glossolalie des apostolischen Zeitalters exegetisch-kritisch beleuchtet“ (ebd. 1855; auch abgedruckt in der Zeitschrift für die gesammte kathol. Theologie, herausg. von Scheiner und Häusle [Wien], 7. Bd. 1855, S. 380—414); „Exegetisch-kritische Untersuchungen über die Christologie“ (Freiburg 1871). Zu diesen akademischen Schriften kommt die „Gedächtnißrede auf Joh. Leonh. Hug, Doctor der Theologie, ordentl. öffentl. Professor der Literatur des alten und neuen Testaments an der Universität Freiburg, bei dessen akademischer Todtenfeier in der Universitätskirche zu Freiburg am 11. März 1847 gehalten“ (Freiburg 1847; auch in der Freiburger Zeitschrift für Theologie, 17. Bd. 1847, S. 3—49). In der von den ordentlichen Professoren der Freiburger theologischen Facultät herausgegebenen Zeit-

schrift für Theologie, deren Mitherausgeber er von 1842—49 war, erschienen von ihm außer den schon genannten Arbeiten noch die Abhandlungen: „Christliche Bestandtheile des Korans, mit besonderer Rücksicht auf eine angebliche Uebersetzung des N. T. in das Arabische durch Werka, den Sohn Naufils“ (2. Bd. 1839, S. 34—97); „Exegetisch-dogmatische Entwicklung der neutestamentlichen Begriffe von Ζωή, ἀνάστασις und κρίσις“ (2. Bd. 1839, S. 309 bis 398); „Exegetische Erläuterungen zum dogmatischen Theile des Römerbriefes, im Zusammenhange des Ideenganges der Lehrabhandlung“ (15. Bd. 1846, S. 1—112). Seine frühesten litterarischen Arbeiten waren die in der Neuen theologischen Zeitschrift, herausg. von J. Pletz (Wien) veröffentlichten moraltheologischen Abhandlungen: „Moralische Begründung der Eheverbote zwischen Blutsverwandten“ (11. Jahrg. 1838, Bd. II, S. 170—195); „Ueber Grundlage, Charakter und Construction der christlichen Moral“ (11. Jahrg. 1838, Bd. II, S. 355—387; 12. Jahrg. 1839, Bd. I, S. 79—103). Eine Anzahl von Artikeln zur biblischen Geschichte und Alterthumskunde schrieb er für das Kirchen-Lexikon von Wetzer und Welte.

Badische Biographieen, IV. Theil (1891), S. 254—258 (J. König). — Freiburger Diöces.-Archiv, N. F. Bd. I (der ganzen Reihe Bd. 28. 1900) S. 231 f.

Lauchert.

Maier: Friedrich Sebastian M. (auch Mayer), Wiener Schauspieler und Theaterdichter. M., der auch als Schwager Mozart's oft genannt wird, verlebte eine recht abenteuerliche Jugend: am 5. April 1773 zu Benediktbeuren als der Sohn eines Gärtners geboren, war er zum geistlichen Stande bestimmt und studirte in München und Salzburg Theologie, bis er dann ganz plötzlich zum Theater überging. Er wurde Musiker und Sänger, unternahm Concertreisen durch Schwaben und die Schweiz und trat im Jahre 1792 als Bassist in den Verband des Theaters in Linz. 1793 kam er nach Wien und wurde von Emanuel Schikaneder, der dort die Direction des Freihaustheaters seit 1789 leitete, als Sänger engagirt. Am 9. September 1793 debütirte er als Sarastro in der „Zauberflöte“, bald darauf als „wohlthätiger Derwisch“ in dem gleichbetitelten Singspiel Schikaneder's. Er wurde ein tüchtiger und berühmter Bassist, ein trefflicher Regisseur und ein praktischer Theaterdichter und seine Vielseitigkeit und Verwendbarkeit zeigt ihn als einen treuen Nachahmer des Schikaneder'schen Vorbildes. Seine Theaterstücke, von denen keins gedruckt wurde, sind theils Dramatisirungen beliebter Ritterromane („Friedrich der Letzte, Graf von Toggenburg“, nach Spieß, 1794; „Otto mit dem Pfeile, Markgraf von Brandenburg“, nach Rambach, 1799); theils gehören sie in die Richtung der damals in Wien blühenden Feen- und Geisteropern, wie etwa das dreiactige Zauberspiel mit Maschinen, Arien und Chören „Mina und Salo oder die unterirdischen Geister“ (Erstaufführung am 7. Februar 1795, in diesem Jahr 19 Mal gespielt) oder „Rosalinde oder die Macht der Feen“ (1796). Seit 1801 erwarb er sich als Regisseur des neu erbauten Theaters an der Wien große Verdienste um die Inscenirung der Opern von Cherubini, Méhul, Boieldieu u. A. und brachte in den Akademien, die alljährlich im März zu seinem Benefize stattfanden, und in welchen meist große Oratorien von Händel, Mozart und Beethoven zur Aufführung gelangten, die er selbst dirigirte, nicht selten eigene Compositionen zu Gehör. (Die Hofbibliothek besitzt derartige Concertprogramme vom 27. März 1804, 31. März 1806, 22. März 1807 und 11. März 1808.) Später trat er zum Hoftheater über, zog sich aber bald ins Privatleben zurück und lebte nur mehr der Musik; besonders die Kirchenmusik fand in ihm einen

unermüdlichen Bewunderer und emsigen Pfleger. Er starb am 9. Mai 1835 infolge eines Leberleidens in Wien.

Wurzbach 18, 116. — Goedeke (2. Auflage) 5, 38 f.

Egon von Komorzynski.

Maier: Julius Joseph M., Bibliothekar und Musikgelehrter, wurde geboren am 29. December 1821 zu Freiburg in Baden. Nachdem er die ersten Schulstudien in Karlsruhe absolvirt hatte, bezog er 1840 die Universität zu Freiburg in Baden, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen; 1843 siedelte er nach Heidelberg über und beschloß in Karlsruhe 1846 mit einem ausgezeichneten Staatsexamen seine juristischen Studien. Noch in dem gleichen Jahre fand er eine Anstellung als Assessor und rückte 1849 sogar zum Secretär im Ministerium des Innern auf. Allein gleich seinem vertrauten Studienfreund Victor v. Scheffel fühlte er sich trotz seiner guten Erfolge in der juristischen Laufbahn nicht glücklich; seine Herzensneigung zog ihn zu der von Jugend auf eifrig gepflegten Tonkunst. Noch während seiner juristischen Studienzeit trat er mit musikalischen Publicationen an die Oeffentlichkeit; so veröffentlichte er 1843 in der Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung eine kleine historische Arbeit über Palestrina's Nachfolger und 1845 erschien seine Mendelssohn gewidmete Sammlung älterer vokaler Kirchenwerke für Männerchor bearbeitet. 1849 nun sagte er sich definitiv von der Jurisprudenz los und zog als Contrapunktschüler zu Moritz Hauptmann nach Leipzig. Wie rasch seine Fortschritte hier waren, geht daraus hervor, daß er nach nur dreivierteljähriger Arbeit als Contrapunktlehrer an die Münchener Musikschule berufen wurde. In diesem Amte wirkte er bis 1857; unter seine Schüler gehörte auch Josef Rheinberger. 1857 kam er als Conservator der sehr reichen Musikabtheilung an die Münchener Staatsbibliothek. Volle 30 Jahre stand er auf diesem, seinen Fähigkeiten wie seinen Neigungen gleich gut zusagenden Posten, still und bescheiden wirkend im Dienste der jung aufblühenden musikalischen Forschung. In diese Zeit fällt sein „Katalog der Münchener musikalischen Handschriften bis zum Ende des 17. Jahrhunderts“ (1879), ein Werk, welches seinem Namen in den musikwissenschaftlichen Fachkreisen weite Verbreitung und dauernde Anerkennung erwarb. Sonst trat M. nur sehr selten noch als Schriftsteller an die Oeffentlichkeit und dann meist ebenfalls mit kleinen bibliographischen Arbeiten, so z. B. mit einem Aufsatz über unbekannte Sammlungen deutscher Lieder in den Monatsheften für Musikgeschichte Bd. 12, S. 6 ff. Ein besonderes Interesse wandte er zeitlebens dem Studium des Volksliedes aller Länder zu und bearbeitete selbst nach dem Zeugniß seines Schülers Rheinberger viele Melodien in mustergültiger Weise im vierstimmigen Tonsatz. Indessen war seine Begabung in erster Linie doch eine mehr theoretisch-kritische als schöpferisch-compositorische. Ein schweres körperliches Leiden zwang den Unermüdlichen im J. 1887 in den Ruhestand zu treten; zwei Jahre später, am 21. November 1889 ereilte ihn der Tod.

Seine musikwissenschaftliche Stellung hat sich M., wie erwähnt, durch seinen „Katalog der musikalischen Handschriften der Münchener Bibliothek“ erworben. Leider scheint man in den maßgebenden Kreisen dem Unternehmen Maier's nicht in der wünschenswerthen Weise entgegengekommen zu sein, denn es erschien nur ein Theil des geplanten Werkes, der die Handschriften bis zum Ende des 17. Jahrhunderts umfaßt, und auch dieser ist in seiner Durchführung theilweise durch auferlegte Raumbeschränkungen beeinträchtigt. Allein auch so wie er vorliegt, ist der Katalog nicht nur ein für den Musikforscher hochwichtiges Hülfsbuch, sondern in seiner ganzen Anlage auch ein bibliographisches Musterwerk, das den zahlreichen in den beiden letzten Decennien

des 19. Jahrhunderts zu Tage tretenden Arbeiten gleicher Art als Vorbild gedient hat. Neben einer genauen Beschreibung der einzelnen Codices nach ihrer Herkunft, ihrer äußeren Beschaffenheit und ihrem Inhalte, werden Nachweise gegeben bezüglich des Vorkommens einzelner Stücke in alten oder neuen Drucken, die Identität gleichlautender Compositionen, die nur textlich verschieden sind, wird festgestellt, für anonyme Werke der Autor nachgewiesen und bei weniger bekannten Tonsetzern biographische Notizen aus den Hofzahlbüchern gegeben. — Von Maier's sonstigen Publicationen hat in erster Linie seine „Auswahl englischer Madrigale“ (1863; drei Hefte, 19 Nrn.) Verbreitung gefunden. Wenn auch die Publication modernen Ansprüchen bezüglich ihrer Editionstechnik nicht mehr entspricht, da sich der Herausgeber, wie er in der Vorrede bemerkt, aus praktischen Rücksichten zu Aenderungen der Originale verleiten ließ, so war doch diese Sammlung s. Z. für die Verbreitung des erwachenden musikgeschichtlichen Interesses von großer Bedeutung; freilich wurde sie — ein charakteristisches Zeichen der Zeit — von manchen hochweisen Recensenten auch als Curiosum belächelt. Der musikalische Theil der Arbeit, der die Beifügung von Vortrags- und Phrasirungszeichen ꝛc. in sich begreift, ist ganz vorzüglich ausgefallen; das gleiche kann man von den erwähnten Männerchorbearbeitungen alter Kirchenwerke sagen (1845; drei Hefte, Stücke von Palestrina, Lasso, Anerio, Josquin ꝛc.). Mit Geschick sind hier solche Stücke gewählt, welche die Uebertragung vom gemischten Chor auf den Männerchor ohne allzugroße Eingriffe zulassen; wo doch Aenderungen des Originals nöthig wurden, sind sie mit Pietät und musikalischem Geschmack gemacht. Beide Publicationen, von 1845 und 1863, beweisen, daß M. ein tüchtiger Musiker war und damit eine der wichtigsten Vorbedingungen zur Bethätigung als Musikforscher besaß.

Vgl. die kurzen Nekrologe in der Münchener Allgem. Zeitung vom 23. Nov. 1889 (von J. Rheinberger) und in den Monatsheften f. Musik-Gesch. Bd. 22, S. 103 (nach Angaben der Wittwe), ferner Riemann's Musiklexikon. — Im einzelnen: Allgem. Musikzeitung 1863, S. 765 ff. und Ambros, Musikgeschichte Bd. 3, S. 471 über die Madrigalpublication; Monatshefte f. Musikgeschichte Bd. 11, S. 150 u. 182 über den Katalog.

Eugen Schmitz.

Maier: Peter M., von Regensburg, stand seit 1481 im Dienst der kurfürstlich Trierischen Kanzlei, für deren Geschäfte er als „Kleriker“ und Notar vorbereitet war, anfangs Kanzleischreiber, seit 1502 einer der beiden Secretäre; als solcher hat er neben seinen sonstigen Berufsarbeiten besonders archivalischen Aufgaben sich gewidmet. Seit 1508 ist er auch beim Gericht und in der Verwaltung der Stadt Coblenz thätig, zunächst als Schöffe, dann als Schöffenmeister und Unterschultheiß, seit 1515 als kurfürstlicher Schultheiß, und verwaltete daneben auch das Amt des Weinbesichtigers. Wie er bis zu seinem Anfang 1542 erfolgten Tod mit unermüdlichem Fleiß und vollendeter Sachkenntniß in seinen Aemtern thätig war, das beweisen die Urkunden und Acten der laufenden kurfürstlichen wie städtischen Verwaltung, darüber hinaus aber andere Arbeiten, die zunächst ebenfalls aus seiner Berufsthätigkeit erwachsen sind, dann aber als eigentlich archivalische Arbeiten mehr oder weniger Selbständigkeit gewinnen und in einigen Hauptwerken als bemerkenswerthe Beiträge zur Trierischen Geschichtschreibung gelten dürfen. So hat er wiederholt schwierigere Capitel aus der erzstiftischen Territorialgeschichte bearbeitet und in mehreren Sammlungen den erzstiftischen Lehen- und Güterbesitz darzustellen versucht, um dann abschließend und zusammenfassend im sog. „Erbämterbuch“ besonders lehnsherrliche und andere Herrschaftsrechte des

Erzstifts und einige wichtige staatsrechtliche Fragen zu behandeln (1537), hierin ein Vorläufer des Joh. Jak. Moser, der Maier's Buch in seinem „Staatsrecht des Chur-Fürstlichen Erz-Stiffts Trier" benutzt hat. Schon vorher hatte er einen wesentlichen Theil der trierischen Landeshoheit nach allen Seiten hin aufzuklären versucht, indem er die den Erzbischöfen von den Ortschaften, Pflegen und Aemtern geleisteten Huldigungen mit ihren Ceremonien und staatsrechtlichen Besonderheiten von 1260 an u. zw. vom Ende des 15. Jahrhunderts ab meist als Augenzeuge, beschrieb und so die Formen, unter denen das Huldigungsgeschäft sich abwickelte, in ganzem Umfange feststellte (1532 und noch 1539). Mit diesem Gegenstand verband er viele, z. Th. recht werthvolle Nachrichten, die damit manchmal nur in ganz entferntem, vielleicht nur in zeitlichem Zusammenhang stehen. — Aus rein geschichtlichem Interesse unternahm er es, die Kriegszüge der Erzbischöfe von Trier darzustellen, kam aber offenbar über die Zeit der Hussitenkriege nicht hinaus. Zeitgeschichte behandelte er wieder in den Gesten der Erzbischöfe Johann II. (1456—1503) und Richard (1511—1531), hier vielleicht einer langjährigen Tradition der trierischen Kanzlei folgend, deren Beziehungen zu der trierischen Geschichtschreibung noch aufzudecken bleiben. — Für die Coblenzer Stadtgeschichte bilden zwei umfangreiche Tagebücher und besonders eine Art Quellensammlung zur Verfassungs- und Wirthschaftsgeschichte der Stadt reiche Fundgruben. Man muß M. jenen tüchtigen Beamten zuzählen, die das Fürstenthum bei dem abschließenden Ausbau seiner Territorialhoheit auf jede Weise unterstützten, und zugleich jenen in der Vergangenheit forschenden und Geschichte schreibenden Männern, die im Zeitalter des Humanismus in allen Kanzleistuben zu finden waren.

Richter, Der kurtrierische Secretär Peter Maier von Regensburg (1481 bis 1542). Sein Leben u. seine Schriften in: Trierisches Archiv Heft VIII (Trier 1905), S. 53—82. Richter.

Majunke: Paul M., ultramontaner Politiker und Publicist, wurde am 14. Juli 1842 zu Groß-Schmograu, Kreis Wohlau, in Schlesien, geboren. Nach Absolvirung des Gymnasiums studirte er in Breslau katholische Theologie sowie die Rechte und erhielt 1867 die Priesterweihe. Kurze Zeit als Kaplan in Neusalz a. O. thätig gewesen, übernahm er während des Vaticanischen Concils 1869 die politische Redaction der „Kölnischen Volkszeitung", 1871, nach eingeschobenem einjährigen Wirken in der Seelsorge zu Breslau und Grottkau, diejenige des andern leitenden norddeutschen ultramontanen Blattes, der „Germania" in Berlin. Nicht ohne Geist und Geschick — so erkannten auch die Gegner (z. B. Augsb. Abendztg.) beim Tod an — leitete er bis 1878 das Centralorgan der nun fest begründeten katholischen „Centrumspartei" in intransigentem Sinn und Stile. Während des beginnenden sog. „Culturkampfs" verfocht Dr. M. in der vordersten Schlachtreihe seiner Gesinnungsgenossen äußerst eifrig und scharf, oft sogar überaus schroff die klerikal-katholischen Interessen gegenüber den Schriften und Machtsprüchen der Bismarck'schen preußischen und reichsdeutschen Staatsregierung. Und zwar nicht minder energisch in der parlamentarischen Arena: in dieser erschien M. zuerst 1874, nämlich als Reichstagsabgeordneter für Trier-Stadt. Seit 1878 gehörte er für den Wahlkreis Geldern-Kempen auch dem preußischen Abgeordnetenhause an. Vom Jahre 1878 an gab M. von Berlin aus die „Correspondenz für Centrumsblätter" heraus, mit der er allmählich in der Partei und besonders ihrer Presse einen geradezu übermächtigen Einfluß errang. Deshalb dünkte es die diplomatischen Führer der Fraktion, als diese anfangs der achtziger Jahre mit dem einlenkenden Reichskanzler zu einem ver-

söhnlicheren modus vivendi überging, gerathen, den streitbaren Wort- und Federkämpen kalt zu stellen, obgleich dieser wiederholt (im ganzen 2½ Jahre) durch Gefängniß in Plötzensee wegen Preßvergehens (seine Verhaftung nach gefällter Verurtheilung zu einem Jahre während der Session im December 1874 entfesselte im Reichstage einen der heftigsten Stürme) die politische Märtyrerkrone erworben hatte. Als so jene hitzigen Kämpfe eine Aera des Ausgleichs und der Vermittlung ablöste, die seinem Wesen wie seinen Ansichten widersprach, legte er 1884 beide Abgeordnetenmandate und die Redaction nieder, zog sich von der praktischen Politik ganz zurück und wirkte fürder zu Hochkirch (nicht dem bekannten Lausitzer Orte, wo Friedrich der Große 1758 unterlag) bei Glogau als Pfarrer, wo er am 21. Mai 1899 gestorben ist.

Allerdings ist M. noch seit 1884 im Dienste derselben Weltanschauung litterarisch thätig geblieben, welche er vorher anderthalb Jahrzehnte lang entschieden oft verbohrt, stets aber wehrhaft und furchtlos öffentlich vertreten hatte: einer höchst nachdrücklichen ultramontanen Tendenzschriftstellerei. Fruchtbar und eindringlich pflegte er solche publicistische Wirksamkeit, ungeschminkt im Ausdruck und stofflich nie an der Oberfläche haftend, wennschon er sich das Material nach seiner Schablone zuschnitt und gruppirte, im ganzen derselbe verblieben wie auf der Rednertrübne oder als Journalist. Die lange Reihe seiner selbständigen Schriften verzeichnet gemäß Majunke's eigenen Angaben Kürschner's „Deutscher Litteraturkalender“ in den Jahrgängen 1898 und 1899 vollständig. Zeitlich und der Zahl nach die erste Hälfte betrifft den Gegensatz und Conflict zwischen Staat und Kirche: „Die päpstliche Encyklika auf der Weltbühne“ (1865); „Gedanken über die kirchliche Aufgabe der Gegenwart“ (1869, auch 2. Aufl.); „Confessionell oder Confessionslos“ (1869); „Confessionelle Volksschule“ (1869, bis 3. Aufl.); „Parität in Preußen“ (1871); „Die Ohnmacht der modernen naturwissenschaftlichen Forschung“ (1875); „Das evangelische Kaiserthum“ (2. Aufl. 1881); abgeschlossen und abgerundet wird diese Gruppe durch seine „Geschichte des Culturkampfes in Preußen“ (1886, Volksausgabe 1890) und seine Biographie Ludwig Windthorst's, seines hochverehrten Parteichefs (1891). Für sich stehen sodann die Schrift für „Die Wunder in Lourdes“ (1873) und die gar bald Lügen gestrafte blindwüthige Vertheidigung der angeblich stigmatisirten Belgierin Louise Lateau (2. Aufl. 1875), den Uebergang bildend zur zweiten Hauptreihe seiner Veröffentlichungen. Dieser rechnen zu „Der geweihte Degen Dauns“ (1882, 2. Aufl. 1885) sammt den gleichsam an einem einheitlichen Faden hangenden: „Luther's Lebensende“ (4. Aufl. 1890), „Historische Kritik über Luther's Lebensende“ (4. Aufl. 1890), „Letztes Wort an den Lutherdichter“ (1890, 2. Aufl. 1891), „Luther's Testament (1891), zusammengefaßt als „Gesammelte Lutherschriften“ (1894), „Luther's Lebensende nach Nik. Paulus“ (1898); dazu gab er die Verdeutschung der norwegisch geschriebenen Lutherbiographie von Kleis mit heraus (1896) und eine Neuauflage (1896 von Wilh. Meinhold's Ausgabe (1849) der vielumstrittenen gefälschten sog. Lehnin'schen Wahrsagung, welch letzterer sich die Neuultramontanen seit 1872 wieder mehrfach bedienten, um den Ersatz der Hohenzollern durch einen katholischen Oberhirten darin prophezeit zu finden. Insbesondere haben Majunke's ebengenannte Pamphlete das alte Märchen von Martin Luther's Selbstmord aufgewärmt; wissenschaftliche Widerlegung von gegnerischer Seite hieß ihn keineswegs an dieser Fabel wankend werden, in die er sich eher nur noch hartnäckiger festhakte, seinen Namen als Schriftsteller arg schädigend und hinabdrückend. Für das Aufsehen erregende eigenartige Compendium „Geschichtslügen“, das 1883 als Werk dreier Anonymen hervortrat (15. Aufl. 1898), gilt M. schließlich

doch als Hauptverfasser bezw. „bedeutendster Mitherausgeber“ (so eingeweihte ultramontane Zeitungen nach seinem Tode), wie er ja dieses tendenziöse Sammelbuch auch ohne weiteres a. a. O. unter seine Schriften aufgenommen hat. Hatte M. sich auch gewissermaßen selbst überlebt, so sank doch mit ihm eine der bekanntesten und markantesten Gestalten der ultramontanen Propaganda im neuen Deutschen Reiche, ein kühner Haudegen der Windthorst-Garde ins Grab. Die „Allgemeine Zeitung“ schließt ihren Nachruf (1899, Nr. 141, S. 2): „In den letzten Jahren scheint sich in diesem verbissenen und fanatischen Culturkämpfer eine Wandlung zum Frieden mit der Regierung vollzogen zu haben. Wenigstens legte kürzlich eine Mittheilung, welche in der ganzen deutschen Presse Beachtung fand, Zeugniß dafür ab, daß er die nationalen Interessen in den Vordergrund der Erörterung gestellt wissen wollte.“

Benutzt mancherlei Zeitungsmittheilungen nach dem Tode, wovon die wichtigsten meine kurze Skizze in Bettelheim's Biograph. Jhrbch. u. Dtsch. Nekrolog IV, 285 f., die hier zu Grunde liegt, verzeichnet. Vgl. außerdem: Manz' Conversationslex. IX, 199. — W. L. Hertslet, Der Treppenwitz der Weltgeschichte, 3. Aufl. S. 349 (für Geschichtslügen); 6. Aufl. (1905), S. 240 A. (für Luther's Ende) und 285 (für Geschichtslügen und Daun's Degen). — R. M. Meyer, Die deutsche Litteratur des 19. Jhrhs.[2] S. 689, [3] S. 638 nennt ihn als einen „talentvollen Publicisten“ vor J. Janssen und L. Pastor an der Spitze der neuesten katholischen Parteischriftsteller. Merkwürdig wenig Einblick vergönnt der 197. Antiquariatscatalog von Wilh. Jacobsohn & Co. in Breslau (1904), der u. a. Majunke's nachgelassene Bibliothek enthält. — Vgl. R. Baumstark, Plus ultra (1882/85), S. 105 (Preuß. Jahrbücher 100, 301). Ludwig Fränkel.

Makart: Hans M., geboren am 28. Mai 1840 in Salzburg, † am 3. October 1884 in Wien, ist 1858 in Wien Ruben-Schüler an der Akademie der bildenden Künste, die er aber freiwillig verläßt. 1861 geht er durch Vermittlung des Malers Schiffmann nach München zu Piloty, 1863 zu den Weltausstellungen nach London und Paris, 1866, 1868, 1869 nach Italien, 1876 bis 1877 nach Aegypten, 1878 nach Antwerpen und Spanien, wird 1879 durch den Kaiser Franz Joseph I. nach Wien berufen, erhält die Ehrenprofessur, gleich darauf die ordentliche Professur. War Ehrenmitglied der Akademien in Berlin, München, Wien, erhält 1867 und 1882 die goldene Medaille in Wien, die Mention in Paris, 1878 das Kreuz, 1883 das Officierskreuz der Ehrenlegion. Die Nachrufe, daß M. irrsinnig geworden, sind völlig unwahr und übertrieben (ein kleines Nervenfieber hatte bei ihm selbst den Wunsch angeregt, auf kurze Zeit eine Anstalt aufzusuchen, doch kam es nie hierzu und er arbeitete bis 4 Tage vor seinem Tode); er ist am 3. October 1884 einem Schlagflusse erlegen. Ganz Wien, Hof, Behörden — das Volk haben ihm das letzte Geleit gegeben, wie es vor ihm und auch bis zum heutigen Tage noch keiner nicht-fürstlichen Persönlichkeit zu Theil geworden.

1867 — im Jahre, da Cornelius starb — machte Makart's „Pest in Florenz“ ihren Triumphzug durch die Welt. Jahrzehnte lang hatte der kluge Kunstgreis mit seinen hohen Gedankenspinnereien das Auge der Farbe entwöhnt; nicht um zu schauen sah man Bilder mehr; man stand vor Quadratmetern, Fleiß und Gedankentiefe bewundernd, um in ehrfurchtsvollem Schauer Räthsel zu lösen. Was Wunder, daß die Leute, die gewohnt waren, sich vor Kaulbach und Cornelius ein Viertelstündchen ehrbar zu langweilen, erschrocken vor der Sinnengluth Makart's zurückbebten. Und das war kein Wunder! Wol hatte Piloty schon ein wenig abgelenkt, hatte schon Stiefel und Tapeten, Klingen und Faltenwürfe fein säuberlich auf die Leinwand gepinselt, so wie

wir es ja von der Meiningerei gewohnt waren, doch erhoben sich seine Bilder, für die er von dem sarkastischen Schwind den Titel „Malenkönner" erhielt, niemals über das Niveau der Komödie — der Coulisse, und wenn eine decent gekleidete Thusnelda stolz an ihrem Bezwinger vorbeischreitet, so muß man unwillkürlich an den Kothurn denken. M. warf die den üppigen Leib deckenden Fetzen ab und ließ die asketisch erzogene Menge erbeben unter dem wollüstigen Schauer weißer Frauenleiber, wie er sie dachte. Und doch steckt in diesen zuckenden Kadavern, deren lüsterne Berührung die Hand ersehnt, mehr Moral als in den schemenhaften Wesen seiner Vorgänger, die es mit jener Dirne halten, deren Moral in Mangel ihrer Reize, in ihrer Impotenz, Lust zu erregen, besteht.

Vielleicht war es kein Zufall, daß sich gerade in Salzburg, der Stadt, die nach A. v. Humboldt eine der drei schönsten Städte der Welt ist, der Stadt, wo Mozart's Wiege stand, dieses immense Malgenie gebildet hat. Des österreichischen Volkes leichtbewegter Sinn, speciell Wien, die Stadt der Phäaken, mag unter dem Joch der Nazarener und der sentimentalen Anekdotenerzähler genug geseufzt haben. Zu den feurigen Straußwalzern paßte der feurige Rhythmus Makart'scher Gemälde besser als Danhauser's Hogarthiaden und willig begrüßte die Heimath die tollen Fanfaren der Lebenslust, die ihr aus dieser Farbensymphonie entgegenklangen. Empire und Biedermeierstil fielen morsch in sich zusammen, und Makart's Decorationstalent ward zum Katechismus des Geschmacks. — In der Gußhausstraße zu Wien stand oder steht — wie lange noch? — das Atelier, mehr Museum als Werkstatt. Zugleich mit den prachtliebenden Engländern Wilde und Watts ging ihm hier die farbige Blume der Renaissance auf. Brokate aus Genua neben Krystallen aus Venedig, indische Götzen aus weißem Elfenbein, persische Waffen mit Türkisen besät, in japanischen Vasen, deren mattes Gelb wie Bernstein schimmert, ragten tollrote Blumen und schwer hängende Früchte; die schillernde Klinge aus Toledo liegt auf goldgestickter Matte, eine verblaßte Madonna lehnt am Schrank, der zu Lionardo's Zeiten vielleicht Meßgewänder und Reliquien beherbergt. Auf schwellendem Teppich streckt sich der langhaarige Hund aus Arabiens Wüste. Vom hohen Piedestale klingen die mächtigen Accorde, die Wagner eben geschaffen — und inmitten dieser Herrlichkeiten steht ein kleiner, ganz kleiner Mann in Reiterstiefeln und spanischem Wams, das kluge Gesicht von schwarzfunkelndem Barte umrahmt, vor einer Riesenleinwand und malt mit einer Hast, als wüßte er, welch kurze Spanne Lebens ihm gegönnt.

Ich kenne Zeichnungen von Michelangelo, die, mehr gerissen als gezeichnet, Documente sind jener fieberhaften Angst, mit der er eilte, überquellende Gedanken zu Papier zu bringen, um dem Strom der nachkommenden Platz zu schaffen. So ähnlich äußerte sich auch Makart's Schaffensdrang, erklärt sich seine Flüchtigkeit und sein Mangel an richtiger Zeichnung. Doch ihm war es einerlei — ihm entstanden vor dem Auge blitzschnell schimmernde Farbenflecke, die erst im Bilde Form gewannen, zum Unterschiede der Venezianer, deren Farbenfreudigkeit etwas Bewußtes hat, die die Farben als Staffage, nie als Selbstzweck benützen. Beim Anblick Makart'scher Werke muß ich immer der Wolter und — Madeiras gedenken, wo unter glühend strahlender Sonne der süße Wein braut, wo Menschen hoffnungsfreudig und gebräunten Antlitzes herumstolziren, den Todeskeim in der kranken Brust.

Hans M. ist am 28. Mai 1840 als ältester Sohn des im Mirabellschloß angestellten Hofbediensteten Johann M. geboren. Sein Vater (geboren 1815) war ein gebildeter Mann, der sich in seinen Mußestunden mit Litteratur beschäftigte; sein Bruder Fritz, Lithograph, ging als solcher nach Amerika, wo

er Ende der siebziger Jahre starb, seine Mutter ist erst vor kurzem hochbetagt gestorben.

In dem fünfzehnjährigen M. soll sich ganz bedeutende zeichnerische Fähigkeit und Lust zum Handwerke geregt haben, die ihn vom regelmäßigen Schulbesuch gar manchmal abhielt. Thatsächlich war seine Schulbildung ganz gering, er hat es nie über die ersten Realschulclassen gebracht. In dieser Zeit beraubte ihn ein Sturz auf einige Tage der Sprache und ließ ein Stocken im Sprachfluß für immer zurück. Darin und nicht in seiner sog. Unbildung ist wol der Grund seiner Schweigsamkeit zu suchen. Dieser kleine Sprachfehler hielt ihn auch vor großen Discussionen zurück. Für gewöhnlich war er ein großer Schweiger, doch im intimen Kreise konnte man ihn oft lebhaft debattiren hören; dann blitzte sein großes, tiefes, braunes Auge, und sein ganzes Gesicht bekam in solchen Momenten einen so freibelebten klaren Ausdruck, daß der träumerische Schleier, der sonst über seine Züge ausgebreitet lag, wie plötzlich hinweggeweht war. Sein erster Lehrer war der Landschafter Joseph Mayburger, der damals den Zeichenunterricht an der Realschule besorgte und auch der erste Lehrer F. v. Pausinger's geworden ist.

Im Sommer 1858 kam M. an die Wiener Akademie, die er nach kurzem Besuche wieder verließ — nicht der Noth gehorchend, sondern dem eigenen Triebe, d. h. er ist niemals relegirt worden, sondern verließ die Anstalt, weil es ihm dort, wie er einmal selbst sagte, „zu langweilig war", und kehrte nach Salzburg zurück, um Graveur zu werden. In Salzburg angekommen, beginnt er auf das Papier festzunageln, was Stadt und Umgebung Malerisches bieten, unter anderem auch die Donner'schen Putten im Mirabelleschloß. Einige dieser flüchtigen Blätter fallen dem damaligen Fürstbischof von Salzburg M. v. Tarnoczy in die Hände, der des Burschen große Begabung erkennt, ihm vom Graveurberufe abräth und auf eigene Kosten nach München zu Piloty schickt, wo damals Lenbach, Defregger und Gabriel Max studirten.

1861 wird er in Piloty's glänzendes Atelier aufgenommen, wo der junge Salzburger Naturbursch bald der Stolz und Liebling des Meisters wird. Anfänglich hat er sich in München weidlich durchgehungert, späterhin verdiente er ein paar Mark, die er aber immer mit der zärtlich geliebten Mutter theilt. 1863 geht er mit Lenbach nach Paris und London, im Mai desselben Jahres auf Grund eines kaiserlichen Stipendiums von tausend Gulden nach Italien, wo besonders Tizian und Tintoretto mächtig auf ihn wirkten. Aus Rom schreibt er einmal als Erster, der Böcklin nicht nur nicht verlacht, sondern auch gewürdigt: „Es sind zwar nur Wenige da, die die Natur verstehen; ich kenne nur zwei — Rottmann und Böcklin". 1866 tritt er endgültig aus dem Atelier Piloty's aus, um selbständig zu arbeiten.

In den Jahren 1866—68 entstehen kleinere Werke wie die Leda, eine historische Landschaft mit schönen dunkeln Cypressen, Zeichnungen zu Stoffen aus dem dreißigjährigen Kriege, zu Uhland's Gedichten, zu den lustigen Weibern u. s. w. Um diese Zeit beginnt sich auch der Hang zum Wohlleben, dem er später leider so maßlos gefröhnt, zu zeigen. Die Anekdote, daß er von der Akademie zum Oberpollinger, wo er speiste, ca. 100 Schritte, im Fiaker zurücklegt, ist in diesem Jahre entstanden. 1869 heirathet er die Münchnerin Amalie Roitmayer, mit der er bis zu ihrem am 3. Juni 1873 erfolgten Tode glücklich lebte und die ihm zwei Kinder, Hans und Grethe, gebar; seine zweite Frau hieß Bertha Lindner und stand ihm bis zu seinem Tode treu zur Seite. 1868 malt er für den Grafen Janos Palffy die „modernen Amoretten", gleichzeitig entsteht nach einer Novelle des Boccaccio die „Pest in Florenz", die geradezu unerhörtes Aufsehen erregte und im Triumph die Welt durch-

zog. Renan und auch Schnitzler im „Schleier der Beatrice“ haben den Gedanken angeregt, wie sich wol die Völker benehmen würden, wenn sie am Vorabende eines sicheren Weltunterganges stünden. M. gibt in diesem Bilde die Antwort darauf. Höchster Taumel des Sinngenusses, Apotheose des lüsternen Fleisches. Der Eklat, mit dem dieses Bild in ganz Europa einsetzte, ist beispiellos. Alles, was Piloty, der bisherige Farbengott, geleistet, schien wässerig und zahm gegen dieses Furioso, vom Farbenwahne besessen. Besessen — es ist die einzig richtige Benennung für diese — nicht Symphonie — nein, Fanfare, die seiner Palette entströmte. Mit diesem Bilde beginnt in immer aufsteigender Linie die Geschichte eines Ruhmes, eines Erfolges, wie ihn die Kunstgeschichte nicht mehr verzeichnet. Er folgt einem Rufe unseres Kaisers, erhält von diesem freie Wohnung und Quartier, um am 1. Januar 1879 laut einstimmigen Beschlusses des Professorencollegiums an der Akademie zum Professor gewählt zu werden, der er bis zu seinem frühen Tode angehörte.

In die Zeit von Makart's Ernennung fällt ein trauriges Ereigniß: Feuerbach, dessen Position in Wien unhaltbar geworden, gab seine Demission und M. erhielt den Stuhl für Historienmalerei. Kein Wunder, da Makart's fascinirende Persönlichkeit, sein glänzendes Arrangement des Festzuges bei der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares, endlich sein Oesterreicherthum bei Hof und im Cultusministerium gegen den nervösen und galligen Ausländer siegte. Intrigue liegt von seiner Seite nicht vor, und ich möchte all diesen feindseligen Ausstreuungen auf das energischste entgegentreten.

Nun beginnt die Unterjochung der Mode — alles trägt, schmückt sich und sein Heim nach Makart's Dictatur. Sein Atelier bildet den Mittelpunkt von Wien, hier werden die Moden gemacht, die Toiletten bestimmt, Blumen arrangirt, und reichte das Atelier nicht aus, so zog er mit dem ganzen Farbenjubel auf die Ringstraße, die seiner ungezügelten Phantasie mehr Spielraum gewährte — mit einem Wort: er riß ganz Wien in den Taumel seiner Farbenfreude hinein. 1876—78 reiste er mit seinen Freunden Lenbach, Müller und Huber nach Aegypten, richtet sich in Kairo in einem alten Palaste ein Atelier ein, und nun entstehen die orientalischen Bilder, in denen er dem sinnlichen Reiz seiner Farbe noch die schwüle Sinnlichkeit orientalischer Leiber hinzufügt. Besonders zu nennen wären aus dieser Zeit: „Aegyptischer Häuptling“, „Fellahweiber am Brunnen“, „Nubische Familie“, „Die Perle“ nach einer Novelle der ihm befreundeten Schriftstellerin del Negro, „Orientalische Frauengruppe“, „Kleopatra's Tod“, welcher Vorwurf ihn mehrmals beschäftigte, endlich die phantastisch bewegte „Jagd auf dem Nil“.

1872 entstand die „Siesta am Hof der Mediceer“, die er für Bühlmeyer malte und die jetzt im Mauthner'schen Besitze (Wien) ist. In die Zeit von 1872—1876 fallen die „Lustigen Weiber von Windsor“, die „Recitation“, die jetzt in England ist, die Decorationsstücke „Nacht, Morgen, Mittag, Abend“, die er für den Baumeister Oetzelt malte und die nach dessen Tode nach Rußland gingen, sowie die Theaterscenen „Romeo und Julia“, „Ophelia“, „Faust und Gretchen“, wobei der gespenstige Faust seine Züge trägt. Wagner's „Ring der Nibelungen“ hat ihn zu einer ganzen Reihe von skizzenhaft gebliebenen Werken angeregt, so die „Loskaufung Freya's“, „Kampf der Riesen um das Gold“ (Baron Springer), „Kampf zwischen Siegfried und Hunding“, „Wiedererlangung des Ringes“ (Moderne Galerie), „Brünhilde bringt Sieglinde in Sicherheit“, „Brünhilde verkündet Siegfried's Tod“, sowie „Raub des Rheingoldes“. Endlich gehören auch die beiden Münchener

Abundantiabilder hierher. Als erstes der ganz großen Bilder, die seinen heutigen Ruhm ausmachten, entstand nach einer Anregung Dürer's der jetzt in Hamburg befindliche „Einzug Karl's V. in Antwerpen“, der dem Künstlerhaus bei dessen Ausstellung einen Reingewinn von 13 000 fl. brachte, die M. der Genossenschaft zum Geschenk machte, wofür sich diese mit einem Ehrengeschenk von 6000 fl. revanchirte. Das Bild, das viele Porträts der Wiener Gesellschaft enthält, ging dann nach Paris zur Weltausstellung, wo es die höchste Auszeichnung erlangte. Hierauf die Berliner „Katharina Cornaro“, die gleich dem „Einzug“ historisch ganz willkürlich aufgefaßt ist, dafür aber an Farbenreiz und Composition nichts zu wünschen übrig läßt. 1873 war die „Katharina Cornaro“ im Wiener Künstlerhaus ausgestellt. Anselm Feuerbach, der eben nach Wien berufen wurde, schreibt darüber: „Wien hat angefangen, im Farbenrausche zu schwelgen“, oder ein anderes Mal: „Schon unter dem Portal von der Marmortreppe aus sieht man sie leuchten. Der Zuschauerraum ist durch schwarzes Tuch ganz verdunkelt, so daß das Oberlicht haarscharf wirkt. Das Bild müßte durch die raffinirte Ausstellung, selbst wenn es schwach in der Farbe wäre, immerhin eine magische Wirkung erreichen. Rechts und links exotische Gewächse. Ich habe mich eines niederschlagenden Eindrucks nicht erwehren können, wenn ich bedachte, daß zwanzigjähriges Ringen einen Menschen aufreiben muß, während einem Anderen, mag er mehr oder weniger Talent haben, vergönnt ist, rasch zur runden und vollen Erscheinung zu kommen.“ — Dann der „Triumph der Ariadne“, wol das farbenfreudigste unter diesen drei Gemälden, welch letzteres Bild als Vorhang für die komische Oper gedacht war, dann nach Amerika ging, von wo es vor einigen Jahren zurückerobert wurde. 1880 entsteht der jetzt im Berliner Privatbesitz befindliche „Sommer“, 1882 die im New-Yorker Metropole Museum of Art aufbewahrte „Jagd der Diana“, und als letztes Gemälde auf Holz die „Judith“, als solches auf Leinwand der „Frühling“ (noch immer bei Miethke, der es im Nachlaß für 16 000 fl. erstand).

Den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens jedoch erreichte er, als das lebenslustige, farbenfreudige Wien die Ausstattung des großen Huldigungsfestzuges in seine Hände legte. Hier erst sollte sich sein ganzer Farbendämon austoben. Es war am 28. April 1879; blauer Himmel — heiter strahlte die Sonne —, eine Million festlich geputzter Menschen hatte sich auf die Ringstraße gedrängt, um dem geliebten Herrscherpaare seinen Tribut zu zollen. Fünf Stunden hatte die Ordnung des 43 Gruppen und 27 Festwagen umfassenden Zuges, an dem 10 000 Personen activ Theil nahmen, gedauert, fünf Stunden defilirte das Riesenwerk vor den Majestäten. Voran, aus Mitgliedern des Hochadels gebildet, der Jagdzug: die Reisjagd, die Gemsjagd Kaiser Max I., die Hirschjagd aus dem 16. Jahrhundert, der Triumphwildwagen, die Sau-Bären-Falkenjagd. Die Feder versagt vor diesem überwältigenden, Tizian's Farbenpracht überschattenden Festjubelrausch. Das Alles natürlich in den kostbarsten, echten alten Costümen, für deren Schnitt, Farbe u. s. w. M. immer und immer wieder gefragt, geplagt wurde. Unermüdlich eilte er von Einem zum Anderen, um da Rath, dort Abhülfe zu schaffen. Man staunt, daß dieser kleine schwache Körper solchen Riesenanstrengungen gewachsen war, ohne Schaden zu nehmen. Nach der Jagd kommen die Zünfte, natürlich auch alles in Originalcostüm, jede Zunft mit ihrem Festwagen. Da waren der Gartenbau, Weinbau, Bergbau, die Zuckerbäcker, Fleischhauer, Gastwirthe, Textilindustriellen, die Glaser, Hafner, Maschinenfabrikanten, Handel, Schifffahrt, Eisenbahnen, Goldschmiede, Buchdrucker — und die Künstler. Schon von ferne her konnte man ihr Nahen an dem freudigen Zuruf er-

kennen. Unter ihnen M., hoch zu Roß, im Sammetwams als Rubens, das Gesicht noch bleicher als sonst. Jubel umgibt ihn, Mütter heben ihre Kinder empor, um ihnen den vielgeliebten, vielgefeierten Mann zu zeigen; als er das Kaiserzelt erreicht, steigert sich der Jubel zum Tosen, und als der Kaiser ihm tiefbewegt mit Thränen im Auge dankt, da rinnen auch über sein vor Aufregung bleiches Antlitz Zähren nieder. — Es war Wiens schönster Tag, nur ein kurzer Traum des Renaissancemenschen, des Zuspätgeborenen. Der Jubel ist längst verrauscht — übrig blieb davon nichts, nichts als ein Festalbum, das uns die Makart'schen Skizzen und Entwürfe aufbewahrt. — Das rauschende, pulsirende Leben, der alles durchdringende Feuergeist und das Toben des Beifalls fehlt. Doch die Wangen unserer Eltern röthen sich, ihre Augen werden feucht bei der Erinnerung an diesen schönen Tag und an den herrlichen Mann, der diesen Zauber erdacht. Durch diese That allein wird das Andenken Makart's im Volk ewig fortleben, wenn von seinen Bildern längst nichts mehr erhalten ist.

Bemerkenswerth wären noch die „Fünf Sinne“, sowie die Decorationen für das Palais Dumba, in denen der Künstler seine ganze wilde Phantasie sich ungezügelt entfalten ließ. Auch Porträts hat er gemalt, wie das des Grafen Edmund Zichy und das historische Bild des „Eck v. Reischach“, im Besitze des Grafen Wilczek auf Schloß Seebarn; doch lag ihm gerade dieser Zweig der Kunst etwas fern. Gelungen ist ihm nur das Porträt der Wolter als Messalina, deren schwüle Gewitteratmosphäre ihm besonders lag. Der Vollständigkeit halber seien noch einige andere, allerdings zweitclassige Werke genannt: die Jugendwerke „Lavoisier im Gefängniß“, „Leda mit dem Schwan“, „Pappenheims Tod“, alle drei aus dem Jahre 1862, „Julia auf der Bahre“ (heute durch unsinnige Restaurirung wol ganz zerstört) im Kunsthistorischen Museum zu Wien (1869), die „Kleopatra“ zu Stuttgart (1875), „Ritter und Meermädchen“ bei Schack (1865), die beiden „Abundantia's“ in der neuen Pinakothek zu München, „Titania“ (1875), „die Elfenkönigin“ bei Raczynski in Wien (1869). Zahllose Handzeichnungen, Farbenstudien und Entwürfe bewahren die Sammlungen des Kaiserhauses in Wien, die Albertina, sowie die Privatsammlungen Eugen Miller v. Aichholz und besonders Lobmair in Wien. Kurz vor seinem Tode beendete er die Lünetten im Kunsthistorischen Museum: „Gesetz und Wahrheit“, „Religiöse und profane Malerei“, „Dürer“, „Holbein“, „Tizian“, „Michelangelo“, „Rembrandt“, „Rubens“, „Rafael“, „Velasquez“, „Lionardo“, „van Dyk“. An den rothen Blumen zu Füßen des Ritters im „Frühling“ that er seinen letzten Pinselstrich.

Am 3. October 1884 ist er in der Blüthe seiner Jahre gestorben. Die von den Wiener Aerzten Dr. Böhme und Dr. Bernhofer vorgenommene Hirnsecierung ergab Entzündung der harten Hirnhaut mit Blutaustritt in die Hirnbasis. Sein Tod kam überraschend wie sein Ruhm. Er hat Wundervolles geleistet — doch die Kunst auch nicht nur einen Schritt nach vorwärts gebracht. Er war ein glänzender Komet, der hastig den Horizont durchlief, um in das unergründliche Dunkel zu verschwinden — plötzlich — so wie er aufgetaucht.

An Litteratur gibt es nichts als ein Büchlein: Langstein, Makart und Hamerling, sowie Nekrologe in der Lützow'schen Zeitschrift für bildende Kunst und in der Wiener und Münchener Tageszeitung. Auf die große officielle Würdigung wartet der Künstler noch. Wie es unverbindlich heißt, bereitet das österreichische Unterrichtsministerium seine große Biographie vor. Im Wiener Stadtpark steht sein Standbild von Tilgner's Meisterhand ge-

schaffen in seiner Tracht als Rubens, wie er in der Erinnerung aller Theilnehmer des grandiosen Festzuges lebt.

Friedrich Pollak.

Malkaw: Johannes M. (Johannes de Prussia), Volksprediger während der Zeit der großen Kirchentrennung. Johannes M. war um die Mitte des 14. Jahrhunderts in der damals zum Gebiete des Deutschen Ordens gehörenden Stadt Straßburg an der Drewenz in Preußen geboren. Zuerst Weltpriester, trat er als Novize in ein Karthäuserkloster ein, welches er aber bald wieder verließ, angeblich weil seine Körperkräfte den Anforderungen der strengen Ordensregeln nicht gewachsen waren. Seit 1388 finden wir M., der inzwischen den Magistergrad erworben, in den Rheinlanden, wo er nun seine eigentliche Lebensaufgabe in der Volkspredigt als Vorkämpfer der Obedienz des Papstes Urban's VI. und seiner Nachfolger und als leidenschaftlicher Gegner der avignonesischen Gegenpäpste gefunden hat. Als König Karl VI. von Frankreich 1388 einen Feldzug gegen Herzog Wilhelm von Geldern unternahm, ergriff M. begierig die Gelegenheit, um in Köln von der Kanzel herab zum Kampfe gegen die französischen Schismatiker aufzufordern. Kurz darauf finden wir ihn in Koblenz, wo er sich zum Wortführer der damals die Volksmassen beherrschenden feindseligen Stimmung gegen die jüdischen Capitalisten machte. Wegen seiner Ausfälle auf die den Juden von dem Trierer Erzbischof ertheilten Privilegien wurde er gefangen gesetzt und später des Landes verwiesen. Nachdem er noch in Mainz gegen die Schismatiker gepredigt hatte, stürzte er sich 1390 zu Straßburg in einen überaus heftigen Kampf gegen die Anhänger des Gegenpapstes; zugleich griff er die dortigen Bettelmönche in unbarmherziger Weise an, indem er in seinen Predigten die mannichfachen Gebrechen des damaligen Klosterlebens schonungslos enthüllte. Malkaw's Eifer für die Hebung der damals in allen Volksschichten tief gesunkenen Sittlichkeit trieb ihn aber zugleich in die Gegnerschaft gegen die Lauheit und Gleichgültigkeit des gesammten geistlichen Standes. Er kündigte an, daß Gott den Ungebildeten und Unwissenden die Erkenntniß der Wahrheit verleihen werde. Sollten diese auch nicht besser wie Handwerker und Bauern zu sprechen vermögen, so gelte es doch, sie gegen ihre Verfolger, besonders gegen die gewissenlosen Schriftgelehrten, zu vertheidigen. Während die Straßburger Volkskreise in M. einen gottgesandten Propheten erblickten, sannen die von ihm so schwer gereizten Anhänger der Avignonesischen Obedienz, namentlich aber die Straßburger Bettelmönche darauf, den gefährlichen Prediger mundtodt zu machen. Zur Gewinnung des für das Jubeljahr 1390 von Bonifaz IX. verkündigten Ablasses war M. inzwischen nach Rom gepilgert und hatte unterwegs auch in Basel und Zürich, hier namentlich gegen die Unsittlichkeit der geistlichen Kreise, gepredigt. Als er zu Anfang des Jahres 1391 nach der Rückkehr nach Straßburg seine Kanzelvorträge dort wieder aufgenommen hatte, erhoben seine Gegner gegen ihn die Anklage der Ketzerei, und Bischof Friedrich von Blankenheim, der selbst die Sache des Gegenpapstes begünstigte, ließ M. in seinem Schlosse zu Benfeld gefangen setzen. Wir besitzen noch die von M. in seiner Haft verfaßte ausführliche Vertheidigungsschrift, worin er die gegen ihn erhobenen Anklagen zurückweist und in überzeugender Weise darlegt, daß der Dominicaner Böckeler, bei der Erhebung seiner Anklage sich zum Werkzeug der Rache der Straßburger Schismatiker und der über Malkaw's Vorwürfe aufgebrachten sittenlosen Geistlichen gemacht hatte. Ueber den weiteren Verlauf des gegen M. angestrengten Processes wissen wir nur das eine, daß er mit dem Leben davonkam. Im folgenden Jahre, im Juli 1392, wurde die Heidelberger Universität um eine Entscheidung über Malkaw's

Proceß angegangen, wobei sie sich die Auffassung des Inquisitors zu eigen machte; zwei Jahre später jedoch, im Juli 1394, unterzog die Universität die Anklageartikel einer wiederholten Prüfung und gelangte dabei zur Freisprechung Malkaw's, mit dem alsdann sein Straßburger Ankläger Frieden schloß. M. hatte mittlerweile sich an der Kölner Universität immatrikulirt und war 1393 zum päpstlichen Kaplan ernannt worden. Im J. 1396 finden wir ihn als Comthur des Deutschen Ordenshauses zu Straßburg, in welcher Stellung er uns noch im J. 1402 begegnet. Nahe Beziehungen verbinden ihn während dieser Zeit mit König Ruprecht, der ihn wiederholt zu diplomatischen Sendungen an die oberrheinischen Reichsstände verwendet. Weitere Nachrichten über M. haben wir alsdann erst wieder aus dem Jahre 1411, wo wir ihn als Angehörigen des Benedictinerordens zu Köln wiederfinden, abermals in einen Handel mit der Inquisition verwickelt. Auch in diesem Falle ist M. wegen seiner Parteinahme für Urban's VI. Nachfolger, Gregor XII., und wegen seiner leidenschaftlichen Angriffe gegen den Gegenpapst Johann XXIII. als Ketzer und gefährlicher Aufwiegler der Volksmassen belangt worden. Angeblich unter Bruch eines eidlichen Versprechens entwich M. aus Köln und setzte sich in Bacharach fest, wo er von neuem gegen die Schismatiker donnerte. Zwei Jahre später, im J. 1413, tritt er zu Rimini als Vertrauensmann und Gesandter des Papstes Gregor XII. auf, der ihn mit einer Mission an den Kurfürsten Ludwig von der Pfalz betraute und ihm wiederholte Privilegien, überall zu predigen und Ablaß zu spenden, verlieh.

Bei Gelegenheit des Konstanzer Concils, zu dem M. vermuthlich mit Aufträgen seines Papstes in der Sache der Kirchenunion gekommen war, hat sein Handel mit der Kölner Inquisition manchen Staub aufgewirbelt. Mit der durch Gregor's XII. Legaten, Johannes Dominici von Ragusa, erfolgten Lossprechung Malkaw's von der Anklage der Häresie erklärte sich der Kölner Inquisitor und die Kölner Universität erst nach längeren Verhandlungen einverstanden. Ueber die ferneren Schicksale des streitbaren preußischen Magisters, dessen abenteuerlicher Lebensgang die Verworrenheit der gleichzeitigen kirchlichen und staatlichen Zustände widerspiegelt, sind wir nicht unterrichtet. — Der von 1394 bis 1398 in Wien als Professor in der philosophischen Facultät der Wiener Universität thätige Magister Johannes de Prussia ist eine von unserm M. verschiedene Persönlichkeit.

R. Wilmans, Zur Geschichte der römischen Inquisition in Deutschland, Histor. Zeitschrift XLI (1879), S. 208 ff. — H. Haupt, Johannes Malkaw aus Preußen und seine Verfolgung durch die Inquisition zu Straßburg und Köln, in der Zeitschrift für Kirchengeschichte VI, 323 ff., 580 ff., ferner in der Zeitschrift f. die Geschichte des Oberrheins, Neue Folge, Bd. VI, S. 35—39, 52. — W. Ribbeck, Beiträge zur Geschichte der römischen Inquisition in Deutschland, in der Zeitschrift für vaterländische (westfälische) Geschichte u. Alterthumskunde XLVI (1888), S. 133 ff., 147 ff. — A. Schulte in der Zeitschrift f. Gesch. d. Oberrheins, Neue Folge, Bd. VII, S. 736 f. — A. Thorbecke, Die älteste Zeit der Universität Heidelberg (1886), S. 34 und Anhang S. 28. — K. Eubel, Römische Quartalschrift f. christl. Altersthumsk. und Kirchengeschichte X (1896), S. 101 f. — Urkundenbuch der Stadt Straßburg V, 309; VI, 725. — Deutsche Reichstagsakten IV, 411, 451; V, 40. — H. Finke, Acta concilii Constanciensis I (1896), p. 78 f., 264—267.

Herman Haupt.

Maltzan: Hermann Friedrich Joachim von M., Freiherr zu Wartenberg und Penzlin, Naturforscher und Dichter, entstammte einem ausgebreiteten

mecklenburgischen Adelsgeschlechte, das zu den ältesten und angesehensten in ganz Norddeutschland zählt. Er wurde am 18. December 1843 als jüngster Sohn eines Landraths auf dem väterlichen Gute Rothenmoor bei Waren in Mecklenburg geboren. Schon von früher Jugend an entwickelte sich bei ihm eine ausgesprochenes Interesse für die kleinen Lebewesen der ihn umgebenden Natur, sowie auch eine bemerkenswerthe poetische Begabung. Unter verständiger Anleitung beobachtete er die Entwicklung der Pflanzen und Thiere und sammelte Steine, Muscheln und Käfer. Bis zu seinem 16. Jahre wurde er durch Hauslehrer unterrichtet, dann aber besuchte er bis Ostern 1863 das Gymnasium zu Neubrandenburg. Den folgenden Sommer verlebte er zur Erholung in Frankreich, namentlich in dem Seebade Trouville. Hier erregten die am Strande umherliegenden Schalthiere in so hohem Maaße seine Aufmerksamkeit, daß er beschloß, sich in Zukunft speciell dem Studium dieser noch lange nicht genügend erforschten Thiergattung zu widmen. Seine Eltern aber wünschten, daß er sich dem väterlichen Berufe zuwenden sollte. Er bezog deshalb im Herbst 1863 die Universität Rostock, um einige juristische Vorlesungen zu hören. Aber die Rechtswissenschaft vermochte ihn auf die Dauer nicht zu fesseln. Deshalb trat er bereits im October 1864 eine längere Sammelreise durch Südfrankreich, Spanien, Italien und Aegypten an. Unterstützt durch reichliche Geldmittel brachte er Tausende von Naturgegenständen zusammen und erweiterte seine malakozoologischen Kenntnisse derart, daß er allmählich die Anerkennung der Specialisten auf diesem Gebiete gewann. Nachdem er im Sommer 1865 in die Heimath zurückgekehrt war, übernahm er die Bewirthschaftung seiner Familiengüter Federow und Schwarzenhof bei Waren. Im Frühjahr 1867 verheirathete er sich mit Eva v. Korckwitz und Kuschdorf, doch wurde diese Ehe 1876 wieder geschieden. Einen großen Theil seiner Zeit verbrachte er mit der Ordnung und Aufstellung seiner reichen Sammlungen, die er im Laufe der Jahre durch Kauf und Tausch zu einem bedeutenden Museum erweiterte. In einigen Abtheilungen, namentlich in Conchylien, wurde er nur von wenigen anderen Sammlern übertroffen, und so gelangte sein Haus schließlich zu europäischer Berühmtheit und sah manchen namhaften ausländischen Forscher in seinen Räumen. Da er aber auf die Dauer ohne Schädigung seiner Gesundheit naturwissenschaftliche Studien und angestrengte landwirthschaftliche Thätigkeit nicht gleichzeitig betreiben konnte, entschloß er sich 1877, seine Güter zu verkaufen und nach Berlin überzusiedeln, dessen großartige Museen ihn anzogen. Hier ging er im November eine zweite Ehe mit Agnes verw. Coppel geb. Vidal ein. Aber bereits im folgenden Jahre verlegte er, um der Senckenberg'schen Naturhistorischen Gesellschaft und ihren bedeutenden Sammlungen nahe zu sein, seinen Wohnsitz nach Frankfurt am Main. Die Jahre 1879 bis 1883 verbrachte er hauptsächlich mit zoologischen Forschungsreisen, auf denen ihn seine Gattin begleitete und durch ihre Sachkenntniß erfolgreich unterstützte. Zunächst durchstreifte er Portugal, namentlich die hinsichtlich ihrer Thierwelt noch wenig bekannte Südprovinz Algarve. Nach der Rückkehr schilderte er seine Erlebnisse in einem Büchlein „Zum Cap S. Vincent. Reise durch das Königreich Algarve" (Frankfurt 1880). Dann besuchte er Westafrika, besonders das französische Senegambien, weiterhin Griechenland und Kreta, endlich die asiatische Türkei. Die reiche Ausbeute, die er von diesen Reisen mit heimbrachte, erweiterten die Bestände seines Naturaliencabinets derartig, daß er sich entschloß, es in Waren in einem eigenen, nur für diese Zwecke eingerichteten Hause aufzustellen. Hier ist es unter dem Namen „von Maltzan'sches Naturhistorisches Museum für Mecklenburg" noch gegenwärtig vorhanden und

der Oeffentlichkeit zugänglich. Seit 1883 lebte M. wieder vorwiegend in Deutschland, obwol ihm das Klima nicht zusagte, zunächst in Darmstadt, dann seit 1885 in Berlin. Ohne seine zoologischen Studien zu vernachlässigen, begann er sich allmählich immer mehr der schönen Litteratur zuzuwenden. Unterstützt durch seine poetische Veranlagung und eine gute Dosis natürlichen Humors schuf er in rascher Folge eine Anzahl Lustspiele, die meist ohne den wahren Namen ihres Verfassers hier und da aufgeführt und auch beifällig aufgenommen wurden, aber sich doch nicht dauernd zu halten vermochten. Zu nennen sind: „Die Artenstein" (1883), „Der Adelscalender", „Ein berühmter Mann", „Die Kunstmegäre" (sämmtlich 1884) und „Freudenreich" (1885). Der Berliner Periode gehören an das Zeitbild „Der Verein" und das Drama „Melidoni" (beide 1885). Eine Unterbrechung in der dichterischen Production brachte eine längere Forschungsreise durch Corsica, Sardinien und Sicilien. Nach der Rückkehr beschäftigte er sich lebhaft mit dem Problem einer für die breitesten Schichten bestimmten Volksbühne, das damals in den Berliner Litteratenkreisen unter dem Einflusse der neu aufkommenden realistischen Richtung im Vordergrunde des Interesses stand. Er griff in den Ideenaustausch durch zwei Broschüren „Volk und Schauspiel" (1888) und „Die Errichtung deutscher Volksbühnen, eine nationale Aufgabe" (1889) ein, ohne indessen allgemeine Zustimmung zu finden. Auch ein Volksschauspiel „Der Lohnkampf" (1890), in dem er seine Theorien praktisch durchführen wollte, vermochte keine durchschlagende Wirkung zu erzielen. Mitten aus dieser vielseitigen Thätigkeit raffte ihn noch im kräftigsten Mannesalter am 19. Februar 1891 zu Berlin ein rascher Tod hinweg. Eine Tochter und ein Sohn aus erster Ehe überlebten ihn. Aus seinem Nachlasse wurde noch „Der Messias der Juden" (1892), ein Roman aus der Geschichte des Orients im 17. Jahrhundert herausgegeben. Außer den genannten selbständigen Werken hat er überdies eine große Zahl von kleineren Aufsätzen theils zoologischen, theils belletristischen Inhalts verfaßt, die in zahlreichen fachwissenschaftlichen und populären Zeitschriften zerstreut sind.

F. Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts, 5. Ausgabe, III, S. 11 f. Viktor Hantzsch.

Maltzan: Julius von M., Freiherr zu Wartenberg und Penzlin, Politiker, geboren am 4. August 1812 zu Brustorf in Mecklenburg-Schwerin, † am 24. September 1896 zu Doberan. M. stammte aus einem alten mecklenburgischen Geschlechte, das zuerst 1194 in der Urkunde eines Bischofs von Ratzeburg genannt wird und seit 1530 die Reichsfreiherrenwürde besitzt. Er war der dritte Sohn des 1864 verstorbenen Landraths Friedrich auf Rothenmoor, des eifrigen Vorkämpfers der unionfreien lutherischen Landeskirche Mecklenburgs, aus dessen erster Ehe mit Friederike, der ältesten Tochter des mecklenburg-strelitzschen Geheimrathspräsidenten a. D. v. Dewitz auf Miltzow. Zur Zeit seiner Geburt war der Vater Gutsbesitzer auf Peccatel im ritterschaftlichen Amte Stavenhagen, wohnte aber auf dem anmuthigeren Nebengute Brustorf, das zwischen Neustrelitz und Penzlin gelegen ist. Nach einer sorgfältigen, in streng christlichem Sinne geleiteten Erziehung und nach landwirthschaftlichen sowie rechtswissenschaftlichen Studien wurde M. 1837 mit dem Gute Klein-Lukow bei Penzlin, das ihm der Vater gekauft hatte, belehnt und nahm als Mitglied der Ritterschaft sogleich den regsten Antheil an den Verhandlungen der Landtage. Im J. 1841 verheirathete er sich mit einer hannöverschen Dame, der 1821 geborenen Freiin Anna v. Bülow, der jüngsten Tochter des 1834 verstorbenen Freiherrn Friedrich Ernst, Mitbesitzers von

Abbensen und Besitzers von Göddenstedt; sie schenkte ihm mehrere Kinder. Um 1880 verkaufte M. sein Gut und siedelte nach Doberan über, wo er nach langen schweren Leiden als Senior seines Geschlechtes im Alter von mehr als 84 Jahren starb.

M. betheiligte sich Jahrzehnte hindurch in hervorragender Weise am ständischen Leben Mecklenburgs, und zwar auf der äußersten Rechten, deren Führer er lange Zeit war. Als überzeugter Anhänger der landständischen Verfassung trat er in Wort und Schrift für deren Beibehaltung auf das Entschiedenste ein. Von seinen Schriften, die mit Ausnahme eines Sammelwerkes kleineren Umfanges sind, ist zuerst „Die ständische Basis“ (Rostock 1874) zu erwähnen. Darin sucht er zunächst nachzuweisen, daß Obrigkeiten als politische Vertreter des Landes, deutsche Landstände, die echt christliche Gestalt des deutschen politischen Rechtslebens zeigen. Mecklenburg habe sich wunderbarer Weise das Wesentliche davon bewahrt. „Oder findet hier keine Landesvertretung statt, insofern die Stände etwa aus eigenem Rechte tagen, nicht als Mandatare ihrer Hintersassen? Nur keine Wortklauberei! Tagen sie aus eigenem Rechte, so haben sie als patrimoniale christliche Obrigkeiten zugleich die Pflicht der Vertretung ihrer Hintersassen, — Rechte und Pflichten sind hier untrennbare ethische Correlate!“ Dann fordert er auf, mit nüchternem Blicke die Zustände in Mecklenburg zu betrachten. „Alle werthvollen materiellen und sittlichen Güter werden sorgfältig gepflegt: die wirthschaftlichen Dinge — die Finanzlage ist ja besser, die Besteuerung niedriger als sonstwo —, die Rechtspflege, Kirchen- und Schulsachen, Wissenschaft und Kunst. Auch gedeihet der Volksstamm unter dieser Pflege. Reich an tüchtigen Charakteren, an hervorragenden Männern in allen Berufsfächern, hat er noch je und je von diesem seinem Reichthum dem übrigen Deutschland abgegeben. Hand aufs Herz! müssen wir bekennen: Mecklenburg muß gut regiert sein, — es kann nicht schlecht verfaßt sein, wo sich solche Früchte zeigen.“ Und gegen eine von liberaler Seite erstrebte Constitution wendet er ein: „Will man obrigkeitliche Vertretung? Sie ist ja vorhanden. Genügt die vorhandene nicht? So corrigire man sie, aber werfe sie nicht über Bord. Denn weiß man den sittlichen Werth der obrigkeitlichen Vertretung überhaupt zu schätzen, so muß man auch zu schätzen wissen, wenn sie factisch vorhanden und auf vaterländischem Boden längst eingewurzelt ist, und nicht wähnen, etwas dergleichen lasse sich neu schaffen ohne Conservirung des bereits gleichartig Bestehenden. Das erlaubt der ‚Zeitgeist‘ nicht, der wol einreißen, aber nicht bauen kann . . . Und wenn ein Engel vom Himmel käme und schriebe uns für Mecklenburg eine neue Verfassung, — wenn er den friedlosen ‚Zeitgeist‘ nicht zugleich bannte, so hätten wir doch keinen Frieden.“ Die Ritterschaft aber „soll, wenn nöthig, dem Wohl des Landes Opfer bringen, große Opfer, — aber sich nicht selbst an die Forderungen eines von Gott abgewandten Liberalismus wegwerfen. Stark im Bewußtsein ihrer guten Sache, äußerlich stark durch das feste corporative Band ihrer Union, hat sie die ständische Basis als ein ihr von Gott anvertrautes sittliches Gut des ganzen Landes zu bewahren und gegen jeden Angriff zu vertheidigen.“ Aus diesen Proben wird man Maltzan's politischen Standpunkt leicht begreifen. In demselben Geiste sind „Feudale Repliken“ (Rostock 1878) geschrieben. Im J. 1882 veröffentlichte M. sein verdienstvollstes Werk: „Einige gute Mecklenburgische Männer. Lebensbilder, gesammelt von Julius Freiherrn von Maltzan“ (Wismar, Hinstorff; VIII, 391 Seiten in gr. 8°). Dieses Buch enthält 34 mehr oder weniger ausführliche Lebensbeschreibungen von vorzugsweise adligen Mecklenburgern; es beginnt mit dem Verfasser des Mecklenburgischen Landeskatechismus A. J. von

Krakevitz (1674—1732) und schließt mit dem Landrath L. G. v. Oertzen auf Woltow (1804—1879). Manches ist älteren oder neueren Druckschriften entnommen; anderes stammt aus der Feder von Freunden Maltzan's; wieder anderes rührt von ihm selbst her, darunter einige im „Norddeutschen Correspondenten" zuerst erschienene Nekrologe und der im J. 1880 bereits als Manuscript gedruckte Lebensabriß des eben erwähnten Landraths v. Oertzen. Die Sammlung ist keineswegs vollständig, worauf sie auch keinen Anspruch erhebt; immerhin ist sie etwas mehr als „eine bescheidene Privatsammlung", — wofür sie der Verfasser in der „Vorrede" nur angesehen wissen will — „die freilich den individuellen Geschmack und auch die persönlichen Beziehungen des Sammlers nicht verleugnen kann, doch aber . . . manches bietet, woran Auge und Herz eines echten Mecklenburgers sich erfreuen", indem sie durch die pietätvolle Zusammenfassung von Biographien, die größtentheils so gut wie verloren gewesen wären, des allgemeinen culturgeschichtlichen Interesses nicht entbehrt. Dann folgte eine kleine Schrift „Zur Erinnerung an den Vicelandmarschall v. Dewitz auf Cölpin" (Ludwigslust 1889) und die zuerst als Feuilleton in der „Rostocker Zeitung" erschienenen, sehr ansprechenden „Erinnerungen und Gedanken eines alten Doberaner Badegastes" (Rostock 1893). Zuletzt veröffentlichte M. in seinem Todesjahre „Alte Landtagserinnerungen" (Ludwigslust 1896), worin frühere Zeiten getreu geschildert und die handelnden Persönlichkeiten wie lebend vor Augen geführt werden (vgl. Rostocker Zeitung" 1896, Nr. 361).

M. war ein mecklenburgischer Edelmann im besten Sinne des Wortes. Wegen seines durchaus lauteren Charakters genoß er auch bei seinen politischen Gegnern die höchste Achtung. Auf positiv christlichem Boden stehend, glaubte er an die Landstände als eine Obrigkeit von Gottes Gnaden, deren Rechte zu schützen er für seine Lebensaufgabe ansah, deren Pflichten er sich aber ebenso sehr bewußt war. Heinrich Klenz.

Mangelsdorf: Richard M., Schachspieler, wurde am 9. Juni 1823 zu Leipzig geboren. Zwar gehört der überaus gewissenhafte und ernste Mann nicht zu den Meistern, welche der Glanz ihres Namens in der Schachwelt allgemein feiern läßt, trat auch in der Oeffentlichkeit wenig selbstschöpferisch hervor; vielmehr war er ein stiller, feiner Beobachter des schachlichen Lebens, voll tiefer Kenntniß des Schachspiels und seiner geheimen Reize, insbesondere der Problemcomposition. Als solcher erfreute er sich seltenen Rufs, zumal er auch ein tüchtiger Kämpe sowie einer der besten Löser aller Zeiten war, vorzüglich heimisch in der Theorie der Spieleröffnung. Als sog. „Problemkoch" — ein in Schachkreisen geläufiger terminus technicus für den Entdecker von Nebenlösungen bei Aufgaben — galt M. als Autorität ersten Ranges. Was für ein Ansehen er gerade in dieser Hinsicht genoß, thue ein Beispiel dar. Im Problemturnier des Deutschen Schachbundes zu Frankfurt a. M. war ein „Vierzüger" Professor J. Berger's in Graz mit dem ersten Preise ausgezeichnet worden. M. entdeckte nachträglich für diesen Vierzüger eine versteckte feine Nebenlösung. L. v. Bilow, der Verfasser des launigen „Schachstruwwelpeter", feierte damals im Anschluß an diesen Vorfall Mangelsdorf's Verdienste in einem netten parodistischen Gedichte „Die Nebenlösung", aus dem nachstehende, Mangelsdorf's Fähigkeiten über Berger's Erfolg hinaus verherrlichende Strophe bezeichnend lautet: „Du hast Caissens [= Schach] Gunst erfahren. Die sich in ihrem Tempel scharen, Sie ehren, Meister, deine Macht. Doch einer lebt noch, dich zu ‚kochen'; Bis der dich nicht correct gesprochen, Gib acht, ob's selbst in Graz nicht kracht, Problemzertrümmerer, er der Alte von Leipzigs Illustrirter Spalte". Letztere Anspielung bezieht

sich darauf, daß M. 1862 an die Stelle des großen Schachtheoretikers Dr. Max Lange (s. A. D. B. LI, 577) als Redacteur der Schachspalte in der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ getreten war und diese Rubrik umsichtig, gediegen und gewissenhaft geleitet hat. So gelangte sie in erster Linie durch seine Sorgfalt zu hohem Ansehen. Sein journalistischer Ruf war gefestet, als er Ende 1881 die Leitung an Johannes Minckwitz d. Jüng. (geb. 1843; s. den Artikel J. M.) abgab. Am 23. Januar 1894 ist M. in seiner Geburtsstadt Leipzig gestorben, wenige Tage nach dem „Schachkanzler“ Hermann Zwanzig. Er hat sich als liebenswürdiger Schachmäcen, als Gönner wie als Förderer, bewährt. Dieses feinsinnigen Richters über jede Gattung von Schachaufgaben scharfes kritisches Urtheil war gefürchtet und zugleich beliebt; keiner verfuhr im Entscheid so vorsichtig als er, so gründlich und gerecht, wenn ihm Schachgebilde vorlagen, um sie zu würdigen und seinen Spruch zu fällen.

Hauptsächlich nach dem Jubiläumsaufsatz „Schachaufgabe Nr. 3000 der Illustrirten Zeitung“ in deren Nr. 3203 v. 17. Novb. 1904, S. 739. Daneben benutzt die Notiz bei Ad. Kohut, Berühmte israelitische Männer und Frauen II (1900), 255, in welches Compendium M., wie zugestandenermaßen, mancher Andere (S. 432) vielleicht versehentlich eingereiht worden ist.

L. Fr.

Mangold: Wilhelm M., protestantischer Theolog, geboren am 20. November 1825 in der kurhessischen Hauptstadt Kassel, † am 1. März 1890 zu Bonn. (Vgl. die Protestantische Kirchenzeitung 1890, Nr. 17.)

In dem kinderreichen Elternhause verlebte Wilhelm Julius M. eine glückliche Jugendzeit. Obermedicinalrath Dr. Karl Mangold, sein Vater, war ein vielbeschäftigter Arzt, der noch sein 60jähriges Doctorjubiläum in geistiger Frische feiern konnte. Auf den Einfluß der frommen Mutter führte der Sohn seinen früh gereiften Entschluß zurück, sich dem Dienst der evangelischen Kirche zu widmen, um dereinst das Evangelium verkündigen zu können. Keineswegs widersetzte sich der Vater diesem Plan; aber er ließ sich versprechen, daß Wilhelm seine akademischen Studien gründlich treiben und mit der Erlangung eines akademischen Grades abschließen wolle. So verließ denn M. Ostern 1845 als primus omnium das Kasseler Gymnasium, um zunächst in Halle evangelische Theologie zu studiren. Außer seinem Onkel Hermann Hupfeld hörte er hier zwei Jahre lang besonders Tholuck, Julius Müller, Bernhardy und Erdmann. Ostern 1847 siedelte er für drei Semester nach Marburg über, wo er sich vorzugsweise an Henke, Rettberg und Thiersch anschloß. Im Herbst 1848 bestand er vor der Marburger Facultät das erste theologische Examen mit solchem Erfolge, daß Henke und Rettberg ihn zum Ergreifen der akademischen Laufbahn aufforderten. Gerne ließ ihn der Vater noch ein Jahr lang zu Göttingen studiren; hier hörte er Ehrenfeuchter und Ritter, beschäftigte sich aber, weil er sich später für Kirchengeschichte zu habilitiren gedachte, hauptsächlich mit kirchenhistorischen Studien.

Als M. im September 1849 aus Göttingen zurückkehrte, um sich zu Hause weiter auf den akademischen Beruf vorzubereiten, besaß er zwar das Wohlwollen der Marburger Facultät, die ihm bei nächster Vacanz eine Repetentenstelle am seminarium Philippinum, dem Vorbilde des Tübinger Stifts, in Aussicht stellte, ahnte aber schwerlich, daß er erst nach vollen vierzehn Jahren mit Erreichung einer ordentlichen Professur eine gesicherte Lebensstellung gewinnen sollte. Aushülfsweise versah M. vom April bis November 1850 die Erzieherstelle bei zwei Söhnen seines Landesherrn, indem er sich den Rücktritt vorbehielt, sobald ein geeigneter Erzieher, den Vilmar empfehlen sollte, gefunden wäre. Da die eigenartige Beziehung Mangold's zu dem letzten Kur-

fürsten von Hessen und dem bekannten Litterarhistoriker und Parteihaupte Vilmar ein allgemeines Interesse erregt, so lasse ich hier aus Mangold's Feder einige Sätze folgen, die dem Album professorum der evangelisch-theologischen Facultät zu Bonn entnommen sind. Er schreibt:

»Meine Thätigkeit als Prinzenerzieher fiel in die trübsten Zeiten des hessischen Verfassungskampfes; und da mein Vater aus Gewissensbedenken seine Stelle im Staatsdienst niederlegen wollte, so war ich froh, daß Vilmar im November 1850 seinen Protegé schickte und ich um meine Entlassung bitten konnte. Ich bin im Frieden vom Kurfürsten geschieden; ich habe nie eine besondere Gunst von ihm begehrt und vielleicht gerade deshalb immer sein Vertrauen besessen; ich habe ihm später die Erzieher für seine Kinder und Enkel in Vorschlag bringen müssen, und jedesmal ist er mit meiner Wahl zufrieden gewesen. So erklärt es sich auch, daß ich, obwol Sohn eines renitenten Beamten, den 26. Juni 1851 unter dem Ministerium Hassenpflug als zweiter Repetent oder Májor an der Stipendiatenanstalt in Marburg angestellt wurde. Nachdem ich die venia docendi erworben und am 7. November 1852 meine Probevorlesung über Hyperius gehalten hatte, begann ich meine akademische Lehrthätigkeit, indem ich mich zunächst der Auslegung des Neuen Testaments zuwandte; Thiersch war gerade vom theologischen Katheder zurückgetreten, und ich trat in die von ihm gelassene Lücke ein. Ich las neutestamentliche Exegese neben den Ordinarien Scheffer und Ranke; das Ministerium schien aber an drei Exegeten noch nicht genug zu haben und ernannte Ostern 1854 auch noch Ernst Luthardt zum außerordentlichen Professor zunächst für das Fach der neutestamentlichen Exegese. So waren, wenn ich auch im Sommer 1855 zum ersten Repetenten ernannt wurde, meine Aussichten auf Beförderung zum Extraordinarius in Marburg einstweilen hinfällig. Daneben wurde ich ernsthaft in die Vilmar'schen Händel verwickelt.

Als in den Herbstferien 1855 Vilmar die Generalsuperintendentur ambirte und Hassenpflug im Interesse seines Freundes und seines Systems die Cabinetsfrage gestellt hatte, wurde ich plötzlich zum Ausschlag gebenden Faktor in den Streitigkeiten zwischen Landesherrn und Minister. Ich war in den Ferien in Kassel und begegnete dem Kurfürsten auf einem Spaziergange. Er rief mich zu sich und fragte mich, ob ich auch Kirchenrecht lehre. Auf meine verneinende Antwort fragte er weiter, ob mir die rechtliche Lage hinsichtlich des landesherrlichen oberbischöflichen Bestätigungsrechtes bei der Superintendentenwahl bekannt sei. Die war mir nun sehr bekannt; ich hatte zufällig den Tag vorher noch die hessischen Landesordnungen inbetreff des fraglichen Punktes auf der Kasseler Bibliothek nachgesehen und konnte dem Kurfürsten auseinandersetzen, daß er zwar verbunden sei einen der drei aus der Wahl der Geistlichkeit hervorgegangenen Candidaten zu bestätigen, daß die Wahl zwischen diesen Candidaten ihm aber ganz frei stehe, und namentlich sei er nicht gehalten, wie das Ministerium ihm einreden wolle, den zu bestätigen, auf den sich die Majorität der Stimmen vereinigt habe. Da ich gefragt sei, könne ich ihm nur dringend abrathen, Vilmar zu bestätigen; denn Vilmar wolle den Bekenntnißstand der niederhessischen Kirche auf den Kopf stellen. Ich könnte binnen drei Tagen ihm ein im Druck befindliches Gutachten der Marburger theologischen Facultät einreichen, welches den Bekenntnißstand der niederhessischen Kirche als den reformirten erweise; es scheine selbstverständlich zu sein, daß eine Kirche, die reformirt bekenne, keinen Generalsuperintendenten haben könne, der lutherisch lehre und aggressiv gegen das reformirte Bekenntniß vorgehe.

Da brach der Kurfürst in die mir unvergeßlichen Worte aus: „Fürsten

unglückliche Menschen sind! werden immer belogen; Sie haben mir hoffentlich die Wahrheit gesagt; bringen Sie mir das Gutachten!" Dann folgte ein sehr stürmischer Ministerrath, zu dem der Kurfürst sich gerade begeben wollte — er kam von Wilhelmshöhe, als ich ihm begegnete —, in welchem der Versuch vom Ministerium gemacht wurde, Vilmar's Bestätigung zu erzwingen. Man wollte die Sache erledigen, ehe das Richter'sche Gutachten von Berlin einlief, das der Kurfürst sich erbeten und von dem Hassenpflug Witterung bekommen hatte. Der Versuch mißlang; der Kurfürst berief sich auf die von mir erhaltene Information und wollte erst das Marburger Gutachten abwarten, das ich ihm Ende der Woche in den vom damaligen Decan, dem Collegen Gildemeister, bezogenen Aushängebogen einlieferte. Drei Tage nach der oben mitgetheilten Unterredung wurde Hassenpflug entlassen, Vilmar nicht bestätigt, und ich galt von da an als bête noire in den Regierungskreisen, da inconsequenterweise nicht eigentlich ein Systemwechsel, sondern nur ein Personenwechsel erfolgt war. Das zeigte sich auch darin, daß Vilmar nicht in die philosophische Facultät nach Marburg als Professor der deutschen Philologie kam — für diese Stelle hatte ich ihn dem Generaladjutanten des Kurfürsten, mit dem ich in Erziehungsangelegenheiten der kurfürstlichen Kinder regelmäßig zu verhandeln hatte, auf seine Frage, wie Vilmar wol am passendsten in Marburg zu placiren sei, als besonders qualificirt bezeichnet —, sondern auf seinen Wunsch den 1. November 1855 auf Drängen des neuen Ministeriums zum ordentlichen Professor in der theologischen Facultät ernannt wurde. Der Schaden, den Vilmar auf diese Weise anrichtete, war übrigens ärger — denn er appellirte immer an den Willen und die hierarchischen Gelüste seiner Zuhörer und schuf sich dadurch eine große Partei unter dem theologischen Nachwuchs —, als wenn er Superintendent geworden wäre.

Auch später wurde ich noch einmal in die Vilmar'schen Händel persönlich verwickelt. Am Ende des Winters 1857/58 wurde mir von einem Geistlichen ein Flugblatt zugestellt, das anonym in Oberhessen verbreitet wurde, mit der Ermächtigung, öffentlichen Gebrauch von demselben zu machen, in dem Henke und Ranke auf das heftigste angegriffen wurden; ich hielt es für Ehrenpflicht, dieses Blatt der theologischen Facultät zu übergeben, da es sich auf deren Gutachten bezog und den lutherischen Mitgliedern derselben (Henke und Ranke) Verrath der lutherischen Kirche und Schmähung ihrer Abendmahlslehre vorwarf. Die gerichtliche Untersuchung stellte heraus, daß Vilmar der Autor des Blattes war, das dazu dienen sollte, unter den oberhessischen Geistlichen die Wahl Ranke's zum lutherischen Superintendenten, die nicht ohne Aussicht war, zu hintertreiben. Diesen Zweck hat das Blatt vollständig erreicht, zugleich aber Vilmar in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt, und meine Stellung zu den Vilmarianern aufs neue gekennzeichnet, sie auch dem Ministerium gegenüber, dessen spiritus rector in allen theologischen Dingen Vilmar auch in seiner Marburger Verbannung blieb, nicht gerade angenehm gemacht.

Diese Mittheilungen aus Mangold's autobiographischen Aufzeichnungen halte ich darum nicht für überflüssig, weil die Anhänger des in seinem Fanatismus vor Lüge nicht zurückschreckenden Vilmar ihr Parteihaupt zu verherrlichen nicht müde geworden sind; ich erinnere nur an das „Gedenkblatt", das bei der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstags ein Bewunderer von Vilmar's angeblich hervorragender Befähigung für das Bischofsamt seinen zahlreichen Verehrern gewidmet hat (vgl. Luthardt's Kirchenzeitung 1900, Sp. 1134, 1206 ff. und Zarncke, Lit. Centralblatt 1901, Sp. 71 f.). Trotz aller Anfeindung haben die Vilmarianer das Aufrücken Mangold's in Marburg nur erschwert, aber nicht unmöglich gemacht. Nachdem Luthardt Ostern 1856 der

Berufung nach Leipzig gefolgt war, wurde M. auf wiederholten Vorschlag der Marburger Facultät hin im März 1857 zum außerordentlichen Professor befördert. Erst fünf Jahre später gelangte M. zum Ordinariat, und das geschah durch Vermittlung der Wiener evangelisch-theologischen Facultät. Diese hatte ihn nämlich 1861 der österreichischen Regierung für die Professur der neutestamentlichen Theologie vergeblich in Vorschlag gebracht und den durch sein Buch über die Irrlehrer der Pastoralbriefe (Marburg 1856) und kleinere Schriften, sowie durch seinen Erfolg als akademischer Lehrer rühmlich bekannten hessischen Gelehrten zur Entschädigung dafür, daß der Ruf überhaupt nicht an ihn gelangt war, nicht nur 1862 zu ihrem Ehrendoctor ernannt, sondern auch im Sommer 1863 abermals für Wien vorgeschlagen. Von seiten der hessischen Regierung wurde kein Versuch gemacht, M. seiner Heimath zu erhalten; vielmehr empfing der Marburger Prorector ohne Verzug die Antwort vom Ministerium aus Kassel, man verzichte auf weitere Lehrthätigkeit Mangold's in Marburg. Da kam aus Böhmen der Befehl des Kurfürsten, das Ministerium solle M. unter jeder Bedingung in Marburg halten. So ward M. ordentlicher Professor der Theologie an der kurhessischen Landesuniversität. Als solcher konnte er im Mai 1864 mit Rosa Küchler aus Gießen einen eigenen Herd gründen, indem er diese seit langen Jahren ihm bekannte Nichte einer Kasseler mütterlichen Freundin nach kurzer Brautzeit heirathete.

In den neun Jahren, die M. bis zu seiner Versetzung nach Bonn im October 1872 noch Marburg angehörte, war er auf verschiedenen Gebieten erfolgreich thätig. Der Wiener theologischen Facultät widmete er seine zweite größere Arbeit, die unter dem Titel „Der Römerbrief und die Anfänge der römischen Gemeinde" 1866 zu Marburg erschien und scharf unterschieden werden muß von dem unter ähnlichem Titel im J. 1884 herausgegebenen Buche. Diese ganz neue Untersuchung, die M. als seine letzte und zugleich größte wissenschaftliche Arbeit selbständig veröffentlicht hat, ist betitelt: „Der Römerbrief und seine geschichtlichen Voraussetzungen". Wer ein Verzeichniß der zahlreichen Schriften wünscht, die M. in den Druck gegeben hat, sei auf den Schluß meines Nekrologs in der Protestantischen Kirchenzeitung (1890, Nr. 17) verwiesen. Hier wiederhole ich zunächst die Bemerkung, daß mein Bonner Freund und College weder mit dem Wilhelm Mangold verwechselt werden darf, der eine populäre Auslegung sämmtlicher Gleichnisse Jesu Christi verfaßte, noch mit dem Erfurter Pfarrer K. Manegold, der einen exegetischen Versuch über Röm. 5, 11—21 veröffentlichte. Obgleich für M. seine umfassende Lehrthätigkeit stets die Hauptsache blieb, führte die ungewöhnliche Beliebtheit und geschäftliche Gewandtheit den tüchtigen Mann leicht zu vielverzweigter Wirksamkeit. Nachdem er 1867 Decan gewesen war, stand er 1869/70 als Prorector an der Spitze der Universität. Als Vertreter der reformirten Gemeinde Marburgs wurde er im December 1869 und Januar 1870 Mitglied der außerordentlichen hessischen Synode; ja, er ließ sich, um die mit durch ihn in Fluß gerathene Synodalvorlage zu fördern, vom heimischen Kreise in das Abgeordnetenhaus wählen und brachte die Sitzungsperiode vom November 1871 bis Juni 1872 als Mitglied der nationalliberalen Fraction in Berlin zu. Als nach der Einverleibung Kurhessens die preußische Regierung den nach Basel Berufenen durch eine bedeutende Gehaltsaufbesserung in Marburg festgehalten hatte, glaubte M., hier lebenslänglich zu bleiben, in der Stadt, die ihn später durch ihr Ehrenbürgerrecht erfreute, so daß ihm der Abschied bei seiner Uebersiedlung an den Rhein nicht leicht wurde.

Es war für mich eine große Freude, daß ich zur Gewinnung Mangold's für die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität mitwirken konnte. Ich durfte

nämlich, als ich in den Osterferien 1872 auf dem Wege zu den Hallenser Bibelrevisionsconferenzen zum ersten Mal Berlin besuchte, nicht nur die persönliche Bekanntschaft des Marburger Theologen machen, dessen Verpflanzung nach Bonn, wie die Erfahrung bewiesen hat, der rheinisch-westfälischen Kirche reichen Segen bringen sollte, sondern ich hatte auch Gelegenheit, den Minister Dr. Falk selber von der Nothwendigkeit einer geeigneten Besetzung der neutestamentlichen Professur zu überzeugen. Als dann M. dem infolge meines Separatvotums an ihn ergangenen Rufe folgte und seine über 17 Jahre umfassende Thätigkeit in Bonn begann, herrschten bei der Majorität der evangelisch-theologischen Facultät starke Bedenken gegen den neuen Collegen. Gehörte doch M. gleich mir zu den Professoren, die mit ihrer Namensunterschrift in der sogenannten Jenaer Erklärung öffentlich für die durch Maßregelung des D. Sydow gefährdete Lehrfreiheit eingetreten waren! Brieflich warnte der College Christlieb schon den eben Berufenen vor der Uebersiedlung nach Bonn; aber M. hatte sich durch die Bedrohung mit den beiden Provinzialsynoden nicht abschrecken lassen. Er hoffte mit Recht, in Bonn bald heimisch zu werden, und das ist ihm denn auch über Erwarten gelungen. Mit ein paar Studenten mußte er seine Vorlesungen beginnen; aber die Zahl seiner Zuhörer nahm rasch und so stark zu, daß man ihn zu den einflußreichsten Lehrern zählen muß, welche die Bonner Facultät bis dahin gehabt hatte. Der Ernst, mit dem M. die Frage der Wahrheit stellte, die Klarheit der gelehrten Darstellung und die anziehende Frische des von dem Wohlklang einer ungewöhnlich starken Stimme unterstützten und oft durch liebenswürdigen Humor gewürzten Vortrags, vor allem aber die religiöse Wärme und Milde, mit der er zwischen Theologie und Religion zu unterscheiden wußte, sicherten ihm stets eine dankbare Schar von Zuhörern.

Im theologischen Seminar behandelte M. stets die neutestamentlichen Fächer, leitete aber in einer Vacanz auch die Uebungen des homiletisch-katechetischen Seminars. Bestieg er in Bonn die Kanzel nur aushülfsweise, so hatte er doch früher häufig gepredigt; und die auf Kosten der Wittwe herausgegebenen 32 Predigten, die M. in den Jahren 1846 bis 1882 gehalten hat (Marburg 1891), sind für seinen theologischen Standpunkt und Entwicklungsgang nicht ohne Belang. Den schriftstellerischen Arbeiten gegenüber galten ihm die Vorlesungen, namentlich die über das N. T., stets als die Hauptsache; daneben las er auch noch über Encyklopädie, biblische Theologie des Neuen Testaments, welcher er einen kurzen Abriß der alttestamentlichen biblischen Theologie als Einleitung voranstellte, über Dogmengeschichte und Geschichte der neueren Theologie seit Semler, wozu in Bonn noch die Vorlesungen über Symbolik und die Einleitung ins Neue Testament hinzukamen. Im Herbst 1874 war er zum ersten Mal als Decan Mitglied des Bonner akademischen Senats, und schon für das Studienjahr 1876/77 übertrug ihm das Vertrauen der Collegen das Rectorat. An den Jahresversammlungen des rheinischen wissenschaftlichen Predigervereins nahm er gerne Theil und wurde in den Vorstand desselben gewählt. Werthvoller als die Erlangung eines Ordens und Titels war seine im Mai 1881 erfolgte Berufung in die Prüfungscommission der theologischen Candidaten zu Münster, die ihn alljährlich im Frühling und Herbst in die Hauptstadt Westfalens führte, sowie sein Eintritt in die dem höheren Schulamte geltende wissenschaftliche Prüfungscommission zu Bonn, der er nach Bender's tactloser Lutherrede seit dem Frühjahr 1884 beständig angehörte. Bis zu den Weihnachtsferien 1889 konnte der vielbeschäftigte Mann seine Thätigkeit fortsetzen, ohne daß er sich durch ein beschwerliches Leiden, das ihn in den letzten Jahren zu wiederholtem Besuch

des Bades Salzschlirf nöthigte, hätte zurückhalten lassen; da ergriff ihn die Influenza, die sich auf das Herz warf und am 1. März 1890 seinen Tod herbeiführte.

Als wenige Wochen nach Mangold's Ankunft in Bonn seinen geliebten Marburger Lehrer Henke der Schlag getroffen hatte, eilte M. an das Grab, um Namens der Schüler des frommen und geistvollen Kirchenhistorikers am 5. December 1872 die Gedächtnißrede zu halten, die später in seinem schönen Schriftchen „Ernst Ludwig Theodor Henke. Ein Gedenkblatt", Marburg 1879 eine für die persönliche Art und namentlich die theologische Stellung des dankbaren Schülers kennzeichnende Ausführung gefunden hat. Bereits 1864 hatte M. drei seiner Predigten über johanneische Texte zum Marburger Jubiläum Henke's dem verehrten Lehrer gewidmet. Neben der Behandlung des Römerbriefs hat M. die meiste Zeit und Kraft auf seine beiden Ausgaben von Friedrich Bleek's „Einleitung in das Neue Testament" verwandt. Von diesem Werke seines Amtsvorgängers erschien die dritte Auflage 1875, die den Text Bleek's mit rühmlicher Pietät bestehen ließ. Noch mehr Arbeit verursachte dem Herausgeber die auf 1035 Seiten angewachsene vierte Auflage (Berlin 1886), in der die Untersuchung über die synoptischen Evangelien von der über das vierte Evangelium vollständig getrennt worden ist. Mit Recht hielt M. es „für den Betrieb der Isagogik nicht für einen Schaden, wenn ihren lernenden Jüngern nicht blos die einheitlich concipirten Resultate dieser Wissenschaft vorgeführt werden, wie sie in der Gegenwart einen relativen Abschluß gefunden haben, sondern wenn ihnen zunächst die Kenntniß einer mit Meisterschaft begründeten Position, die etwa ein Menschenalter hinter der Gegenwart zurückliegt, in voller Ausdehnung mitgetheilt und erst im Anschluß daran ihnen zugleich die Einsicht in die weitere Entwicklung der Isagogik von dieser Position aus bis in die Gegenwart erschlossen wird".

Zum Schluß kann ich es mir nicht versagen, eine Stelle aus dem 1878 zu Berlin erschienenen Vortrage mitzutheilen, den M. über „die Bibel und ihre Autorität für den Glauben der christlichen Gemeinde" am 3. December 1877 zu Frankfurt a. M. vor einem Kreise kirchlich interessirter Männer und Frauen gehalten hat, die sich über brennende theologische Fragen von Fachmännern orientiren lassen wollten. Die noch immer beherzigenswerthen Worte lauten: „Offen gestanden, ich kann die ebenso kurzsichtige als unchristliche Herzenshärtigkeit nicht begreifen, die von rechts und links zum Bruche drängt und von einer Auflösung der deutschen evangelischen Volkskirche nicht um religiöser, sondern um theologischer Dissense willen mit einem Gleichmuth spricht, als handle es sich um ein unschuldiges Experiment und nicht um einen Mord an der Seele unsers Volkes. Die Kirche hat wahrlich nicht einen solchen Reichthum an geistigen Kräften, daß sie den Gebildeten der Nation, weil diese auf eine Revision der theologischen Ueberlieferung dringen, einfach die Thür weisen dürfte; und die Bildung mit ihrer Gleichgültigkeit gegen die Kirche und ihre Heiligthümer würde es noch zu ihrem Schaden erfahren, was bei dem Bruch mit der überlieferten Gestalt des kirchlichen und bei dem Verzicht auf die geordnete, gemeinsame, öffentliche Pflege des religiösen Lebens, aus der die Sittlichkeit des Volkes ihre besten Kräfte schöpfen muß, herauskäme; und beide sollten sich ernstlich hüten, dem hochmüthigen Leviten und dem stolzen Priester in der Parabel zu gleichen, die den Wanderer, der unter die Mörder gefallen ist — unser armes Volk mit den Schäden, die an dem Marke seines Lebens zehren — gleichgültig am Wege liegen lassen. Gott sei Dank gibt es aber doch noch eine starke Mittelpartei, die, weil sie zwischen Religion und Theologie zu scheiden gelernt hat, sich daran erfreut, wenn immer neue

Weisen gefunden werden, um die alte religiöse Wahrheit auch der Bildung unserer Zeit annehmbar erscheinen zu lassen".

Adolf Kamphausen.

Mannsfeld: Heinrich Franz, Reichsfürst von M. und Fondi, Edler und Herr zu Heldrungen, Seeburg und Schwaplan, k. k. Feldmarschall, ward als Sprosse eines uralten deutschen Geschlechtes am 21. November 1641 in Wien geboren und begab sich schon in seiner Jugend in kaiserliche Kriegsdienste, wurde jedoch bald wegen seiner Geschicklichkeit zu Hof gezogen und bekam den Kammerherrnschlüssel. 1675 wurde er unter gleichzeitiger Beförderung zum Obersten Inhaber des Infanterieregiments Nr. 24. — 1677 wurde er dem Herzog Karl von Lothringen, dem Bräutigam der Schwester Kaiser Leopold's, Eleonora, entgegengeschickt und bediente den Kaiser bei dem Trauungsacte. Hierauf wurde er vorzugsweise mit Botschaften an den Höfen in Deutschland, Italien, Polen und Holland betraut und kam nach dem Frieden von Nymwegen 1679 als kaiserlicher Gesandter nach Frankreich, nachdem er noch im Juni desselben Jahres zum Generalmajor befördert wurde. — 1682 wurde er Geheimer Rath und Feldmarschalllieutenant, 1683 kam er als kaiserlicher Botschafter nach Spanien, welche Würde er neun Jahre zur vollsten Zufriedenheit der beiden Höfe vertrat. Während dieser Zeit wurde er 1684 zum Feldzeugmeister und 1689 zum Feldmarschall befördert; im J. 1690 geleitete er die Prinzessin Maria Anna von Pfalz-Neuburg als Braut König Karl's II. nach Spanien; hiefür verlieh ihm der König das neapolitanische Fürstenthum Fondi, den Titel eines spanischen Granden und das Goldene Vließ. — Die ihm ertheilte Würde eines Reichsfürsten wurde 1696 und 1709 bestätigt und 1711 von Kaiser Joseph I. öffentlich bekannt gemacht. — 1691 ward er Gouverneur der Festung Komorn und Land- und Haus-Zeugmeister, welche Würde er 1698 wieder niederlegte. — 1694 zum Oberhofmarschall ernannt, wurde er 1696 behufs Neutralitätsverhandlungen an den savoyischen Hof entsendet. — Im J. 1700 wurde er zum Hofkriegsraths-Präsidenten ernannt, in welcher Stellung er wiederholt als Gegner der offensiven Pläne des Prinzen Eugen auftrat. Während der Zeit seiner Präsidentschaft wurde die slavonische Grenze 1702 geschaffen und dem Hofkriegsrathe zu Wien untergeordnet; ferner fand die Umwandlung der Infanterieregimenter in 4 Bataillone à 4 Musketiercompagnien und die Errichtung je einer 17. Compagnie als Grenadiercompagnie statt. M. resignirte 1702 als Inhaber seines Regiments. 1703 wurde der bei der Generalität und Armee wenig beliebte Hofkriegsraths-Präsident seiner Stellung enthoben und ihm gleichzeitig die Würde eines Oberst-Kämmerers verliehen. Unter Kaiser Joseph war er Geheimer Conferenzrath, nach dessen Tode Mitglied des geheimsten Rathes, welcher der Kaiserin Eleonora als Regentin assistiren sollte. Auch Karl VI. berief ihn zu wichtigen Berathungen, bis M. am 11. Juli 1715, nachdem er 53 Jahre mit unermüdlichem Eifer und unerschütterlicher Treue dreien Kaisern gedient hatte, sein Leben beschloß.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Feldzüge des Prinzen Eugen, hrsg. vom k. und k. Kriegs-Archiv. — Khevenhüller, Annales Ferdinandei.

Sommeregger.

Manteuffel: Edwin Freiherr von M., königlich preußischer Generalfeldmarschall und kaiserlich deutscher Statthalter der Reichslande Elsaß-Lothringen, ward am 24. Februar 1809 zu Dresden geboren. Sein Vater, damals Geheimer Referendarius im sächsischen Staatsministerium, dann Präsident der Regierung der Niederlausitz in Lübben, kam bei der Abtretung dieses Landestheiles im J. 1815 in den preußischen Staatsdienst und starb

1844 als Oberlandesgerichtspräsident der Provinz Sachsen zu Magdeburg; seine Mutter, eine geborene Gräfin zu Lynar, gab des Sohnes Denkungsart eine streng christliche, gläubige Richtung und nährte in ihm den Sinn für ritterliches, wahrhaft vornehmes Wesen. M. wurde meist von Hauslehrern, eine kurze Zeit auch im Gymnasium „Unserer lieben Frauen“ zu Magdeburg unterrichtet, trat aber schon am 1. Mai 1827 beim Gardedragonerregimente zu Berlin in den Heeresdienst und wurde am 15. Mai 1828 Officier (vgl. H. v. Rohr, Geschichte des 1. Gardedragonerregiments, Berlin 1880). Seinem Fortkommen in der gewählten Laufbahn standen mancherlei Hindernisse im Wege: Eine zarte Körperbeschaffenheit, Kurzsichtigkeit, beschränkte Vermögensverhältnisse und Mangel an Beziehungen zu den maßgebenden Kreisen. Aber seine starke Willenskraft überwand sie. Durch Privatstudien, zu denen ein reger Sinn für die Wissenschaften ihn hinzog, gut vorbereitet, besuchte er von 1833—1836 die Allgemeine Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie), wo Fleiß und Befähigung ihm die Anerkennung seiner Lehrer einbrachten. Nach der Rückkehr zur Truppe wurde er Regimentsadjutant und kam damit in eine von ihm vorzüglich ausgefüllte Stellung, die er am 14. Mai 1839 mit der als Adjutant beim Gouverneur von Berlin vertauschte. König Friedrich Wilhelm III. hatte ihn selbst für diese ausgesucht, er war auf den durch Charakter und Geist hervorragenden Officier aufmerksam geworden, gedachte ihn zum Adjutanten eines seiner Söhne zu machen, vorher aber seine Brauchbarkeit für diese Verwendung durch den Gouverneur General v. Müffling (s. A. D. B. XXII, 451) erproben zu lassen. M. war die Veränderung sehr unangenehm, weil er fürchtete, dadurch von seinem Lebensziele, sich zu einem tüchtigen praktischen Reiterofficier heranzubilden, abgelenkt zu werden. Aber der Wechsel gereichte ihm zum Heile. Denn Müffling, welcher zugleich Präsident des Staatsraths war, wurde sein Lehrer, der ihn nicht nur in militärischen Dingen unterrichtete, sondern ihn auch in Fragen der Gesetzgebung, der Staatsverwaltung und der Politik einführte. Am 18. October 1839 ging des Königs bei Manteuffel's Berufung zu seiner Stellung gehegte Absicht in Erfüllung, er wurde als Adjutant zur 2. Gardecavalleriebrigade commandirt, an deren Spitze des Königs jüngster Sohn, Prinz Albrecht, stand; ein Jahr später ernannte König Friedrich Wilhelm IV. ihn zum persönlichen Adjutanten dieses Prinzen.

Damit trat er freilich zunächst in ein Verhältniß, welches ihm wenig zusagte, aber zugleich in die Kreise, in denen er berufen war, später eine hervorragende Rolle zu spielen. Die freie Zeit, welche seine Stellung ihm verschaffte, benutzte er zu Studien an der Universität; damals trat er in ein näheres persönliches, demnächst auch durch Briefwechsel belebtes Verhältniß zu Leopold v. Ranke, welches bis zu Manteuffel's Tode gedauert hat. Auch seine Beförderung ging jetzt rascher von statten als zu Anfang seines Dienstlebens, 1842 wurde er Premierlieutenant und schon 1843 Rittmeister. Im nächsten Jahre verheirathete er sich mit einer Tochter des früheren Kriegsministers und Generaladjutanten v. Witzleben (s. A. D. B. XLIII, 675). Dem frischen politischen Leben, welches nach der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm IV. in ganz Preußen sich entfaltete, blieb M. nicht fern. Er betheiligte sich sogar an einem politischen Kränzchen. Als aber die Befürchtung in ihm aufstieg, daß die Meinungsverschiedenheiten einen Zusammenstoß zwischen Krone und Volk herbeiführen könnten, zog er sich zurück. Um diese Zeit wurde er zuerst in das Getriebe der Diplomatie und das Wirken ihrer Vertreter eingeweiht. Es geschah im J. 1847 während eines mehrmonatigen Aufenthaltes in St. Petersburg, wohin er den Prinzen Albrecht begleitet hatte. Hier trat er auch dem Kaiser Nicolaus I. näher, der Gefallen an ihm fand.

Eine Wendung in seinem Lebensgange führten die Märztage des Jahres 1848 herbei. Sein mannhaftes Auftreten im Berliner Schlosse, wo neben vielen Würdenträgern die Prinzen mit ihrem Gefolge versammelt waren, der Kleinmuth aber vorherrschte, und die Ergebenheit, die er damals dem König bewies, indem er sich in der Nacht vom 19./20. den getreuen Wächtern beigesellte, die sich bereit hielten, ihr Leben für das des Monarchen einzusetzen, bewogen diesen, das von M. vorgebrachte Gesuch, zum Regimente zurückkehren zu dürfen, abschläglich zu bescheiden und ihn zu seinem Flügeladjutanten zu ernennen. Sehr bald trat M. in ein nahes persönliches Verhältniß zum Könige, der, von seiner treuen Ergebenheit überzeugt, ihm volles Vertrauen schenkte. Damals gehörte M. zu den Felsen in des schwankenden Königs Umgebung, an deren Festigkeit die Brandungen der Revolution zerschellten, das Anstürmen der Umsturzpartei zu nichte wurde; er selbst meinte später, es sei derjenige Zeitabschnitt seines Lebens gewesen, in welchem er den größten Einfluß auf den Gang der Dinge in Preußen und dessen politische Entwicklung geübt habe. Bald benutzte der König ihn auch zu diplomatischen Sendungen. Zuerst im Spätsommer 1848 zum König Oscar von Schweden, als es sich um den Waffenstillstand von Malmö handelte. Das Geschick, welches M. bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt hatte, bewog zur Wiederholung solcher Aufträge. Der nächste führte ihn ein Jahr später nach Kiel, wo er der Statthalterschaft zu verkünden hatte, daß Preußen, von England und von Rußland gedrängt, die Sache Schleswig-Holsteins aufgäbe, die Elbherzogthümer sich selbst überlasse. Sechzehn Jahre darauf hatte er die Genugthuung, mitwirken zu dürfen bei der Tilgung der damals nicht eingelösten Schuld von 1848. Auch die Schmach von Olmütz konnte er nicht abwenden. Sendungen zum Zaren nach Warschau, zu Kaiser Franz Joseph nach Wien und zu König Ernst August von Hannover, die ihm zu diesem Zwecke aufgetragen waren, blieben erfolglos. Für M. persönlich hatten sie den Nutzen, daß sie ihn mit vielen einflußreichen Persönlichkeiten in Berührung brachten. Sein Einfluß auf die Politik wuchs, als sein Vetter Otto v. Manteuffel nach des Grafen Brandenburg Tode an die Spitze des Cabinetts getreten war (Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn v. Manteuffel, herausgegeben von H. v. Poschinger, Berlin 1901); auch in militärischen Dingen sprach er mit. Trotzdem sehnte er sich nach der Rückkehr in den Truppendienst, und auf sein dringendes Verlangen ernannte ihn der König am 1. October 1853 zum Commandeur des 5. Ulanenregiments in Düsseldorf. M. war inzwischen zum Oberstlieutenant aufgestiegen.

Aber nur eine kleine Weile konnte er sich hier dem Reiterdienste widmen, der ihm so sehr am Herzen lag. Schon im März 1854 rief ihn der König nach Berlin zurück. Die drohende Betheiligung der Westmächte an dem zwischen Rußland und der Pforte ausgebrochenen Kriege war die Veranlassung. Friedrich Wilhelm IV. wollte dieser Betheiligung durch das Zusammengehen der anderen Mächte vorbeugen. Um Oesterreich für den Gedanken zu gewinnen, wurde M. nach Wien entsandt. Aber er konnte seinen Auftrag nicht erfüllen, weil schon am 28. März Frankreich und England an Rußland den Krieg erklärten. Wenige Wochen später führte ihn sein Weg wiederum nach Wien. Er hatte Glückwünsche zu der am 24. April vollzogenen Vermählung des Kaisers zu überbringen, zugleich aber zu erklären, daß Preußen nicht beabsichtige, Oesterreich zu Liebe seine guten Beziehungen zu Rußland zu opfern. Die Art und Weise, in welcher M. sich des heiklen Auftrages entledigt hatte, veranlaßte Franz Joseph, ihm sein lebensgroßes in Oel gemaltes Bild zu schenken. Eine ähnliche Aufgabe hatte er im Juni zu erfüllen, als er nach Petersburg die

Mahnung überbrachte, die Donaufürstenthümer zu räumen, damit nicht Preußen genöthigt werde, auf Grund einer gegen Oesterreich übernommenen Verpflichtung diesem zur Erreichung jener Forderung militärischen Beistand zu leisten. Die Sendung führte zum Ziele. Manteuffel's soldatische Offenheit, seine freimüthige Beredtsamkeit und staatsmännische Einsicht überzeugten den Zaren und bewogen ihn, seine Truppen aus der Walachei und der Moldau zurück zu ziehen. Im October kehrte M. nach Düsseldorf zurück, aber schon im December ging er wieder nach Wien, wo er bis zum März 1855 mit dem Auftrage blieb, Oesterreich von der Theilnahme am Kriege abzuhalten, der es auch schließlich entsagte. Erfolglos blieb dagegen eine Sendung in der Neuenburger Angelegenheit im J. 1856. Düsseldorf und sein Regiment hat er also wenig gesehen. Am 18. December 1856 wurde er, seit 1854 Oberst, zum Commandeur der 3. Cavalleriebrigade in Stettin ernannt.

Aber als er kaum dort angekommen war, berief ihn am 12. Februar 1857 des Königs Vertrauen in die ebenso schwierige und verantwortungsvolle wie einflußreiche Stellung als Chef der Abtheilung für persönliche Angelegenheiten im Kriegsministerium, des Militärcabinetts. Bevor er sie antrat, verkaufte er die Brillanten der Dosen, welche diplomatische Sendungen ihm eingebracht hatten, um Schulden zu bezahlen, die er, da er kein Vermögen besaß, im Laufe seines kostspieligen Dienstlebens und bei geringer haushälterischer Veranlagung gemacht hatte und die der König zu tilgen beabsichtigte. Dann machte er sich an das Werk, welches er auszuführen gedachte, an die Verjüngung des Officiercorps der Armee, ein für ihre Schlagfertigkeit unentbehrliches Werk. Er ging dabei mit Gerechtigkeit und Unparteilichkeit vor, ohne Rücksicht auf die Personen und ihren Anhang. Es konnte daher nicht fehlen, daß er viele Kreise verletzte, sich zahlreiche Gegner und Widersacher schuf. Aber er erreichte, was er sich vorgenommen hatte, um so mehr, als des bald nachher erkrankten Königs Nachfolger, der Prinzregent und spätere König Wilhelm I. ihm, nach anfänglichem Widerstreben, das gleiche Vertrauen entgegenbrachte wie jener und ein größeres Verständniß für die Wichtigkeit des Werkes besaß, als dem Vorgänger innegewohnt hatte. Im J. 1858 ernannte er M. zum Generalmajor, nach seinem Regierungsantritte, am 7. Januar 1861, zum Generaladjutanten, am Krönungstage, dem 18. October 1861, zum Generallieutenant. Dagegen zogen M. seine bekannte conservative und kirchliche Gesinnung, sowie der große Einfluß, den er ausübte, den Haß der Fortschritspartei zu und der Berliner Stadtgerichtsrath Twesten (s. A. D. B. XXXIX, 341) gab ihren Anschauungen in einer Schrift „Was uns noch retten kann" Ausdruck, deren Spitze sich gegen M. richtete, „einen unheilvollen Mann in einer unheilvollen Stellung". Die Folge davon war ein am 27. Mai 1861 vollzogener Zweikampf, welcher Twesten einen Schuß in die Hand und einen Sitz im Abgeordnetenhause, seinem Gegner eine dreimonatige Festungsstrafe einbrachte, deren Rest diesem jedoch nach vierzehn Tagen erlassen wurde. Sein Zusammenwirken mit dem Kriegsminister Roon war nicht immer einhellig und ungetrübt. Bei dem Verhältnisse, welches zwischen den von Beiden bekleideten Aemtern bestand, konnte es kaum anders sein. M. war Chef einer Abtheilung in dem von Roon bewalteten Ministerium, also eigentlich sein Untergebener, beanspruchte aber eine ganz unabhängige Stellung, hatte sie thatsächlich inne und die Fragen ihrer Dienstbefugnisse standen in unausgesetzter Berührung. Da aber beide Männer auf ein gemeinsames großes Ziel hinarbeiteten, so richteten die vorkommenden Reibungen einen wesentlichen Schaden nicht an.

Der Krieg gegen Dänemark brachte neue diplomatische Arbeit für den General v. M. Er wurde an die Höfe von Dresden und Hannover entsandt,

um die zwischen den in Holstein stehenden sächsisch-hannoverschen Truppen und denen der beiden Großmächte bestehenden Zerwürfnisse auszugleichen, nach Wien, um die Zustimmung zum Einmarsche in Jütland, zu dem von Preußen gewollten Verhalten den Mittelstaaten gegenüber und zu dessen Absichten hinsichtlich Regelung der Besitzfrage gegenüber den augustenburgischen Ansprüchen zu vermitteln. Ueberall hatte er Erfolg. Sein Wunsch, einem Gefechte beizuwohnen, „um seine Nerven zu erproben“, war kurz vorher in Erfüllung gegangen. Am 2. Februar 1864 erhielt er bei Missunde die Feuertaufe. Gleich darauf erwarb er sich das Verdienst, den Oberbefehlshaber Wrangel umzustimmen, der bis dahin seine Einwilligung zum Uebergange über die untere Schlei verweigert hatte. Dann kehrte er auf seinen Posten nach Berlin zurück, von wo aus er die erwähnten Reisen antrat.

Der Ausgang des Krieges führte zu einer neuen Aenderung in Manteuffel's Lebenswege. Am 29. Juni 1865 übertrug ihm der König den Oberbefehl der in den Elbherzogthümeru befindlichen Truppen und am 22. August dieses Jahres, nachdem am 18. der Gasteiner Vertrag die Besitzfrage zwischen Oesterreich und Preußen geregelt hatte, ernannte er ihn zum Gouverneur des Herzogthums Schleswig unter Belassung in jenem Verhältnisse als Oberbefehlshaber der Truppen und der bei Kiel stationirten Marine; der Stellung im Militärcabinett ward er enthoben, behielt aber seine bisherige Jahreszulage von 800 Thalern (vgl. Politische Generale am preußischen Hofe seit 1848, Berlin 1897). Am 29. August traf M., der bis dahin beim Könige geblieben war, in Schleswig ein. Bismarck, dessen Eintritt in das Cabinett M. gefördert und mit Freuden begrüßt hatte, stand zu ihm in einem gewissen Gegensatze, da M. mit den regierungsfeindlichen Parteien endgültig zu brechen wünschte, er selbst sie zu gewinnen hoffte; er benutzte jetzt die Gelegenheit, den Mann, in dem er einen Nebenbuhler erblicken mußte, in ehrenvoller Weise aus der Nähe des Königs zu entfernen. In seinem neuen Wirkungskreise sah man der Ankunft des Gouverneurs mit ängstlicher Spannung entgegen. Das Mißtrauen, welches daheim die Fortschrittspartei ihm entgegentrug, ward in Schleswig von den weitesten Kreisen getheilt. Man machte sich auf eine Paschawirthschaft gefaßt und glaubte nicht, daß diese auf die Gefühle und die Interessen des Landes irgend welche Rücksicht nehmen würde. Aber des Gouverneurs Auftreten und die persönliche Bekanntschaft mit ihm brachten alsbald einen Umschwung der öffentlichen Meinung zuwege. In der ersten der Ansprachen, mit denen er die Beamten begrüßte, sprach er aus, daß er bei allen von ihm zu treffenden Maßnahmen sich nur von der Rücksicht auf das Wohl des Landes leiten lassen werde, und dieses Versprechen betonte er in allen den Reden, zu denen seine Reisen in die verschiedenen Städte ihm Veranlassung gaben. Aus dieser Zeit stammt das Wort vom „siebenfüßigen Manteuffel“. Des Redens in der Oeffentlichkeit zunächst noch ungewohnt, bald aber ein Meister darin, hatte er, unter Bezugnahme auf die Gerüchte von Rückgabe nördlicher Landestheile an Dänemark, gesagt, „jede sieben Fuß Erde werde ich, bevor sie abgetreten werden, mit meinem Leibe decken“. Mit dem österreichischen Feldmarschalllieutenant v. Gablenz, dem Statthalter in Holstein, unterhielt er das beste Einvernehmen und einen freundschaftlichen Verkehr. Der Erwerb beider Herzogthümer für Preußen aber blieb sein stetes Ziel und die Erreichung schien ihm sicher. Daher sprach er sich am 28. Februar 1866 in einer Ministerberathung, zu welcher König Wilhelm, der selbst den Vorsitz führte, ihn nach Berlin entboten hatte, mit Entschiedenheit für den Krieg mit Oesterreich aus, falls dieses solchem Vorhaben sich nicht fügen würde.

Und dieser blieb nicht lange aus. Am 5. Juni berief Oesterreich einseitig

die Holsteinischen Stände zum 11. d. M. nach Itzehoe ein. Darin erblickte Preußen eine Verletzung des in Gastein getroffenen Uebereinkommens. Die Würfel waren gefallen. Am 6. theilte M. Gablenz mit, daß er von neuem Holstein mitbesetzen werde. Darauf verließ Letzterer mit seinen schwachen Kräften das Land, M. überschritt am 7. die Eider, traf am 10. in Itzehoe ein, um den Zusammentritt der Stände zu verhindern und stand am 12. in Altona, bereit die Elbe zu überschreiten. Als am 14. der Ausbruch der Feindseligkeiten unvermeidlich geworden war, ließ er am 15. die Vorhut seines etwa 15 000 Mann starken Corps nach Harburg auf hannoversches Gebiet rücken. Seine Truppen setzten sich von hier in zwei Colonnen auf Celle in Bewegung, er selbst traf schon am 18. Abends, auf der Eisenbahn ihnen voraneilend, in der Landeshauptstadt ein. Hier fand er den von Minden gekommenen mit dem Oberbefehle der gegen die Hannoveraner aufgebotenen Streitkräfte betrauten General Vogel v. Falckenstein (s. A. D. B. XL, 129) mit einer wenig größeren Streitmacht vor. Die Geister platzten sofort heftig aufeinander. M. hielt sich für den selbständigen Befehlshaber seines Corps, mußte sich aber überzeugen, daß er Falckenstein's Untergebener sei (vgl. v. Jena, General v. Goeben im Feldzuge 1866, Berlin 1904). Er gehorchte schweigend und wurde der persönlichen Berührungen mit jenem bald dadurch überhoben, daß Falckenstein am 20. seinen am 19. nach dem Süden aufgebrochenen Truppen folgte. M. setzte sich am 21. nach derselben Richtung in Bewegung. Am 25. erhielt er in Göttingen aus Berlin den Befehl, sofort 5 Bataillone und 1 Batterie mittels der Eisenbahn über Magdeburg nach Gotha zu entsenden. Es war das Detachement des General v. Flies, welches am 27. den Kern der bei Langensalza kämpfenden Truppen bildete. Als M. mit dem Reste seines Corps den Hannoveranern, denen er geradeswegs gefolgt war, gegenüber anlangte, war die Entscheidung gefallen, die Capitulation zu Stande gekommen. Da erhielt er den von Berlin in Unkenntniß der Sachlage ihm ertheilten Auftrag, unter bestimmten Bedingungen eine Capitulation abzuschließen. Es war ein Auftrag, für dessen Erfüllung der ritterliche, feinfühlende M. wol eine geeignetere Persönlichkeit sein mochte als Falckenstein, aber für diesen, den Vorgesetzten, war es ein empfindlicher Schlag, ein Zeichen der Ungnade an maßgebender Stelle. M. unterzog sich der Aufgabe in höchst gewandter Weise. Er ließ die Capitulation bestehen, erläuterte sie aber, den ihm gewordenen Weisungen entsprechend, durch Zusätze, welche den Hannoveranern weit günstigere Bedingungen gewährten als Falckenstein ihnen zugestanden hatte. Auch in Nebendingen zeigte er Takt und vornehme Denkungsart. Das Verhältniß der beiden Generale wurde dadurch natürlich noch schlechter, als es gewesen war.

Dann begann der Mainfeldzug. Hier griff M. am 10. Juli durch ein Gefecht bei Friedrichshall, Hausen und Waldaschach erfolgreich in die Kämpfe an der fränkischen Saale ein. In Aschaffenburg erhielt er am 19. die Mittheilung, daß er an Stelle des abberufenen Falckenstein zum Oberbefehlshaber der Mainarmee ernannt worden sei. Die vielverbreitete und lange für richtig gehaltene Annahme, daß Manteuffel's Ränke den König zu dieser auffallenden Maßregel veranlaßt hätten, ist glaubwürdig widerlegt (vergl. v. Lettow-Vorbeck, Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland, 3. Bd., S. 258, Berlin 1902). Am 20. traf er in Frankfurt ein, wo das Hauptquartier sich befand, und schon am 21. brach er mit der ihm unterstellten 49 500 Mann starken Mainarmee durch den Odenwald auf, um bei den in baldiger Aussicht stehenden Friedensverhandlungen ein möglichst starkes militärisches Uebergewicht und erkämpfte materielle Vortheile in die Waagschale werfen zu können. Und sein Beginnen war von großem Erfolge begleitet.

Ueberall wo gefochten wurde, blieben seine Unterführer Sieger, und am 28. krönte die Uebergabe von Würzburg an M. das Werk. Der Krieg war damit auch auf diesem Schauplatze beendet. Die Verleihung des Ordens pour le mérite gab der Anerkennung seiner Leistungen Ausdruck; ihn, wie Falckenstein und Herwarth geschah, unter die Dotationsempfänger aufzunehmen, verhinderte die Stimme des Parlaments.

Des siegreichen Feldherrn wartete aber bereits eine neue Aufgabe. Es galt den Zaren für die beabsichtigte Umgestaltung der politischen Verhältnisse in Deutschland günstig zu stimmen, ihn namentlich über die bevorstehenden Annexionen zu verständigen, die M. selbst gern abgewendet hätte, deren Nothwendigkeit er jedoch anerkannte. Napoleon's III. Haltung steigerte die Bedeutung dieser Aufgabe. Sie wurde M. übertragen, der sie mit großem Geschicke und vollständigem Erfolge ausführte. Nachdem er auf die Einladung Alexander's III. noch den Manövern der russischen Garde beigewohnt hatte, kehrte er nach Berlin zurück, machte im September an der Spitze der Vertreter der Mainarmee den Einzug in die Hauptstadt mit, wurde zum Chef des seit dem 27. Januar 1889 für immerwährende Zeiten den Namen „Freiherr v. Manteuffel" führenden Rheinischen Dragonerregiments Nr. 5 ernannt — aber vergeblich erwartete er, daß ihm die Stelle als Gouverneur des Herzogthums Schleswig wieder übertragen werden würde. Sie verblieb dem Oberpräsidenten v. Scheel-Plessen, auf den die Geschäfte von M. übergegangen waren, und dieser mußte sich mit der Stellung eines commandirenden Generals des IX. Armeecorps begnügen, wozu er am 1. November ernannt wurde. Scheel-Plessen, der früher sein Untergebener gewesen war, ging ihm nun voran. Ein solcher Wechsel konnte natürlich den ehrgeizigen M. nicht befriedigen. Als einfacher General da zu wirken, wo er die gesammte militärische und bürgerliche Gewalt in seiner Hand vereinigt, fast eine fürstliche Rolle gespielt hatte, schien ihm unerträglich. Er bat um Enthebung von seinem Amte und wurde, in Erfüllung des Wunsches, am 19. Januar 1867 auf ein Jahr beurlaubt. Im J. 1862 hatte der König ihm eine Domherrenstelle des Stiftes Merseburg verliehen, mit welcher die Benutzung einer damals von ihm für jährlich 300 Thaler verrichteten Curie verbunden war. Dort nahm er nun vorerst seinen ständigen Wohnsitz. Aber am 8. August 1868 wurde er in die Armee zurückgerufen. Der commandirende General des I. Armeecorps in Königsberg, Vogel v. Falckenstein, sein alter Antipode, trat in den Ruhestand und M. an dessen Platz. Hier fand ihn der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich.

M. nahm an diesem zunächst mit seinem Armeecorps im Verbande der I. Armee unter General v. Steinmetz theil (A. v. Schell, Die Operationen der I. Armee unter General v. Steinmetz. Berlin 1872). In der Schlacht von Colombey-Nouilly am 14. August 1870 kam er zum ersten Male ins Gefecht (Cardinal v. Widdern, Kritische Tage. I. Band. Berlin 1897). Sein Armeecorps sehnte sich danach. Mit geringer Befriedigung sah es auf die Rolle hin, die es unter General v. Bonin (s. A. D. B. III, 128) im J. 1866 gespielt hatte, es wünschte die Scharte von Trautenau auszuwetzen. M. hätte ihm an jenem Tage gern schon früher die Gelegenheit geboten, Steinmetz' strenges Verbot hinderte ihn daran. Als aber der Lärm der Schlacht immer mehr drängte, ging er auf eigene Verantwortung vor; sein Angriff auf des Feindes linken Flügel trug wesentlich zum glücklichen Ausgange des Kampfes bei. An den beiden anderen Schlachten vor Metz war M. nicht betheiligt, sein Armeecorps war auf dem rechten Moselufer geblieben. Hier wurde ihm auch während der nun folgenden Einschließung der Festung in

ihrem Osten sein Platz angewiesen und gegen ihn und die ihm zunächst stehende Landwehrdivision Kummer richtete sich hauptsächlich der einzige ernstliche Durchbruchsversuch, welchen Marschall Bazaine unternahm. Er führte zu der am 31. August und am 1. September ausgefochtenen Schlacht von Noisseville und endete mit einem Mißerfolge des Angreifers.

Seine Ostpreußen hatten sich glänzend bewährt. Bald nachher brach er bei einem Sturze mit dem Pferde einen Fuß; aber mit einem Gipsverbande that er seinen Dienst weiter und vom Wagen aus leitete er am 7. October ein anderes Ausfallgefecht. Als die Moselfeste am 27. October gefallen war, wartete Manteuffel's eine größere Aufgabe. An demselben Tage wurde er an die Spitze der jetzt aus dem I. und VIII. Armeecorps und der 3. Cavalleriedivision bestehenden I. Armee gestellt, welche bestimmt war, die Einschließung von Paris gegen Norden und Nordwesten zu sichern und den dort neuformirten Truppen der Republik entgegen zu treten (Graf Wartensleben, Die Operationen der I. Armee unter General v. Manteuffel. Berlin 1872). Am 7. November brach er von der Mosel auf, am 27. kam es bei Amiens zum ersten bedeuteneren Zusammenstoße, durch welchen der Feind unter General Farre zurückgeworfen wurde und Amiens in die Hand des Siegers fiel. M. überließ die fliehende Armee ihrem Schicksale und wandte sich nach Rouen, wo er am 6. December eintraf. Hier blieb er bis zum 17., dann kehrte er, da von Norden, wo General Faidherbe eine ansehnliche Macht gesammelt hatte, Gefahr drohte, nach Amiens zurück, wo er am 20. anlangte. In der That war Faidherbe auf dem Vormarsche gegen die Stadt begriffen. Am 22. stand dieser 10 km nördlich von da in einer starken Stellung an der Hallue, am 23. wurde er nach hartem Kampfe aus einem Theile derselben hinaus geworfen, auch am 24. wurde noch gekämpft, dann zog der Feind auf Arras ab. An den nächstfolgenden Siegen, die General v. Goeben am 2. Januar 1871 bei Sapignies und am 3. bei Bapaume erfocht, war M. unmittelbar nicht betheiligt. Das Unterlassen einer kräftigen Verfolgung nach den von ihm geschlagenen Schlachten wird seiner Heerführung zum Vorwurfe gemacht.

M. verließ jetzt die I. Armee und den Kriegsschauplatz im Norden. Die Bedrohung der deutschen rückwärtigen Verbindungslinien durch die um Besançon unter Bourbaki sich sammelnden feindlichen Streitkräfte veranlaßte die Aufstellung einer zu ihrer Bekämpfung zu bildenden Südarmee. Das Commando wurde seiner Führung anvertraut (Graf Wartensleben, Die Operationen der Südarmee. Berlin 1872), das der I. Armee ging auf General v. Goeben über. Am 7. Januar erhielt M. den Befehl, welcher ihm das neue Amt übertrug; am 10. meldete er sich in Versailles beim Könige, am 13. war er in Châtillon sur Seine, von wo er am 14. mit dem II. und VII. Corps gegen Vesoul aufbrach, um Bourbaki je nach den Umständen in Flanke oder Rücken zu fallen, während das dritte der zur Südarmee gehörenden Corps, das XIV. unter Werder, die Belagerung von Belfort deckte. Als M. die schneebedeckte Côte d'or hinter sich hatte, erfuhr er, daß die Schlacht an der Lisaine die Gefahr einer Störung jener Belagerung abgewendet hatte und daß Bourbaki's Armee sich zwischen dem Doubs und der Schweizer Grenze auf Besançon zurückzöge. Stets große Ziele verfolgend, beschloß er auf nebensächliche Erfolge zu verzichten, dem geschlagenen Feinde den Weg nach Süden zu verlegen, ihn entweder an oder über die Schweizer Grenze zu drängen. Er verfügte dazu über fast 80 000 Mann, 7000 Pferde, 290 Geschütze. Der Gegner war freilich der Zahl nach stärker, aber die neuformirten französischen Truppen waren an und für sich minderwerthig und entmuthigt durch den bisherigen Verlauf des Krieges. M. durfte daher mit großer Kühnheit vorgehen. Bald wurde der

Kreis enger, mit welchem seine siegreich vorgehenden Truppen ihren Gegner einengten, und am 24. entschloß sich Bourbaki zum Marsche auf Pontarlier an die Landesgrenze. Vergebens suchte General Clinchant, der nach Bourbaki's Selbstmordversuche den Oberbefehl übernommen hatte und auf dem Wege dahin begriffen war, durch Berufung auf den inzwischen in Versailles abgeschlossenen Waffenstillstand seinen Gegner zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen, das Uebereinkommen hatte für den Kriegsschauplatz im Südosten keine Gültigkeit, der am 1. Februar vollzogene Uebertritt auf Schweizerboden, wo die Niederlegung der Waffen erfolgte, war der einzig übrig gebliebene Ausweg, wenn nicht Capitulation im freien Felde oder ein Verzweiflungskampf vorgezogen wurde. Damit war der Krieg bis auf den Kampf um Belfort, an dem M. sich nicht betheiligte, zu Ende. Am 10. verlegte er sein Hauptquartier nach Dijon. Hier erhielt er für die Vernichtung der Armee Bourbaki's das Großkreuz des Ordens vom Eisernen Kreuze.

Nach Abschluß des Präliminarfriedens übernahm er an Stelle des in die Heimath zurückgekehrten Prinz Friedrich Karl das Commando der II. Armee, wohnte am 16. Juni dem Einzuge der siegreichen Truppen in Berlin bei, wo ihm der Orden vom Schwarzen Adler verliehen wurde, und ward am 20. d. M. zum Oberbefehlshaber der auf Grund des am 10. März zu Frankfurt a. M. abgeschlossenen Friedens in Frankreich verbleibenden Occupationsarmee ernannt. Den Obliegenheiten dieser schwierigen Stellung hat er nach jeder Richtung in vollem Maaße genügt. Er verstand nicht nur, ohne sich und dem von ihm vertretenen Deutschen Reiche etwas zu vergeben, ein gutes Einvernehmen mit der französischen Regierung und ihren Behörden zu schaffen und zu erhalten, mit der Bevölkerung auf gutem Fuße zu leben, sondern er sorgte auch in wahrhaft väterlicher Weise um das Wohl und das Behagen der ihm unterstellten Truppen, für deren Ausbildung er daneben unausgesetzt thätig blieb. Mit Thiers, dem Präsidenten der Republik, stand er auf gutem Fuße, seine Beziehungen zur französischen Regierung vermittelte der ihm beigegebene Graf Saint-Vallier, der nachmalige Gesandte in Berlin (Doniol: M. Thiers, le comte de Saint-Vallier et le général de Manteuffel 1871 — 1873. Paris 1899); den Umtrieben der inneren Politik des Landes blieb er fern. Am 14. September 1871 verlegte er das Hauptquartier von Compiegne, wo er zuerst seinen Sitz gehabt hatte, als mehrere Provinzen von den deutschen Truppen geräumt wurden, nach Nancy, wo er mit seiner Familie im Schlosse des Königs Stanislaus von Polen Wohnung nahm und ein fürstliches Haus machte. Am 16. September 1873 verließ er mit den letzten deutschen Soldaten den Boden Frankreichs, am folgenden Tage wohnte er bei Metz der Taufe des Forts Saint Julien bei, welches auf kaiserlichen Befehl vom 1. d. M. den Namen Fort Manteuffel erhielt. Unter den Kanonen dieser Feste hatte M. den Sieg von Noisseville erfochten. Am 19. d. M. folgte eine weitere Auszeichnung, die Ernennung zum Generalfeldmarschall und bei der Feier des Georgsfestes im J. 1873 verlieh ihm Kaiser Alexander, der ihn dazu nach Petersburg entboten hatte, die höchste russische Auszeichnung, den Sanct Andreasorden.

Er war nun ohne dienstliche Verwendung. Es folgte für ihn eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe und Unthätigkeit, die theilweise ausgefüllt wurde durch die Beschäftigung mit einem Grundbesitze, den zu erwerben er durch eine aus der französischen Kriegsentschädigung ihm zugewiesene Dotation von 300 000 Thalern in den Stand gesetzt wurde. Es war das Gut Topper in der Neumark, 54 km östlich von Frankfurt a. O. an der nach Posen führenden Eisenbahn gelegen. Aber der Kauf gereichte ihm nicht zum Segen. Die Miß-

wirthschaft der Vorbesitzer, die eigene Unkenntniß von Landwirthschaft und Geschäften, ein kostspieliger Bau und Manteuffel's schon früher erwähnte geringe haushälterische Veranlagung machten den Erwerb alsbald zu einem Gegenstande beständiger Sorge und zu einer Quelle von Geldverlegenheiten. Jetzt ist Topper, welches demnächst, als Majorat mit des Stifters Namen verbunden, sein Andenken bei den Nachkommen erhalten sollte, längst nicht mehr im Besitze der Familie. M. pflegte hier den Sommer zuzubringen, den Winter verlebte er in Berlin, bis ihn, als ein Gesetz vom 4. Juli 1879 den Reichslanden Elsaß-Lothringen eine Selbständigkeit verliehen, für sie die Stellung eines Statthalters und ein eigenes Ministerium geschaffen hatte, das Vertrauen des Kaisers und wol auch der Wunsch Bismarck's M., den die Zeitungen und die öffentliche Meinung ihm verschiedentlich zum Nachfolger gegeben hatten, wie im J. 1865 auf gute Art aus Berlin zu entfernen, ihn auf den Statthalterposten beriefen. Daneben wurde er zum commandirenden General des in den Reichslanden stehenden XV. Armeecorps ernannt, vereinigte also dort die höchste politische und militärische Gewalt in seiner Hand. Bevor er den Posten antrat, hatte er noch in Warschau, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, den Kaiser Alexander über des Deutschen Reiches Stellung zu Oesterreich aufzuklären.

Am 1. October 1879 traf er in Straßburg, seinem künftigen Wohnsitze, ein. Zum dritten Male war ihm eine Stellung beschieden, deren äußerer Glanz über den hinausging, von welchem ein Nichtfürst in der Regel umgeben ist. Manteuffel's Gemahlin war freilich bald nach seiner Uebersiedlung gestorben, das Hauswesen stand hinfort unter der Leitung seiner unverheiratheten Tochter Isabelle, aber die äußere Form und die Lebenshaltung litten darunter nicht. Manteuffel's politische Wirksamkeit hat jedoch die Hoffnungen, welche diesseits des Rheins an die Ernennung geknüpft wurden, nicht erfüllt. Er hat das Deutschthum in den Reichslanden nicht gefördert. Die Nachsicht, welche er dem Widerstreben der einheimischen Behörden wie der Geistlichkeit, sich in die Ordnung der Dinge zu fügen, entgegensetzte, verstärkte die Protestpartei und ließ sie das Haupt höher erheben; sein Trachten nach Volksgunst verfehlte den Zweck (vgl. Bertouch, Die deutschen Reichslande unter den Hohenzollern im ersten Vierteljahrhundert des Deutschen Reiches, Basel 1890; Alberta v. Puttkamer, Die Aera Manteuffel, Stuttgart 1904). Manteuffel's Gesundheit, welche nie stark gewesen war, bereitete ihm mit zunehmendem Alter immer größere Schwierigkeiten, die zu überwinden er seine ganze Willenskraft aufbieten mußte. Im J. 1885 gedachte er sich in Karlsbad zu erholen. Aber nach kurzer Krankheit ist er dort am 17. Juni gestorben, am 21. fand auf dem Friedhofe des Dorfes Topper die Beisetzung statt.

Die Schilderung von Manteuffel's Lebenslauf läßt seinen Charakter und seine Denkungsweise erkennen. Sie zeigt ihn als einen überzeugungstreuen, ritterlichen Mann von conservativer, strenggläubiger Gesinnung, ehrgeizig und nicht ohne Eitelkeit, mit viel natürlichem Verstande, großem diplomatischem Geschick und gewinnenden Formen, einer nicht gewöhnlichen Bildung, die er sich meist durch Selbststudium angeeignet hatte, von bedeutender Rednergabe, als einen unbedingten Anhänger des preußischen Königthums und eifrigen, strebsamen Soldaten. Wieviel von den kriegerischen Erfolgen seiner Heeresleitung auf Manteuffel's Rechnung zu setzen ist und wie viel er seinen Rathgebern zu danken hatte, ist nicht zu entscheiden; jedenfalls hat er sie gut gewählt und die für richtig erkannten Entschließungen ohne zu schwanken durchgeführt; der Muth, Verantwortung auf sich zu nehmen, fehlte ihm nicht.

Seine äußere Erscheinung war vornehm, er war schlank gewachsen und

etwas mehr als mittelgroß, sein Gesichtsausdruck war ernst und sinnend, sein Auge klar und wohlwollend, der Haarwuchs dicht, über einer hohen Stirn.

Das Leben des Feldmarschall Freiherrn v. Manteuffel, Berlin 1874 (von Hauptmann v. Collas, einem ihm damals zugetheilten Generalstabsofficier). — Desgl. von Karl Heinrich Keck (einem Gymnasialdirector, der ihm seit der Schleswiger Zeit nahe stand), Bielefeld und Leipzig 1890.

B. v. Poten.

Manz: Georg Joseph M., hervorragender und insbesondere um die katholische Litteratur hochverdienter Buchhändler zu Regensburg. M. gehört noch der alten Schule der Buchhändler an, die, als Idealisten unter ihren Genossen, den Buchhandel als Culturträger betrachten und ihm die weitesten Ziele stecken. Er wurde am 1. Februar 1808 zu Würzburg geboren, zu einer Zeit, wo Napoleon noch in Deutschland herrschte und durch seine Kriegsgelüste die ganze Welt beunruhigte. In dieser drangsalsvollen Zeit hat M., noch im frühesten Kindesalter stehend, die ersten Eindrücke erhalten. Sein Vater betrieb in Würzburg ein kaufmännisches Geschäft und ließ dem Sohne eine tüchtige Schulbildung zu Theil werden. Derselbe bekundete schon als Knabe Liebe und Neigung zu Büchern und Litteratur, und nach Abgang von der Schule wandte er sich dem Buchhandel zu, trotzdem ihn der Vater ursprünglich als Nachfolger für sein eigenes Geschäft in Aussicht genommen hatte. Auch die wohlmeinenden Warnungen des dortigen Buchhändlers Stahel, der dringend davon abrieth, vermochten den Entschluß des jungen Mannes, Buchhändler zu werden, nicht zu ändern. M. trat am 1. Januar 1824 als Lehrling bei J. J. Lechner in Nürnberg in die Lehre. Indeß verblieb er nur kurze Zeit hier, da er sich in dieser Handlung keine besondere Ausbildung versprach, und trat dafür bei dem zu damaliger Zeit geschätzten Buchhändler Jacob Bauer, Inhaber der Firma Bauer & Raspe ein, bei welchem er seine Lehrzeit beendete und in allen Zweigen des Buchhandels eine gründliche Schule durchmachte. Hierauf war er längere Zeit als Gehülfe bei Tob. Dannheimer (Kempten), Wolff (Augsburg) und Krüll (Landshut) thätig und bereits 1835 machte er sich darauf durch Ankauf der zuletzt genannten, Sortiment und Verlag umfassenden Firma Krüll in Landshut, selbständig. Aber nur wenige Jahre währte sein Aufenthalt in dieser Stadt. Im J. 1838 siedelte M. nach Regensburg über, unter Mitnahme des ganzen Krüll'schen Verlags, und erwarb daselbst die Montag & Weiß'sche Buchhandlung. Dieses Geschäft hatte unter den vorhergehenden Besitzern einen ziemlichen Rückgang erfahren. Mit jugendlich frischer Kraft widmete sich nun M. dem Geschäfte, verschaffte ihm schnell von neuem Ruf und Vertrauen, so daß es bald zu den angesehensten Buchhandlungen in Regensburg zählte. Neben seinem Sortiment und Antiquariat pflegte M. auch den Verlag und stellte denselben sehr bald anderen großen Verlagshäusern ebenbürtig zur Seite. Außer den eigenen Verlagsunternehmungen erweiterte M. sein Geschäft in den Jahren 1843—45 noch durch Ankäufe, darunter des Bestandes der Firmen C. Etlinger (Würzburg), C. Kläber (Augsburg), A. Attenkofer (Ingolstadt). Weiter erwarb er 1850 den Verlag von J. Giel in München, 1874 den von Fr. Hurter in Schaffhausen, 1875 K. Kollmann's Verlag in Augsburg, und endlich, 1877, den von C. Sartorius in Wien. Dazu hatte der vielbeschäftigte Mann auch noch im J. 1866 das Sortiments- und Verlagsgeschäft seines Bruders Friedrich Manz in Wien übernommen. Er überließ dasselbe später, am 1. Juli 1870, seinem Sohn Hermann, und auch die Sortiments- und Antiquariatsabtheilung seines Geschäfts trat er im J. 1855 an seinen Schwiegersohn A. Coppenrath ab, um sich hinfort dem Verlage ausschließlich zu widmen. Der stete Ausbau

seiner Handlung galt ihm immer als erste Sorge. Im J. 1856 erwarb er zu diesem Zweck die Druckerei von J. Rußmann in Regensburg, mit welcher er 1862 eine Kupferdruckerei verband. Alle diese Geschäftsabtheilungen dehnten sich planmäßig weiter aus, so daß sie zusammen ein achtunggebietendes Welthaus repräsentirten, an dessen Ausbau der nimmerruhende Geschäftsmann mehr als 50 Jahre gearbeitet hat. Seine stattlichen Errungenschaften hatten den trefflichen Mann nicht zu ändern vermocht, er blieb immer der anspruchslose, bescheidene College von ehedem.

Erfolgreich im Geschäft, genoß M. auch in seiner Familie das reinste Glück, und auch außerhalb seiner Berufsthätigkeit erfreute er sich eines seltenen Ansehens. Durch das Vertrauen seiner Mitbürger wiederholt zu den mannichfachsten Ehrenämtern erhoben, war er im ganzen Buchhandel eine allbekannte und werthgeschätzte Persönlichkeit; wer jemals Gelegenheit hatte, den Greis mit seinem silberweißen Haar auf der Leipziger Ostermesse zu schauen, die er seit 1833 besuchte, wird ihn immer im Gedächtniß behalten. M. erhielt viele Auszeichnungen. So wurde ihm vom Papst Gregor XVI. die silberne Verdienstmedaille verliehen, von Pius IX. der Ritterorden vom heiligen Gregorius und Sylvester, ferner der spanische Orden Karl's III., der bairische Verdienstorden vom heiligen Michael II. Classe, die große goldene Medaille des Kaisers Franz Josef mit dem Wahlspruche „Viribus Unitis“, die Medaille der Industrie- und Gewerbeausstellung in München, der Weltausstellung in Wien, der Weltausstellung in Paris und der Ausstellung für religiöse Kunst in Rom. Seit dem 1. Juli 1885 ist die Manz'sche Schöpfung, außer Verlag fast sämmtliche Nebenzweige der graphischen Kunst umfassend, in eine Actiengesellschaft unter der Firma „Verlagsanstalt vormals G. J. Manz“ umgewandelt worden, deren Leitung Karl v. Lama als Director untersteht. Am 11. December 1894 verschied der 86jährige Greis ins bessere Jenseits.

Karl Fr. Pfau.

Marbach: Gotthard Oswald M. wurde am 13. April 1810 zu Jauer in Schlesien als Sohn eines Predigers geboren, erhielt seinen ersten Unterricht von seinem Vater, später denjenigen seines Oheims, des Superintendenten Bobertag in Lobendau bei Liegnitz, und kam dann (1821) auf die Ritterakademie in Liegnitz. Hier entwickelte sich nicht nur seine Vorliebe für die mathematischen Wissenschaften, sondern es wurde auch durch den Verkehr mit den Söhnen preußischer Heerführer aus den Befreiungskriegen sein Patriotismus geweckt, und als dann die Befreiungskämpfe der Hellenen auch in Deutschland das höchste Interesse fanden, wandte sich M. mit Feuereifer dem Studium der griechischen Dichter, besonders der Tragiker zu, ja er übertrug schon damals vieles aus Homer, Sophokles und Anakreon, und zwar im Versmaß des Originals. Nach dem Tode des Vaters (1827) vertauschte M. die Ritterakademie in Liegnitz mit dem dortigen Gymnasium und bezog zu Ostern 1828 die Universität Breslau, an der er zunächst Philosophie und Logik hörte. Noch im ersten Semester faßte er dann den Entschluß, Ingenieurofficier zu werden, und schon waren in dieser Hinsicht entscheidende Schritte gethan, als ihn die schlechten Aussichten auf Avancement bestimmten, seinen Plan fallen zu lassen. Er begab sich nun nach Halle, um Theologie zu studiren; Wegscheider führte ihn zum Rationalismus und dieser von der Theologie zur Philosophie. Daneben wurden eifrig Mathematik und Naturwissenschaften getrieben. Eine geschichtsphilosophische Preisschrift „De ideis“ führte zu tieferen philosophischen Studien, und eine persönliche Vorliebe für Spinoza veranlaßte ihn, an dessen Geburtstage (21. Februar) seinen ersten öffentlichen Vortrag, eine „Gedächtnißrede auf Benedikt von Spinoza“ (1831) zu halten, die solchen

Beifall fand, daß die Zuhörer durch eine Subscription die Drucklegung derselben ermöglichten. Nachdem M. 1831 in Halle promovirt worden, ging er nach Schlesien zurück mit der Absicht, sich in Breslau zu habilitiren. Die Cholera trat hemmend dazwischen, und er blieb in Liegnitz, wo er eine Lehrerstelle am Gymnasium erhielt. Im Herbst des folgenden Jahres begab sich M. nach Leipzig, wo er sich erst das Geld zu seiner Habilitation durch Privatunterricht verdienen mußte, welche dann im October 1833 erfolgte. Im Auftrage des Leipziger Buchhändlers O. Wigand, der M. aus verschiedenen Aufsätzen kennen gelernt hatte, verfaßte dieser ein großes „Populär-physikalisches Lexikon" (V, 1833—38, 2. Aufl. 1849—52). An der Universität vertrat er ganz allein die dort sehr unwillkommene und angefeindete Hegel'sche Philosophie; er wandte sich daher bald ausschließlich den mathematischen, naturwissenschaftlichen und technologischen Fächern zu und sammelte einen stattlichen Kreis von Zuhörern um sich. Nebenher übernahm er 1843 auch die Stelle eines Lehrers der Mathematik am Nikolaigymnasium und erhielt 1845 den Titel eines Professors. In demselben Jahre gab er sein Gymnasiallehramt auf; er wurde von der Kreisdirection zum Censor für die gesammte politische, schöngeistige und Tageslitteratur und gleichzeitig bei der Universität zum Professor der Technologie, sowie zum Director des physikalisch-technologischen Apparates ernannt und erhielt später den Rang eines Honorarprofessors der Philosophie. Als das Jahr 1848 die Censur beseitigte, wurde M. von der Regierung in die Redaction der königlichen „Leipziger Zeitung" als Chefredacteur berufen, und als solcher begründete er dazu die bekannte „Wissenschaftliche Beilage". Ende 1851 schied er mit dem Titel eines Hofraths aus dieser Stellung. Später wurde er Urheber und Seele zweier großen praktischen Schöpfungen auf dem Finanz- und Assecuranzgebiet, der „Allgemeinen Renten-, Capital- und Lebensversicherungsbank Teutonia" (begründet 1853), der er fast 30 Jahre als Director und oberster Leiter vorstand, und der „Leipziger Hypothekenbank" (begründet 1864). Eine umfassende Thätigkeit widmete M. seit 1844 dem Bunde der Freimaurer; er war 30 Jahre Leiter der Loge „Balduin zur Linde" in Leipzig und in etwa 50 Logen Ehrenmitglied. M. war in erster Ehe (1836—37) mit Rosalie Wagner, der Schwester Richard Wagner's, vermählt. „Anfänglich standen sich beide Männer fern, trafen sich aber später auf einem Gebiete, dem der Wiedererhebung des Theaters zur Kunsthöhe, zusammen; denn sie fanden selbständig in der Verschmelzung von Musik, Deklamation und Orchestrik den einzigen Weg, der zur Wiedergeburt des Theaters führe." Im April 1890 konnte der greise Dichter noch vielseitige Ehrungen zu seinem 80. Geburtstage und zur Feier der goldenen Hochzeit entgegennehmen; wenige Monate später, am 28. Juli 1890, war seine irdische Laufbahn beendet.

M. gehörte zu den überaus vielseitigen und stets nach dem Höchsten strebenden Talenten und zu den Menschen, welche die edelsten Grundsätze beseelten. „Seine außerordentliche Begabung, sein Fleiß und die Vielseitigkeit der Interessen und Kenntnisse erklären es, daß M. die verschiedensten Aemter neben- und nacheinander verwalten und in jedem seinen Mann stellen konnte; sie erklären die Mannichfaltigkeit seiner Schriften nach Inhalt und Umfang, sie machen es verständlich, daß man den Reichthum seiner Kenntnisse und seine Arbeitskraft auch regierungsseitig oft in Anspruch nahm"; aber gerade die hierdurch bedingte Zersplitterung seiner Kräfte erklärte es auch, daß er doch nicht ganz die Höhe erreichte, die von seinem Streben erwartet werden durfte. Seine poetische Begabung war sicher eine bedeutende, und wenn auch seine ersten Sammlungen von Gedichten, „Gnomen" (1832), eine Reihe von in

antiker Form dargebotenen Epigrammen, „Gedichte“ (1. Auflage unter dem Pseudonym Silesius Minor 1835 erschienen; 2. Aufl. 1838), „Buch der Liebe“ (1839) und „Unsterblichkeit. Ein Sonettenkranz“ (1843) nicht allgemeinen Beifall fanden, so bot er doch in den späteren Sammlungen, „Das Halljahr Deutschlands“ (1870) und „Deutschlands Wiedergeburt“ (1871), die beide patriotische Dichtungen enthalten, sowie in „Johannes“ (1856), „Lenz und Liebe“ (1877, 2. Ausgabe 1893) und „Licht und Leben“ (1883), die sämmtlich den Freimaurern gewidmet sind und vorwiegend religiöse Dichtungen bringen, vortreffliche Beweise nicht nur von seiner formalen Befähigung, sondern auch von seiner geistigen Bedeutung als Lyriker. Nicht minder beachtenswerth ist M. als Dramatiker. Sein erstes Drama „Papst und König oder Manfred der Hohenstaufe“ war schon 1836 in Leipzig aufgeführt worden, dann aber der Censur verfallen und verboten. Es erschien 1843, „nur für Freunde bestimmt“, und bewies Marbach's poetisches Talent um so mehr, als er den unglücklich gewählten Stoff mit großer Meisterschaft behandelt hat. Seine weiteren Dramen „Hippolyt“ (Tragödie, 1858), „Medeia“ (Tragödie, 1858), „Ein Weltuntergang“ (Eine Trilogie: „Julius Cäsar“, 1860 — „Brutus und Cassius“, 1860 — „Antonius und Cleopatra“, 1861) zeugen von außerordentlich dramatischer Kraft und von einem tiefgehenden Studium der griechischen Kunst und der römischen Geschichte. Daß M. als Dramatiker auch seiner Laune die Zügel schießen lassen konnte, zeigt er in dem Lustspiel „Herodes“ (1857), in dem Satyrspiel „Proteus“ (1862), einer freien Erfindung zur Ergänzung der Aeschylos-Trilogie, und in dem phantastisch-satirischen Zauberspiel „Shakespeare-Prometheus“ (1874), in welchem er die Shakespeare-Forscher und Kritiker seiner eigenen Kritik unterzieht. An alle diese Arbeiten schließen sich dann die Nachbildungen antiker Dramen, wie „Antigone“ (1839), „Sophokles' Tragödien“ (1854—58, 2. Ausgabe 1860), „Die Oresteia des Aeschylus“ (1873) und die Nachdichtungen nach Shakespeare, „Othello, der Mohr von Venedig“ (1864), „Romeo und Julia“ (1867) und „Hamlet“ (1874). M. hat in diesen Nachdichtungen als freier Uebersetzer Tüchtiges geleistet. „Die wortgetreue mechanische Nachbildung aller jener Werke verabscheut er, es kam ihm auf die freie lebensfrische Erneuerung der Dichtung an. Insofern bieten also auch diese Werke, welche von Haus aus Uebertragungen sind, des Dichters Eigenes.“ Zahlreich sind endlich auch die Arbeiten Marbach's auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte, der Philosophie, der Zeitfragen und der Freimaurerei, von denen hier nur hervorgehoben werden sollen „Ueber moderne Literatur. In Briefen an eine Dame“ (III, 1836—38); Volksbücher“ (34 Hefte, 1838—42); „Dramaturgische Blätter“ (1866); „Goethes Faust, Theil I und II erklärt“ (1881) und „Lehrbuch der Geschichte der Philosophie“ (II, 1838).

K. G. Nowack, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon. Breslau 1836 ff., 3. Bd., S. 84. — Heinrich Kurz, Litteraturgeschichte, 4. Bd., S. 16 und 483. — R. v. Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrh., 3. Bd., S. 148 u. 281; 4. Bd., S. 75. — Karl Leimbach, Die deutschen Dichter d. Neuzeit u. Gegenw., 6. Bd. 1896, S. 65 ff. — Ueber Land u. Meer, 1890, Bd. 64, S. 607. — Der Hausfreund, 1884, Bd. 27., S. 401.

Franz Brümmer.

Marcus: Adolf M., geboren in Neese (Mecklenburg-Schwerin) als Sohn des dortigen Pastors, erlernt das Buchhändlergewerbe in Berlin und Darmstadt, gründet am 23. Januar 1818, als bekannt geworden, daß die neu zu gründende Universität ihren Sitz in Bonn haben soll, daselbst die Firma „Adolph Marcus, Verlags- und Sortiments-Buchhandlung und

Buchdruckerei". Kaum eröffnet mußte das Geschäft wieder geschlossen werden; „da der p. Marcus", wie es amtlich hieß, „die unbefugte Anmaßung gehabt hat", ohne die Concession abzuwarten, eine Buchhandlung zu errichten, verlangte die Behörde eine Bekanntmachung, daß zum Bedauern des Inhabers die Anzeige zu früh im Wochenblatt erschienen sei. Die eigentliche Etablirung — jedoch ohne die Druckerei, die niemals eingerichtet wurde — erfolgte am 25. Februar 1818.

Nachdem am 18. October desselben Jahres die Universität Bonn gegründet worden war, erscheint die litterarische Thätigkeit aller dortigen Universitätslehrer über ein halbes Jahrhundert fast ausschließlich an die Firma geknüpft. Adolf M. starb am 25. December 1857; das Geschäft war schon vorher an seinen Sohn Gustav übergegangen. Am 1. Juli 1870 wurde das Sortiment an Emil Strauß abgetreten unter der Firma: „A. Marcus'sche Sortiments-Buchhandlung (Emil Strauß)". Den Verlag führte Gustav Marcus bis zu seinem Tode 1895 weiter; von da dessen Schwiegersohn Julius Flittner bis 30. September 1897. Vom 1. October 1897 bis heute ist der Marcus'sche Verlag verbunden mit demjenigen von E. Weber, Inhaber der Firma ist auch heute noch Julius Flittner.

Knickenberg.

Marées: Hans von M., Maler, geboren am 25. December 1837 zu Elberfeld, † am 5. Juni 1887 in Rom, ein Künstler über dessen Lebensgang und Schaffen, obwol der jüngsten Zeit angehörig, sehr wenig Zuverlässiges bekannt geworden. Als der Sohn eines höheren Staatsbeamten waren bis zu dem 1874 in Coblenz erfolgten Tode des Vaters alle Wege zur beliebigen Ausbildung geebnet. M. studirte 1853 zuerst in Berlin bei Karl Steffeck, wol gleichzeitig mit dem nachmals so gefeierten Schlachtenmaler Heinrich Lang (s. A. D. B. LI, 548), machte von 1855—1856 sein Militärjahr in Coblenz, weilte acht Jahre an der Münchener Akademie, wo er sich, obwol in der Blüthezeit Piloty's, wenig damit befreundete, ja von der doch so vielseitigen Richtung sogar abgestoßen fühlte; er folgte keinem bestimmenden Einfluß, nur das Studium der alten Niederländer wurde mit Vorliebe betrieben. Dagegen wies der eigenwillige Mann Alles zurück, was ihm seine Zeit als Belehrung oder Vorbild bot. Ein um 1860 entstandenes Bild „Schill's Tod", 1861 in Köln ausgestellt, wurde von der Kritik abfällig beurtheilt. Die „Rettung des preußischen Major von Platen", der sich durch einen kühnen Sprung in die Saale der Gefangenschaft durch zwei darob verblüffte Dragoner entzieht, hatte wenigstens in München (Nr. 149 „Bayerische Zeitung" vom 17. Juni 1862) eine wohlwollend freundliche Anerkennung gefunden. Mit einem in der Weise der besten Niederländer ausgeführten „Pferdeschwemme" betitelten Cabinetstück erregte M. „durch die ungewöhnliche Kraft der Farbe bestechend" die Aufmerksamkeit des Grafen Schack, welcher dasselbe nicht allein seiner Galerie einverleibte (Nr. 84. Vgl. „Meine Gemäldesammlung" 1881, S. 260), sondern, da er wähnte, das Copiren nach alten Meistern könne zur Ausbildung dieses versprechenden Talents beitragen, den jungen Maler nach Italien sendete. In Rom copirte M. die „hl. Familie" des Palma (Palaz. Pitti), in Florenz Velasquez (Ritterbild Philipp IV.), Tizian (Anbetung der Hirten) und Raphael's „Frauenbild" (im Palaz. Pitti) „mit Liebe, Sorgfalt und vielem Talent" zur vollen Zufriedenheit seines Auftraggebers, lehnte aber dann weitere Wünsche seines wohlwollenden Mäcen ab. In Florenz kam M. mit Konrad Fiedler (s. A. D. B. XLVIII, 585), diesem würdigen Nachfolger des „Wilhelm Meister", einem begeisterten „Gönner und Pfleger der Kunst" in Fühlung und Freundschaft, vorübergehend auch mit Arnold Böcklin,

A. Feuerbach, Hildebrandt und Lenbach, wobei er die Porträts der beiden Letztgenannten malte. Dann aber begab er sich nach Rom, ohne Aufträge und Publicum, unberührt von der fast unübersehbaren Menge kunsthistorischer Traditionen und Schöpfungen, ganz berauscht von der herrlichen Natur, wovon er aber nicht den geringsten Schein in seine Schöpfungen brachte, vollauf beschäftigt mit bisher unerhörten Problemen und Theorien und unausgesetzt thätig, Schopenhauer's Revelationen in artistische Praktik zu übersetzen. Es gab zu allen Zeiten eigenthümlich gewickelte Naturen, welche, weitab von der namenlosen Masse verbummelter Genies, doch mit völliger Verkennung ihrer nächsten Aufgaben, ihr Talent mit höchstem Fleiße und rein verlorener Mühe ahnungsvoll und traumverloren auf ideale Verbesserungen und weitschüssige Unternehmungen zersplittern, die außer ihrer Erreichbarkeit und Sphäre liegen. So plagte sich damals ein schön veranlagter Badenser August Exleben zu München, mit Präparirung neuer Malfarben von „substanzieller Feinheit und bisher unerreichter Leuchtkraft", worüber der „Erfinder" nicht nur die beste Lernzeit verlor und seine Mittel vergeudete, sondern auch andere junge Leute, wie den Landschaftmaler Jos. Winkler (s. A. D. B. XLIII, 452) von ihrer Bahn abspenstig machte. So schwärmten Alle, höchst edelmüthig veranlagt und großartig gesinnt, mit unfehlbarer Sicherheit, von einer völligen Regeneration und Umgestaltung der Kunst. — M., der übrigens nur vom psychiatrisch-pathologischen Standpunkt richtig beurtheilt werden kann, hegte eine so hohe Meinung von seinen eigenen Leistungen, daß er hingegen alle anderen Bestrebungen als handwerksmäßigen Betrieb verabscheute. So wurde M. selbst der schlimmste Feind seiner eigenen Sache. Unausgesetzt und planlos zeichnete er, meist ganz geschickt und richtig, eine Anzahl von Naturstudien, welche dann unausgenützt auf dem Boden verstreut, ohne weitere Verwendung zertreten oder verbrannt wurden. Bei seinen „Compositionen" gediehen aber die Figuren immer ohne Modell, ohne Formengedächtniß, mit gräulichen Proportionsfehlern und anatomischen Unmöglichkeiten. Dazu erging er sich in nutzlosen Theorien über „Raumverwendung": ist diese richtig erfaßt, so ist schon die halbe Arbeit gethan, und das Bild ergibt sich von selbst. Er rechnete mit Massen und „Bewegungsrichtungen, mit Verhältniß von Raum und Füllung".

Nachdem er die Jahre 1870 bis 1871 in Berlin verbrachte, erwuchs ihm erst 1873 ein Auftrag: die obere Etage des Aquariums in Neapel auszumalen. Er wählte dazu verschiedene, sehr einfache Gruppen von Fischern und Ruderern. Dies war alles; kaum eine nennenswerthe That. Sie hatte gar keine Folgen. Bald darauf starb sein Vater. Ob das Erbtheil ihm die gleiche Muße gewährte? M. sammelte nun Schüler, um seine in langen Vorarbeiten geläuterten Resultate für Andere nutzbar zu machen. In unendlicher Melodie construirte der Meister sein steriles, ästhetisches Spintisiren: einen unlösbaren Irrgarten. Der nachmals so berühmte Bildhauer Adolf Hildebrand gehörte zu seinen ersten Jüngern, schied aber bald aus. Die wunderbare Gabe der klaren Durchgeistigung, um die Charaktere individuell in Stein erklingen zu lassen, lag wohlbegründet in ihm und trat in seinen Porträtbüsten leuchtend, packend, überwältigend hervor. Das theoretische Philosophiren blieb aber in der Hildebrand-Schule erblich: Ludwig v. Hofmann, Pallenberg, Ottilie Röderstein, Arthur Volkmann, L. Tuaillon, insbesondere der seinem Lehrer ganz gleich veranlagte, stets tastende, vornehm sprechende und doch mühsam schaffende Karl v. Pidoll zählte zu den gelehrig Hervorragendsten. Karl Freiherr v. Pidoll (geboren am 7. Januar 1847 in Wien, lebte längere Zeit in Rom, in Paris, in Frankfurt a. M. und schließlich

wieder in Rom, wo er, ein hochgradig Neurastheniker, am 17. Februar 1901 sein Leiden gewaltsam beendete) hat in einem eigenen Büchlein „Aus der Werkstatt eines Künstlers“ die in den Jahren 1880—81 und 1884—85 gesammelten Erinnerungen an seinen abgöttisch verehrten Meister in Schrift gebracht; er zeigt ihn als rastlosen Peripatetiker vor der Staffelei, immer im theoretischen Aufbauen, in construirendem Gespräch, lehrhaft die Trümmer seiner wieder auflebenden Hoffnungen entzündend und seine idealsten Schöpfungen wieder vernichtend. „Sehen lernen ist Alles!“ wiederholte M. immer. Deshalb war ihm „auch der Aufenthalt in Italien, dessen klare Atmosphäre zum Sehen erzieht und dessen Bewohner einen natürlichen Verkehr mit Luft und Licht pflegen, als wir Hypperboreer, zum unabweislichen Bedürfniß geworden“. Unwillkürlich drängt sich aber doch die Thatsache auf, daß man davon gerade nichts auf seinen Bildern wahrnehmen kann. In philosophirenden Floskeln und unklarem Spintisiren heißt es dann weiter: „Man muß annehmen, daß die Art dieses stetig schauenden Verhaltens mit der ganzen künstlerischen Entwicklung Marées' eine Steigerung und Veränderung im Sinne der Auswahl erfahren hat. Je mehr er nämlich bestrebt war, seine Gestaltungen auf das Normale zusammen zu drängen, desto mehr mochte er auch beobachtend bemüht gewesen sein, in den sich ihm darbietenden Gesichts-Eindrücken das Typische, Organische zu erfassen“. Aber auch darauf geben diese alltäglich leeren, nichtssagenden, trägen Gestalten keine Antwort. Man denkt unwillkürlich an das Mephistophelische: Einer „der speculirt, ist wie ein Thier, auf dürrer Heide, von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt und rings umher liegt schöne grüne Weide“. Also abermals der unvermittelte Gegensatz von Theorie und Können. Alle seine Figuren sind ohne die geringste Luftperspective unter dem gleich blauen Himmel vorgestellt; von Stimmung nicht der leiseste Hauch. Das Leben der Menschen in geschlossenen Räumen erschien ihm als „Treibhaus-Existenz“ und das nordische Klima als barbarisch. Eine Figur zeichnete er nicht nur von der benöthigten Ansicht, sondern suchte, mit allen anatomischen Fehlern, aus freier Phantasie, „von allen Seiten her“, völlig unnöthiger Weise, derselben „habhaft zu werden“. Die reinste Sisyphus-Arbeit. Zum ganzen Habitus gehörte auch, den langstieligen Pinsel (wie er sich auf seinem Selbstporträt in geziertester Weise darstellte) immer am äußersten Ende zu halten. Die Fresko-Malerei schätzt er über Alles; er selbst malte auf eigens präparirte Pappelholztafeln, die immer in erklecklicher Anzahl vorräthig standen. Alles Verständniß für die Arbeiten Anderer, die nicht seine Schüler waren, blieb für ihn fraglich: „Es gibt nur ein vollgültiges Zeugniß: die gleichwerthige künstlerische Leistung.“ — Auch Paul Schubring, welcher im Elberfelder-Museum zu Ehren seines Landsmanns 1904 einen Vortrag hielt, kann nicht umhin, nach Betonung aller (uns übrigens unbegreiflichen) Lichtseiten Marées' über die starke Entstellung und Vernachlässigung und Mißhandlung seiner Darstellungen zu klagen. „Zwar fühlte ich jenes Ringen um ein frei natürliches Menschenthum sofort und stark heraus, aber die Theilnahme wurde durch eine starke Entstellung der einzelnen Formen sehr erschwert.“ Sie „scheinen unfertig, verzeichnet, überschmiert, die Farben liegen bisweilen dick wie Kissen auf, Bildungen der Füße und Beine muthen geradezu kindisch an“; Alles „schrullenhaft“. Für seine Figuren gibt es in keiner orthopädischen Anstalt Heil und Genesung. Wie das kam? „In M. lebte stark und gebieterisch der Wille, sein einzigartiges Verhältniß zur Erscheinung, die ihm schlechthin unerschöpflich war, in gereinigten Gebilden eines typischen Menschenthums auszusprechen“; deshalb „vermied er alle die Vorwürfe, welche inhaltlich reizen“; aber auch den Stoffen, „welche starke Empfindungen der

Psyche verlangen, ging er aus dem Wege". Der Künstler soll „Bildungen finden, in denen der Sinn der Natur rein, harmonisch und kunstvoll herausschlage, eine Wirklichkeit schaffen, in denen die natürlichen Kräfte des Menschen, von keiner Civilisation entstellt, von keinem Zweck bedrängt, von keiner sittlichen Reflexion einseitig bestimmt, sich wie schöne Blumen mit Kinderaugen und Glockenspiel (!) einstellen, ewig belebt und ruhig sich bethätigen im Zwang jener holden Nothwendigkeit, die das rinnende Blut dem Gefüge des Leibes gibt". Er hatte „mit Schopenhauer das Wesen der Welt im dunkeln Spiegel erschaut und wußte, daß die historische Wirklichkeit nicht der Klärung, sondern der Entstellung der ursprünglichen Kräfte zusteuere (wozu M. selbst unbewußt genug beitrug), man also nicht eindrücklich genug einer verkehrten Gegenwart ihr Widerspiel entgegen halten könne" (wozu M. gar nicht angethan war). Sinnlichen Reiz kennt keines seiner Bilder. „Dafür experimentirte er (möglichst wenig) in Farben." In seinem „St. Georg" wurde „das Heldenthum nicht nur in der (hölzernen) Bewegung von Reiter und Roß, sondern auch in dem festlichen Blau des Mantels (recht kindlich) ausgedrückt", das in anderen Bildern nicht wiederkehrt; bei einer Wiederholung dieses Motivs hüllte er den Reiter in schwarzes Eisen, welches nach Marées' Ansicht wieder symbolisch wirken sollte! M. liebte die satten Farben der Niederländer und verachtete sie in seinen Bildern gänzlich. „Meist beschränkte er sich auf den Gegensatz der hellen Körper zu dem Braungrün der Hügel und Bäume, unter denen bisweilen ein blaues Seeauge blinzelt." Interieurs kannte M. gar nicht; nur einmal brauchte er Architektur und griff dann zur Urform der dorischen Säule zurück.

So lange M. an einer Composition schuf, durfte Niemand den allerheiligsten Theil seines Ateliers betreten, bevor er, und das dauerte immer lange Zeit, im Reinen zu sein wähnte. Dann explicirte er allen Eingeweihten seine Idee mit hinreißender Rednergabe, worauf jeder seiner Jünger in spiritistischer Feuertaufe die gewünschte Wirkung bestaunte, Herr v. Pidoll ebenso wie der andächtig lauschende Konrad Fiedler; etwaige Bedenken wurden niedergeschlagen durch den vorläufigen Mangel der letzten Feile. Diese begann dann mit immer neuer Uebermalung, so daß einzelne Theile zu Reliefen sich erhöhten und rundeten, wie ehedem die Höllenfratzen des als Künstler und Dichter gleich verschrobenen sog. „Teufelsmüller" (Friedrich Müller aus Kreuznach 1750—1825), der mit gleicher Vermessenheit die unerquickliche Periode der kraftgenialen Genies, der „Dränger und Stürmer" zum endgültigen Abschluß brachte. Marées' unablässig bessernde Uebermalungen stürzten den Rest seiner früher geplanten Herrlichkeit. Daher sein ewiges Verzagen, Wiederaufbauen, Nievollenden, trotz der unüberwindlichen Siegeshoffnung, womit seine unerschütterlich Getreuen tröstend und stützend, hülfbereit mit Rath und That dem Verschmachtenden unter die Arme griffen. Sie sahen und verkündeten noch pflichtschuldigst die „lauterste Schönheit" unter der Mißbildung, die herrlichsten Bewegungen unter den ganz verkümmerten Gliedern und priesen mit verzückter Zuversicht selbe dem leichtgläubigen Laienpublicum. So wurde Marées' letztes Lebensdrittel ein endloser, nie zum Abschluß kommender „Läuterungsproceß". Nirgend eine Spur von dramatischer Inscenirung: eine häßliche, sitzende, nackte Frau, davor steht ein dicker Mann mit einem Roß „der homerische Begleiter des Helden", und die nichtssagende Tafel wird als „Raub der Helena" katalogisirt. Die leiseste Ahnung einer Gemüthsbewegung erklärte er als verlorene Mühe. Seine bleichen, reizlosen, immer nackten Gestalten haben nur ein schattenhaftes Dasein; sie sitzen,

stehen, sagen, denken, thun gar nichts — höchstens daß Einer mal Früchte vom Baume nicht abbricht, sondern sich in die Hand fallen läßt und das rollende Obst aufhebt. Die Bilder könnten alle denselben Titel haben: Die Langweile des goldenen Zeitalters oder das lederne Elysium u. dgl. Drei neben einander stehende Schemen weiblichen Geschlechts heißen „Die Hesperiden". M. sprach immer von Schönheit, malte selbe aber möglichst häßlich: lange, magere Arme und Beine, verkrüppelte Hände und Füße, mit denen kein Geschöpf stehen und gehen kann. Das nannte er dann die Freude am Bildnerisch-Schönen. Man denkt unwillkürlich an das faustische mit gieriger Hand nach Schätzen graben und den — Regenwürmer-Fund! M. hat seine Eindrücke und Wahrnehmungen nie zum adäquaten Ausdruck gebracht; seine divinatorischen Offenbarungen des mündlichen Vortrags riß seine Schüler und die kleine Gemeinde der schwärmenden Laien zu schwindelhafter Ueberschätzung ihres Meisters, eine Gefahr, welche sich auch an Böcklin, Thoma und Klinger zu heften droht. Für M. war alles individuell Persönliche widerwärtig; Lichteffecte oder Stimmungen kannte er gar nicht. Ueber seinen Bildern lag derselbe, keiner Jahreszeit angehörige, wolkenlose Tag; etwas Archaistisch-Prähistorisches; seine Gesichter trugen nicht einmal das äginetische Lächeln; von dem leicht beschwingten Tritt und der anatomischen Elasticität dieser Giebelgruppen hatte er nicht die leiseste Ahnung. Seine Landschaft blieb ein perspectiveloser Ausschnitt mit unbestimmbaren Baumstämmen und Gebüschen, ein nichtssagender Wasserlauf, ein Hügelboden ohne Linienzug. Seine gerühmte „Sparsamkeit an Mitteln" führte zum geistigen Bankerott. Dabei that er sich nie Genüge; immer ein Umwerfen, Einreißen und Neugestalten. Jubelndes Selbstgefühl, tiefste Niedergeschlagenheit und stagnirende Resignation bilden den morphiumtaumeligen Grundton seiner an Konrad Fiedler gerichteten Briefe, welcher daraus eine Sammlung von dogmatischen Aphorismen über Marées' Principienreiterei edirte. In seinen glücklichsten Augenblicken schwelgte M. in der Ueberzeugung, den höchsten bildnerischen Ausdruck für dasjenige erreicht zu haben, wofür ihm das Wort in so reichlicher, eindringlicher Unklarheit zu Gebote stand; er unterlag selbst der Täuschung, die er in Anderen hervorrief. Dann war er in seinen Augen der vollendete Meister, dessen Werke seinen Namen unter allen großen Künstlern einreihen würden. Darauf folgte jedesmal der Sturz mit den ikarischen Schwingen. Unbegreiflich sind die später erhobenen Anklagen, M. sei aus Mangel an großen Aufträgen nicht zur Entwicklung und zum siegreichen Durchbruch gekommen. Ebenso ganz ungerechtfertigt ist der Jammer über die stete Mißkennung seines Talents, welches auf der abschüssigen Bahn längst ins Rollen gerathen, durch die glänzendsten Bestellungen nicht rettbar gewesen wäre. Mit rührender, eines besseren Objects werthen Pietät und Freundestreue veranstaltete Konrad Fiedler einen aus 50 Blättern bestehenden Folioband mit Reproductionen der Schöpfungen und Skizzen Marées' (München 1889, Bruckmann), welcher nicht in den Handel kam, sondern großmüthig an Bibliotheken und Freunde verschenkt wurde. Eine Auswahl von 31 in seinem Besitz befindlichen Bildern brachte Fiedler in die Jahresausstellung 1891 des Münchener Glaspalastes, wo sie mit gemischter Empfindung aufgenommen wurden, da voreilige Lobeserhebungen in der Presse zum Augenschein nicht paßten. R. Muther (Gesch. der Malerei im XIX. Jahrh. 1894. III, 621) erklärte: Marées' Werke „haben weder in Zeichnung noch Farbe einen der Vorzüge, die man von einem guten Bilde fordert; sie sind bald unfertig, bald verquält, manchmal geradezu kindisch" . . . „Die Spur des großen Genius ist überhaupt unter der zitternden Hand des nervösen Grüblers ver-

schwunden" ... „immer übermalend liefert er gespenstige Wesen mit fratzenhaften Gesichtern; ganze Kissen von Farben verderben in widriger Weise den Eindruck." ... Und der zuerst milder gestimmte Fritz v. Ostini läßt in seinem Buche über Thoma (1900, S. 33) verlauten: Marées „der hochstrebende aber niemals gereifte Künstler" habe „die Orthographie der Kunst nie vollkommen beherrscht. In seiner souveränen Verachtung gegen die sklavische Unabhängigkeit vom natürlichen Vorbild, gegen die Modellmalerei kam er immer weiter von der Natur ab und formte gar wunderliche Gestalten, die für ihre formelle Unzulänglichkeit nicht einmal die Entschuldigung hatten, naiv gesehen zu sein. Sie waren das Gegentheil davon, verquält und verdorben". Die Originale stiftete nach dem Ableben Konrad Fiedler's dessen Wittwe in die Schleißheimer-Galerie. Dazu wurden gleichzeitig einige Bilder von Pidoll erworben. — „Rastende Kürassiere" Marées' (offenbar aus früherer Zeit) kaufte im Juli 1905 die kgl. National-Galerie in Berlin, gleichzeitig mit Aquarellen von Moriz v. Schwind und A. v. Menzel. Eine ältere Radirung „Alte Garde in einer Weinstube" findet sich in Maillinger's Bilderchronik", 1876 (III, 138, Nr. 2366). Mit schärfster Rücksichtslosigkeit äußerte sich Adolf Rosenberg (Gesch. der Modernen Kunst, 1894. III, 478). Vgl. H. Wölfflin in Lützow's Zeitschrift, 1892. N. F. III, 73—79. Konrad Fiedler's Schriften über Kunst, herausgegeben von Hans Marbach. Lpz. 1896, S. 371—462. An Fiedler strömte M. sein zaghaftes Herz aus: „Es ist etwas in mir, was mich immer und immer wieder über jeden traurigen Zustand erhebt. Und dieses Etwas ist nichts anderes, als meine unmittelbare Beziehung zum Reiche der Erscheinung, wenn auch nicht im Verstehen, so doch ein fortwährendes Fühlen und Ahnen des Göttlichen, oder wie man's nennen will, in der Schöpfung. Darinnen kann ich auch, und wenn die ganze Welt den Kopf darüber schüttelt, still und geduldig meinen Weg gehen, und es däucht mir wohl der Mühe werth zu sein, daß auch einmal Einer sein ganzes volles Dasein diesem Nachgehen hingebe. Die Gunst oder Ungunst der Zeiten kommt dann gar nicht mehr in Betracht; die endliche Errungenschaft wird von nicht abzusehender Wirkung sein, nicht von geräuschvoller, sondern positiver, folgenreicher. Mit einem Wort: Ich sehe ein deutliches Ziel, mag es nun nahe oder fern sein, das gilt ganz gleich; es handelt sich zunächst nicht darum, es zu erreichen, sondern sich ihm zu nähern, ja es genügt schon, den ernstlichen Willen zu haben, sich demselben zuzuwenden." Er glaubte sich dem Ziel greifbar nahe, als er rechtzeitig aus der Welt ging, bevor er an sich selbst wieder irre geworden. Ein ander Mal schreibt er (S. 396): „Du brauchst nur zu wollen, sagte mir schon Mancher, und du wirst Berge umstürzen. Wer wollte nicht? Der, wer weiß, was er will, hat die halbe Arbeit gethan. Wollen und nicht wissen was: da haben Sie das Geständniß, welches sich denn nun doch meiner geängstigten Seele abringt." Der Aermste wußte nie, was er wollte.

Vgl. Singer, 1898. II, 106. — Julius Meier-Graefe, Entwicklungs-Gesch. der neueren Kunst. 1904, S. 412 ff. — Paul Schubring, Hans von Marées, Vortrag in Elberfeld, 1904. — Die „Zeitgenössischen Kunstblätter". Lpz. bei Breitkopf & Härtel enthalten 10, theilweise farbige Reproductionen aus V. Fiedler's großer Ausgabe 1889. — Vgl. „Pan", V. Jahrg., 2. Heft (1900). — Aus Anlaß der Marées-Ausstellung in Elberfeld (1904) stiftete Frhr. v. d. Heydt eine von W. Neumann-Torborg modellirte Bronceplakette für das dortige städtische Museum. — M. wurde neben seiner eigenen unglücklichen Veranlagung ein Opfer unzeitigen Mäcenatenthums und laienhafter völlig unkritischer Kunstbewunderung; von einer Phase immer wieder in eine gleich unzweckmäßige neue Versuchs-

station gedrängt und selbst noch nach seinem Ende zu einem angeblichen Bahnbrecher aufgebauscht, eine Mission, deren auch nur annähernde Lösung ganz außer seinen zugemessenen Kräften lag.

Hyac. Holland.

Maria Anna Josepha, Herzogin in Baiern, war geboren am 22. Juni 1722 in der kurpfälzischen Sommerresidenz Schwetzingen bei Mannheim als viertes Kind und zweite Tochter des Erbprinzen Joseph Karl Emanuel von Pfalz-Sulzbach und seiner Gemahlin Elisabeth Auguste Sophie, der einzigen noch überlebenden Tochter und Erbin des letzten Neuburgers auf dem pfälzischen Kurstuhle, des Kurfürsten Karl Philipp. Ihre Jugendjahre verlebte sie fast ständig am Hofe ihres mütterlichen Großvaters, der auch nach dem frühen Tode ihrer beiden Eltern (1728 und 1729) und ihres Oheims Johann Christian (1733) die Vormundschaft über sie führte und ihre weitere Erziehung und die Ausbildung ihrer reichen Geistes- und Herzensgaben überwachte. Politische Gründe zeitigten schon 1733 das Project, zur Herstellung engster Beziehungen zwischen den beiden Häusern Pfalz und Baiern die sulzbachischen Prinzessinnen mit bairischen Prinzen zu vermählen. Das Project wurde im späteren Verlaufe wenigstens inbetreff Maria Anna's verwirklicht: am 17. Januar 1742 wurde sie zu Mannheim unter glänzenden Festen, an denen fast das gesammte wittelsbachische Haus theilnahm, dem bairischen Herzog Clemens Franz vermählt, zur gleichen Stunde, in der ihre ältere Schwester, Elisabeth Maria, mit ihrem Vetter, dem jungen Herzog Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach, späterem Kurfürsten von Pfalz-Baiern, ihre so wenig glückliche Ehe schloß. Maria Anna's Ehe nun, welcher vier, nach anderen Angaben sechs Kinder entsprossen, die sämmtlich, wenn sie überhaupt lebend zur Welt kamen, am Tage ihrer Geburt wieder verstarben, kann man zwar nicht auch geradezu als eine unglückliche bezeichnen; denn Herzog Klemens Franz (geboren am 19. April 1722, † 6. August 1770), Neffe des Kurfürsten Karl Albrecht und durch seine Mutter Großneffe des Kurfürsten Karl Philipp und Erbe reicher böhmischer Besitzungen, wird als frommer und leutseliger Herr geschildert, der Sinn für Wissenschaft und Kunst, besonders Musik, besaß; aber er war im Gegensatz zu seiner hübschen Gemahlin von unansehnlicher Gestalt, etwas verwachsen, besaß schrullenhafte Lebensgewohnheiten und scheint, wenn man auch ihm, der dreiundzwanzigjährig die hohe und verantwortungsvolle Stellung eines Präsidenten des Hofkriegsraths erhielt, die er 1745—1753 bekleidete, die Schuld an dem Tiefstand des bairischen Heerwesens nicht beimessen darf, doch kaum in geistiger Beziehung seiner Gemahlin ebenbürtig gewesen zu sein. Schon früh, in der letzten Zeit vor dem Füssener Frieden, trat diese auf dem Gebiete hervor, zu welchem ihr ein heiß für die Selbständigkeit Baierns glühender Patriotismus, ihre große Energie und ihre geistigen Fähigkeiten, denen sich ein ausgeprägter Sinn für die diplomatische Intrigue gesellte, den Weg wiesen, und auf welchem sie eine höchst dankenswerthe Thätigkeit entfaltete, dem der Politik.

Allerdings in dem lebhaften Streite, der sich nach Karl's VII. Tode in der diplomatischen Welt Münchens über die Frage der Fortsetzung des Krieges mit Oesterreich entspann, unterlag M. A., und die Kriegspartei, die der Ansicht waren, daß der mit Preußens und Frankreichs Hülfe weitergeführte Kampf sicheren Sieg und Erfolg bringen würde: am 22. April 1745 schloß der achtzehnjährige Kurfürst Max Joseph III. den Füssener Vertrag. Daß er aber zunächst nicht weiter auf den Plan einer engeren Verbindung mit Oesterreich einging, war das unbestreitbare Verdienst der Herzogin, die, Oesterreichs selbstsüchtige Politik mit Mißtrauen verfolgend, den Einfluß, den sie allmählich auf

den Kurfürsten gewann, mit Nachdruck in österreich-feindlichem Sinne geltend machte, ebenso sehr dem Wiener Hofe, der über ihre politische Haltung nicht im Unklaren blieb und sie deshalb gerne aus München entfernt gesehen hätte, zum Verdruß, wie zur Freude Preußens und Frankreichs. In Verfolg dieser Tendenz machte M. A. ihren Einfluß auf ihren Gemahl dahin geltend, daß dieser, wenn er auch mit Rücksicht auf seine böhmischen Besitzungen, an denen Oesterreich leicht hätte Repressalien üben können, nicht gegen den Füssener Frieden offen protestirte, so doch diesen niemals anerkannte; ja, sie konnte ihn, den auch der Herzog von Zweibrücken, der Maria Anna's Gesinnung gegen Oesterreich theilte, in derselben Richtung bearbeitete, sogar bewegen, daß er am 10. Mai 1745 seine sämmtlichen Rechte und Ansprüche, die er als Verwandter und möglicher Nachfolger Max Joseph's auf dem bairischen Kurstuhle hatte, dem dann nächst berechtigten voraussichtlichen Erben, Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, abtrat. Weiter aber scheint Maria Anna's Einfluß nicht gereicht zu haben: sie konnte nicht verhindern, daß Max Joseph bald darauf Subsidienverträge mit Oesterreich und den Seemächten schloß, und auch ihre Hoffnung, durch Beförderung des Abschlusses einer neuen wittelsbachischen Hausunion (31. October 1746) Baiern auf die französische Seite, auf der die verwandten Wittelsbacher von der Pfalz und Köln standen, zu ziehen, wurde getäuscht. Ja, sie mußte es erleben, daß, als im siebenjährigen Kriege endlich der Anschluß Baierns an Frankreich wirklich zu Stande kam, dieses Oesterreichs Bundesgenosse war und die bairischen Truppen gerade gegen den Mann kämpfen mußten, den sie schwärmerisch verehrte, den großen Friedrich. Damals begann die für die Zukunft Baierns so hochbedeutsame Anknüpfung Maria Anna's mit dem Preußenkönig, die durch einen interessanten Briefwechsel zwischen beiden erhalten wurde, welcher ein glänzendes Zeugniß für den begeisterten Patriotismus der Herzogin darstellt. Friedrich zollt diesem auch alle Anerkennung, und wenn er sich in seinen Briefen mehrmals als ihr Freund unterzeichnete, so sollte das keine leere Redensart sein; in der Folgezeit hat er seine Freundschaft zur Herzogin und deren heißgeliebten zweiten Heimath durch ernsteste Thaten bewiesen.

So zum ersten Male, als am 30. December 1777 mit Max Joseph III. die bairische Linie des wittelsbachischen Hauses im Mannesstamme erlosch. Wir haben schon gehört, wie M. A. sich zum Füssener Frieden und zur Hausunion von 1746 gestellt hat. Diese Zeit „bedeutete die Lehrzeit der berühmten Herzogin, die sie befähigte, zu dem zu werden, wodurch sie den Dank aller Baiern verdient hat, zur patrona Bavariae“. (Bitterauf.) Es ist nun bekannt, daß 1763 in der Wiener Hofburg wieder der alte Plan der Erwerbung eines großen Theils der bairischen Lande, auf Grund alter, seit 1426 bestehenden Ansprüche, lebhaft ventilirt wurde. Diesen Absichten entgegenzutreten und nach Max Joseph's kinderlosem Hinscheiden einen ruhigen Uebergang der gesammten bairischen Lande an den nächsten Agnaten Karl Theodor von der Pfalz zu bewirken, schlossen die beiden Kurfürsten 1766, 1771 und 1774 miteinander Erbverträge ab, an deren Zustandekommen M. A. und die, starb auch Karl Theodor ohne legitime Söhne, als Erbin zunächst in Betracht kommende Zweibrückener Linie reichliches Verdienst hatten. Und dem eifrigen Bemühen Maria Anna's, die ganz offen als Haupt der bairischen Patriotenpartei galt, deren hervorragendste Mitglieder der bairische Staatskanzler Freiherr v. Kreittmayr, die Geheimen Räthe v. Obermayr und v. Lori, der bairische Gesandte beim Reichstag zu Regensburg, Freiherr v. Leyden, der gelehrte Benedictiner Kennedy, der Kammerzahlmeister und Vertraute der Herzogin, Andrée waren, gelang es denn auch, alles aufs peinlichste für den

eintretenden Erbfall zu ordnen. Der Uebergang Baierns an Kurpfalz ging denn auch, dank ihrer Vorarbeit, rasch und glatt von statten. Dies entsprach aber durchaus nicht den M. A. zum Theil, aber lange nicht in vollem Maaße bekannten Absichten Karl Theodor's, der die sofortige Proclamation der neuen Regierung als voreilig bezeichnete. Denn dessen Sympathien für sein neues Besitzthum und dessen Bewohner waren so gering, daß er schon seit Februar 1777 dem Wiener Hofe seine Geneigtheit, sich gegen gewisse materielle Entschädigungen über Oesterreichs vorgebliche Ansprüche auf niederbairische und oberpfälzische Gebiete zu verständigen, kund gethan hatte. Mit Freuden hatte Oesterreich die dargereichte Hand ergriffen, die Krankheit Max Joseph's half die Sache noch rascher reifen, und am vierten Tage nach dessen Tode, am 3. Januar 1778, unterzeichnete der pfälzische Gesandte in Wien einen den erwähnten Tendenzen und Anschauungen entsprechenden Vertrag. Am 14. Januar ratificirte der Kurfürst das schmähliche Geschäft, am 15. rückte der Vortrab der österreichischen Truppen in Baiern ein, erst am 22. verständigte der Kurfürst seinen präsumtiven Erben, Herzog Karl von Zweibrücken, officiell von dem Geschehenen.

Auch den durch das Einrücken der Oesterreicher in Baiern aufs heftigste erregten Patrioten wurde ihre Vermuthung, daß dies mit Zustimmung des neuen Landesherrn geschehen sei, der schon am 2. Januar 1778 nach München gekommen war, bald bestätigt, als am 17. und 31. Januar die niederbairischen Landstände gegen eine Dismembration des Landes beim Kurfürsten vorstellig wurden, und endlich M. A. diesen selbst über die Angelegenheit interpellirte. Nun war die große Zeit der Herzogin angebrochen. Sofort bat sie schriftlich den zunächst interessirten Zweibrücker, den übel berüchtigten Vertrag nicht mit zu unterzeichnen; zugleich wandte sie sich aber auch an ihren „Freund" in Berlin, er möge die dem ganzen Reiche nöthige Selbständigkeit Baierns nicht durch Oesterreich vernichten lassen und auf Hülfe dagegen bedacht sein. Beide Bitten der thatkräftigen Frau hatten Erfolg: Herzog Karl August legte gegen des Kurfürsten Vorgehen zunächst schriftlich Beschwerde ein, der er nach Annahme einer Einladung Karl Theodor's nach München persönlich Nachdruck geben wollte. Was Friedrich d. Gr. betrifft, der am 3. Januar die Nachricht vom Tode Max Joseph's erhalten hatte, so hatte dieser Maria Anna's Hülferuf nicht erst abgewartet, sondern schon bald darauf den Grafen Eustach Görtz beauftragt, heimlich nach München zu gehen, damit er sich selbst einen Einblick in die politischen Tendenzen Karl Theodor's wie auch des Zweibrücker Herzogs verschaffe. Mit Recht hat v. Erhard, der beste Kenner des Lebens der Herzogin, betont, daß man deren politische Thätigkeit, so hoch sie auch zu veranschlagen sei, doch nicht überschätzen dürfe. Friedrich d. Gr. hätte auch ohne Maria Anna's Anregung im eigenen Interesse sich der bedrohten Selbständigkeit Baierns angenommen; aber es ist doch zweifellos ihr Verdienst, den etwas unentschlossenen Karl August in Verbindung mit dessen allen österreichischen Bestechungsversuchen Trotz bietendem Minister v. Hofenfels zu energischem Kampfe um sein voraussichtliches Erbe angestachelt, seine Willenskraft gefestigt zu haben, so daß die Mission des Grafen Görtz von bestem Erfolg begleitet war. Am 6. Februar kam dieser zu München an, und M. A. war es, die ihn bis zu Einbruch der Dunkelheit in ihrem Gartenpalais vor dem Neuhauser Thor verbarg, ihn dann durch ihren Vertrauten, den Kammerzahlmeister Andrée, in die Herzog Max-Burg führen ließ und eine geheime Audienz bei Herzog Karl vermittelte, der nun wie seine beiden Minister durch Vorlage einer von erläuternden Noten begleiteten Denkschrift nochmals aufs genaueste von Preußens Entschluß, daß Baierns Selbständigkeit erhalten bleiben sollte, wenn

er, der Herzog, nur der österreichischen Anmaßung gegenüber fest bliebe, unterrichtet wurde, und jetzt wirklich ein bindendes Versprechen in diesem Sinne abgab. Eine ebenfalls durch die Herzogin am nächsten Tage vermittelte lange Conferenz zwischen Görtz und den zweibrückischen Ministern v. Hofenfels und Frhr. v. Esebeck zeitigte das Resultat, daß der Herzog beschloß, seine Weigerung, dem Vertrage vom 3. Januar beizutreten, dem Münchener und Wiener Hofe, wie dem Reichstag zu Regensburg durch officielle Actenstücke mitzutheilen und den Preußenkönig zur Gewährleistung der letzten bairisch-pfälzischen Hausverträge aufzurufen. Diesem Beschluß gemäß handelte er auch, nachdem er, unbewegt von allen Bitten, Versprechungen, Schmeicheleien und Drohungen des Kurfürsten und Oesterreichs, nach seiner Residenz zurückgekehrt war, gefolgt und beeinflußt von Görtz, der, nachdem er während seines Münchener Aufenthalts seine Persönlichkeit unter der Maske eines Kaufmanns verborgen hatte, von nun an öffentlich als preußischer Gesandter auftrat. Auch M. A., die mit Görtz in reger Correspondenz blieb, sandte ein um Hülfe rufendes Schreiben an König Friedrich. Dieser war mit Maria Anna's Thätigkeit sehr zufrieden, deren Verdienste für Baiern er in einem Schreiben vom 13. Februar voll anerkannte; er bedauerte nur, daß sie nicht Kurfürst war, dann wäre alles anders geworden; aber auch so hoffte er den bösen Handel noch zu gutem Ende zu führen. Auf friedlichem Wege aber gelang dies nun trotz fortgesetzter Verhandlungen nicht: am 5. Juli überschritten die preußischen Truppen die böhmische Grenze, zur größten Freude Maria Anna's, die am liebsten selbst in den Kampf gezogen wäre und dem König mehrmals anbot, auf eigene Faust Truppen zu sammeln und ihm zu Hülfe zu schicken, was dieser aber besonders in den letzten Monaten des Feldzuges im Hinblick auf Oesterreichs Ausgleichsversuche, die dadurch gestört worden wären, ablehnte. Denn es ist charakteristisch für den ganzen Krieg, daß schon kurz nach dessen Ausbruch Verhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich angeknüpft wurden. Während aber Pfalz-Baiern zunächst daran nicht selbständig Antheil nehmen konnte, trachtete M. A. aufs eifrigste, Einblick in diese zu bekommen und sie durch ihren königlichen Freund in ihrem Sinne zu beeinflussen. In dieser Hinsicht aber hatte sie einen Mißerfolg zu verzeichnen. Ihren Wunsch, Baiern in seinem vollen Umfange zu erhalten, konnte Friedrich nicht erfüllen. Zu ihrer größten Enttäuschung konnte Oesterreich im Frieden von Teschen, wenn es auch seine Ansprüche nicht völlig durchsetzte, diese doch zum Theil verwirklichen: das Innviertel wurde zu Oesterreich geschlagen. Tief war der Schmerz der Patrioten über diese Vergewaltigung ihres Vaterlandes; bald aber sollten sie Grund haben, ihr eigenes Geschick zu beklagen; denn harte Ungnade, ja zum Theil Verfolgung von Seiten der Regierung traf mehrere ihrer Häupter, unter ihnen auch den langjährigen Vertrauten und Kammerzahlmeister der Herzogin, Andrée. Doch gelang es M. A., seine Haft in der Festung Rothenburg in Verbannung auf ihr Gut Rieden am Staffelsee zu verwandeln; sie dauerte über den Tod der Herzogin hinaus, erfuhr aber dadurch eine rührend anmuthende Milderung, daß M. A., vermuthlich am Jahrestag der Gefangensetzung Andrée's, am 10. Juni 1780, sich dort mit dem ihrem Herzen längst nahestehenden Beamten morganatisch vermählte.

Wenn nun auch durch den Teschener Frieden Baierns Selbständigkeit wenigstens gerettet war, so waren doch damit die österreichischen Expansionspläne nicht begraben, die Wühlereien in München dauerten vielmehr fort, man glaubte Grund zur Hoffnung zu haben, den Kurfürsten (seit 1780) zu einem Austausch Baierns gegen ein neu zu errichtendes Königreich Burgund zu gewinnen. Zu Ausspionirung der politischen Verhältnisse am Münchener Hofe

und Erforschung der Pläne der bairischen Patriotenpartei bediente sich nun Oesterreich auch des am 1. Mai 1776 gegründeten Illuminatenordens. Die Herzogin war diesem anfangs sympathisch und fördernd gegenübergestanden und hatte gehofft, sich dieses Geheimbundes zu ihren patriotischen Zwecken bedienen zu können. Als dieser nun aber an den Secretär Maria Anna's, Utzschneider, angeblich um seine Ergebenheit zu prüfen, das Ansinnen stellte, er solle wichtige diplomatische Schreiben Friedrich's d. Gr. und Hertzberg's an diese aus deren Schreibmappe wegnehmen und ihm übermitteln, und Utzschneider sich dessen weigerte und nach Austritt aus dem Orden, über dessen hochverrätherisches Treiben M. A. auch durch König Friedrich unterrichtet wurde (25. Januar 1785), der Herzogin alles mittheilte, da bot sich eine erwünschte Gelegenheit, ihren politischen Widersachern einen Schlag zu versetzen. Sie übermittelte dem Kurfürsten ein durch Utzschneider besorgtes Mitgliederverzeichniß des schon aus anderen Gründen der Regierung verdächtigen Ordens, und Utzschneider selbst klärte in dreistündiger Audienz Karl Theodor über „die höchst staats- und religionsfeindlichen Absichten" des Geheimbundes auf. Die Beweggründe für ein Vorgehen gegen den Orden waren bei Karl Theodor und M. A. die denkbar verschiedensten; aber in der Endabsicht trafen sich beide, und die gewaltsame Unterdrückung des Ordens nahm ihren Anfang. (2. März und 16. August 1785.) Um dieselbe Zeit (23. Juli) verwirklichte Friedrich d. Gr., von den immer weiter fortschreitenden Tauschverhandlungen zwischen Karl Theodor und Joseph II. unterrichtet, den schon öfter erwogenen Gedanken eines deutschen Fürstenbundes, der den kleineren Reichsständen Schutz gegen Oesterreichs überwiegende Macht und Annexionspläne gewähren sollte. Eigenes Interesse trieb ihn dazu, doch hat M. A. auch hierbei in gewisser Beziehung mitgewirkt, insofern sie Friedrich's Hülfe anrief und wieder den Herzog Karl von Zweibrücken im Widerstande gegen Oesterreichs Pläne bestärkte und bewog, gleichfalls Friedrich zu abermaliger Rettung der Selbständigkeit Baierns aufzurufen. Aber schon damals gestand sie zu, daß sie nicht mehr über ihre alte Spannkraft und Rührigkeit in Aufspürung und Durchkreuzung der österreichischen Machinationen verfügte. Nichtsdestoweniger hörte sie bis an ihr Lebensende nicht auf, regsten Antheil am politischen Leben zu nehmen und nach Kräften in patriotischem Sinne zu wirken.

Das Lebensbild dieser erlauchten Frau wäre einseitig, wollte man nicht auch ihre Antheilnahme an den Geschicken des bairischen Heeres und ihrer Fürsorge für einzelne Theile desselben gedenken. Die Zeit nach dem Füssener Frieden bezeichnet einen jämmerlichen Tiefstand des bairischen Heerwesens. Die Patriotin, die in Verbindung mit dem Feldmarschall Grafen Törring stand, mußte sich aber sagen, daß bei den österreichischen Aspirationen auf Baiern ein verstärktes und gut gehaltenes Heer von großer Bedeutung war. Die drückende Schuldenlast des Landes wies aber gerade den Weg zur Sparsamkeit, die nach des Generalkriegscommissärs Frhr. v. Berchem's Vorschlag inbezug auf das Heer so weit getrieben wurde, daß man (1750) beschloß, den Mannschaften an Stelle der dickeren und längeren Tuchröcke nur dünne, schlechte Leinenkittel, auch für Wachdienst und Winterszeit, zu reichen. Diese Maßregel empörte das mitfühlende Herz der Herzogin der Art, daß sie „in einer fulminanten Epistel" dem Kurfürsten den mit diesem Beschluß gethanen Mißgriff vorhielt, ihn als Schande für das bairische Volk bezeichnete und endlich erklärte, „daß, wenn der Kurfürst seine Soldaten nicht mehr kleiden könne, sie selbst dafür die Sorge übernehmen wolle". Auch gegen den Soldatenhandel trat sie energisch auf.

Aber noch nach einer anderen Richtung hin bethätigte sie ihr Interesse

für das Heer. Als Karl Theodor nach seinem Regierungsantritt auf Antrag des von Mannheim nach München berufenen Generals Frhrn. v. Belderbusch die am 1. Juli 1756 unter dem Namen „Kadettencorps" gegründete Bildungsanstalt für künftige Officiere als überflüssig aufzulösen beschloß, und deren damaliger Commandeur, Ingenieuroberst Chev. d'Ancillon, der Herzogin, die volles Verständniß für die Bedeutung eines richtigen Officierersatzes für die Armee hatte, darüber Vorstellungen machte und besonders auf das den dort untergebrachten Waisen und Kindern bedürftiger Eltern durch die Auflösung der bisher gut bewährten Anstalt drohende traurige Schicksal hinwies, da versprach die Herzogin, sich vom Kurfürsten als Gnade auszubitten, „Mutter dieser Verlassenen" sein zu dürfen. Wirklich ließ der Kurfürst sich durch sie bewegen und übergab ihr das Kadettencorps mit allen Baulichkeiten und Insassen zur freien Verfügung. Vom 14. Juli 1778 an führte die von der Herzogin durch eine jährliche Geldspende von 6—8000 fl., die zu zahlen ihr nicht immer leicht fiel, unterhaltene Anstalt dann den Namen „Herzoglich marianische Landesakademie"; sie bestand bis zum November 1789, von welchem Zeitpunkte an sie zufolge eines vom General Grafen Rumford veranlaßten kurfürstlichen Befehls mit der Mannheimer Hauptkriegsschule in eine Militärakademie zu München verschmolzen wurde. Seit 19. Januar 1805 führt die noch heute bestehende Anstalt wieder ihren ursprünglichen Namen. Wie sich die Fürsorge Maria Anna's für das Heer im Großen zeigte, so bewies sie sich auch im Kleinen als wahre Soldatenmutter. Sie, die jedes Neujahr den Mannschaften, die die Wache bei ihrem etwas vor dem Thore gelegenen Gartenhause versahen, eine Extragratification reichen ließ, bedachte die Soldaten auch in ihrem Testamente. Den Münchener Kasernen vermachte sie 1000 fl., den Grenadieren, die in der Herzog Max-Burg Wache gestanden, 100 bairische Thaler, durch Verwundung dienstuntauglich gewordenen Soldaten 500 fl. Auch sonst bewährte sie die ihr als Mädchen schon nachgerühmte Tugend der Wohlthätigkeit. So bestimmte sie testamentarisch 40 000 fl. zur Stiftung eines zu München auf dem Anger zu errichtenden Findelhauses zur Erziehung unglücklicher, außer der Ehe erzeugter Kinder, und 3000 fl. als „Malefikanten-Unterhalts-Fundationscapital", das dazu verwendet werden sollte, von der Todesstrafe begnadigte Verbrecher durch Arbeit zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen. Nach kurzer, mit Ergebenheit getragener Krankheit endete am 25. April 1790 das thaten- und erfolgreiche Leben dieser edlen und hochbegabten Frau.

F. M. Rudhart, Maria Anna, Herzogin in Baiern. (M.-Bl. d. bair. Ztg. 1865 Nr. 270, 1, 3. 4.) — A. v. Erhard, Maria Anna, Baierns unvergeßliche Herzogin. (Lesebuch für Capitulantenschulen II, 359 ff., 1879.) — Ders., Drei bairische Gedenktage. (Beil. z. Allg. Ztg. 1878, Nr. 37.) — Ders., Herzogin Maria Anna von Baiern und der Teschener Friede. (Oberbair. Archiv XL, 1 ff., 1881.) — Ders., Bairische Patriotenverfolgung vor einem Jahrhundert. (Sammler, Beil. z. Augsburg. Abendztg. 1884, Nr. 121—132.) — Th. Bitterauf, Die Wittelsbachische Hausunion von 1746/47. (Festgabe f. K. Th. v. Heigel. 1903, S. 456 ff.) — A. Unzer, Der Herzog von Zweibrücken und die Sendung des Grafen Görtz. (Mitth. d. Instituts f. österr. Geschichtsforschung XVIII, 401 ff.) — C. Meisner, Die Herzogin Maria Anna von Baiern und der preußische Reichstagsgesandte v. Schwarzenau. 1890. — Ferner die reichhaltige handschriftliche Materialiensammlung A. v. Erhard's über Maria Anna, deren Durchsicht mir in liebenswürdigster Weise gestattet wurde.

August Rosenlehner.

Marianne, Prinzessin von Preußen, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg, geboren am 13. (nicht 14.) October 1785 zu Homburg vor der Höhe, † am 14. April 1846 zu Berlin, neben der Königin Luise die edelste Frauengestalt am preußischen Hofe zur Zeit der Noth und der Erhebung im Anfang des 19. Jahrhunderts, war das 13. von 15 Kindern des Landgrafen Friedrich V. von Hessen-Homburg (geboren am 30. Januar 1748, † am 20. Januar 1820) und dessen Gemahlin Prinzessin Karoline von Hessen-Darmstadt (geboren am 2. März 1746, † am 18. September 1821). Während ihre Mutter im Geleise der alten Zeit blieb und an der französischen Sitte und Bildung festhielt, entwickelte sich in ihrem Vater, dem Urenkel des Helden von Fehrbellin, eine starke deutschnationale Ader. Er war befreundet mit Klopstock und Lavater und ein Gönner Matthison's und Hölderlin's. Von ihm, nach dem die Tochter ganz schlagen sollte, wurden der Prinzessin deutsche Erzieher bestellt. Ihre Erzieherin war ein Fräulein v. Donop. Am 29. März 1801 wurde M. confirmirt. Die feierliche Handlung bewegte sie innerlich nicht sehr; sie war froh, als die „Haupt- und Staatsaction“, wie sie sich ausdrückte, vorüber war, und noch nach langen Jahren erinnerte sie sich, wie sie das für sie aufgesetzte Glaubensbekenntniß kalt gelassen hätte. Kaum achtzehnjährig, lernte sie in Wilhelmsbad bei Hanau den zwei Jahre älteren Prinzen Wilhelm von Preußen, den jüngeren Bruder König Friedrich Wilhelm's III. (s. A. D. B. XLIII, 171—177) kennen, der sich „standepe“, wie die Königin Luise an ihren Bruder Georg schrieb, in sie verliebte und sich am 21. August 1803 mit ihr verlobte. Eine ungewöhnlich stattliche Erscheinung mit regelmäßig schönen Zügen und damals lichtblondem Lockenhaar — eine herbe Schönheit — glich die Prinzessin in ihrer Natürlichkeit und einer gewissen Schalkhaftigkeit, der wie der Königin Luise anfangs der süddeutsche Accent erhöhten Reiz verlieh, zu jener Zeit in mancher Beziehung der preußischen Königin, obwol sie gar nicht deren Lebhaftigkeit und bestrickende Anmuth besaß. Dafür hatte sie eine geregeltere Bildung als jene genossen. Mit ihr theilte sie auch das Loos, daß sie mit einem gewissen Widerstreben in die Verbindung mit dem Prinzen Wilhelm willigte. Ja, bei ihr war ursprünglich noch geringere Neigung für ihren künftigen Gatten vorhanden, als es bei der Königin Luise der Fall war. Ihr Herz hatte bereits für andere, wenn auch noch nicht tiefer gehende Neigungen verspürt, so für einen Engländer de Groot, der ihr lange in der Erinnerung blieb, und für den Herzog von Cambridge (geboren 1774, † 1850). Sie fügte sich indeß dem Wunsche ihrer Eltern und reichte dem trefflichen Prinzen Wilhelm die Hand. „Ich habe ja auch keine Neigung für den Prinzen“, gestand sie noch unmittelbar vor der Verlobung ihrem Bruder Ludwig, „bei Gott, die habe ich nicht, aber ich werde mich zwingen ... er ist so gut.“ Am 12. Januar 1804 fand ihre Trauung zu Berlin statt. Der Eindruck, den die Berliner Gesellschaft von ihr empfing, war, daß sie recht steif und still sei. Urtheilt doch die Gräfin Bernstorff noch nach vielen Jahren, daß M. von „beinahe kindlicher Blödigkeit“ wäre. Eine gewisse Steifheit hat M. auch wol nie überwunden. Sie fand sich indeß bald in ihre Rolle als Gattin und lernte den ihrer würdigen Gemahl wahrhaft lieben. Dabei fing sie es ähnlich wie die Königin Luise an, was ihr Wort verräth: „Uebrigens ist es, wie ich glaube, allemal die Schuld der Frau, wenn sie mit ihrem Manne nicht leben kann. Denn es dünkt mir, daß man mit Sanftmuth, Geduld und Ausdauer — den eigenthümlichen Tugenden der Frau — alles in der Welt, alles ertragen kann.“ Sie hat es auch leichter gehabt, mit ihrem Gemahl auszukommen, als ihre Schwägerin. Das merkte sie mit Freude und legte es sich auf ihre

Art zurecht. Schon im März 1804 schrieb sie: „Mein Bestreben hat sich ganz in einem Hauptsatz verwachsen, ganz Weib zu sein; es ist nicht wenig, lachen Sie nicht darüber, es gehört viel dazu, auch viel Hohes, was ich noch lange nicht besitze. Eines habe ich erlernt, ich mische mich nie in etwas, was nicht in meinem département, und befinde mich recht gut dabei. Der König hat mich schon oft seiner Frau als Beispiel vorgesetzt." Der Königin, die bald erkannte, daß Mariannens Wesen gut zu ihr paßte, trat sie schnell nahe. Wie diese empfand sie das manchmal recht öde militärische Einerlei in Potsdam, das König Friedrich Wilhelm III. so liebte, nicht gerade angenehm, zumal sie gleich ihrer königlichen Freundin nach geistiger Anregung dürstete. „Ich bin gewiß, daß Sie den Aufenthalt in Potsdam nicht würden ertragen können — nicht zwei Tage", schreibt sie einmal, „nein, das ist schrecklich, man macht sich keine Vorstellung davon, wenn man nicht das Vergnügen hat, es zu schmecken. Den ganzen lieben Morgen hört man nichts als den Lärm der Waffen, nicht zu vergessen das ewige Rufen der Offiziere." Am liebsten saß sie mit ihrem Gemahl zusammen und las sich mit ihm vor, und zwar ernste, gehaltvolle Schriften: Schiller, Goethe, Voltaire, Racine, Corneille, das befreite Jerusalem, die Iliade, Ossian. Das blieb ihre Gepflogenheit bis an ihr Lebensende. Wie die Königin Luise erwärmte sie sich lebhaft für Schiller. Als sie im Februar 1804 die Jungfrau von Orleans spielen sah, wurde sie tief ergriffen. „Ich war wirklich so erbaut, als wenn ich die schönste Predigt gehört hätte", lautete ihr charakteristisches Urtheil dazu. Gegenüber der ebenso wie sie von Bildungstrieb erfüllten, aber so sehr viel mehr durch andere Dinge in Anspruch genommenen Königin erwarb sie sich durch ihre anhaltende Lektüre eine gewisse geistige Ueberlegenheit vor dieser, die Luise öfter mit einiger Beklemmung empfand. Sie konnte sich um so mehr der Lektüre hingeben, als sie bald wie ihr Gemahl einen ungewöhnlichen Hang zur Einsamkeit entwickelte.

An der Politik nahm sie anfangs weniger Antheil. Immerhin urtheilte sie schon im J. 1804, als das Königspaar noch eher von wohlwollenden Empfindungen für Napoleon erfüllt war, scharf über diesen ab, in dem sie nur den „selbstsüchtigen niederen Tyrannen" erblickte. Auch scheint sie sich im J. 1805 der Kriegspartei angeschlossen zu haben, an deren Spitze damals die Königin trat. Das Quellenmaterial hierüber ist indeß noch dürftig. Als Zar Alexander im November jenes Jahres nach Berlin kam — M. hatte einige Monate vorher, am 4. Juli 1805, einer Tochter, Amalie, das Leben gegeben —, empfing sie wie alle Frauen, insbesondere die Königin Luise, einen starken Eindruck von ihm. Ebenso fühlte sie sich lebhaft zu Alexander's Schwester, der hochstrebenden Großfürstin Maria Paulowna hingezogen, der Mutter der ersten deutschen Kaiserin, einer jener Frauen, die den Beruf der Fürstin so trefflich erkannten. „Mit ihr möchte ich immer leben!" rief sie aus. Weniger gefiel bezeichnender Weise die leichter angelegte Prinzessin Friederike, die Schwester der Königin Luise, damalige Fürstin Solms, die spätere Königin von Hannover. Im Sommer 1806 konnte sie ihre brennende Sehnsucht nach der Heimath, die sie ganz wie die Königin Luise stets erfüllt hat — nannte sie doch die Gegend am Taunus das „teutsche Paradies" —, befriedigen, indem sie für einige Zeit ihre Eltern in Homburg besuchte. Als sie am 5. August zurückkehrte, zog das Ungewitter bereits herauf, das das fridericianische Preußen zerstören sollte. Die Nachrichten von Jena überraschten sie, als sie gerade vor der Geburt des zweiten Kindes stand. Unter den ungünstigsten Umständen, die zu denken waren, mußte sie die Flucht antreten. Nachdem sie mehrere unruhige Tage in Stettin zugebracht hatte, setzte sie ihre Reise am 24. October nach Danzig

fort, wo sie am 3. November einer Prinzessin das Leben gab, die indeß bereits nach zwölf Tagen starb. Wenige Tage darauf starb auch ihr anderes Kind, bei der Ueberfahrt nach Pillau. Beide Kinder wurden in Danzig begraben. Das Unglück Preußens traf M. doppelt und dreifach. Am 22. November war sie von Danzig nach Pillau aufgebrochen. Von dort ging es nach Königsberg, von hier am 4. Januar 1807 nach Tilsit und von da am 18. nach Memel. In jenen Fährnissen war ihr Hufeland ein willkommener Beistand.

In Memel bot das Meer ihrem durch Ossian entwickelten feinen Naturgefühl Anregung. Sein Rauschen kam ihr wie „tausend Aeolsharfen“ vor. Es „stimmte so gut“ zu ihr. In dieser stillen Zeit verwuchs sie noch mehr mit ihrer Leidensgefährtin, der Königin Luise. Manche lange Stunde verbrachte sie mit ihr am Strande, und gar oft sang sie mit ihr Reichardt'sche Lieder. Aber sie setzte auch ihre Studien fort und las z. B. Hume's englische Geschichte in einer Uebersetzung, indem sie zugleich Auszüge daraus anfertigte. Am 26. August 1807 hatte sie eine Frühgeburt. Es schien, als wenn ihr kein Kinderglück beschieden sein sollte. Zu dieser Zeit trat ihr Gemahl jene Mission nach Paris zur Gewinnung des Zwingherrn von Europa an, bei der er sich diesem mit M. als Geisel anbot. Er hatte sich vorher des Einverständnisses der Gemahlin versichert, die ihm freudig ihr „ja“ schrieb. „Daß ich solches niederschreiben kann ohne Zittern, ohne Hinsinken, siehe, das lehrt Liebe — die starke Liebe nur! — Wenn ich bei Dir sein kann, gleichviel im Kerker oder in Palästen, wenn nur mit Ehre, — wenn es dann einst beendet ist, kehren wir beglückt zurück ins Vaterland. Wir stehen allein jetzt — wir dürfen es — Amalia ist ja auch schon todt.“ Bekanntlich nahm Napoleon das hochherzige Anerbieten des Prinzen nicht an. Wie hart M. von der Noth der Zeit und ihren eigenen Erlebnissen mitgenommen war, zeigte sich, als sie bei der Taufe der jüngsten Tochter des königlichen Paares im Februar 1808 Gevatter stand. Da übermannte sie ihr Weh, und sie fiel in Krämpfe. Die drückende Lage ließ sie ernster und stiller werden. „Sie ist ernster als je und trägt sogar einen stillen Unwillen auf ihrer königlichen Stirn, der sie sehr wohl kleidet“ sagte damals Clausewitz von ihr, der mit seiner Gemahlin zu ihren begeistertsten Verehrern gehörte und in ihr die Prinzessin „par excellence“ erblickte. Mit Freude verfolgte sie die ersten Regungen eines erfolgreichen Widerstandes im preußischen Volke. Ein hübsches Zeichentalent, das sie besaß, benutzte sie, um Ferdinand v. Schill, der damals nach Königsberg kam, zu porträtiren. Der Freischarenführer gefiel ihr: „Er ist noch jung, klein, ein hübsches Gesicht und namentlich viel Ausdruck in seinen schwarzen Augen“ zeichnete sie von ihm auf. Sie rühmte seine Bescheidenheit, die er bewahrte, obwol das Volk ihn ständig umringte und umjubelte. Ebenso begeisterte sie sich damals für Gneisenau. „Ein stattlicher Mann“ schrieb sie von ihm.

In jenen Jahren lernte sie auch den Freiherrn vom Stein schätzen und lieben. Vor allem zog sie der große Charakter in ihm an. Aber, ganz wie die Königin Luise, wurde sie, wenigstens in der ersten Zeit, noch stärker von Hardenberg gefesselt. „Hardenberg riß mich doch noch mehr hin wie dieser (Stein)“ bekannte sie am 18. December 1807. „Das war so ein preux chevalier“. Und noch im October 1810 gestand sie, als sie Hardenberg wieder sah: „Er ist noch so ganz der alte, der liebenswürdige Mensch“. Stein, der bei ihr viel Verständniß für sein Reformwerk fand, hat ihr etwa im J. 1809 mit markigen Worten ein sichtlich durch den Gegensatz, in dem er sich mit der Königin Luise befand, etwas großzügiger gehaltenes Denkmal gesetzt,

das allein das Andenken an ihre Persönlichkeit wachzuhalten geeignet ist (vgl. Pertz, Stein II, 98/99). Nur bemerkte der Freiherr voll Bedauern an ihr jenen Zug zur Einsamkeit, den er in Briefen an sie zu bekämpfen suchte. Er stellte ihr diesen Hang geradezu als einen „moralischen Selbstmord“ hin. M. blieb mit dem Freiherrn in Briefwechsel, auch als dieser in offenen Bruch mit der Königin kam und nach seinem abermaligen Rücktritt nach Prag ging. In seinen Briefen nannte er M. wol mit einer Spitze gegen den König „Vittoria Colonna“ nach der berühmten Gemahlin des spanischen Feldherrn Pescara, der nach der Schlacht bei Pavia es in der Hand gehabt hätte, Karl V. seiner Macht zu berauben. M. blieb dabei der Königin in inniger Verehrung und Freundschaft zugethan und bereute es bitter, als diese gestorben war, daß sie zuweilen, wol unter dem Einfluß von Stein, weniger freundlich über sie gesprochen hatte. Sie war daheim in Homburg, als die Königin auslitt. Zurückkehrend schrieb sie: „Ganz Berlin scheint mir eine Wüste, seit sie nicht mehr da ist“; und ein anderes Mal: „Nun ist Alles aus in Berlin, alle Annehmlichkeit des Lebens ist zerstört, und ich sehe nur Elend, Trauer und Unannehmlichkeit entgegen. Wie für mich, so auch für Euch beide, meine lieben Brüder, ist sie, die liebe herrliche Verklärte, ein großer Verlust.“ Als der große Stein den Kleinmuth besaß und dem Könige Friedrich Wilhelm kein Wort der Theilnahme an seinem Verluste aussprach, da gewann sie es doch über sich, ihren Freund und Berather deswegen leicht, aber doch nicht minder wirksam zu tadeln: „Es thut mir wirklich recht leid, daß Sie ihm nicht geschrieben haben. Wer hätte denn schlecht genug sein können, diesen Schritt falsch auszulegen? Mündlich würde ich Ihnen so gern sagen, wie so alle Annehmlichkeit des Lebens für mich dahin ist mit ihr.“

In ihrem Innern vollzog sich allmählich eine merkliche Veränderung. Hatte sie sich schon vorher empfänglich für kirchliches Wesen gezeigt, so wurde jetzt die Frömmigkeit der vorwiegende Zug in ihr. Sie stellte das damals selbst fest in einem Briefe an Stein: „In einem bin ich besser geworden, ich darf es sagen, seitdem wir von einander schieden, in der Frömmigkeit“. Diese fromme Richtung förderte es auch wol, daß sie seit dem Tode der Königin eine führende Rolle im königlichen Hause einnahm, indem sie gleichsam Mutterstelle bei den königlichen Kindern vertrat und manches Mal deren trauernde und kranke Herzen zu trösten wußte. So kam es, daß die älteste Tochter des Königs, Charlotte, die spätere Kaiserin von Rußland, ihr den aus Fouqué's „Zauberring“ entlehnten Namen „Minnatrost“ gab, mit dem sie dann der Kronprinz besonders gern anredete. Jetzt nach dem Tode Luisens sollte auch ihr bleibender Kindersegen zu theil werden. So gab sie am 29. October 1811 Zwillingssöhnen das Leben. Zwar starb der eine von ihnen, Thassilo, bereits am 10. Januar 1813, doch der andere, Adalbert, blieb ihr erhalten. Es war der nachmalige Admiral der preußischen Flotte († am 6. Juni 1873, s. A. D. B. XLV, 779—788). Dann schenkte sie ihrem Gatten noch drei Kinder, am Tage von Belle-Alliance die Tochter Elisabeth, die am 22. October 1836 Gemahlin des Prinzen Karl von Hessen-Darmstadt werden sollte, am 2. August 1817 den Sohn Waldemar, der durch seine großen Reisen bekannt wurde († unvermählt am 17. Februar 1849) und am 15. October 1825 die Tochter Marie, die spätere Gemahlin des Königs Max II. von Baiern (vermählt am 12. October 1842).

Seit ihrer Rückkehr aus Preußen im December 1809 — kurz vorher, am 30. August 1809, hatte sie wieder eine Fehlgeburt (Sohn) gehabt — war ihre „Madonnen- und Niobenschönheit“, wie Gräfin Sophie Schwerin bezeugt, bei den Berlinern eine bekannte und gefeierte Erscheinung geworden.

„Man klagte sich der Blindheit an, sie nicht früher anerkannt zu haben.“ So richteten sich in der Zeit der Erhebung, zumal da M. bei dem Aufbruch des Königs zu Anfang Februar 1813 nach Breslau in Berlin zurückblieb, alle Augen in der Hauptstadt auf sie. M. wurde von der allgemeinen Begeisterung miterfaßt. Als die Kosaken in Berlin einrückten, schrieb sie frohlockend (4. März): „Sieg, Sieg, o himmlische Musik des Wortes, wann werde ich es aussprechen dürfen für deutsche Waffen!“ So gelang es ihr, den Zug der Einsamkeit in diesem Augenblick zu überwinden, an die Spitze der Volksbewegung zu treten und damit wahr zu machen, was ihr einst Stein freilich mit Bezug auf sein Reformwerk zugerufen hatte: „Sie sind gemacht, das Panier zu erheben, unter dem sich die Besseren und Edlen sammeln.“ „Das wäre ja zu abscheulich gewesen, in einem solchen heiligen Kriege zurückzubleiben“, gestand sie am 21. März. „Ich hasse schon lange jeden Krieg — aber dieser, das ist so was ganz anderes, in dem zu sterben muß ja schön sein. Ich denke mir die Kreuzzüge wiedergekehrt.“ Welch ein Augenblick, als diese stille und zurückhaltende Fürstin auf einem Balle im Berliner Schauspielhause die Gesundheit des Freiheitskämpfers Dörnberg, in dem sie zugleich auch den hessischen Landsmann verehrte, ausbrachte „Diese Auferstehung!“ rief sie angesichts der immer höher gehenden Wogen der Volkserhebung. Aber auch zur Führung nüchterner Geschäfte ließ sie sich bereit finden. So gründete sie im März den „Frauenverein“ und erließ am 23. März den berühmten Aufruf „der königlichen Prinzessinnen an die Frauen im preußischen Staate“, der am 1. April in den Zeitungen erschien. „Das Vaterland ist in Gefahr!“ hieß es darin. „Auch wir Frauen müssen mitwirken, die Siege befördern helfen. Darum gründe sich ein Verein, er erhalte den Namen »Der Frauenverein zum Wohle des Vaterlandes«. Nicht bloß baares Geld wird unser Verein, als Opfer dargebracht, annehmen, sondern jede entbehrliche werthvolle Kleinigkeit — das Symbol der Treue, den Trauring, die glänzende Verzierung des Ohrs, den kostbaren Schmuck des Halses.“ Es war der erste Aufruf dieser Art. Er zündete gewaltig. Große Freude bereitete es ihr, dem Dr. Graefe bei Einrichtung der Lazarethe zu helfen. Bald ward sie unermüdlich im Besuchen der Hospitäler. Am 1. Mai übergab sie den Freiwilligen eine Fahne, die sie selbst mit anderen Frauen gestickt hatte. Tags darauf fiel ihr Bruder Leopold, mit dem sie ein ähnliches inniges Verhältniß verband, wie die Königin Luise mit ihrem Bruder Georg, sechsundzwanzigjährig, bei Großgörschen.

Das Ereigniß löste die ganze Kraft ihrer Seele aus. Seitdem lebte sie ganz in dem „heiligen Kriege“. Auch die Theilnahme des Volkes wandte sich ihr seitdem in gesteigertem Maße zu. Schenkendorf, der von ihrem Schmerze erfuhr, sang ihr tröstend zu: „Du von Homburgs Höhen, herrlich Fürstenkind, wirst ihn wiedersehen“. Auch Karl Maria v. Weber huldigte ihr damals, indem er seinen Sängerchor vor ihr singen ließ, was später noch öfter geschehen sollte. Auf Befehl des Königs mußte sie wegen der Gefahr, in der sich die Hauptstadt vor den Franzosen befand, Berlin verlassen und nach Frankfurt a. O. gehen. Am 14. Juni konnte sie wieder zurückkehren. Aber einstweilen mußten die Waffen ruhen, bis der Pläswitzer Waffenstillstand abgelaufen war. Endlich war diese Pause vorüber. Klopfenden Herzens hatte sie der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten entgegengesehen, und vor den Thoren Berlins, bei Großbeeren, entspann sich gleich der erste Kampf. Sie betete laut für das preußische Waffenglück und konnte es nicht fassen, daß nicht alle Kirchen geöffnet wurden zum allgemeinen Bittgottesdienst. „Näher konnten wir die Gefahr doch nicht haben“, schrieb sie. Gleich einer Velleda

ließ sie sich am 9. October vernehmen: „Also bei Leipzig wol wird es wieder losgehen. Davor ist mir nicht bange — daß dort die Schlacht gewonnen wird, das ist mir wie gewiß — denn dort muß Leopold gerächt werden"; und triumphirend rief sie am 20: „Sagte ich dir's nicht, auf diesen Feldern müsse gesiegt werden" und abermals am 21: „Welch große Tage waren das! Da, wo Leopold fiel, sagte ich's nicht, da mußte Deutschlands Freiheit erblühen!" Obwol in der Entscheidungsschlacht zwei ihrer Brüder schwer verwundet wurden, fühlte sie doch nur das „Glorreiche" des Ereignisses. „Lebte doch die Königin noch!" Dieser ihr Ausruf beweist am stärksten ihr Glücksgefühl.

Aber nun die Entscheidung gefallen zu sein schien, erlahmte auch ihr Eifer für den Kampf wieder. Im November besuchte sie ihre verwundeten Brüder in Dessau und traf dort mit noch anderen Geschwistern zusammen. Noch standen fünf ihrer Brüder in Waffen gegen Napoleon. Es waren selige Tage für sie in Dessau, denn nichts ging ihr über die „gottselige Geschwisterliebe". Auch darin glich sie der Königin Luise. Zugleich regte sich wieder der Zug zur Einsamkeit. Zu Beginn des Jahres 1814 erwog sie, einer früheren Anregung ihres Bruders Ludwig nachhängend, die Erwerbung von Fischbach am Fuße der Schneekoppe, um sich dorthin zurückzuziehen. „Immer mehr und mehr sehnt sich mein ganzes Wesen nach der schönen freien Natur", erklärte sie am 12. Januar 1814. Zwar weilte sie gern in dem ihr eingeräumten Schönhausen im Norden von Berlin. „Aber was anderes, du weißt", schrieb sie demselben Bruder Ludwig, „wäre mir lieber. Ach, ich sehne mich fort aus den düstern Mauern!" Dann kam der Friede, und wieder überwand sie sich: „Hinaus aus der Einsamkeit treibt mich einmal die Freude, um mich mitzutheilen unter den Menschen." Im Laufe der Jahre hatte sie auch ganz als Preußin fühlen gelernt. „Eins ärgert mich", schrieb sie am 15. April 1814, „daß man mehr von dem Kaiser Alexander und den Russen sprechen hört, weil der Kaiser mehr das Talent hat de se faire valoir — denn das ist doch ausgemacht, daß von der Elbe an die Preußen das meiste, ohne Vergleich, gethan haben in diesem heiligen Kriege. Hoffentlich wird es die Nachwelt anerkennen." Aber die Huldigungen, die ihr nun in immer stärkerem Maaße dargebracht wurden, waren ihr peinlich. Als sie im Sommer 1814 im Theater lebhaft begrüßt worden war, fürchtete sie, recht linkisch in ihrer Verlegenheit gewesen zu sein. Der König ehrte ihre Verdienste, indem er ihr die Großmeisterinwürde des neu gestifteten Luisenordens verlieh (am 19. August 1814). Sie fühlte sich dadurch beschämt und zollte dem Adjutanten ihres Gemahls, Hedemann, dem Gatten der Adelheid Humboldt, Beifall, als dieser vor ihr auseinandersetzte, wie bei Frauen nur ein stilles Verdienst sein dürfe — kaum reden dürfe man von ihnen: „Er hat wol recht — ich mache mir so nichts daraus (aus dem Orden)." Als Blücher sie in einem Hospital mit seiner spontanen Beredsamkeit feierte, schrieb sie darüber: „Ich stand da, als sollt ich confirmirt werden." In ihrer Würde erwuchsen ihr mancherlei undankbare Geschäfte. „Sie können sich wol vorstellen, wie viel Interessen man da zu schonen hat," berichtete sie über die Capitelversammlungen, „wie man verstehen muß, gerecht zu sein, und wie viel Feinde man sich machen wird, was mir besonders außerordentlich unangenehm ist." Obwol sie nie in ihrem Leben eine Quadrille getanzt hatte, sah sie sich gewissermaßen gezwungen, dem greisen Blücher eine solche zu bewilligen. Noch verlegener war es ihr vielleicht, wenn die Repräsentation es von ihr verlangte, Jemand Schmeicheleien zu sagen. So bemerkte sie nach Vorlesung einer Dichtung durch Fouqué vom 9. Februar 1815: „Weil es an mir war,

ihm Lobeserhebungen zu machen, gerieth ich so in Verlegenheit, daß ich zuletzt so schwätzte, daß ich nicht weiter konnte." In ihrer deutschen Gesinnung fand sie es unwürdig, daß auf dem Wiener Congreß französisch gesprochen wurde. „Das sollten sie doch aufgeben", schrieb sie ihrem Bruder. Sie befand sich in einem steten Widerspruch mit ihrer Mutter, weil diese an der französischen Sprache festhielt. In demselben Geiste betheuerte M. damals ihrem Vater: „Ich werde ewiglich in allen Dingen wie eine geborene Deutsche denken, als deutsche Prinzeß aus unserem Rheinparadiese." In jener Zeit malte sie Philipp Veit durch Vermittlung von Fouqué. Dieser Vertreter der romantischen Dichterschule ward überhaupt ihr besonderer Herold. Urtheilt doch eine der intimsten Kennerinnen der Prinzessin, Gräfin Sophie Schwerin: „Alle Gesänge Fouqué's sind nur Kränze um ihr Haupt und alle seine hohen Herrinnen und Zauberinnen nur der Wiederschein ihres Bildes in seiner Phantasie."

Ihre religiöse Richtung entfremdete sie innerlich der Schiller'schen Dichtung, für die die Königin Luise einst ihre Vorliebe genährt haben mochte. Diese Entfremdung kam ihr zu Bewußtsein bei der Lektüre der „Künstler", bei der ihr mit einem Male die heidnische Empfindung, von der der Dichter darin erfüllt war, klar wurde. „Das soll Wahrheit sein?" rief sie empört. „Er hat das verwechselt mit dem inneren Frieden der Religion." Mit dem Jahre 1819, so bekannte sie rückschauend im J. 1837, wurde „das Suchen des Herrn" die Hauptbeschäftigung ihres Herzens. Eingewirkt hat dabei auf sie Graf Karl v. d. Gröben, der ritterliche Freund des Kronprinzen. Zuerst zog sie unter den Berliner Predigern, deren Predigten sie mit großem Eifer und viel Kritik zu besuchen pflegte, Theremin besonders an. Dann war es der aus dem Wupperthale gerufene Strauß, der ihr Glaubensleben bestimmte. Nachher übte Goßner's Innerlichkeit verbunden mit seiner derben humoristischen Art vielleicht noch stärkeren Einfluß auf sie aus. Auch mit Tholuck und dem gottseligen Baron Kottwitz fand sie Fühlung. Im Berliner Schlosse wurde ihr „grünes Zimmer" eine behagliche Stätte für manchen. Die Hauptzierde dieses Raumes bildete eins der schönsten Gemälde der Welt, das Original der Holbein'schen Madonna, das jetzt in Darmstadt ist. Es zeugte von dem Kunstsinn der Hausfrau. Diese selbst pflegte für gewöhnlich in einfacher Tracht zu erscheinen. Bei größeren Festen zeigte sie sich in malerischer Kleidung, ohne sich dabei sehr an die Mode zu kehren, so daß ihr Aussehen manchem phantastisch vorkommen mochte. Kritische Beobachter wie die Gräfin Bernstorff wollten auch finden, daß ihr süddeutscher Accent, den M. sich bewahrt hatte, die Vornehmheit ihrer Erscheinung beeinträchtigte. Auch schien Mariannens Höflichkeit einzelnen nicht angeboren, sondern lediglich erworben zu sein.

Seit dem Jahre 1821 pflegte M. den Sommer bis spät in den Herbst hinein fern von ihrem „goldenen Käfig" Berlin in dem schönen Fischbach zu verleben, das ihr Gemahl, ihrem alten Wunsche entsprechend, in jener Zeit erwarb. Ihr erster Gast dort war Stein, der sie später noch einmal hier aufsuchte, beide Male aus Anlaß eines Besuchs bei seiner alten Freundin, der Gräfin Reden. Er äußerte über das Leben des Prinzen Wilhelm und seiner Gemahlin: „Nichts übertrifft an Vollkommenheit das Bild des auf inneren Frieden, religiösen Sinn, geistige Bildung gegründeten Familienglücks der Besitzer von Fischbach." Mariannens Hauptumgang im Hirschberger Thal wurde, wie begreiflich, ihre fromme Nachbarin auf Buchwald, die so trefflich zu ihr passende Gräfin Reden. Ein anderer lieber Verkehr wurde ihr der mit der in gleicher Frömmigkeit lebenden gräflich Stolberg'schen Familie auf Peterswaldau und Kreppelhof. Graf Christian Friedrich wurde ein väterlicher Freund der Prinzessin. Noch näher trat ihr dessen Sohn Graf Anton, der

spätere Oberstkämmerer. Den Mittelpunkt ihres Lebens an dieser schönen Stätte bildete Mariannens „blaue Stube“ im Fischbacher Schlosse, in der sie eine treffliche Copie des Kölner Dombildes von Meister Stephan aufhing. Kaum vermochte sich M. von den schlesischen Bergen zu trennen, wenn ihre Repräsentationspflichten sie wieder nach Berlin riefen. „Wenn ich nun denken muß, wieder auf Bälle zu gehen, wird mir's schwul — es lächert mich ordentlich, wenn ich jetzt als schon von Bällen da und dort reden höre“, schrieb sie einmal. Später bekannte sie der Gräfin Reden thränenden Auges: „Es wird mir alle Jahre schwerer von Ihnen zu gehen, Sie gehören zu meinem Leben.“ Nichts ging ihr über die „Heimlichkeit“ der Plauderstunden mit dieser edlen Frau. Manchmal hat sie aber auch in Fischbach nicht die Ruhe gefunden, nach der ihr Herz verlangte. Namentlich brachten die häufigen Besuche der Könige, Friedrich Wilhelm's III., dessen zweite Heirath M. erfreute, und Friedrich Wilhelm's IV., vom nahen Erdmannsdorf her manche Unruhe. Zählte doch die Gräfin Reden an Mariannens Geburtstage im Jahre 1835 nicht weniger denn 122 Personen bei Tafel. Gleichsam um sich noch mehr vor der Welt zu verbergen, baute sich M. neben dem schon verschwiegen gelegenen Schlosse ein noch weiter abseits liegendes Landhaus, Cottage, und bekundete so noch deutlicher ihre Zugehörigkeit zur Gemeinde der „Stillen im Lande“.

Bald sah sie sich in ihrem lieben Fischbach, wo ihr die Fürsorge für die Dorfbewohner überaus am Herzen lag — wie sie sich denn überhaupt, obwol sie sich stets ihren fürstlichen Stolz bewahrte, von je her zu den Armen und Bedrückten hingezogen fühlte —, noch besondere Aufgaben erwachsen, so als die Gräfin Reden (1837) von dem Könige damit betraut wurde, die vertriebenen Zillerthaler anzusiedeln und sie ihre Freundin dabei unterstützen konnte, ebenso als das norwegische Holzkirchlein zu Wang aufgerichtet wurde. Die Zillerthaler machten auf sie einen tiefen Eindruck. „Welche feurigen Seelen für den Herrn sind das!“ rief sie. Einzelne kamen ihr „wie Fürsten so nobel“ vor. Auch in der Webernoth war sie wohl eine trostreiche Helferin. Freilich fließen die Quellen darüber noch spärlich. Ein Ereigniß war es für sie, als die fromme Trösterin der Gefangenen, Mrs. Fry, ins Hirschberger Thal kam. M. vermittelte es, daß die Gemahlin Friedrich Wilhelm's IV., Königin Elisabeth, in Beziehungen zu der Fry trat und sich für deren Thätigkeit lebhaft erwärmte. Angeregt durch Mrs. Fry besuchte M. selbst Berliner Gefängnisse und Arbeitshäuser. In Pankow bei Berlin rief sie das Elisabethstift ins Leben, das nach ihrer ältesten Tochter genannt wurde. Sie übernahm ferner das Protectorat der Goßner'schen Kleinkinderbewahranstalten und das des nach der Königin genannten, von Goßner begründeten Elisabethkrankenhauses in Berlin. So wurde sie allenthalben ein leuchtendes Vorbild für die werkthätige Nächstenliebe.

Nach einem Besuch bei ihrer Tochter Marie in München im J. 1845 verfiel Prinzeß M. einem Leiden, das sie am 14. April 1846 in Berlin, kaum 61jährig, dahinraffte. Sie wurde im Dom beigesetzt. Unter denen, die ihr Angedenken bei ihrem Hinscheiden feierten, befand sich auch ihr Schwiegersohn, Kronprinz Max von Baiern, der ihr einen tiefempfundenen poetischen Nachruf widmete.

W. Baur, Prinzeß Wilhelm von Preußen. 2. Aufl. Hamburg 1889. — Emilie Droescher, Prinzessin Wilh. v. Preußen. Briefe an ihren Bruder Ludwig. 8. Heft der Mitt. d. V. f. Gesch. u. Altertumskunde zu Homburg. 1904. — C. Trog, Marianne, Prinzessin W. v. Preußen. Essen 1881. —

Max Schmidt, Prinzeß Wilhelm v. Preußen. Zeitschr. f. Preuß. Gesch. u. Landeskunde. Bd. 16. — Pertz, Stein. — Schulze, Beiträge zur Lebensgeschichte des Erbpr. Fr. Jos. v. Hessen-Homburg u. seiner Geschwister. 6. Heft d. Mitt. d. V. f. Gesch. u. Altertumskunde zu Homburg. — Schulze, Ungedruckte Briefe des Prinzen Leop. v. H.-Homb. u. seiner Geschwister. Programm des Progymnasiums zu Homburg. 1899. — Schwartz, Leben des Generals v. Clausewitz. — Fürstin Eleonore Reuß, Gräfin Reden. — Gräfin Bernstorff. Berlin 1896. — Gräfin Voß, 69 Jahre am preuß. Hofe. — Bailleu, Briefe der Königin Luise an ihren Bruder Georg. Deutsche Rundschau Nov./Dec. 1900. — A. v. Boguslawski, Aus der preuß. Hof- u. diplom. Gesellschaft. Cotta 1903. — Boyen, Erinnerungen II, 46. — Amalie v. Romberg, Sophie Gräfin Schwerin. Berlin 1868. — Lehmann, Stein. — G. Schuster, Zur Jugend- u. Erziehungsgeschichte Friedrich Wilhelm's IV. u. Wilhelm's I. 1. Theil. Berlin 1904. — Varnhagen, Tagebücher. Bd. 1—3. — Brahm, Heinrich v. Kleist. S. 351. — Hufeland, Selbstbiographie, Deutsche Klinik 1863. — Vermuthlich ruht in Homburg und Fischbach noch mancherlei Material über die Prinzessin.

H. v. Petersdorff.

Marinelli: Karl Edler von M., der Begründer der ersten stehenden Wiener Volksbühne. M. stammte aus einer alten Adelsfamilie, allein seinen Vater hatten Noth und Armuth bewogen, auf den Adel zu verzichten und auch der Sohn verlebte eine kümmerliche Jugend. Natürliche Begabung und Armuth zwangen ihn in gleichem Maße, Schauspieler zu werden. Er wurde — zu Wien im J. 1744 geboren — mit ungefähr dreißig Jahren Mitglied der wandernden Truppe des Principals Matthias Menninger. 1779 schlug diese Gesellschaft ihren dauernden Wohnsitz in Wien auf und M., der schon längst des Directors rechte Hand geworden war, trat nach dessen Tode an seine Stelle. Er faßte im J. 1780 den Plan, ein volksthümliches Theater in Wien zu begründen und vertraute dabei auf die Gunst des Publicums, das trotz des Verbotes „extemporirter“ Stücke und der Verbannung des Hanswurst volksthümlicher Komik treu geblieben war. Am 2. Februar 1781 erwarb M. ein Privilegium „für alle Arten Schauspiele und Pantomimen mit Ausnahme des Ballets“ und eröffnete das neue Haus, das in der Jägerzeile in der Vorstadt Leopoldstadt erbaut worden war, am 20. October desselben Jahres. Er gab meist Casperliaden, Erneuerungen und Weiterbildungen der alten Hanswurstkomödien; Casperl in der Gestalt seines bejubelten Darstellers, des Schauspielers Laroche, wurde zur typischen Figur wie vordem Hanswurst und trug dem Leopoldstädter Theater die Bezeichnung „Casperltheater“ ein. Auch Zauberstücke, Travestien, Localstücke und Spektakelstücke zeigt das Repertoire der ersten Jahre. Besonders seit 1785 blühte Marinelli's Theater mächtig auf; die ebenso phantastischen wie productiven Theaterdichter Hensler und Perinet begannen, unterstützt von dem 1786 engagirten Capellmeister Wenzel Müller, aus dem Vorhandenen mit Benutzung der verschiedensten Mustervorlagen eine wahre Hochfluth von neuen Stücken zu schaffen. In die achtziger und neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts fällt der erbitterte Concurrenzkampf, der sich zwischen M. und Schikaneder abspielte und eine wahre Wettproduction an Wiener Volksstücken von beiden Seiten zeitigte; hat doch Schikaneder auch die „Zauberflöte“ 1791 dem bösen Concurrenten M. zum Trotz gedichtet. So wie seiner Zeit M. dem alternden Menninger unentbehrlich geworden war, so wurde jetzt Hensler das Factotum Marinelli's und folgte diesem nach seinem Tode als Director des Leopoldstädter Theaters. Als M.

am 28. Januar 1803 in Wien starb, hinterließ er ein Vermögen von 400 000 fl.

Als Theaterdichter ist M. durchaus Gelegenheitsdilettant. Viel hat er nicht geschrieben. Zur Eröffnung seines Theaters schrieb er einen Einacter unter dem Titel „Aller Anfang ist schwer“ (gedruckt 1781), worin er dem Publicum sich selbst in seinem Cabinett, umgeben von seinen Schauspielern, im letzten Augenblick vor dem Beginn der Eröffnungsvorstellung vor Augen führte. Den muthlosen Director trösten die Seinen; das Theater verwandelt sich in die Bühne und M. entwickelt sein Programm; dann schwebt von oben her der kaiserliche Adler und es erscheinen Opferaltäre mit den Inschriften: „Liebe der Gönner“ und „Achtung des Publicums“. — Weniger gut ist ein anderes Vorspiel, betitelt „Der Anfang muß empfehlen“. In dem dreiactigen Lustspiele „Der Geschmack der Comödie ist unbestimmt“ erscheint Apollo inmitten von personificirten Begriffen (Geschmack, Humor, Krittelei u. dergl.). Ein hübscher Ansatz zu der später so prächtig ausgebildeten Wiener Localposse ist „Der Ungar in Wien“. Auch im Schaustück hat sich M. versucht; sein Drama „Don Juan oder der steinerne Gast, 1783 zum ersten Male aufgeführt, blieb bis 1819 ständig im Repertoir des Leopoldstädter Theaters. — Als Gründer, Wegbereiter und Festiger der neu beginnenden Wiener Volksdramatik von 1780 ab verdient M. ein dauerndes Andenken in der Geschichte des deutschen Theaters.

Wurzbach 16, 446. — Komorzynski, E. Schikaneder, S. 23 ff.

Egon v. Komorzynski.

Markovits: Iván*) (Johann Theodor) M., zweiter Vorsteher des stenographischen Büreaus des ungarischen Reichstages, geboren am 2. Juni 1838 in Kremnitz in Ungarn, † am 5. April 1893 in Budapest, erlernte 1854 während seiner Gymnasialzeit in Schemnitz die Nowak'sche Stenographie, wandte sich dann aber, nachdem er 1856 die Universität in Wien zum juristischen Studium bezogen hatte, der Gabelsberger'schen Stenographie zu und fand in ihr seinen Lebensberuf. Er wurde 1857 Mitglied des Gabelsberger'schen Centralvereins in Wien, der ihm von 1859 bis 1861 den Schriftführerposten übertrug und ihn 1859 nach Brünn sandte, um dort Unterricht in der Stenographie zu ertheilen und einen Verein zu gründen. Auch in Wien war M. als Parlamentsstenograph und Lehrer der Stenographie thätig, gab auch 1863 ein Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie heraus (4. Aufl. Wien 1888). Zu seinen Schülern in der Gabelsberger'schen Stenographie zählen u. A. die späteren Minister Freiherr v. Gautsch und Marquis v. Bacquehem. Sein Lebenswerk bildet die Uebertragung der Gabelsberger'schen Stenographie auf die ungarische Sprache, die er 1863 in den „Oesterreichischen Blättern für Stenographie“, dann 1864 in Buchform zuerst gemeinsam mit Prof. Ignaz Szombathy, in den folgenden Jahren allein veröffentlichte (Gyorsirászat Gabelsberger elvei szerint. 1867. 8. Aufl. 1877). Dieselbe gilt als eine der gelungensten Uebertragungen der Gabelsberger'schen Stenographie auf fremde Sprachen, sie wird dem Charakter der ungarischen Sprache in vorzüglicher Weise gerecht und erfreute sich eines großen Erfolges.

Im J. 1865 trat M. als Stenograph in das Stenographenbureau des ungarischen Reichstags ein und rückte hier 1868 bei der Neuorganisation des Stenographenbureaus zum ersten Revisor und 1886 zum zweiten Vorstand desselben auf. Er hatte inzwischen seinen Wohnsitz nach Budapest verlegt,

*) Johannes; im Ungarischen steht der Vorname hinter dem Familiennamen; die Wahl der Bezeichnung „Iván“ deutet auf slavische Abstammung hin.

übernahm 1867 den Vorsitz im Budapester Stenographenverein und entfaltete eine rege Wirksamkeit für die Verbreitung seiner ungarischen Uebertragung. Er ertheilte 1870 im Auftrage des Unterrichtsministeriums an 62 Mittelschullehrer stenographischen Unterricht und erwirkte die Einführung seiner Uebertragung in die ungarischen Schulen (laut Erlaß vom 2. Februar 1871 neben der Uebertragung des Stolze'schen Systems von Fenyvessy, dem ersten Vorstande des ungarischen Reichstagsstenographenbureaus); auch wurde M. 1870 Mitglied der Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie. Er selbst ertheilte den stenographischen Unterricht an der k. ungarischen Ludowika-Akademie und am Franz Joseph-Erziehungsinstitut. Auch leitete er die Zeitschriften „Gyorsirászat" (1864), „Gyorsirászáti Lapok" (1869) und „Gyorsiró (1874).

Neben dieser Thätigkeit für die ungarische Stenographie suchte M. auch auf die Fortbildung der deutschen Stenographie im Sinne einer wesentlichen Vereinfachung und größeren Regelmäßigkeit der Gabelsberger'schen Stenographie und einer Vereinigung der Gabelsberger'schen und Stolze'schen Systeme hinzuwirken. Schon im Wiener Centralverein vertrat er die sog. Dresdener Beschlüsse gegen die sog. Wiener Schreibweisen der Gabelsberger'schen Schrift, und gab mehrere Anregungen zu einer Weiterbildung der Dresdener Beschlüsse in dem „Magazin" und in den „Oesterreichischen Blättern für Stenographie". Dann unterstützte er 1867 die Faulmann'schen Radikalvorschläge, gab 1878 seine „Anträge zur Revision der deutschen Stenographie" in Buchform heraus und veröffentlichte in den Oesterreichischen Blättern für Stenographie 1881 und 1882 eine größere Arbeit über eine Aenderung der Zeichen p, f und t im Gabelsberger'schen Alphabet (der sog. Variabeln), indem er diesen Lauten von der Stellung zur Zeile unabhängige Schriftzeichen gab. Seine Ausführungen sind auch von Einfluß auf die Fortbildung der Gabelsberger'schen Stenographie wie der deutschen Stenographie überhaupt gewesen.

Vgl. Krumbein, Entwicklungesch. d. Gabelsb. Stenogr. 1901, S. 256. — Dresd. Corresp.-Bl. 1893, S. 47. — Oesterr. Bl. f. Stenographie 1893, S. 46—52. — Magazin 1893, S. 116—119. — Wacht 1893, S. 119 bis 123. — Westöstl. Rundschau, Berlin 1897, S. 297. — Die ungarischen Werke von Markovits bei Zeibig, Gesch. u. Litt. d. Geschwindschreibekunst, 2. Aufl. S. 297 ff. — Einen Vortrag von M. über die Entwicklung der Stenographie in Ungarn enthält der Bericht über den 3. internationalen Stenographencongreß in München 1890, S. 33 ff.

Johnen.

Markull: Friedrich Wilhelm M., Componist. Er ist am 17. Februar 1816 in Reichenbach bei Elbing geboren, wo sein Vater Organist war. Von ihm erhielt er auch den ersten Musikunterricht, den später der Organist Kloß und von 1833—35 Fr. Schneider in Dessau fortsetzten. 1836 wurde er als Organist an der Marienkirche in Danzig angestellt, und hier spielt sich sein Leben und Schaffen von nun an ab, bis zu seinem Tode am 30. April 1887. M. gehört zu den Künstlern, die in einem kleinen Kreise eine ausgebreitete und segensreiche Thätigkeit entfaltet haben, deren Name und Werke aber über diesen Kreis hinaus nur wenig bekannt geworden sind. Neben seinem Organistenamt war er als Chorleiter beschäftigt, war ein gesuchter Clavierspieler und Lehrer und schrieb auch lange Jahre Musikkritiken für die Danziger Zeitung. Seine Werke haben in seiner engeren Heimath zum Theil recht gute Erfolge gehabt. Es sind von ihnen zu nennen die Opern „Maja und Alpino" (Danzig 1843), „Der König von Zion" (1848), „Das Walpurgisfest" (Danzig 1855); ferner die Oratorien „Johannes der Täufer" und „Das

Gedächtniß der Entschlafenen", von denen das zuletzt genannte die Aufmerksamkeit Spohr's erregte, der es 1856 in Kassel aufführte. Unter seinen Symphonien ist die in C-moll in Mannheim mit einem Preise gekrönt. Im Druck erschienen sind außer dem „Gedächtniß der Entschlafenen" eine ganze Anzahl von Liedern und Männerchören, von Orgel- und Clavierwerken, sowie ein Choralbuch (1845), Werke, die ein solides Können, eine gute handwerkliche Tüchtigkeit bekunden. Carl Krebs.

Marlitt: E. M., Pseudonym für Eugenie John, wurde am 5. December 1825 zu Arnstadt in Thüringen geboren. Ihr Vater, von Natur ein geistig reich ausgestatteter Mann mit redlichem Streben nach Weiterbildung, hatte ein hervorragendes Talent zum Zeichnen, das aber leider nicht zur vollen Entwicklung gekommen war, da er von seinem strengen Vater in den kaufmännischen Beruf hineingezwungen wurde. Die Mutter, einer angesehenen Kaufmannsfamilie entstammend, war eine Freundin schöngeistiger Lectüre und der Musik, in erster Linie aber die sorgende Hand im Familienleben. Unter den Augen dieser Eltern, deren materielle Verhältnisse gerade nicht glänzend waren, wuchs M. heiter und lustig auf, und schon in den ersten Lebensjahren ließ ihre Stimme auf eine ungewöhnliche Begabung für den Gesang schließen. In der Schule entwickelte sich diese je länger je mehr, und auf Drängen des Gesanglehrers Stade wandte sich der Vater Marlitt's, dessen Augen auf dem Talent seiner Tochter wie auf einer erlösenden Macht vom mühseligen Kampfe ums Dasein ruhten, an die hochherzige, regierende Fürstin Mathilde von Schwarzburg-Sondershausen, die eifrige Beschützerin von Kunst und Wissenschaft, und bat die hohe Dame unter Darlegung der Verhältnisse, der mit reichen Stimmmitteln begabten, damals sechzehnjährigen Tochter die künstlerische Ausbildung zu vermitteln. Die Fürstin berücksichtigte das Bittgesuch, ließ nach erfolgter Prüfung durch den Bassisten Krieg vom Hoftheater M. nach Sondershausen kommen und sorgte für die Erziehung ihres Pfleglings in wahrhaft mütterlicher Art. Neben dem wohlgeordneten Schulunterricht ward der eifrig Lernenden Unterweisung im Clavierspiel durch den Kammervirtuosen Fetzer und im Gesange durch den Kammersänger Koch zu Theil. Ihre Fortschritte in den Musikfächern fanden die lebhafteste Anerkennung; aber gleichzeitig trat auch in ihren deutschen Arbeiten eine eminente Begabung für die Kunst der schriftlichen Darstellung hervor. So vergingen drei Jahre, und nun hielt die Fürstin es an der Zeit, daß das eigentliche Berufsstudium beginnen müsse. Sie nahm dazu Wien in Aussicht (1844), übergab hier M. als Pensionärin einer liebenswürdigen Familie und sorgte für ihre weitere Ausbildung im Gesange, in der italienischen Sprache, in Deklamation und Rhetorik. So konnte denn die junge Kunstnovize, die bereits 1846 unter den Augen ihrer hohen Beschützerin in Leipzig debütirt hatte, ihre Laufbahn als Bühnensängerin beginnen. Zuerst trat sie mit dem ihr verliehenen Prädicat einer fürstlichen Kammersängerin in Sondershausen auf, wirkte später unter dem Schutze ihrer sie begleitenden Mutter an den Bühnen von Linz, Graz, Lemberg u. s. w., um dann plötzlich auf ihrer kaum betretenen theatralischen Laufbahn Halt zu machen. Ein sich entwickelndes Gehörleiden, das zwar niemals bis zum Grade der Taubheit sich steigerte, wie wol hier und dort berichtet wird, das aber doch allen Heilwässern und jeglicher ärztlichen Kunst spottete, verschloß ihr die Rückkehr zur Bühne; nun nahm die Fürstin sie als Vorleserin und Reisebegleiterin an ihren Hof, in welchem Verhältniß M. hinreichend Gelegenheit hatte, die Welt kennen zu lernen und mancherlei Erfahrungen zu sammeln. Von 1853—1863 lebte sie theils in Friedrichsruh bei Oehringen,

theils in München, von wo aus alljährlich die Sommerfrischen in dem bairischen Oberlande besucht wurden, bis dann die finanziellen Verhältnisse der Fürstin diese endlich zwangen, ihre Hofhaltung einzuschränken und sich auch von M. zu trennen, die sie im Frühsommer 1863 unter Belassung ihres Gehalts entließ. Letztere fand nun Aufnahme in der Familie ihres Bruders Alfred, der als Lehrer an der Realschule in Arnstadt wirkte. Ihr war dieser Wechsel in ihrem Leben nicht gerade schmerzlich, da sie sich bereis einen neuen Lebensplan vorgezeichnet hatte. Infolge der Correspondenzen, die sie zu führen gehabt hatte, war sie von verschiedenen Seiten auf ihr Darstellungstalent aufmerksam gemacht und ihr der Rath ertheilt worden, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. So hatte sie denn in ihren freien Stunden mehrere Scenen ausgearbeitet, aus denen sich nun in ihrer Arnstädter Muße die Erzählungen „Schulmeisters Marie“ und „Die zwölf Apostel“ entwickelten. Sie sandte dieselben an Ernst Keil in Leipzig zum Abdruck in der von ihm redigirten „Gartenlaube“ und hatte die Freude, die zweite Novelle angenommen zu sehen (1865), während Keil von der ersteren, trotz ihrer großen Schönheiten, keinen Gebrauch machen wollte, da gerade in jener Zeit von Nachahmern Berthold Auerbach's das Gebiet der Dorfgeschichte über Gebühr gepflegt wurde („Schulmeisters Marie“ erschien zum ersten Male im Druck im 10. Bande von E. Marlitt's Gesammelte Romane und Novellen. Illustrirte Ausgabe; X, 1888—90). Gleichzeitig erbat Keil weitere Arbeiten der Verfasserin, und diese sandte darauf den inzwischen fertig gewordenen Roman „Goldelse“ ein. Keil glaubte dem Geschmack der Leser seines Blattes entsprechen und die Verfasserin bestimmen zu müssen, verschiedene Kürzungen an dem Romane vorzunehmen. Wenn dies auch geschah, so präsentirte sich doch die Buchausgabe von „Goldelse“ (1867) in der ursprünglichen, unverkürzten Fassung. Mit diesen beiden Veröffentlichungen hatte sich M. bereits die Theilnahme und den Beifall des lesenden Publicums in hohem Grade erworben, und es steht außer allem Zweifel, daß die „Gartenlaube“, in welcher sie ihre gesammten Arbeiten zuerst zum Abdruck brachte, ihre große Verbreitung — die Zahl der gedruckten Exemplare stieg von 1866—76 von 175 000 bis über das Doppelte — lediglich der Mitarbeiterschaft dieser Schriftstellerin zu verdanken hatte. Zunächst erschienen in rascher Folge die Novelle „Blaubart“ (später, 1869, mit der Novelle „Die zwölf Apostel“ u. d. T. „Thüringer Erzählungen“ herausgegeben), dann der Roman „Das Geheimniß der alten Mamsell“ (II, 1888), der die große Gartenlaubengemeinde im Sturme eroberte und ihren Beifall zum Enthusiasmus steigerte, und der Roman „Reichsgräfin Gisela“ (II, 1869). Von einer Zumuthung des Redacteurs der „Gartenlaube“, diese Arbeiten zu kürzen, war längst keine Rede mehr: das Publicum würde jetzt eine solche entschieden gemißbilligt haben. Recht bedauerlich war es, daß die Schriftstellerin in dieser Zeit öfter leidend war. Das Uebel, von dem sie heimgesucht ward, und das sich schon ein Jahrzehnt vorher angekündigt hatte, bestand in einer Auflagerung von Kalken in den Gelenken, die zwar jetzt schmerzlos waren, aber an der freien Bewegung der betroffenen Glieder hinderten. Das Stehen und Gehen wurde allmählich unmöglich und schließlich blieb die Kranke für immer an den Fahrstuhl gebannt. Dieser Umstand bewog sie denn auch, einen schon längst gehegten Plan zur Ausführung zu bringen, sich nämlich ein eigenes Heim zu schaffen, das ganz und gar ihren Bedürfnissen, namentlich auch in Bezug auf ihr körperliches Leiden, entspräche. So erhob sich denn bald in der Nähe von Arnstadt ihre Villa „Marlittsheim“, die sie im Juli 1871 beziehen, und in der sie mit reinster Herzensfreude ihren alternden Vater bis zu seinem Tode 1873 — die Mutter war schon 1853 gestorben — mit allem Comfort

umgeben und hegen und pflegen konnte. Inzwischen war ihr Roman „Das Heideprinzeßchen“ (II, 1872) erschienen, von dem der Freiherr v. Tauchnitz bald eine englische Uebersetzung in seine „Collection of British Authors“ aufnahm. Ihm folgten nach einer freiwillig auferlegten längeren Muße die Romane „Die zweite Frau“ (II, 1874), wohl das Meisterwerk der Schriftstellerin, „Im Hause des Commerzienrathes“ (II, 1877), „Im Schillingshof“ (II, 1879), „Amtmanns Magd“ (1881) und „Die Frau mit den Karfunkelsteinen“ (II, 1885). Alle diese Romane wurden in die verschiedensten europäischen Sprachen übersetzt, erlangten aber auch außerhalb Europas durch deutschen Nachdruck eine außerordentliche Verbreitung. Daß in mancher Uebersetzung die Tendenz des Romans geradezu vernichtet und in das Gegentheil verkehrt wurde, daß in erzkatholischen Ländern die Dichtung nach ultramontaner Anschauung förmlich umgemodelt und dadurch verballhornisirt wurde: diese Unverschämtheit mußte mit derselben Geduld ertragen werden, wie der mißglückte Versuch einiger deutscher Schriftsteller (Wollheim da Fonseca, Paul Blumenreich u. A.), die Romane der M. in dramatisirter Form auf die Bühne zu bringen. Seit dem Herbst 1886 kränkelte M. sehr viel, und am 22. Juni 1887 trat nach schwerem Dulden die Erlösung durch einen sanften Tod ein. Ihren letzten Roman „Das Eulenhaus“ (II, 1888) hat sie nicht mehr vollenden können; doch wurde er von einer andern Gartenlaube-Autorin, Bertha Behrens (W. Heimburg), mit großem Geschick nach eigener Erfindung vollendet, da ein Plan der verstorbenen Verfasserin nicht aufgezeichnet war.

M. hat als Schriftstellerin eine verschiedene, sich geradezu widersprechende Beurtheilung erfahren, doch sind die Stimmen, welche in wegwerfender Weise ihre Arbeiten besprechen, nur in verschwindend kleiner Zahl laut geworden; sie ertönten theils aus dem Lager orthodoxer Kreise, denen die liberale Haltung der „Gartenlaube“ und ihrer Mitarbeiter ein Stein des Anstoßes war, theils aus den Kreisen der Rivalen und Neider, die es nicht ertragen konnten, daß die durch sie repräsentirte realistische Schule von der seltenen Begabung einer deutschen Frau in den Schatten gestellt wurde. Aber während eine von einseitigem Glaubenseifer dictirte Kritik dieses oder jenes Geistlichen gegen die Romane der M. zeterte, geschah es wol, daß deren Frauen und Töchter daheim diese Romane mit der größten Andacht lasen, und der neidvolle, realisirende Schriftsteller verstummte sehr bald, als Männer wie Levin Schücking, Rudolf v. Gottschall, Friedrich Hofmann, O. Beta, J. V. Widmann u. A., vor allem aber der urwüchsige Gottfried Keller für die Schriftstellerin in die Schranken traten. M. hat entschieden — das geben selbst ihre Gegner zu — ein Erzählertalent, wie es bis dahin nur selten eine Frau in Deutschland entwickelt hat. Groß ist dieses Talent in der Schilderung der Localitäten, der Persönlichkeiten, des menschlichen Lebens und Treibens, groß auch in der Psychologie des menschlichen Herzens, besonders des Frauenherzens; und alles weiß uns die Dichterin in größter Lebendigkeit darzustellen. Auch der Stil ihrer Romane verdient alles Lob; „er ist frei von jeder Künstelei und Uebertreibung, fließend und frisch, von anmuthiger, dichterischer Belebung, ohne lyrische Extratouren, anschaulich und bezeichnend, edel und tadellos im Ausdruck wie in der syntaktischen Fügung“. Das geistige Gepräge ihrer Schöpfungen hat M. selber treffend charakterisirt in dem Vorwort zur „Reichsgräfin Gisela“; denn was sie dort über diesen Roman sagt, gilt mehr oder weniger auch für alle. Danach „bauen sich dieselben auf über den Grundideen der Humanität; sie versuchen die Menschenliebe zu wecken in den Gemüthern, die infolge angeborenen Hochmuths oder falscher Erziehung völlig vergessen, daß sie einen himmlischen Schöpfer, ein Vaterland, ein Jenseits mit ihren Brüdern gemein

haben, mit nichten aber Störer und willkürlich Hemmende einer Kette sein sollen, deren Anfang und Ende in Gottes Hand liegt". Daher vertritt die Verfasserin eine von verknöcherten Dogmen und Formen sich losringende, sittlich reine und ethische und damit eine wahrhaft religiöse Weltanschauung und bekämpft mit Nachdruck jene Charaktere, „die um persönlichen Vortheils willen nach der Wiederkehr alter verrotteter, menschenfeindlicher Institutionen ringen". Wenn sich aber der Reichthum der Erfindung eines Schriftstellers besonders in der Mannichfaltigkeit der Grundideen zeigen soll, so dürfte R. v. Gottschall wohl Recht haben, wenn er bei M. einen Mangel darin erblickt, daß ihren meisten Romanen das Schema der volksthümlichsten deutschen Sage, des „Aschenbrödel", zu Grunde liegt. Und doch hat gerade dieser Mangel zur freundlichen Aufnahme der Werke Marlitt's in bürgerlichen, ja selbst in dienenden und Arbeiterkreisen ganz außerordentlich beigetragen. „Denn die Vorliebe für diesen Sagenstoff ist nun einmal in der deutschen Gemüthsart begründet, und dieser ist ein unbestechliches Rechtsgefühl eigen, welches die Entrüstung über die unverdiente Zurücksetzung nie verleugnen kann und den endlichen Triumph verkannter oder gekränkter Unschuld mit Jubel begrüßt. Und wenn diese Unschuld überdies mit dem Reiz echter Innigkeit und Lieblichkeit ausgestattet ist, so bleibt ihre Anziehungskraft eine nachhaltige." An der Thatsache, daß Marlitt's Romane das Lob verdienen, zu den unterhaltendsten Werken der neueren erzählenden Litteratur gezählt zu werden, kann wohl nicht gerüttelt werden.

Eugenie John=Marlitt. Ihr Leben und ihre Werke (Gesammelte Romane und Novellen X, 399 ff.). — Die Gartenlaube, Jahrg. 1869, S. 825; Jahrg. 1887, S. 472; Jahrg. 1899, S. 136. — Rud. v. Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrh., 1892, 4 Bde., S. 594 ff.

Franz Brümmer.

Marquardsen: Heinrich M., Staatsrechtslehrer und hervortretender Parlamentarier, war am 25. October 1826 in Schleswig geboren (nach dem Kirchenbuch). Sein Vater, Weinhändler, später auch Senator in Schleswig, besaß ein kleines von den Voreltern übernommenes Landgut in der Nähe (Holm bei Treia). Seine Mutter stammte aus gleicher Gegend. So wünschten die Eltern, auch der Sohn, ihr einziges Kind, solle auf heimischer Erde bleiben und in die Fußtapfen der Vorfahren treten. Der Knabe mußte darum in landwirthschaftlicher Arbeit früh mit anpacken und durfte die Gelehrtenschule in Schleswig nicht besuchen. Allein mächtiger als die väterliche Bestimmung erwies sich des Jungen Wissenstrieb. Abends wenn die Familie zur Ruhe gegangen, saß er eifrig studirend in seiner Kammer. Ohne jede Hülfe ward aus Büchern älterer Vettern, die die Schule in Schleswig besuchten, Latein und Griechisch, Englisch, Französisch und Mathematik gelernt. Kaum 12 Jahre alt, machte der Knabe auf eigene Hand die Prüfung zur Aufnahme in Secunda. Der Wille des Vaters war gebrochen. Kaum 14 Jahre alt, ward M. Primaner und als solcher am 20. März 1842 im Dom confirmirt. 16½ Jahre alt, wurde er in Kiel immatrikulirt, wandte sich aber bald nach Heidelberg, der Stadt, die ihm die liebste seines Lebens wurde. Dort begründete M. seine Lebensfreundschaft mit Adolf Kußmaul, dem nachmaligen Kliniker, und Ludwig Karl Aegidi, dem engeren Fachgenossen. Am 2. Februar 1848 schloß M. seine Universitätsbildung durch seine Promotion zum Doctor beider Rechte der Heidelberger Facultät ab. Vangerow und Mittermaier waren die Lehrer gewesen, die ihn für die akademische Laufbahn begeisterten. Der Vorbereitung auf diese gehörten die Jahre 1848—51 mit Reisen nach Belgien und England, um in längerer eigner Anschauung und

Uebung das öffentliche mündliche Strafverfahren daselbst kennen zu lernen. Wintersemester 1851/52 habilitirte sich M. in Heidelberg mit einer Arbeit „über Haft und Bürgschaft bei den Angelsachsen“, die als Einleitung zu einer Geschichte des Habeas-Corpus-Rechtes gedacht war. Marquardsen's Vorlesungen betrafen Straf- und alsbald auch Völker- und Staatsrecht. An den allgemeinen Fragen der Rechtswissenschaft nahm M. durch Mitbegründung der zuerst 1855 erschienenen „Kritischen Zeitschrift für die gesammte Rechtswissenschaft“ theil. Ein Jahr vorher hatte er den eigenen Herd gegründet. 1857 zum Extraordinarius befördert, erhielt M. 1861 einen Ruf als ordentlicher Professor für Staatsrecht nach Erlangen. Er blieb dieser Universität bis ans Lebensende treu.

Die ersten Jahre entwickelte M. im neuen Amt eifrige und fruchtbringende Docententhätigkeit. Allein die schleswig-holsteinische Frage wurde 1863 acut. Ihn, den treuen Sohn seiner Heimath, packte es mächtig. Er trat hinaus ins öffentliche Leben. Unter Leitung von M. und Völk fand am 28. Februar 1864 eine Landesversammlung von etwa 7000 Baiern zu Erlangen statt, die für Erhaltung der Selbständigkeit der Herzogthümer sich einsetzte. Von 1868 an gehörte Marquardsen's Thätigkeit nahezu ausschließlich dem parlamentarischen Wirken. Am 27. April 1868 trat er für den Wahlkreis Fürth-Erlangen in das deutsche Zollparlament, am 21. September 1869 für den Wahlkreis Erlangen in die bairische Abgeordnetenkammer. Von 1871 ab war er Mitglied des Reichstages. Mitglied dieses blieb er, den ursprünglichen Wahlkreis später mit den Wahlkreisen Worms und Kusel vertauschend, bis zu seinem Lebensende. Aus dem bairischen Landtag schied er 1893, zuletzt den Wahlkreis Kempten vertretend.

Marquardsen's parlamentarische Thätigkeit hatte drei Richtungen. In erster Linie gehörte sie der Partei. National und liberal in der Worte bester Bedeutung, zählte er zu den berufensten Kräften der nationalliberalen Partei. Ihren verschiedenen Organisationen gehörte M. als Vorstandsmitglied bezw. (in Baiern) als Vorsitzender an. Innerhalb der Reichstagsfraction bestand seine vorwiegende Arbeit in informatorischen Vorträgen an die Genossen über schwebende Vorlagen. Mit das wichtigste Actenstück, das die Geschichte der Partei kennt, ist die einen Wendepunkt in ihrem Programm darstellende Heidelberger Erklärung vom 23. März 1884. Stammt ihr erster Entwurf von Miquel, so gab ihr M. die Fassung, in der sie mit nur einer Ergänzung auf dem Parteitag angenommen war. In zweiter Linie stand sein Antheil an den Reichstagsverhandlungen. M. wirkte in den verschiedensten Commissionen; in der über das Preßgesetz war er Berichterstatter; der Wahlprüfungscommission stand er durch mehrere Legislaturperioden vor. Im Plenum sprach M. hauptsächlich über juristische und allgemein politische Fragen. Drittens pflegte M. besonders die Vertretung der Partei gegenüber den übrigen Fractionen, Regierung und Presse. Nicht nur von den Parteien, auch von Bismarck war M. als Mittler in Vertrauensmänner-Versammlungen geschätzt. Seine freie, ungezwungene Art, in der M. nicht nur zu geben, sondern auch zu nehmen verstand, eignete ihn besonders hiezu. Hervorragend wirkte M. anonym als politischer Tages- und Parteischriftsteller. Die meisten kritisch würdigenden Artikel der „Kölnischen Zeitung“ über Reichstagsvorlagen, die Reichstagsberichte des gleichen Organs, in welchen die auftretenden Personen und der Lauf der Verhandlung prägnant, fein und vornehm geschildert wurden, hatten M. zum Verfasser. Von der bairischen Regierung wurden die politischen Verdienste Marquardsen's 1888 auch äußerlich durch Verleihung des

mit persönlichem Adel verbundenen Verdienstordens der bairischen Krone gekennzeichnet.

Begreiflich ist, daß bei solch reicher Thätigkeit im öffentlichen Leben für die Wissenschaft wenig Zeit blieb. Nichtsdestoweniger gab M. auch ihr Anregung. 1874 wurde M. zum Mitglied des Instituts für Völkerrecht gewählt. An dessen Versammlungen nahm er eifrigen Antheil. Ende der siebziger Jahre leitete M. die Herausgabe eines großen, seinen Namen tragenden Sammelwerkes, des „Handbuches des öffentlichen Rechts der Gegenwart“ aller Culturländer in die Wege. Die Absicht, selbst dafür eine Politik zu liefern, blieb unverwirklicht. Von den verwirklichten Ergebnissen seiner wissenschaftlichen Arbeit sei erwähnt Der Trentfall 1862, Das englische Oberhaus und die Wissenschaft 1862, Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874 mit Einleitung und Commentar, Spencer Einleitung in das Studium der Sociologie, 2 Theile übersetzt 1875, In memoriam (Erinnerungsblätter auf Vangerow und Mohl) 1886, Artikel Mohl in der A. D. B. XV (1887), Artikel Baco v. Verulam, Brougham in Bluntschli's und Brater's Staatswörterbuch 1857, eine eingehende Besprechung von Mohl's Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften Bd. II in der Zeitschrift für die gesammte Rechtswissenschaft 1857.

Am 30. November 1897 setzte zu Erlangen ein Gehirnschlag Marquardsen's vielgestaltetem Wirken das Ziel. Er starb am Tage vor der Eröffnung der Wintersession des Reichstags, an der sich M. noch eifrig hatte betheiligen wollen. Denn der Hauptberathungsgegenstand, die Militärstrafproceßreform, lag ihm besonders am Herzen. In seinem Plane war gestanden, nach ihrer Erledigung dem Parlamentarismus Lebewohl zu sagen und Lebenserinnerungen zu schreiben. Der Tod griff früher ein.

Nekrologe von H. Rehm in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897 Nr. 291, im Juristischen Litteraturblatt (Beil.) v. 15. April 1898, in Paul Stettenheim's Biogr. Jahrb. u. Dtsch. Nekrolog, 2. Bd. 1898, S. 411 ff.

Hermann Rehm.

Marsson: Theodor M., Botaniker, geboren zu Wolgast in Neuvorpommern am 8. November 1816, † zu Berlin am 5. Februar 1892. Als Sohn eines Apothekers wandte sich M. dem väterlichen Berufe zu, studirte in Gießen unter Liebig Chemie und Pharmacie und übernahm dann nach Vollendung seiner Studien die Wolgaster Apotheke. Schon während seiner Vorbereitungszeit beschäftigte sich M. eingehend mit der Flora seiner Heimathsprovinz und der Insel Rügen und lieferte aus diesen Gegenden werthvolles Material für die 1840 erschienene „Flora von Pommern und Rügen“ von Dr. W. L. E. Schmidt. Nachdem er sich selbständig gemacht, richtete er drei Jahrzehnte hindurch seine wissenschaftliche Thätigkeit auf die Vertiefung in die gleiche Aufgabe. Es erwuchs daraus das von ihm 1869 veröffentlichte Werk: „Flora von Neuvorpommern und den Inseln Usedom und Rügen“. Hiermit war für ein Gebiet, das bis dahin nur lückenhaft bekannt war und das durch seine Berührung atlantischer Pflanzenformen mit solchen der pontischen Vegetation auch eine pflanzengeographische Bedeutung beansprucht, ein annähernd vollständiges Bild geschaffen worden. Neben den von M. selbst gesammelten Pflanzen fanden auch die Beiträge seines Freundes L. Holtz und des Dendrologen Zabel ausgiebige Verwerthung. Gleiche sorgfältige Beachtung schenkte M. auch den Fragen der Nomenclatur und gab Beweise seiner ausgedehnten Litteraturkenntniß. Noch in späteren Jahren erfüllte es ihn mit Freude, wenn er von neuen Pflanzen in seinem Florengebiete oder neuen Fundstellen schon bekannter Arten Nachricht erhielt. In Anerkennung seiner Leistungen verlieh ihm die Greifswalder Universität 1856 anläßlich ihrer 400jährigen

Jubelfeier die Ehrenwürde eines Doctor philosophiae. Nachdem M. um das Jahr 1870 seine Apotheke verkauft hatte, zog er sich in das Privatleben zurück und siedelte zunächst nach Greifswald, später nach Berlin über. In beiden Städten trat er mit den Vertretern der Naturwissenschaften in regen Verkehr und suchte durch Benutzung der ihm hier gebotenen Hülfsmittel, der Sammlungen und Institute, seine wissenschaftlichen Studien zu fördern. Diese wandten sich jetzt mehr mikroscopischen Forschungen zu. Auf Grund seiner Untersuchungen über die paläontologischen Formen in der Rügener Kreide entstanden seine von der Kritik gelobten Arbeiten über die Foraminiferen (1878), die Ostrakoden und Cirripeden (1880), sowie über die Bryozoen (1889), von denen er eine ganze Reihe neu aufgefundener Formen beschrieb. Seine letzte wissenschaftliche Thätigkeit bezog sich wieder auf eine Gruppe lebender Organismen und zwar auf die mikroscopische Welt der Diatomeen. Es war ihm aber nicht mehr beschieden, seine Arbeit hierüber zu vollenden und deren Ergebnisse zu veröffentlichen. Doch erlahmte sein Interesse an der botanischen Wissenschaft nicht, als Alter und Krankheit ihm das selbständige Sammeln erschwerten. Bis zum Jahre 1888 war M. noch als Mitglied der seitens der Deutschen Botanischen Gesellschaft gegründeten Commission für die Flora von Deutschland als Referent für das baltische Gebiet thätig. Dann mußte er es jüngeren Kräften überlassen. Im 76. Lebensjahre raffte den fleißigen Forscher nach längeren Leiden der Tod dahin.

Nachruf von L. Holtz, Verhandlungen des Botan. Vereins der Provinz Brandenburg XXXIII, 1891, S. LIV, LV. — B. Ascherson, Berichte der Deutschen Botan. Gesellsch. XX, 1892, Geschäftsbericht I, S. 30—33.

E. Wunschmann.

Martin von Prag, Inquisitor um 1400. Im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts hat bekanntlich die Kirche unter dem thatkräftigen Beistande der Luxemburger eine allgemeine Verfolgung der fast in allen deutschen Landschaften weit verbreiteten waldensischen Secte ins Werk gesetzt. Neben dem Coelestiner Petrus Zwicker (s. A. D. B. XLV, 535) hat bei dieser Verfolgung der Altarpriester der Marienkirche vor dem Teyn in der Prager Altstadt, Martinus, als Inquisitor in hervorragender Weise mitgewirkt. Um 1380 begegnen wir ihm als Glaubensrichter in Regensburg, im folgenden Jahrzehnt und bis zum Jahre 1401 in Franken, Thüringen, Oberösterreich, Steiermark und Ungarn, meist als Genossen Petrus Zwicker's. Vermuthlich ist mit ihm identisch der böhmische Priester Martin, der schon 1371—1373 die Straßburger Beginen verfolgte, vielleicht auch der zu Ende des 14. Jahrhunderts öfter als Inquisitor genannte Martinus von Amberg, dessen „modus predicandi" sich in einer Handschrift der Hof- und Staatsbibliothek zu München (clm. 3764) findet.

J. Doellinger, Beiträge zur Sectengeschichte des Mittelalters, Bd. II (München 1890), S. 378. — H. Haupt, Waldenserthum u. Inquisition im südöstl. Deutschland (Freiburg 1890), S. 57 ff., 82 ff. u. die dort angef. Quellen.

Herman Haupt.

Martin: Philipp Leopold M., geboren 1815, widmete sich dem Präpariren der Naturproducte und machte sich in weiten Kreisen durch seine Leistungen der Darstellung ausgestopfter Thiere bekannt. 1869 bearbeitete er die 3. Auflage des Werkes von C. L. Brehm „Die Kunst Vögel als Bälge zu bereiten". Hieraus entstand sein mit vielem Beifall aufgenommenes Werk: „Die Praxis der Naturgeschichte", Weimar, 1. Bd. Taxidermie 1869; 2. Bd. Dermoplastik und Museologie 1870; 3. Bd. Naturstudien 1878—82. Aber M. begnügte sich nicht mit der Praxis, sondern er suchte auch das Leben der

Thiere zu erforschen und veröffentlichte eine Reihe interessanter Abhandlungen namentlich in den Zeitschriften „Die Natur“ und „Der zoologische Garten“. Sein Hauptwerk, welches er in Verbindung mit Dr. Heincke, Dr. Knauer und Dr. Rey herausgab, war seine: „Illustrirte Naturgeschichte des Thierreichs“, Leipzig 1882, ein Werk, welches weite Verbreitung fand und, obwol populär, doch ein streng wissenschaftliches Gepräge trägt.

M. starb am 7. März 1885 in Stuttgart. W. Heß.

Martini: Martin M., von verschiedenen Geschichtschreibern des Jesuitenordens auch Martinsohn oder Martinez, von den Chinesen Wei genannt, Missionar, Geograph und Historiker, wurde 1614 von deutschen Eltern in Trient geboren. Ueber seine Jugend ist nichts bekannt. Am 8. October 1632 trat er zu Rom als Novize in die Gesellschaft Jesu ein und genoß im Collegium Romanum den üblichen Bildungsgang der Ordenszöglinge. Daneben wurde er von Athanasius Kircher privatim in Mathematik und Naturwissenschaften unterrichtet. Da er hervorragende Geistesgaben zeigte und sich in wenig Jahren eine umfassende Gelehrsamkeit aneignete, wurde er von seinen Oberen für die Mission in China bestimmt, der man damals die befähigtsten Köpfe zuwies. 1638 schiffte er sich in Lissabon ein und gelangte unter vielen widrigen Zufällen nach Goa, wo er sich mehrere Jahre aufhielt. Neben seiner Missionsthätigkeit beschäftigten ihn namentlich magnetische und astronomische Beobachtungen. 2 Briefe, in denen er über die von ihm wahrgenommenen Abweichungen der Magnetnadel unter verschiedenen Breiten, über Sonnenflecke, Sternbilder des südlichen Himmels und Dämmerungserscheinungen berichtete und die er seinem Lehrer Kircher übersandte, veröffentlichte dieser auszugsweise in seinem Werke „Magnes sive de arte magnetica“, Romae 1654, S. 316—318 und 348—350. Nach einem weiteren Aufenthalte auf den Philippinen traf M. endlich 1643 in China ein. Hier herrschten damals sehr unruhige Zeiten. Von innen her ward das Reich durch blutige Empörungen erschüttert, von außen durch einen siegreichen Einfall der Mandschu, welche 1644 die Ming-Dynastie stürzten, Peking eroberten und einen neuen Kaiser einsetzten, der die Jesuiten begünstigte und ihnen einen großen Einfluß auf die Regierungsangelegenheiten einräumte. Nachdem sich M. einigermaßen mit Sprache und Sitte des Volkes vertraut gemacht hatte, trat er große Reisen an, die ihn, wie es scheint, durch alle Provinzen des weiten Reiches führten. Er benutzte diese Wanderungen nicht nur zu Missionsversuchen, sondern auch zu wissenschaftlichen Beobachtungen, namentlich zur Vornahme astronomischer Ortsbestimmungen. Da er regen Verkehr mit den Eingebornen unterhielt, eignete er sich allmählich eine so umfassende Kenntniß ihrer Sprache an, daß er versuchen konnte, einige Abhandlungen über Wesen und Eigenschaften Gottes, über die Unsterblichkeit der Seele, sowie verschiedene polemische und moralische Tractate in chinesischer Sprache zu veröffentlichen. Auch verfaßte er eine chinesische Grammatik, die aber nicht im Druck erschienen ist. Wegen dieser tüchtigen Leistungen wurde er nach einigen Jahren zum Superior der Mission in Hang-tcheou ernannt. Hier hatte er viel durch die sogenannten Accomodationsstreitigkeiten zu leiden, die unter den Missionaren über verschiedene rituelle Fragen ausgebrochen waren. Die bekehrten Chinesen wünschten nämlich ihren altgewohnten Ahnencultus, die Verehrung ihres großen Morallehrers Confucius und die ihnen geläufige Benennung Gottes durch das Wort Himmel beizubehalten. Die weltklugen Jesuiten gaben ihren Proselyten in diesen Punkten nach, die gleichfalls als Missionare wirkenden Dominicaner und Franciscaner dagegen lehnten jedes Zugeständniß als Abfall

von der reinen katholiſchen Lehre ohne weiteres ab. Die Meinungsverſchiedenheit zwiſchen beiden Parteien bildete eine Quelle endloſer Zwiſtigkeiten, und die gegenſeitige Erbitterung wurde noch dadurch vermehrt, daß ſich die Jeſuiten andauernd der höchſten Gunſt des Hofes erfreuten und ihre Gegner mit Erfolg von derſelben fernzuhalten wußten. Die Dominicaner ſandten deshalb ihren Ordensgenoſſen Moralez nach Rom, der es durchſetzte, daß die Inquiſition ein Verbot der chineſiſchen Riten ausſprach und Papſt Innocenz X. dieſe Entſcheidung beſtätigte. Als dieſe Kunde nach China gelangte, beſchloſſen die dortigen Jeſuiten, Berufung gegen das ihnen gefährlich erſcheinende Urtheil einzulegen. Zu dieſem Zwecke ſandten ſie 1651 ihren Mitbruder M. als Procurator der Miſſion nach Rom ab. Dieſer hatte eine ſehr gefahrvolle Heimreiſe zu überſtehen. Da er in Macao kein portugieſiſches Schiff antraf, das nach Europa abſegelte, begab er ſich zunächſt nach den Philippinen und wartete hier mehrere Monate, bis er ein ſpaniſches Schiff fand, das ihn mitnahm. Im ſüdchineſiſchen Meere aber wurde daſſelbe von holländiſchen Seeräubern ausgeplündert. M., der mit Mühe ſein Leben und ſeine mitgeführten Manuſcripte rettete, wurde als Gefangener nach Batavia gebracht. Hier erlaubte man ihm, da er der holländiſchen Colonialverwaltung wichtige Mittheilungen über die politiſchen Vorgänge im Innern Chinas während der letzten Jahre machte, nach längerem Warten am 1. Februar 1653 auf einem holländiſchen Schiffe nach Europa zurückzukehren. Während der monatelangen Ueberfahrt beſchäftigte er ſich mit der Sichtung und Verarbeitung ſeiner Aufzeichnungen und mit der Anfertigung von Karten der einzelnen Provinzen Chinas. Gegen Ende der Reiſe wurde das Schiff durch ſchwere Stürme nach Norden verſchlagen, ſo daß es nicht in Holland, ſondern in Norwegen landete. Von hier aus begab ſich M. über Deutſchland, Belgien und Frankreich nach Rom. Hier verhandelte er theils mit der Propaganda und den Inquiſitionsbehörden wegen der chineſiſchen Riten, theils vollendete er als Früchte ſeines achtjährigen Aufenthaltes in China mehrere Schriften über die Geſchichte und Geographie dieſes Reiches, die berechtigtes Aufſehen erregten und darum mehrere Ausgaben und Ueberſetzungen erlebten. Zuerſt erſchienen zwei wenig bedeutende Arbeiten kleineren Umfangs, welche offenbar nur dazu dienen ſollten, die oberflächliche Neugierde weiter Kreiſe zu befriedigen: „Brevis relatio de numero et qualitate Christianorum apud Sinas“ (Rom 1654, Köln 1655) und „Zeitung auß der newen Welt oder Chineſiſchen Königreichen“ (Augspurg 1654). Noch in demſelben Jahre veröffentlichte er in lateiniſcher Sprache nach eigenen Erlebniſſen und nach den Mittheilungen ſeiner Ordensgenoſſen eine ausführliche Beſchreibung des ſiegreichen Einfalls der Mandſchu und der inneren Unruhen, die China in den Jahren 1616—1644 bis zum freiwilligen Tode des letzten Kaiſers der Ming-Dynaſtie erſchüttert hatten. Das dem König Caſimir von Polen gewidmete Werk iſt betitelt „De bello Tartarico historia“. Die erſte Ausgabe erſchien 1654 in Rom. Weitere lateiniſche Ausgaben folgten noch in demſelben Jahre in Antwerpen, Köln und Wien, im nächſten Jahre in Rom und in Amſterdam, ſowie 1661 wiederum in Amſterdam. In deutſcher Ueberſetzung erſchien das Buch 1654 in München, 1654 und 1655 in Amſterdam, ſowie 1696 in Hamburg als Anhang zu Adam Olearius, Viel vermehrte Moſcowitiſche und Perſianiſche Reiſebeſchreibung; engliſch 1654 in London als ſelbſtändiges Werk und 1655 ebendort als Anhang zu Alvarez Semedo, The History of that great and renowned monarchy of China; franzöſiſch 1656 in Amſterdam, ſowie 1667 in Lyon und Paris als Anhang zu Alvarez Semedo, Histoire universelle de la Chine; holländiſch 1654 in Delft und in Antwerpen, 1655 in Utrecht,

1656 und 1660 in Amsterdam; italienisch 1654 in Mailand und 1655 in Palermo; spanisch 1659 in Amsterdam und 1665 in Madrid; portugiesisch 1657 in Lissabon; endlich schwedisch 1674 in Wijsingsborg.

1655 begab sich M. nach Amsterdam, um sein 2. Hauptwerk, den großen Atlas von China („Novus Atlas Sinensis“) fertig zu stellen und den Stich und Druck der Karten in der berühmten Officin des Johannes Blaeu zu überwachen. Beides gelang vorzüglich, so daß der Atlas noch heute als ein werthvolles Denkmal der alten holländischen Kartographie geschätzt wird. Er erschien seit 1655 in zahlreichen meist undatirten Ausgaben in Großfolioformat mit Titelblatt und Text in lateinischer, französischer, holländischer und spanischer Sprache theils einzeln, theils in den verschiedenen Ausgaben der großen Cosmographia Blaviana. Das Werk ist dem Erzherzog Leopold Wilhelm von Oesterreich gewidmet. In der Einleitung sagt M., daß er es aus 15 chinesischen geographischen Werken zusammengearbeitet und durch die Ergebnisse seiner eigenen Reisen ergänzt und berichtigt habe. Es enthält eine für jene Zeit vortreffliche Uebersichtskarte des chinesischen Reiches, 15 Karten der einzelnen Provinzen Chinas und eine Karte von Japan und Korea. Zur Erläuterung ist ein sehr ausführlicher Text beigegeben, der eine Beschreibung Chinas, seiner Nebenländer und seiner Bewohner, sowie der einzelnen Provinzen und der wichtigsten Städte enthält. Dann folgt ein „Catalogus longitudinum et latitudinum omnium locorum imperii Sinici, quorum fit in nostris mappis mentio“, ein Verzeichniß von fast 2000 Längen- und Breitenbestimmungen, die natürlich bei weitem nicht alle auf eigenen Messungen Martini's, sondern meist auf Berechnungen nach den Entfernungsangaben der chinesischen Quellenwerke beruhen und darum zum Theil sehr fehlerhaft sind. Als Anhang ist allen Ausgaben Martini's oben erwähnte Schrift über den tartarischen Krieg beigefügt. Dieser Atlas blieb bis auf du Halde's Description de la Chine (Paris 1735) und d'Anville's Nouvel Atlas de la Chine (la Haye 1737) das beste Werk in seiner Art und war ein volles Jahrhundert hindurch eine werthvolle Fundgrube für alle Kartographen. Noch heute ist er die vollständigste geographische Einzelbeschreibung von China, die wir besitzen, und sein Verfasser verdient mit vollem Rechte den Ehrennamen des Vaters der geographischen Kenntniß von China, den ihm Richthofen beigelegt hat. Einzelne Theile des Atlas wurden von anderen Autoren neu herausgegeben. Den gesammten Text ohne die Karten druckte Melchisedek Thevenot in französischer Uebersetzung als Description géographique de l'empire de la Chine in seinen Relations de divers voyages curieux (Paris 1672 und 1696) T. II, P. III, 1—216 ab. Ein Abschnitt, der über die Mandschurei handelt, erschien als Relation de la Tartarie orientale in den beiden Ausgaben des Sammelwerkes Recuil de voyages au nord, Amsterdam 1715, III, 142—185 und ebendort 1732, IV, 365—413. Zwei andere Abschnitte über Japan und Korea nahm Christoph Arnold in seine Wahrhaftige Beschreibung dreyer mächtigen Königreiche, Japan, Siam und Corea (Nürnberg 1672) auf (S. 347—356 und 883—900).

Nach der Vollendung des Atlas kehrte M. von Amsterdam nach Rom zurück. Hier waren unterdessen die Verhandlungen über die Frage der chinesischen Riten zum Abschluß gekommen. Da er nachgewiesen hatte, daß die von seinen Ordensgenossen in China gestatteten Gebräuche nichts mit dem Götzendienst zu thun hätten und ihr Verbot das Christenthum in China äußerst gefährden würde, erhielt er am 23. März 1656 ein vom Papst Alexander VII. bestätigtes Decret der Inquisition, welches die Beobachtung und Beibehaltung jener Gebräuche unter der Bedingung erlaubte, daß sie nicht

als religiöse, sondern nur als bürgerliche Ceremonien betrachtet und ohne jede Beimischung von Aberglauben verrichtet würden. Hocherfreut, durch seine Bemühungen seinem Orden zum Siege über die Gegner verholfen zu haben, beschloß M., nach China zurückzukehren, um die Botschaft selbst zu überbringen. Zuvor aber vollendete er ein Werk, das ihn schon seit Jahren beschäftigt hatte, eine in Decaden getheilte chronologische Geschichte des chinesischen Reiches auf Grund der chinesischen Originalquellen. Die erste Decade, welche den Zeitraum von der Entstehung des Reiches bis etwa um die Zeit der Geburt Christi umfaßt, erschien mit einer Widmung an den Kaiser Leopold als „Sinicae historiae decas prima“ in lateinischer Sprache 1658 in München und 1659 in Amsterdam, in französischer Uebersetzung 1692 in Paris. Ob die übrigen Decaden im Manuscript vollendet wurden, ist unbekannt. Zum Druck sind sie offenbar nicht gelangt.

1656 begab sich M. von Rom nach Portugal. Hier schlossen sich ihm 17 junge Missionare an, die er nach China geleiten sollte, darunter der später berühmt gewordene Ferdinand Verbiest. Die meisten erlagen unterwegs den Beschwerden und Gefahren der Reise. M. selbst fiel im südchinesischen Meere in die Hände von Seeräubern, die ihn ausplünderten und zwei Jahre lang gefangen hielten. Erst 1658 erreichte er den Hafen von Macao. Nachdem er seine Ordensgenossen von dem glücklichen Erfolge seiner Sendung benachrichtigt hatte, begab er sich in seinen Missionsbezirk und setzte mit frischen Kräften das Missionswerk fort. Besonders machte er sich durch die Erbauung und Ausschmückung vieler Kirchen verdient. Doch zog er sich infolge übermäßiger Anstrengungen eine schwere Krankheit zu, der er trotz aller Bemühungen seiner Mitbrüder und der chinesischen Aerzte am 6. Juni 1661 in der Stadt Hangtcheou erlag. Er war ein Mann von seltenen Talenten und großer Menschenfreundlichkeit. Noch heute gilt er mit Recht als einer der besten Geographen und Geschichtschreiber unter den Missionaren des 17. Jahrhunderts.

A. G. Camus, Mémoire sur la collection des grands et petits voyages et sur la collection des voyages de Melchisedech Thevenot, Paris 1802, p. 317—324. — v. Wurzbach, Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich XVII (1867), S. 39—40. — F. v. Richthofen, China, Berlin 1877, I, 674—677. — Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Nouvelle édition par C. Sommervogel. V (1894), Sp. 646—650. — A. Huonder, Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts. Freiburg 1899, S. 191. Viktor Hantzsch.

Marx: Jakob M., katholischer Theologe und Historiker. Geboren am 8. September 1803 zu Landscheid im Kreise Wittlich bei Trier, vorgebildet auf der Elementarschule seines Heimathortes, dem Gymnasium und Priesterseminar zu Trier, sowie durch einen längeren Aufenthalt in Wien wurde M. im J. 1836 auf den Lehrstuhl für Kirchengeschichte und Kirchenrecht am Priesterseminar zu Trier berufen, um in dieser Stellung volle 33 Jahre bis in das Jahr 1870 hinein zu verbleiben. Den Rest seines Lebens verbrachte er im Schoße des Trierer Domcapitels als dessen Secretär und Verwalter der Dombibliothek. Daneben bekleidete er seit 1869 die Stelle eines bischöflichen Officials. Er starb am 15. Februar 1876. — Die wissenschaftliche Bedeutung Marx' liegt weniger in einer großen Zahl kleiner Publicationen — ein genaues Verzeichniß gibt die unten angeführte Lebensskizze — als in dem umfassenden Geschichtswerke, welches er der Geschichte seines Heimathlandes widmete, „Geschichte des Erzstiftes Trier, d. i. der Stadt Trier und des trierischen Landes als Churfürstentum und als Erzdioecese von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1816“. Bd. 1—5. Trier, Lintz 1858—64. Das

Werk gliedert sich in drei Abtheilungen. Die erste behandelt „Die Geschichte der Stadt Trier und des trierischen Landes von der Zeit der römischen Herrschaft in demselben bis zum Beginn der Regierung des letzten Kurfürsten (Clemens Wenzeslaus 1768—1816)". Sie umfaßt zwei Bände. Gibt Bd. I in der Hauptsache die politische Geschichte von Stadt und Land bis 1580, so befaßt sich Bd. II mit einzelnen Verhältnissen, dem Gerichts-, Militär-, Sanitäts- und Schulwesen im Trierer Lande vor der französischen Revolution. Die zweite Abtheilung, Bd. III und IV des Werks, enthält die Geschichte der Abteien, Klöster und Stifte. Die dritte endlich, gebildet durch den einen Bd. V, führt die Geschichte vom Regierungsantritt des letzten Kurfürsten (1768) — voran geht als Einleitung ein Vorwort, welches kurz die Geschichte des Trierer Landes von 1648 ab darstellt, — bis zum Einsetzen der preußischen Herrschaft im J. 1816. Für die beiden ersten Abtheilungen war M. tüchtig vorgearbeitet durch die Gesta Trevirorum von Müller und Wyttenbach, die fünf Foliobände umfassende Historia diplomatica Hontheims, die Annalen der Jesuiten Brower und Masen, Scotti's Sammlung der Gesetze und Verordnungen und Blattau's Statuta synodalia, für den Schlußband war M. fast ganz auf sich selbst angewiesen. Aber auch die Bände I—IV bezeugen auf Schritt und Tritt die selbständige Lektüre der von seinen Vorgängern benutzten Quellen. Den Kern des Werkes bildet die zweite Abtheilung, die Geschichte der Klöster und Stifte des Trierer Landes. Sie ist heute noch wie Bd. V dem Forscher unentbehrlich, während die erste Abtheilung (Bd. I—II) in ihren Grundanschauungen und im Detail durch eine Fülle von Einzeluntersuchungen überholt und antiquirt ist. Der Standpunkt des Verfassers ist der streng katholische. Den Tendenzen der Aufklärung und der in ihrem Geiste geschriebenen Trierischen Geschichte Wyttenbach's steht M. feindlich gegenüber. Für die Berechtigung des Ringens des Laienelements um die Führerschaft in der deutschen Cultur fehlt ihm das Verständniß. Aber M. ist nicht ultramontan. Man vergleiche zum Beispiel seine Kritik des von der französischen Politik im Einvernehmen mit dem Papstthum gegen Ludwig den Baier und die deutsche Kaiserkrone gerichteten Vorhabens (Bd. I, S. 148). Ein anonymer Biograph, der ihm persönlich nahe gestanden haben muß, weiß ihm eine warme Vaterlandsliebe nachzurühmen. In der Beurtheilung seiner litterarischen Gegner berührt die Objectivität wohlthuend, mit welcher er Verfasser und Werk von einander scheidet. (Vgl. z. B. Bd. V, S. 559 ff.) Den Mangel methodischer Schulung ersetzte z. Th. eine gesunde kritische Ader, wie sie sich z. B. in seiner Behandlung der Ueberlieferungen über das Alter des Trierer Bisthums im ersten Bande äußert, die ihm manche Gegnerschaft im katholischen Lager eintrug. Im Ganzen muß Marx' Werk für seine Zeit eine tüchtige Leistung genannt werden. Die Ehrungen, welche ihm seitens der Universität Breslau im J. 1863 durch Ernennung zum Dr. theol. honoris causa, seitens der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier, in deren Jahresberichten einige kleinere Untersuchungen Marx' niedergelegt sind, durch Wahl zum Vicepräsidenten im J. 1867 zu Theil wurden, waren verdiente Anerkennungen.

Marx, Die Ringmauern und Thore der Stadt Trier. Nebst einer Lebensskizze des Verfassers. Trier, Lintz, 1876. — Trierische Zeitung und Trierische Landeszeitung vom 16. Februar 1876.

Gottfried Kentenich.

Marxsen: Eduard M., Componist und Clavierpädagoge. M. ist in Nienstädten bei Altona am 23. Juli 1806 geboren. Sein Vater war dort Organist und unterrichtete ihn selbst in der Musik, wollte aber, daß er Theologie studire und gestattete ihm erst im 19. Jahre, seinem starken Trieb

zur Tonkunst zu folgen. Unverdrossen wanderte der lernbegierige Jüngling den zwei Meilen weiten Weg von Nienstädten nach Hamburg, um bei Joh. Heinr. Clasing Unterricht zu nehmen, doch soll er, da ihm die Vertretung seines kränklichen Vaters an der Orgelbank anvertraut war, in drei Jahren nicht mehr als 70 Lectionen gehabt haben. 1830 ging er nach Wien, um sich bei Seyfried in der Theorie und bei Bocklet im Clavierspiel weiter zu bilden und ließ sich dann in Hamburg als Clavierlehrer nieder. Er war ein vorzüglicher Spieler und lag dabei auch fleißig der Composition ob. Ueber hundert Werke hat er geschrieben, von denen siebzig veröffentlicht sind: eine Operette „Das Forsthaus“, Symphonien, Ouvertüren, Männerchöre, neun Sammlungen Lieder und sehr viele Clavierstücke, namentlich Variationen und Phantasien, auf „Brillanz“ zugeschnittene viel gespielte Sachen. Er hatte auch den Einfall, Beethoven's Kreuzer-Sonate zu instrumentiren und das fehlende Scherzo durch den zweiten Satz der B-dur-Sonate op. 106 zu ersetzen. Diese „Symphonie“ wurde in Leipzig aufgeführt und von R. Schumann merkwürdig milde beurtheilt (Ges. Schr. 4. Aufl. II, 17 f.); nur gegen die Einfügung des Scherzos wendete sich Schumann sehr energisch. Drei Impromptus für die linke Hand allein (op. 33) waren Dreyschock gewidmet und haben nach Schumann (a. a. O. II, 173) einen ziemlich gelegentlichen, flüchtigen Anstrich, während drei Stücke (Pièces fugitives) günstiger beurtheilt werden. Seine „Hundert Variationen über ein Volkslied“ ließ sein Schüler Brahms hinter seinem Rücken 1883 drucken und machte ihm damit eine große Freude. M. ist weiteren Kreisen erst dadurch bekannt geworden, daß er Brahms im Clavierspiel und in der Composition unterrichtet und seine ersten Schritte mit hohem Verständniß und liebender Sorgfalt geleitet hat. Mit dem Ruhm des Schülers wuchs zugleich der des Lehrers.

Vgl. La Mara, Musikalische Studienköpfe in „Brahms“, und Max Kalbeck, Johannes Brahms, I, 26 ff.

Carl Krebs.

Märzroth: Dr. M., Pseudonym für Moriz Barach, deutschösterreichischer Schriftsteller und Dichter, wurde zu Wien am 21. März 1818 geboren und erhielt seine Ausbildung ebendaselbst. Nachdem er die sogenannten philosophischen Studien beendet, wandte er sich schriftstellerischen Arbeiten zu und erwies für Gedichte, Novellen und namentlich Humoresken ein hübsches Talent, weshalb er sich der Aufmerksamkeit des damals in Wien besonders hochgeschätzten M. G. Saphir sowie auch A. Bäuerle's und des feinsinnigen Ignaz Jeitteles erfreute. Bald war B., welcher von 1838 seine Arbeiten unter dem genannten Pseudonym Dr. Märzroth veröffentlichte, Mitarbeiter vieler Wiener und ausländischer Journale, zumal in der zu jener Zeit so viel gelesenen Wiener Theater-Zeitung finden sich Jahre hindurch verschiedene seiner Skizzen und Humoresken, ebenso in Saphir's beliebter Zeitschrift Der Humorist. Nach 1848 und nachdem sich M. vermählt hatte, siedelte er nach Baden bei Wien über, wo er auch als Mitglied der Gemeindevertretung auf communalem Gebiete anerkannt thätig war, kehrte aber wieder nach Wien zurück. Der Tod einer geliebten Tochter, die als Musikkünstlerin große Begabung zeigte, veranlaßte ihn auch diesen Wohnsitz aufzugeben und im J. 1870 nach Salzburg zu ziehen. Dort lebte er seinen schriftstellerischen Arbeiten, aber sonst zurückgezogen, nur in einem kleingeselligen Kreise verkehrend und wurde anläßlich seines 40jährigen Dichterjubiläums viel gefeiert. Er bezog durch mehrere Schriftstellervereine eine Ehrenpension, die knapp zum Lebensunterhalt ausreichte. Ein Schlaganfall machte am 14. Februar 1888 seinem Leben ein

Ende. Das unter Betheiligung der ersten Kreise Salzburgs veranstaltete feierliche Leichenbegängniß besorgte die Schillerstiftung.

M. hatte schon 1847 und 1848 eine humoristisch-satyrische Veröffentlichung begründet, welche unter dem Titel: „Brause-Pulver. Album für Drollerien und Pikanterien“ mit Zeichnungen von E. Young in Wien erschien und worin neben einigen humoristischen Aufsätzen auch Beiträge in Poesie und Prosa von J. G. Seidl, O. Prechtler, Gräffer, Kaltenbrunner und anderen Wiener Schriftstellern aufgenommen waren. Außerdem gab er die Zeitschriften „Der Komet“ und „Die Komische Welt“ heraus, beide erschienen aber nur kurze Zeit. Ein besonderes Geschick bekundete M. für kleine Gedichte in niederösterreichischer und salzburger Mundart, wobei er den volksthümlichen Ton gut zu treffen wußte. Er gab in dieser Richtung heraus: „Lieder, Bilder und Geschichten. Gedichte in niederösterreichischer Mundart“ (1859). — „Bitt' gar schö' — Singa lass'n! Gedichte in Salzburger Mundart“ (1878; 2. Auflage 1883) und zeigte ein ursprüngliches hübsches Talent, das auch freundliche Anerkennung fand. Von hochdeutschen Gedichtsammlungen Märzroth's sind zu nennen das „Liederbuch ohne Goldschnitt“ (1856; 2. Auflage 1882), „Satans Leier“ (1860) und das Liederbuch: „Weltlust. Historietten, Schwänke und Lieder eines heiteren Vaganten“ (1883), in dem besonders die eigentlichen lyrischen Stücke Frische und Heiterkeit aufweisen, während mancher erzählte Schwank in Versen den Leser ergötzt. — Am bemerkenswerthesten dürfte M. als Erzähler kleinerer Geschichten und Novellen zu bezeichnen sein, in denen er vielfach das Wiener Leben schildert und worin er uns mit manchen lebenswahren Gestalten aus diesem Leben bekannt macht. Viele seiner Erzählungen sind in den Münchener „Fliegenden Blättern“ erschienen. Sammlungen solcher Geschichten und Skizzen bilden die „Geister und Gestalten aus dem alten Wien“ (1868); „Schattenbilder aus Alt- und Neu-Wien“ (1872); „Lachende Geschichten“ (1880—82) 4 Hefte und „Neu-Decameron. Allerlei Geschichten“ (1887). — Außerdem hat M. einige komische Volkskalender herausgegeben und von 1864 an den einst vielverbreiteten humoristischen Kalender Saphir's fortgesetzt. Auch ein kleines pädagogisches Schriftchen: „Zur Reorganisation des Erziehungwesens“ von M. ist zu verzeichnen. Seine Vielseitigkeit erwies er endlich durch mehrere Lustspiele wie: „Nur Raffinement“, „Compromittirt“, „Bittschriften“, „Eine unruhige Nacht“, „Lucretia Borgia“, „Der Biberhof“ und „Eine Million für einen Erben“. — Zahlreiche Feuilletons aus Märzroth's Feder finden sich auch in der „Salzburger Zeitung“ und im „Salzburger Volksblatt“.

Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. I und ausführlicher Bd. XVI. — Brümmer, Lexikon d. deutsch. Dichter u. Prosaisten, Bd. 2. — Salzburger Volksblatt 1888, Nr. 36: Nekrolog von Joh. Ev. Engl.

A. Schlossar.

Masius: Hermann M., Pädagog und vielseitiger Schriftsteller, † am 22. Mai 1893. M. wurde am 7. Januar 1818 in Trebnitz bei Könnern (Saalkreis, Prov. Sachsen) als Sohn eines kleinen Steuerbeamten geboren. Der Vater hatte 1813 als Freiwilliger in der Lützow'schen Freischar den Freiheitskrieg mitgemacht. Mit elf Jahren, Herbst 1829, kam der Sohn in das Hallische Waisenhaus als Hauszögling und Schüler der berühmten Latina (lateinischen Hauptschule). Unter den Lehrern übte den mächtigsten Einfluß auf ihn F. A. Eckstein. Diesem gleich tüchtigen Lehrer und Gelehrten blieb er zeitlebens eng verbunden und traf mit ihm später in Leipzig, wo Eckstein seit 1863 als Rector die Thomasschule leitete und zugleich als Professor der classischen Philologie wirkte, wieder zusammen. Dort widmete er dem ver-

dienten Lehrer nach dessen Ableben (15. November 1885) in den Neuen Jahrbüchern für Pädagogik einen warmen Nachruf. Auf der Schule hatte M. anfangs mit Kränklichkeit zu kämpfen, für die das eingezogene Anstaltsleben und die damals noch gar spartanische Anstaltskost wenig zuträglich war. Ostern 1837 verließ der Jüngling die Schule mit einem guten Zeugnisse, das dem Schüler u. a. „schönes poetisches Talent" und „große Veranschaulichungsgabe" bekundete. Er bezog nunmehr als Studiosus der Theologie die Universität Halle. Als solcher hatte er sich zu entscheiden zwischen der von A. Tholuck beherrschten pietistischen und der durch J. A. L. Wegscheider und W. Gesenius vertretenen rationalistischen Richtung. Dieser, die damals auch in den Franckischen Stiftungen vorwaltete, schloß er sich mit Ueberzeugung an, ohne jedoch, wie sein gesammtes späteres Wirken beweist, dadurch an der ihm eigenen Tiefe und Wärme des Gemüthes und an geschichtlichem Sinne Schaden zu leiden. Bei der geringen Beihülfe, die er von Hause genoß, war er auf Stipendien und auf eigenen Verdienst aus Privatstunden und Unterricht, den er als sog. Stundenlehrer an den Franckischen Stiftungen ertheilte, angewiesen. Auch einige akademische Preise gewann er durch litterarische Arbeiten, von denen die lateinische „Lobrede auf Scharnhorst" 1842 sogar gedruckt erschien. Er dachte einige Zeit daran, sie zu einer ausführlichen Biographie Scharnhorst's auszugestalten, gab aber den Plan wieder auf wegen der Schwierigkeit, die erforderlichen archivalischen Unterlagen zu gewinnen. Das akademische Studium beschloß er 1842 nicht, wie ursprünglich beabsichtigt war, mit einer theologischen Prüfung, sondern, da er sich inzwischen für das höhere Lehramt als Lebensberuf entschieden hatte, mit dem Examen pro facultate docendi. Das damit erworbene Zeugniß rühmt besonders seine hervorragende Befähigung für den deutschen Unterricht.

Nur kurze Zeit blieb er noch in Halle am Pädagogium beschäftigt und trat Herbst 1843 als Lehrer an die Realschule zu Annaberg in Sachsen über, um jedoch, da seine dortige feste Anstellung von einem ergänzenden Examen abhängig gemacht ward, schon Ostern 1844 als Lehrer am Gymnasium zu Salzwedel in den preußischen höheren Schuldienst zurückzukehren. Als solcher vermählte er sich damals mit Albertine Weibezahl, Tochter eines Cantors. Diese nach dem Zeugnisse ihres Sohnes geistig sehr hochstehende, seltene Frau, die später auch der eifrigen litterarischen Thätigkeit ihres Gatten verständnißvoll zu folgen vermochte, blieb ihm in überaus glücklicher Ehe fast ein halbes Jahrhundert verbunden. Erst im fünfzigsten Ehejahre löste der Tod des Gemahles das schöne Band. In den neun Jahren seines Lehramtes zu Salzwedel unter den Directoren Danneil und Jordan bewährte sich M. als tüchtigen, anregenden Lehrer der Jugend. Die allgemeine Annahme, daß nur die Ungunst der herrschenden Richtung in jenen Jahren der Reaction rascher Beförderung des hervorragenden jungen Lehrers im Wege stehe, stellte ihn in den Augen seiner Schüler noch höher. Ueberdies erwarb er damals rasch litterarischen Ruf durch zwei Werke, die noch bis in die Gegenwart fortleben: das „Deutsche Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten" (3 Bde., 11. Aufl. 1890) und die „Naturstudien". Von dem Lesebuche, das Wilhelm Wilmanns noch 1871 wenigstens in seinen prosaischen Theilen für das beste der vorhandenen erklärte, erschien der erste Band 1846. Es fand weite Verbreitung besonders in Sachsen und Baiern und hat manchen Herausgebern ähnlicher Sammelwerke als Muster, wol auch als bequeme Fundgrube gedient. — Die Naturstudien entstanden aus einem Aufsatze: „Charakteristik der deutschen Waldbäume", den der sinnige, wanderfrohe Beobachter als Beigabe zum Jahresberichte des Salzwedeler Gymnasiums 1849 lieferte. Dieser Aufsatz wurde

über alles Erwarten beifällig aufgenommen. Ein Erfolg, der seinen Verfasser ermuthigte, ihm noch Charakterbilder aus der Thier- besonders aus der Vogelwelt sowie in einer zweiten Reihe norddeutsche Vegetations- und Landschaftsschilderungen und neue Bilder aus der Thierwelt zu gesellen. Das Ganze erschien 1852 unter dem Titel: „Naturstudien. Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt" bei Friedrich Brandstetter in Leipzig. Der Standpunkt des Verfassers ist in der Hauptsache der ästhetische. Aber auch der naturkundliche wie der cultur- und litterargeschichtliche Gesichtspunkt sind beachtet und dem Humor sein gutes Recht gewahrt. Aus der glücklichen Mischung ist ein Werk entstanden, das sofort beim ersten Erscheinen durch seine frische Eigenart überraschte und in weiten Kreisen ansprach, auch noch immer viele neue Freunde findet. Es verdient, schon der meisterhaften Sprache wegen, einen bleibenden Ehrenplatz in der deutschen Litteraturgeschichte der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Gewidmet war es in seinen ersten Auflagen den Freunden Wilhelm Osterwald und Hermann Allmers. Im ersten Jahre bereits war eine zweite Auflage nöthig; von der dritten (1857) an sorgte der Verleger für angemessenen Bilderschmuck (von G. Hammer und K. Krüger). Später in Leipzig fügte M. einen zweiten Band hinzu. Das Werk warb auch außerhalb Deutschlands, ins Englische und Holländische übersetzt, einen Kreis dankbarer Leser. Sieben Jahre nach dem Tode des Autors, an der Schwelle des neuen Jahrhunderts (1900), durfte dessen Sohn die zehnte Auflage des ersten, die dritte des zweiten Bandes besorgen; hoffentlich noch lange nicht die letzten.

Die unzureichende Besoldung (330 Thaler jährlich!) veranlaßte M. trotz der angenehmen collegialischen Verhältnisse und der dankbaren Liebe seiner Schüler von Salzwedel Herbst 1853 als Conrector an die Realschule zu Stralsund überzugehen, von wo er jedoch bereits ein Jahr später nach Halberstadt zog, um dort die Direction der höheren, städtischen Mädchenschule zu übernehmen, die er sechs und ein halbes Jahr führte. In dieser Zeit übernahm er mit einer Anzahl sorgfältig gewählter Mitarbeiter die Herausgabe des Albums: „Der Jugend [anfangs: Des Knaben] Lust und Lehre" (Glogau bei Flemming 1859—65), das jedoch nicht die erwartete und wol auch verdiente Aufnahme fand. Das in Halberstadt kaum minder spärliche Einkommen bei steigenden Ansprüchen der anwachsenden Familie nöthigte wiederum, nach auswärts auszuschauen. Von Dresden wurde ihm die Stelle des Directors der städtischen Realschule I. Ordnung in der Neustadt angeboten, und gern siedelte er im Frühjahre 1860 in die sächsische Königs- und Kunststadt über. Währte der Aufenthalt auch hier nur drittehalb Jahre, so war doch diese Zeit für M. besonders glücklich. Die geselligen Verhältnisse gestalteten sich günstig. Unter den dortigen Freunden hebt der Sohn besonders hervor den Litterarhistoriker und Kunstkenner Hermann Hettner, den Director Klee und den Landschaftsmaler K. Krüger, der an dem Bildschmucke für die Naturstudien wesentlich betheiligt war. Hier meinte der Vielgewanderte, dessen empfänglichem Gemüthe es auch die landschaftlichen Reize der Umgegend bald angethan hatten, seine bleibende Statt gefunden zu haben. Da traf ihn unerwartet 1862 ein ehrenvoller Ruf der eigenen Landesregierung. Längst war in den Reihen der Lehrer der Wunsch verbreitet, an den deutschen Hochschulen die Pädagogik als gleichberechtigte besondere Wissenschaft vertreten zu sehen. Bis dahin war die Erziehungswissenschaft fast überall von philosophischen und theologischen Professoren nebenher vorgetragen worden; und es ist bis heute an vielen Universitäten dabei geblieben. Nur hie und da erwählte ein Privatdocent oder ein Honorarprofessor die Pädagogik als Hauptfach. Be-

sonders von der Schule Herbart's war das Bedürfniß würdigerer und wirksamerer Vertretung immer wieder betont; und aus ihr zumeist waren die Männer erstanden, die sich ganz oder vorzugsweise zu der jungen Wissenschaft bekannten. Vor allem in Jena waren K. G. Brzoska († 1839) und K. V. Stoy hervorgetreten; in Leipzig wirkte in gleichem Sinne Tuiskon Ziller, ursprünglich Jurist, seit 1854 als Privatdocent für Pädagogik. Der verdiente Cultusminister Freiherr v. Falkenstein hatte nun soeben die Gründung einer ordentlichen Professur für Pädagogik in Leipzig durchgesetzt und berief M. als ersten Inhaber auf den neuen Lehrstuhl. Die wichtigsten Typen der höheren Lehranstalten waren dem vielseitigen Schulmanne aus eigener Praxis vertraut. Eingehende Kenntniß des Seminarwesens durfte er durch Revision der damals schon bestehenden sächsischen Lehrerbildungsanstalten, mit der ihn der Minister betraute, erwerben. Der Erwählte besann sich nicht, dem Rufe zu folgen. October 1862 trat er das neue Amt an und erreichte damit die Stelle, die er dreißig Jahre lang mit reichem Erfolge ausfüllte.

Leicht wurde es ihm in Leipzig nicht gemacht, sich durchzusetzen. Die Regierung hatte einseitig die neue Nominalprofessur begründet und deren ersten Träger erkoren. Das konnten diesem die älteren Professoren nur schwer vergessen. Dazu kam der Gegensatz der Herbartianer aus der Schulpraxis, die sich gegen ihn desto enger um ihren Dictator Ziller, seit 1868 unter der Firma des „Vereines für wissenschaftliche Pädagogik“ scharten. Nur allmählich überwand der Eindruck seiner Tüchtigkeit und seines ebenso ehrenhaften wie liebenswürdigen Charakters diese Hindernisse und ließ ihn festeren Boden gewinnen. Zwei Mal erwählten ihn dann die Collegen zum Procancellarius, und manche unter diesen, wie der Historiker Georg Voigt, der romanische Philolog Adolf Ebert, der Philosoph Max Heinze, der Sprachforscher Ernst Windisch, der Jurist Otto Müller, traten ihm im Laufe der Jahre persönlich näher. Von der Erneuerung der Freundschaft mit seinem Lehrer F. A. Eckstein, der nebenamtlich auch der Universität angehörte, und mit dem er 1863 nach dessen Berufung von Halle nach Leipzig hier das königliche pädagogische Universitätsseminar begründete, war schon oben die Rede. Seine Collegien — je vierstündig „Erziehungslehre“ und über zwei Semester erstreckt „Geschichte der Pädagogik, daneben je ein einstündiges Publicum —, stets sorgfältig vorbereitet, aber frei und klar vorgetragen, waren gut besucht, obwol neben Eckstein und Ziller noch der Theolog Rudolf Hofmann und seit 1871 der russische Staatsrath L. v. Strümpell über Pädagogik lasen.

Auch in dieser Leipziger Zeit war M. eifrig und vielseitig als Schriftsteller thätig. Schon in Dresden hatte er die Leitung des populären Sammelwerkes „Die gesammten Naturwissenschaften“ (Baedeker, Essen, 3 Bde.; 3. Aufl. 1873—77) übernommen, an dem Mädler, Quenstedt u. A. mitarbeiteten und zu dem er selbst die Zoologie stellte. Noch früher hatte er sich mit W. Oertel (W. O. von Horn) zur Herausgabe eines Volksblattes „Die Maje“ (Wiesbaden 1858—65) vereinigt. Nochmals versuchte er es mit einem Album für die reifere Jugend, von dem jedoch wegen mangelnden buchhändlerischen Erfolges im Anfange der siebziger Jahre nur zwei Bände unter dem Titel: „Mußestunden“ erschienen, obwol M. dafür Männer wie Emanuel Geibel, Paul Heyse, Oskar Jäger zu Mitarbeitern hatte. Auch ein „Geographisches Lesebuch“ (Halle 1871) brachte es nicht über den ersten Band (Abtheilung I), obwol es von Oskar Peschel warm empfohlen ward. Für das Prachtwerk des Bruckmann'schen Verlages: „Deutscher Wald und Hain in Wort und Bild“ (München 1871) lieferte M. den Text zu Fischbach's Zeichnungen deutscher Waldbäume. Ein Jahr später erschien: „Luftreisen von Glaisher, Flam-

marion, Fouriette und Tissandier" (Leipzig 1872). Näher lag seiner wissenschaftlichen akademischen Thätigkeit die Herausgabe der „Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik" mit Alfred Fleckeisen (Leipzig, Teubner), deren philologischer Section Alfred Fleckeisen seit 1855 vorstand, für deren pädagogische M. 1863 hinzutrat. Zu der großen „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens" von K. A. Schmid steuerte er den umfangreichen und gründlichen Schlußartikel über Ulrich Zwingli (2. Aufl. 1877) bei und zu desselben Herausgebers weit angelegter „Geschichte der Erziehung" (Bd. II, Abtheilung I, 1892) das auf eindringenden Studien beruhende Capitel über die „Erziehung im Mittelalter". Als letztes Buch gab der Greis ein Jahr vor seinem Tode noch eine Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen heraus unter dem Titel „Bunte Blätter. Altes und Neues" (Halle 1892).

Der rastlose Fleiß des Mannes ist umsomehr zu bewundern, wenn wir aus dem Kreise der Seinigen vernehmen, daß er stets kränklich und oft ernstlich krank war. Daß er diese Stürme immer wieder überstand und die Freudigkeit zu emsiger Thätigkeit wiedergewann, war nach dem Zeugnisse des dankbaren Sohnes nur möglich durch die liebevolle, aufopfernde Pflege der treuesten Gattin, die stets von neuem die Sorge zu bannen wußte. Der siebzigste Geburtstag wurde im engsten Familienkreise gefeiert und blieb sonst unbeachtet. Die fünfundzwanzigste Wiederkehr des Tages seiner Ernennung zum ordentlichen Professor beging er nicht als Jubiläum. Im J. 1889 verlieh der König dem bescheidenen Gelehrten, der nie nach äußeren Ehren gestrebt hatte, den Titel eines Geheimen Hofrathes. Am 2. Pfingsttage 1893 erlag der Fünfundsiebzigjährige einer schweren Influenza.

M. theilte im Tode das Schicksal so mancher vielseitiger und dabei friedlicher und stiller Geister, die sich weder einer bestimmten Partei verschreiben, noch auf ein enges Gebiet des Wissens beschränken mögen. Sein Heimgang wurde überall mit Bedauern in der Presse erwähnt. Aber ein eigentlicher Nekrolog scheint nirgend erschienen zu sein. Der einzig überlebende Sohn, Prof. Dr. Alfred Masius zu Döbeln, der mehr Verdienst um das vorstehende Lebensbild hat als der hierunter genannte Verfasser, weiß nur von einem Nachrufe. Alfred Biese, schreibt er, widmete („Kieler Zeitung" 1893) dem „Veteranen des Idealismus" warme Worte, die das tiefste Verständniß seiner Persönlichkeit bekunden. Masius' Nachfolger in der Leitung der „Jahrbücher", Richard Richter — nur dies finde ich hinzuzufügen —, sagt in dieser Zeitschrift: „Mein ehrwürdiger Vorgänger war bei der Vielseitigkeit des pädagogischen Interesses und Verständnisses, die ihn auszeichnete, besonders berufen, den in ihrer Mannigfaltigkeit schwer zu befriedigenden Bedürfnissen unserer Zeitschrift zu dienen. Das Friedfertige und Maßvolle seines Wesens machte ihn geneigt und geschickt, im Widerstreite der Richtungen eine vermittelnde Stellung einzunehmen, im Sturme und Drange der Reformbestrebungen der Pädagogik der Jahrbücher einen conservativen Zug zu erhalten. Diese Vorzüge seiner Geschäftsführung sollen mir vorbildlich sein, ohne daß ich darauf verzichten möchte, mit unserer Zeit fortzuschreiten". Sander.

Matras: Josef M., berühmter Wiener Komiker. M. ist am 2. März 1832 in Wien geboren worden. Er war der Sohn eines Schneiders und kam noch als Knabe zu seinem Oheim, einem Gastwirth in der Josefstadt in Wien. Fleißiges Arbeiten — das ihm eine lebenslängliche schiefe Körperhaltung eintrug — ließ M. gar bald zum Kellner avanciren und die Lust an Theater und Bänkelsängerei, die ihn jeden Sparpfennig zum Besuche des nahegelegenen volksthümlichen Josefstädter Theaters verwenden ließ, machte ihn bald zu einem tüchtigen Volks- und Coupletsänger, der erst bei den Stammgästen des Wirths-

hauses beliebt war, endlich aber auf und davon ging. 1852 erntete M. auf einer Reise nach Krems, St. Pölten und Klosterneuburg große Triumphe, und am 15. August wurde er von dem berühmte Volkssänger Kwapil als Theilnehmer an seiner Gesellschaft engagirt. Ein neuerliches Wanderleben führte ihn nach Wels, Pest und andere Orte, wo er als Sänger und Chorist sein Leben fristete. Im Mai 1855 etablirte er sich wieder in Wien als Volkssänger in Gemeinschaft mit seinem Freunde Johann Fürst, und als Fürst seine „Singspielhalle" im Prater — das heutige „Lustspieltheater" — begründete, wurde M. Sänger daselbst. Von dort aus engagirte ihn Director Ascher als Komiker an das Carltheater, und diese Bühne war es, an der M. seinen Ruhm begründete. Er galt bald als ein nahezu unübertrefflicher Komiker; seine Stärke lag keineswegs in der Uebertreibung und in der Caricatur, sondern in dem unerschütterlichen Ernst, den er unter allen Umständen bewahrte, und in der Consequenz, mit der er sich in den darzustellenden Charakter einzuleben wußte. Männer wie Laube haben ihn einen Meister auf seinem Gebiete genannt und sein Name war in aller Mund; im Verein mit Knaack und Blasel war M. der bedeutendste Komiker seiner Zeit. Leider zeigten sich bald Spuren geistigen Verfalls und im J. 1882 verlor M. während einer Vorstellung der Posse „Die Vorlesung bei der Hausmeisterin" das Gedächtniß, sodaß die Vorstellung nur unter großen Schwierigkeiten zu Ende geführt werden konnte. Am 5. October 1882 mußte er in eine Irrenanstalt gegeben werden, wo er langsam völlig verblödete und am 29. September 1887 starb.

Eisenberg, Bühnenlex. S. 653. — Neue Freie Presse, 27. Oct. 1882.

Egon v. Komorzynski.

Mattes: Wenzeslaus M., katholischer Theologe, geboren am 24. September 1815 zu Renquishausen in Württemberg (Oberamt Tuttlingen), † am 20. November 1886. Er studirte in Tübingen und wurde am 16. September 1840 zum Priester geweiht; Dr. theol. et phil. Nach einer einjährigen wissenschaftlichen Reise wurde er am 22. October 1844 Repetent am Wilhelmsstift (kath.-theol. Convict) in Tübingen; er erhielt auch die Erlaubniß, Vorlesungen über Philosophie zu halten. Wegen einer am 8. September 1845 zu Renquishausen gehaltenen Primizpredigt (nachher gedruckt unter dem Titel: „Was ist der Priester?" Tübingen 1846), die wegen ihrer streng kirchlichen Haltung Mißfallen erregte, wurde er von dem kgl. katholischen Kirchenrath am 3. Februar 1846 seiner Stelle enthoben (vgl. darüber Histor.-polit. Blätter, 17. Bd. 1846, S. 384 ff.) und war einige Zeit Pfarrverweser in Mögglingen (Oberamt Gmünd). Am 15. December 1846 wurde er Professor der Theologie am Priesterseminar in Hildesheim, 1854 auch Regens desselben. 1860 in die Diöcese Rottenburg zurückgekehrt, wurde er am 18. December 1860 Pfarrer in Böttingen (Oberamt Spaichingen), am 27. Juni 1866 Stadt- und Garnisonspfarrer in Weingarten; 1868—71 war er auch Schulinspector für Ravensburg, 1868—71 und 1876 Landtagsabgeordneter für Waldsee; Mitglied des Vorstandes der philosophischen Section der Görres-Gesellschaft.

Von M. erschienen in der Tübinger Theologischen Quartalschrift die Arbeiten: „Günther und sein Verhältniß zur neuen theologischen Schule" (1844, S. 347 ff.); „Einwirkungsrecht der Staatsgewalt auf das Kirchenvermögen" (1845, S. 235 ff.); „Das Christliche in Plato" (1845, S. 479 bis 520); „Die alte und die neue Scholastik" (1846, S. 355—406, 576 ff.); „Das Studium der Philosophie an den katholisch-theologischen Facultäten" (1847, S. 365 ff.); „Die Ketzertaufe" (1849, S. 571 ff.; 1850, S. 24—69); „Zur Lehre des Justinus Martyr über die Erbsünde" (1859, S. 367—407). In den Jahren 1850—51 war er Mitherausgeber der von den Hildesheimer

Professoren der Theologie herausgegebenen „Theologischen Monatsschrift“ und neben Gams der thätigste Mitarbeiter dieser Zeitschrift, die nach zwei Jahrgängen ihr Erscheinen wieder einstellte. Außer umfangreichen Recensionen und den programmatischen Einführungsartikeln zu den beiden Jahrgängen enthält dieselbe von ihm die Arbeiten: „Die Schulfrage“ (I, 1850, S. 357 bis 375, 445—472); „Das Wachsthum Jesu“ (I, 1850, S. 558—576, 629 bis 662); „Zur Einleitung in die Dogmatik“ (I, 1850, S. 907—930); „Die Unbegreiflichkeit der christlichen Dogmen“ (II, 1851, S. 85—113); „Pädagogische Skizze“ (II, 1851, S. 623—639); „Aphorismen über die Verwaltung der Sacramente“ (II, 1851, S. 1033—1048). M. war ferner einer der Hauptmitarbeiter der ersten Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte (Freiburg, 1847—1856) für das Gebiet der Dogmatik, Dogmengeschichte und Philosophie; von seinen zahlreichen Artikeln seien hier folgende umfangreichere Arbeiten genannt: „Gerechtigkeit und Heiligkeit des Menschen“ (IV, 433—443); „Hermes und Hermesianismus“ (V, 127—136); „Jesus Christus“ (V, 571—592); „Messias“ (VII, 104—117); „Mysterien“ (VII, 428—437); „Mystik“ (VII, 437—448); „Opus operatum“ (VII, 796—804); „Pantheismus“ (VIII, 75—88); „Philosophie“ (VIII, 409—425 und XII, 974—984); „Roscellin“ (IX, 388—397); „Scholastik“ (IX, 701—761); „Symbolische Bücher“ (X, 561—574); „Tatian“ (X, 644—661); „Taufe“ (X, 661—682); „Teufel“ (X, 770—785); „Theologie“ (X, 863—875); „Theologie, teutsche“ (X, 875—886); „Thomas von Aquino“ (X, 911—931); „Transsubstantiation“ (XI, 133—163); „Wahrheit“ (XI, 769—781); „Dinge, die vier letzten“ (XII, 284—294); „Sacramentalien“ (XII, 1065—1078); „Sündlosigkeit Jesu“ (XII, 1163—1175). Mit einigen herübergenommenen Artikeln ist er auch in der zweiten Auflage des Werkes vertreten. Für Aschbach's Kirchenlexikon schrieb er die Artikel: „Hinkmar, Erzbischof von Rheims“ (III, 281—291) und „Ketzertaufe“ (III, 771—779).

Neher, Personal-Katalog der Geistlichen des Bisthums Rottenburg, 3. Aufl. (Schw.-Gmünd 1894), S. 78.

Lauchert.

Matthaei: Karl Johann Konrad Michael M. (Mattei), Aesthetiker, Hofmeister und Erzieher, Hofrath und Legationsrath. Er wurde 1744 in Nürnberg geboren. Sein Vater war ein aus Fürth gebürtiger Jude Namens Simon Geithel, der sich nebst seinem Söhnlein Samson am 21. September 1748 öffentlich in der Barfüßerkirche zu Nürnberg mit dem Zunamen Matthaei taufen ließ und dem Kinde die Namen Karl Johann Konrad Michael beilegte. Am 18. Februar 1762 wurde M. an der Hochschule zu Altdorf, am 24. April 1765 — also ein Semester vor Goethe's Ankunft — in Leipzig, am 18. October 1765 in Halle inscribirt. Als Hallenser Student besuchte er öfters den Prediger Lange zu Laublingen, den Stifter der Hallischen Gesellschaft zur Beförderung der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. Von Halle kehrte er nach Leipzig zurück, wo Gellert und Weiße seine Gönner waren. Ostern 1768 gingen seine Universitätsjahre zu Ende. In der Hallischen Matrikel wird Theologie als sein Studium angegeben; daß er aber „bloß humaniora studirte“, bezeugt er selbst in seinem ersten Briefe an Bodmer vom 5. November 1768. Gleich hier sei erwähnt: durch M. kam Bodmer, wie dieser in seinem Tagebuche hervorhebt, mit Friedrich Schmit in Bekanntschaft, und Matthaei's Bemühungen vornehmlich ist Bodmer's Aussöhnung mit Weiße zu danken. Im Frühjahr 1768 war M. in Zittau als Hofmeister in einem angesehenen Kaufmannshause zum ersten Male in dem Berufe thätig, in dem er später es zur Berühmtheit bringen sollte. In Zittau befreundete er sich mit Kretsch-

mann und ermunterte diesen, als er das Dichten aufgeben wollte, sich weiterhin der Dichtkunst zu widmen; Kretschmann widmete ihm 1771 seine Sammlung „Scherzhafte Gesänge“. Im Sommer 1768 lebte M. in Kassel, wo er Raspe zum Freunde hatte. Im Herbst desselben Jahres kam er als Hofmeister in das Haus der Freifrau v. Friesen auf Roetha bei Leipzig. Den größeren Theil des Winters 1769/70 brachte die Friesen'sche Familie in Dresden zu, wo Hagedorn Matthaei's vorzüglichster Umgang war. Ende des Jahres 1770 siedelte er mit dem jungen Baron nach Braunschweig über, der dort das Carolinum besuchte. Im Frühjahre 1773 wurde die Universität Wittenberg, nach zweijährigem Aufenthalt daselbst die Universität Leipzig bezogen. Im Frühjahr 1776 treffen wir M. in Niedersachsen wieder; Boie meldet ihn als „einen braven Jungen voll Kenntniß und Wärme“ bei Bürger an. Im Juli 1776 finden wir M. in Weimar, wo er einen Brief von Kestner Goethe überbringt. Am 23. Juni 1777 wurde ihm der 9½jährige Graf Carl Anton Ferdinand v. Forstenburg, der natürliche Sohn des Erbprinzen, nachmaligen Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und der Frau v. Branconi, der bis dahin Eschenburg zum Gouverneur hatte, in Braunschweig zur Erziehung übergeben. „Es ward festgesetzt,“ schrieb M. am 1. August 1777 an Bodmer, „daß wir sogleich nach Straßburg sollten, einige Jahre allda bleiben, dann nach Lausanne und mit einer Reise endigen.“ Am 30. Juli kam M. mit dem jungen Grafen v. Forstenburg, der ihm „ganz anvertraut ward“, in Straßburg an. Am 18. Mai 1778 wurde der erst 10jährige Graf sammt seinem Erzieher an der Universität Straßburg immatriculirt.

Als im Mai 1779 M. mit Frau v. Branconi und ihrer Familie von Straßburg nach Lausanne übersiedelte, lernte er in Zürich Lavater kennen und lieben. Ueber das Freundschaftsverhältniß, das späterhin zwischen Lavater und M. bestand, äußerte sich Caroline v. Berg der Fürstin Luise von Anhalt-Dessau gegenüber: „Ich habe noch keinen Menschen gefunden, der Lavater so genau gefaßt hat, wie dieser Matthaei, der so viel von ihm weiß, ihn so wahr schildern kann. Auch liebt ihn Lavater sehr, traut auf ihn ungemein.“ In Briefen Lavater's finden wir wiederholt Wendungen, wie: „Dir vertrau ich alles“, oder „Hier allerlei mit einem unbegrenzten Vertrauen in deine Discretion und Klugheit!“ Als im Herbste 1779 Goethe mit seinem Herzog die Schweiz besuchte, sandte ihm Lavater für Lausanne Matthaei's Adresse. Desgleichen empfahl Goethe Knebeln, als dieser im Sommer 1780 eine Schweizerreise machte, für Lausanne den Besuch Matthaei's. Im Spätjahr 1780 kehrte Frau v. Branconi mit den Ihrigen von Lausanne nach Straßburg zurück, wo sich inzwischen Cagliostro niedergelassen hatte. Die Anwesenheit dieses blendenden Abenteurers war für M. um so interessanter, je näher die Beziehungen waren, in die Frau v. Branconi zu demselben anfangs trat. Damals bildete sich zwischen Jacob Sarasin aus Basel, der seine Frau durch Cagliostro mit Erfolg behandeln ließ, und M. ein inniges Freundschaftsverhältniß heraus. Durch Sarasin wurde M. mit Goethe's Schwager Schlosser näher bekannt. Mit Sarasin und dessen Freunden Pfeffel, Schlosser u. A. reiste M. am 28. Mai 1781 nach Olten, um dort an der Zusammenkunft der Helvetischen Gesellschaft als Gast Theil zu nehmen. Im Jahre darauf wiederholte M. seinen Besuch der Jahresversammlung der Helvetischen Gesellschaft und reiste dann nach Zürich zu Lavater und mit diesem nach Richterswyl zu Doctor Hoze, mit welchem in der Folge M. auch dann in treuer Freundschaft verbunden blieb, als derselbe später seinen Wohnsitz nach Frankfurt verlegte. Im Juli empfing er mit Forstenburg in Straßburg in Abwesenheit der Frau v. Branconi den Besuch Lavater's und des Fürsten Franz von Anhalt-Dessau.

Im September 1782 wurde M. von seiner Herrin nach ihrem Gute Langenstein bei Halberstadt geschickt, um dort allerlei Geschäfte in ihrem Auftrage zu erledigen. Auf dem Rückwege kehrte er, theilweise auch auf seiner Gebieterin Veranlassung, an den Höfen zu Braunschweig, Dessau und Weimar an; am 9. November speiste er bei Goethe. Die schöne Jahreszeit der beiden folgenden Jahre verlebte Frau v. Branconi mit den Ihrigen auf ihrem Gute Langenstein. In den Acten des Gutsarchivs finden sich viele Beweise von Matthaei's rastlosem Wirken für seine Herrin. Bekannt sind Goethe's Besuche in Langenstein während der beiden Sommer. Der Winter 1783/84 wurde wieder in Straßburg zugebracht. Vor der Uebersiedlung nach Langenstein im Frühjahr 1784 feierte M. mit seiner Herrin das Osterfest bei Lavater in Zürich. Den Winter 1784/85 finden wir Frau v. Branconi mit ihrem Sohn und M. in Paris. Im Februar 1785 begab sich Graf Forstenburg nach Lothringen, um in das Dragonerregiment „Schonberg" einzutreten, Frau v. Branconi fuhr mit M. nach London. Matthaei's Erziehungswerk war vollendet; der Herzog zeigte sich erkenntlich und warf ihm eine jährliche Pension von 300 Thalern aus.

Nach einem Sommeraufenthalt in Boulogne sur mer verlegte Frau v. Branconi ihren Wohnsitz nach Neuchâtel. Im September 1785 sandte sie M. in ihren Angelegenheiten nach Straßburg, wo dieser sich wieder recht heimlich gefühlt hätte, wenn nicht das Treiben der Magnetisten gewesen wäre, die sich in der Zwischenzeit hier in die ersten Gesellschaftskreise eingenistet hatten. Im October dieses Jahres aber sollte er sowol als seine Herrin mit dem thierischen Magnetismus „unglaubliche, kaum erzählbare Erfahrungen" machen bei Lavater in Zürich, der sich mit seinem Bruder Doctor schier zu Tode magnetisirte. Den Winter 1785/86 brachte M. in Langenstein zu, „in Juristerei begraben". Im Frühjahr 1786 reiste er nach Neuchâtel zurück, im Sommer begleitete er seine Herrin nach Langenstein. Im Juli traf Lavater auf der Rückreise von Bremen in Braunschweig mit M. zusammen. Nach seines Vaters Weiterreise verlebte Heinrich Lavater, der von Göttingen herbeigekommen war, noch „eine süße Zürichstunde" mit M. Im nächsten Winter lernte M. in Neuchâtel durch den fast täglichen Verkehr Leuchsenring's im Hause seiner Herrin das Urbild von Goethe's „Pater Brey" persönlich kennen. Im Frühjahr 1787 reiste M. nach Olten zur Jahresversammlung der Helvetischen Gesellschaft, die ihn damals zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte. In Olten traf er Sarasin, der Cagliostro mitgebracht hatte; mit Letzterem verkehrte M. dann noch in Basel bei Sarasin und in der Folge sammt seiner Herrin in Biel. Im August 1787 finden wir M. in Paris, den Winter 1787/88 ohne seine Gebieterin in Langenstein; im Frühjahr 1788 kehrte er zu ihr nach Paris zurück. Fortan blieb er ununterbrochen Frau v. Branconi zur Seite, auch als der Aufenthalt in und bei Paris, der zum Theil den Stempel des Geheimnißvollen trägt, im Sommer 1790 durch eine Reise nach Deutschland unterbrochen wurde, als nach endgültiger Aufgabe ihres Pariser Wohnsitzes sie 1791 zuerst in Frankfurt bei ihrem Freunde Franz Schweizer und dann auf dessen Landgut Sintlingen bei Höchst wohnte, als sie schließlich im September 1792 nach Italien reiste, um auf Hoze's Rath dort die Bäder zu Abano bei Padua zu gebrauchen. Der Schmerz über den am 7. Juli 1793 zu Abano erfolgten Tod seiner Herrin warf M. aufs Krankenlager.

Wenn am 19. Januar 1788 Sarasin an Lavater schreibt: „Die Branconi will sich in Paris festsetzen und ist im Ernst in ihren kleinen Ritter verliebt. C'est mal finir!", so kann mit diesem „kleinen Ritter" nur M. gemeint sein, der in Sarasin's Correspondenz mit Lavater „Der kleine Mattei, das kleine

Evangelistchen, Matteolus" genannt zu werden pflegt, sich selbst auch „der kleine braune Mattei" und „Piccolo" nennt. Frau v. Branconi hatte testamentarisch ihrem treuen M. eine jährliche Pension von 300 Rthlrn. vermacht und ihn zum Vormund ihres angenommenen Pflegekindes Julius Adolf Marie ernannt, das bei ihrem Tode 4—5 Jahre alt war.

Den Winter 1793/94 verbrachte M. in Frankfurt. Im Frühjahr 1794 reiste er nach Langenstein, Halberstadt und Braunschweig, „um noch verschiedene Geschäfte in der Seligen, Einzigen, Unvergeßlichen Dienst zu erledigen". Im Sommer machte er eine Reise nach Sachsen, auf der er einige Wochen bei seinem ehemaligen Zöglinge, dem Baron v. Friesen, sich aufhielt, in Dresden „unendlich viel Gutes an Geist und Herz, Kunst und Natur kostete", u. A. mit Goethe zusammentraf. Nach seiner Rückkehr aus Sachsen traf ihn ein neuer schwerer Schicksalsschlag; Graf v. Forstenburg hauchte infolge der schweren Wunden, die er im Treffen von Kaiserslautern empfangen hatte, am 24. September 1794 zu Frankfurt in den Armen seines Freundes Schweizer sein junges Leben aus. Nach einem Herbstaufenthalte in Dessau brachte M. den Winter 1794/95 in Berlin bei Frau v. Berg zu. Im Frühjahr 1796 finden wir M. wieder in Dessau, im Sommer am Weimarer Hofe und bei Goethe, der ihn an Schiller in Jena empfahl. Im Herbst 1796 trat er mit dem Prinzen Emil von Holstein-Augustenburg eine Reise in die Schweiz und nach Italien an. Auf dieser Reise sah und sprach er Sarasin in Basel und Lavater in Zürich wieder. Im Sommer 1797 weilte M. wieder bei Lavater in Zürich, hierauf im Bad Schinznach zum Curgebrauch, vom 2.—7. August in Basel, wo er täglich das Sarasin'sche Haus besuchte. Dann hielt er sich der Reihe nach in Straßburg, Frankfurt, Langenstein und Wernigerode auf. Wie sehr freundschaftlich sein Verhältniß zu der Gräflich Stolberg'schen Familie in Wernigerode geworden war, erhellt aus manchem Documente jener Jahre. Gar oft und lange verweilte er in den folgenden Jahren im Kreise der Familie v. Stolberg-Wernigerode. Auch in Dessau, wo der älteste Sohn der Frau v. Branconi, der Gutsherr von Langenstein und Halberstadter Kanonikus Franz Anton Salvator v. Branconi als Haus- und Reisemarschall des Fürsten von Dessau zeitweilig wohnte, hielt sich M. in der Folge öfters länger auf. Der Fürst, wie die Fürstin und die Erbprinzessin von Dessau hielten sehr viel von ihm. Er hatte bei den Herrschaften freien Zutritt, er mochte kommen, wann er wollte, und freie Tafel. Im Sommer 1799 befand er sich im Bad zu Eger, wo er Frau v. Diede traf, die er, „ehe er Frau v. Branconi kannte, für das liebste, süßeste Weibesgeschöpf auf der ganzen Welt hielt", und mit der er auch im Briefwechsel stand. Im Sommer 1800 finden wir M. in Wien, wo er am 15. Juni „an Franz Lerse's Sterbebett stand und dem Guten die Augen zudrückte". Es folgen noch drei längere Aufenthalte Matthaei's in Wien. „Ich bin wieder in Wien," schreibt M. den 6. Februar 1802 an Sarasin, „aus keiner andern Ursache, als weil mir in Deutschland kein Ort bekannt ist, wo sich's in allem Betracht leben läßt, wie man will, und man alles haben kann, was man will". Im Sommer 1802 unternahm er von Wien aus einen Ausflug in die Schweiz, auf dem er einige interessante Tage bei Pfeffel in Kolmar verlebte und am 11. August in Basel Sarasin's Gastfreundschaft zum letzten Male genoß, der schon im nächsten Monat seinem Züricher Freunde Lavater im Tode folgte, dessen Verlust M. „eine unwiederfüllbare Lücke gelassen". Im August 1803 trat M. abermals von Wien aus eine größere Reise durch die Schweiz und nach Frankreich an; er machte diese Reise in der Gesellschaft des Grafen Moritz v. Fries, des bekannten Kunstfreundes, dessen Lehrer Franz Lerse gewesen war, und seiner Gemahlin, sowie

deren Schwester. Im Februar 1805 verließ M. endgültig Wien, um nach Sachsen zurückzukehren. Im Sommer 1805 erlebte er in Wernigerode den Besuch des preußischen Königspaares; die Königin Luise hatte er, wie Caroline Tischbein berichtet, unvermählt gekannt; er stand auch damals noch in hoher Gnade bei ihr. Im Frühjahr 1808 taucht M. in Neu-Strelitz auf, wo er den Mitgliedern des Hofes nahe steht. Im Sommer 1810 brachte er glückliche Stunden in der Nähe der Herzogin Luise von Anhalt-Dessau in dem bei Dessau gelegenen Luisium zu. In den letzten Lebensjahren war er endlich seßhaft in Neu-Strelitz. Hier starb er am 19. Juli 1830. In seinem Testamente vermachte er seine auf Rötha befindlichen Effecten an Fräulein Luise Baronin v. Friesen, $^3/_4$ seines baren Nachlasses seinem Mündel Adolf Marie, der in Großh.-Mecklenburgische Dienste getreten war und in Neu-Brandenburg lebte, einige Goldsachen endlich Mitgliedern des Mecklenburg-Strelitzschen Herrscherhauses.

Matthaei's Bild und Charakteristik brachte Lavater's Holländische Physiognomik; schreibt doch M. den 1. Juli 1782 an Lavater: „Noch hat sie sich gar sehr an dem, was Du in der holländischen Physiognomik von mir gesagt hast, ergötzt." Goethe nennt M. den guten, den redlichen M. Lavater nennt ihn den Erzehrlichen und Herzguten, rühmt seine Naivität und Beobachtungsgabe, sowie seine „alles abzwacksame Zuthunlichkeit und herzliche Unabtreiblichkeit". Bemerkenswerth sind folgende Sätze einer Charakteristik, die Caroline Tischbein von M. entwirft: „Hofrath Matthaei war eines der größten Originale, die man sehen konnte. Zwerghaft klein, aber doch ebenmäßig gebaut, hatte er eine ungemeine Gliedergelenkigkeit. Seine Physiognomie war die häßlichste, doch hatten seine schrägliegenden, grauen, blitzenden Augen etwas Anziehendes im Ausdruck, und bald, wenn man ihn öfters sah, erschien er kaum mehr häßlich. Ein wunderlicher Enthusiasmus beseelte ihn für Personen und Gemälde sehr verschiedener Art. Merkwürdig aber war es, daß Matthaei in Verbindung mit den meisten Höfen Deutschlands und vielen vornehmen und berühmten Personen stand. Mit dem Wesen der höchsten Offenheit verband er die feinste Discretion. Man konnte von ihm sagen, er war überall und nirgends zu Hause. Seine Lebensgewohnheiten waren äußerst bedacht und mäßig, seine Toilette sehr einfach."

M. führte zunächst den Titel eines Landgräflich Hessen-Homburgischen Hofrathes. Alsdann „beglückte ihn der Herzog von Braunschweig freiwillig" mit dem Titel Legationsrath. Als dieser Titel später infolge des Aufgehens des Herzogthums Braunschweig in das Königreich Westfalen seine Geltung verlor, erhielt M. auf sein Ansuchen im August 1808 vom Herzog von Anhalt-Dessau den Legationsrathstitel.

Von litterarischen Arbeiten Matthaei's können wir — um von seinen Gedichten hier ganz abzusehen — nur eine einzige namhaft machen. Es schreibt nämlich Frau Professor Schweighäuser in Straßburg am 7. Mai 1785 an Sarasin: „Mattei's Recension geb ich um Alles nicht wieder heraus, es ist das einzige Bestimmte, das ich jemals von ihm gesehen, und da es von Pontius [Pilatus v. Lavater] den ersten Theil betrifft, so mag ich's leiden."

Bodmer's Tagebuch (1752—1782), herausg. von Jacob Baechtold, S. 205, 207. — Lavater's vermischte Schriften II, 1781, S. 71. — Handbibliothek für Freunde von Johann Caspar Lavater V, 1791, S. 386. — Wilhelm Hosäus, Lavater in seinen Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau, in den Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde V, 4 u. 5, Dessau 1888, S. 208, 222, 240 f. — H. Pfannenschmid, Pfeffel's Fremdenbuch, Kolmar 1892. —

Carl Scherer, Carl Matthaei, im Goethe-Jahrbuch XV, 1894; die daselbst verzeichnete ältere Litteratur wird hier nicht angeführt. — Heinrich Funck, Die Wanderjahre der Frau v. Branconi, in Westermann's Monatsheften, November 1895. — Ders., Lavater und Cagliostro, in Nord und Süd, October 1897. — Wilhelm Hosäus, J. F. A. Tischbein in Dessau (1795 bis 1800), in Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde VIII, 1, Dessau 1898, S. 6, 7 f., 10. — August Langmesser, Jacob Sarasin, Zürich 1899, S. 71, 151 f. — Wilhelm Rimpau, Frau v. Branconi, in Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde XXXIII, 1, Wernigerode 1900. — Heinrich Funck, Goethe und Lavater, Schriften der Goethe-Gesellschaft XVI, Weimar 1901. — Goethe-Jahrb. XIV, 1893; XVI, 1895; XVII, 1896; XXI, 1900. — Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte II, 3, 1895, S. 637; III, 1, 1896, S. 116. — Briefe von M. an Nicolai auf der Kgl. Bibliothek in Berlin, an Raspe auf der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel, an Gleim in der Handschriftensammlung des Gleimhauses zu Halberstadt, an Bodmer und Lavater auf der Züricher Stadtbibliothek, an Jacob Sarasin im Sarasin'schen Familienarchiv zu Basel, an Graf Christoph Friedrich zu Stolberg-Wernigerode im Fürstlich Stolbergischen Archiv zu Wernigerode, an Fürst (Herzog) Franz von Anhalt-Dessau im Herzogl. Haus- und Staatsarchiv zu Zerbst, an Caroline v. Berg, geb. v. Haeseler und an Adolf Marie in Privatbesitz.

Heinr. Funck.

Matzerath: Christian Joseph M., ein wenig bekannter, aber höchst beachtenswerther rheinländischer Dichter, wurde am 28. Januar 1815 zu Linnich in der Rheinprovinz geboren, wo sein Vater Notar war, empfing seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Düren, das er, fast noch ein Knabe, schon 1830 mit einem glänzenden Zeugniß geistiger Reife verließ, und bezog dann die Universität Bonn, wo er die Rechte studirte. Er war nicht nur ein fleißiger Zögling der Themis, sondern erfreute sich auch der besonderen Gunst der Musen, die seiner Sprache den dichterischen und rednerischen Schmuck verliehen. Auch als Auscultator und Referendar beim Landgericht in Köln verwandte er einen großen Theil seiner Zeit auf geschichtliche und litterarische Studien, die eine Anzahl poetischer Blüthen trieben. Im J. 1838 erschien bei J. G. Cotta in Stuttgart eine Sammlung seiner „Gedichte". „Dieselben zeigten gerade nicht eine neue eigenartige Anschauungs- oder Behandlungsweise, wie die um dieselbe Zeit zuerst hervorgetretenen Poesien seines Freundes Freiligrath; aber durch Gedankenreichthum und durch Wohllaut des Ausdrucks hoben sie sich über das Alltägliche hoch hinaus. Aus der Welt des Denkens entsprossen, waren sie meist reflectirend und vielfach oratorisch, weshalb sie auch mehr den gebildeten denkenden Leser befriedigen." Das poetische Talent, das er so bekundet, erwarb ihm bald die Freundschaft gleichgestimmter Männer, wie Gustav Pfarrius, Wolfgang Müller, Karl Simrock und F. Freiligrath. Im Verein mit den beiden letzten gab er das „Rheinische Jahrbuch für Kunst und Poesie" in zwei Jahrgängen (1840—41) heraus; er war es auch, der seinen Freund Niclas Becker zu dem bekannten Rheinliede „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" anregte, das im Herbst 1840 zur Welt geboren und der Ausdruck der allgemeinen Stimmung des deutschen Volkes ward. Im Mai 1840 war M. zum Assessor ernannt worden; im Februar 1841 wurde er als Hilfsarbeiter in das Justizministerium nach Berlin berufen und schon fünf Monate danach dem Cultusminister Eichhorn zur Beschäftigung überwiesen. Sechs Jahre später trat er in den Verwaltungsdienst über und wurde am 1. October 1847 auf seinen Wunsch als Justitiarius

an die Regierung zu Aachen versetzt. In dieser Stellung blieb er bis zum März 1856. Während der Landtagssessionen von 1849—51 entwickelte er als Abgeordneter für Montjoie auch parlamentarische Thätigkeit, lehnte aber 1852 die Wiederwahl ab, weil er seine Ueberzeugung der damaligen Richtung der Staatsregierung nicht unterzuordnen vermochte. Im J. 1856 ging sein langgehegter Wunsch in Erfüllung; zum Staatsmitgliede der Köln-Mindener Eisenbahndirection berufen, kehrte er nach Köln, wo er die angeregtesten Tage seiner Jugend verlebt hatte, und damit in den Kreis seiner alten Freunde und Gesinnungsgenossen zurück, dem er nie untreu geworden war, wenn er auch an den politischen Bestrebungen desselben keinen unmittelbaren Antheil genommen hatte. Zehn Jahre hindurch blieb M. in seiner neuen Stellung und hat er sich als Staatscommissarius namentlich um die Errichtung der festen Rheinbrücke bei Köln großes Verdienst erworben. Ein schweres Augenleiden, das ihn schon seit einigen Jahren quälte, bewog ihn, im Sommer 1866 seine Entlassung aus dem Staatsdienste nachzusuchen. Der Außenwelt in der Folge mehr und mehr entfremdet, wogte sein inneres Leben nur um so reicher, und auch die Poesie, die lange geschlummert hatte, erwachte in neuer Gedankenfülle und Formenschönheit. Eine Reihe von Gedichten, die alle „das Spiegelbild einer nachdenksamen Seele“ sind, erstand im letzten Jahrzehnt und wurde in der Kölnischen Zeitung veröffentlicht. Sie erschienen nach dem Tode Matzerath's, der am 24. März 1876 in Köln erfolgte, u. d. T.: „Nachgelassene Gedichte“ (1877).

Köln. Ztg., 27. März 1876. — Hnr. Kurz, Litteraturgesch. IV, 24. — Eine in Aussicht gestellte Studie über „Christian Joseph M. Sein Leben und seine Werke“ von Harry v. Stein (Köln 1906) war leider noch nicht erschienen. Franz Brümmer.

Maetzner: Eduard Adolf Ferdinand M., wurde am 25. Mai 1805 zu Rostock geboren, wo sein Vater Malermeister war. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, bis er, noch nicht ganz vierzehn Jahre alt, nach Prima versetzt wurde. Dann kam er auf das Gymnasium nach Greifswald, wo er im Alter von sechzehn Jahren die Reifeprüfung bestand und zur Universität entlassen wurde. Schon auf der Schule zu Greifswald trat er litterarisch in die Oeffentlichkeit; ein von ihm gedichtetes Schauspiel „Hermann und Thusnelde“ ließ der Director des Gymnasiums, Breithaupt, im J. 1821 drucken (2. Ausgabe Berlin 1874). Als M. 1821 die Universität Rostock bezog, um Theologie zu studiren, empfand er schwer den Druck der Karlsbader Beschlüsse. Bei seiner in „Hermann und Thusnelde“ kundgegebenen Gesinnung, die den Besitz der idealen Güter der Menschheit vor allem in der Freiheit des Vaterlandes gesichert sah, konnte es nicht fehlen, daß er scharf beobachtet wurde und sogar die Strafe der Entfernung von der Universität auf ein Semester erfuhr, obwol er sich von politischen Umtrieben fern gehalten hatte. In Greifswald vollendete er die theologischen Studien, legte die erste Prüfung ab und wurde als Candidat der Theologie zunächst Hauslehrer. Er gelangte nach seiner ersten Predigt, die die einzige blieb, zu der Ansicht, daß er zum Geistlichen nicht tauge, und beschloß, die Universität noch einmal zu besuchen, Philologie zu studiren und dann den Lehrerberuf zu ergreifen. Er ging nach Heidelberg ohne alle Mittel und widmete sich mit Fleiß und Eifer den classischen Studien. Dann wurde ihm eine Lehrerstelle zu Yverdon im Kanton Waadt angeboten, wo er zwei Jahre blieb. Wichtig für seine Zukunft wurde es, daß er hier die praktische Beherrschung der französischen Sprache erwarb. Als er nach Deutschland zurückkehrte, wandte er sich nach Berlin und bestand die Prüfung pro facultate docendi. Kurz darauf, Ostern 1830, war er als Schulamtscandidat am französischen Gymnasium in Berlin thätig und erhielt Ostern

1831 eine Berufung als ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Bromberg. Noch in demselben Jahre vermählte er sich mit Ida Eberty, der Schwester des später bekannten Abgeordneten. Aber bald wurde seine Gesundheit schwankend, er mußte Ostern 1834 Urlaub nehmen, und da eine Besserung nicht einzutreten schien, wurde er ohne Anspruch auf Ruhegehalt entlassen. Er ging wieder nach Berlin, um dort wissenschaftlich zu arbeiten. Zunächst promovirte er 1834 mit der Dissertation „De Jove Homeri". Dann wandte er sich eifrig den attischen Rednern zu. 1836 gab er „Lycurgi oratio in Leocratem" heraus. 1838 erschienen von ihm „Antiphontis orationes XV" und 1842 „Dinarchi orationes tres". Außerdem veröffentlichte er 1839 „Aphorismen aus Theodor Parow's Nachlaß", eines Greifswalder Jugendfreundes, der frühzeitig gestorben war. Inzwischen war er von dem Kehlkopfleiden, das den Verlust der Sprache herbeizuführen gedroht hatte, so vollständig befreit, daß er eine Lehrerstelle wieder übernehmen konnte. Der Magistrat von Berlin wählte ihn Michaelis 1838 zum Rector (später 1873 Director) der ersten öffentlichen höheren Mädchenschule (Luisenschule) in Berlin. Fünfzig Jahre lang hat er dies Amt mit immer gleichem Eifer und nicht ermattender Rüstigkeit verwaltet und diese Lehranstalt aus kleinen Anfängen zu hoher Blüthe geführt.

Seine neue Stellung veranlaßte ihn, die französische und englische Sprache wissenschaftlich zu bearbeiten, und auf beiden Seiten hat er hervorragende Leistungen zu Stande gebracht. Zuerst veröffentlichte er die „Syntax der neufranzösischen Sprache" in zwei Theilen, 1843 und 1845, die allgemeine Anerkennung fand. Aber auch das ältere Französisch zog er in seinen Bereich. Schon 1845 gab er „La nobla Leyczon" mit Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen heraus, später 1863 „Altfranzösische Lieder mit Bezugnahme auf die provencalische, altitalienische und mittelhochdeutsche Liederdichtung". Lebhaften und ungetheilten Beifall aller Kundigen fand Maetzner's 1856 erschienene „Französische Grammatik mit besonderer Berücksichtigung des Lateinischen". So hervorragend dies Werk durch Selbständigkeit der Forschung und des Urtheils zur Zeit seines Erscheinens war, genügte es in der zweiten Auflage 1876/7 nicht mehr den Ansprüchen, weil der Verfasser, der inzwischen die englische Sprache zum Hauptgegenstand seiner wissenschaftlichen Arbeit gemacht hatte, die vielfach zerstreuten Forschungsergebnisse der Zeit von 1856 bis 1876 nicht ausreichend berücksichtigt hatte. 1859 erschien der erste Band seiner groß angelegten „Englischen Grammatik" (zweiter Band 1863, dritter 1865). Außer mit dem Altfranzösischen, das in einer englischen Grammatik von Bedeutung ist, zeigte M. eine völlige Vertrautheit mit dem Angelsächsischen und Altenglischen, sodaß in der Wortlehre die Abschnitte von den Bestandtheilen der Wörter nach ihrer Abstammung eine wirkliche Bereicherung der Wissenschaft darstellen. Nicht minder ließ die Bearbeitung der Syntax alle anderen Lehrbücher weit hinter sich. Die classischen und romanischen Sprachen, erforderlichen Falles auch die semitischen waren zur Vergleichung herangezogen. Von diesem Werke wurden sogar drei Auflagen (1873/5 und 1881/2) nöthig, die aber ebenfalls daran leiden, daß die seit 1865 gemachten Fortschritte der Forschung, besonders in der Lautlehre (Lautphysiologie) nicht benutzt sind. Sein bedeutendstes Werk, das er aber nicht vollenden konnte, ist das ursprünglich für die von ihm und Goldbeck herausgegebenen „Altenglischen Sprachproben" (1867) bestimmte „Wörterbuch", das seit 1872 in Lieferungen erschien. Es sollte den gesammten Schatz der altenglischen Litteratur bis zum Ausgang des Mittelalters in sich schließen. Auf welchen Umfang das Werk berechnet war, kann man daraus ermessen, daß die Buchstaben A—D 698 SS. in Lexikon-

format bei engem Druck beanspruchen. Daß dies vorzügliche Werk gründlichsten Fleißes und umfassendster Kenntniß nicht zu Ende geführt wurde, ist ein schwerer Verlust für die Wissenschaft. Die Wörterbücher von Halliwell, „A Dictonary of Archaic and Provincial Words“ zuerst 1847, und von Stratmann „A Dictionary of the Old English Language“ 1867—1873 stehen gegen Maetzner's Wörterbuch weit zurück. Die Bedeutungen jedes einzelnen Wortes sind bei M. viel schärfer gefaßt und besser geordnet als bei Stratmann. Auch die Belege aus den Schriftstellern hat M. in reicher und belehrender Fülle geboten, während sich Stratmann oft mit kurzen Verweisungen begnügt; so finden sich z. B. für das Wort beleve = believe bei Stratmann 4, bei M. 40 Belege.

Maetzner's Leistungen auf dem Gebiete der französischen und englischen Sprache sind um so höher anzuschlagen, als während seiner Studienzeit eine wissenschaftliche Vertretung der neueren Sprachen auf den deutschen Universitäten nicht vorhanden war. Während jetzt der Eintritt in dies Studium eben und bequem ist, die Stoffmasse gesichtet, die Methode gesichert erscheint, war M. genöthigt, sich selbst zurecht zu finden und selbstschöpferisch zu arbeiten. Seine Berufung an die Berliner Universität, für die er in Aussicht genommen war, kam nicht zu Stande, vielleicht weil er in den Jahren 1848 und 1849 demokratischer Neigungen verdächtig geworden war. Außer der Anerkennung, die er in der deutschen Gelehrtenwelt genoß, ehrte ihn auch das Ausland. Das comité historique zu Paris wählte ihn zum correspondirenden Mitgliede, die Philological Society zu London ernannte ihn zum Ehrenmitgliede. — Nachdem er Michaelis 1888 in den Ruhestand getreten war, nahm er seinen Wohnsitz in Steglitz bei Berlin, wo er am 13. Juli 1902 starb. Bis wenige Tage vorher war er an dem Wörterbuche thätig gewesen. — Seinen hundertjährigen Geburtstag 1905 beging die Luisenschule durch eine Feier.

Wilhelm Bernhardi.

Mauch: Karl Gottlieb M., Afrikaforscher, wurde am 7. Mai 1837 zu Stetten im württembergischen Remsthale als Sohn eines unbemittelten Tischlers geboren. Seine Jugend verlebte er im nahen Ludwigsburg, wo sein Vater das Amt eines Stabsfouriers der kleinen Garnison übernommen hatte. Er besuchte daselbst zunächst die Volksschule, dann die Realschule. Im Frühjahre 1854 trat er in das Lehrerseminar zu Gmünd ein. Begünstigt durch ausgezeichnete Gaben des Geistes und des Körpers gelang es ihm, den Cursus in dem kurzen Zeitraum von 2½ Jahren zu vollenden. Nach glänzend bestandener Abgangsprüfung wurde er im Herbste 1856 als Lehrgehilfe an der Stadtschule zu Isny angestellt. Aber bald bemerkte er, daß er sich für den erwählten Beruf nicht hinlänglich zu begeistern vermochte. Vielmehr überkam ihn ein unwiderstehlicher Drang, fremde Länder und Völker zu sehen. Deshalb las er in seinen Freistunden alle ihm erreichbaren Reisebeschreibungen und beschäftigte sich mit dem Studium der englischen, französischen und schließlich auch der arabischen Sprache. Als ihm die drückende Enge seiner Verhältnisse unerträglich wurde, gab er im Frühjahr 1858 sein Amt auf und nahm eine Hauslehrerstelle in Steiermark an, die ihm hinlängliche Freizeit für seine Privatarbeiten gewährte und es ihm außerdem ermöglichte, einige hundert Gulden zu ersparen. Mit diesem geringen Capital beschloß er, im Herbst 1863 auf eigene Hand eine Forschungsreise nach Südafrika anzutreten. Vor allem setzte er sich mit August Petermann in Gotha, dem einflußreichen Herausgeber der „Geographischen Mittheilungen“, ins Einvernehmen und empfing von ihm werthvolle Rathschläge, sowie das Versprechen finanzieller und moralischer Unterstützung. Hierauf begab er sich nach London, wo er mehrere Monate

hindurch in den großartigen naturwissenschaftlichen Sammlungen seine Kenntnisse ergänzte und sich im Gebrauch der englischen Sprache übte, aber auch seine Barschaft verzehrte. Dann trat er als gewöhnlicher Matrose die Reise nach Afrika an und landete am 15. Januar 1865 in Durban. Nachdem er sich in der Stadt und ihrer Umgebung ein wenig umgesehen hatte, besuchte er zunächst einige Landsleute in der nahegelegenen Colonie Neu-Deutschland. Darauf wanderte er nach Pietermaritzburg und erwarb sich hier durch Handarbeit seinen Lebensunterhalt, bis er sich ausreichende Fertigkeit im Gebrauch der afrikanisch-holländischen Sprache erworben hatte. Als er einen deutschen Kaufmann kennen lernte, der einen Waarentransport auf Ochsenwagen nach Transvaal führen wollte, schloß er sich ihm als Gehilfe an. Die Reisenden erstiegen unter mancherlei Beschwerden und Gefahren die Wasserscheide, überschritten den Vaal, durchzogen den Witwatersrand, der damals noch nicht von Goldgräbern durchwühlt wurde, und erreichten schließlich Ende Juni 1865 das Ziel ihrer Fahrt, das Städtchen Rustenburg. M. verweilte hier längere Zeit, um Land und Leute kennen zu lernen. Vor allem studirte er die Thier- und Pflanzenwelt, sowie die geologische Beschaffenheit der nahegelegenen Magalies-Berge und der Uferlandschaften des Limpopo. Nach mehreren Wochen ließ er sich in dem weiter südlich gelegenen Regierungssitze Potchefstroom nieder, den er wegen seiner günstigen Lage zum Ausgangspunkte seiner ferneren Reisen wählte und in dessen Umgebung er sich zunächst hauptsächlich mit Höhlenforschungen beschäftigte. Er legte umfangreiche, später allerdings leider wieder zerstreute Sammlungen an und zeichnete seine Routen kartographisch auf. Ueber die einheimische Burenbevölkerung gewann er ein wenig günstiges Urtheil, sodaß er dem Lande eine baldige Unterwerfung durch eine europäische Großmacht wünschte. In den folgenden Monaten durchstreifte er Transvaal nach allen Richtungen und entwarf eine Karte des Freistaates, die er nach Kapstadt schickte, um sie dort auf lithographischem Wege vervielfältigen zu lassen. Leider fiel der Druck so wenig befriedigend aus, daß er sie nicht in den Handel bringen konnte. Er übergab deshalb seine handschriftlichen Materialien zwei gleichfalls als Kartographen thätigen deutschen Südafrikanern, dem Redacteur F. Jeppe und dem Missionar A. Merensky, die sie zu ihrer bald darauf erschienenen Original Map of the Transvaal or South-African Republic (Gotha 1868) verwendeten.

Während seiner Wanderungen lernte er zufällig in den Magalies-Bergen den Elefantenjäger Hartley kennen, der dort eine Farm besaß und seit einem Menschenalter bei allen Kaffernstämmen zwischen Oranje und Sambesi unter dem Namen Oud Baas bekannt und beliebt war. Beide fanden Wohlgefallen aneinander, und Hartley lud M. ein, ihn auf einem Jagdzuge nach dem Matabelelande zu begleiten. Sie erreichten glücklich das von wissenschaftlichen Reisenden noch nie betretene Herrschaftsgebiet des mächtigen Kaffernfürsten Umsilikatse und drangen bis nahe an den 17° s. Br. vor. Damit M. durch seine Vermessungen und Sammlungen bei den argwöhnischen Eingebornen nicht in den gefährlichen Ruf eines Kundschafters gelangen sollte, gab ihn sein Gefährte für geisteskrank aus. Im Januar 1867 kehrte er nach Potchefstroom zurück und sandte einen Bericht über seine Erlebnisse an August Petermann nach Gotha, der daraufhin eine Geldsammlung zu seiner Unterstützung veranstaltete. Im März desselben Jahres brach er in Gesellschaft Hartley's und einiger anderer Jäger abermals nach dem Matabelelande auf und hatte das Glück, in der Nähe des Flusses Umfuli zwei ausgedehnte Goldfelder zu entdecken, auf denen er verlassene Gruben und andere deutliche Spuren einer

früheren, Jahrhunderte zurückliegenden Ausbeutung bemerkte. Im December traf er wiederum in Potchefstroom ein und fand dort zu seiner großen Freude eine von Petermann übersandte namhafte Geldsumme. Dann begab er sich nach Natal, um den dortigen Regierungsbehörden seine Goldfunde anzuzeigen. Nachdem die mitgebrachten Proben geprüft und für sehr werthvoll befunden worden waren, brachen Schaaren von Goldgräbern nach dem Norden auf. Er selbst aber entschloß sich, unter Hintansetzung seines persönlichen Vortheils, seine Entdeckungen nicht auszubeuten, sondern sich auch weiterhin ganz der wissenschaftlichen Forschung zu widmen. Selbst die verlockende Einladung, als Director an die Spitze einer neu zu gründenden Minengesellschaft zu treten, lehnte er entschieden ab. Man erwies ihm in Natal viele Ehrungen und stellte ihm auch eine staatliche Belohnung bis zur Höhe von 2000 Pfund Sterling in Aussicht, doch ist diese Summe nie in seine Hände gelangt. In Durban, wo ihn wiederum eine Geldsendung Petermann's erwartete, verschaffte sich M. nunmehr die nöthigsten astronomischen Instrumente, die ihm bisher gefehlt hatten, sowie einen ansehnlichen Vorrath von Baumwollstoffen, Messingdraht, Glasperlen und anderen Tauschwaaren und brach dann im Mai 1868 zum dritten Male, und zwar diesmal ohne Begleitung, nach dem Matabelelande auf. Unglücklicherweise herrschte hier infolge lang andauernden Regenmangels eine ungewöhnliche Trockenheit, sodaß er fast fünf Monate hindurch einen beständigen Kampf gegen die äußerste Hungersnoth führen mußte. Als ihn die Eingebornen wiederholt beim Gebrauch der ihnen unverständlichen Vermessungswerkzeuge überraschten, faßten sie den Verdacht, er wolle sie an die Buren oder Portugiesen verrathen. Sie nahmen ihn deshalb gefangen und führten ihn vor den Nachfolger des inzwischen verstorbenen Häuptlings Umsilikatse, der ihn indeß wider Erwarten wohlwollend behandelte und nach kurzer Haft freiließ. Um sich von den ausgestandenen Strapazen einigermaßen zu erholen, begab sich M. nach der englischen Missionsstation Inyati in der Nähe von Buluwayo und fand hier freundliche Aufnahme. Gelegentlich eines flüchtigen Vorstoßes, den er von hier aus in nördlicher Richtung bis über den 18. Breitengrad hinaus unternahm, gelang es ihm abermals, ein Goldfeld zu entdecken und ein weiteres zu erkunden.

Um diese Zeit verbreitete sich in ganz Transvaal das Gerücht von dem unerschöpflichen Reichthum der kürzlich aufgefundenen Diamantenfelder an der Vereinigung der beiden Hauptquellflüsse des Oranjestroms in der Nähe des heutigen Kimberley. Auch M. begab sich, diesmal nicht nur von geographischen Interessen, sondern auch von der Hoffnung auf einen einträglichen Fund getrieben, nach jener Gegend. Aber das Glück war ihm nicht günstig, das wüste Treiben der Diamantensucher widerte ihn an, und so kehrte er schon nach wenigen Wochen nach Transvaal zurück, um seine kartographischen Aufnahmen zu vervollständigen. Noch einmal versuchte er im Herbst 1869 am Harts River, einem nördlichen Nebenflusse des Vaal, nach edlen Steinen zu graben, aber auch jetzt blieben seine Bemühungen im wesentlichen ergebnißlos, und so wanderte er wieder nach Potchefstroom, um in Muße einen zusammenfassenden Bericht über seine bisherigen Reisen auszuarbeiten. Im Februar 1870 lernte er hier einen portugiesischen Abgesandten kennen, der mit der Transvaalregierung über eine Grenzberichtigung und die Anlegung einer bequemen Fahrstraße nach der Delagoabai verhandelte. Nach Erledigung seiner Geschäfte lud er M. ein, ihn auf dem Rückwege zu begleiten. Sie durchquerten unter vielen Mühseligkeiten die Drakensberge und das Swaziland und erreichten endlich glücklich die Hafenstadt Lourenço Marques. Hier fand M. bei dem portugiesischen Gouverneur freundliche Aufnahme und entwarf eine

Karte der Umgegend. Bald aber ergriff ihn ein verzehrendes Wechselfieber, das er durch schleunige Rückkehr in die Drakensberge zu heilen suchte. In Lydenburg kam er durch die treue Pflege eines Berliner Missionars bald wieder zu Kräften, sodaß er sich schon nach wenigen Wochen in Gesellschaft eines holländischen Predigers über das Hooge Veld nach Potchefstroom begeben konnte. Hier hörte er abermals von bedeutenden Diamantfunden im West-Griqualande. Er fuhr deshalb in einem offenen Boote unter Ueberwindung vieler Stromschnellen ganz allein den Vaal abwärts bis nahe an die Mündung, nicht ohne verschiedene wichtige Verbesserungen an der Karte des Flusses anzubringen. Aber auch diesmal waren seine Bemühungen, in den Besitz von edlen Steinen zu gelangen, nahezu vergeblich, und so reiste er im Januar 1871 wieder nach seinem Standquartier in Potchefstroom. Die nächsten Monate benutzte er dazu, einige ihm noch unbekannte Gegenden des Transvaal-freistaates, vor allem die Zoutpansberge, zu besuchen und kartographisch aufzunehmen. Als Frucht seiner Wanderungen fertigte er eine große Karte der Republik nebst einer geologischen Skizze und sandte sie an die Redaction von Petermann's Mittheilungen nach Gotha. Dann trat er Ende Juli 1871 eine ergebnißreiche Fahrt nach den antiken Ruinenstätten im Maschonalande an, über die ihm schon früher von verschiedenen Seiten dunkle Kunde zugekommen war. Er überschritt den Limpopo und zog dann in nördlicher Richtung weiter, wurde aber von seinen farbigen Begleitern ausgeplündert und verlassen und gerieth dadurch in eine verzweifelte Lage. Endlich gelang es ihm, sich in das fruchtbare und dichtbewohnte Gebiet der Makalaka durchzuschlagen, deren Häuptling ihn gastfreundlich aufnahm. In dieser Gegend verweilte er vom August 1871 bis zum Mai des nächsten Jahres. Sein Hauptzweck war eine gründliche Untersuchung der hier zahlreich vorhandenen Reste einer längst vergangenen Culturperiode. Am 5. September 1871 hatte er das Glück, als der erste Weiße die großartigen Ruinen von Simbabye zu sehen, die er für das biblische Ophir erklärte. Er fand über eine Fläche von vielen Quadratmeilen zerstreute Mauern, Thürme, Befestigungswerke, Tempeltrümmer, unterirdische Gänge, Gemächer und Schmelzöfen sowie deutliche Spuren ehemaliger Goldgräberei und eines Opfercultus, der mancherlei Uebereinstimmung mit dem altjüdischen aufwies. Er kam deshalb zu der phantastischen Ansicht, daß die Königin von Saba nach ihrer Rückkehr von Jerusalem hier eine Nachbildung des Salomonischen Tempels errichtet und den israelitischen Gottesdienst eingeführt habe. Inschriften, Münzen oder Geräthe vermochte er bei oberflächlicher Untersuchung nicht aufzufinden. Um Ausgrabungen oder sonstige eingehende Forschungen anzustellen, fehlte es ihm leider an den nöthigen Hülfsmitteln und Arbeitern. Nachdem er einen Plan der Ruinenstätten angefertigt hatte, zog er im Mai 1872 weiter nach Norden, entdeckte unfern vom 17. Breitengrade an der portugiesischen Grenze ein Goldfeld, das er Kaiser Wilhelms-Feld nannte, und wendete sich dann, vom Fieber befallen, nach Osten. Bei der portugiesischen Niederlassung Sena erreichte er den Sambesi. Auf einem Boote den Strom abwärts fahrend traf er nach mehreren Wochen schwerkrank in der Hafenstadt Quelimane ein. Hier fand er ein französisches Segelschiff, dessen mitleidiger Capitän den mittellosen Reisenden mit nach Europa nahm. Ende 1872 landete er nach achtjähriger Abwesenheit in Marseille. Zunächst begab er sich nach Gotha, um seinem Gönner Petermann persönlich Bericht zu erstatten. Dann ließ er sich bei seinen Eltern in der schwäbischen Heimath nieder und war bemüht, seine geschwächte Gesundheit wiederherzustellen. Im Herbst 1873 erhielt er von dem Leipziger Naturforscher Otto Kuntze eine Einladung zu einer wissenschaftlichen Reise nach Mittel-

amerika. Sie besuchten gemeinsam St. Thomas, Puerto Rico und Trinidad, aber bereits in Caracas kamen sie überein, sich zu trennen, da ihre Temperamente nicht zueinander paßten. M. traf im Sommer 1874 wieder in Deutschland ein. Seine drückende Mittellosigkeit zwang ihn, sich nach irgend einer Lebensstellung umzusehen. Lange Zeit hoffte er auf ein bescheidenes Amt an der Stuttgarter Naturaliensammlung oder an einem andern öffentlichen Museum, aber überall sah er sich zurückgewiesen, da er keine Fachprüfung und keinen akademischen Grad nachweisen konnte. Er war deshalb genöthigt, sich um eine Privatanstellung zu bemühen. Während der Wartezeit vollendete er eine kurze Beschreibung seiner südafrikanischen Wanderungen, die im Herbst 1874 als 37. Ergänzungsheft zu Petermann's Mittheilungen erschien und im wesentlichen den Inhalt der Reisebriefe zusammenfaßt, die er bereits in den Jahrgängen 1867—1872 dieser angesehenen geographischen Zeitschrift veröffentlicht hatte. Bald darauf gelang es ihm, einen Posten als Betriebsleiter in der Cementfabrik von Gebrüder Spohn in Blaubeuren zu erhalten. Aber bei der ungewohnten Thätigkeit verschlechterte sich schon nach kurzer Zeit sein Gesundheitszustand. Ein Leberleiden stellte sich als Nachwirkung der afrikanischen Strapazen und Entbehrungen ein, und ein überaus schmerzhafter Gelenkrheumatismus raubte ihm den Schlaf. Im Winter trat dann noch eine heftige Lungenentzündung hinzu. Zwar vermochte seine zähe Natur sie zu überwinden, aber als Folgeerscheinung blieben quälende Brustbeklemmungen zurück, die ihm das Liegen und den Aufenthalt in geschlossenen Räumen unmöglich machten. Er verbrachte deshalb die Nächte in einem Lehnstuhle am offenen Fenster. In der Charfreitagsnacht, am 26. März 1875, hatte er das Unglück, in der Schlaftrunkenheit hinauszustürzen und sich durch Aufschlagen aufs Pflaster lebensgefährlich zu verletzen. Schädel, Wirbelsäule und einige Rippen waren gebrochen. Trotzdem lebte er noch mehrere Tage. Erst am Abend des 4. April erlöste ihn im Ludwigsspital zu Stuttgart der Tod. Er war ein überaus bescheidener und anspruchsloser Mann. Deshalb ist ihm auch während seines Lebens die Anerkennung versagt geblieben, die er verdiente. Erst später erinnerte man sich seiner und ehrte sein Andenken, indem man ihm sowohl auf dem Stuttgarter Friedhofe als auch an seiner Bildungsstätte, dem Seminar zu Gmünd, ein würdiges Denkmal errichtete. Wenn er auch nicht unter die wissenschaftlichen Reisenden im strengsten Sinne zu rechnen ist, so gebührt ihm doch unbestreitbar das dreifache Verdienst, daß er wichtige Grundlagen für die Kartographie Südostafrikas schuf, eine Reihe zukunftsreicher Goldfelder entdeckte und vor allem die in culturhistorischer Hinsicht überaus interessanten altsemitischen Ruinenstätten von Simbabye auffand und ihnen eine Deutung gab, die in wesentlichen Punkten auch durch die späteren eingehenderen Forschungen der Brüder Posselt, der Engländer Pennefather, Theodor Bent, Swan, Hall, Neal und in jüngster Zeit durch Karl Peters bestätigt wurde.

Beilage zum Staatsanzeiger für Württemberg vom 13. Juni 1875 (A. Leuze). — E. Mager, Karl Mauch. Lebensbild eines Afrikareisenden. Stuttgart 1895 (mit Bildniß). — Gaea XXXII, 1896, S. 297—304 (M. H. Klössel).

Viktor Hantzsch.

Maurenbrecher: Karl Peter Wilhelm M., Sohn des Staatsrechtslehrers Romeo M. (s. A. D. B. XX, 695—97), wurde geboren in Bonn am 21. December 1838; nach dem frühen Tode des Vaters siedelte die Mutter nach Düsseldorf über, wo die Familie, die Begründerin und Theilhaberin des Bergischen Postwesens, altansässig war (s. A. D. B. XX, 693—95). Im

October 1857 wurde M. in Bonn immatrikulirt und hörte bei Dahlmann, Löbell, Ritschl, Jahn, Simrock und Springer, Herbst 1858 ging er auf ein Jahr nach Berlin zu Ranke, aber den stärksten Einfluß übte dann in München Heinrich v. Sybel auf ihn aus. Nicht nur den äußern Gang der Studien und die Gegenstände seiner wissenschaftlichen Arbeiten, sondern auch die ganze wissenschaftliche Persönlichkeit ist von der Art dieses Lehrers mitbestimmt worden, und zwar trotz mancher sonstigen Verschiedenheit ihres Wesens, die später wol zu vorübergehender innerer Entfremdung führte. War aber Sybel der politische Historiker, der zugleich mitten in die politischen Kämpfe des Tages hineintrat, so ist die Neigung zu letzterem uur vorübergehend in M. wach geworden. Er hat an sie und an politische Thätigkeit, sogar an die parlamentarische gedacht, auch gelegentlich an ein publicistisches Arbeiten in Verbindung mit Hermann Baumgarten, dann aber zog er sich mit einer gewissen Gegnerschaft, auch gegenüber der Bethätigung seines Lehrers, von der ganzen Verbindung des Historikers und Politikers zurück, da ihm eine gegenseitige Beeinflussung dabei unvermeidlich schien. Aber politischer Historiker im wissenschaftlichen Sinne blieb er durchaus, und zwar mit starker eigener Betonung dieser Richtung; wir haben ihn zu ihren ausgesprochenen, fast typischen Vertretern zu zählen, deren menschliche und wissenschaftliche Entwicklung in der Zeit der großen politischen Kämpfe in Deutschland lag; allerdings war er dabei, wie er gelegentlich auch nach außen kundthat, ohne jede abschließende Einseitigkeit gegen die Vertreter anderer Richtungen.

Die Gesammtauffassung seines Lehrers Sybel vertrat er in charakteristischer Weise in einer Einzelfrage mit seiner ersten litterarischen Leistung. In der quellenkritischen Doctorarbeit („De historicis decimi seculi scriptoribus, qui res ab Ottone Magno gestas tradiderunt“, Bonnae 1861) und in dem darstellenden Aufsatz über „die Kaiserpolitik Otto's des Großen“ (Hist. Zeitschr. V, 1861, S. 111—154) tritt er zu der sonst geübten Kritik der Quellen theilweise in Gegensatz, indem er ihre politische Charakterisirung und Bewerthung versucht und die politischen Motive der Handelnden, welche eine einseitige Ueberlieferung verdeckt hat, zu enthüllen strebt. Und da zeigte sich unter dem Einfluß der Grundanschauung Sybel's auch Maurenbrecher's Auffassung des Mittelalters beeinflußt von den nationalen Empfindungen und Gegensätzen der Gegenwart, wenn er im ludolfinischen Aufstand gegen Otto die Empörer von bewußt nationalen Bestrebungen gegen den internationalen Imperialismus Otto's geleitet sieht. Seiner Neigung zu mittelalterlicher Forschung blieb M. in seinen Vorlesungen und Seminarübungen treu, um sich gegen Ende seines Lebens noch einmal litterarisch in ihr zu bethätigen („Die Geschichte der deutschen Königswahlen“, Leipzig 1889), wobei wir in der von den früheren Einseitigkeiten freien, reifen Ausgeglichenheit doch die alte Wesensart wiederfinden.

Sonst war M. schon in München von Sybel auf sein künftiges Arbeitsgebiet hingewiesen worden, den Kampf des Katholicismus gegen den Protestantismus im Zeitalter der Gegenreformation, und zwar von seinem Mittelpunkt, von Spanien aus. Nachdem er in Bonn promovirt hatte, trat er in den Dienst der Münchener historischen Commission zur Herausgabe der wittelsbachischen Correspondenzen seit 1550, folgte aber dann Sybel nach Bonn, wo er sich im März 1862 mit einem Vortrag über Maximilian II. und die deutsche Reformation (Hist. Zeitschr. VII, 1862, S. 351—380) habilitirte. Er trat sein Lehramt noch nicht an, sondern begab sich nach vorbereitenden Studien in London Juli 1862 an das spanische Staatsarchiv in Simancas, an dem sich der zuerst auf drei Monate berechnete Aufenthalt bis September

1863 ausdehnte; ihm folgte noch eine Nachlese in Paris. Man arbeitete in Simancas damals auf fast jungfräulichem Boden, nur wenige Forscher, Heine, Bergenroth, Gachard, Gindely hatten begonnen, einen Theil seiner Schätze zu heben. Bequem war die Thätigkeit an dem öden Orte nicht, das geringe Entgegenkommen der Beamten führte sogar zu scharfen Beschwerden in Madrid. und geistige Anregung bot ihm nur der Verkehr mit Bergenroth; unter den Spaniern, diesen „Virtuosen des Nichtsthuns", fühlte M. sich wenig wohl.

In einem Jahre angestrengtester Arbeit sammelte er ein Material, von dem er sein Leben hindurch gezehrt hat und zuletzt noch reichlich seinen Schülern abgeben konnte. Sein Arbeitsziel erweiterte sich dabei. Er hatte den im spanischen Archiv geborgenen Stoff für die deutsche Gegenreformation von 1555 bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts sammeln wollen, jetzt erwuchs unter dem Einfluß der ihm hier entgegenströmenden Quellen die Aufgabe zu der von Spanien aus überall beeinflußten europäischen Geschichte, zur „Geschichte der Gegenreformation, der von Philipp II. geführten katholischen Reactionspartei, der großen katholischen Offensive gegen das protestantische Europa" (M. an Sybel 1. X. u. 6. XII. 1862, 29. III. 1863). Den Ausgangspunkt sollte der Uebergang der Herrschaft von Karl V. auf Philipp II. abgeben, Philipp's Persönlichkeit den Mittelpunkt des Werkes bilden und daneben ein Urkundenbuch spanischer Staatspapiere zur deutschen Geschichte seit 1555 einhergehen.

Aber während er sich mit lebhaften Hoffnungen über die Vollendung eines Theiles schon in der nächsten Zeit trug, sollte in der Erweiterung des Planes eigentlich der Beginn der verhängnißvollen Fügungen liegen, die seine Verwirklichung schließlich verhindert, sie nicht über die Anfänge der Vorgeschichte haben hinauskommen lassen. Ihm trat sofort die Nothwendigkeit entgegen „auch den Ausgang der Regierung Karl's V. noch einmal zu revidiren", und so erschien nach einer vorhergegangenen Studie über Don Carlos (Hist. Zeitschr. XI, 1864, S. 277—315) sein erstes größeres Buch über „Karl V. und die deutschen Protestanten 1545—1555" (Düsseldorf 1865), dessen Inhalt, weiter als der Titel sagt, im Sinn der Fundamentirung seines Hauptwerkes die ganze europäische Stellung Karl's begreift, mit vielerlei neuen Aufschlüssen über die Gegensätze zwischen Karl und Papst Paul III., gegenüber einer Reform der Kirche, über die Anbahnung und den religiösen Charakter des Schmalkaldischen Krieges, über Moritz von Sachsen, der ihm als der bedeutendste aller Widersacher Karl's V. erschien. Er hatte seine Auffassung gegen manchen Gegner zu verfechten, ruhiger verlief die Fehde mit Georg Waitz, während die mit August v. Druffel von beiden Seiten in schärfster Form bis zu gegenseitiger Verbitterung geführt wurde.

Seit Herbst 1863 war M. als Docent in Bonn thätig, wo er besonders das engste Freundschaftsband mit Karl v. Noorden knüpfte; der bis zum Tode des Freundes geführte Briefwechsel gibt ein anziehendes Bild aus dem Leben und den Bestrebungen der deutschen Geschichtswissenschaft in den 60er und 70er Jahren. Nachdem er sich im J. 1866 mit seiner Cousine Mary Maurenbrecher vermählt hatte, trat er im Juli 1867, erst achtundzwanzigjährig, sein erstes Lehramt in Dorpat an, zunächst als außerordentlicher, seit October 1868 als ordentlicher Professor. Im Herbst 1869 kam er nach Königsberg, Ostern 1877 nach seiner Heimathstadt Bonn, Herbst 1884 nach Leipzig.

Der Kreis seiner Vorlesungen erweiterte sich von den Gebieten des Mittelalters und der Reformation zu denen der preußischen Geschichte, der französischen Revolution, der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; während seiner

Leipziger Zeit führte er sodann als einer der ersten die Darstellung bis zum J. 1871. Von besonderem Werth für den Studenten waren die selbständig neben der Hauptvorlesung einhergehenden Collegien über die Quellen und Bearbeitungen der jeweilig von ihm im Hauptcolleg vorgetragenen Epochen. Sein Lehrerfolg war gleich in Dorpat ein außerordentlicher, vielleicht etwas zu groß für den noch jugendlichen Anfänger; es konnte einige Enttäuschung nicht ausbleiben, als er in Königsberg bei ungünstigen äußeren Verhältnissen nur langsam zur früheren Höhe stieg, um dann freilich in Bonn und in Leipzig seinen Gipfel zu erreichen. Die sorgfältige Ausarbeitung seiner Vorlesungshefte nahm seine Zeit stark in Anspruch, so daß die wissenschaftliche Production stockte. In der politisch so hoch erregten Zeit vor und nach der Reichsgründung zogen auch ihn allgemeine Fragen stärker an, wissenschaftliche und hier zum letzten Mal ihn lockend, die tagespolitischen, er wurde ein eifriger Mitarbeiter an den „Grenzboten“. Ueberall, wo er weilte, suchte er auch die localgeschichtlichen Interessen zu fördern: so wirkte er in Königsberg für die Gründung des Geschichtsvereins für Ost- und Westpreußen, in Bonn hatte er ein Hauptverdienst an der Gründung der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde und auch in Leipzig konnte er noch die erst nach seinem Tode erfolgte Bildung der sächsischen Commission für Landesgeschichte mit in die Wege leiten und den ersten Plan entwerfen.

Wegen seines großen wissenschaftlichen Planes stiegen ihm schon in Dorpat Zweifel auf, ob er seine Geschichte Philipp's unmittelbar werde in Angriff nehmen können und nicht mit einer Geschichte des Trienter Concils sich erst die Grundlage schaffen müßte (an Noorden 9. VIII. 1868). Als er nun, zunächst in einzelnen Aufsätzen, an die weitere Arbeit ging (gesammelt als „Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit“, Leipzig 1874), da entfernte er sich mit jedem Schritt mehr vom alten Ziel, er trat vom Zeitalter der Gegenreformation ganz in das der Reformation ein, wandte sich aber hier nicht dem Protestantismus zu, sondern jenen Vorbereitungen für die spätere katholische Offensive, den Versuchen, die Kirche von ihrem eigenen Boden aus zu regeneriren, welche ihm als eine katholische „Reformation“ neben der protestantischen erschienen. Der Name schon sollte hierbei statt wie bisher geschehen das Trennende, gerade das Verwandte der kirchlichen Erneuerungsbestrebungen betonen, und so läßt er in dem 1880 erschienenen ersten Band der „Geschichte der katholischen Reformation“ eine spanische und eine humanistisch-erasmische neben die eigentlich lutherische Reformation treten. Das Werk bezeichnet, auch in der energischen Form der Darstellung, den Höhepunkt von Maurenbrecher's wissenschaftlichen Leistungen. Es blieb Torso, ein weiterer Band erschien nicht, so daß M. dem letzten Ziel, das er sich als junger Forscher in Simancas gestellt hatte, dauernd fern geblieben ist. Die Freude an dieser Arbeit schien zu erlahmen, ohne daß der eigentliche Grund sichtbar hervortrat, und der Entschluß, sie nicht fortzusetzen, zeigte sich in der Austheilung von Stücken seines Materials an jüngere Freunde und in der Veröffentlichung von Abschnitten seiner bisherigen Forschungen in einzelnen Aufsätzen („Die Lehrjahre Philipps II. von Spanien“, „Beiträge zur deutschen Geschichte 1555—1559“ in der Hist. Zeitschr. 50, „Tridentiner Concil)“. Diese erschienen meist in dem von 1881 bis zu seinem Tode von ihm herausgegebenen „Historischen Taschenbuch“; daneben schrieb er eine Reihe von Artikeln für die Deutsche Biographie, fast alle, außer dem über den Minister Schön, aus dem 16. Jahrhundert. Maurenbrecher's Darstellungsweise trägt öfter ein rednerisches Gepräge; im Vortrag war er Meister, sowol in der akademischen Vorlesung wie in dem von ihm mit Vorliebe gepflegten popu-

lären Vortrag. Er sprach nach ausgearbeitetem Heft, trotzdem aber mit lebendigster Unmittelbarkeit, mit starker Empfindung, besonders wenn die stärkste Seite in seinem Innern, sein Patriotismus, mit angeschlagen wurde. Im Seminar hielt er an der Form der Einzelreferate fest, die immer einen Theilnehmer fast ausschließlich zu Worte kommen läßt; er hatte eine große Abneigung gegen jeden schulmäßigen Zwang, wer nicht aus eigenem Antrieb mitarbeitete, den ließ er gehen. Die größte Wirkung übte er im persönlichen Verkehr auf die Schüler, die sich ihm enger angeschlossen hatten, so große Selbständigkeit er auch jedem absichtlich im Suchen nach seinem Ziele ließ. In diesem Verkehr trat auch die Seite seines Wesens hervor, welche der ferner Stehende kaum in dem energischen, bis zur Derbheit streitbaren Manne vermuthete: ein geradezu weiches inneres Empfinden, gebend und empfangend ein tiefes Bedürfniß nach Liebe und nach Freundschaft.

Weihnachten 1889 befiel M. eine schwere Influenza, im Juni 1890 traten die ersten bedrohlichen Erscheinungen eines Herzleidens hervor. Mit großer Energie wurde er trotzdem den Anforderungen seines Berufes gerecht und bei seiner schon sinkenden Kraft unternahm er es Anfang 1892 den Inhalt seines Collegs über die Zeit der Reichsgründung in einer Reihe öffentlicher Vorträge zusammenzustellen, in deren rednerischer Ausführung noch einmal seine volle, bis zum Leidenschaftlichen gesteigerte Lebhaftigkeit hervorbrach; kurz vor seinem Tode erschienen sie in Buchform („Gründung des Deutschen Reiches 1859 bis 1871“, Leipzig 1872; 3., von befreundeter Hand durchgearbeitete Auflage 1903). Er trug sich in letzter Lebenszeit noch mit dem Plane, eine zusammenfassende deutsche Geschichte in drei Bänden herauszugeben, und hatte auch mit der Bearbeitung der Anfänge begonnen: er blieb bis zuletzt in der Hoffnung des Lebens und Arbeitens, als ihm beider Ziel schon gesteckt war. Noch hatte er die Freude, daß seine Schüler Juli 1892 sein 25jähriges Professorenjubiläum zu einer von Herzen kommenden Kundgebung ihrer Anhänglichkeit benutzen konnten; die Herbstferien brachten keine Erholung mehr, er verschied am 6. November 1892.

Gustav Wolf, Wilhelm Maurenbrecher. Berlin 1893. — W. Busch, Zur Erinnerung an Wilhelm Maurenbrecher, Neue Bonner Zeitung 1893 (in beiden auch vollständige Angabe der von M. verfaßten Schriften). — Benutzt sind M.'s Briefe an Noorden und sein Briefwechsel mit Sybel.

W. Busch.

Maurer: Josef M., geboren am 16. Januar 1853 in Asparn an der Zaya, am 25. Juli 1877 zum Priester geweiht, † als Pfarrer zu Deutsch-Altenburg in Niederösterreich am 19. November 1894. Nicht bloß ein eifriger und äußerst beliebter Seelsorger, ein warmer Natur- und Menschenfreund, ein ebensosehr für Wissenschaft und Kunst wie für sociales Wirken begeisterter Mann, hat er sich auch als äußerst fruchtbarer historischer Schriftsteller, als Novellist und Dichter hervorgethan. Zahllose historische, biographische, topographische und theologische Arbeiten, Erzählungen, Novellen und Gedichte sind in verschiedenen österreichischen, deutschen und schweizerischen Zeitschriften erschienen. Unter seinen nicht wenigen selbständigen Werken seien insbesondere genannt: die auf eigenen archivalischen Studien beruhenden localgeschichtlichen Monographien über die Geschichte des Marktes Asparn an der Zaya (1887), des k. k. Lustschlosses Schloßhof und des Marktes Hof an der March (1889), der landesfürstlichen Stadt Hainburg (1894).

Ein ausführliches Lebensbild nebst Bibliographie und Proben in Poesie und Prosa hat Dr. Hans Maria Truxa unter dem Titel: „Der öster-

reichische Geschichtsforscher, Schriftsteller und Dichter, Pfarrer Josef Maurer (3. Auflage, Wien 1900, Selbstverlag) herausgegeben.

H. M. Truxa †.

Maurice: Chéri (Kosenamen für Charles, ihm aus der Kindheit verblieben) M., eigentlich Ch. M. Schwartzenberger, Bühnenleiter, wurde am 29. Mai 1805 zu Agen, Hauptstadt des südfranzösischen Departements Lot-et-Garonne, geboren, als Sohn des israelitischen Unternehmers Maurice Schwartzenberger aus Metz (1780—1853). Dieser unterdrückte des etwa zwanzigjährigen Jünglings Entschluß, sein gelungenes Auftreten auf der Liebhaberbühne in dauernden Beruf zu verwandeln. Als nun die Familie (1824 oder) 1826 nach Hamburg übersiedelte, half M. erst dem Vater bei seiner Brennerei französischer Schnäpse, eifriger jedoch bei der Pachtung (1827) des einstigen wundervollen Gartenlocals Tivoli am Besenbinderhof in der Vorstadt St. Georg. Dies machten sie rasch zum beliebtesten Sommer-Erholungsorte durch Rutschbahn, Mastbaumklettern, Sacklaufen, Akrobaten, Hahnenkämpfe, Caroussels, bal champêtre, wozu sie 1829 eine unbedeckte, aus Bäumen und Laubwerk improvisirte Sommerbühne fügten, unter des Sohnes Regie. Statt wie bisher um tüchtige Pyrotechniker, Jongleure, Bajazzos sorgte sich jetzt „C. S. Maurice“, wie er sich nun, den väterlichen Vor- als Familiennamen annehmend, nannte, mit Geschick und Thatkraft um gute Darbietungen einer leichten, volksthümlichen Muse. Deren Tempel eröffnete er verständig durch G. N. Bärmann's drolliges ländliches Gemälde „Kwatern“, dem ein Reigen plattdeutscher Stücke folgte, Maurice's erhebliche Verdienste um dies Dialektdrama begründend und nicht geringere Besucherscharen herbeilockend als L. Angely's und Holtei's Vaudevilles. Der Leiter des 11 Jahre alten Steinstraßen-Theaters, der bewährte ehemalige Maschinist und Theatermeister beim Stadttheater Caßmann, dessen Truppe M. ein Sommerasyl gewährte, hielt es da für gerathen, seiner Schwiegermutter Wittwe Handje als Inhaberin der Concession für dies kleine Theater M. als Mitdirector vorzuschlagen, und so begann dieser am 1. October 1831 mit der neuen Wintersaison endgültig das Scepter eines wirklichen Bühnenmonarchen zu schwingen, wennschon ein Jahrzehnt nur als artistischer Leiter. Sommers spielte man immer in Maurice's Tivoli, meist zwar die zugkräftigen Stücke vom Winter, während dessen M. im Steinstraßen-Theater mehr und mehr die besseren Stände anzuziehen wußte, doch auch einschlagende Novitäten wie Bärmann's eigens fürs Tivoli gefertigte Bearbeitung eines Kotzebue-Originals, „Stadtminschen un Buurenlüüd“ u. a. Localpossen in der Mundart sammt Parodien auf die ersten großen Opern. Der nun dauernde Träger des dazumal förderlichen französischen Künstlernamens streifte die weniger empfehlende jüdische Abkunft damit ab und trat am 31. Juli 1832 mit einer 20½jährigen Hamburgerin, Emilie Möller, zu St. Petri vor den Traualtar.

In doppelter Hinsicht bewährte M. beim Emporkommen dieser Bühne den richtigen Blick, der dem praktischen Bühnenleiter eignen muß. Einmal betreffs eines passenden Repertoires, das neben dem Kleinbürger-Publicum bald auch die besseren Stände heranzog und rasch die bis dahin wenig beachtete Bühne in die Gunst der Bevölkerung hineinwachsen ließ. Und dieser empfindliche Wettbewerb für das bevorrechtete Stadttheater beruhte gutentheils mit in der unter des Franzosen Maurice Aegide erstehenden Blüthe des plattdeutschen Lustspiels und der Hamburger Localposse, indem neben Bärmann's langer Reihe gemüthvoller „Burenspillen“ die Parodien und Dialektschwänke des geistreichsten scharf-witzigen Hamburger Realisten Jak. Hnr. David (1812 bis 1839) für M. die Quelle beispielloser Erfolge und Einnahmen wurden,

Hnr. Volgemann, der curiose und vielgewandte A. E. Wollheim u. m. A. in demselben Fahrwasser segelten. Andererseits besaß M. von Anfang an in ganz hervorragendem Maaße die Kunst, theatralische Einzelkräfte zu erkennen, zu gewinnen und sich entwickeln zu lassen, aber auch sie dem Ganzen der Truppe einzufügen und deren Aufgaben dienstbar zu machen: so war Karl Meixner, der geniale Charakterkomiker, in den ersten Jahren eine Hauptstütze. Im October 1834 erwirkte M. der jungen Unternehmung vom Senate den Titel „Zweites Theater", und Frdr. Ludw. Schmidt, die ehrliche Haut, jahrelang bis 1842 der Leiter des Stadttheaters, soll dazumal ausgerufen haben: „Der Knabe Charles fängt an mir fürchterlich zu werden!". Endlich 1842, als, kurz nach dem großen Hamburger Brande vom 5.—8. Mai, die betagte Frau Handje starb, erhielt M., in Anbetracht der von ihm bewährten Energie, Solidität und Geschicklichkeit, vom Senate die selbständige Concession, jedoch nur für einen Neubau und unter der Verpflichtung, die Handje'schen Erben zu entschädigen. An einem sehr günstig im Herzen der Stadt gelegenen Platze, am Pferdemarkt, nahe dem innern Alsterbassin, gegenüber den Markthallen, eröffnete M. das neue durch den heimischen Architekten Stammann nach dem Entwurfe des Parisers Meuron erbaute geräumige und stattliche Haus, dessen Benennung „Neues Theater" die Behörde nicht genehmigt hatte, schon am 9. November 1843 mit dem Prolog „Alt und Neu". Als „Thalia-Theater" ist es ein Musterinstitut von Weltruf geworden, und zwar ausschließlich durch Maurice's Organisationsgenie und speculative Direction.

Allerdings war M. sich der Würde und Nothwendigkeit bewußt, die ihm maßgebliche Art des Bühnenbetriebs auf eine höhere Stufe zu heben. Die schwer zugängliche Bühne in einem engen Hofe der winkligen feuergefährlichen Steinstraße hätte für die zahlreichere Zuschauerschaft sowie Stücke mit größerer Entfaltung von Personal und Scenerie auch ohne die behördliche Auflage nicht mehr gelangt. Eine im ganzen ernstere, jedenfalls aber gediegenere Richtung löste den bisherigen Modus ab; freilich Oper und höheres Drama blieben ihm verboten, wie sie wol auch bis zu einem gewissen Grade seinem Naturell verschlossen waren. Damit ging allerdings leider auch der allmähliche Abfall von der intimen Pflege des Plattdeutschen und seines Humors Hand in Hand, mit herbeigeführt durch das Absterben der dafür veranlagten und eingespielten Kräfte. Die feste Absicht zu selbständigem Vorgehen hat M. noch vor Eröffnung des „Thalia-Theaters" durch freiwilliges Angebot — das erste in Deutschland! — einer regelrechten Autor-Tantième bekundet und hat durch günstige Bedingungen zugkräftige dramatische Arbeiten eingeladen. Ledig litterarischer Vorurtheile blieb er freilich auf die Dauer und schaute sich auf dem Markte der Theaterwaare wie ein Kaufmann um; doch brachte er die erkaufte nie anders als blank und so ordentlich wie denkbar vor seine Abnehmer. Unmittelbar vor Antritt seiner entscheidenden Function, October 1843, hat er seine Devise geäußert: „Der Schauspieldirector ist nur den praktischen Nutzen einer Bühnenarbeit zu würdigen berufen". Daraus allein erklärt sich das schier unbegreifliche Auftreten eines lebendigen Kameels aus dem Zoologischen Garten 1844 in Raeder's Posse „Der artesische Brunnen" auf den Brettern, wo Wilh. Kunst, Hendrichs, Louis Schneider, La Roche u. A. wirkten, und noch später wechselten mit Darbietungen der Gewaltigen Döring, L. Dessoir, E. Devrient nicht nur Kinderballets und Magieprofessoren wie Bosco, sondern auch Gymnastiker, Zwerge, Kabylen, der Affen-Mimiker Klischnigg u. ä. Um solche Luftsprünge aus der Periode seines Tivoli-Varietés zu vertheidigen, engagirte M. „für die Thaliatheater-Kritik" den Publicisten Joseph Mendelssohn (1817 bis 1856) um 400 Thaler, der, unter seiner Direction des Stadttheaters, wegen

einer Recension in seinem „Panorama der Gegenwart“ von Gutzkow öffentlich zur Rede gestellt worden war und jetzt des „Jahreszeiten“-Redacteurs C. F. Vogel bitteren Angriffen auf M. mit Pamphleten die Stange halten sollte. Dieser Mendelssohn gab dann im Sturmjahre das von besten Mitarbeitern bediente theatergeschichtlich werthvolle Curiosum „Der Theaterteufel. Humoristisch-satyrischer Almanach für 1848“ heraus, wo, außer kleinen Anspielungen auf M. (z. B. S. 62 unter „Directions-Reden“ Nr. 3: „Antritts- und Abschieds-Reden in französisch-deutschem Dialekt, keineswegs als überflüssiger Appendix zu betrachten“, wie M., der sein langes Leben lang nur einen Feind, die deutsche Sprache, gehabt haben soll, sie zu halten liebte), am Ende ein köstlicher Holzschnitt „Zur Erinnerung an den welthistorischen letzten Directionswechsel am Hamburgischen Stadttheater“ die vier betreffenden Persönlichkeiten abconterfeit. Der Commentar darunter lehrt uns: „Für die am 1. April 1847 begonnene Theater-Ehe der Directoren Baison und Maurice mußte die ‚schöne Zeit der jungen Liebe‘ schnell entschwinden. Den Bruch vollendete das einseitig geschehene Wieder-Engagement des Komikers Brüning für das Stadttheater und dessen Gastspiel-Verpflichtung gegenüber der concurrirenden Thaliabühne. Der freiwillige Austritt des Herrn Maurice, an dessen Stelle Herr Wurda Mitdirector des Stadttheaters ward, löste diese Conflicte.“ Das seit Fr. L. Schmidt's Tod, im Wettlauf mit der jungen „Thalia“-Schwester in den Graben gerathene Stadttheater war nach langen Verhandlungen und Intriguen 1846 der Doppeldirection Maurice-Louis Schneider (s. A. D. B. XXXII, 137), die sich aber wegen dessen Festhaltens bei Friedrich Wilhelm IV. in Berlin zerschlug, dann der Compagnie Maurice-J. B. Baison überantwortet worden. Aber schon seit der Eröffnung am 27. April 1847 — mit Weber's Jubel-Ouverture, einem Festspiel des bald ausscheidenden Dramaturgen Robert Prutz und Goethe's „Egmont“ — fiel M. immer wieder in den Verdacht, durch übertriebene Mehr-Engagements u. s. w. das von ihm bloß mitgepachtete Stadttheater durch sein Besitzthum, das Thaliatheater, schädigen zu wollen, und so kam es nach einer Sommersaison zu jenem Bruche, den J. Mendelssohn (s. o.) in Bild und Wort illustrirt hat. M. wurde nach gerichtlichem Austrag gegen die Firma „Maurice und Baison“, die 11 500 Thaler zugesetzt hatte, am 11. October wieder ausschließlich Herr seiner „Thalia“-Gründung, vereinigte diese aber, nachdem Baison's Association mit dem Tenoristen Josef Wurda (s. A. D. B. XLIV, 322 f.) das Stadttheater vollends an den Abgrund gebracht und Baison selbst, der tüchtige und beliebte Heldenspieler (s. A. D. B. I, 775), gestorben war, in den Nachwehen der überaus theaterschädlichen Revolutionszeit, unter Wurda's Antheil seit 1. April 1849 mit dem Stadttheater, nämlich diesmal nicht in „Personalunion“, wie 1846 Dr. Knauth, sein Vertreter, es genannt hatte, sondern in Personal, Repertoire und Geschäftsführung unter einer Decke.

Diese Vereinigung, unpopulär bei Publicum und Presse, war ein todtgeborenes Kind, und mit den flüssig gemachten 30 000 Thalern ließ sich den ins Riesige anschwellenden Ansprüchen nicht Trotz bieten: obwol M. — denn sein Genosse Wurda blieb neben ihm, wie schon neben Baison, ganz im Schatten — alle Minen springen ließ, das in argem Mißcredit stehende Institut wieder ins Oberwasser zu schieben, so erwiesen sich die Verhältnisse eben stärker. So ziemlich alle Maßnahmen der Direction, das Schiff wieder flott zu machen, wurden allerseits bekritelt und zum Schlechten ausgelegt — kein Wunder, daß sie völlig verunglückten: daß das gemeinsame Personal beide Bühnen versehen, einzelne Kräfte auch an demselben Abend hüben und drüben mitwirken mußten (übrigens anderwärts, z. B. in Leipzig, jahrelanger Brauch

ohne Widerspruch), bald, daß die Komiker überwogen, carikirten und improvisirten, bald wieder, daß die Oper zu sehr in den Vordergrund trete, insbesondere Maurice's Einmischen in die Regie. Noch milder als die Hamburger Blätter, die M. günstig zu stimmen suchte, während maßgebliche Kritiker, wie Karl Töpfer (s. d.) in seinem 1852—55 eigens als Niederschlag der Erbitterung gegen die Theaterleitung herausgegebenen Journal „Der Recensent" („die ‚Vereinigten Theater' in H. haben, wie die ‚Vereinigten Staaten' in Amerika, viel Raum und wenig Bewohner"), scharf Stellung nahmen, schrieb die theatralische „Allg. Leipziger Chronik" 1850: „er gestehe doch seine gutmüthige Unfähigkeit ein! Die Kunst war ja nie sein Broterwerb! Er bleibe was er war, ein Geschäftsmann, und überlasse die Kunst den Sachverständigen!" Unzufriedenheit erregte das Schwanken der Eintrittspreise; tiefer griff der herbe Tadel der Textverkürzungen, groben Spielweise im Possenton, das unablässige Aushelfen mit reisenden Gästen und Dilettanten, deren die 5 Jahre der Direction Maurice-Wurda 400 vor die Rampen geführt haben sollen. Und doch vermittelte M., wenn er auch zeitlebens der Gastspiel-Wirthschaft gefröhnt hat, dadurch den Hamburgern die wiederholte genaue Bekanntschaft von Sternen des Bühnenhimmels, darunter Henriette Sonntag, L. Dessoir, La Roche, Dawison, aber auch der Französin Rachel und des englischen Mohren Ira Aldridge mit seiner Truppe, und gar ganzer Tänzerfamilien, zumal aus dem Süden, wie auch in Kinderballeten des Guten zu viel geschah. Wieder warf man M. vor, es sei wohlberechnete Tactik bei ihm, das Stadttheater „stiefmütterlich zu behandeln", damit bei einer vorauszusehenden Trennung das Publicum der besser bedienten Thalia-Bühne treu bleibe. Obwol M. sich sogar an so schwierige Experimente wie 1853/54 an wiederholte Gesammtaufführung des Goethe'schen „Faust" — der ersten in Deutschland! — wagte, insinuirte man ihm 1854: „Kommt eine Subvention, wie sie erbeten ist, zu Stande, so lacht der Franzose M. ins Fäustchen, und die deutsche Kunst geht dabei doch leer aus." Der seit 1851 vorauszusehende Zusammenbruch trat, nachdem während des Jahrfünfts 167 000 Thaler über die Einnahme ausgegeben waren, am 25. Juli 1854 als wirklicher Bankerott ein: die mehr als 300 auf die Straße gesetzten Mitglieder des altrenommirten Hamburger Stadttheaters sollten nach „Schmieren"-Art auf Theilung weiterarbeiten! Das sich durch lange Streitigkeiten hinziehende Arrangement förderte als Ergebnisse für M. — die Puppe Wurda ging in den Ruhestand († 1875) — zu Tage: die Verantwortlichkeit für die schwere pekuniäre Schädigung der Abonnenten (ca. 65 000 Thaler), die Behauptung „totaler Zerrüttung" der Verhältnisse des Stadttheaters als „Folge seiner beispiellos schlechten Verwaltung", das überharte Gesammturtheil „Herr Maurice hat das Stadttheater ruinirt, er allein; entweder durch Ungeschick und undeutsche Beurtheilung eines deutschen Publicums, oder — weil er es so wollte"; damit meinte das „ernste Wort in der Theaterangelegenheit" in den „Hamburger Nachrichten" Nr. 258 vom 31. October 1854 „Maurice's Manöver", die Zuschauer „zu dem Favoritkinde Thaliatheater" zu „treiben".

Auch des letzteren Schicksal zog die Katastrophe vom Sommer 1854 bös in Mitleidenschaft. In der „dem Charles Schwartzenberger Maurice" am 17. Februar 1843 ertheilten Concession stach man die Klausel „bis auf weiteres" auf und entzog ihm das mehr als zweiactige Lustspiel, das Schauspiel und natürlich die Oper, schrieb ihm auch sehr niedrige Eintrittspreise vor. Am 1. September 1855 eröffnete M. unter diesen harten Beschränkungen sein Thaliatheater von neuem allein: seine von Maurice's Gegnern durchgedrückte Knebelung bewirkten jedoch nicht die erwartete erhöhte Blüthe des

Stadttheaters, wol aber reichlichen Zuspruch zu der von M. gezwungenermaßen vorgesetzten leichten und wohlfeilen Theaterwaare. Sogar H. Uhde's sorgfältige, aber im ganzen kleinlich mäkelnde Behandlung Maurice's in der Geschichte des Hamburger Stadttheaters zieht ihm, dessen „Directionsübung Bleigewichte“ angehangen (nämlich behördlicherseits), wie ein duldender Lenker des Instituts gesagt, ein volles Vierteljahrhundert nach jenem Krach 1879 folgendes Facit: „Der gewaltigen Aufgabe: in Hamburg zwei große Bühnen zu gleicher Zeit zu leiten, war er unterlegen; in kleineren Verhältnissen, auf einem Posten, den er zu übersehen vermochte, hat er sich vielfache Anerkennung erworben. C. S. M. wußte es nach und nach, besonders durch Heinrich Marr's kräftige Mitwirkung, dahin zu bringen, daß in der Reihe deutscher Privatunternehmungen das Thaliatheater zu Hamburg oft mit Ehren genannt ist. Es liefert zugleich den Beweis: daß eine Bühne Verdienstliches auch ohne Staatshülfe leisten kann. Deutsche Dramatiker vertrauen ihm mit Vorliebe ihre Stücke an, und deutsche Künstler betrachten es als offenen Empfehlungsbrief, zu seinen Angehörigen gezählt zu haben.“ Als im Sommer 1856 C. A. Sachse, der Pächter und nachherige Director des Stadttheaters, dessen Inventar käuflich von der vorigen Direction übernahm, war jede Verbindung Maurice's mit dem Stadttheater endgültig abgebrochen. Er hat sich kaltblütig und gewandt in den ihm zugemessenen engen Spielraum geschickt, sodaß im „Morgenblatt“ eine Correspondenz bald äußerte: „Gerade weil sich die Gesellschaft dieser zweiten Bühne unserer Stadt unter der meisterhaften Regie Marr's beschränken muß, ist sie so vorzüglich geworden.“

In der That setzte seit 1856 ein großer Aufschwung des Thaliatheaters ein, ja, seine eigentliche Blütheepoche, in der es auf dem Felde des Lustspiels und sogenannten Conversationsstücks sogar Vorbildliches hervorbrachte. Vorerst bestand es noch curiose Kämpfe spießbürgerlichsten Calibers wegen Maurice's beschnittener Concession: La Roche's Gastspiel als Shylock stellte die Streitfrage, ob „Der Kaufmann von Venedig“ gemäß Shakespeares Bezeichnung eine comedy sei, zur polizeilichen Erörterung; der Birch-Pfeiffer Schauspiel „Die Grille“, als ländliches Charaktergemälde bezeichnet, um Friederike Goßmann's Auftreten daselbst zu ermöglichen, mußte nach acht Wiederholungen auf den Recurs des Stadttheaters verschwinden; ja, bei der 1859er Nationalfeier von Schiller's 100. Geburtstag durfte aus dessen eigener Feder nur „Wallenstein's Lager“ als einziges „lustiges“ Werk über die Bretter gehen. So meint auch der M. gewiß abgeneigte Uhde: „Mit grenzenloser Eifersucht, die zu den häßlichsten Vorkommnissen führte, überwachte das Stadttheater die kleinere Bühne.“ Erst 1860 hob der Senat diese Bevormundung auf; aber das Maurice'sche Theater hielt das nun einmal eingespielte Genre als Besonderheit aufrecht und führte in Lustspiel, Schwank und Posse nicht nur musterhafte Darstellungen, sondern auch hervorragende Individualitäten, andererseits ein vortreffliches Ensemble auch dem anspruchsvollsten Verlangen vor Augen. So hat M. schauspielerische Talente nicht nur herangezogen, sondern auch angezogen. So steht neben den kecken Spaßmachern der Posse, Nestroy, Scholz, Gern, eine lange Reihe aufstrebender Kräfte des ernsten Fachs, gegen welches M. keineswegs sein vorurtheilsfreies Herz verschloß. Nicht etwa bloß erstclassige Wandervögel wie der Originalneger Aldridge als Othello, Demoiselle Rachel als Phädra, die Ristori als Medea — jeder dieser drei in seiner Muttersprache — brachten den erhabenen Kothurn auf die Tagesordnung. Nein, gerade ziemlich viele der bei ihm debutirenden oder flügge werdenden Anfänger, die später anderwärts erste Posten und Ruhm erreicht haben, durften sich am Thaliatheater in classischen Rollen erproben: z. B. Lina Fuhr († 1906) als Maria Stuart, Marie

Seebach als Grethchen, Charlotte Wolter als Iphigenie, desgleichen der genialste, den er emporgebracht, Bogumil Dawison. Anderntheils hat er freilich z. B. die Goßmann, die sich auf die tragischen Liebhaberinnen steifte, auf die muntere Naive verpflichtet, und darin hat sie nachher ihre Triumphe gefeiert. Auch Wilh. Kläger, Frz. Wallner, Eugen Stägemann, Anton Anno, Emil Hahn, Marie Boßler, Marie Barkany u. A. von Namen wirkten länger oder kürzer unter M. Die bei ihm in die Höhe gekommenen Zerline Würzburg-Gabillon, Antonie Janisch, Marie Seebach, Helene Hartmann hat M. neben der Wolter und der Goßmann als „k. k. österreichischer Hofburgtheater-Lieferant wider Willen", wie er sich scherzweise bezeichnete, vom großartigen Wiener Schauspiel-Ensemble seines gleichaltrigen Widerparts Heinrich Laube, den er grollend den Rattenfänger von Hameln zu nennen und beim Zusammentreffen in Karlsbad zu schneiden pflegte, sich wegfischen sehen müssen. Auch in seinem eigensten Ressort, dem komischen, hat M. typische Soubrettenköniginnen wie Marie Geistinger, Anna Schramm, Ernestine Wegener (s. d.) nicht lange fesseln können. Aufs höchste anerkannt und ungemein beliebt in Schauspielerkreisen, zählte er unter seinen berühmt gewordenen Zöglingen viel mehr weibliche als männliche, er, der wunderbar unverwüstliche Lebenskräftige „mit den listigen und feurig blitzenden Aeuglein, mit der Leidenschaft für schöne Frauen".

Maurice's unbestreitbares großes Verdienst beruht in der sicheren Handhabung der Einsicht, daß die Bühne nicht die überragende Einzelleistung, sondern eine harmonisch abgetönte Gesammtleistung vorführen und durch diese wirken soll. So stach denn bei ihm selbst bei sogenannten Paraderollen ein starker Gast vom Ensemble nicht wesentlich ab, wofern er sich nicht direct auf Virtuosenmätzchen verlegte. Und endlich was den Umfang seines Spielplans betrifft, so trägt der Tiefstand der Production binnen der Jahre 1840—80, da Maurice's Thätigkeit sich in einer Schlangenlinie entfaltet hat, die Hauptschuld an der Ausbeutung der niederen dramatischen Sphäre als maßgebliche Bezugsquelle. Vor längerer Nachgiebigkeit an höher gerichtete „Verirrungen" seiner Regisseure, des ihm, nach mehrjähriger Entfremdung, 1857—71, bis zum Tode treuen genialen Schauspielers Heinr. Marr und des vielseitigen C. A. Görner, bewahrte ihn seine nüchterne Ueberlegung, besonders wann ein ungünstiger Cassenrapport seines Bruders Alfons, des vieljährigen „Thalia"-Cassirers, ihn in dem Mißtrauen gegen das „Hochpoetische" schwächlicher Jamben-Epigonen und Auch-Classiker bestärkte. So hat sich M. denn vielfach außer auf den in Hamburg eingewurzelten Gutzkow auf die fruchtbaren R. Benedix, Charlotte Birch-Pfeiffer, seine langjährige Gewissensräthin, auf beider Nachahmer, auf französische Faiseure und die Berliner Gesangsposse stützen müssen und einer der Matadore der letzteren, Emil Thomas (d. i. Tobias), hat 1866—75 als Maurice's erster Charakterkomiker den immer steigenden Jubel des Auditoriums errungen, desgleichen beim Festmahle zum 25jährigen Jubiläum des Thaliatheaters 1868 in seiner eindringlichen, zwerchfellerschütternden Betonung durch eine Tischrede, die fast sämmtliche, großentheils längst verschollene Titel der unter M. aufgeführten Erzeugnisse verwob. Trotz häufiger Minderwerthigkeit seiner Unterlagen hat sich M. mit immer wachsendem Gelingen möglichst künstlerisch vollkommene Gebilde auf die Scene zu stellen bemüht und mit peinlicher Sorgfalt an allen Einzelheiten der Darstellung feilen heißen, bis sich jede Individualität — die er an und für sich hoch achtete — ins Ganze fügte. Es sei da noch besonders die Strenge des Mannes, der bis an sein Ende mit dem deutschen Ausdruck auf Kriegsfuß gestanden, gegenüber etwaigen Sprach- oder Textverfehlungen seiner Untergebenen hervorgehoben, ferner die zum Realismus der Hamburger Schule und zu Maurice's Trieb zum Volksmäßigen passende

außerordentliche Vorliebe fürs niederdeutsche Dialektstück, dem er so lange wie irgend möglich eine freundliche Zufluchts- und Pflegestätte gewährt hat.

„Wenn ick ok de Stiefschwester bün, he hett mi doch von Harten leev. Mit mi fung he an! Ick weer Maurice sine eerste Leev" — so apostrophirte Anna Rossi in Kostüm und Idiom einer Vierländerin den Chef M. als plattdeutsche Muse in W. Drost's Festspiel zum 1. October 1881, als er sein goldenes Jubiläum — einzig in seiner Art als Leiter desselben Unternehmens — als Theaterdirector beging. Unter gleichfalls weitester Antheilnahme feierte man am 9. November 1893 das Halbjahrhundert-Bestehen des Thaliatheaters, auch durch Neuausgabe der Festschrift vom Viertelsäculum (s. u.). Im Mai 1885 übergab dann Ch. M., der jahrzehntelangen Sorgen überdrüssig, den Tactstock seinem Sohne Gustav M., der nun aber trotz jahrelanger Mitdirection der Bürde nicht mächtig war und unfähig, gar den Vater zu ersetzen, von diesem den Stadttheater-Pächter B. Pollini (d. i. Pohl, 1838—97, s. ebd.), einen geriebenen Geschäftsmann, als Berather bekam: dieser neue Bündniß-Versuch scheiterte schon nach zwei Jahren, und so fristete Gustav seit 1887 das Thaliatheater allein durch, bis er (geboren 1836) am 23. October 1893, mitten in den Vorbereitungen zum genannten Jubelfeste des Hauses, starb. Der 88jährige Veteran M. faßte nun nothgedrungen nochmals das Steuer des lecken Schiffs und blieb bis 1. Juni 1894 auf dem Posten: da verschmolz Pollini endgültig das Thalia- mit dem Stadttheater zu einem sich ergänzenden Doppelinstitut und so ist's geblieben, auch als der finanziell sicherer fundirte Pollini den am 27. Januar 1896 sanft entschlummernden M. nicht einmal um zwei Jahre überlebte (er starb am 27. November 1897): die Firma Bittong & Bachur übernahm die zwei Decennien hindurch rivalisirenden Bühnen auf ein Conto aus Pollini's Nachlaß.

Das Material am vollständigsten, wenn auch meist für M. einseitig panegyrisch und unkritisch, in der „Geschichte des Thalia-Theaters in Hamburg ... Nach authentischen Quellen bearbeitet von Alfred Schönwald und Hermann Peist", 1868 zum Silberjubiläum erschienen, 1883 zum goldenen erweitert ausgegeben. Viele actenmäßige Einzelheiten bei dem gegen M. eingenommenen, bisweilen hämischen Herm. Uhde, „Das Stadttheater in Hamburg 1827—1877" (1879); s. die Stellen in dessen Eigennamen-Verzeichniß. Gegen Uhde ging Reinhold Ortmann's fleißige Fest-Monographie „Fünfzig Jahre eines deutschen Theaterdirektors. Erinnerungen, Skizzen u. Biographien aus der Geschichte des Hamburger Thalia-Theaters" (1881) allzu kräftig ins Zeug, ihr Ziel infolge arger Lobhudelei verfehlend. Auf diesen drei Vorarbeiten wesentlich fußt P. Schlenther's gründliches und anschauliches Lebens- und Charakterbild im Biograph. Jahrbuch u. Dtsch. Nekrolog I, 297—302 (daran angeschlossen A. v. Weilen's Vermerk Jahresberichte f. neuere dtsch. Litgesch. f. 1896: IV 4, 388); es wäscht M. von den meisten Flecken, die seine hartnäckigen Widersacher ihm verliehen, rein und versieht ihn an der Spitze mit dem glänzenden Attribut „neben Laube der bedeutendste deutsche Bühnenleiter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts". Reichlichen und werthvollen Stoff, nicht nur unter seinem besondern Gesichtspunkte, bringt sodann K. Th. Gäbertz bei: „Das niederdeutsche Schauspiel. Zum Kulturleben Hamburgs. II: Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert" (Neue Ausg., 1894; S. VII—XII, XXV und Eigennamen-Verzeichniß). Lebens- und Charakterskizze wesentlich anekdotischer Art bei Ad. Kohut, Berühmte israel. Männer u. Frauen I (1900), 245—249 (auch 202, 237, 253); englischer Auszug daraus von E. Ms. in The Jewish Encyclopedia VIII (1904), 381. Richtige knappe Skizze

in Meyer's Konversationslexikon[6] XIII (1906), 465. Kleine Notizen im Allgem. Theater-Lexikon IV (1840), 174; Rob. Prölß, Gesch. des neueren Dramas III 2 (1883), 415; Frdr. Ludw. Schmidt's Denkwürdigkeiten hsg. von H. Uhde (1875) II, 322 Anm. u. 372 Anm.; Ad. Kohut, Die größten u. berühmtesten Soubretten des 19. Jhs., S. 62, 91, 149, 188. Verständnißvoller, wenn auch nicht ganz stichfester Nekrolog L(udwig) H(olthof)'s in „Ueber Land und Meer" 75. Bd., S. 343 (nennt außer Charles auch Simon als Vornamen). Ebenda, bei Schönwald und Kohut (S. 247) Porträts Maurice's, bei Schönwald und Kohut (S. 248) ein Bild des Thaliatheaters. Porträt Maurice's verzeichnet nebst Hauptdaten seiner theatralischen Wirksamkeit als Nr. 1125 im „Fachkatalog der Abtheilung f. deutsches Drama u. Theater" der Wiener Internationalen Ausstellung f. Musik u. Theaterwesen 1902, S. 308. Allerlei Nachrufe und Erinnerungen in den Hamburger Tagesblättern sowie den Theater-Almanachen. Vgl. auch: „Hamburger Theaterleben in den 50er Jahren aus den Erinnerungen des Herrn von Strantz", Hamburger Nachrichten 1901, Nr. 181, sowie A. Obst, „Leiden der Hamburger Theater-Direktoren", Hamburger Fremdenblatt 1901, Nr. 121; P. Raché, „Das Hamburger Thalia-Theater", Bühne und Welt XVI (1904) 1, 265—75.

Ludwig Fränkel.

Mauthner: Ludwig M., Ophthalmolog in Wien, zu Prag am 13. April 1840 geboren, in Wien als Schüler Ed. v. Jaeger's ausgebildet und 1861 promovirt, war als Docent für Augenheilkunde 1864—69, als ordentlicher öffentlicher Professor dieses Faches zu Innsbruck 1869—77 thätig und lebte seitdem wieder in Wien. Hier als Nachfolger des quiescirten Stelwag von Carion 1894 zum ordentlichen Professor befördert, starb M. bereits kurze Zeit danach am 20. October 1894. Von ihm erschien: „Lehrbuch der Ophthalmoskopie" (Wien 1868); „Die optischen Fehler des Auges" (ebd. 1872—76); „Die sympathischen Augenleiden" (Wiesbaden 1879); „Die Functionsprüfung des Auges" (1880); „Gehirn und Auge" (1881); „Die Lehre vom Glaucom" (1882); ferner, außer kleineren ophthalmologischen Arbeiten, mehrere über das Centralnervensystem in den Sitzungsberichten der k. k. Akademie zu Wien.

Vgl. Pagel's Biogr. Lex., S. 1107. Pagel.

Mautner: Eduard M., deutsch-österreichischer Schriftsteller und Dichter, wurde als Sohn eines Kaufmanns in Pest (Ungarn) am 13. November 1824 geboren und erhielt seine Ausbildung, da der Vater bald starb und die Mutter nach Wien übersiedelte, in der österreichischen Residenzstadt, wo er das Gymnasium und hierauf den zweiten, sogenannten philosophischen Jahrgang in Prag absolvirte. Von 1843 an betrieb M. wieder in Wien das Studium der Medicin und später jenes der Rechtswissenschaft. Aber auch dieses gab er auf und begab sich 1844 an die Universität Leipzig, woselbst ihn an der philosophischen Facultät die verschiedenartigsten litterarhistorischen und ästhetischen Collegien fesselten. Als er 1847 neuerlich nach Wien kam, hatte er schon durch mannichfache Veröffentlichungen namentlich in außerösterreichischen Journalen sich anerkennenswerth bethätigt. Nach einem kurzen Besuche bei seiner Mutter in Triest wurde er durch die Märzbewegung abermals in die österreichische Residenz zurückgeführt und erwies seine freiheitliche Gesinnung auch durch die Betheiligung an einer Zahl nach derselben Richtung strebender Blätter und Zeitschriften. Eine Reihe von Jahren trat er nun als Feuilletonist und Theaterkritiker größerer Wiener Journale auf und erregte durch seine gewandte Feder Aufmerksamkeit. Er wurde infolge seiner Beschäftigung

mit der Berichterstattung für die Bühne auf den Weg dramatischer Schriftstellerei gelenkt und es gelang ihm, als 1851 ein Lustspielpreis vom Wiener Burgtheater ausgeschrieben wurde, mit dem Stücke „Das Preislustspiel" den zweiten Preis zu erringen. Mit den zeitgenössischen Wiener Schriftstellern trat M. in regen Verkehr. Da er keine feste Anstellung hatte, unternahm er im J. 1853 eine anderthalb Jahre währende Reise durch Deutschland, Belgien, Frankreich und England, welche für ihn um so anregender war, als er sich die Kenntniß der französischen und englischen Sprache angeeignet hatte. Vom Jahre 1855 bis 1864 war M. beim Generaldirectoriate der französischen Staatsbahngesellschaft in Wien angestellt und vertauschte diese Stellung 1865 mit jener eines Hülfsarbeiters an der berühmten Wiener kaiserlichen Hofbibliothek, später erhielt er eine feste Stelle im litterarischen und Preßbureau des k. k. Ministeriums des Aeußern. Ein Herzleiden, welches ihn schon 1888 und früher quälte, veranlaßte M. 1889 die Heilquelle Badens bei Wien aufzusuchen, leider ohne Erfolg, denn er starb am 2. Juli desselben Jahres in dem genannten Badeorte, wo er namentlich auch mit dem bekannten Dichter Hermann Rollet viel verkehrt hatte.

Wenn auch M. nicht den höchstbedeutenden Dichtertalenten des österreichischen Poetenkreises seiner Zeit beizuzählen ist, so erwies er doch als Feuilletonist, als Lustspieldichter und Lyriker keine gewöhnliche Begabung. Seitdem er zuerst in der Zeitschrift „Ost und West" 1843 einige Gedichte veröffentlicht hatte, finden wir ihn später als Mitarbeiter an den Zeitschriften: „Europa", „Der Komet", „Die Grenzboten" und anderen Blättern mit Gedichten, erzählenden und kritischen Aufsätzen eifrig thätig, nicht minder an Frankl's Wiener „Sonntagsblättern". In der „Ostdeutschen Post" und im Triester „Familienbuche des österreichischen Lloyd" veröffentlichte er Skizzen von seiner oben erwähnten Reise. Als Theaterkritiker war er an den Wiener Journalen: „Ostdeutsche Post", „Die Presse" und „Der Wanderer" beschäftigt. Von seinen novellistischen Arbeiten sind die gesammelten „Kleinen Erzählungen" (1840) zu erwähnen. Seine Hauptthätigkeit hat M. der dramatischen Dichtung zugewendet. Kleinere Lustspiele wie „Während der Börse", „Eine Frau, die an der Börse spielt", „Ein Courier", „Ein photographisches Album", „Eine Kriegslist" u. s. w. wurden von verschiedenen Bühnen Wiens, auch vom Burgtheater zur Darstellung gebracht und fanden Beifall. Besonders erwies er eine glückliche Erfindung in dem schon erwähnten 1851 aufgeführten Stücke „Das Preislustspiel", welches mit dem Lustspiele „Gräfin Aurora" 1852 unter dem Titel „Lustspiele" im Drucke erschienen ist. Noch ist das Schauspiel „Die Sanduhr" (1871) zu erwähnen. Ganz besondere Beachtung fand aber das Schauspiel „Eglantine", in welchem Charlotte Wolter durch ihre vorzügliche Darstellung der Titelrolle im Burgtheater 1863 große Aufmerksamkeit erweckte und es zum Repertoirstück der erwähnten Bühne gestaltete. Die „Eglantine" machte auch ihren Weg über eine große Zahl deutscher Bühnen. Eine fesselnde Handlung und gute Charakterskizzirung der Personen zeichnet dieses Schauspiel aus, in dessen gedruckter Ausgabe nur die häufige Länge der Reden des Dialogs ermüdet.

Von lyrischen Sammlungen Mautner's sind die „Gedichte" (1847), die neue Sammlung derselben (1858) und die Sonette „Gegen Napoleon. In Catilinam" zu erwähnen. Nach Mautner's Tode gab sein Freund Hermann Rollett „Ausgewählte Gedichte" (1889) heraus, welche des Poeten beste Stücke in dieser Richtung enthalten (mit einem sehr guten Porträt Mautner's). In den früheren Gedichten macht sich ein warmer patriotischer Sinn bemerkbar,

die späteren bieten in schöner dichterischer Form Naturbilder vom Meeresstrande und aus dem Gebirge, eine Zahl anmuthender Stücke aus dem Liebesleben, zahlreiche Gelegenheitsgedichte auch erzählende Dichtungen, die manche Vorzüge aufweisen. Witz und Humor bekundet M. in den Strophen seiner „Wiener Reim-Chronik", welche er zwischen 1882 und 1886 in der „Wiener Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte und die seiner Zeit besondere Beachtung fanden. Rollett hat dieselben in seiner Auswahl neu gedruckt vorgelegt. Als Uebersetzer französischer und englischer Poesien bekundet M. viel Geschick. Er hat in wohltönender anmuthiger Form Dichtungen von Louise Ackermann, Béranger, Chenier, Delpit, Theuriet, Spencer u. A. zur Verdeutschung gebracht. Zu den besten und bekanntesten der von ihm übertragenen Gedichte zählt „Der Streik der Schmiede" von François Coppé und Edgar Poë's berühmtes Gedicht „Der Rabe". Die Uebertragung dieses Stückes ist ihm meisterhaft gelungen.

Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich, XVII. Thl. (1867) (daselbst auch Litteraturangaben bis 1867). — H. Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur, IV. Bd. (Leipzig 1872). — Ludwig Eisenberg, Das geistige Wien. Wien 1893. — Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Bd. 3.

A. Schlossar.

Maximilian, Herzog in Baiern, geboren am 4. December 1808 zu Bamberg, † am 15. November 1888 in München, der einzige Sohn des Herzogs Pius August von Birkenfeld-Gelnhausen (geboren am 1. August 1786 in Landshut, † am 3. August 1837 zu Bayreuth) vermählt am 26. Mai 1807 mit Amalia Louise Herzogin von Aremberg (geboren am 10. April 1789 in Brüssel, † am 4. April 1823 zu Bamberg). Kaum sechsjährig kam der Prinz unter die hofmeisterliche Leitung des Kammeraths Otto aus Erfurt, der ehedem als kurmainzischer Gesandtschafts-Attaché zu Rastatt in Diplomatie gearbeitet und das Protectorat des Coadjutors v. Dalberg gewonnen hatte. Der Zögling wurde beim Elementarunterricht zwar hart behandelt und gefuchtelt, aber doch auch in seiner empfänglichen Seele, bei den auf Schloß Banz verbrachten Herbst-Vacanzen, der Sinn für die Schönheit der Natur geweckt und gefördert. Aus dieser oft schweren Lehrzeit kam der Prinz noch vor seinem neunten Jahre auf Veranlassung des Königs Max I., der ihn liebte wie seinen eigenen Sohn, nach München in das „Königliche Erziehungs-Institut", welches der durch sein reorganisatorisches Talent berühmte Director und nachmalige Oberstudienrath Benedict v. Holland (s. A. D. B. 1880, XII, 748) zu neuer Blüthe gebracht hatte. Der Prinz, welcher wie jeder andere Zögling behandelt wurde, mit der einzigen Ausnahme, daß er ein eigenes Zimmer neben der Wohnung des Directors hatte, ging während seines Aufenthaltes in der Anstalt (1817—24) in die entsprechenden Classen der mit derselben verbundenen Lateinschule und des Gymnasiums. Es handelte sich darum, in der physischen Pflege des Knaben einen unbemerkbaren Uebergang „aus den früheren Usancen am Hofe seines Großvaters Herzog Wilhelm in jene Lebensart einzuleiten, welche den neueren Verhältnissen entsprach". Das zeigte sich schon bei der ersten Meinungsverschiedenheit des neuen Zöglings mit dem Director, als der verschüchterte Knabe seinen Mentor knieend um Abwendung der erwarteten Schläge bat und der Director den Kleinen mit den begütigenden Worten aufrichtete: „Prinz, Sie dürfen vor keinem Menschen knieen, nur vor Gott!" Damit war das Herz des zarten Knaben gewonnen, der seinem neuen Freunde dafür zeitlebens in innigster Dankbarkeit und Verehrung ergeben blieb. Der Verkehr mit anderen Altersgenossen trug bald

dazu bei, allerlei Unebenheiten abzuschleifen und Vorurtheile zu glätten: der Prinz rühmte noch in späten Tagen die nützlichen Früchte dieser Erfahrungen.

Von keinem der vorschriftsmäßigen Lehrgegenstände blieb der Prinz dispensirt, sondern erhielt den Unterrichtsstoff nach dem im allgemeinen Schulplan gegebenen Maaße. Dazu kam noch besondere Anleitung durch Andreas Erhard (s. A. D. B. VI, 196) und Hocheder (ebd. XII, 519), auch in neueren Sprachen, sowie in Musik, Zeichnen, Declamation, Tanz und gymnastischen Uebungen; er bestand die öffentlichen Prüfungen am feierlichen Schlusse des Schuljahres wetteifernd mit seinen Mitschülern und gab bei festlichen Gelegenheiten gleich anderen Zöglingen Proben seiner Fortschritte und Fähigkeiten, wie er denn z. B. bei einer Faschings-Pantomime als Arlequin in graziösester Weise tanzte.

Die ganze Erziehung war auf Einfachheit der Lebensweise, körperliche Kräftigung, pünktliche Ordnung und strengen Gehorsam, Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne und vor allem auf Bildung und Festigung wahrhaft religiöser Gesinnung ohne Frömmelei gerichtet. Frühzeitig trat die Neigung zu eigenen schriftstellerischen Versuchen hervor, wie die Skizze zu einem einactigen Schauspiel „Die Dankbarkeit“ mit sieben Personen in elf Scenen beweist. — Noch nicht ganz sechzehnjährig schied der vielversprechende Fürstensohn aus dem Institut; die von Michael Permaneder (s. A. D. B. XXV, 381), dem nachmaligen Lehrer des canonischen Rechts und der Kirchengeschichte abgegebene Censur rühmt den durchdringenden Verstand, das reife Urtheil, lebendige Phantasie, bescheidenen Freimuth, tiefen Abscheu vor allem Unedlen, die Wahrhaftigkeit und innige Herzensgüte des Prinzen, der nie von dem Gesetze der Gleichheit in der Schule sich losgesprochen, seine Obliegenheiten mit größter Pünktlichkeit und dem besten Willen, Allen mustergültig vollführt habe. Vielen damaligen Mitschülern, die in den verschiedensten Branchen sich nachmals hervorthaten, blieb der Herzog in treuer Erinnerung zugethan, einzelne derselben beehrte er immerdar mit seiner unverbrüchlichen Freundschaft. Seinen Erzieher B. v. Holland (eine Straße Münchens trägt heute seinen Namen) ehrte er nach dessen Tode (1853) durch ein prachtvolles Grabdenkmal mit der herrlichen Porträtbüste Halbig's.

König Max I. räumte dem jungen Prinzen eine Wohnung ein in der schon von Wilhelm V. erbauten sog. „Maxburg“ und veranlaßte, daß der Kämmerer und Hauptmann des Grenadier-Garde-Regiments Freiherr v. Freyberg zum Hofmeister des jungen Herzogs ernannt wurde. Dieser übte sich in allen Künsten der Courtoisie, namentlich als Reiter in der „spanischen Schule“, die er mit virtuoser Eleganz zeitlebens vollführte. Ebenso eifrig oblag er im Privatunterricht dem Studium der Geschichte, der Länder- und Völkerkunde, der classischen Schriftsteller und der Pflege der deutschen Litteratur. Die Ferien verbrachte er, wie schon zur Institutszeit, bei seinem Großvater in dem reizenden Schlosse Banz. Daselbst überraschte ihn die Nachricht von dem plötzlichen am 13. October 1825 erfolgten Abscheiden seines Großoheims, des Königs Maximilian I. Josef von Baiern. Der junge Herzog eilte nach Nymphenburg, um der trauernden Königin Karoline sein Beileid zu bezeigen und den Thronfolger Ludwig I. zu begrüßen. Der verstorbene Oheim hatte ihn am 20. Januar 1824 zum Lieutenant im schmucken Chevauxlegers-Regiment „König“ und am 12. März zum Oberst-Inhaber des neunten Linien-Infanterie-Regiments ernannt; nun empfing er von König Ludwig I. die Insignien des Hausritterordens vom hl. Hubertus. Durch die Verlegung der Universität von Landshut nach München erwuchs ihm die Gelegenheit, theils publice oder

privatim philosophische, naturhistorische, geschichtliche und staatswissenschaftliche Vorträge der ausgezeichnetsten Lehrer der neuorganisirten Hochschule zu hören: Physik bei Th. Sieber (s. A. D. B. XXXIV, 134), Kirchengeschichte bei dem unter dem Namen „Joh. Nariscus“ auch als humoristischer Schriftsteller thätigen J. N. Hortig, bairische Geschichte unter dem damals viel gefeierten Andreas Buchner (s. A. D. B. III, 485) und andere Fächer bei G. L. Dresch (ebd. V, 395), Wagner, Schmidlein, sein Wissen als Grundlage für sein weiteres Leben ergänzend.

Nach seiner Volljährigkeit, welche am 4. December 1826 „mit großer Solennität“ zu Bamberg erklärt worden war, trat Herzog M. 1827 in die hohe Kammer der Reichsräthe, deren Sitzungen er, so lange es Gesundheit und Alter erlaubten, frequentirte, ohne bei irgend einer Gelegenheit besonders hervorzutreten.

Im Mai 1828, unmittelbar nach der Grundsteinlegung des nach Leo v. Klenze's Plänen begonnenen neuen, prachtvollen herzoglichen Palais (in der damals erst im Entstehen begriffenen Ludwigsstraße), welches der künftige bleibende Wohnsitz der herzoglichen Familie werden sollte, trat er in Begleitung des Freiherrn v. Freyberg eine Reise nach Frankreich an, um seine durch das am 4. April 1823 erfolgte Ableben der Herzogin-Mutter erbschaftlich zugefallenen sehr bedeutenden Güter daselbst in Augenschein zu nehmen. Dadurch erhielt auch seine längst gehegte Lust die Welt zu sehen, die erste Gelegenheit. Zu diesen ausgedehnten Besitzungen zählten, außer mehreren im Departement des Pas des Calais, besonders Beaulieu in der Gegend von Noyon und die schönen und großen Wälder von Bohain und Beaurevoir bei St. Quentin, sowie die in der Gegend von Vitry le Francais; in Paris aber wohnte der Herzog im eigenen Hause Rue Royale. Während dieses zweimonatlichen Aufenthaltes besah er alle Sammlungen und Institute der Stadt, wurde dem König Karl X. vorgestellt, besuchte den von mütterlicher Seite verwandten Louis Philippe, Herzog von Orleans, der sich damals schon in der Garderobe zu seiner späteren Rolle vorbereitete, und ergriff jede Gelegenheit, die große Gesellschaft und das hochgehende Leben der Hauptstadt kennen zu lernen. Dann ging die Reise nach London, wo der bairische Baron Cetto, sowie auch Prinz Leopold von Sachsen-Coburg, König Georg IV. den kurzen Aufenthalt so nutzbringend wie möglich machten. Nachdem er noch in Portsmouth die Werkstätten und musterhafte Ordnung der englischen Marine bewundert hatte, reiste er über Brüssel und Berg nach München, wo inzwischen für ihn das sog. Cotta-Haus in der Theatinerstraße als Interimswohnung bis zur Vollendung des eigenen Palais, gemiethet und etablirt war. Wenige Tage nach seiner Rückkehr erfolgte am 9. September 1828 zu Tegernsee die schon länger geplante Vermählung des Herzogs mit der Prinzessin Luise Wilhelmine (geb. am 30. August 1808, Tochter des Königs Maximilian I. aus zweiter Ehe), wozu die hohe Familie nebst allen auswärts verheiratheten Schwestern der Braut, an dritthalbhundert Personen versammelt waren. Die Hofmusik dirigirte Capellmeister Aiblinger (s. A. D. B. I, 163) unter Mitwirkung vieler Celebritäten, wie H. v. Pellegrini (s. A. D. B. XV, 331), Frau Sigl-Vespermann (s. A. D. B. XXXIX, 650) u. A. Von der ganzen Scene malte Franz Xav. Nachtmann (geb. 1799, † 1846, s. A. D. B. XXIII, 200) ein Bild mit der Innenansicht der Kirche und den Miniaturporträts aller Anwesenden. Die Jahre 1829 und 1830 verbrachte der Herzog zu München; zur Sommerfrische ging's immer nach Banz, wobei der junge Herr die Uebersiedlung im Sattel, an der Spitze des Hofzugs vollführte. König Ludwig ernannte seinen Schwager zum Oberstinhaber eines Chevauxlegers-Regiments. Am 21. Juni 1831 er-

füllte sich der Wunsch des greisen Großvaters, noch vor seinem Lebensende einen Urenkel begrüßen zu können durch die Geburt eines Prinzen, der nach seinem Pathen, dem König von Baiern und nach seinem Urgroßvater den Namen Ludwig Wilhelm erhielt (welcher später General der Cavallerie, auf seine Erstgeburtsrechte verzichtete, als er 1859 mit Henriette Freifrau v. Wallersee und zum zweiten Male 1892 mit Antonie v. Bartolf eine morganatische Ehe schloß). Ihres Sprößlings wegen besorgt, wendete sich die herzogliche Familie nach der Schweiz und mitten im Winter über den Simplon nach Mailand, Genua und Florenz nach Rom, wo der Fürst täglich alle Kunstschätze und Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt mit größtem Interesse besichtigte und die geselligen Vergnügungen des Carneval genoß. Nach einem Ausflug nach Neapel, der sich auch auf Sicilien erstreckte, erfolgte die Rückkehr über Florenz und Venedig nach Banz und München. Inzwischen hatte der Herzog die Stelle eines Kreiscommandanten der Landwehr des damaligen Isarkreises (Oberbaiern) erhalten, ein „Umstand, der auf den Eifer der Bürgerwehr den belebendsten Einfluß übte". Ein zweiter Sohn Wilhelm (geboren am 24. September 1832) ging bald wieder aus der Welt. Der Ständeversammlung wegen blieb der Herzog 1834 größtentheils in München. In demselben Jahre beschloß der achtzigjährige Herzog Wilhelm — nachdem schon 1825 Pius August zu Gunsten seines Sohnes gegen eine jährliche Rente auf die ihm einstens zufallenden Rechte eines Chefs des herzoglichen Hauses verzichtet hatte — an seinen Enkel Herzog Maximilian nicht bloß die Leitung der Hausangelegenheiten, sondern auch alle seine Besitzungen, Hausapanage und die damit verbundenen Rechte und Attribute gegen Vorbehalt eines Austrages abzutreten. „Hier zeigte sich der gewiß seltene Fall, daß bei Lebzeiten des Vaters und Großvaters der Enkel als das Haupt der Familie anerkannt wird." Das ganze Uebergabegeschäft ward bis zum 1. October vollständig geordnet. Mittlerweile hatte Herzog M. seinen gesammten Grundbesitz in Frankreich verkauft und mit den daraus gelösten bedeutenden Fonds seine Besitzungen im Vaterlande zu vermehren und zu erweitern begonnen. So wurden die schön gelegenen Güter am Starnbergersee erworben und der freundliche Landsitz Possenhofen (vgl. Karl Freiherr v. Leoprechting „Stammbuch von Possenhofen, die Insel Wörth und Garatshausen". München 1854) geschaffen. In Franken kam die ehemalige Fuldasche Domäne Holzkirchen in seinen Besitz; später brachte der Herzog das alte Stammgut Wittelsbach (in Oberbaiern) an sich. Am 4. April 1834 wurde zu München die Prinzessin Karoline Therese geboren, vermählt am 24. August 1858 zu Possenhofen mit Maximilian Anton Lamoral Fürsten und Erbprinzen von Thurn und Taxis (geboren am 28. September 1831 zu Regensburg, † daselbst am 26. Juni 1867), welche mit Hinterlassung zweier Söhne und Töchter am 16. Mai 1890 ihrem Gatten ins Grab folgte. Im October 1836 vereinte der fünfundachtzigjährige Herzog Wilhelm alle seine Lieben auf einem Familiencongreß zu Bamberg, um bald darauf am 8. Januar 1837 aus dem vielbewegten Leben zu scheiden; am 3. August 1837 folgte ihm Herzog Pius.

Nun schien dem reiselustigen Herzog M., welcher seither zweimal Frankreich, England und Belgien besucht, dreimal die „entzückende" Schweiz, Italien und Sicilien durchwandert und Deutschland genügend kennen gelernt hatte, der Zeitpunkt gelegen, das lange und gründlich vorbereitete Project einer Orientfahrt auszuführen. Bald nach der am 24. December 1837 erfolgten Geburt der Prinzeß Elisabeth Amalie Eugenie (welche in der Folge als Gattin des jugendlichen Kaiser Franz Joseph, am 24. April 1854 auf den Thron der Habsburger erhoben wurde — ihr grausiges Ende durch die Hand eines

wahnsinnigen Mörders am 10. September 1898 zu Genf steht noch in unauslöschbarer Erinnerung) trat am 20. Januar 1838 der Herzog mit einem kleinen auserwählten Gefolge die Reise an. Dabei befanden sich die beiden, durch vielseitige Bildung und Welterfahrung hervorragenden Barone v. Busek, Hauptmann Theodor Hügler, Hofcavalier und Cabinetsvorstand v. Heusler, Leibarzt Dr. Bayer, Hofmaler Heinrich v. Mayer (s. A. D. B. XXI, 139 ff.), welcher immer offenen Auges mit sicherer Hand den Stoff zu einem Prachtwerk über diese Reise sammelte, dazu kam Joh. Petzmaier (s. A. D. B. XXV, 547 ff.), dessen seelenvolles Zitherspiel den Herzog, welcher den Meister im Februar 1837 zu Bamberg zuerst gehört hatte, völlig fesselte, so daß er P. zu seinem Lehrer und Kammervirtuosen ernannte und dessen unvergleichlichen Vortrag sich ganz zu eigen machte. Sein Spiel kürzte die langen Tage der Quarantäne, erklang auch auf den Fluthen des alten Vater Nil, welchem P. eine Sammlung seiner originellsten, auf dessen Wassern entstandenen Compositionen, unter dem Titel „Nil-Walzer" dedicirte. Der Abschied vom Hause fiel dem Herzog schwer, aber die prickelnde Ungeduld, Neues zu sehen und die Wunderwelt des Orient kennen zu lernen, überwog: „Dieses Mal sollten mich Aegyptens glühende Winde anhauchen, sollte es mir vergönnt werden, am Fuße der Pyramiden die Kühnheit der menschlichen Unternehmungskraft anzustaunen und am heiligen Grabe des Heilands die göttliche Gnade des Schöpfers der Welten anzubeten. Ich sollte den alten classischen Boden Griechenlands betreten, an dessen moralischer und politischer Wiedergeburt mein erhabener König und Schwager den thätigsten Antheil nahm und selbst den eigenen Sohn Otto dahin berief, damit er es sei, der die erhabene Aufgabe löse, ein Jahrhunderte lang unglückliches Volk den Reihen freier Bürger wieder einzuverleiben. Möge aber hingegen auch das Volk seines Königs edles Streben würdigen"! Die Gesellschaft fuhr in zwei österreichischen Eilwagen über Kochel, Mittenwald und Innsbruck, in ungeheurer Kälte durch Sterzing, in das mildere Klima von Trient und Verona, von Mestre auf dem Postschiff nach Venedig und Triest, von da auf dem Dampfer „Graf Kolowrat" über Korfu und Patras nach Athen, welches der Herzog nur flüchtig besuchte, da ein längerer Aufenthalt und Abstecher nach Constantinopel für die Rückreise vorbehalten blieb. In Alexandrien weilte er nur etliche Tage, wo der Minister Boghos Bey wesentliche Dienste zur Weiterreise leistete. Nach sechstägiger Nilfahrt langte der Herzog in Kairo an; hier räumte ihm Mehemed Ali das schöne Palais Ibrahim Pascha's ein. Nach acht Tagen begann auf drei, dem Vicekönig eigenen und ihm nebst der nöthigen Dienstmannschaft überlassenen Dahabien die Reise nach Oberägypten. Kurz vorher hatte als „Semilasso" der touristende Fürst Pückler-Muskau (s. A. D. B. XXVI, 692) die Gastfreundschaft Mehemed Ali's in Anspruch genommen und das Nilland durchstreift; Herzog Maximilian traf häufig noch auf Spuren seines Vorgängers und hatte Gelegenheit, allerlei Anekdoten über den geistreichen Traveller einzuheimsen, auch über dessen rechnerische Kargheit und Schönfärberei. In Girgeh traf Herzog Max mit dem Freiherrn Hallberg-Broich (s. A. D. B. X, 416) zusammen, der, seinen Tornister auf dem Rücken, als richtiger Globetrotter zwecklos herumlief und zuletzt als Sonderling und schwerfälliger Schriftsteller seine Erlebnisse unter dem Pseudonym eines „Eremiten von Gauting" bekannt machte. Ohne besonderen Aufenthalt eilte die herzogliche Flotille nilaufwärts über die beiden Katarakte nach Nubien. M. war der erste deutsche Prinz, welcher Dongola betrat. Erst auf dem Rückweg wurden die Tempelreste zu Karnack, die Memnonstatuen und Pyramiden von Gizeh eingehend besichtigt, wobei H. v. Mayr's unermüdlicher Stift ein dankbares, nachmals in aus-

geführten Bildern verarbeitetes Material sammelte. Auf Mehemed Ali's Befehl wurde auch ein Grab geöffnet und das Ergebniß großmüthig vertheilt unter die ganze Reisegesellschaft, welche mit einer Karawane von 115 Dromedaren und Kameelen nach Syrien aufbrach, ohne, zum steten Leidwesen des Herzogs, den projectirten Abstecher nach dem Sinai zu verwirklichen. Im letzten Augenblick kaufte der Herzog, einem momentanen Einfall folgend, auf dem Sklavenmarkt zu Kairo vier schwarze Menschen, von welchen später berichtet wird. Da, wie schon in Gaza verlautete, zu Jerusalem die Pest herrschte, so wurde der Aufenthalt in der heiligen Stadt gekürzt, bei größter Vorsicht die historischen Stätten mit Einschluß von Bethlehem und Nazareth — wo jedoch der Leibarzt Dr. Bayer als Opfer der Seuche starb — besucht, aber auch die wunderliche, am Libanon in großer Einsamkeit hausende Lady Stanhope beehrt, welche nach damaliger Mode Lamartine-Pückler, die Gräfin Ida Hahn-Hahn und Fallmerayer und sogar der „Eremit von Gauting" mehr oder minder mit heimtückischer Ironie interviewten. Auf Constantinopel und Athen mußte der Herzog verzichten. Nach einer äußerst lästigen Quarantäne zu Saida kehrte die Gesellschaft über Alexandrien und Malta nach dem fröhlichen Neapel und auf das ihn feierlich empfangende Banz nach achtmonatlicher Abwesenheit (sie hatte 240 Tage und einen Kostenaufwand von hunderttausend Gulden erfordert) am 17. September 1838 wohlbehalten zurück. Trotz aller Beschwerlichkeiten übte sie doch einen sehr wohlthätigen Einfluß auf den Herzog aus, mit Ausnahme einiger gastrischen Nachwehen, welche der Gebrauch Kissingens beseitigte. In „dankbarem Andenken an die Gastlichkeit, welche nicht allein ihm, sondern allen Reisenden durch die ehrwürdigen Väter vom Orden des heiligen Franz am heiligen Grabe von jeher zu theil geworden, sandte M. den armen Mönchen ein Geschenk von 4000 Gulden nebst einem nach Fr. Gärtner's Entwürfen ausgeführten Altar mit einem von Jos. Kranzberger (s. A. D. B. XVII, 47) gemalten Oelbilde nach Jerusalem (Kunstblatt. 1841, S. 308). Als weiteres Ergebniß dieser Reise erschien das Buch „Wanderung nach dem Orient, unternommen und skizzirt von dem Herzoge Maximilian von Baiern" (München 1839), welches rasch in zweiter Auflage (1840) verbreitet und heute noch über den damaligen Ladenpreis antiquarisch gesucht und bezahlt wird. Mit großer Anspruchslosigkeit und beinahe schüchterner Bescheidenheit geschrieben — sehr stimmungsvoll schildert er z. B. die Eindrücke „in den Ruinen von Karnak" (S. 163); bisweilen führt ihm auch ein schalkhafter Zug die Feder z. B. mit angeblichen „Censur-Lücken" (S. 184 und 187) — gewährt dasselbe eine angenehme Unterhaltung und einen Einblick in die wahrhaft menschenfreundliche und liebenswürdige Persönlichkeit des Fürsten, seine offene, heitere Empfänglichkeit für alles Schöne in Natur und Kunst und seine in jeder Beziehung tolerante Gesinnung. Im Frühjahr 1839 führte ihn seine unruhige Flugvogelnatur nach Holland und Belgien; bald nach der Rückkehr erfreute ihn am 9. August die Geburt des Prinzen Karl Theodor — nachmals Chef des Hauses, der nach Absolvirung der Jurisprudenz das ganze Gebiet der Heilkunde sich aneignete und am Tag der vierten Säcularfeier der Münchener Universität zum Doctor med. ausgerufen, wegen seines ächt humanen und ersprießlichen Wirkens als Augenarzt in dankbarer Verehrung, nebenbei auch als gewaltiger Nimrod gefeiert wird.

Bald nach Vollendung des 1828—1830 von Klenze erbauten und stilgemäß ausgestatteten Palais wurde dasselbe auch bezogen. Es war im altrömischen Sinne ein „domus" und von der damals erst im Entstehen begriffenen Ludwigs-, Fürsten-, Von der Tann- und Schönfeldstraße abgegrenzt, zugleich buchstäblich eine „insula". Die in einfacher Hochrenaissance gehaltene

Façade umschließt eine Flucht prachtvoller Räume, welche Klenze durch Reliefs und Statuetten von Ernst Mayer (s. A. D. B. XXI, 93) und L. Schwanthaler (s. A. D. B. XXXIII, 194) ausstattete. Letzterer componirte für den Tanzsaal einen 44 m langen Bacchuszug-Fries, während der junge Wilhelm Kaulbach die Mythe von Amor und Psyche malte und Robert v. Langer (s. A. D. B. XVII, 679) seine für moderne Wohnräume, Empfangsalons und Speisesäle möglichst absurden Stoffe frescotirte: Wie Theseus den Minotaurus überwindet, Herakles in die Unterwelt steigt, die Alceste besiegt, unter die Götter aufgenommen, durch Hebe den ewigen Becher der Jugend kredenzt erhält, wie Orpheus im Gefolge der Argonauten, den Centauren Chiron im Gesange besiegt und Aurora, den Schleier der Nacht aufhebend, den Glanz des Tages verkündet! Wie ungemüthlich spinnt sich das Leben in solchen Räumen; viel glücklicher waren die Maler im Schwangauer Schlosse des Kronprinzen Maximilian berathen! Der lebenslustige Herzog, der am liebsten durch die Welt zog, hatte sich zu ebener Erde einquartirt. Hier empfing er als König Artus die aristokratischen und artistischen Ritter seiner Tafelrunde, deren jeder einen heraldisch stilisirten Schild mit vergoldeter Broncekette erhielt; hier wurde mit geschliffenen Pokalen toastirt; den „Gral“ repräsentirte ein riesiges, vier Flaschen erheischendes Kelchglas, dessen schäumenden Inhalt zu kosten eine eigene Courtoisie erforderte. Hatte der Herzog als schmucker Reitergeneral und Regimentsinhaber seiner militärischen und im Reichsrath seiner patriotischen Pflichten sich entledigt, so sammelte er abends im Billardsaale seines Palais in einem nach Pariser Vorbild etablirten „Café chantant“, eine meist aus Künstlern bestehende Gesellschaft, für welche im wörtlichen Sinne das „Tischlein deck' dich“ Alles spendete, und das edelste Naß floß wie ehedem auf dem Schloß des Landgrafen Hermann von Thüringen, wo nach Walther's von der Vogelweide Zeugniß „nie eines Ritter Becher leer stand“, so daß Herr Albrecht von Halberstadt die Wartburg auf „Zechenbach“ umzutaufen vorschlug. Dazu klangen zwei- und vierstimmig echte Alpen-, Sennen- und Volkslieder, wie selbe Eugen Neureuther und Ulrich Halbreiter aus den Bergen mit den echten Melodien eingeheimst und in illustrirten Ausgaben zugänglich gemacht hatten. Bewundert wurde das hellstimmige Jodler-Quartett der Maler Kranzberger, Ruepprecht, Halbreiter und Thomas Guggenberger. Häufig griff Petzmaier in die Saiten seiner Zither, er und sein hoher Gönner und Schüler secundirten sich wechselseitig; auch sammelte Herzog M. die alten, nun schon ganz verschollenen „Posthornklänge“ für das chromatische Horn und ließ sie mit „Reisebildern von Karl Stieler“ und Illustrationen von W. Diez (München bei Braun & Schneider) in Druck geben, ebenso wie im Auftrage König Maximilian's II. der Dichter und Waidmann Franz v. Kobell eine Sammlung Oberbairischer Lieder mit ihren echten Singweisen und köstlichen Bildern von A. v. Ramberg ausgestattet (München 1860 bei Braun & Schneider) nicht allein in schmucker Buchform herausgeben, sondern auch in großer Anzahl, während einer vierwöchentlichen Alpenfahrt von Schwangau bis Berchtesgaden, verschenken ließ.

Auf dem großen Areal seines Palais erbaute der Herzog einen prächtig mit Logen und Sperrsitzen ausgestatteten Hippodrom, wo er auf Prachtexemplaren seines Stalles die „Spanische Schule“ ritt oder besonders gelehrige Thiere in equilibristischen Künsten den allerhöchsten und anderen geladenen Gästen vorführte, während Hoftheater-Balletänzer, darunter der groteske Louis Flerx als Clown die neuesten Trics der damals berühmten Lechar und Tourniers wetteifernd imitirten. Es gab auch Reiterquadrillen, Carroussels und Pantominen, riesige Spektakelstücke à la Mazeppa mit wilden

Pferden, Jagd- und Parforcereiten, Soldatenscenen mit Belagerungen und Knalleffecten, wie die Pulverthurm-Explosion von Szigeth und der „Fall von Missolonghi“, deren Schlußevolutionen über die ganze Stadt München gehört wurden: Alles nach den bis ins kleinste sorgsam ausgearbeiteten Programmen des herzoglichen Directors, der mit seinen Einladungen nicht allein die ganze Haute-Volée beglückte. Letztere behauptete jedoch das Vorrecht bei seinen glänzenden dem Bürgerkönig Louis-Philippe gleichkommenden Ballfesten, wobei auch „Aufzüge“ wie zu Zeiten der Königin Elisabeth oder Maskenspiele ähnlich den Villanellen „King Charles I.“ im Banquetting-House Whitehall, die bei den Puritanern als „sinful, heathenis, lewde, ungodly spectales“ galten. So wurden beispielsweise Festwagen mit Apollo auf dem Parnaß und den neun Musen hereingezogen oder ein lichter Tannenwald mit der Göttin Diana und ihrem leichtgeschürzten Jagdgefolge, wobei die veilchenlockigen Damen plötzlich mit wohlklingenden Männerstimmen den „Jäger aus der Churpfalz“ intonirten, welchen der herzogliche Wagenlenker als Endymion im echtesten anachronistischen Postillon-Kostüm als Pistonbläser begleitete. König Ludwig brach in das fröhlichste Lachen aus über diesen „Herrn Schwager“. Zur Belebung der damals noch wenig frequentirten Ludwigsstraße etablirte der Herzog nach italienischem Vorbilde die Corsofahrten, welche, obwol später richtiger in den „Englischen Garten“ verlegt, ebenso nur wenig prosperirten wie die früher von König Max I. beliebten Schlittagen. Indessen schrieb der Herzog auch eine Fülle von Compositionen: Walzer, Ländler, Polka, Quadrillen, Lieder, Mazurka, Tänze, Märsche u. s. w. für die Zither-, auch Violin- und Guitarre- oder Pianoforte-Begleitung, wovon über ein halbes Hundert in Druck und mehrfachen Editionen unter der Signatur „H. M.“ (bei Falter & Sohn in München) erschienen. Auch verfaßte er unter dem Namen „Phantasus“ oder ganz anonym, mehrfache Dramen („Lukrezia Borgia“, München 1833, frei nach Victor Hugo und der „Fehlschuß“, 1847 u. 1854) und novellistische, bisweilen aus dem Französischen entlehnte Erzählungen, welche meist in München gedruckt wurden, z. B. „Novellen“ (1835 und 1862 in zwei Bänden), ein „Skizzenbuch“ (1834), „Jakobina“ (1835), „Der Stiefbruder“ (1838), auch „Historische Erzählungen für die reifere Jugend“ (1870).

Gewohnt jeden Sommer auf Reisen zu gehen, führte ihn das Jahr 1844 wieder nach Paris. König Louis Philippe empfing ihn mit Auszeichnung, ebenso seine Tante, die verwittwete Prinzeß von Wagram. Die Wunder der schönen Stadt streuten allen Zauber aus, und er sog sie begierig. Die Ateliers der berühmtesten Künstler zogen ihn an. Dantan modellirte eine prachtvolle Büste Maximilian's, ebenso fertigte der durch seine Caricaturen bekannte Meister auf besonderen Wunsch eine köstliche kleine sitzende Statuette des Zither spielenden Herzogs, der hocherfreut dieses sein humoristisches Ebenbild in zahllosen Abgüssen freigebig vertheilte. — Es lag aber doch etwas in der schweren und schwülen Luft, allerlei Wolken zogen sich gewitterbildend zusammen. Nach der Rückkehr verschwand der Hippodrom. Auch dem „Café chantant“ wurden engere Grenzen gezogen, das Ganze mehr als Carnevalscherz eingedämmt; dagegen die Lectüre von Memoiren und größeren Werken beliebt und eifrig betrieben. Auch die Geschichte des „Roi soleil“, der Fall des Hauses Stuart und die französische Revolution gelangte vorübergehend in Aufnahme. Im März 1845 verlieh König Ludwig, als Chef des bairischen Herrscherhauses allzeit bedacht, dessen Ansehen zu wahren und zu erhöhen, dem Herzog M. sammt seinen ehelichen ebenbürtigen Nachkommen beiderlei Geschlechts den Titel eines Herzogs in Baiern und, nach ähnlichen Vorgängen in mehreren anderen deutschen Fürstenhäusern, das Prädicat ‚Königliche Hoheit‘. Den

nächsten Winter verbrachte er wieder in Italien und Sicilien; in wiederholten Fahrten wurde Holland, Belgien, insbesondere auch das schöne Oesterreich besucht.

Die hohe Familie hatte inzwischen neuen Zuwachs erhalten: am 4. October 1841 durch die Ankunft der Prinzeß Maria Sophia, welche am 3. Februar 1859 zu Bari vermählt mit dem Kronprinz Franz und nachmaligen König beider Sicilien († am 27. December 1894) als unerschrockene „Heldin von Gaeta" großen Ruhm erwarb. Ihr folgten am 30. September 1843 Mathilde Ludovika, vermählt am 5. Juni 1861 mit Ludwig Graf von Trani, kgl. Prinz von Sicilien (Wittwe seit 8. Juni 1886); am 22. Februr 1847 Sofie Charlotte Auguste, welche am 28. September 1868 vermählt mit Herzog Ferdinand von Alençon (Sohn des Herzogs von Nemours) am 4. Mai 1897 beim Brande eines Wohlthätigkeits-Bazars ihr Leben verlor, und Max Emanuel (geboren zu Possenhofen am 7. December 1849), vermählt mit Amalia Prinzeß von Sachsen-Coburg und Gotha († am 6. Mai 1894); er schied mit Hinterlassung dreier Prinzen (Siegfried, Christoph und Luitpold) am 12. Juni 1893 aus dem Leben.

Als Militär avancirte Herzog M. am 31. März 1848 zum Generallieutenant und am 24. Mai 1857 zum General der Cavallerie. Die Bewegung des Jahres 1848 gab Anlaß zu allerlei Inspectionen der Freicorps, insbesondere des unter dem Commando des Schlachtenmalers Feodor Dietz (s. A. D. B. V, 209) zu einer äußerst stramm und tactisch geschulten Körperschaft. Die großen politischen Ereignisse verfolgte Herzog M. mit größtem Interesse aber als stiller Beobachter.

Die durch hohe Verbindungen seiner Töchter erweiterten auswärtigen Beziehungen thaten seiner allmählich auf größere Ruhe gerichteten Zurückgezogenheit keinen Eintrag. Der Herzog spann sich ein in die erfreuliche Stille seiner Sommerfrischen, die ihn vielmals auch über den Winter von München fern hielten. Der weite Kreis seiner oft in vielbewegter Heiterkeit verrauschten Umgebung wurde verringert und schließlich ganz klein gezogen. Nur ältere Studien- oder jüngere Zeitgenossen, welche im höheren Staatsleben standen, oder als Gelehrte und Künstler einer unabhängigen Stellung sich erfreuten, wurden in nähere Fühlung gezogen. Außer Petzmayer zählten dazu der als Mineralog nimmermüde Waidmann, als Dichter und Charakterkopf unvergleichliche Franz v. Kobell (s. A. D. B. XVI, 789 ff.); der vielfach geistig verwandte Arzt und Hofmedicus Dr. Ludwig Koch (geboren am 4. März 1806, † am 13. Juli 1888 zu München), ein formgewandter Poet, sarkastisch veranlagter Gesellschafter und hochbegabter Pianist; dazu kam Dr. Karl Ritter v. Lotzbeck, Generalstabs- und herzogl. Leibarzt, und zur Abrundung dieser Facultät Hofrath Dr. W. Ehrl. Bisweilen erschien auch der damalige Cabinetschef König Ludwig's II. und späterer Staatsrath August v. Eisenhart (geboren am 3. November 1826, † am 21. December 1905), ein gewiegter Mitarbeiter der „Allg. Deutsch. Biogr." und Gatte der schönschriftstellerischen Luise v. Kobell (geboren am 13. December 1828, † am 27. December 1901); der auch nach den schwersten Mühen und Kammersitzungen immer heitere Finanzminister Freiherr v. Riedel; Justizrath Heinrich, ein ernster, nie versagender Genealog; Geh. Hofrath Dr. Sigmund Ritter v. Henle (geboren am 30. Juni 1821, † am 9. October 1901); auch Sigmund v. Schab († am 9. Juli 1887), der vielseitige Oberamtsrichter, Pfahlbauforscher, Nimrod, Gemsenjäger, Wetterprophet und Großmeister aller mimischen Kunstfertigkeiten; Regierungsrath Karl Pfund, ein in altbairischer Culturgeschichte und Archivalien wohlbewanderter Forscher. Als leidenschaftlicher Freund der Niederjagd machte

sich Geheimrath Franz Xaver v. Haindl (geboren am 28. März 1807, † am 10. März 1884) bemerkbar, der langjährige Director und Hauptwardein des bairischen Hauptmünzamtes und Beisitzer aller internationalen Congresse; stets ernst, schweigsam, trocken und trotz seiner Schwerhörigkeit nie ein Freudenstörer der Gesellschaft. Den Uebergang zur Kunst und Litteratur vermittelte Anton Höchl (s. A. D. B. L, 377 ff.), seines Zeichens eigentlich Architekturmaler und gründlich dilettirender Musikfreund, der nie aufdringlich, aber immer unfehlbar ein ganzes Conversationslexikon von Daten und Jahreszahlen repräsentirte. Dazu kamen Wilhelm Gail (s. A. D. B. XLIX, 237 ff.), herzoglich Leuchtenbergscher Cabinetsrath, Architektur- und Genremaler, seiner Zeit ein gefeierter Künstler, der überaus rüstig, zu lange von Pinsel und Palette sich nicht zu trennen vermochte und mit emigrantenhafter Geringschätzung auf die nachfolgende Generation herabsah, dann der freundliche, delikat zeichnende Sachse Emil Kirchner (s. A. D. B. LI, 177), der universelle Franz v. Seitz (s. A. D. B. XXXIII, 657) und dessen in die gleichen Bahnen tretender Sohn Rudolf v. Seitz (geboren am 15. Juli 1842). Zu den Intimsten zählte doch wol Kaspar Braun (s. A. D. B. XLVII, 198), Maler, Zeichner und Vater der „Fliegenden Blätter"; in und außer seiner redactionellen Thätigkeit unglaublicher Weise von größtem Ernst; in historischen Fragen wohlbeschlagen, bedächtig, ein guter Lateiner und Kenner der alten Autoren und „Scribenten". Ihm assistirte, als Dichter unter dem Pseudonym „Miris" bekannt, Franz Bonn (s. A. D. B. XLVII, 105), Präsident der Domänenkammer des Fürsten von Thurn und Taxis; Miris-Bonn redigirte ein nur handschriftlich für diesen engeren Kreis edirtes, witzsprühendes Abendblatt. August Kindermann, der berühmte Baritonist (geboren am 6. Februar 1817 zu Potsdam, † am 6. März 1891 in München), ebenso ein Freund guter Tropfen wie feiner Bissen, entkorkte hier mit dem ihm eigenen Applomb eines mediatisirten Fürsten seine unverwüstlichen Bravour-Arien, accompagnirt von Capellmeister Blumschein, dessen seelenvolles Clavierspiel fast allabendlich bereitwillig die Hörer entzückte. Als musikalischer Sonntagsreiter, ein seine Text- und Operncompositionen aus dem Aermel schüttelnder Clown, excellirte der quecksilberige Kaufmann Max Fellheimer († am 22. Februar 1892) als schlagfertiger Reimschmied und Witzbold, während Commerzienrath und Handelsrichter Jakob Pölt, Joh. Carnot († am 26. September 1890), der durch eigene Kraft emporgearbeitete Großcapitalist, und der Rentner Karl Riederer († am 27. Februar 1895), seiner Zeit der stattlichste Grenadierobrist der Bürgerwehr und um das Wohl der Stadt hochverdienter Magistratsrath, jenes auf festen Granit gebaute bürgerliche Patriciat repräsentirten. Auch die Theologie war bisweilen an diesen Abenden vertreten durch den heiteren Stadtpfarrer und Franziscaner P. Helan Mayerhofer, einen echten Oberpfälzer († am 22. Juni 1890), welcher der socialen Frage in wahrhaft charitativer Weise zu steuern suchte und durch den damaligen über ein universelles Wissen verfügenden Lector und Bibliothekar, einen allseitigst gebildeten Philosophen und Historiker, welcher (geboren am 6. August 1836) nachmals als Dr. Petrus v. Hötzl zum Bischof von Augsburg erhoben, leider schon am 9. März 1902 aus dem Leben schied. Das waren beiläufig mit mehr oder weniger neuem Zugang und Wechsel die durch fühlbare Lücken immer mehr verringerten Beisassen der abendlichen Symposien, wozu die Geladenen mit Wagen abgeholt und zurückbefördert wurden. Die Gäste empfing jedesmal eine Exposition von effectvoll beleuchteten Photographien, Stereoscopen und Bildwerken. Darauf folgte ein kurzes, einfaches Menu, unbeengte Conversation bei Bier und Cigarren, Vorlage der neuesten illustrirten Zeitschriften, Bücher und Musikalien mit Demonstrationen am Clavier,

schließlich Champagner, bisweilen nach den Jahreszeiten Punsch, Glühwein oder Maibowle. So mochten sich ehedem die der „Geselligkeit gewidmeten Abende“ im Goethe-Hause zu Weimar abgespielt haben.

Der Herzog, welcher immer für Touristen- und Reisewerke ein großes Interesse hegte und sich von culturhistorischen Forschungen angezogen fühlte, lenkte jetzt mit großem Eifer zu historischen Studien über. Er las, immer mit dem Stift in der Hand, machte sich Excerpte und brachte in referirenden Betrachtungen die eigenen Ergebnisse in Schrift. Es reizte ihn neu auftretende Fragen und Erscheinungen an ihren frühesten Quellen aufzusuchen, beispielsweise der Entstehung des Bauernkrieges und der socialen Frage nachzuspüren, die Factoren der englischen und französischen Revolution und die daraus sich ergebenden Resultate im Spiegel der altgriechischen und römischen Staats- und Rechtsentwicklung zu betrachten. Dabei leiteten ihn durchaus keine reactionären Tendenzen: er bewahrte einen freien, objectiven, völlig liberalen Blick. Er scheute weder Mühe noch Zeit und Arbeit, um aus Memoiren, Biographien, Chroniken und gleichzeitigen Quellen sein Material zusammenzutragen, erweiternd zu ergänzen, zu glätten und sich klar zu machen. So steigerte der hohe Herr seine Bibliothek zu der stattlichen Zahl von 27 000 Bänden, von welchen die vorwiegend historischen Inhalts vielfach eigenhändige Vermerke tragen; die an sein Lese- und Arbeitszimmer unmittelbar angrenzenden Räume mußten zweimal erweitert werden. Andere Gemächer enthielten eine erhebliche Zahl auserlesener Bilder neuerer Maler. Die Menge der von ihm in Stichen und Photographien gesammelten Porträts ist unberechenbar.

Der leiseste Wink zur Complettirung seiner Bücherei war stets willkommen; die bändereiche „Publication des litterarischen Vereins“ in Stuttgart freudig begrüßt. Die vom König Max begründete „Historische Commission“, die Edition der Städtechroniken, der Wittelsbacher Correspondenzen, die Bearbeitung der bairischen Kriegs- und Kunstgeschichte, nebst der Allgemeinen Deutschen Biographie erfüllten ihn mit höchster Achtung. Obwohl selbst kein Stilist, wußte er doch die Kunst der Darstellung, wie sie Ranke, Gregorovius, Döllinger, Riezler, Heigel u. A. übten, vollgültig zu schätzen. Ebenso behielt er alle Erzeugnisse der Kunst, Litteratur und Musik im Auge. Der anerkennenden Ehrung Ausdruck zu geben, hatte er schon 1835 die große goldene Medaille mit seinem Bildniß gestiftet, womit beispielsweise Schmeller's „Bairische Mundarten“, das Riesenwerk von Nagler's „Künstlerlexikon“ (s. A. D. B. XXIII, 228), Ernst Förster's „Denkmale deutscher Kunst“ (s. A. D. B. XLVII, 655), Gabelsberger's glorreiche Erfindung und Ausbau der Stenographie (s. A. D. B. XVII, 399), Graf Majlath's (s. A. D. B. XX, 101), „Geschichte der Magyaren“, die Tonkünstler Max Kunz (s. A. D. B. XVII, 399), Ignaz Lachner und Henri Vieuxtemps, der Sänger Kindermann, die Dichter Franz v. Kobell, Karl Stieler, Hermann Schmid (s. A. D. B. XXXI, 664), die Schriftstellerinnen Hermine Proschko und Isabella Braun (s. A. D. B. XLVI, 195), u. v. A. begabt wurden.

Die ohnehin schon klein gewordene Zahl seiner letzten Tafler engte und lichtete sich immer mehr. Der Herzog behielt, selbst bei schweren Ereignissen, wenn der Tod nahe Familienbande löste, eine bewunderungswerthe Fassung. Unbegrenzte Verehrung hegte er für den Heldenkaiser Wilhelm und seinen unter dem vielsprachigen Hader der Völker hartgeprüften kaiserlichen Schwiegersohn. Helle Freudentage traten wieder inzwischen: der Eintritt der goldenen Hochzeit zu Tegernsee umschloß das seltene Jubelpaar mit intimer Feier. Auch das diamantene Fest war ihnen beschieden. Der Grundzug seiner Stimmung war stille Resignation. Mit sichtbar bewegter Hand bezeichnete der Herzog

mit seinem Blaustift die Stelle in Litzmann's schöner Biographie Emanuel Geibel's (Berlin 1887, S. 235), wie der alternde Dichter im Februar 1877 an Cäcilia Wattenbach schrieb: „Es ist ein eigenes Ding mit den Freuden des Alters. An sich sind sie gewiß nicht geringer, als die der früheren Jahre, aber es fehlt ihnen der Goldgrund der Hoffnung, die beneidenswerthe Zuversicht, mit der die Jugend stets im gegenwärtigen Glück von einem schöneren, noch zu Erwartenden träumt und tausend schimmernde Fäden in die Zukunft hinausspinnt. Uns Bejahrten gehört nur noch der Augenblick; lassen Sie uns dankbar genießen, was er noch Schönes bringt und ihn ohne Bitterkeit scheiden sehen. Die Kunst, heiter zu verzichten, bleibt die wahre Lebensweisheit des Altgewordenen." Bei der Lectüre von Mantegazza's „Das nervöse Jahrhundert" (Leipzig 1888) fesselte ihn besonders eine Stelle: „Die Nervosität der Nicht-Arbeitenden wird nur allmählich geheilt werden, sobald nämlich die Herzoge, Grafen und Barone ihren Kindern beibringen werden, daß die Arbeit der beste Adelsbrief und zugleich der sicherste Weg zu einem langen und glücklichen Leben ist" (S. 150).

Die Folgen eines leichten Schlaganfalles hoben sich wieder, eine abermalige Streife am 10. November 1888 trübte sein Lebenslicht, welches nach fünf Tagen schmerzlos erlosch. — Frau Herzogin Luise folgte ihrem Gatten am 26. Januar 1892, nachdem ihr noch beschieden war, die Tragödie ihres Enkels zu Meyerling vom 30. Januar 1889 und den Tod der Fürstin Helene von Thurn und Taxis am 16. Mai 1890 zu erleben. Der Schmerz über den gelegentlich eines im charitativen Bazares am 4. Mai 1897 erlittenen Feuertod der Herzogin Sophie von Alençon und die Ermordung der Kaiserin Elisabeth zu Genf am 10. September 1898 blieb dem altehrwürdigen Elternpaare erspart.

Nachträglich sei erwähnt, daß die Güte des Herzogs, welcher vier arme Negerknaben von der Sklaverei erlöste, um sie der Civilisation zuzuführen — auch die Barone v. Busek erwarben einen Knaben, der sich auf ihren Gütern zu einem ausgezeichneten Gärtner bildete, aber, von unüberwindlichem Heimweh befallen, von seinen Gönnern die erbetene Erlaubniß zur Rückkehr erhielt — noch allerlei, auch sprachwissenschaftliche Resultate zeitigte. Die Häupter dieses Menschenquartetts waren aus ihrer Heimath, dem schwärzesten Afrika, gestohlen und durch Händler nach Cairo verschleppt: Akafed-e-Dalle aus Borchi in Hambo (Provinz Liban, vom Stamme der Boranna), welcher außerordentlich talentvoll und bildungsfähig, die Hauptquelle zur Erforschung der weichen, fast italienisch-wohlklingenden Gallasprache abgab, aber schon am 17. Mai 1841 in deutscher Erde begraben wurde. Der Zweite, Djalo Djondan Aré, stammte aus dem Volke der Yumale, geboren als Neffe des Fürsten von Talke zu Delin-gitte in Tumale-Tokoken, handhabte eine harte, holperige Sprache. Mussalam Mote-Kutu aus Methem (südlich von Kobbe), sprach das Darfur-Idiom. Als der originellste galt der zwölfjährige Denka Awan, welcher in zitternder Angst, geschlachtet und verspeist zu werden, seinem neuen Gebieter die Füße küßte und dann sein treuester Diener wurde. Da sich alle des arabischen Vulgärdialekts in nothdürftigster Weise behalfen, so wurde dieser die Brücke zur weiteren abendländischen Verständigung für Karl Tutschek, welcher (geboren am 13. Januar 1815 zu Bayreuth) damals als Lehrer der neueren Sprachen für den Prinzen Ludwig thätig, als ausgezeichneter Philolog auch das Hebräische, Arabische und Sanskrit in den Kreis seiner Studien gezogen hatte. Mit unermüdlichem Eifer legte er nun die Wünschelruthe seiner Wissenschaft an diese Naturmenschen und gewann ein so ergiebiges Material, daß er schon am 2. Januar 1841 der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über

die Gallasprache vorlegen konnte. Kronprinz Maximilian war darob so erfreut, daß er daran dachte, den unermüdlichen Tutschek durch ein Reisestipendium für längere Zeit nach Südafrika zu senden, als dessen am 6. September 1844 erfolgter frühzeitiger Tod alle diese linguistischen Pläne brach legte. Doch gab Dr. Lorenz Tutschek (welcher, 1817 zu Bayreuth geboren, als Leibarzt König Ludwig's I. und nachmaliger Generalarzt, am 19. November 1888 verstarb) aus dem Nachlasse seines Bruders eine ausführliche „Grammar and Dictionary of the Galla Language“ (Munic 1844—1845) heraus, womit diese Forschung, wenigstens vorläufig, ihren Abschluß erhielt.

Die „Mohren des Herzog Max“ erregten, als sie durch einen Religionslehrer hineichend vorbereitet waren, durch jene in der Frauenkirche vom Erzbischof v. Gebsattel vollzogene Tauffeier die allgemeine Theilnahme der Stadt. — Einer der Neger begleitete seinen Herrn auf vielen Reisen, wobei es bisweilen zu sehr heiteren Scenen kam, deren eine später noch in Nr. 1217 der „Fliegenden Blätter“ (49. Bd., Nr. 19) zur weiteren Kenntniß gelangte. Ein anderer, im Volksmund als „Billat“ oder „Pilan“ lange noch sprichwörtlich citirt, trat als Freiwilliger in die bairische Armee, diente als Wachtmeister im Chevauxlegersregimente zu Dillingen, verduftete aber eines Tages. Als im Kriege 1870 drei bairische Soldaten in französische Gefangenschaft geriethen und nach Algier verbracht werden sollten, staunten sie nicht wenig, eines Tages von einem schwarzen Spahi in echter Münchener Mundart angeredet zu werden: der stolze Fez- und Burnusträger verkündete ihnen die Freiheit und Heimkehr, mit dem besonderen Auftrage, stehenden Fußes nach ihrer Rückkehr sich in das Palais in der Ludwigstraße zu begeben und Sr. kgl. Hoheit seine tiefe ergebenste Dankbarkeit zu vermelden. Er hatte es also doch noch in seiner Weise zu einer Höhe gebracht.

Vgl. die ausführlichen Biographien (von Marggraff im Conversationslexikon der Gegenwart. Leipzig (bei Brockhaus) 1840, III, 569—573. — Carl Fernau (Daxenberger), Münchener Hundert und Eins, 1841, II, 59 ff. — C. Haeutle, Genealogie des Hauses Wittelsbach, 1870, S. 27 u. 203. — Die ziemlich vollständige Reihe aller Porträts in Maillinger's Bilderchronik, 1877, I, 2083 ff. — B. Stubenvoll, Gesch. des kgl. Erziehungsinstituts, 1874, S. 364 ff. — Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon, 1876, II, 14 ff. — F. X. Seidl, Deutsche Fürsten als Dichter und Schriftsteller. Regensburg 1883, S. 51 ff. — Karl Stieler, Ein Königs-Idyll vom Tegernsee. Zur goldenen Hochzeit, in Nr. 252 Allg. Ztg. 1878. — Illustrirte Ztg., Leipzig, Nr. 1837 vom 14. September 1878. — Ludwig Trost, in Nr. 247 u. 250 des Wiener Fremdenblatt vom 5. u. 8. September 1888. — Döllinger's Gedächtnißrede beim Stiftungsfest der Akademie der Wissenschaften am 28. März 1889. — Die höchst unzuverlässigen Memoiren der Frau Tschudi über die Kaiserin Elisabeth, populär gemacht durch Reclam's Universal-Bibliothek, kommen ob ihrer apokryphen Romanhaftigkeit hier gar nicht in Betracht.

Hyac. Holland.

Maximilian Josef von Este, Erzherzog von Oesterreich, geboren am 14. Juli 1782 in Mailand als dritter Sohn des Erzherzogs Ferdinand und der Erzherzogin Maria Beatrix von Este, wurde schon von Kindheit an für den militärischen Beruf vorbereitet und widmete sich mit Vorliebe artilleristischen Studien. Am 1. September 1805 zum Generalmajor ernannt, machte er den Feldzug im Hauptquartier des Erzherzogs Karl mit, versah dann die Dienste eines Brigadiers in Wien und wurde am 2. April 1807 Feldmarschalllieutenant und Inhaber des Artillerieregiments Nr. 2. Nach den Kämpfen bei Regensburg im J. 1809 übertrug Kaiser Franz dem Erz-

herzog die Leitung der Vertheidigungsanstalten von Wien. Es war dies, schon mit Rücksicht auf die seit Jahren vernachlässigten Befestigungen der Reichshauptstadt und der geringen, dem Erzherzog zur Verfügung stehenden Anzahl Truppen eine schwierige Aufgabe, und sie konnte um so weniger glücklich gelöst werden, als zwischen den Ansichten des Erzherzogs und jenen mehrerer seiner erfahrenen Rathgeber eine Uebereinstimmung nicht zu erzielen war. Am 10. Mai erschienen die französischen Vortruppen unter Marschall Lannes vor Wien, und am folgenden Tage wurde die Stadt, nachdem die Aufforderung zur Uebergabe abgewiesen worden war, beschossen. Schon nach der überraschenden Festsetzung der Franzosen im Prater am 11. Mai war die Durchführung des Entschlusses, Wien noch vier Tage, bis zur Ankunft der kaiserlichen Hauptarmee zu behaupten, zweifelhaft geworden, und als am 12. morgens der Versuch, die von den Franzosen beim Lusthause im Prater geschlagene Schiffbrücke zu zerstören, mißlang, gab Erzherzog M. jeden weiteren Widerstand auf und räumte die Stadt. Im ersten Unmuth über dieses Ereigniß versetzte der Kaiser den Erzherzog nach Siebenbürgen, doch schon nach wenigen Monaten erhielt er wieder seine Eintheilung als Brigadier bei der Artillerie in Wien. Den Feldzug des Jahres 1814 machte Erzherzog M. als Divisionär im Reservecorps mit; nach Beendigung des Krieges wurde er dem Artillerie-Hauptzeugamte zugetheilt, in welcher Verwendung er, am 18. November 1818 zum Feldzeugmeister befördert, bis zum Jahre 1835 verblieb. Während dieser Zeit beschäftigte sich Erzherzog M. mit eifrigen Studien neuer Erfindungen auf dem Gebiete der Technik und Mechanik; besondere Aufmerksamkeit aber wandte er fortifikatorischen und artilleristischen Fragen zu. Schon vor dem Jahre 1809 war die Befestigung des Donauthales angeregt worden, aber der Gedanke, theils wegen des nachfolgenden Krieges, theils aus Rücksicht auf die großen Kosten der Befestigungen von Komorn wieder aufgegeben worden. Erst später nahm man den Plan wieder auf, Linz wurde zum Mittelpunkt des neuen Befestigungssystems ausersehen, und es entstanden auf Anregung und unter der Leitung des Erzherzogs M. in den Jahren 1828—1834 bei Linz jene Befestigungswerke, die unter dem Namen „Maximilianische Thürme“ bekannt sind. Wenn auch durch die technischen Errungenschaften neuerer Zeit überholt, gehören diese Thürme zu den wichtigsten fortifikatorischen Verbesserungen und sichern ihrem Schöpfer einen ehrenvollen Namen in der Geschichte der Befestigungskunst.

Nach dem Tode des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzog Anton, 2. April 1835, wurde Erzherzog M., der bereits seit 1801 Ritter des deutschen Ordens und seit 1805 Verwalter der Ballei Franken war, am 22. April einstimmig an dessen Stelle gewählt und am 26. April zum Inhaber des Infanterieregiments Nr. 4 ernannt. Unausgesetzt mit militärwissenschaftlichen Studien beschäftigt, als deren Frucht im J. 1852 das Werk „Versuch eines Kriegssystems des österreichischen Kaiserthums“, 28 Bände mit 256 Tafeln, erschien, machte Erzherzog M. von den reichen, ihm zur Verfügung stehenden Mitteln den edelsten Gebrauch und namentlich im weiteren Umkreise seines herrlichen Wohnsitzes Ebenzweier am Traunsee verehrten die Bewohner in ihm ihren Wohlthäter. Im März 1863 erkrankte der Erzherzog, dem nach Auflösung des Artillerieregiments Nr. 2 im J. 1854, die Inhaberschaft des Artillerieregiments Nr. 10 (jetzt Nr. 6) verliehen worden war, und am 1. Juni jenes Jahres verschied er auf Schloß Ebenzweier.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Militär-Zeitung Nr. 42 und 44 vom Jahre 1863. — Hirtenfeld, Oesterreichischer Militär-Kalender für 1864.

Criste.

May: Andreas M., Jurist und Dramatiker, wurde am 12. November 1817 zu Bamberg als Bierbrauerssohn geboren, wo er auch das Gymnasium und das bischöfliche Lyceum besuchte. Dann studirte er an den Universitäten Würzburg und München die Rechte, promovirte 1842 zum Dr. juris und machte zu Bayreuth mit Note I das juristische Staatsexamen. 1843 trat er als Accessist beim kgl. Appellationsgericht von Oberfranken ein und wurde in gleicher Eigenschaft 1848 nach München versetzt. Hier fungirte er, wie alle Rückblicke bei der fünfzigjährigen Wiederkehr beider Daten hervorhoben, als Protokollist bei zwei historisch denkwürdigen Verhandlungen des Jahres 1849: nämlich am 18. Januar bei der ersten öffentlichen Sitzung des kgl. Kreis- und Stadtgerichtes sowie am 22. Februar bei der ersten Schwurgerichtssitzung Baierns, die unter ganz außerordentlichem Zudrange im Bibliotheksaale des Alten Akademiegebäudes stattfand. 1851 wurde M. zum wirklichen Assessor am Stadtgericht München, 1853 zum Rath an diesem, 1865 zum Appellationsgerichtsrath befördert. Mehrfach waltete er als Schwurgerichtspräsident. Im J. 1875 zum Rathe am Obersten Gerichtshofe befördert, trat er auf Grund eines leichten Schlaganfalles 1878 in den Ruhestand. In diesem hat er noch zwei Jahrzehnte bis zum Tode — am Abend des 7. Januar 1899 — in ernster Pflege der alten Classiker und der deutschen Litteratur sowie mit eigenen dramatischen Arbeiten verbracht, welchen er auch vorher schon alle seine Mußestunden geweiht hatte. Er hat auch dem Münchener Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung, an deren Mitbegründung er lebhaften Antheil genommen, lange Jahre als Vorstand seine Kraft zur Verfügung gestellt. Mit den Dichtern Em. Geibel, Melchior Mayr, Hermann v. Schmid, Paul Heyse hat M. in freundschaftlichen Beziehungen gestanden.

M. erwarb erst durch seine poetisch-dramatische Thätigkeit in weiten Kreisen Anerkennung und Ruf. Zunächst debütirte 1844 die Dichtung „Assur“ unter Pseudonym „Richard Franke“. Diese rühmt eine Kritik in den „Blättern für litterarische Unterhaltung“ (29. März 1845, Nr. 88) als „eine Leistung, auf die in Lessing's und Gerstenberg's Zeit ganz Deutschland unstreitig mit stolzem Erstaunen geblickt haben würde und die jetzt wahrscheinlich unbekannt, ungewürdigt von der nächsten Fluthwelle der poetischen Strömung, die mit dem Monde wiederkehrt, für immer begraben sein wird usw.“ Aehnliches Lob spendeten Aachener Zeitung 2. Juni 1844; Nürnberger Bl. f. Theater aus Otto Wigand's Vierteljahrsschr. Juni 1844; Bamberger Diöcesanbl., Jhrg. 1845, Nr. 34. Gleichfalls ins erzählende Gebiet gehört eine Novelle „Frauenehre“, in „Westermann's Monatsheften“ 1866 gedruckt. Fürder sollte sich M. ausschließlich, aber mit starker Hingabe in Thalia's Dienste bethätigen. 1867 hat er seine älteren Dramen in 2 Bänden vereinigt. Heinrich Kurz ließ sich 1872 über diese wie folgt aus: „In die Regierung Ludwig's XIII. fällt „Cinq-Mars“, Trauerspiel in 5 Aufzügen. Wie auch in seinen anderen Stücken . . . in den ‚Dramen‘ . . . hat M. in ‚Cinq-Mars‘ den fruchtbaren Stoff nicht auszubeuten verstanden, es gelingt ihm nicht, die einzelnen Begebenheiten gehörig zu motiviren, dagegen ist Dialog und Sprache von frischer Lebendigkeit. Bedeutender als ‚Die Jünger der Freiheit, Schauspiel in 5 Aufzügen‘ und ‚Zenobia, die letzte Heidin, Trauerspiel in 5 Aufzügen‘ ist ‚Der Courier in die [nicht: in der] Pfalz oder Die Schlangen des Jupiter, Lustspiel in 5 Aufzügen“, das von frischem Humor eingegeben ist, und ‚Wittenborg, Drama in 5 Aufzügen‘, das von Fortschritt in der künstlerischen Behandlung zeugt. Am gelungensten ist ‚Amnestie‘, ein Drama, dessen Situationen gut erfunden und wirkungsvoll dargestellt sind und das durch humane und liberale Gesinnung Wohlgefallen erregt.“ Zur Aufführung kamen im Hof-

und Nationaltheater in München: 1848 „Cinqmars“ (1849 in Dresden), 1849 „Der König der Steppe“ (d. i. Mazeppa), 1853 „Zenobia“, 1855 „Die Gäste von Belle Esperance“, 1869 „Der Courier in die Pfalz“ (vorher 1858 in Karlsruhe, auch in Berlin). 1866 errang bei einem Preisausschreiben des damaligen Volkstheaters am Gärtnerplatze zu München das Schauspiel „Amnestie“ den ersten Preis, wurde unter starkem Beifall am 26. Januar und fernerhin dort häufig aufgeführt und machte dann die Runde über fast alle deutschen Bühnen. Ferner wurde 1868 im Münchener Hoftheater „Das Stammschloß“ und ebendort 1881 „Heimkehr“ — beide Schauspiele 1881 gedruckt — zur Darstellung gebracht, letzteres auch anderwärts. Wenn auch May's dramatische Leistungen größtentheils nur in der bairischen Hauptstadt begeisterte Aufnahme fanden, so setzt doch R. Prölß ungünstig das schöne Talent, welches leider über das Weichbild Isar-Athens hinaus wenig sicheren Anklang errungen, entschieden arg herab, indem er sagt: „ein anderer damals in München begünstigter Dramatiker“ (neben Herm. v. Schmid). Als weitere Dramen May's sind zu nennen: „Prinzessin Else“, „Bruder Schulmeister“, „Der Zögling von San Marco“, letztere Tragödie 1883 gedruckt. Bedauerlicher Weise haben May's Werke, besonders seine späteren Dramen, keinen nachhaltigen Eindruck hinterlassen und sind fast spurlos vorübergegangen. Zu Unrecht! Denn sie bestätigen sicherlich Hyacinth Holland's prägnantes Gesammturtheil: „In seinem Bestreben, reale Stoffe zu gestalten, war M. ein gemäßigter, seiner Kraft vollbewußter Vorläufer der neueren Bühne und ihrer Forderungen.“

Kurzer Nachruf in den Münchener Neuest. Nachr. Nr. 14 v. 10. Jan. 1899, S. 2—3 (vgl. ebenda Nr. 16, S. 3, Nr. 21, S. 4, auch Nr. 65, S. 4): die Angabe daselbst, May's dramatisches Schaffen sei durch die Jahre 1850 und 1870 begrenzt, stimmt, wie oben ersichtlich, keineswegs. — Nekrolog nebst knapper Würdigung durch Hyac. Holland in Bettelheim's Biograph. Jahrbch. u. Dtsch. Nekrolog IV, 118, der sich auf oben citirten Heinr. Kurz, Gesch. d. dtsch. Litt. IV, 494 (vgl. 519b u. 521b), sowie auf Frz. Brümmer's knappe lebensgeschichtliche und biographische Daten in seinem Lexikon d. dtsch. Dicht. u. Prof. d. 19. Jhrhs. III, 36 beruft. In obigen Ausführungen auch Rob. Prölß, Gesch. des neueren Dramas III 2, 341 f., herangezogen. Controlle des Materials für vorstehenden Artikel durch May's Kinder. Vgl. Gottschall, Dtsch. Natnllit. d. 19. Jhdts. IV, 92. Lewicki (über Mazeppa i. d. dtschn. Litteratur), Ruthen. Revue (Wien) II, 21/23 nennt May's Behandlung historisch ziemlich exact, aber künstlerisch durchaus unzureichend (Lit. Echo VII, 576). Ludwig Fränkel.

Mayer: Andreas Ulrich (auch Johann Andrä) M., war am 4. Juli 1732 in dem Städtchen Vilseck, einer bambergischen Enklave in der Oberpfalz, als Sohn eines Bürgers und Rathsverwandten geboren. Nachdem sich zwei Oheime, die Pfarrer waren, um seine Erziehung angenommen hatten, besuchte er das Gymnasium in Amberg und studirte dort auch Philosophie. Zu Bamberg trieb er dann theologische und kirchenrechtliche Studien, und ebendort trat er in den Weltpriesterstand. Seine erste Stelle als Hofmeister und Schloßcaplan zu Treffelstein in der Oberpfalz bot ihm reichliche Muße zu seiner Fortbildung. Als der Münchener Theatiner Sterzinger wegen seiner Rede gegen den Hexenwahn von dem Münchener Augustiner-Eremiten Agnellus März angegriffen wurde, war M. der erste oder doch unter den ersten, die als litterarische Bundesgenossen Sterzinger's in diesen „bairischen Hexenkrieg“ eingriffen. Unter dem Pseudonym F. N. Blocksberger, Benefiziat zu T., veröffentlichte er zu Straubing 1767 „Sendschreiben (6 an der Zahl) an den

P. Agnellus März über seine Vertheidigung wider die schwulstige Vertheidigung (sic) der betrügenden Zauberey und Hexerey". Mayer's Autorschaft kann nach dem Zeugnisse seines Freundes Clemens Alois Baader und nach dem handschriftlichen Eintrag in einem Exemplar der gesammelten Schriften dieses bairischen Hexenkriegs (Münchener Staatsbibliothek, Bavar. 1681 in 4⁰) nicht bezweifelt werden. Die Streitschrift schlägt mit Glück öfter den satyrischen Ton an, den der Gegenstand geradezu herausfordert, und erklärt (S. 66): „Je mehr man Hexen verbrennt, desto mehr finden sich vor, welche Wahrheit auch diejenigen mit Händen greifen, die dem Hexenwahn das Wort führen", und (S. 71): „Die Meinung, die die Thätigkeit der Hex- und Zauberkunst leugnet, verschafft der Religion und dem Staat den größten Nutzen." Mayer's Schrift war eine mannhafte That, denn noch galt in Baiern Kreittmayr's Strafproceß, der Hexerei mit dem Tode bestraft. Daß aber die große Masse der Hexen unschuldig hingerichtet, ihre Geständnisse durch die vom Richter suggerirten Fragen gewiesen und durch die Folter erpreßt worden seien, kam auch M. noch nicht in den Sinn, vielmehr suchte er die Ursache der Geständnisse in der Einbildungskraft und fand, daß der Aberglaube mit Recht bestraft werde. Als der Scheirer Benedictiner Angelus März eine Vertheidigung der Hex- und Zauberei gegen Sterzinger erscheinen ließ, ergriff M. unter dem Pseudonym Blocksberger nochmal das Wort, indem er (Straubing 1767) ein „Glückwunschschreiben an den hochwürdigen P. Angelus März" veröffentlichte. Fürstbischof Fugger berief dann M. als Hofcaplan und Consistorialsecretär nach Regensburg, nahm ihn wiederholt auf Reisen mit sich und verlieh ihm die Pfarrei Pondorf in der Oberpfalz. In diesem Amte wirkte er jedoch nur zwei Jahre, da ihn der Bischof — nun als wirklichen geistlichen Rath — abermals an sein Consistorium nach Regensburg berief. In Regensburg entfaltete M. eine ausgedehnte litterarische Thätigkeit, meist in Schriften, die in staatskirchenrechtliche Zeitfragen eingreifen und einen polemischen Charakter tragen. Hervorgehoben seien: „Das unjustifizirliche Betragen des Herrn Zoglio, Nuntius in München" und „Die vertheidigten Gerechtsamen der Bischöfe in Bemerkungen über die Gerechtsame des Regenten nach dem Bedürfnisse des Staats eigene Landesbischöfe zu ernennen". Beide Schriften sind 1788, die letztere unter dem Pseudonym: Kilian Schwarzbart, d. b. R. L. veröffentlicht. (In Wirklichkeit war M. Licentiat der Theologie, nicht des bürgerlichen Rechts.) Die Schrift vertheidigt das Recht der Bischöfe gegenüber dem behaupteten jus regium in ecclesiasticis, „das nur die dii minorum gentium Lori, Sterzinger, Mederer und Westenrieder in ihren Geschichten aus dem Schutt und den Trümmern der alten bairischen Geschichte wieder aufgestellt hätten". Ein Ausfall, der deutlich zeigt, daß die Widmung der Schrift an den wirklichen geistlichen Rath Lorenz Westenrieder ironisch aufzufassen ist. Außer der Behauptung, daß der Regent nach den Bedürfnissen seines Staates Landesbischöfe ernennen könne, wird auch der Plan, einen Münchener Hofbischof aufzustellen, ein zum ersten Mal schon unter H. Wilhelm V. aufgetauchtes Project, bekämpft. 1791—93 ließ M. in Regensburg ein dreibändiges kirchenrechtsgeschichtliches Werk erscheinen: „Thesaurus novus juris ecclesiastici potissimum Germaniae seu Codex statutor. ineditor. ecclesiar. cathedral. et collegiatar. in Germania notis illustratus atque dissertationibus" . . . adauctus. Unter diesen beigegebenen Abhandlungen rührt von dem Herausgeber eine (III, 77) über namhafte Kanoniker der Regensburger Kirche. M. starb am 14. November 1802. Sein Freund Clemens Alois Baader rühmt seinen offenen, leutseligen, heiteren Charakter. Sein Urtheil, daß M. in seinen letzten Lebensjahren mit dem Zeitgeist nicht mehr Schritt

halten wollte, trifft auch auf Westenrieder und die Mehrzahl des bairischen Clerus an der Schwelle des 19. Jahrhunderts zu und besagt nur, was beinahe selbstverständlich ist.

Westenrieder, Gesch. d. b. Ak. d. Wiss. II, 493. — Cl. Al. Baader, Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller I, 2, S. 8 f., wo auch die sämmtlichen Schriften Mayer's und weitere Quellen verzeichnet sind. — Joh. Friedr. Schulte, Gesch. d. Quellen u. Literatur d. Canonischen Rechts III, 338. — Riezler, Gesch. d. Hexenprocesse in Baiern, S. 305 f., 309.

Riezler.

Mayer: Karl (Friedrich) M., geboren am 9. September 1819 zu Eßlingen, † zu Stuttgart am 14. October 1889. Er war der Sohn des bekannten Freundes Ludwig Uhland's, Karl Friedrich Hartmann Mayer, der, selbst ein mit Recht angesehener Dichter der sog. „schwäbischen Schule", im J. 1819 Assessor am Gerichtshof zu Eßlingen war und 1824 zum Oberamtsrichter in Waiblingen unweit Stuttgarts ernannt wurde. Die Mutter hieß Friederike geborene Drück. Unter den Pathen des Kindes waren Uhland, Justinus Kerner und der Berliner Kirchenhistoriker Neander, den M. auf einer Reise 1810 kennen gelernt hatte und mit dem er in naher Freundschaft stand. Die Ehe Mayer's war nur mit einem Sohn aber sechs Töchtern gesegnet, was zur fast nothwendigen Folge hatte, daß der lebhafte, gutherzige hübsche Knabe von Jugend an etwas verwöhnt wurde. Da Waiblingen nur eine kleine Lateinschule hatte, deren Lehrziel äußerstenfalls mit Obertertia abschloß, so wurde Karl M. mit zwölf Jahren, 1831, nach Heilbronn, wo sein Großvater von väterlicher Seite als Hofrath lebte, 1835 nach Stuttgart ins Gymnasium geschickt, wo er, 1837, unter 84 Prüflingen den 3.—4. Platz bei der Reifeprüfung erhielt. Besonders gute Zeugnisse erhielt er im Lateinischen, Composition, Geschichte und Philosophie. In Heilbronn schloß M. eine Freundschaft fürs Leben mit dem späteren Politiker, Aesthetiker und Dichter Ludwig Pfau. Nach damaliger Sitte hatten die Rechtsbeflissenen, ehe sie die Hochschule bezogen, einen praktischen Cursus auf einer Oberamtsgerichtskanzlei durchzumachen, was M. in Waiblingen that. In Tübingen schloß er sich wie seine Altersgenossen Hölder, Adolf Seeger und Schoder der 1837 neu gegründeten Burschenschaft an und pflegte mit Eifer auch das Turnen, das seit Jahn's Tagen ein festes Stück vaterländischen Gebahrens war; auch die angeborene Gabe zu packenden Volksreden trat schon jetzt hervor; doch fehlte auch der Fleiß beim Fachstudium nicht. Daneben ließ M. namentlich Friedrich Vischer's Vorlesungen über Litteratur und Aesthetik auf sich wirken und genoß im Hause Uhland's, wo er wie ein Sohn aufgenommen war, reiche geistige Anregung aller Art. Bei Ausflügen „verlor er sich wol weg von seinen Kameraden und ließ sich von Bauernburschen Volkslieder dictiren" (Worte des Sohnes). Im Juli 1842 bestand er, von seinem Freund Hölder, wie Otto Elben erzählt, „eingepaukt", das erste juristische Examen, und zwar nach den Acten des Justizministeriums mit der Note II a (= gut); im December 1843 folgte das zweite Examen mit der Note II b (= befriedigend). Wenn, wie wieder Otto Elben erzählt, einer der prüfenden Professoren sagte, „M. habe die vorhandenen juristischen Kenntnisse so geschickt und vernünftig angewandt vorzutragen gewußt, daß man ihn unmöglich durchfallen lassen konnte", so kann sich dies u. E. unmöglich auf das ganze Examen, dessen Ergebniß die Gefahr des Durchfalls völlig ausschließt, sondern höchstens auf ein Einzelfach beziehen. Auch im praktischen Justizdienst bewährte M., wie ihm ein Freund im „Beobachter", und zwar in durchaus glaublicher Weise, nachrühmt, „raschen Blick und praktischen Griff". Aber der Richterberuf war doch eigentlich nicht der,

für den M. geschaffen war; er sagte einmal zu mir, daß er mehr auf das Beispiel des Vaters hin (der von Waiblingen als Oberjustizrath an den Tübinger Gerichtshof befördert wurde) als aus eigenem Trieb die Rechtswissenschaft ergriffen habe und seine eigenen Neigungen ihn mehr zu Philologie und Litteratur gezogen hätten: „dann wäre ich glücklich geworden und hätte die Politik vielleicht gar nicht angerührt“ — was man doch bezweifeln muß. So trat er, kurz nachdem er am 29. August 1844 zum Gerichtsactuar (jetzt etwa Amtsrichter) in Waiblingen ernannt worden war, aus dem Staatsdienst wieder aus und ergriff als Bräutigam einer Fabrikantentochter aus Eßlingen, Bertha Deffner, den kaufmännischen Beruf. Ein tragisches Geschick raubte ihm im Januar 1846 die innig geliebte Braut, der er ein Heft innig empfundener Gedichte gewidmet hat, durch einen jähen Tod. Zu seiner kaufmännischen Ausbildung reiste er 1847 nach Paris, Havre, Cherburg und nach Belgien, wo er überall auch den Kunstschätzen eingehende Aufmerksamkeit widmete, und heirathete dann 1848 die Tochter eines Stuttgarter Kaufherrn Zenneck, Emilie; die Ehe war sehr glücklich; ihr entsproßten drei Töchter und zwei Söhne. Das erste Jahr des eigenen Hausstandes entschied aber in jäher Weise über Mayer's Zukunft, insofern er, der bisher der liberalen Partei angehört hatte, sich nun an die, durch die Revolution geschaffene, demokratisch-republikanische Partei anschloß; er ist ihr bis an seinen Tod in ehrlicher Hingabe treu geblieben. M. gewann durch seine politischen Artikel im „Beobachter“ wie durch seine zündenden Reden in Vereinen und Volksversammlungen bald die Führung der württembergischen Demokratie, erlangte die Stelle eines Ersatzmannes für Eßlingen in der deutschen Nationalversammlung und befand sich, durch das Ausscheiden seines Vordermanns Abgeordneter geworden, bei dem Rumpfparlament, als dieses am 18. Juni 1849 in Stuttgart durch das liberale Ministerium Römer gesprengt wurde. Hierauf ging er als Commissär der Reichsregentschaft in den badischen Seekreis, um dort den Aufstand zu organisiren, wozu er schon auf der berühmten Pfingstversammlung in Reutlingen aufgefordert hatte, und wurde infolge dieses Verhaltens abwesend (in contumaciam) zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt. Nun begab er sich mit seiner Frau in die Schweiz, wo er zunächst als Lehrer an einer Knabenanstalt für deutsche Sprache, Geschichte und Litteratur in Wabern bei Bern, später (seit 1852) als Goldwaarenfabrikant in Neuchâtel sein Brot sauer verdiente und mit anderen verbannten Gesinnungsgenossen (wie Karl Vogt und Ludwig Pfau) verkehrte. Vielen dieser Flüchtlinge hat er mit Rath und That, oft über seine Kräfte hinaus, geholfen. 1863 löste er seine, ohne großen Erfolg betriebene, Fabrik auf und kehrte, da seine Strafe verjährt war, nach Württemberg zurück, um sich der Tagesschriftstellerei zu widmen. Zunächst mußte sie ihm auch die Mittel zum Leben liefern; seit aber seiner Frau 1868 durch Erbschaft ein nicht unbeträchtliches Vermögen zugefallen war, stand M. in unabhängiger Stellung völlig frei da. Er übernahm 1863, nur von Julius Haußmann unterstützt, die Leitung des demokratischen Blattes „Der Beobachter“ und verfocht in ihm seine politischen Ansichten mit solcher Schärfe, daß eine völlige Spaltung des liberalen und des demokratischen Flügels der Opposition eintrat. Namentlich gegen die kleindeutsch-preußische Partei und gegen Bismarck kehrte er sich, seit dem Regierungsantritt König Karl's im Juni 1864 durch eine mildere Handhabung des Preßgesetzes von den bisherigen Fesseln gutentheils befreit, mit aller Entschiedenheit. Der Losung: Durch Einheit zur Freiheit! setzte er die andere: Durch Freiheit zur Einheit! entgegen. Sein Ideal war die „Deutsche Föderativrepublik“, die freilich nur durch Beseitigung der Fürsten (wobei M. an eine gütliche „Ablösung der Kronen“, wie früher der

Feudalrechte dachte) und durch Zerschlagung Preußens in autonome Landschaften möglich war. Deshalb bekämpfte M. aufs heftigste jede weitere Ausdehnung des preußischen Einflusses; daß Bismarck 1866 „bundesbrüchig" den „Bruderkrieg" entfesselte, vermehrte Mayer's Abscheu gegen ihn, und so konnte er wol zulassen, daß der frühere sächsische Officier Arcolrey im „Beobachter" die Schwaben zum Krieg bis aufs Messer, zum Guerillakampf nach spanischem Muster mit der „nächtlichen Axt" gegen die Preußen anfeuerte, deren Sieg alle Hoffnungen auf ein demokratisches Deutschland zu begraben drohte. Auch nach der Entscheidung des Jahres 1866 setzte M. den Kampf gegen die „Verpreußung Deutschlands" unentmuthigt fort, und die Jahre 1866—70 waren sogar der Höhepunkt seines Lebens. Ein geborener Agitator und Volkstribun, beherrschte M. die Massen in Schwaben wie Niemand mehr seit dem Bauernkrieg es vermocht hatte. Fest zusammengefaßt von dem organisatorischen Talent Haußmann's, durch die Bundesgenossenschaft der Großdeutschen und Katholiken verstärkt, von dem Ministerium Varnbüler-Mittnacht offen begünstigt, führte die Volkspartei unter Mayer's Führung bei den Zollparlamentswahlen vom 24. März 1868 die völlige Niederlage der preußenfreundlichen deutschen Partei herbei, welche unter siebzehn Wahlkreisen nicht einen einzigen gewann; die Losung: lieber französisch als preußisch! ward von vielen offen ausgegeben. Der Vorwurf aber, den noch 1877 die Norddeutsche Allgem. Zeitung, wie es heißt, auf Grund von Mittheilungen des früheren württembergischen Ministers v. Varnbüler, erhob, daß M. 1869—70 in französischem Solde gestanden sei, war eine Verleumdung, zu deren Erweis behauptet wurde, die württembergische Post habe damals viel Geld aus Frankreich an M. auszuzahlen gehabt; Varnbüler entzog sich der gerichtlichen Aussage hierüber. „Die das Richtbeil küssen, das Deutschland zerschlagen, sie liegen im Staube", stand nach der Zollparlamentswahl im „Beobachter" zu lesen; M. frohlockte, daß diese Wahl dem Protest des schwäbischen Stammes gegen die Vorherrschaft eines Theils von Deutschland über die anderen einen so machtvollen Ausdruck gegeben hatte; sein starkes schwäbisches Stammesgefühl und sein deutsches Gefühl waren gleichermaßen befriedigt. Das 1868 eingeführte allgemeine Wahlrecht verschaffte M. bei den Landtagswahlen vom Juli d. J. den Sitz für Besigheim in der Zweiten Kammer; die Zahl der großdeutschen und demokratischen Abgeordneten wuchs auf 45 an, so daß zur Mehrheit unter 93 nur 2 Stimmen fehlten. Unter den 93 waren 23 bevorrechtete Ritter und Prälaten: ohne diese wäre die Zweite Kammer gänzlich in der Hand der Großdeutschen und Demokraten gewesen. Eine gerichtliche Verurtheilung zu Festungsstrafe auf dem Asperg wegen Preßvergehen umkleidete M. noch mit dem Märtyrerschein. Mayer's Werk war es vor allem, daß im J. 1870 ein Sturmgesuch an die Regierung, welches statt der nach preußischem Muster gestalteten Heereseinrichtung die Nachahmung des schweizerischen Milizsystems forderte, 150 000 Unterschriften im Lande fand, und der König sich entschloß, zwar die Regierung durch die Berufung Scheueren's zum Minister des Innern in strammerem Sinne umzugestalten, aber doch am Heereshaushalt eine halbe Million Gulden abzustreichen. Kurz darauf brach der französische Krieg aus, der auch M. es zu spüren gab, wie kurz der Weg ist vom Capitol zum tarpejischen Felsen, vom Hosiannah zum Kreuzige! Er war, als der Landtag auf den 20. Juli zur Bewilligung der Kriegsrüstung einberufen ward, von Mißhandlung durch das erbitterte Volk bedroht und ist, wie mir bezeugt wird, nur unter Schutz seines alten Freundes Hölder, des Führers der Deutschen Partei, unbeschädigt nach Hause gelangt. Die Kriegskosten hat auch er, aber unter Verwahrung, bewilligt. Bei den Neuwahlen zum Landtag am 5. December 1870 unterlag M. in Besigheim mit nur 1157 Stimmen gegen den

nationalliberalen Werkmeister Bälz, auf den 2299 Stimmen entfielen. Nun zog M. sich Jahre lang von aller politischen Thätigkeit zurück und lebte seinen litterarischen und künstlerischen Neigungen, dem Reich seine Anerkennung mit catonischem Trotz versagend, bis die allmählich einsetzende nationale Ebbe ihm 1876 wieder einen Abgeordnetensitz im Landtag für Eßlingen, allerdings nur für eine Wahlperiode (bis 1882), und ein Reichstagsmandat für den zwölften Wahlkreis (Gerabronn-Crailsheim-Mergentheim-Künzelsau) für zwei Perioden (1881—87) an Stelle des Fürsten Hermann von Hohenlohe-Langenburg brachte. Eine sanguinische Natur wie M. war, wurde er durch das großartige Schauspiel, welches das mächtig aufstrebende Reich und das ebenso mächtig aufstrebende städtische Gemeinwesen von Berlin ihm boten, in richtiger Consequenz seiner patriotischen Jugendideale so begeistert, daß er in einer seine Freunde fast verblüffenden Weise rasch und rückhaltlos seinen Frieden mit den 1870 geschaffenen Zuständen schloß: allerdings mit dem festen Vorsatz, an der Demokratisirung von Reich, Staat und Gemeinde rastlos weiter zu arbeiten und so das „Werk der Gewalt“ menschheitlich-freiheitlich umzugestalten und zu verschönern. Um dessen willen trat er sogar den ihm an sich unsympathischen wirthschaftlichen Fragen näher, die mehr und mehr die politischen abzulösen anfingen. Bismarck hat er auch jetzt noch ehrlich gehaßt; aber seine Größe als eines „parlamentarischen Causeurs ohne gleichen“ hat er mir einmal lebhaft gerühmt. Es war, je mehr M. sein Reichstagsmandat gern und gewissenhaft ausübte, für ihn ein um so empfindlicherer Schlag, daß die Septennatswahlen vom 20. Februar 1887 auch ihn wie alle seine württembergischen Gesinnungsgenossen aus dem Reichstag wegfegten. Ehe er den erneuten Umschlag der Volksstimmung erlebte, den er aber mit Sicherheit erwartete, erlag er einer sehr schmerzhaften, in Brand ausartenden Venenentzündung des linken Fußes, der dem Bewußtlosen noch abgenommen wurde, am 14. October 1889 in seinem Hause zu Stuttgart in der Marienstraße Nr. 46. Kurz vorher hatte er seinen 70. Geburtstag zurückgelegt — „gefeiert“ kann man ja nicht mehr sagen.

M. war politisch wohl schroff und leidenschaftlich, weil er die demokratische Republik für die der Menschheit allein gemäße, ihrer würdige Staatsform ansah; das böse Wort „Bettelpreußen“ für die Nationalliberalen war ihm 1866—70 nur zu geläufig. Persönlich aber war er gutherzig, gefällig, liebenswürdig, von entschiedener Noblesse, auch Gegnern menschlich zugänglich und für ihre guten Seiten voll Anerkennung; jeder Wurf, der einem Schwaben, auch einem „preußischen“ gelang, erfreute sein Herz. Dabei war er ein ausgezeichneter Gesellschafter und Erzähler, von reichen geistigen Interessen, obschon mehr vielseitig als tief. Eben seine Vielseitigkeit und sein Stiltalent machten ihn zu einem ausgezeichneten litterarischen Causeur und hervorragenden Feuilletonisten; gar manche Beschreibung seiner Wahlreisen im „Beobachter“ enthält entzückende Landschafts- und Volksbilder Schwabens, und die Sitzungen des historischen und Alterthumsvereins in Stuttgart haben nie einen innerlich erwärmteren und geistvolleren Berichterstatter gefunden als M.; der Genuß, den seine Wiedergabe der Vorträge erzeugte, war nicht selten größer als der der Vorträge selbst. Groß war sein Sinn für die Natur, auch für das Kleine in ihr, für anscheinend unbedeutende Thierchen und Pflänzchen, und eine Wanderung mit ihm war auch deswegen ein Genuß. Philosophisch war er Materialist, ethisch ein Idealist. M. ist auch ein Dichter gewesen, der neben den besten Schwabens genannt werden darf; aus zwei handschriftlichen Bändchen Lyrik (an seine Braut, über den Tod der Mutter; Balladen), die jetzt der noch lebende Sohn, Oberjustizrath in Gotteszell bei Gmünd, bewahrt, hat M. selbst im „Schwäbischen Dichterbuch“, Stuttgart 1883, meisterhafte,

stimmungsvolle Proben mitgetheilt, und die Wiederkehr der Melacszeit 1888 gab ihm ein Volksstück ein, „Die Weiber von Schorndorf", Stuttgart 1888, das durch volksthümliche Kraft, köstlichen Humor und vortreffliches Localcolorit hervorragt.

Nekrologe im „Beobachter" vom 16. October 1888 (ohne Namen) und im „Schwäbischen Merkur" vom gleichen Tag (von Dr. Otto Elben). Lebensbild aus der Feder des Sohnes im „Hartmannsbuch" (als Manuscript gedruckt), Cannstatt 1898, S. 111—125. Mündliche Mittheilungen von Personen, die K. M. im Leben nahe standen; persönliche Erinnerungen.

Gottlob Egelhaaf.

Mayer: Wolfgang M. (Marius), Cistercienser, Abt von Aldersbach, geboren am 18. October 1469 zu Oberdorfbach bei Vilshofen in Niederbaiern, † am 14. October 1544. Er trat im J. 1490 zu Aldersbach in Niederbaiern in den Cistercienserorden. 1493 wurde er zu weiteren Studien an die Universität Heidelberg gesandt, von wo er nach drei Jahren als Magister der freien Künste in das Stift zurückkehrte. Am 22. September 1497 empfing er zu Passau die Priesterweihe und feierte am 30. October seine Primiz. Am 28. März 1498 wurde er Pfarrer an der St. Peterskirche im Dorfe Aldersbach, zugleich Kaplan des Abtes; 1501 Prediger in Köstlarn, 1504 Pfarrer in Rotthalmünster. Am 2. Juni 1514 wurde er zum Abte von Aldersbach gewählt. Die dreißigjährige Regierung des hervorragend tüchtigen Mannes, der nicht nur ein musterhafter Ordensmann und tüchtiger Gelehrter, sondern auch ein umsichtiger Verwalter war, gereichte unter den bald beginnenden schlimmen, verworrenen Zeitverhältnissen dem Stifte zum Segen. Es gelang ihm, die materiellen Verhältnisse desselben, die er in sehr mißlichem Stande übernahm, zu ordnen und zu bessern, die Ordenszucht und die Pflege der Wissenschaften aufrecht zu erhalten und das Stift über die schlimmsten Jahre, in denen der Mangel an Nachwuchs dessen Zukunft in Frage zu stellen drohte, hinüberzuretten.

Die meist ungedruckt gebliebenen Schriften Mayer's bewahrt in seiner eigenhändigen Niederschrift die Münchener Hof- und Staatsbibliothek. In den früheren Jahren seiner seelsorgerischen Wirksamkeit hatte er seine Muße vorzugsweise der Poesie gewidmet. Seine größeren und kleineren lateinischen Dichtungen stellte er in Reinschrift in einem Bande zusammen (Cod. lat. Mon. 1851). Von zeitgeschichtlichem Interesse ist darunter die größere Dichtung in lateinischen Hexametern über den bairisch-pfälzischen Erbfolgekrieg, De bello norico, 1508 verfaßt. Kleinere Gedichte zeigen ihn in freundschaftlichem Verkehr mit angesehenen Gelehrten, wie dem Benedictinerabt Angelus Rumpler von Formbach, dem Cistercienserabt Konrad Reuter von Kaisersheim, dem Magister Johann Hirspeck von Pfarrkirchen. Gedruckt erschien von seinen poetischen Werken nur das religiöse Gedicht über das Leben und Leiden Christi: „Christi fasciculus florido heroici poematis charactere digestus" (Landshut 1515; später erschien davon eine deutsche Uebersetzung: „Passio Jesu Christi aus den vier Evangelisten zusammengezogen und in Gesangsweis gestellt", Tegernsee 1580). Als Abt wendete sich M. vorzugsweise historischen Forschungen zu. Sein historisches Hauptwerk sind die Aldersbacher Annalen: „Annales sive Chronicon domus Alderspacensis" (in Cod. lat. Mon. 1012; davon eine spätere Abschrift in Cod. lat. Mon. 27 115); im Jahre 1518 geschrieben, dann von Jahr zu Jahr fortgesetzt; im ganzen von der Gründung, Anfang des 12. Jahrhunderts, bis Ende 1542 gehend. Eine in der Klosterbibliothek vorhandene Geschichte der Bischöfe von Passau bis 1479 von einem unbekannten Verfasser bearbeitete er neu und setzte sie selbständig bis 1542

fort: „Pontificum et Archipraesulum Laureacensis et Pataviensis ecclesiarum catalogus“ (Cod. lat. Mon. 1012). An den religiösen Kämpfen der Zeit betheiligte sich M. mit zwei Streitschriften gegen die lutherische Neuerung, die wie seine historischen Werke damals ungedruckt blieben. Gegen Luther's „Judicium de votis monasticis“ (Wittenberg 1522) verfaßte er die Schrift: „Votorum monasticorum tutor“ (1526; Cod. lat. Mon. 2886), ruhig und maßvoll in der Polemik, „sowohl hinsichtlich der Form als des Inhalts eine der besten Apologien, die durch Luther's Brandschrift in katholischen Kreisen hervorgerufen wurden“ (Paulus S. 585). Zwei Jahre später, 1528, schrieb M. den „Dialogus in aliquot Lutherana paradoxa“ (Cod. lat. Mon. 2874), in Form eines Dialoges zwischen einem Abt und einem Mönch über die wichtigsten der damals bestrittenen Lehrpunkte; von den 41 Capiteln dieser Schrift sind 14 gedruckt bei Wiest (Progr. III u. IV, Ingolstadt 1792). Ferner ist noch die Handschrift zu erwähnen: „Regula S. Benedicti cum prologo et appendice Wolfgangi Marii abbatis in Alderspach“ (Cod. lat. Mon. 2890, vom Jahre 1535).

P. Stephan Wiest (O. Cist.), De Wolfgango Mario Abbate Alderspacensi Ord. Cisterciensis inter eruditos Bavaros seculi XVI. scriptore haut incelebri Programma historico-theologicum I—IV (Ingolstadii 1788 bis 1792). — N. Paulus, Wolfgang Mayer. Ein bayerischer Cistercienserabt des 16. Jahrh.; Historisches Jahrbuch, 15. Bd. 1894, S. 575—588. — A. M. Kobolt, Baierisches Gelehrten-Lexikon (Landshut 1795), S. 431 f.

Lauchert.

Mayr: Peter M., einer der Bauernführer im Tiroler Freiheitskriege, wurde am 15. August 1767 auf dem Köhlhofe in Siffian geboren als Sohn des dortigen Kohlbauern Peter Mayr. Ueber seine Jugend ist nichts bekannt, sie dürfte auch nicht eben reich an Ereignissen gewesen sein. Im J. 1795 übernahm M. das an der Landstraße unterhalb Klausen gelegene Wirthshaus und verheirathete sich am 22. April 1799 mit Maria Fuchs, welche in Unteratzwang als Kellnerin bedienstet gewesen war. Fünf Jahre später brachte er das dreiviertel Stunden südlich Brixen an der Poststraße nach Bozen gelegene Mahrwirthshaus käuflich an sich. Als nach Jahresfrist Tirol im Preßburger Frieden an Baiern abgetreten ward, wurde auch das Wirthshaus an der Mahr Sammelpunkt der erbitterten Bewohner und während der Vorbereitungen zu den ruhmreichen Kämpfen des Jahres 1809 fungirte M. als Vertrauensmann der Stadt und Umgebung von Brixen, nahm in dieser Eigenschaft Theil an den Berathungen, doch trat er erst in dem dritten Kampf um die Befreiung des Landes in den Vordergrund der Ereignisse. Als die französisch-bairische Division Rouyer Anfang August gegen Sterzing vorrückte, sammelte M. das Aufgebot, ließ die Thalenge von Oberau absperren und brachte hier in der „Sachsenklemme“ dem Gegner am 4. August eine furchtbare Niederlage bei. Infolge einer Verwundung eine Zeitlang kampfunfähig, wirkte M. dann überaus erfolgreich für die Verpflegung der Landstürmer und nahm nach seiner Genesung wieder Theil an den Kämpfen der nächsten Zeit, die mit dem Rückzuge des Marschalls Lefebre endeten. Die Nachricht von dem Abschlusse des Schönbrunner Friedens, 14. October 1809, erfuhr M. wol auch, aber er glaubte nicht daran und trat mit allem Eifer für die Fortsetzung des Kampfes ein. Nachdem Tirol vollständig niedergeworfen war und die Leiter der Volksbewegung geächtet wurden, suchte M. sein früher schon manchmal benutztes Versteck im „Leitererhäusel“ bei Velthurns auf, wo er thatsächlich bis zum Februar 1810 unentdeckt blieb. Am 8. Februar aber fiel er, durch den Verrath eines Gemeindegenossen, der den ausgesetzten Preis gewinnen

wollte, in die Hände der französischen Häscher. M. wurde zum Tode verurtheilt, doch das Verdict durch General Baraguay eines Formfehlers wegen cassirt und ein neues Verfahren eingeleitet. Es lag in der Hand Mayr's sich zu retten; er hätte nur den Rath seines Vertheidigers befolgen und in Abrede stellen sollen, daß er das vicekönigliche Patent vom 12. November, in welchem das Tragen von Waffen mit Todesstrafe belegt worden war, gekannt habe. Der ehrliche Mann, dem jede Lüge verhaßt war, wies diese Zumuthung entschieden zurück und trotz allem Zureden, aller Bitten seines Weibes erklärte er fest: „Ich will mein Leben nicht durch eine Lüge erkaufen!“ Peter M., der Wirth in der Mahr, wurde am 20. Februar 1810, an demselben Tage, da Andreas Hofer in Mantua füsilirt wurde, in Bozen erschossen.

Peter Mayr, Wirth an der Mahr. Herausgegeben anläßlich der Feier des zehnjähr. Bestandes d. Museums in Bozen, 1892. Im Selbstverlage d. Museums in Bozen. — Staffler, Tirol u. Vorarlberg. Innsbruck 1844. II, 104.

Criste.

Mayrhofer: Johann M., deutschösterreichischer Dichter, geboren zu Steyr in Oberösterreich am 3. November 1787, wurde auf dem Gymnasium zu Linz ausgebildet, wo er im Lyceum daselbst auch die sogenannten philosophischen Studien absolvirte. Durch seinen Vater zum Studium der Theologie bestimmt, betrieb er dieses als Cleriker des Stiftes St. Florian; dort legte er zwar das Noviziat ab, erkannte aber dann, daß er einen verfehlten Beruf ergriffen und wandte sich dem Rechtsstudium in Wien zu. Zu jener Zeit erwachte auch Mayrhofer's Drang und Lust zu poetischem Schaffen. Von den litterarischen Persönlichkeiten, mit denen er in Wien verkehrte, war es besonders 1812 Theodor Körner, zu dem er sich hingezogen fühlte, welcher schon im nächsten Jahre den Heldentod starb. 1814 aber schloß er den bedeutsamen Freundschaftsbund mit Franz Schubert, welcher in der Folge eine große Zahl von Gedichten Mayrhofer's vertonte und für den er auch die Texte zu dem Singspiel „Die beiden Freunde von Salamanka“ und für die unvollendet gebliebene Oper „Adrast“ verfaßte. 1819 bis 1821 bewohnten die Freunde Schubert und M. sogar zusammen eine Wohnung in Wien und standen so in engster Beziehung mit ihren künstlerischen Bestrebungen bis in die letzten Lebensjahre Schubert's, in welchen das Verhältniß nicht mehr ein so inniges war. Trotzdem brachte M. dem Musikgenie Schubert's stets seine Bewunderung entgegen, wie auch eine Reihe an diesen gerichteter Gedichte erweist. Schon früher, 1817 und 1818, hatte M. mit seinen Freunden Spaur, Kenner, Otterwald u. A. eine Art Zeitschrift für jüngere Leser herausgegeben, welche den Titel führte: „Beiträge zur Bildung für Jünglinge“, später war er auch Mitarbeiter an den Wiener „Jahrbüchern der Litteratur“ und an Hormayr's „Archiv“. Später trat M. in den Staatsdienst, wurde in Wien Regierungsconcipist und als solcher mit der Bücherrevision, d. h. der Censur, betraut. Er lebte sehr zurückgezogen, mit einigen Freunden verkehrend, unter denen der gleich ihm begabte Ernst Frhr. v. Feuchtersleben genannt sei. Melancholie und Hypochondrie machten sich immer mehr an dem überdies oft Kränklichen bemerkbar. Im J. 1828 hatte er den Tod des einstigen intimen Freundes Schubert zu betrauern. Obgleich M. im Sommer 1835 einen Ausflug nach Salzburg, Gastein und in das Bad Fusch unternahm und seine schon fast eingestellte dichterische Thätigkeit, da er sich erfrischt fühlte, wieder aufnahm, überkam ihn doch wieder die alte Melancholie und in einem Anfall derselben stürzte er sich am 5. Februar 1836 aus einem Fenster seines Amtszimmers und verschied nach qualvollen Leiden vierzig Stunden später.

Von M. sind zwei Bände Poesien erschienen: „Gedichte“ (1824) und

„Gedichte. Neue Sammlung. Aus dessen Nachlasse mit Biographie und Vorwort herausgegeben von Ernst Frhr. v. Feuchtersleben" (1843). Aus beiden Sammlungen tritt uns die hohe classische Bildung des Dichters hervor, welcher sich besonders Goethe zum Vorbilde genommen, dessen Zeitgenosse er gewesen. Die Stoffe, welche er für seine Dichtungen wählte, zeugen vielfach von der Begeisterung für das classische, namentlich das griechische Alterthum, wie z. B. in den Gedichten: „Der jagende Achill", „Philoktet", „Der landende Orest", „Antigone und Oedip", „Gesang der Promethiden", „Iphigenie", „Iphigenie und Antigone im Elysium" u. a. m. In der zweiten Sammlung findet sich auch das schöne Gedicht: „Den Manen Theodor Körners" und die eigenartigen Strophen „Goethe". Auch eine Reihe von Xenien erweist in manchen scharfsinnigen, in knappe Form gebrachten satirischen Gedanken den Wunsch, auf den Spuren Goethe's zu wandeln, daran erinnern auch seine gedankenreichen „Sermone" mit dem Einleitungsgedichte „Mephistopheles" und sein kürzeres Gedicht „Faust". — Obgleich manches schöne Naturbild sich unter Mayrhofer's Versen findet, auch das eine oder andere Liebesgedicht, so waltet doch sinniger Ernst und melancholische Betrachtung in den meisten dieser Dichtungen vor. Oft erscheint die Form dem Gedanken untergeordnet, in welcher Beziehung sogar unreine Reime, Austriacismen und manche andere Mängel vorkommen. Diese Gedanken sind aber vielfach tiefernste und der Hauch von Melancholie, welcher so oft hervortritt, gibt den Liedern Mayrhofer's ein ganz besonders eigenartiges Gepräge. Dies gilt sogar von den wenigen epischen Gedichten, von denen „Der Karthäuser" hervorgehoben sei, die zumeist auch einen düsteren Stoff behandeln und von den epischen Gedichten anderer Dichter ganz verschieden sind. Alles in Allem tritt uns in M. ein an classischen Mustern gebildeter hochstrebender Poet entgegen, welcher der Ehre würdig erschien, daß eine große Zahl seiner Lieder von dem genialen Franz Schubert vertont wurde. Wurzbach führt in dem unten angeführten Bande seines Biogr. Lexikons alle Gedichte Mayrhofer's namentlich an, denen sich die Composition Schubert's zuwandte. Auch jede Biographie F. Schubert's gedenkt mehr oder weniger ausführlich seines unglücklichen poetischen Freundes.

Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich, XVII. Th. (1867). — Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter . . . bis z. Ende des 18. Jahrhunderts. — A. Schumacher, Lebensbilder aus Oesterreich. Wien 1843. — Ernst Frhr. v. Feuchtersleben, Biographie Mayrhofer's in der Ausgabe der Gedichte. Neue Samml. Wien 1843, S. 1—26. — H. Kreißle v. Hellborn, Franz Schubert. Wien 1865. — Otto Erich Deutsch, Schubert-Brevier. Berlin 1905.
A. Schlossar.

Meerheimb: Richard von M., der Sohn eines sächsischen Cavallerieofficiers, am 14. Januar 1825 zu Großenhain geboren, kam 1839 in das Cadettencorps und aus diesem 1842 als Portepeejunker zu dem in Dresden stehenden Leib-Infanterieregimente, wurde hier 1844 Officier, nahm 1849 an der Bekämpfung des Maiaufstandes, 1866 als Hauptmann und Compagniechef am Kriege gegen Preußen, in welchem er am 29. Juni im Treffen bei Gitschin schwer verwundet wurde, und 1870/71 als Oberstlieutenant im 4. Infanterieregimente Nr. 103 am deutsch-französischen Kriege Theil, schied nach Friedensschluß als Oberst aus dem Dienste, nahm seinen Wohnsitz, nachdem seit 1867 Kamenz und Bautzen seine Standorte gewesen waren, von neuem in Dresden und starb am 16. Januar 1896 in dem benachbarten Loschwitz.

M. bethätigte schon früh litterarische Neigungen. Zunächst in Uebersetzungen, wozu eine in späteren Jahren durch Reisen in das Ausland ge-

förderte Bekanntschaft mit fremden Sprachen ihn befähigte, durch Balladen und kleinere Erzählungen. Die erste von ihm veröffentlichte größere Arbeit war ein Heldengedicht, „Gulat und Tschadra“ (1848), in welchem er unter dem Pseudonym „Hugo von Meer“ die Tscherkessenkämpfe verherrlichte. Die meisten seiner Dichtungen knüpfen an die Verhältnisse und Beziehungen einzelner Gesellschaftskreise oder Menschenclassen an, so „Soldatenwelt“ (1857), „Poetenwelt“ (1859), „Frauenwelt“ (1862), „Fürstenwelt“ (1873), oder an Zeitereignisse und Tagesströmungen, so das antifranzösische „Nieder mit Babylon“ (1861) und „Trutz Dänemark und Kopenhagen“ (1863). Zu einem Heldenliede „Die Sachsen an der Moskwa“ (1853) gab das Andenken an seinen Vater, einen Mitkämpfer der Schlacht, den Anlaß; auf die nämliche Zeit beziehen sich die „Erinnerungen eines Veteranen aus Rußland“ (1860); für Thron und Thrones Ehre trat er ein in „Von Palermo bis Gaëta“ (1865), wovon der Ertrag den Grundstock der sächsischen Invalidenstiftung gebildet hat; von eigener Schmerzenszeit berichten „Kriegs- und Leidensfahrten eines Schwerverwundeten“ (1866); „Paul Kinishi“ (1865) ist die Umdichtung eines ungarischen Nationalepos; seine letzte Arbeit war „Eine Nacht auf dem Parkett“ (1896). Eine Kunstform, welcher M. in den späteren Jahren seines Lebens viel Aufmerksamkeit zuwandte, zu deren Pflege er eine eigene Gesellschaft mit eigenem Preßorgane begründete und der er zwei Schriften „Melodramenwelt“ (1886) und „Psychodramatisches Material“ (1888) widmete, hat viel Widerspruch hervorgerufen; es ist eine dramatische Handlung, in welcher nur eine Person redend auftritt. Für die A. D. B. schrieb M. eine Reihe meist militärischer Biographien von A bis K.

Biogr. Jahrbuch, hrsg. von A. Bettelheim, I. Berlin 1897.

B. v. Poten.

Meibom: Viktor Reinhard Karl Friedrich von M., Jurist, zu Kassel geboren am 1. September 1821 und † am 27. December 1892 morgens 3½ Uhr. Eine Reihe seiner Vorfahren sind als Dichter oder Gelehrte bekannt (s. A. D. B. XXI, 126 f., kurze Biographien von unserem Viktor), von denen Heinrich der Aeltere 1590 vom Kaiser Rudolf II. in Prag zum poeta laureatus ernannt war und nach der Familientradition auch in den Adelsstand erhoben sein soll. Letzteres wird seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts auch in litterarhistorischen Werken und als Tradition in dem vom Kaiser Franz I. am 3. Juni 1755 ausgestellten Adelsdiplom für Heinrich Johann v. M. erwähnt. Viktor v. M. bestreitet die Richtigkeit der Ueberlieferung in von ihm geschriebenen sehr interessanten „Nachrichten über die Familie von Meibom“ und sieht als deren Grund die Thatsache an, daß Heinrich seit 1590 ein adliges Wappen geführt hat. Viktor war Urenkel von Heinrich Johann, Sohn des am 8. April 1874 zu Kassel im neunzigsten Jahre verstorbenen Generalmajors Heinrich v. M. Nachdem Viktor das Lyceum und das daraus hervorgegangene Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, trat er zu Ostern 1839 in die juristische Facultät zu Marburg als Rechtshörer ein, blieb bis zum Herbst 1840, setzte dieses Studium fort in Berlin von Michaelis 1840 bis Herbst 1841, ging wieder zurück nach Marburg behufs Ablegung der Referendarprüfung, diese war damals in Hessen sehr umständlich: eine vor der Juristenfacultät in Marburg, mündlich, öffentlich in lateinischer Sprache, eine zweite in Kassel vor einer Commission von drei Oberappellationsgerichtsräthen, und zwar aus einer Clausurarbeit, die im Hause eines der Examinatoren zu machen war, und dem mündlichen Examen bestehend. Viktor legte das Facultätsexamen am 27. August 1842 ab mit dem Prädikat ad longe plerasque recte, die schriftliche Ende November und kurz nachher die mündliche

Prüfung in Kassel am 2. December 1842, erstere „gut“, letztere „sehr gut“. In der mündlichen waren 2 Candidaten mehr als 4 Stunden geprüft worden. Er trat nunmehr in den kurfürstlichen Staatsdienst ein, legte die Vorbereitungsstadien als Referendar bei dem Obergericht in Kassel und dem Justizamte in Karlshafen zurück, bestand das dritte sogenannte große Examen, und zwar das schriftliche am 2. und 3. März, das mündliche am 19. August 1847, mit dem Prädikate „sehr gut“. Er erwartete eine Anstellung im Richteramt, erhielt aber, ohne gefragt worden zu sein, am 3. Februar 1848 den Auftrag, sofort — er reiste am selben Tage ab — bei der Kurhessischen Landtagsgesandtschaft zu Frankfurt a. M. die Geschäfte eines Legationssecretärs zu versehen, und den Gesandten, den schon bejahrten Geheimrath v. Rieß, seinen Oheim, zu unterstützen. Mit kurfürstlichem Rescript vom 23. März 1848 wurde er zum Legationssecretär ernannt und als solcher dem Bevollmächtigten bei der provisorischen Centralgewalt, Sylvester Jordan, beigeordnet; er verlebte das stürmische Jahr 1848 zu Frankfurt; er war auch noch den Gesandtschaften am großh. hessischen Hofe, an den königlichen Höfen der Niederlande und Belgien, sowie bei der Stadt Frankfurt zugetheilt, womit keine besondere diplomatische Thätigkeit verbunden war. Auf sein wiederholtes Gesuch, zur Justiz zurückversetzt zu werden, wurde er mit Rescript vom 4. Januar 1849 zum Assessor bei dem neuerrichteten Obergericht zu Rottenburg a. d. Fulda ernannt, welches Amt er beim Eintritt in die Thätigkeit dieses Gerichts (1. Februar 1849) antrat. Mit der Mehrheit seiner Collegen wegen der Weigerung, die verfassungswidrig ausgeschriebene Stempelsteuer zu erheben, 1850 mit militärischer Bequartierung, den sogenannten Strafjägern, belegt, erbat er seinen Abschied, nahm aber, nachdem der Höchste Gerichtshof seinen Widerstand gegen die Stempelerhebung aufgegeben hatte, in Uebereinstimmung mit seinen Collegen das Entlassungsgesuch zurück. Bei Auflösung des Obergerichts zu Rottenburg wurde er am 22. October 1851 zum Unterstaatsprocurator (Staatsanwaltsgehülfen) bei dem neuerrichteten Criminalgericht in Marburg ernannt, und in dieser untergeordneten, seiner Neigung nicht entsprechenden Stellung belassen, obgleich mehrfache Gelegenheit zu Einreihung in ein Obergericht vorhanden war. In dieser Zeit machte ihm der damalige außerordentliche Professor der Rechte in Marburg, Paul Roth, den Vorschlag zu einer gemeinsamen Bearbeitung des kurhessischen Privatrechts. Er ging darauf ein, der erste Band erschien und erfreute sich einer so günstigen Aufnahme, daß unterm 5. November 1857 die officielle Berufung als ordentlicher Professor an die Universität Rostock erfolgte. Er nahm, obwohl er nie die Absicht gehabt hatte, die akademische Laufbahn einzuschlagen, den Ruf an, erbat seine Entlassung aus dem hessischen Staatsdienste zum 1. December, um Zeit zur Vorbereitung für die Professur zu gewinnen und zu promoviren. Diese Absicht veranlaßte die Juristenfacultät zu Rostock, ihn am am 30. November 1857 honoris causa zum Doctor der Rechte zu ernennen. Am 22. April 1858 erfolgte zu Rostock seine Einführung in das Concil durch den Rector, am 24. in die juristische Facultät durch den Decan. Vom April bis Ende September 1863 nahm er als Vertreter der mecklenburgischen Regierung theil an den Berathungen der Commission für die Feststellung des Entwurfs eines allgemeinen deutschen Obligationenrechts. Im Winter 1865 nahm er einen Ruf der württembergischen Regierung an die Universität Tübingen an, ging zu Ostern 1866 dorthin, hielt aber die Antrittsrede, von welcher der Eintritt in den Senat bedingt war, erst zu Anfang des nächsten Semesters ab. In Tübingen mußte er zum Deutschen Rechte noch das Kirchenrecht übernehmen, was ihm nicht zusagte. Gleichwohl lehnte er den Antrag, Laband's Nachfolger in Königsberg zu werden,

ab (1872), wofür ihm der König das Ritterkreuz I. Cl. des Württ. Kronenordens verlieh. Im Herbst 1872 erhielt er einen Ruf nach Bonn, den er nach längerem Schwanken und nachdem er von der ihm lästigen Verpflichtung, das Kirchenrecht zu lesen, befreit war, annahm, worauf die Ernennung zum ordentlichen Professor in der Juristenfacultät und Geheimen Justizrath mit Patent vom 12. Februar 1873 erfolgte, zu Ostern trat er das Amt an. M. hatte sich stets nach einer ihm zusagenden richterlichen Thätigkeit gesehnt; das Lehramt, dem er sich mit größter Pflichttreue und an allen drei Universitäten mit dem besten Erfolge widmete, wie ich dies für seine Bonner Zeit aus eigener Wahrnehmung unbedingt versichern kann, befriedigte ihn nicht, er selbst sagte mir wiederholt, daß er zu spät in die akademische Laufbahn gekommen zu sein glaube, um sich darin voll und ganz glücklich zu fühlen. Man kann sich daher nicht wundern, daß er, seiner Neigung folgend, den Antrag — ob er selbst und in welcher Weise dazu angeregt hat, ist mir nicht bekannt — mit Freudigkeit aufnahm, als Rath in das Reichsoberhandelsgericht berufen zu werden. Der Bundesrath beschloß am 30. Mai 1875, ihn als Rath dem Kaiser vorzuschlagen, nachdem er infolge seiner Zustimmung durch Decret vom 30. April die Entlassung aus dem Amte als Professor für den Schluß des Sommersemesters erhalten hatte. Er wurde am 14. Juni 1875 zum R.-O.-H.-G.-Rath zum 1. September ernannt, siedelte im August nach Leipzig über als Nachfolger Goldschmidt's, der als Professor nach Berlin gezogen war. Als mit dem 1. October 1879 das Reichsgericht in Leipzig in Thätigkeit getreten war, ging er als Rath in dasselbe über. Die übergroße Arbeitslast, welche dieses Amt mit sich brachte, nahm nicht bloß seine ganze Thätigkeit in Anspruch, sondern erschütterte seine Gesundheit, weil es ihm unmöglich war, sich die Arbeitslast auch nur im geringsten leicht zu machen, er gab sich eben seinem Berufe mit ganzer Seele hin bis zur Erschöpfung seiner Kräfte. Zwölf Jahre hindurch hielt er Stand, als ihn sein Zustand zur Einreichung des Gesuchs um Pensionirung zwang. Er erhielt diese mit Decret vom 2. April 1887 zum 1. Juli, nahm am 29. Juni 1887 zum letzten Male an einer Sitzung des Reichsgerichts theil und siedelte im September darauf in seine Vaterstadt Kassel über. Seine Gesundheit war zerrüttet, einem längeren Leiden machte der Tod ein Ende.

M. war als Mensch eine durch und durch ausgeglichene und edle Natur, ein charakterfester Mann, ein überzeugter Protestant ohne jeden frömmelnden oder intoleranten Beigeschmack, ein warmer Patriot, ein liebenswürdiger College, ein wohlwollender, hülfebereiter Christ. Nach Ehren geizte er nicht, hat außer dem angeführten nur den Preußischen Rothen Adlerorden gehabt (1881, IV, 18. Januar 1887, III. Cl., bei der Pensionirung II. mit Eichenlaub). Ein glückliches Familienleben ward ihm zu theil in der Ehe mit seiner Base Amalie Ries, die er am 20. April 1855 schloß, welche als Wittwe in Kassel lebt. Aus dieser Ehe gingen fünf Töchter hervor, von denen vier den Vater überlebten, eine die Gattin des ordentlichen Professors der Rechte, Dr. August Rümelin in Freiburg i. Br., eine die Gattin des Dr. jur. Karl Weizsäcker, jetzigen Minister des Cultus und Unterrichts in Stuttgart ist.

Als juristischer Schriftsteller ist M. hervorragend durch tiefe Auffassung, feine historische Forschung, präcise und scharfe Darstellung, schöne Form der Behandlung. Alles, was er schrieb, trägt diesen Stempel. Seine Schriften sind: „Kurhessisches Privatrecht“ von P. Roth und V. v. Meibom: Erster Band, Marburg 1858, 8°. „Dem Erscheinen des zweiten Bandes stellten sich unübersteigliche Hindernisse in der Person der Verfasser entgegen“, nach der Aufzeichnung Meibom's; „Das deutsche Pfandrecht“, Marburg 1867;

„Deutsches Hypothekenrecht. Nach den Landesgesetzen der größeren deutschen Staaten systematisch dargestellt“ u. s. w. Von ihm Bd. II, „Das mecklenburgische Hypothekenrecht“, Leipzig 1871; „Das Immobiliarrecht im Geltungsbereiche der deutschen Civilproceßordnung“, Freiburg 1888. Dazu kommen Abhandlungen im „Jahrbuch für gemeines Recht“ von Bekker und Muther, Bd. 4, im „Archiv für civilistische Praxis“, Bd. 52, verschiedene Recensionen in Schletter's Jahrbüchern und in der Jenaer Litteratur-Zeitung.

Für das Biographische standen die eigenen Aufzeichnungen V. v. Meibom's, welche Herr Professor Rümelin freundlichst zur Benutzung stellte, Mittheilungen seitens Fräuleins Auguste v. Meibom, und die Acten in Bonn zur Verfügung. v. Schulte.

Meienburg: Michael M. (Meyenburg), Bürgermeister von Nordhausen, † 1555. M. war kein Nordhäuser Kind. Sein Geburtsjahr war, nach seinem Epitaphium zu schließen, 1491. Geburtsort und Familienherkunft sind aber unbekannt; auch Corp. Ref. IX, 412, wo Melanchthon erwähnt, den Geburtsort Meienburg's auf der Rückreise von Worms passirt zu haben, gibt keinen genügenden Anhalt. Der Versuch E. G. Förstemann's, seine Heimath nach Gotha zu verlegen, ist von ihm wenig einleuchtend begründet worden. Unbekannt ist zur Zeit auch noch, auf welcher Universität M. seine humanistische und juristische Bildung erworben hat; denn es wird kaum angehen, ihn mit dem in Erfurt 1506 inscribirten Michael Morgenberg de Steina zu identificiren. Seit 1520 ist er in Nordhausen zunächst als Stadtschreiber nachweisbar. Auch wird er hier 1522 einmal erwähnt als „von päpstlicher Gewalt offenbarer Notar Mentzer Bisthums und Clerik“ (Ztschr. des Harzvereins XX, 550), wobei „Clericus“ nicht auf priesterlichen Charakter des Notars hinweist, sondern nach den von du Cange-Henschel II, 394 angeführten Stellen zu verstehen sein wird. Mindestens seit 1523 ist er im Besitze des stattlichen Hauses vor dem Hagen, das als eine Sehenswürdigkeit Nordhausens wegen seines Schmuckes mit Gemälden berühmter Zeitgenossen einst berühmt gewesen ist. Er heirathete die Tochter des Jugendfreundes Luther's, des Hüttenmeisters Hans Reinecke in Mansfeld (vgl. Janus Cornarius, Marcelli de medicamentis liber, Basileae 1536, Widmung). Schon diese Verbindung läßt erkennen, daß er sich mit Entschiedenheit der evangelischen Sache angeschlossen hatte, die in Nordhausen frühzeitig durch den Augustiner Lorenz Süße und seit 1524 durch Johannes Spangenberg, den Pfarrer zu St. Blasii, vertreten wurde. Der Stadtschreiber rückte bald zum Syndikus der Reichsstadt auf und wurde etwa 1540 Bürgermeister, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb. In diesen Aemtern vertrat er seine Stadt auf Reichstagen (Worms 1535, Regensburg 1541, Speier 1542), Städtetagen und Kreistagen, bemühte sich auch in den schweren Zeiten des Interims durch ziemlich dunkle und zweideutige ausweichende Erklärungen an den Kaiser, dessen gewaltsames Eingreifen zu verhüten, ohne doch den evangelischen Charakter der Stadt preiszugeben (vgl. v. Druffel, Briefe u. Acten zur Gesch. des 16. Jhrhts. III, 1, S. 116, Corp. Ref. VI, 949; VII, 9. 81. 192). Bekannt ist er geworden durch seine Freundschaft mit den Reformatoren, besonders mit Justus Jonas, dem geborenen Nordhäuser, und wol durch diesen vermittelt mit Luther (seit 1527, Enders VI, 146) und mit Melanchthon, mit dem er von 1530 an bis zu seinem Tode in lebhafter Verbindung gestanden hat. Besonders die Erziehung seiner Söhne veranlaßte einen regen brieflichen Verkehr mit dem Praeceptor Germaniae, der ihm Pädagogen für seine Söhne beschaffte, dann, als sie zur Universitätsstadt zogen, ihnen geeignete Pensionen besorgte, persönlich um die Studien und die Sitten der jungen Leute fortgesetzt sich kümmerte, einzelne von ihnen

auch ins eigene Haus aufnahm. M. erwies sich dankbar durch wiederholte reiche Geschenke, besonders aber dadurch, daß er, als der Schmalkaldische Krieg ausbrach, sein Haus als Zufluchtsstätte Melanchthon und den Seinen anbot, der auch wirklich im Sommer 1548 dort eine Zeitlang Unterkunft gefunden hat. Auch bei den Kriegsunruhen des Jahres 1555 bot er wieder Melanchthon bei sich Aufnahme an. Diese Verbindung beider Männer wurde auch dadurch für Nordhausen bedeutsam, daß M. bei den Besetzungen an den Kirchen und an der Lateinschule regelmäßig Melanchthon's Rath einholte. Das gastliche Haus des wohlhabenden und kunstsinnigen Bürgermeisters — Johann Spangenberg nennt ihn omnium studiosorum hospitem et patronum, Briefw. des Jonas II, 252 — diente den Wittenberger Reformatoren bei ihren Besuchen in der Stadt wiederholt als Herberge (Enders VI, 146. 177). Das hinderte freilich nicht, daß Luther auch einmal in heftigem Zorn gegen M. entbrannte, als Johann Crusius, ein ehemaliges Glied des Cistercienserklosters Walkenried, jetzt ein alter und erblindeter Mann, sich um Unterstützung in bitterer Noth an ihn als den Decan der Wittenberger theologischen Facultät gewendet und dabei behauptet hatte, der lutherisch gewordene Abt des Klosters Holtegel verprasse gemeinsam mit dem Bürgermeister von Nordhausen die Stiftsgüter und lasse ihn hungern und betteln. Da schrieb Luther am 23. Juli 1542 einen zornigen Brief an Jonas über M. und den Abt, die gleich dem reichen Manne schmausten und den armen Lazarus Noth leiden ließen, und schloß das Schreiben mit dem Fluche: maledicat eorum opes deus et egrediatur ignis ex Walkereda et devoret etiam simul ea, quae alias iuste possidere possent (de Wette V, 486). Als hernach im J. 1612 eine Feuersbrunst das stattliche Haus Meienburg's vernichtete, sahen die Zeitgenossen darin die Erfüllung dieses Fluches. Melanchthon aber redete damals zum Frieden und appellirte an Meienburg's „Klugheit und Mäßigung", die wol Mittel wissen werde, die Klagen des blinden Alten aus der Welt zu schaffen, von dem er übrigens eine sehr üble Schilderung entwarf, indem er ihn als einen böswilligen Querulanten charakterisirte (Corp. Ref. IV, 883 u. 900). Wir sind nicht mehr im Stande, zu entscheiden, wie weit Luther's Zorn sachlich berechtigt war. Doch klagt 1542 auch Jonas über M. als *πανουργότατος* und *δοῦλος μέγιστος τῶν χρημάτων*, Briefw. d. Jonas II, 61 f. — Wie in der Stellung zum Interim, so hielt M. auch in den nachfolgenden theologischen Streitigkeiten treu zu Melanchthon: „der Meyenburger hieng ganz und gar ex crepitu Philippi", so beschreibt Ratzeberger drastisch seine Haltung (ed. Neudecker, S. 210); vgl. auch Corp. Ref. VII, 797. Im März 1555 bericth Melanchthon noch den Freund wegen des Besuches eines Bades zur Stärkung seiner Gesundheit. Am 24. Juni und wieder am 28. August desselben Jahres ertheilte er dem Schwerkranken noch brieflich seelsorgerlichen Zuspruch; am 13. November schied dieser aus dem Leben. Ein Condolenzbrief Melanchthon's an seinen Sohn Michael, der Corp. Ref. VIII, 539 um 2 Monate zu früh angesetzt ist, und besonders noch ein späteres Schreiben an denselben Sohn (Corp. Ref. IX, 412) zeigen uns, wie hoch er diesen Freund geschätzt hatte: „Profuerunt eius labores urbi vestrae, cui magna pericula saepe non solum consilio sed etiam patientia depulit; curavit recte doceri ecclesiam. Fecit igitur praecipua officia boni gubernatoris. Domestica vita ipsius et familia honesta et dulcis fuit ipsi, honestissimae matri et filiis. Haec bona cum ei tribuerit Deus, gratias Deo agamus et retineri apud homines honestos gratam ipsius memoriam gaudeamus." Noch enger wurde die Verbindung Melanchthon's mit seines Freundes Hause, als dessen Sohn Michael 1558 seine Enkeltochter, des Sabinus' Tochter, die in des Großvaters Hause wohnte, zur Gattin wählte

(vgl. Corp. Ref. IX, 530 u. 608). Die Angabe, daß Meienburg's Frau, Ursula, schon am 12. September 1529 gestorben sei, ist angezweifelt worden, da Melanchthon's Briefe zeigen, daß die Mutter seiner Söhne bei seinem Tode ihn noch überlebte, aber Reinecke's Tochter wird die zweite Frau gewesen sein. Zwei Gemälde in der Kirche St. Blasii, als deren Maler früher der ältere Cranach bezeichnet wurde, die aber jetzt dem jüngeren Cranach beigelegt werden, ein Ecce homo und ein großes Familienbild Meienburg's, das auch die Personen der Reformatoren zur Darstellung bringt (Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen XI, 144), sind dem Andenken der Ehegattin (1529? und 1555) gewidmet. Auch sein Schwiegervater Reinecke starb bei einem Besuche in Nordhausen und wurde dort in St. Blasii begraben (1539). Von den Söhnen Meienburg's ist außer dem schon genannten Michael besonders der älteste, Christoph, bekannt geworden, der sich dem Rechtsstudium widmete, zu diesem Zwecke dem Wittenberger Juristen Schneidewin anvertraut wurde, dann in Speier beim Reichskammergericht und in Padua seine Studien fortsetzte und unter Joachim II. Kurfürstl. Rath in Brandenburg wurde. Ihm widmete 1564 Manlius die erste Ausgabe der Briefe Melanchthon's (Corp. Ref. I, XXIX ff.). Er veröffentlichte nach dem Tode der Gebrüder Joachim II. und Hans v. Küstrin eine Gedächtnißrede, die noch im Jahre 1621 in Magdeburg unter dem Titel: „Peplum Minervae seu oratio continens historiam Joachimi Electoris et Johannis Marchionum Fratrum“ einen Neudruck erfuhr. Eine Tochter Meienburg's, Ursula, heirathete den Brandenburgischen Rath Thomas Matthias.

Corp. Ref. II—IX; Briefwechsel des Justus Jonas Bd. I u. II. Ferner vgl. Kindervater, Nordhusia illustris, Wolfenbüttel 1715, S. 103 ff. — Lesser, Histor. Nachrichten von der Kaiserlich. Stadt Nordhausen, 1740, S. 320 ff. — E. G. Förstemann, Kleine Schriften zur Gesch. der Stadt Nordhausen I, 1855, S. 53 ff. — Th. Perschmann, Die Reformation in Nordhausen, Halle 1881, S. 37 ff. G. Kawerau.

Meier: Ernst Julius M., angesehener sächsischer Geistlicher, † 1898. — Als Sohn eines Steueramtsrendanten wurde Ernst Julius M. am 7. September 1828 zu Zwickau in Sachsen geboren, besuchte hier das Gymnasium unter Raschig's Directorat und bezog 1847 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Während das Fachstudium zurücktrat, aus dem nur Niedner's kirchen- und dogmengeschichtliche Vorlesungen, wie dessen kirchenhistorisches Seminar ihn dauernd fesselten, wurden die philosophischen Studien um so eifriger getrieben. Christian Hermann Weiße wurde ihm „sein lieber, lieber Professor, zu dem er einen natürlichen Zug der Sympathie von Anfang an zu haben fühlte“. Bei ihm hörte er sämmtliche philosophische Collegien, wurde auch zur Vertiefung in Hegel, Schelling, Spinoza und Jakob Böhme, in Schleiermacher und Richard Rothe angeregt und zu einem selbständigen Eindringen in religiöse und kirchliche Fragen geführt. „War doch bei dem Philosophen Weiße mehr Begeisterung für die Ideale des Christenthums zu finden, als bei den meisten theologischen Docenten Leipzigs in jener Zeit.“ Daneben trieb er mit Vorliebe litterarische und ästhetische Lectüre; besonders fesselten ihn Shakespeare, Jeremias Gotthelf und die deutschen Classiker. 1849 trat er in die Lausitzer Predigergesellschaft ein, betheiligte sich an ihren wissenschaftlichen und praktischen Uebungen, war auch Mitbegründer eines unter Dr. Bornemann's Leitung stehenden katechetischen Vereins, in dem er mehrmals katechetische Entwürfe eingab, auch Lectionen hielt.

Nachdem er 1850 die erste theologische Prüfung bestanden hatte, wandte sich der junge Candidat nach Dresden, wo er an der Privatschule des Directors

Petasch als Lehrer und Erzieher wirkte. In seine Stimmung beim Weggange von Leipzig läßt folgende Niederschrift blicken: „Ich bin ein Freier, Gott sei Dank! In eure spanischen Stiefel, meine Herren Theologen, komme ich aber hoffentlich nicht sobald wieder. Uebrigens keinen Groll: gründlich verachten habe ich euch und eure Sippschaft lernen, um desto wahrer, inniger und tiefer an dieser einen Welt- und Menschenüberwindenden Gestalt des Gottmenschen mit Leib und Seele zu hangen." Persönliche Beziehungen zu Otto Ludwig, Ludwig Richter und Heydrich trugen zu seiner Vertiefung bei, auch gründliche Versenkung in Luther's Schriften und die Zeit der Reformation. Nach bestandener Prüfung siedelte er nach Leipzig-Stötteritz über als Hauslehrer in der Familie seines verehrten Gönners Weiße. Während dieser Zeit gewann Ahlfeld als Prediger und Lehrer im Candidatenverein auf ihn großen Einfluß. Nach vorhergehender Thätigkeit als Katechet zu St. Petri in Leipzig trat er am 10. September 1854 das Pfarramt Flemmingen mit Frohnsdorf an, wurde 1864 Superintendent und Oberpfarrer zu Lößnitz im Erzgebirge, Anfang des Jahres 1867 Superintendent der Ephorie Dresden II und Stadtprediger, nach Theilung der Parochien Pfarrer an der Frauenkirche in Dresden. 1890 erfolgte seine Berufung als Oberhofprediger und Vicepräsident des evangelisch-lutherischen Landesconsistoriums, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode am 6. October 1898 verblieb.

Seine Bedeutung lag in seinen Leistungen als Prediger. Mit einem durchdringenden Organe und glänzender rednerischer Begabung ausgestattet, wußte er bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei der Lutherfeier 1883, mit seiner Beredsamkeit die Herzen zu packen, bei Casualreden in schwierigen Fällen das rechte Wort zu finden; aber auch jede einzelne Predigt zeichnete sich durch Gedankenfülle, glänzende Sprache, treffende Dialektik, musterhafte Verwendung der deutschen Litteratur und feine psychologische Entwicklung aus. Ein großer Theil liegt gedruckt vor in den Sammlungen „Wir sahen seine Herrlichkeit", 1. Sammlung (Leipzig 1871, 2. Auflage 1877); 2. Sammlung (1877, 2. Auflage 1891), „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte" (Leipzig 1866, 2. vermehrte Auflage 1894), sowie in Zeitschriften, wie in der von seinem Freunde Zimmermann herausgegebenen homiletischen Monatsschrift „Gesetz und Zeugniß", den späteren Pastoralblättern, in zahlreichen Einzeldrucken, unter denen die Predigten zur Eröffnung des Landtags und der Synode erwähnt seien.

Daneben entfaltete er eine eifrige seelsorgerische Thätigkeit. Während der drei Jahrzehnte langen Dresdener Wirksamkeit sammelte er neben der ihm in seinem Amte anvertrauten Gemeinde eine zahlreiche persönliche Gemeinde, zu der namentlich viele Beamten- und Officiersfamilien gehörten. Großen Nachdruck legte er auf den Confirmandenunterricht, in dem er die jungen Herzen gewann, die ihm ihr Lebenlang in treuer Verehrung zugethan waren.

Einen großen Theil seiner Kraft nahm die Verwaltung in Anspruch; schon in seiner Stellung als Ephorus der großen, sich immer stärker bevölkernden Landephorie Dresden mit ihren ins Ungemessene wachsenden Vororten, in denen ihm bis zum Jahre 1874 auch das Schulwesen unterstand, noch mehr in dem einflußreichen Amte eines Oberhofpredigers; die Besetzung der geistlichen Stellen, die Prüfung der jungen Theologen, die Vorbereitungen zu den Vorlagen an die Landessynode, diese selbst, die von ihm erneuerten Kirchenvisitationen, die Theilnahme an den Eisenacher Conferenzen nahmen ihn stark, eigentlich gegen seine Neigung, in Anspruch. Die Erziehung des theologischen Nachwuchses in den Candidatenvereinen war ihm eine wichtige Aufgabe. Die

Ansprachen an die Geistlichen und Lehrer der Ephorie sind gesammelt in den „Feststunden brüderlicher Gemeinschaft“ (1871), „Stunden der Weihe für den Dienst in der Gemeinde“ (1878).

Wissenschaftlich beschäftigte er sich mit der Reformationszeit. Eine Frucht dieser Studien war sein „Nicolaus von Amsdorf“ in Meurer's Leben der Altväter der lutherischen Kirche. Auch für Caspar Aquila hatte er die Vorarbeiten begonnen. Eine Freude waren ihm dogmatische und ethische Studien. Viel Erfolg hatte er mit seinen volksthümlichen Vorträgen, wie „Judas Ischarioth, ein biblisches Charakterbild“, „Johannes, der Jünger, der nicht stirbt“, „Der Dienst der evangelischen Kirche am deutschen Volke während der Zeit des dreißigjährigen Krieges“, wie mit den oft mit Spannung erwarteten, gern gelesenen und viel besprochenen Artikeln zu den Bußtagen und Festzeiten in der Leipziger Zeitung.

Verheirathet war M. seit 1854 mit Therese Schmidt, die aus einer Dresdner Künstlerfamilie stammte. Von drei Söhnen widmete sich einer der juristischen, einer der Marine-, einer der geistlichen Laufbahn; die Tochter ist an den Pfarrer D. Kühn an der Johanniskirche in Dresden verheirathet, der die untenstehende Biographie verfaßt hat.

Vom Königlich Sächsischen Verdienstorden besaß M. den Comthur II. Cl., vom Albrechtsorden den Comthur I. Cl., vom Sachsen-Ernestinischen Hausorden den Comthur II. Cl.

B. Kühn, Oberhofprediger Dr. theol. et phil. Ernst Julius Meier in den Beiträgen zur sächsischen Kirchengeschichte, hrsg. von Dibelius und Brieger. 12. Heft (Jahresheft für 1897)). Leipzig 1898, S. 1—55. — G. Rietschel in Hauck's Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 3. Aufl. XII, 503 f. — R. Zöpffel im Lexicon für Theologie und Kirchenwesen von H. Holtzmann und R. Zöpffel. 2. Aufl. Braunschweig 1888, S. 717 b. — Kohlschmidt in: A. Bettelheim, Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog III (Berlin 1900), S. 393 bis 395. — Oberhofprediger D. Meier. Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung (Leipzig), Jahrgang 1897, Sp. 1014—1018. — Temper, D. Kunze und Kluge, Fünfundzwanzig Jahre Candidatenverein. Dresden 1892. — H. J. Scheuffler, Die evangelisch-lutherische Landessynode im Königreiche Sachsen in ihrem ersten Vierteljahrhundert 1871—1896. Selbstverlag des Verfassers, in Commission der Buchdruckerei Julius Reichel, Dresden (1897), S. 165. 2. 39. 273. 282. — Meier's Bild befindet sich auf den drei photographischen Porträtgruppen, die von dem Photographen A. Strube in Löbau (Sachsen) zusammengestellt worden sind (Löbau 1897).

G. Müller.

Meier: Hermann M., geboren 1828, besuchte das Lehrerseminar und wurde nach Absolvirung desselben Gymnasiallehrer in Emden. Er beschäftigte sich vorzugsweise mit dem Studium der Naturgeschichte und verfolgte die Entwicklung der vaterländischen Naturgeschichte und Biologie mit unermüdlichem Eifer. Zahlreiche naturgeschichtliche Arbeiten, welche er in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in der Zeitschrift „Die Natur“ veröffentlichte, geben davon Zeugniß. Auch war er ein guter Kenner der einschlägigen holländischen Litteratur. Nachdem M. 1875 seine Gattin an Krebs verloren, mußte er 1877 eines Kehlkopfleidens wegen, welches sich als Kehlkopfschwindsucht herausstellte, Heilung in Lippspringe suchen. Trotz seines schweren Leidens, welches stetig Fortschritte machte, schrieb er hier noch zwei größere Aufsätze: „Boerhave als Naturforscher“ in „Die Natur“ 1877, S. 245 u. 253 und „Die Enten und Gänse an der Nordseeküste“, ebenda S. 400, 412, 423, 514, 554,

582, 652. Nach Emden zurückgekehrt, hatte er noch den Wunsch eine größere Arbeit über holländische Botanik zu vollenden. Ehe er jedoch mit derselben zum Abschluß kam, starb er am 2. November 1877. Dr. G. Eilker vollendete die fast abgeschlossene Arbeit unter dem Titel: „Die Geschichte der Botanik in Holland“ in „Die Natur“ 1878, S. 352, 369, 375 u. 392.

W. Heß.

Meier: Hermann Henrich M., als Sohn eines angesehenen Kaufmanns geboren zu Bremen am 16. October 1809, † ebenda am 17. November 1898, hat an der Förderung des Handels und der Schifffahrt Bremens und am öffentlichen Leben seiner Vaterstadt sowol wie auch Deutschlands thätigen und erfolgreichen Antheil genommen. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters zog die Mutter mit ihren Kindern nach Stuttgart, wo M. das Gymnasium besuchte. Nach einem kurzen Aufenthalte in der Schweiz kehrte er 1826 nach Bremen zurück, um in dem väterlichen Geschäfte seine Lehrzeit durchzumachen. Es war die Zeit, in der die Gründung Bremerhavens die bremische Unternehmungslust neu anspornte, vortrefflich geeignet, den Blick eines jungen Mannes, den die Familienüberlieferung auf die Theilnahme am öffentlichen Leben hinwies, über die Sphäre des privaten Geschäftsverkehrs hinaus auf die allgemeinen Bedingungen des Handels und der Schifffahrt zu lenken. Eine Reise, die M. 1831 im Interesse seines Hauses nach England machte, vor allem aber ein sechsjähriger Aufenthalt in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo er von 1832 bis 1838 vornehmlich in Boston als Agent des Geschäfts thätig war, erweiterten den Umfang seiner kaufmännischen Kenntnisse und schärften sein Auge für die Erfassung großer Verhältnisse. Während er noch in Amerika sich aufhielt, war er am 1. Januar 1834 Theilhaber der Firma H. H. Meier & Co. geworden. Im J. 1838 nach Bremen zurückgekehrt, unternahm er zunächst, um sich von den Anstrengungen seines Berufes auszuruhen, eine längere Reise durch Italien und Frankreich. Dann aber widmete er sich mit Eifer seinem Handelsgeschäfte und als Mitglied des Bürgerconvents zugleich den öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt. Im J. 1846 ging er zusammen mit zwei anderen bremischen Kaufleuten in vertraulichem Auftrage des Senats nach Berlin, um bei der preußischen Regierung eine Unterstützung der amerikanischen Gesellschaft zu befürworten, die die erste directe Dampfschifffahrt zwischen New-York und dem europäischen Continent nach Bremerhaven zu leiten gedachte. Es gelang ihren Vorstellungen in der That, Preußen zur Zeichnung von 100 000 Dollars, der gleichen Summe, die schon vorher Bremen gezeichnet hatte, willig zu machen. Auf diese Weise und durch die von Preußen gemeinsam mit Bremen empfohlenen Zeichnungen mehrerer anderer deutscher Regierungen gelang es, in Deutschland eine Summe von 300 000 Dollars aufzubringen und so das Zustandekommen der neuen Dampfschiffslinie zu sichern. Seit dieser Zeit hat M. den bremischen Schifffahrtsangelegenheiten beständig sein lebhaftes Interesse zugewandt. Auch als Mitglied des Frankfurter Parlaments, in das ihn der Wahlkreis Bremervörde bei einer Nachwahl zu Anfang 1849 abordnete, hat er zusammen mit Duckwitz die Förderung der Schifffahrts- und Handelssachen sich angelegen sein lassen und an den Arbeiten für die deutsche Kriegsmarine theilgenommen.

Die folgenden anderthalb Jahrzehnte gehörten, den obwaltenden Verhältnissen entsprechend, wieder ganz den heimischen Angelegenheiten. Sie waren aber auch die fruchtbarsten in Meier's Leben. Der Plan einer von einer Privatgesellschaft zu erbauenden Eisenbahn nach Bremerhaven scheiterte freilich an dem Widerspruche Hannovers. Dagegen gelang es M. im J. 1853 eine

Dampfschleppschifffahrt auf der Unterweser ins Leben zu rufen und dadurch die Verbindung Bremens mit seinem Seehafen wesentlich zu verbessern. Lebhaften Antheil nahm er gleich darauf an dem Bau des ersten festen Leuchtthurms in der Wesermündung, der 1855 und 1856 von Baurath van Ronzelen, dem Erbauer des Bremerhavener Docks, ausgeführt wurde. Im J. 1856 trat als erstes großes Bankinstitut in Bremen die Bremer Bank ins Leben, durch eine Actiengesellschaft begründet, an deren Spitze M. als Chef des Verwaltungsraths stand. Sie hat gleich im folgenden Jahre, als eine schwere Handelskrisis auch den bremischen Markt bedrohte, durch einen raschen Entschluß und eine geschickte Operation Meier's dem bremischen Handel ausgezeichnete Dienste geleistet und dann unter seiner langjährigen Leitung durch solide Geschäftsführung den Credit Bremens gefördert.

Das Jahr 1857 sah mit der Gründung des Norddeutschen Lloyd das Institut entstehen, das am meisten dazu beigetragen hat, Meier's Namen auch außerhalb Bremens zu einem geachteten zu machen. Die oft aufgeworfene Frage, ob M. als der eigentliche Gründer des Lloyd anzusehen oder ob nicht die erste Anregung dazu von Anderen ausgegangen sei, ist im Grunde durchaus müssig. Ein Unternehmen, wie dieses, kann nur gedeihen, wenn es einem praktischen Bedürfnisse entspricht und einem weit verbreiteten Wunsche entgegenkommt. Ein solcher mußte sich damals wenige Jahre nach der Gründung der Hamburger Paketfahrt-Actiengesellschaft in Bremen um so lebhafter regen, als die Ocean-steam-navigation Company, die zehn Jahre lang dem bremischen Handel erhebliche Vortheile gebracht hatte, in der Auflösung begriffen war. Darauf nur kam es an, den Gedanken so zweckmäßig wie möglich auszuführen, um dem Unternehmen Dauer zu sichern. Und daß dies geschehen ist, das ist unzweifelhaft in hervorragendem Maaße das Verdienst H. H. Meier's gewesen. Sein scharfer, praktischer Verstand, seine genaue Kenntniß der Handels- und Schifffahrtsverhältnisse, sein mit Besonnenheit gepaarter Wagemuth, sein aller Kleinlichkeit abholdes Wesen, nicht zuletzt seine persönliche Uneigennützigkeit haben den Norddeutschen Lloyd glücklich durch eine Reihe schwerer Jahre hindurchgebracht, die vornehmlich infolge des bald nach seiner Gründung ausgebrochenen amerikanischen Secessionskrieges das junge Unternehmen ernstlich gefährdeten. Sie haben den Lloyd zu einem ausgezeichneten Instrumente des bremischen und des deutschen Handels gemacht und dazu beigetragen, noch bevor es ein Deutsches Reich gab, das Ansehen Deutschlands im Auslande zu erhöhen. Dreißig Jahre lang hat M. den Vorsitz im Verwaltungsrathe des Norddeutschen Lloyd geführt, bis die Bürde des Alters und neue Ideen, die in der jüngeren Generation hervortraten, ihn veranlaßten, das Amt niederzulegen.

Die hohe Werthschätzung, die sich M. bereits über Bremen hinaus erworben hatte, zeigte sich, als es galt, das menschenfreundliche Unternehmen einer organisirten Thätigkeit für die Rettung Schiffbrüchiger, das an verschiedenen Punkten der deutschen Seeküste zur Bildung von Vereinen geführt hatte, in einer großen Gesellschaft zusammenzufassen. Die zu diesem Zwecke im Mai 1865 nach Kiel berufene Versammlung stellte einmüthig H. H. Meier an die Spitze der Gesellschaft. Und diese hat das auf eine nur dreijährige Periode bemessene Amt des Vorsitzenden ihm im Laufe von mehr als dreißig Jahren immer wieder übertragen. M. hat auch für die Rettungsgesellschaft eine überaus erfolgreiche Thätigkeit entwickelt. Die rasche Verbreitung, die die Gesellschaft in allen Theilen des deutschen Reiches fand, gestattete es, die Zahl und die Ausrüstung der Rettungsstationen an den deutschen Küsten beständig zu vermehren und zu verbessern und dabei einen sehr beträchtlichen Reserve-

fonds anzusammeln. Schon früh, länger als ein Jahrzehnt vor dem Beginn der deutschen Socialgesetzgebung, gelang es M., eine Lebensversicherung der Rettungsmannschaften ins Werk zu setzen und bald wurde durch eine Reihe von Specialstiftungen für das Wohl der Mannschaften und ihrer Angehörigen gesorgt. So kann man sagen, daß unter Meier's praktischer und wohlwollender Leitung durch rein private und freiwillige Thätigkeit eine sociale Organisation geschaffen worden ist, die ihres gleichen sucht. Keinem andern der vielen Unternehmungen, die zu leiten M. in seinem langen Leben bemüht gewesen ist, hat er denn auch bis unmittelbar an sein Lebensende eine so hingebende Sorge gewidmet, wie der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.

Im Sommer 1866, bald nach der Schlacht von Königgrätz, aber noch bevor über das Schicksal des Königreichs Hannover entschieden worden war, ging M. abermals im vertraulichen Auftrage des Senats nach Berlin. Es galt für den Fall eines Friedensschlusses mit Hannover dafür zu wirken, daß die zahlreichen Beschwerden, die Bremens Handel und Schifffahrt seit zwei Jahrzehnten gegen die von engherzigsten Bestrebungen geleitete hannoversche Politik zu erheben hatte, in dem Friedensschlusse zu Gunsten Bremens als eines treuen und aufrichtigen Verbündeten Preußens abgestellt würden. M. machte dabei, als noch während der Dauer seiner Mission die Annexion Hannovers bekannt wurde, den Versuch, eine beträchtliche Erweiterung des Bremerhavener Gebiets von Preußen zu erreichen und fand in einer Unterredung, die er gleich nach Bismarck's Rückkehr aus dem Felde mit diesem hatte, eine gegen seinen Plan sehr wohlwollende Haltung. Seine Absichten aber sind dann doch am Widerspruche der preußischen Ressortbehörden gescheitert. Und wenn auch seine vornehmliche Aufgabe durch die Beseitigung des Königreichs Hannover hinfällig geworden war, so hat M. doch dazu beigetragen, freundliche Beziehungen zwischen Bremen und seinem neuen preußischen Nachbar einzuleiten. Der Senat erkannte das noch im Herbste desselben Jahres dadurch an, daß er M. die goldene Medaille verlieh, das höchste Ehrenzeichen, das er Bürgern Bremens zu geben vermag. In dem Begleitschreiben pries der Senat die Freudigkeit und Treue, mit der M., so oft die Vaterstadt seiner Kräfte bedurfte, sie immer von neuem der Vaterstadt zu widmen nicht müde geworden sei, und wies darauf hin, daß die unauflöslich mit Meier's Namen verknüpften Unternehmungen unserer Stadt zur Ehre und zum Vortheil gereichten.

Dieser rühmlichen Anerkennung des Senats gab bald darauf, als es sich um die Wahl eines Vertreters Bremens für den constituirenden Reichstag des norddeutschen Bundes handelte, die Bevölkerung Bremens durch die mit sehr großer Mehrheit erfolgte Wahl Meier's ihre Zustimmung. Auch im ersten ordentlichen Reichstage war M., der sich der nationalliberalen Partei anschloß, der Vertreter seiner Vaterstadt. Nicht nur seine genauen Kenntnisse des Handels und der Schifffahrt, sondern auch seine Persönlichkeit verschafften ihm im Reichstage bald eine angesehene Stellung. Und eben dieses persönliche Element, sein Charakter, seine Zuverlässigkeit, seine aufrichtig liberale Gesinnung, die doch in rein praktischen Fragen stets zu vermitteln bereit war, haben auch später, als im Reiche die liberale Aera einer schutzzöllnerisch-reactionären gewichen war, die Stimmen der bremischen Wähler ihm wieder zugeführt. M. hatte 1871 aus persönlichen und geschäftlichen Gründen eine Wiederwahl in den Reichstag abgelehnt. Dann war er 1874 und 1878 unter Umständen, deren Herbeiführung auch manche seiner damaligen Gegner später bedauert haben, in Bremen zwei Mal bei der Reichstagswahl unterlegen. 1881 aber,

nachdem M. inzwischen während einer Legislaturperiode Schaumburg-Lippe im Reichstage vertreten hatte, und nochmals 1884 fiel wieder eine bedeutende Stimmenmehrheit in seinem heimischen Wahlkreise ihm zu. Von 1890 an hat er dem Reichstage nicht mehr angehört.

Inzwischen hatte am 16. October 1889 die Vollendung des achten Jahrzehnts seines arbeits- und erfolgreichen Lebens seiner Vaterstadt Anlaß gegeben, die Verehrung, die ihm aus allen Kreisen der bremischen Bürgerschaft entgegengebracht wurde, in festlichen Veranstaltungen und Begrüßungen ihm zu bezeugen. Auch deutsche Fürsten, an ihrer Spitze der Kaiser und die alte Kaiserin Augusta, und deutsche Staatsmänner, unter denen Fürst Bismarck nicht fehlen wollte, sandten ihm ehrenvolle Grüße. In der großen Halle der Börse, deren Bau M. zu Anfang der sechziger Jahre in erster Linie mit ins Werk gesetzt hatte, in der er ein Vierteljahrhundert lang die prononcirteste Erscheinung der bremischen Kaufmannschaft gewesen war, wurde am Abend bei einem festlichen Mahle, an dem viele hundert Männer aller Berufszweige theilnahmen, seinem Wirken und seinem Charakter die verdiente Huldigung dargebracht. M. war eine ungewöhnlich stattliche und vornehme Erscheinung, und dem entsprach durchaus sein inneres Wesen. Eine wahrhaft vornehme Gesinnung hat er in allen Verhältnissen, in die sein vielgeschäftiges Leben ihn führte, bewiesen, und was immer an Unternehmungen mannichfacher Art seiner Leitung unterstellt war, das zeichnete sich nicht allein durch zweckmäßige Einrichtungen, sondern auch durch eine großzügige Anlage aus.

Bippen.

Meier: Luise M., meistens bekannt als Luise Aston, Revolutionärin, Frauenrechtlerin und Schriftstellerin, wurde am 26. November 1814 als jüngste Tochter des Consistorialraths und Superintendenten Joh. Gottfr. Hoche zu Gröningen bei Halberstadt Regsbz. Magdeburg geboren. Das reich begabte Mädchen erhielt im Elternhause eine vorzügliche, auch auf Litteratur und Musik gerichtete Bildung. Es heirathete schon früh den reichen Engländer Samuel Aston, der als Fabrikant in Magdeburg lebte; aber die Ansichten der beiden wichen dermaßen voneinander ab, daß die Ehe gelöst, neu geschlossen und bald nochmals geschieden werden mußte. Im J. 1846 wandte sich die „frei" gewordene Luise nach Berlin, wo sie sofort ihre Emancipationsideen in die Praxis zu übertragen begann: sie trug Manneskleider, rauchte auf der Straße, und ihr auffälliges Benehmen überhaupt veranlaßte rasch ihre Ausweisung aus der Hauptstadt, zumal die Behörde sie mit politisch anrüchigen Leuten in Verbindung glaubte. Sie hielt sich erst im nahen Köpenick, 1847 in der Schweiz auf, machte 1848 den Schleswig-Holsteinischen Krieg mit, wo sie in den Spitälern Kranke und Verwundete sorgfältigst und aufopferungsvoll pflegte, auch an der Hand getroffen wurde: die Narbe ließ sie dann gern sehen. Darauf versammelte sie in Berlin noch 1848 einen Kreis revolutionär gesinnter, theilweise überspannter junger Männer um sich, erregte aber die Aufmerksamkeit auch hochstehender Persönlichkeiten, besonders durch ihre ungescheute Predigt der „freien Liebe", welche sie damals auf Grund ihrer Anschauung, „es ist gemein, ewig diesen Unterschied zwischen Mann und Frau hervorzuheben, und durchaus ungerecht, auf den bloßen geschlechtlichen Unterschied Vorrechte zu ergründen", ganz ungenirt und im Sinne des „variatio delectat" selbst bethätigt haben soll. Wenigstens berichtet dies, unter Einschub amüsanter und pikanter Anekdoten über General Wrangel und einen preußischen Minister, aus seiner gleichzeitigen Anwesenheit in Berlin Otto v.' Corvin, der, durch ihren „Freund" (so gibt auch Corvin an), seinen Genossen F. W. Held (s. d.) mit ihr bekannt gemacht, im übrigen eigentlich ein Lobredner der schönen

Dame ist und sie wie folgt porträtirt: „Sie mochte 30 Jahre alt sein, war blond und trug ihr Haar in vielen kleinen Locken, wie man es sonst à la neige nannte und was zu ihrem hübschen, zarten Gesicht ganz allerliebst stand. Ihre Figur war eher groß als klein zu nennen und ihre ganze Erscheinung die einer eleganten Frau. Aus ihren schönen, blauen Augen sprach viel Geist und Gefühl. Der Ton ihrer Stimme legte sich schmeichelnd an das Ohr, ja, er war rührend, besonders wenn sie die Leidende spielte, in welcher Rolle sie sich gefiel. Damals litt sie an der Einbildung, daß sie am zweiten Weihnachtstage sterben werde . . . Sie war eine begabte Dichterin, und ihre Verse sprachen mich bei weitem mehr an als ihre Romane." Das von ihr während der Periode der Steuerverweigerung in Berlin herausgegebene Journal „Der Freischärler" (nicht mit einem gleichzeitig in Straßburg gedruckten Schundblatte zu verwechseln) „enthielt köstliche Gedichte", sagt Corvin, welcher das nach einigen Nummern erfolgende Verbot auf Luisen's überreichliches Erzählen aus den Schleswig-Holsteiner Erlebnissen zurückführt, ebenso wie ihre eigene baldige Ausweisung auf Mangel an Nachgiebigkeit gegen den Dictator Wrangel! Auch aus Berlins Weichbild verwiesen, desgleichen als staatsgefährlich aus Hamburg, Leipzig, Breslau, wo sie Fuß zu fassen suchte, begab sie sich nach Frankreich und stellte ihre durch all diese Anstürme erschütterte Gesundheit im Seebad Trouville wieder her. An den 48er und 49er Ereignissen hat sie, scheint es, keinerlei eingreifenden Antheil mehr genommen, sich vielmehr in der Fremde zu wesentlich gemäßigteren Ansichten durchgemausert; provocatorisch oder gewaltsam agitatorisch ist sie seitdem nicht mehr öffentlich aufgetreten.

Aus Frankreich zurückgekehrt, verheirathete sie sich 1850 mit Dr. Eduard Meier, erstem Arzt am großen neuen Krankenhaus zu Bremen und ist diesem fürder auf all seinen beruflichen Kreuz- und Querzügen durch Europa gefolgt. Er wandte sich 1855 nach Rußland, um dort auf Empfehlung des berühmten Chirurgen Langenbeck als Militärarzt mit Hauptmannsrang im Krimkriege zu dienen. In Odessa erreichte die Kunde vom schon fertigen Frieden das Ehepaar, und nun schickte man M. als leitenden Oberarzt nach dem Lazareth Sigarowa bei Charkow, das sie Sommer 1857 mit arg angegriffener Gesundheit verließen, um nach Gebrauch verschiedener Bäder nach Sephi Sent Gyorgy zu gehen: dort war der Gatte Bezirksphysicus geworden. Im Frühling 1858 hielten sie sich in Kronstadt in Siebenbürgen auf, wo er seine Berufung als Brunnenarzt in Borszek mit Wintersitz in St. Miklos empfing. Seit 1862 Bahnarzt zu Unter-Waltersdorf bei Wien, siedelte M. mit Ehefrau 1864 nach Klagenfurt, später nach Bischoflack unweit Laibach, 1871 nach Liebenzell im Schwarzwald und im Herbst nach Wangen im württembergischen Algäu über. Hier ist L. M. noch am 21. December desselben Jahres gestorben.

Daß sie wesentlich unter dem Namen Luise Aston figurirt, rührt bloß von der Zeit ihres politischen und litterarischen Auftretens her; denn alle ihre schriftstellerischen Arbeiten sind zwischen 1849 und 1850 gedruckt worden. Ihre poetischen Erzeugnisse „Wilde Rosen" (1846) und „Freischärler-Reminiscenzen" (1849), beide mit dem Titelzusatz „Zwölf Gedichte", sind merkwürdiger durch die darin verfochtenen Tendenz-Gedanken bezw. Forderungen als durch den rein litterarischen oder ästhetischen Gehalt. Das Thema der ersteren Sammlung ist die Liebe in allen Beziehungen des Alltagslebens, mit allen Folgen; ungemein geschickte, flüssige Form und Ausdrucksweise beweist die Dichterin daselbst. Die hier angedeutete Frauenemancipation formulirt innerhalb der jüngeren Sammlung mit großer Kühnheit und heißem Nachdruck ihre Ansprüche. Doch lassen da wol einzelne Aeußerungen Forderungen entnehmen,

die über das Verlangen der Verfasserin hinausschießen; das erkennt man aus dem „Aspasia“ unterzeichneten Vorwort ihrer Schrift „Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung“ (schon 1846 zu Brüssel gedruckt): da heischt sie für das Weib das Recht freier Entwicklung und Menschenwürde. Tieferen Einblick in Luise's Innenleben und damals maßgebliche Anschauungen eröffnen die Romane „Aus dem Leben einer Frau“ (1847) und „Lydia“ (1848); der ältere offenbart bei aller hinreißenden Wucht der Ansichten immerhin würdig deutliches Gefühl für die erniedrigenden Verhältnisse, unter denen Frauen oft infolge unverschuldeter Umstände leiden, während „Lydia“, wie Kurz urtheilt, mehr als abenteuerlich und hie und da sogar unnatürlich und widrig ist. Derselbe ausgesprochene Demokrat findet, daß sich die Autorin des Buches „Revolution und Contrerevolution“ (1849), worin der in Frankfurt a. M. 1848 unselig durch Verhetzte ermordete Fürst Felix Lichnowsky die Hauptrolle spielt, nicht über gemeine Schimpfereien erhebe. Jedenfalls bleibt die „Luise Aston“ als eine seltsame Erscheinung interessant, wie sie die Brandung des „tollen Jahres“ ans Ufer warf, und zwar insbesondere als die einzige Frau, welche mitten im Trubel der Revolutionsbewegung stehend die neuen Forderungen ihres Geschlechts mit kräftiger Feder, eine rücksichtslose Vorkämpferin verkörperte. In der neueren deutschen Frauenbewegung, sogar der radikalen, ist sie ganz zu Unrecht todtgeschwiegen oder vergessen geblieben.

Hnr. Kurz, Gesch. d. dtsch. Literatur IV, 60b, 681b (683b; 964a curioserweise als „sächsische Dichterin“ registrirt); Frz. Brümmer, Lexik. d. dtsch. Dichter u. Pros. des 19. Jhrhs. III, 51; Ad. Bartels, Handbuch zur Gesch. der neuer. dtsch. Litt. (1906), S. 505 (daselbst S. 769 irrig als Luise Aston geborene Meier angeführt, wie auch in Bartels' Gesch. d. dtsch. Lit. II, 230, wo sie mit Luise Otto-Peters wenig passend an Fanny Lewald angereiht wird); O. v. Corvin, Erinnerungen aus meinem Leben [3 u. 4], III, 18—20; S. Pataky, Lex. deutscher Frauen der Feder I (1898), s. v. Aston. Ein von ihr selbst sehnlichst erwartetes Bildniß soll (s. Corvin a. a. O.) 1848 die „Modenzeitung“ gebracht haben.

Ludwig Fränkel.

Mejer: Ludwig M. wurde am 6. Juni 1825 zu Celle geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte in Göttingen alte Sprachen, Mathematik und Botanik. Zur Botanik fühlte er sich besonders hingezogen, aber sie bot ihm nicht Gewähr für eine gesicherte Zukunft und daher nahm er die andern beiden Disciplinen zu Hülfe. Nachdem er das Staatsexamen für den höheren Schuldienst bestanden hatte, wurde er zuerst am Gymnasium in Celle und darauf als Collaborator am Lyceum I in Hannover angestellt. Für sein Lieblingsfach fand er hier jedoch wenig Verwendung; er mußte vielmehr vorwiegend in Geschichte und Mathematik Unterricht ertheilen. Er trat deshalb schon früh, 1880, in den Ruhestand. Er promovirte noch in demselben Jahre und beschäftigte sich jetzt ausschließlich mit der Erforschung der Flora des Fürstenthums Kalenberg. Daneben unterrichtete er die Apothekerlehrlinge in Botanik, indem er mit ihnen botanische Excursionen unternahm. Er veröffentlichte zahlreiche kleine botanische Arbeiten, namentlich in den Schriften der Naturhistorischen Gesellschaft in Hannover. Sein Hauptwerk ist: „Flora von Hannover. Beschreibung und Standortangabe der im Fürstenthum Kalenberg wild wachsenden Gefäßpflanzen“, Hannover 1875.

M. starb nach längerer Krankheit am 25. September 1895.

W. Heß.

Mejer: Otto M., geboren am 27. Mai 1818 zu Zellerfeld am Harz, hat 43 Jahre, von 1842 bis 1885, als Rechtslehrer an deutschen Universitäten, dann noch 8 Jahre, bis zu seinem am 24. December 1893 erfolgten Tode als Präsident des hannöverschen Landesconsistoriums gewirkt. Seine Arbeit als Rechtslehrer gehörte dem Kirchenrecht, Staatsrecht und deutschen Recht. Als Schriftsteller hat er auf dem Gebiete des deutschen Rechtes verschiedene kleinere Arbeiten in Zeitschriften veröffentlicht; seine staatsrechtliche Arbeit ist zusammengefaßt in der in zwei Auflagen erschienenen „Einleitung in das deutsche Staatsrecht“ (1861—1884), die neben Gerber's „Grundzügen“ als das werthvollste Erzeugniß der neueren Staatsrechtswissenschaft aus der Zeit vor 1866 bezeichnet werden darf. Neben der scharfen Begriffsbestimmung der Grundbegriffe des Staatsrechtes war es besonders das Staatsrecht des alten Reiches, dem M. mit Liebe sich zuwandte und dessen Darstellung er in knappem Umriß mit großer Sorgfalt gab. Dem in der zweiten Auflage die Grundlagen des Staatsrechtes des neuen Reiches beifügen und gegenüber stellen zu können, hat M. als eine besondere Gunst der Verhältnisse betrachtet. — Die Hauptarbeit seines Lebens aber war dem Kirchenrecht gewidmet. Diesem Zweige der Rechtswissenschaft gehörte sein ganzer Mensch an; wie seine ganze Persönlichkeit, so trug auch seine wissenschaftliche Arbeit einen ausgeprägt evangelischen und zwar evangelisch-lutherischen Charakter. In allen seinen zahlreichen kirchenrechtlichen Arbeiten tritt dies unverkennbar und in scharfer Eigenart hervor.

Daraus ergab sich für M. eine persönliche Stellung zur katholischen Kirche, die ihn zwar nicht hinderte, dem katholischen Kirchenrecht das liebevollste Studium zuzuwenden, die ihm aber andererseits das innere und äußere Auge schärfte für den principiellen Gegensatz, in dem sowol der moderne Staat als die evangelische Kirche zu demjenigen Katholicismus stehen, der die mittelalterlichen Principien auch für die heutige Zeit festhält. Nicht antireligiöse Richtungen waren für M. hierbei maßgebend; strenge evangelische Religiosität war es vielmehr, aus der dieser Gegensatz erwuchs, ähnlich wie seiner Zeit bei Niebuhr, in dessen Persönlichkeit sich M. auch besonders liebevoll vertieft hat. Diesem inneren Entwicklungsprocesse entsprangen zwei große kirchenrechtliche Werke Mejer's: „Die Propaganda, ihr Recht und ihre Grenzen“ (2 Bde. 1852/53) und „Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage“ (3 Bde. 1871/85), jener die feinen und geheimen Fäden aufsuchend und verfolgend, mit denen die katholische Kirche die Kirchen der Reformation zu umfassen und wieder zur kirchlichen Einheit zurückzuführen und für diese Arbeit rechtliche Formen zu gestalten bemüht ist; dieses aus dem zerstreuten Material der Archive das genaue Bild derjenigen Verhandlungen zwischen deutschen Staaten und der römischen Curie gestaltend, auf denen heute das Rechtsverhältniß zwischen Staat und katholischer Kirche in Deutschland beruht. Zu dem letztgenannten Werke sind späterhin mancherlei ergänzende Schriften hinzugekommen, für Baiern insonderheit das Werk von v. Sicherer, „Der Staat und die kathol. Kirche in Baiern bis zur Tegernseer Erklärung“; das erstgenannte Werk würde heute auf der Grundlage der inzwischen veröffentlichten Nuntiaturberichte eine ganz neue Gestaltung erfahren müssen. Dennoch aber behaupten beide Werke heute noch hohen wissenschaftlichen Wert, besonders die „Römisch-Deutsche Frage“.

In das politische Gebiet, in das activ handelnd M. sonst nicht eintrat, spann er diese Gedanken weiter in zwei kleinen Schriften, in denen er als scharfer Gegner katholisch-kirchlicher Parteibildung auf politischem Gebiete hervortrat, der einen aus dem Jahre 1848: „Die deutsche Kirchenfreiheit und

die künftige katholische Partei", der anderen von 1882 „Zur Naturgeschichte des Centrums", in der er feststellen konnte, daß sein scharfer Blick schon 1848 die Zukunft hinsichtlich des politischen Katholicismus richtig erkannt und vorausgesagt hatte.

Daß M. nach dieser ganzen Gedankenrichtung den Bewegungen innerhalb des Katholicismus, die auf eine religiöse Vertiefung des kirchenrechtlichen und kirchenpolitischen Systems der katholischen Kirche gerichtet waren, mit einer besonderen Sympathie gegenübertrat, erscheint selbstverständlich. So vertiefte er sich gerne und eindringend in den französischen Episcopalismus des gallikanischen Systems und stand der modernen Bewegung des Altkatholicismus freundlich und wo er konnte fördernd bei. Die schöne wissenschaftliche Frucht dieser Richtung seiner Seele und seines Geistes ist das Buch über „Febronius" (1880). In großen Zügen und im Rahmen der großen Geschichte zeichnet hier M. das Bild der katholischen Reformbewegung, die, dem Gallikanismus entsprungen, dann besonders durch van Espen in Löwen gepflegt, ausmündete in den Trierer Weihbischof Hontheim und die kurze Morgenröthe der Emser Punktationen. Durch die Gegenüberstellung der großen Zeitströmungen und der bedeutenden Persönlichkeiten der Päpste jener Zeit ergibt sich ein fesselndes Gemälde der geistigen Bewegungen einer gärenden Epoche staatlicher und geistiger Umprägungen, das jedenfalls zum Besten gehört, was Otto M. geschrieben hat. Auch in der Römisch-Deutschen Frage nehmen diejenigen Theile der Darstellung einen besonders hervorragenden Rang ein, die in großen Zügen das geistige und religiöse Bild einer Zeitepoche oder einer bestimmten, sei es örtlichen, sei es sachlichen Ausprägung einer solchen geben. Die Aufklärung der Montgelas'schen Periode in Baiern wie die josefinisch-territorialistischen Strömungen und Strebungen an den anderen süddeutschen Höfen und dem gegenüber die geistige und kirchenpolitische Athmosphäre des Kirchenstaates der Restauration sind meisterhaft dargestellt. M. hat sich hier als Historiker ersten Ranges gezeigt; von den zeitgenössischen Juristen hat es ihm darin keiner gleich gethan.

Der Gegensatz zu dem principiellen System der katholischen Kirche ist in diesen Darstellungen ein absoluter. Und daraus erklärt sich auch die liebevolle Vertiefung, vielleicht auch Ueberschätzung der episcopalistischen Reformbewegungen im Katholicismus. M. hat seine Lebensarbeit immer in rein evangelischen Ländern und Verhältnissen gethan; nur bei einem mehrjährigen Aufenthalte in Rom selbst konnte er das Leben des Katholicismus näher beobachten. Vielleicht hätte das persönliche Zusammenleben mit dem katholischen Volke die auf tief religiöser Grundlage ruhende Persönlichkeit Mejer's in ihrem Gegensatze zum Katholicismus gemildert; vielleicht auch das Gegentheil. Jedenfalls lag M. nichts ferner als jene, jeder religiösen Empfindung bare, mehrfach aber mit einem wissenschaftlichen Kleide behängte Art der Bekämpfung des Katholicismus, wie sie sich in den kirchenpolitischen Bewegungen der 70er Jahre in Preußen und Deutschland so stark vordrängte und durch geschäftsmäßige Ausbeutung der großen geistigen und religiösen Gegensätze so unheilvoll wirkte. In den Streitfragen der kirchenpolitischen Gesetzgebung der 70er Jahre in Preußen aber stand M. mit fester Entschiedenheit zum Staate. Ob er an der Ausarbeitung dieser Gesetzgebung persönlichen Antheil hatte, ist mir nicht bekannt; seine Uebereinstimmung mit ihr hat er wiederholt und entschieden betont; auch gegenüber der Gesetzgebung des Jahres 1874, deren Undurchführbarkeit in verschiedenen Punkten einem so genauen Kenner von Kirchengeschichte und Kirchenrecht wie M. kaum zweifelhaft sein konnte, hat er, soweit bekannt, seine warnende Stimme nicht erhoben.

Was Mejer's Stellung zum evangelischen Kirchenrecht betrifft, so lag der Kernpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit hier in seinen Untersuchungen über das Kirchenregiment. Den dogmatischen Charakter der Grundlagen des Kirchenregimentes lehnt er ab, sowol in der katholischen als in der reformirten Fassung; das Kirchenregiment ist jus humanum, nicht jus divinum. Aber dies jus humanum hat nach Mejer's Auffassung allerdings eine bekenntnißmäßige Formulirung in der Lehre von der custodia utriusque tabulae gefunden. Nicht nur die weltlichen Dinge kraft der zweiten, sondern auch die geistlichen Dinge kraft der ersten Gesetzestafel zu ordnen und zu leiten, ist der gottgesetzte Beruf des Staates. Dieser Satz ist, wie M. ausführt, der durch die Bekenntnißschriften gegebene Grundsatz des evangelisch-lutherischen Kirchenregimentes; das Kirchenregiment ist demnach nicht persönliche Sache des Landesherrn, sondern ein nothwendiger Bestandtheil der Staatsgewalt. In allen seinen kirchenrechtlichen Arbeiten, besonders in der diesen Fragen ausschließlich gewidmeten Schrift über die „Grundlagen des lutherischen Kirchenregimentes" (1864) kehrt diese Theorie in mehr oder minder eingehender Begründung wieder. M. vertieft sich demgemäß auch wieder mit besonderer Vorliebe in die theokratischen Gestaltungen der Reformationszeit und deren Kirchenordnungen; er hält diese kirchenstaatsrechtliche Gestaltung für die lutherisch-bekenntnißmäßige und normale, macht auch kein Hehl aus seiner persönlichen Neigung für diese Gestaltung, wo und soweit sie sich in der modernen Welt noch erhalten hat, wie in seinem geliebten Mecklenburg. Ein scharfer persönlicher Gegensatz lutherischer Art gegenüber reformirten und unirten Verfassungsbildungen ergab sich hieraus; neben die scharfe Stellungnahme um die „Reinheit" des lutherischen Dogmas in der Abendmahlslehre trat die scharfe Stellungnahme um die „Reinheit" des Verfassungsprincips der lutherischen Bekenntnißschriften. Das hat die Gegensätze innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands nicht gemildert, sondern verschärft. Und diese beklagenswerten bitteren Gegensätze sind auch heute noch nicht überwunden, sondern bilden einen nicht unwesentlichen und nicht ungefährlichen Theil des politischen Partikularismus und des welfischen Hasses gegen Preußen. Bei der Einverleibung der im J. 1866 eroberten Länder in Preußen wurde die evangelische Kirche dieser Länder nicht dem unirten Oberkirchenrath in Berlin unterstellt. Mit allzu viel Zurückhaltung vielleicht hat Preußen die religiösen Besonderheiten der neuen Landestheile unberührt gelassen; die streng lutherische Abgeschlossenheit von Hannover und auch Schleswig-Holstein blieb unangetastet. Als Präsident des hannoverschen Landes-Consistoriums hat dann M. noch fast ein Jahrzehnt für die Milderung des lutherisch-welfischen Gegensatzes gegen Preußen wirken können; große Erfolge aber, darin wird keine Täuschung möglich sein, sind nach dieser Richtung bis heute nicht erzielt. Nur innerhalb der preußischen Landeskirche der neun alten Provinzen sind, insbesondere durch das Wirken des unvergeßlichen Barkhausen und — durch die Noth der Zeit, die Gegensätze wesentlich gemildert, ja fast ausgeglichen worden, eine der erfreulichsten Erscheinungen innerhalb der kirchenpolitischen Bewegungen der Zeit.

Von den seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung nach bekenntnißmäßigen Grundlagen des lutherischen Kirchenregimentes aus hat dann M. die weitere Entwicklung der Verfassungsgedanken in meisterhaften Untersuchungen gegeben und die Theorien des (evangelischen) Episcopalismus, Territorialismus und Collegialismus dargelegt. Wie seine innere Neigung der reformatorischen Staatsgestaltung, die das Kirchenregiment gemäß der custodia prioris tabulae als Wesenselement in sich schloß, gehörte, so galt seine unverhüllt und bei jeder Gelegenheit hervortretende Abneigung derjenigen Staatsgestaltung, die

die Kirche als staatliche Polizeianstalt ansah und ganz in den öden bureaukratischen Mechanismus auflöste. Das war nach M. der Grundgedanke der josefinisch-territorialistischen Anschauungsweise von Kirche und Kirchenrecht, gegen die die katholische wie evangelische Kirche zu wahren M. immer bestrebt war.

Daß der im letzten Ende theokratische Confessionsstaat der custodia utriusque tabulae in unversöhnlichem Widerspruch zu der modernen Entwicklung des Religionsrechtes, zu den Principien erst der Parität, dann der vollen Gewissensfreiheit stand, war einem so scharfen Denker und Beobachter wie Otto M. selbstverständlich klar. Die bekenntnißmäßige Grundlage des lutherischen Kirchenregimentes zu erhalten, so lange dies irgend möglich, erschien ihm Pflicht. Sei aber diese Grundlage staatsrechtlich unmöglich geworden, so bleibe kein anderer Weg als der der Freikirche. Demgemäß behandelt M. die Grundlagen und praktischen Gestaltungen des Collegialismus wieder mit besonderer Vorliebe und scheut mit nichten zurück vor dem gerade von seinem Standpunkte aus radical erscheinenden Satze: Kirche ist Gemeinde. Die kirchlichen Gemeindebildungen des Spener'schen Pietismus finden bei ihm volles Verständniß.

Aber die Mischbildungen des modernen Landeskirchenthums in der rechtlichen Verbindung des Staates mit den großen historischen Kirchen nicht kraft Principes, sondern in Einzelheiten, sowie die Mischbildung der Vereinigung consistorialer und synodaler Elemente in einer combinirten Form evangelischer Kirchenverfassung lehnt er als logische Widersprüche und als historische Mißbildungen ab. Diese nach seiner Meinung innerlich unwahren Gestaltungen könnten keine grundsätzliche Begründung finden und demnach keine Dauer haben. Wo nicht mehr das alte Landeskirchenthum erhalten werden könne, müsse an seine Stelle die Freikirche treten. Jedenfalls ist die neueste Entwicklung in Frankreich ein zweifelloser und hochinteressanter Beweis der Geschichte für die Auffassung Mejer's.

Und wo nicht mehr die Kirchenverfassung, die M. für bekenntnißmäßig hält, bleiben könne, müsse an deren Stelle eine volle Beseitigung der besonderen Beziehungen von Staat bezw. Landesherrn und evangelischer Kirche und demgemäß auch nach dieser Richtung das volle Freikirchenthum treten. Das denkt sich allerdings M. nicht im Sinne des kirchlichen Freidenkerthumes, sondern im vollen Gegensatz hierzu unter Ausbildung einer scharfen Kirchenzucht, die die äußere Ordnung der Gemeinde, d. i. der in Gemeinschaft des Glaubens und der Sacramente Verbundenen zu erhalten und zu sichern habe. Für die modernen Synoden hat M. kein Verständniß. Mit aller Schärfe stellt er das Dilemma: entweder reines Landeskirchenthum oder reines Freikirchenthum. Darin ist M. sicherlich zu weit gegangen und die spätere praktische Arbeit an einer an inneren Kräften reichen altlutherischen Landeskirche hat auch diese Gegensätze gemildert, wie dies seine letzte schöne Arbeit: „Das Rechtsleben der deutschen evangelischen Landeskirchen“ (1889) beweist. Aber wer wissenschaftlich einmal seine Stellung so scharf und so charakteristisch genommen hatte wie M., der konnte nicht mehr mit Aussicht auf tiefergehende Wirkungen Mittelwege einschlagen.

In seinem in drei Auflagen erschienenen „Lehrbuch des Kirchenrechtes“ hat dann M. die Quintessenz seiner kirchenrechtlichen Lebensstudien gegeben. Bekanntlich haben wir ein brauchbares System des Kirchenrechtes bis zur Stunde nicht und auch die Streitfragen um die principiellen Grundlagen des Kirchenrechtes sind noch ungelöst. Diese letzteren müssen nach meiner Ueberzeugung im Sinne von M. entschieden werden: der Staat ist die Quelle alles Rechtes, auch des Kirchenrechtes. M. hat zur Zeit der Alleinherrschaft der historischen Schule,

die in diesem Punkt ebenso unphilosophisch wie tyrannisch war, diesen Satz aufgestellt und ist nie davon gewichen; heute scheint die Tyrannei der historischen Schule gebrochen; im Kirchenrecht allerdings behauptet sie noch die herrschende Stellung. Für System und Methode hat Ulrich Stutz in seiner gedankenreichen Rede über die Zukunft des Kirchenrechtes neue Wege gewiesen. Der Weg des 19. Jahrhunderts war der von Emil Richter eingeschlagene. Otto M. ist allein von Richter's Schülern seine eigenen Wege gegangen und ist auch vor dem Gegensatz zu Richter nicht zurückgeschreckt. So bietet das Mejer'sche Lehrbuch neben der Fülle des aus den kanonisch-rechtlichen Quellen und aus den evangelischen Kirchenordnungen geschöpften fast überreichen Materiales, das kaum bei irgend einer wichtigeren Frage im Stiche läßt, eine Fülle von Anregungen wie in historischer und kirchenpolitischer, so auch in methodischer und systematischer Beziehung. Ein Lernbuch ist allerdings das Mejer'sche Kirchenrecht nicht; aber dem tiefer Arbeitenden bietet es große Schätze.

Jedenfalls war M. eine der bedeutendsten wissenschaftlichen Persönlichkeiten des Kirchenrechts des 19. Jahrhunderts, neben und in Beziehung auf scharfes Denken wol auch vor Emil Richter. Seine Arbeiten sind in manchen Punkten durch spätere Forschung überholt; besonders gilt dies von seinen Studien über die Propaganda. Aber Mejer's Werke werden doch durch die Fülle von Material, die Schärfe der principiellen Gesichtspunkte, die besondere geistige Eigenart des Verfassers und nicht zuletzt durch die überaus anziehende Form der Darstellung wie durch die tiefe innere Wärme, die den Mann der Wissenschaft mit dem Object seines Denkens und Forschens verbindet, einen hervorragenden Platz in der Disciplin des Kirchenrechtes für alle Zeiten behaupten. Der hochgewachsene Mann mit den edlen schönen Gesichtszügen und dem weichen wohlwollenden Auge wird allen denen unvergeßlich sein, die ihm im Leben näher treten durften. Phil. Zorn.

Meinardus: Ludwig Siegfried M., Componist und Musikschriftsteller. M. ist am 17. September 1827 zu Hooksiel in Oldenburg geboren, wo sein Vater Beamter war. Seine Jugendjahre bis zur Erringung einer selbständigen Stellung schildert er selbst mit behaglicher Breite und mit liebevollem Eingehen auf das geistig angeregte Leben des Elternhauses in dem zweibändigen Werk „Ein Jugendleben“ (1874). Schon während der Gymnasialzeit in Jever beschäftigte ihn die Musik lebhaft; er nahm Unterricht im Violoncellospiel, verließ sogar für einige Zeit die Schule, um sich ganz dem Studium dieses Instrumentes zu widmen, kehrte dann aber, niedergedrückt durch die geringen Fortschritte, die er machte, wieder aufs Gymnasium zurück. Auch mit Compositionen befaßte er sich auf eigene Hand, ohne theoretische Unterweisung, und schickte diese ersten Versuche zur Begutachtung an Rob. Schumann. Die gütige Antwort dieses Meisters, der auf die Schwierigkeiten des Musikerberufs mahnend hinwies, aber doch nicht entmuthigte, und der auch später M. mit freundlichem Rath zur Seite stand, veranlaßte ihn, 1846 das Leipziger Conservatorium zu beziehen. Im „Jugendleben“ wird eine scharf beobachtete, rücksichtslose Schilderung der Zustände an dieser Anstalt und der Persönlichkeit Mendelssohn's gegeben, die vielleicht zu dunkel gefärbt ist, aber als Gegenbild der vielen lobpreisenden Beschreibungen immerhin beachtet werden mag. Nach einjährigem enttäuschenden Aufenthalt auf dem Conservatorium nahm er zwei Jahre lang Privatunterricht bei F. A. Riccius und fand dann für kurze Zeit Unterkunft als Hauslehrer in Kaputh bei Potsdam, eine an trüben Erfahrungen reiche Episode, die er humorvoll erzählt. Nach kurzem Aufenthalt bei seinem Bruder in Berlin wurde er als „Ausländer“ von dort ausgewiesen, ging für einige Monate zu Lißzt nach Weimar,

war unter sehr kümmerlichen Verhältnissen Capellmeister in Erfurt und Nordhausen und kehrte dann nach Berlin zurück, um bei A. B. Marx noch gründliche Studien zu machen. Von 1853—65 leitete er die Singakademie in Glogau, wurde dann von Rietz als Lehrer an das Conservatorium in Dresden berufen und siedelte 1874 nach Hamburg über, wo er als Componist und Lehrer wie als Musikschriftsteller und Kritiker des „Hamburger Korrespondenten" eine rege Thätigkeit entfaltete. 1878 ging er als Organist der v. Bodelschwingh'schen Anstalten nach Bielefeld, wo er am 10. Juli 1896 starb.

An literarischen Werken hat M. außer dem schon genannten „Jugendleben" veröffentlicht: „Culturgeschichtliche Briefe über deutsche Tonkunst" (2. Aufl. 1872), „Rückblick auf die Anfänge der deutschen Oper" (1878), „Mattheson und seine Verdienste um die deutsche Tonkunst" (1879), „Mozart, ein Künstlerleben" (1882), „Die deutsche Tonkunst im 18. und 19. Jahrhundert" (1887) und „Eigene Wege" (1895). Es ist ein kernig mannhafter Geist in diesen Schriften, ein freudiges, kampffrohes Eintreten für deutsche Art und Kunst. Wie M. in den „Culturgeschichtlichen Briefen" mit heißem Zorn sein geliebtes Vaterland schilt, weil trotz dem Siege der deutschen Waffen über Frankreich die seichte französische Musik unsere Opernbühnen beherrschte, weil Offenbach's Operetten in Deutschland eine vielfach höhere Aufführungszahl erreichten als die Werke irgend eines deutschen Componisten, so nimmt er sich in der Schrift über Mattheson eines nach seiner Meinung ungerecht Beurtheilten an, sucht seine Fehler aus seiner Zeit und Umgebung zu erklären, und rühmt ihn, weil er für die aufstrebende deutsche Oper und für die Nationalisirung der Musik überhaupt seine Kräfte eingesetzt hatte. Auch in dem „Mozart-Buch" hebt er mehr den Menschen Mozart, der sein Deutschthum überall hochhielt, hervor, als den Künstler, ja, das rein Biographische tritt so sehr in den Vordergrund, daß dadurch die Brauchbarkeit des Werkes Schaden leidet, denn die ungeheuren Thaten des Musikers Mozart werden nur wie nebenbei erwähnt, ohne die ihrer historischen und künstlerischen Bedeutung entsprechende Würdigung zu finden.

Als Componist ist M. sehr fleißig gewesen. Er hat viele Clavierstücke geschaffen, darunter drei Suiten und drei Novellen, Claviertrios, Sonaten für Violine und Violoncello mit Clavier, ein Clavierquintett, mehrere Streichquartette, ein Oktett für Blasinstrumente, zwei Symphonien, ferner eine Anzahl Lieder und Chorsätze, zwei Opern, die indessen nicht aufgeführt wurden: „Bahnesa" und „Doktor Sassafras", endlich die Oratorien „Simon Petrus", „Gideon", „König Salomo", „Luther in Worms", „Odrun", und die Chorballaden „Roland's Schwanenlied", „Frau Hitt", „Die Nonne", „Jung Baldur's Sieg". Anfangs lehnt sich M. etwas an Schumann an, seine „Marionetten" für Clavier (op. 2) erinnern vielfach an die Papillons oder Kinderscenen, nur sind sie hausbackener, weniger geistreich und phantasievoll. Phantasie und Erfindung sind überhaupt nicht die hervorstechenden Eigenschaften der Compositionen von M., aber männlicher Ernst und Gediegenheit kennzeichnen sie alle. Bisweilen gelingt es ihm, wahrhaft volksthümlich kräftige Töne anzuschlagen, wie in dem „Liederquell für die Schule und für das Leben sangesfroher deutscher Jugend", oder in manchen Stücken seiner Oratorien. Auf dem Gebiet des Oratoriums hat M. vielleicht das Hervorragendste geleistet, und insbesondere ist sein „Luther zu Worms" in Deutschland weit bekannt geworden. Es finden sich in der That hierin Scenen, die, wenn nicht durch Bedeutsamkeit der Inspiration, so doch durch die Kraft des Aufbaues und durch Kunst des Satzes imponiren, so der Zug der Ritter mit Hutten an der Spitze (Orchester, erst mit Solostimmen dagegen, dann mit Chor), so

der Kanon der Solisten und der Finalchor des ersten Theils. Und das zweite Finale (fünf Solostimmen, Chor, und ein Knabenchor, der den cantus firmus hält), eine Figuration des Chorals „Ein feste Burg", hat einen Schwung und eine Größe, die es weit über das Mittelmaaß hinausheben. Dies Oratorium wird vielleicht den Namen seines Schöpfers am längsten lebendig erhalten. Carl Krebs.

Meinhold: Karl Christian M. Als der Sohn eines ärmlichen Schichtmeisters am 13. April 1740 zu Marienberg in Sachsen geboren, erlernte M., nach dem Besuche der Volksschule, von 1755—59 Gutenberg's Kunst in einer kleinen Druckerwerkstatt Leipzigs. Auch die ersten Gehilfenjahre verblieb er noch bei seinem Lehrprinzipal, um 1763 in die Buchdruckerei von Wilh. Harpeter in Dresden einzutreten. Am 24. Januar 1768 wurde M. als Factor in die Stößel-Kreise'sche Buchdruckerei ebenda berufen, welches Geschäft er 9 Jahre später übernahm.

Die Firma ist mit den Anfängen des Dresdener Buchdrucks eng verbunden. 1524 berief Herzog Georg zum Druck von Reformations-Gegenschriften den Buchdrucker Wolfgang Stöckel von Leipzig nach Dresden. 1568 ward der Nachfolger, Matthäus Stöckel zum Hofbuchdrucker ernannt. Unter dessen Nachfolger, Gimel Bergen, welcher 1590 eine Druckprobe von 12 verschiedenen deutschen, 5 lateinischen, griechischen und hebräischen Schriftarten aufzuweisen vermochte, ward die Hofbuchdruckerei nach Annaberg verlegt, doch nur für kurze Zeit, denn bereits 1591 kehrte sie nach „der Moritzstraße" in Dresden zurück. In der Bergen'schen Familie, welcher auch die bekannten Dresdener Buchdruckergrößen Johann Riedel, seit 1693, und Johann Conrad Stößel, seit 1716, angehörten, verblieb das Geschäft bis zum Uebergang an Meinhold, welcher es am 28. Januar 1777 unter seinem Namen übernahm und nach dem Tode der Witwe Krause — deren Mann, Joh. C. Krause Geschäftstheilhaber gewesen war — auch den Titel eines Hofbuchdruckers erhielt.

Mit Unterstützung hochgestellter Persönlichkeiten brachte M. das Geschäft in unglaublich kurzer Zeit zu hervorragender Blüthe. Mit 4 Pressen hatte er begonnen, Ende des 18. Jahrhunderts beschäftigte die Meinhold'sche Hofbuchdruckerei bereits 15 Pressen. Alle Zweige der Druckerkunst machte sich M. dienstbar, stets sah er auf neuestes Material und blieb deshalb immer an der Spitze. Sachsen und Polen ließen ihre Cassenbillets und Staatspapiere bei M. anfertigen. Der erste Dresdener Notendruck ging aus seiner Officin hervor, und lange Zeit waren die Meinhold'schen Drucksachen mit den geschmackvollen Didot'schen Lettern berühmt. Dazu kamen glückliche Verlagsunternehmungen, die bald eine Stütze des Geschäftes wurden.

Auf der Höhe seines Erfolges, feierte M. 1809 sein 50jähriges Buchdruckerjubiläum. Seine Vaterstadt Marienberg erfreute er durch große wohlthätige Stiftungen. Er gründete und dotirte reichlich die „Dresdener Buchdrucker-Unterstützungskasse", welche noch heute sein Andenken segnet.

Seit 1777 vermählt mit der Tochter Concordia des Hofküchenmeisters Schnabel, übergab M. 1816 das Geschäft seinen ihm verbliebenen Söhnen Christian Imanuel, Carl Traugott und August Ferdinand Meinhold, nachdem dieselben 1810 zu Hofbuchdruckern ernannt worden waren. Die Firma wurde in C. C. Meinhold & Söhne umgeändert. K. C. M. starb am 5. Januar 1827.

Rudolf Schmidt.

Meinhold: Karl Heinrich Joachim M., praktischer Theologe und Kirchenmann, geboren in Liepe auf Usedom den 21. August 1813, † zu Kammin, Pommern, am 20. Juli 1888. Wie die Kindheit seines 16 Jahre älteren

Halbbruders Wilhelm (s. A. D. B. XXI, 235—237), so litt auch die seine unter den wunderlichen Lebensgewohnheiten und Wasserkuren des Vaters, der Pastor in Liepe war. Fast nur gegen Abend kam es zum Unterricht, der in den classischen Sprachen nicht schlecht gewesen sein kann. Umgang mit Altersgenossen fehlte fast völlig, da das Dorf im Winkel lag und die nächsten Geschwister 6 Jahre älter oder 4 Jahre jünger waren. 14jährig bezog M. das Marienstiftsgymnasium in Stettin, wo L. Giesebrecht anregend auf ihn wirkte. Das Abgangszeugniß, Ostern 1831, hebt seine „glücklichen Anlagen" und den „Eifer, dieselben nach allen Seiten auszubilden", rühmend hervor. Beides kennzeichnet auch seine weiteren Studien in Greifswald bis Ostern 1832, in Halle, wo er besonders Ullmann nahe trat, bis Michaeli 1833 und in Berlin, wo er Schleiermacher mit zu Grabe trug, bis Ostern 1834. Dem Alten Testament in der Ursprache war seine Liebe sein Leben lang zugewandt. In Halle nahm sein inneres Leben, das bisher dem väterlichen Rationalismus nicht fremd gegenüber stand, eine neue, bibelgläubige Richtung. Auch trat er damals aus der Burschenschaft aus. Trotzdem wurde er, nachdem er im Sommer 1834 seine erste Prüfung in Stettin „gut" bestanden und Hauslehrer in Nemerow im Strelitzschen geworden war, in Untersuchung genommen und zu 6 Jahren Festung und dauernder Amtsunfähigkeit verurtheilt! Eine würdig und wahr gehaltene Immediateingabe bewirkte erneute Untersuchung und Herabsetzung der Strafe auf 6 Monate, die er auf dem Rathhause in Treptow a. T. Anfang 1837 verbüßte. Auch die Amtsfähigkeit wurde ihm später wieder zugesprochen. Zu Johanni 1837 wurde er Hauslehrer in Clempen in Vorpommern, bestand im December die zweite Prüfung „sehr gut" und wurde am 20. Juli 1838 zum Pastor in Kolzow, dem nordöstlichsten Kirchspiel der Insel Wollin, das bei einer Kirche 17 Dörfer und eine ganze Anzahl Schulen umfaßte, ordinirt. Gleichzeitig schloß er seinen ersten Ehebund mit Mathilde Golle aus Stettin.

Für Kolzow hatte die Behörde ihn ausgesucht, damit er, wenn möglich, der auch dort begonnenen Separation Einhalt gebiete. Vieler märkischer, schlesischer und pommerscher Gemeinden hatte sich der Argwohn bemächtigt, daß ihnen durch die Union ihr lutherisches Bekenntniß genommen werden solle oder gar schon genommen sei. Die kirchenrechtliche Unklarheit des Unionsbegriffs wurde von leidenschaftlichen Agitatoren benutzt, um zum Austritt aus der Landeskirche zu drängen. Auch M. vermochte die Bewegung in Kolzow nicht aufzuhalten. 1839 zogen 71 ausgetretene Glieder seiner Gemeinde nach Amerika fort, 1843 und 1844 noch einmal ebenso viele. Aber er wurde dadurch gezwungen, die ihm bisher fern liegende Bekenntnißfrage von Grund aus zu studiren, und er that es wie damals so viele mit dem Ergebniß, daß er in Luther's Lehre, Schriften und Bekenntnissen den Ausdruck seines eigenen Glaubens und desjenigen seiner Gemeinde erkannte. Er wurde seitdem ein entschiedener Kämpfer für das Recht der lutherischen Kirche innerhalb der Union, überwand die zeitweise auch an ihn herantretende Versuchung zur Separation und schloß sich sogleich dem unter Superintendent Otto in Naugard Anfang der 40er Jahre gebildeten „Kommittee für die evangelisch-lutherischen Kirchenangelegenheiten in Pommern", dem „lutherischen Verein", an. Doch hatte auch seine Bekenntnißtreue stets einen starken pietistischen Beisatz nach seinem oft wiederholten Wort: „Keine Confession ohne Pietismus, kein Pietismus ohne Confession". Nachdem im Februar 1854 seine erste Frau gestorben und er im November 1851 die zweite Ehe mit Marie Schulz eingegangen war, wurde er am 15. August 1852 als Pastor am Dom zu Cammin in Pommern eingeführt und überkam die dortige Superintendentur. Hier

und von hier hat er seine Lebensarbeit gethan. In Verbindung mit seinem Amtsgenossen Wangemann (s. A. D. B. XLI, 145—148) und dem Cantor Rautenburg gab er den Gottesdiensten eine reiche liturgische Ausgestaltung nach lutherischen Grundsätzen. 1856, als Otto aus Pommern nach Glauchau gekommen war, übernahm er die Leitung des lutherischen Vereins. Die Camminer Herbstkonferenzen wurden seitdem die jährlichen Sammelpunkte der Gesinnungsgenossen, seine Persönlichkeit gab ihnen Anziehungskraft und Charakter. Diese seine lebendige Persönlichkeit — litterarisch ist er nur mit einer anonymen Broschüre „Union und lutherische Kirche in den alten östlichen Provinzen des preußischen Staates. Eine geschichtliche und rechtliche Erörterung von einem Lutheraner der preußischen Landeskirche 1867" und mit einem Band Evangelienpredigten „Eben Ezer" (Anklam 1885) hervorgetreten — begründete seinen weit reichenden Einfluß. Ruhig, klar, nüchtern, immer mit dem Willen auf den Willen und die That gerichtet, dabei in der Form humoristisch und derb bis an die Grenze des Möglichen (z. B. „Ein Pastor, der am Sonntag Abend nicht so müde ist wie ein Hund, ist so faul wie ein Hund"): so war er die geborene, nicht gemachte Autorität in seinen Kreisen. Selbst seine Parteigegner traten gelegentlich für ihn ein. Seine kräftige Vertheidigung des Bekenntnißrechtes gegenüber dem abschwächenden und ausgleichenden Streben des Kirchenregiments zog ihm 1868 die erste Disciplinaruntersuchung zu mit dem Urtheil auf Enthebung von der Superintendentur „wegen fortgesetzter Verletzung der vermöge seines Superintendenturamtes ihm obliegenden Pflicht des Gehorsams und der Ehrerbietung gegen seine kirchlichen Oberen". Die Vollstreckung wurde ausgesetzt und 1874 durch königliche Entscheidung aufgehoben. Doch schon in demselben Jahre setzte (unter dem Ministerium Falk) die zweite sogleich mit Enthebung von der Superintendentur „wegen Verletzung der schuldigen Botmäßigkeit durch Mitunterzeichnung der Erklärung betr. Wiedertrauung Geschiedener" ein. Inzwischen hatte die Durchführung der Synodalordnung, für die er trotz mancher Bedenken doch mit der Begründung eintrat: „Aus der autokratischen Knebelung müssen wir herauskommen. Darum frisch"! seine Stellung zu den Behörden gründlich zu ändern begonnen. Als Mitglied der Synoden und Führer einer bedeutenden Gruppe trat er über der praktischen Arbeit mit Gegnern und Vorgesetzten in vielfachen persönlichen Verkehr, wodurch bei veränderter Zeitlage die Anstöße erfreulich schnell weggeräumt wurden. 1880 wurde ihm die Superintendentur aufs neue übertragen, 1883, im Lutherjahr, verlieh ihm Greifswald den theologischen Doctor, 1888, noch am Abende des Tages, an dem man im Dom sein 50jähriges Jubiläum gefeiert hatte, während er selber wassersüchtig daheim saß, entschlief M. Sein Familienleben war reich an Freude und bei knappem Einkommen an mancherlei Sorge. Von 14 aus beiden Ehen geborenen Kindern überlebten ihn 10 Söhne und 1 Tochter.

Th. Meinhold, Lebensbild des D. Karl Meinhold. Ein Stück pommerscher Kirchengeschichte. Berlin, Wiegandt & Grieben 1899. — Ders., Bilder aus dem kirchlichen Leben in Pommern. Stettin 1895, S. 218 ff. — Evangel. Kirchenzeitung 1888, Nr. 49; 1889, Nr. 9 (G. Wetzel-Plathe).

Hermann Petrich.

Meisl: Karl M., dramatischer Wiener Volksdichter, geboren zu Laibach am 30. Juni 1775, erhielt seine erste Ausbildung in den niederen Schulen und am Gymnasium seiner Vaterstadt, welches damals noch vollständig deutsch war. Weitere höhere wissenschaftliche Studien betrieb M. nicht, er wurde 1800 als Fourier (also als Militärbeamter) angestellt und kam bald, nachdem er zum

Rechnungsführer und Feldkriegscommissar befördert worden war, nach Wien, wo er zuletzt Rechnungsrath im Marinedepartement der Hofkriegsbuchhaltung wurde und 1840 als solcher in den Ruhestand trat. Er lebte in demselben literarisch thätig noch bis 1853 in Wien, wo er am 8. October des genannten Jahres starb und auf dem Schmelzer Friedhofe beerdigt wurde. M. ist nicht durch seine bescheidene Beamtenstellung und -Laufbahn, sondern durch seine dramatische Thätigkeit für das Wiener und österreichische Provinztheater zu einer gewissen nicht so sehr litterarischen als theatergeschichtlichen Bedeutung gelangt. Sein Bestreben war es schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts durch heitere Bühnengestalten die noch immer stark im Schwange befindlichen Hanswurstfiguren der Wiener Volksbühne zu verdrängen. So schuf er, theilweise in parodirender oder travestirender Weise an ernste und tragische Motive anknüpfend für die Wiener Volksbühne eine außerordentlich große Zahl drolliger Possen wie „Die schwarze Frau", „Othellerl der Mohr von Wien", „Die travestirte Zauberflöte" u. dgl. Außerdem sind ihm Lebensbilder aus dem Wiener Volksleben mit drastischen Caricaturen zu verdanken, welchen eine culturgeschichtliche Bedeutung für das einstige Treiben in der österreichischen Residenz nicht abgesprochen werden kann, obwol sie heute längst vergessen erscheinen. Solche Localpossen sind z. B. „Ein Tag in Wien", „Julerl, die Putzmacherin", „Die Geschichte eines echten Schawls in Wien", „Die Heirath durch die Güterlotterie", „Das Gespenst auf der Bastei" und Aehnliches. Uebrigens bearbeitete M. auch verschiedene ernste Stoffe wie „Der österreichische Grenadier", „Gisela von Bayern" (histor. Schauspiel) und einige Zaubermärchen in der Art Ferd. Raimund's: „Arsenius der Weiberfeind", „Arsenia die Männerfeindin", „Die Fee und der Ritter".

Meisl's Hauptbedeutung als Dramatiker beruht aber auf seinen für die Wiener Volksbühne berechneten humoristischen Stücken, worin er wie sein Freund und Zeitgenosse Bäuerle die leichtlebigen Bewohner des damaligen Wien und mit ihnen die österreichischen Provinzbewohner in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts als Lacher auf seiner Seite hatte. Meisl's Stücke wurden hauptsächlich auf der Bühne des Leopoldstädter Theaters in Wien aufgeführt, und Ferdinand Raimund selbst wie die berühmten Komiker Schuster, Korntheuer, Carl, Nestroy und Scholz spielten in denselben damals vielbelachte Hauptrollen. Auch auf anderen Wiener Vorstadtbühnen wurden ab und zu Meisl's Stücke gegeben, zu denen hervorragende Capellmeister Wiens wie Drechsler, Müller u. A. häufig die Musik verfaßt haben. Eines der denkwürdigsten dramatischen Producte Meisl's ist wohl das Vorspiel „Die Weihe des Hauses", mit dem das umgebaute Josephstädter Volkstheater in Wien am 8. October 1822 eröffnet wurde und zu dem Beethoven selbst den musikalischen Theil besorgt hatte. Meisl's Text ist heute gänzlich unbekannt, die Musik zur „Weihe des Hauses" des großen Meisters unsterblich geworden. Es wird auch erzählt, daß M. die Idee zu Raimund's erstem Stücke: „Der Barometermacher" diesem zur Verfügung gestellt habe und Raimund hierdurch in seine dramatische Richtung gelenkt worden sei.

In dem „Theatralischen Taschenbuch . . . vom k. k. priv. Theater in der Leopoldstadt", das von 1814 an in Wien erschien, finden wir schon seit den ersten Jahrgängen M. als Mitarbeiter vertreten sowol durch Gedichte als auch durch dramatische Beiträge, im Jahrgange 1821 erscheint sogar eine „Geschichte des Leopoldstädter Theaters" darin, die M. abgefaßt hat. Von 1822 an bis 1830 ist M. selbst als Herausgeber des Leopoldstädter Theater-Taschenbuches genannt und wird unter den „Theaterdichtern" des Personals neben Bäuerle, Gleich u. A. stets darin angeführt, im Jahrgange 1825 findet sich sein Porträt,

und in demselben Jahrgange ist der Text: „Die Weihe des Hauses“ abgedruckt. Während M. die Redaction des erwähnten für die Wiener Theatergeschichte sehr bemerkenswerthen Taschenbuches inne hatte, war neben Seidl, Vogl, Castelli, Duller, Frankl, Halirsch, Ebert und anderen bemerkenswerthen Dichtern auch Grillparzer darin durch Beiträge vertreten.

Meisl's Theaterstücke sind vielfach ungedruckt geblieben, die gedruckten finden sich in den beiden zu Pest und Wien erschienenen Sammlungen: „Theatralisches Quodlibet“ (1820), 6 Bände und „Neuestes theatralisches Quodlibet“ (1824—25), 4 Bände. Außerdem sind von ihm ziemlich bedeutungslose Gedichte: „Humoristische Gedichte über die Stadt und die Vorstädte Wiens“ (1824—25, zusammen mit F. H. Gewey verfaßt, 6 Hefte) erschienen, die nur localen Charakter haben, sowie „Huldigungs-Lieder aus Tirol“ (1840), welche nur der panegyrischen Poesie beizuzählen sind. Ein bis dahin ungedrucktes Gedicht und einiges Andere bietet Ullmayer in den unten erwähnten biographischen Schriften.

M. hat gegen 200 Stücke für die Bühne verfaßt, welche fast ausnahmslos und meistens zuerst in Wien zur Darstellung gelangt sind; das erste dieser Stücke war das im J. 1802 erschienene „Carolo Caroline“, sein letztes „Die blonden Locken“, das im J. 1844 aufgeführt wurde. Jedenfalls hat er, wenn auch keine seiner Bühnenschöpfungen eigentlich litterarische Beachtung verdient, sehr viel zur Veredlung der allzu sehr im Argen gelegenen Wiener Volksposse beigetragen und Generationen hindurch den besten komischen Schauspielerkräften Gelegenheit gegeben die Zuschauer zu erheitern. Er erscheint als eine culturgeschichtlich merkwürdige Gestalt des alten Wien in der Raimund-Therese Krones Zeit und verdient als solche Erscheinung der Vergessenheit entrissen zu werden, welcher seine Schöpfungen anheimgefallen sind.

Franz Ullmayer, Ein litterarisches Sträußchen zur Erinnerung an ... Carl Meisl nebst seiner Biographie. 1853. — Herm. Meynert, Der Wiener Parnaß vor einem Vierteljahrhundert, in der Wiener Abendpost, 1867, Nr. 75 u. 76. — Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich. XVII. Thl. (1867). Daselbst findet sich noch eine Zahl von Quellenangaben zu Meisl's Biographie. — Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. deutschen Dichtung. Bd. III (1881), S. 828—832. — Brümmer, Lex. d. deutsch. Dichter ... bis z. Ende d. 18. Jahrh. A. Schlossar.

Melas: Heinrich M., ein Siebenbürger Sachse, geboren am 12. August 1829 in Mühlbach, Sohn des dortigen Predigers. Er studirte an der Hermannstädter Facultät Jura (1849—51) und trat dann in Staatsdienste, wo er als ungewöhnliche Arbeitskraft erkannt und bei den verschiedensten Gerichten verwendet wurde, bis er 1863 dem Staatsdienst entsagte und als Rechtsanwalt 1877 in Schäßburg arbeitete. Wohlhabend genug, um auch diese Beschäftigung niederzulegen, widmete er sich nun ganz öffentlichen Arbeiten, in erster Reihe in der evangelischen Kirche in Schäßburg, dann in den politischen Fragen seiner Heimath. Die politische Leitung in Schäßburg lag Jahre lang in seiner Hand. Am Zustandekommen des sächsischen Volksprogramms von 1890, das eine Ausgleichung mit den leitenden ungarischen Staatsmännern zu Wege brachte, hatte er wesentlichen Antheil. Daneben war er ein ungewöhnlich geschmackvoller Schriftsteller, vor allem Uebersetzer. Er gab seine Arbeiten unter dem Titel: „Französische und magyar. Dichtungen in metrischer Uebersetzung“ 1885 in Wien heraus, dann eine Petöfi-Uebersetzung 1891 in Hermannstadt, zweifellos die beste von allen, ohne die am meisten verbreitete geworden sein. Zugleich begann er eigne stimmungsvolle Gedichte zu veröffentlichen, deutsch und sächsisch, die ihn als feinfühligen Dichter kennzeichnen,

der umfassende Lebenserfahrung in formschöner Gedankentiefe zu bieten wußte. So bewahrt ihm sein Volk als Charakter und Schriftsteller ein dankbares Andenken. Einen Theil seines großen Vermögens hatte er der Kirche gewidmet. Er starb am 23. November 1894.

H. M. in Trausch-Schaller, Schriftsteller-Lexikon der S. Deutschen IV, 282. Fr. Teutsch.

Mellin: Karl Albert Ferdinand M., seiner Zeit ein sehr einflußreicher und lange in weiten Kreisen hochgeschätzter städtischer Oberbeamter, gehört zu den vielen interessanten Persönlichkeiten, wie sie uns in den altpreußischen Städten namentlich in jenen Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts begegnen, wo die neuen Verfassungsformen allmählich durchdrangen und ihre Wirkung ausübten, die auf Grund der preußischen Städteordnung vom 19. November 1808 ins Leben getreten sind. M. war der Abkömmling einer sehr angesehenen Familie; seinem Vater, der uns nachher als Domprediger und Consistorialrath in Magdeburg begegnet, ist er am 3. December 1780 zu Züllichau geboren worden.

Der reich und vielseitig begabte junge Mann war ganz besonders tüchtig für das Bauwesen veranlagt; auf diesem Gebiete hat er denn auch seine Laufbahn begonnen. Wir treffen ihn dabei frühzeitig in der Stadt Halle a. S., die er dann auch nicht wieder verlassen hat. M. begegnet uns seit dem 31. Mai 1796 (wie man das damals nannte) als sog. königl. Bauconducteur und war auf den Francke'schen Stiftungen in Halle seit 1801 bei verschiedenen baulichen Geschäften thätig. Hier traten seine großen Fähigkeiten in der Art hervor, daß er schon im J. 1802 zu einer weit höheren Stellung gelangte. Kurz vorher nämlich war auf Antrieb der königlichen Provincialregierung zu Magdeburg eine durchgreifende Neugestaltung des städtischen Bauwesens in der Stadt Halle in Angriff genommen worden; der Rath der Stadt hatte sich dabei entschlossen, seine Mitglieder durch einen geschulten, wirklich technisch gebildeten Baubeamten zu ergänzen. Diese Wahl fiel am 24. August 1802 auf M. Dieser erhielt mit dem Titel als Stadtbaumeister und Rathmann Sitz und Stimme im Rathe und ein jährliches Gehalt von 600 Mark. Die Wahl wurde (auf Grund einer königlichen Cabinetsorder vom 1. November 1802) von der Magdeburger Kammer unter dem 16. Januar 1803 mit der Maßgabe bestätigt, daß M. nicht nur in Bausachen, sondern auch in allen übrigen Angelegenheiten im Magistratscollegium Sitz und Stimme haben, und daß das hallische Bauamt in seiner bisherigen Gestalt mit der Einführung des neuen Stadtbaumeisters aufgehoben werden sollte.

M. hat sich auf seinem Gebiete während der nächsten Jahre viele Verdienste erworben; bei den engen Grenzen, in denen sich damals der Rath bewegen durfte und bei der Kargheit der ihm für Bausachen damals zu Gebote stehenden Mittel bedurfte es großer Findigkett und geschäftlicher Gewandtheit, um hier etwas Achtbares zu leisten. Mellin's Ansehen ist allmählich in der Art gewachsen, daß er nachmals — als infolge des unglücklichen Krieges mit Frankreich 1806/7 die Stadt Halle vom Staate der Hohenzollern getrennt, dem Napoleonischen Königreich „Westfalen" zugetheilt, und die alte Verfassung der Stadt aufgehoben worden war, — bei der Bildung einer neuen nach französischem Muster geordneten sog. Municipalität als einer der drei Adjuncten oder Beigeordneten (adjoints) dem am 6. Juli 1808 durch königliches Decret eingesetzten „Maire" Leopold Friedrich Streiber zur Seite gestellt worden ist. Hatte er bereits in den harten Nothjahren seit dem 17. October 1806, seit dem Einrücken der Franzosen in Halle, durch sein rühriges, geschäftsgewandtes, findiges Wesen sich sehr nützlich gezeigt, so ist er in der schwierigen „west-

fälischen“ Zeit durch solche Eigenschaften seinen Mitbürgern noch nützlicher geworden; in gefährlichen Tagen, wie namentlich im Jahre 1809, verstand er es auch, die Franzosen sehr geschickt zu überlisten.

Als im Herbst 1813 nach der Schlacht bei Leipzig die Stadt Halle wieder unter preußische Herrschaft zurückkehrte, und die neuen „westfälischen“ Formen städtischer Verfassung zunächst nur erst leicht umgebildet, die alten deutschen Amtstitel wieder hergestellt wurden, erhielt M. neben Streiber (der seit dem 28. October 1813 als Bürgermeister und — provisorisch — für den damals sehr ausgedehnten „Stadtkreis“ Halle als Stadtkreisdirector, seit dem 1. October 1816 als Oberbürgermeister und als Landrath fungirte) die wichtige Stellung als Rathsdirigent. Im J. 1818 wurde dann mit einem Theile des Westfälischen Nachlasses vollständig aufgeräumt; die „Mairie“ wurde abgeschafft, und zunächst trat an die Spitze der Verwaltung der (seit dem Herbst 1817) mit den Nachbarstädten Neumarkt und Glaucha verschmolzenen, neuen sogenannten Gesammtstadt Halle seit dem 27. Juni 1818 ein vorläufig neu organisirtes Magistratscollegium. Streiber blieb Oberbürgermeister; M. aber, der 1817 das Amt als Stadtbaumeister aufgegeben hatte, wurde jetzt „Erster Stadtrath und Bürgermeister“. Noch höher sollte M. etwa zehn Jahre später steigen. Sein alter Chef Streiber schied gegen Ende des Jahres 1827 infolge tödlicher Erkrankung aus seinem Amte, und M. wurde interimistisch mit der obersten Leitung der Geschäfte betraut, deren Umfang allerdings bald nachher dadurch beschränkt worden ist, daß durch die königliche Cabinetsorder vom 29. März 1828 der Stadtkreis Halle aufgelöst und seine ländlichen Theile mit dem Saalkreise verbunden wurden. Trotzdem war die Machtstellung Mellin's in der Stadt Halle, die nur durch die collegiale Verfassung des Magistrats beschränkt wurde, sehr imposant und übertraf jene der Rathsmeister der älteren Zeiten sehr erheblich, — zumal auch der noch aus westfälischer Zeit stammende „Municipalrath“, auf den vorläufig die Zuständigkeit der seit 1808 in Preußen so genannten Stadtverordneten übertragen war, allmählich von 31 bis auf 13 Mitglieder zusammenschmolz.

Die Jahre seit seiner Berufung an die Spitze des Magistrats bis später zu dem Jahre 1831 waren die glänzendsten in Mellin's amtlichem Leben. Der vielseitig veranlagte Mann (der u. a. auch Presbyter bei der Domgemeinde und bald nach seiner Anstellung in Halle auch Docent an der Universität geworden war), war reich an bedeutenden Ideen im Interesse der Weiterentwicklung der ihm anvertrauten Stadt; man darf wol sagen, daß ihm in dieser Beziehung nur sein jüngerer College Ludwig Wucherer nahe kam. Nicht wenige der Schöpfungen der späteren Zeit in Halle sind in ihren Keimen bereits durch M. angeregt worden. An Streiber's Seite mit Wucherer und anderen tüchtigen Männern hatte er schwere Aufgaben zu lösen. Die Gewinnung der Mittel zu möglichst baldiger Abschüttelung der in der französischen Nothzeit hoch aufgethürmten Schuldenlast; die Arbeiten zur Vereinigung der Städte Glaucha und Neumarkt mit Halle; die Pflege des auf Halle gerade damals ungeheuer schwer lastenden Armenwesens, an dessen Spitze er stand; der Neuaufbau des städtischen Schulwesens, gehörten zu den schweren Problemen eines hallischen Stadtpolitikers dieser Zeit. Ganz auf seinem alten Arbeitsgebiet blieb M., als er im October d. J. 1816 damit begann, die gewaltigen, militärisch aber jetzt längst schon nutzlosen Festungswerke abbrechen zu lassen, die die Stadt seit dem späteren Mittelalter umgaben. Er strebte dahin, der alten Stadt mehr Licht und Luft, bessere gesundheitliche Zustände, viele neue Zugänge und neue Verkehrswege zu schaffen, wie er auch sonst vieles zur Förderung des Verkehrs seiner Stadt gethan hat. Auch die Verschönerung

der Stadt, für die er viel Sinn hatte, sollte dabei zu ihrem Rechte kommen. Bis weit in das vierte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ist er in dieser Richtung thätig gewesen; namentlich der jetzige Franckeplatz verdankt ihm seine Entstehung; im großen sind namentlich die starken Bollwerke der Thore damals abgebrochen worden. Freilich kannte M. (wie manche andere namhafte Bürgermeister und hochgefeierte Wohlthäter ihre Städte) als ein echter „Utilitarist“ jener Zeit keinerlei Schonung auch besserer Alterthümer oder gar Pietät. Schöpferisch dagegen trat er auf, als er es der Stadt möglich machte (1824 bis 1826) ein neues, schönes, vortrefflich eingerichtetes Hospital zu erbauen.

Allmählich ist aber Mellin's Stellung in Halle doch schwankend, endlich unhaltbar geworden. Es trafen dabei Gründe tiefer liegender Art mit mancherlei persönlichen Verschuldungen zusammen. Die Zeit war gekommen, wo auch die Bürger jener preußischen Städte, die die Verfassung des Jahres 1808 noch nicht besaßen, immer abgeneigter wurden, unter der Herrschaft eines gewissen „intelligenten Absolutismus“ zu leben, wie ihn M. thatsächlich ausübte: es war bekanntlich dieselbe Klippe, an der sein Zeitgenosse, der glänzende Magdeburgische Bürgermeister Franke nicht lange nachher scheitern mußte. Die Ergänzung des noch immer bestehenden Gemeinderaths (13. October 1828) durch neue Wahlen bis auf 20 Mitglieder besserte die zu herber Kritik und vielseitigem Mißtrauen, namentlich gegen M., allmählich geschärfte Stimmung nicht. Es war auch nicht zu leugnen, daß der vielverdiente, rührige Mann bei leutseligen, ja gemüthlichen Verkehrsformen doch auch mit großer Schlauheit eine Neigung zu einer gewissen Gewaltsamkeit verband, die ihm manche persönliche Gegner geschaffen hat. Die vielen Neuerungen unter seiner Herrschaft verstimmten Viele. Auch gegen die städtische Finanzleitung wurden mancherlei Bedenken mündlich und in der Presse erhoben. Für Mellin's persönliche Stellung war es dabei recht übel, daß er sich finanziell wiederholt in schwieriger Lage befand und oft mit lästigen Schulden zu kämpfen hatte.

Nun geschah es, daß die königliche Staatsregierung durch Cabinetsorder vom 28. April 1831 die Einführung der sogenannten revidirten Städteordnung vom 17. März 1831 auch für die Städte der Provinz Sachsen verfügte. Die neue, am 9./12. October d. J. gewählte Versammlung der (27) Stadtverordneten gab der Verstimmung gegen M. in der Stadt, die namentlich in den mittleren und niederen Schichten der Bürgerschaft herrschte, dadurch den herben Ausdruck, daß sie bei der Bildung des neuen Magistrats den bisher übermächtigen Chef der Verwaltung völlig überging und statt seiner der königlichen Staatsregierung drei andere Candidaten (Justizrath Dryander, Rechtsanwalt Fiebiger und Landgerichtsrath Belger) vorschlug. Da diese jedoch die Annahme dieser Wahl ablehnten, da ferner von verschiedenen einflußreichen Seiten ein starker Druck auf die Versammlung ausgeübt wurde, so setzten in wiederholter Wahl am 24. März 1832 Mellin's Freunde seine Aufnahme in die Liste der drei zu präsentirenden Candidaten durch. M. wurde von Seiten der Staatsregierung am 8. August 1832 unter Verleihung des Titels als „Oberbürgermeister“ für seine 12jährige Amtsthätigkeit bestätigt.

Es war kein Glück für M. Die fatalen Erfahrungen der letzten Zeit hatten seine frische Zuversicht gestört, ihn innerlich unsicher gemacht. Dazu kam, daß heftige Angriffe der Presse gegen seine Person und seine Amtsführung, wie sie namentlich ein zäher persönlicher Feind, der Rechtsanwalt Dr. Weidemann gegen ihn zu schleudern nicht aufhörte, die erbitterte Stimmung weiter Kreise gegen den alten Herrn beständig wach erhielten. Dazu trat ferner der unausbleibliche Uebelstand, daß die neue städtische Macht auf dem

Rathhause in steten Kämpfen (namentlich auf Mellin's Lieblingsgebieten und über vielerlei Budgetfragen) in oft recht schroffer Art ihre Grenzen gegenüber der Zuständigkeit des Magistrats kräftig festzustellen bemüht war. Auf diesem gefährlichen Boden spielten sich die letzten, für M. höchst unerfreulichen Jahre seiner öffentlichen Thätigkeit ab. Zunächst arbeitete gegen ihn Dr. Weidemann nach Kräften weiter. Der Versuch dieses Mannes, bei einer Ersatzwahl im Herbst 1833 in die Versammlung der Stadtverordneten zu gelangen, war allerdings vom Erfolg gekrönt, blieb aber ohne unmittelbare Wirkungen, weil inzwischen die Versetzung Weidemann's als Notar und Justizcommissar (Rechtsanwalt) nach Ratibor von Seiten des Justizministers verfügt worden war. Ehe er aber Halle verließ, schleuderte er noch ein böses Geschoß gegen M., indem er in zwei Schriften (die eine war an die Stadtverordneten, die andere an die Regierung in Merseburg gerichtet) alles sammelte, was er gegen M. irgendwie aufzubringen vermochte, ihn der Bestechlichkeit, des Mißbrauches der Amtsgewalt und anderer Amtsvergehen anklagte, und endlich forderte, daß dem alten Bürgermeister das Bürgerrecht entzogen, daß derselbe zur Disciplinar- und Criminaluntersuchung gezogen werden sollte.

Eine langwierige fiskalische Untersuchung gegen M. ist natürlich angestellt worden; zu einem juristischen Ergebniß hat sie aber nicht geführt. Trotzdem wirkte dieser neue Angriff auf die Stimmung in der Versammlung der Stadtverordneten und in der Bürgerschaft sehr ungünstig für M. Seine Stellung war thatsächlich unhaltbar. Mehr aber als die Gegnerschaft Weidemann's hat ihn denn gerade in dem Urtheil der späteren Hallenser der Umstand geschädigt, daß M., der bereits im J. 1815 durch Unterhandlungen mit der sogenannten Stadtschützengesellschaft einen Theil des alten, von dieser besessenen östlichen Festungsgrabens der Stadt zuerst auf dem Wege der Erbpacht, nachher vollständig erworben hatte, später, nämlich am 1. Mai 1836, dieses sein Grundstück an den Postfiskus verkaufte, der nunmehr hier ein großes Postgebäude aufführen ließ. Manche begleitende Umstände stellten dieses Geschäft schon damals in ein recht unerfreuliches Licht. Die späteren Generationen, die allmählich erkannten, wie stark dadurch bei dem neuen Aufblühen der Stadt die Ausgestaltung ihrer inneren Verbindungsstraßen gehemmt wurde, sahen sich dadurch beständig an diesen bedauerlichsten Schritt Mellin's erinnert. So ist es gekommen, daß das Bild dieses Mannes immer mehr „nachgedunkelt“ hat; heute ist er allerdings in Halle fast ganz vergessen, — früher schon gedachte Niemand mehr seiner großen Verdienste, und neben manchen derben Uebertreibungen wurden manche seiner Sünden als Zerstörer des Alten, die anderen seiner Zeitgenossen schnell nachgesehen worden sind, lediglich als seine persönliche Verschuldung behandelt.

Als M. im März 1837 bei der Neuwahl eines Abgeordneten zu dem Merseburger Provinziallandtage (einer Stellung, die er bisher inne gehabt hatte), von den Stadtverordneten einfach übergangen wurde, erkannte er, daß es für ihn Zeit sei, zurückzutreten. Am 1. August desselben Jahres trat er in den Ruhestand, — noch wiederholt durch Nachklänge der Ungunst herbe berührt, unter deren Druck er aus dem Amte geschieden war. Freud- und freundlos war sein Alter; fast vergessen ist er erst am 10. Mai 1855 gestorben. G. Hertzberg.

Mels: A. M. hieß ursprünglich Martin Cohn, erhielt aber 1869 die gesetzliche Erlaubniß, den erstgenannten Namen im bürgerlichen Leben führen zu dürfen. Nur wenige deutsche Schriftsteller haben ein so wechselvolles Leben geführt wie M. Am 15. April 1829 in Berlin geboren, studirte er daselbst bis 1848, verließ aber, von einem seltsamen Drange nach Abenteuern erfüllt,

die Universität, um unter den schleswig-holsteinischen Freischaren gegen die Dänen zu kämpfen. Bei Idstedt wurde er schwer verwundet und entging nur wie durch ein Wunder dem Schicksal einer Amputation. Kaum geheilt, trat er in die französische Fremdenlegion in Afrika und wurde Sergeant-Major und Secretär Pelissier's. Darauf war er mehrere Jahre in Paris für deutsche und englische Journale als Correspondent thätig. Seine erste belletristische Arbeit, eine Novelle „L'âme du Canni", ließ Lamartine im „Pays" veröffentlichen. M. besaß ein außergewöhnliches Sprachtalent; er schrieb und sprach das Englische, Französische, Italienische und Spanische mit einer Meisterschaft, die selbst dem geübtesten Kenner kaum den Ausländer verrieth. Von Paris ging er nach Spanien und ward Redacteur des Madrider Journals „Las Novedades". Er betheiligte sich hier an dem Pronunciamento O'Donnell's bei Vicalvaro und trat darauf in die spanische Armee. Bis zum Hauptmann avancirt, erhielt er von Narvaez seine Entlassung und begab sich, über Spanien und die dortigen Verhältnisse verstimmt, nach Italien, wo er als Correspondent für englische und französische Journale bald in Turin, bald in Florenz oder Neapel lebte. Nach sechzehnjähriger Abwesenheit von der Heimath kehrte er 1864 nach Deutschland zurück, ward Mitarbeiter der „Gartenlaube", ging aber bei Gründung des „Daheim" (Octbr. 1864) zu dieser Zeitschrift über. Hier entwickelte er eine fast fieberhafte Thätigkeit; unter sechs verschiedenen Decknamen hat er oft ganze Nummern des „Daheim" allein geschrieben, und diese Zeitschrift verdankt seiner Mitarbeiterschaft wesentlich ihr rasches Aufblühen. Im J. 1866 war M. jener unbekannte Berichterstatter bei der Mainarmee, dessen Schilderungen der Besuche bei Dreyse, Moltke, Vogel von Falckenstein, Goeben, Bismarck, v. d. Tann fast von allen Blättern Deutschlands nachgedruckt und in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden. Nach Beendigung des Krieges erschien sein bekanntes Buch „Von der Elbe bis zur Tauber. Feldzug der preußischen Mainarmee" (1867), das in sieben Monaten fünf Auflagen erlebte. In demselben Jahre ging M. nach Paris, lieferte von hier aus interessante Berichte über die Weltausstellung und bereitete hier seine ersten novellistischen Arbeiten vor: „Erlebtes und Erdachtes. Erzählungen und Skizzen" (II, 1869), „Herzenskämpfe. Novellen und Skizzen" (III, 1869), „Gebilde und Gestalten" (III, 1870) und „Seltsame Schicksale. Erzählungen" (II, 1871). Bald nach seiner Rückkehr nach Deutschland löste M. sein Verhältniß zum „Daheim" und widmete seine Thätigkeit der Hallberger'schen Wochenschrift „Ueber Land und Meer". Seine Arbeit im Kriegsjahre 1870 ist anfangs sehr streng beurtheilt worden. Er ging als Berichterstatter der „Times" nach Wilhelmshöhe und übernahm die Vertheidigung des gefangenen französischen Kaisers. Es war dies acht Tage nach Sedan etwas unerhört Gewagtes, und die gesamte deutsche Presse opponirte mit Erbitterung gegen die Berichte einer deutschen Feder. M. ward zur stehenden Figur des „Kladderadatsch", der ihn bald mit harmlosem Spott, bald mit schneidiger Satire angriff. Aber M. ließ sich nicht irre machen; er blieb bis zur Freilassung des Gefangenen in Wilhelmshöhe, übersetzte später auch die dort verfaßten Schriften Napoleon's III. ins Deutsche und setzte den Kampf für seine Meinung über die Persönlichkeit des entthronten Kaisers ununterbrochen fort, und wenn sich seitdem das deutsche Urtheil über den besiegten Feind milder gestaltet hat, so ist dies hauptsächlich M. zu danken. Im J. 1873 siedelte dieser, nachdem er Napoleon III. noch wenige Tage vor seinem Tode in Chislehurst besucht hatte, nach Wien über und ward Feuilletonist am „Wiener Tagblatt". Hier sah er auch den Erfolg seines dramatischen Erstlingswerkes, des Lustspiels „Heine's junge Leiden" (1871, 2. Aufl. 1875), das bald ein

Repertoirestück sämtlicher deutschen Bühnen wurde. Indessen war seines Bleibens in Wien nur von kurzer Dauer. Sein unter dem Namen Don Spavento herausgegebenes Buch „Typen und Silhouetten von Wiener Schriftstellern und Journalisten" (1874), das großes Aufsehen erregte, machte seine Stellung zum „Wiener Tagblatt" unmöglich, und so wandte er sich nach Graz, wo er einige Jahre aushielt, um dann seinen Wohnsitz wieder nach Paris und schließlich nach Italien zu verlegen, wo er meistens in Neapel weilte. Während dieser Zeit veröffentlichte er noch die historischen Romane „Unsichtbare Mächte" (IX, 1875) und „Neue Horizonte" (IX, 1876) und die Dramen „Der Staatsanwalt. Schauspiel" (1875) und „Das letzte Manuscript. Lustspiel" (1875). Im J. 1892 ging er als Berichterstatter über die große Columbus-Weltausstellung nach Chicago in Nordamerika, wurde aber hier von einem längeren Siechthum heimgesucht, und am 22. Juli 1894 ist er in Summerdale, einem Vorort von Chicago, gestorben.

Persönliche Mittheilungen. — Ernst Eckstein, Beiträge zur Geschichte des Feuilletons, Leipzig 1876. Bd. 2, S. 33 ff. — Adolf Hinrichsen, Das litterarische Deutschland, 2. Aufl. 1893. S. 883. — Ueber Land und Meer, Jahrg. 1869, Nr. 1.

Franz Brümmer.

Melzer: Ernst M. wurde am 21. September 1835 zu Leisersdorf im Kreise Goldberg (Schlesien) geboren, mußte sich auf dem katholischen Gymnasium zu Glogau mit Stundengeben mühsam durchschlagen, zeichnete sich trotzdem aus und brachte es namentlich zu bedeutender Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der lateinischen Sprache. In Breslau hörte er philosophische und theologische Vorlesungen bei Baltzer und Elvenich, zwei entschiedenen Vertretern der Günther'schen Philosophie, sowie bei Reinkens, und löste zwei Preisaufgaben; in Bonn erwarb er sich 1860 die philosophische Doctorwürde. Die Mittel zur Vorbereitung auf das philologische Staatsexamen, das er erst 1868 bestand, mußte er sich in Redacteurstellungen (an der conservativen „Provinzialzeitung" in Breslau und am „Glogauer Stadt- und Landboten") verdienen. Im Herbst 1868 trat er an der Realschule zu Neiße sein Probejahr an, wurde 1871 an dieser Anstalt, die seit 1882 Realgymnasium ist, definitiv angestellt und unterrichtete daran bis 1885. Die treue Erfüllung seiner Amtspflichten hinderte ihn nicht, unablässig und mit Begeisterung seiner Lieblingswissenschaft, der Philosophie, obzuliegen und die Früchte seiner Studien in einer langen Reihe von Schriften zu veröffentlichen. Seine (1860 bei Carthaus in Bonn erschienene) Doctordissertation hatte „Augustini et Cartesii placita de mentis humanae sui cognitione" behandelt, und Augustin, Cartesius und Günther blieben seine Leitsterne. Von Günther's Lehre eignete er sich kritisch sichtend die Grundgedanken an, die er (in der Baltzerbiographie) folgendermaßen zusammenfaßt: „Der Mensch ist die formale Synthese des Weltgegensatzes in Geist und Natur, das bedingte Gegenbild des unbedingten göttlichen Seins und reales Schlußglied des dreigliedrigen Weltorganismus, des geschöpflichen Gegenbildes der ungeschaffenen trinitarischen Gottheit. Von den Substanzen ist keine völlig tot, sondern jede strebt nach Selbstoffenbarung ihres Seins in Erscheinungen. Die gemeinsame Lebensform aller Wesenheiten ist Streben nach dem Wissen um sich. Die göttliche Substanz setzt dieses Wissen in absoluter Vollkommenheit durch: Gott schaut sein reales Ich in realer Selbstvergegenständlichung im Sohne an und erfaßt sich zugleich als wesenhafte absolute Einheit des Anschauenden und des Angeschauten, als absolutes Subject-Object im Heiligen Geiste. Der geschaffene Geist hingegen bringt es in seinem Selbsterkennungsprozeß zu keiner realen Vergegenständlichung

und damit auch zu keiner Selbstanschauung seiner Substanz; er gelangt vielmehr zu einer formalen Verinnerung seiner selbst mittelst des Ichgedankens. Die Natursubstanz kommt im Streben nach Selbsterfassung nur zur Wahrnehmung ihrer Erscheinungen und nicht zum Wissen um sich als Realgrund dieser Erscheinungen. Der Mensch entdeckt durch die Zergliederung der Thatsachen seines Selbstbewußtseins seine eigne Endlichkeit, Relativität und Geschöpflichkeit und den dreieinigen Schöpfer. Er findet ferner in sich zwei Lebensprincipien und mit diesen zwei Denkprincipien gegeben. Der Leib hat seine eigne Seele, die mit dem Geiste zur formalen Einheit, zu einer Person verbunden ist. Nur vom Standpunkte dieses doppelten Dualismus (Schöpfer und Geschöpf, Natur und Geist) aus sind wahre Philosophie und ein vernünftig begründetes Christenthum möglich. Der Pantheismus, der Rationalismus, der Atheismus bleiben im Naturdenken befangen, können im Menschen nichts sehen als die höchste Blüthe der Natur und vermögen die Unsterblichkeit des Menschengeistes nicht anzuerkennen." Von diesem Standpunkte aus hat M. u. a. Kant und Fichte vortrefflich kritisirt (an jenem rügt er, daß er nur der praktischen, nicht auch der theoretischen Vernunft Autonomie zugesteht („das Gewissen ist nur denkbar auf der Grundlage des Wissens") und daß er die Autonomie des Menschen nicht auf die Theonomie zurückführt) und hat er das Verhältniß Goethe's zu Spinoza und Kant sehr schön und befriedigend dargestellt. In eine ungünstigere Zeit konnte M., dem noch dazu sein Entwicklungsgang tiefere Einsicht in die Naturwissenschaften versperrt hatte, mit seinen Bestrebungen nicht treffen als in die siebziger und achtziger Jahre, wo Häckel's Monismus seine Triumphe feierte, der sich eher noch mit dem katholischen Thomismus als mit dem schroffen Doppeldualismus Günther's vertragen könnte; und dieser wurde noch dazu von der Kirche verurtheilt. Es war natürlich, daß sich die Güntherianer, unabhängige Denker und als solche schon in Oppositionsstellung gerathen, 1870 der altkatholischen Bewegung anschlossen, und M. folgte auch darin seinen verehrten Lehrern. So konnte er bei keiner der um die Herrschaft ringenden geistigen Mächte auf Anerkennung rechnen, und er würde wol kaum einen Verleger gefunden haben, wenn ihm nicht die wissenschaftliche Gesellschaft Philomathie in Neiße zur Veröffentlichung seiner Abhandlungen verholfen hätte, deren Mitglied er dreißig Jahre lang (zwei Jahre lang als Secretär) gewesen ist. Er war ihr eifrigster Vortragender; in ihren Jahresberichten sind außer kurzen Referaten über seine Vorträge seine meisten, in schlichter, verständlicher, schöner Sprache geschriebenen Abhandlungen erschienen, von denen dann erweiterte Sonderabdrücke herausgegeben wurden, die vielfach in philosophischen Zeitschriften Beachtung gefunden haben. Seine Studien über mehrere unsrer großen Dichter und Denker und seine für die Geschichte des deutschen Katholizismus wichtige Lebensbeschreibung Baltzer's offenbaren sein Talent für Biographie, und es ist zu bedauern, daß ihn der Tod ereilte, ehe er die begonnene Lebensbeschreibung seines Bonner Lehrers Knoodt vollendet hatte, der ebenfalls Güntherianer und ein Führer der Altkatholiken war.

Körperliche Gebrechen, die seine Lehrthätigkeit erschwerten, veranlaßten ihn, sich schon nach siebzehn Amtsjahren pensioniren zu lassen. Die Pension konnte bei dem damals noch kärglichen Lehrergehalt nicht hoch ausfallen und sie wurde beinahe von dem Jahrgelde absorbirt, das er seiner Frau zahlen mußte, von der er sich ihres schlechten Charakters wegen nach kurzem Zusammenleben getrennt hatte. So sah er sich denn genöthigt, seinen eignen Lebensunterhalt durch Arbeit zu erwerben und übernahm noch einmal die Glogauer Redacteurstelle, bis sich ihm in der Redaction des „Altkatholischen Volksblatts" in Bonn

eine seiner Bildung und seinen Neigungen angemessenere Versorgung darbot. Am 1. Februar 1899 erlöste ihn dort ein Blutsturz von der Lebensmühsal, in der ihm außer seinen philosophischen Studien kaum eine Erquickung beschieden gewesen war. Melzer's hervorstechende Charaktereigenschaften, Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, waren keineswegs durch Armuth und sonstige Ungunst der Lage gezüchtete Sklaventugenden, sondern entsprachen seiner philosophischen Einsicht und gingen aus einem harmlosen und liebreichen Herzen hervor. Dieses bewahrte ihn vor Verbitterung und bewährte sich durch die wirklich vornehme Art seiner Polemik, in der kein beleidigendes Wort vorkommt, und in der Milde seines Urtheils; niemals hörte man ihn irgend jemandem Uebles nachreden; für Klatsch war er nicht zu haben. Und bei all dem Druck, unter dem er litt, blieb er ein treuer, teilnehmender Freund seiner Freunde und ein heiterer, liebenswürdiger Gesellschafter. Im dreißigsten Bericht der Philomathie hat ihm der Secretär der Gesellschaft, Oberlehrer Christoph, einen warmen Nachruf gewidmet, dem das nachstehende Verzeichniß seiner Schriften entnommen ist.

Als Sonderabdrücke aus den Philomathieberichten sind im Graveur'schen Verlag (Gustav Neumann) zu Neiße erschienen: 1. „Eduard v. Hartmann's Philosophie des Unbewußten"; 2. „Die Entwicklung des deutschen Kaiserthums"; 3. „Die Lehre von der Autonomie der Vernunft in den Systemen Kant's und Günther's"; 4. „Die Unsterblichkeitslehre J. G. Fichte's"; 5. „Goethe's philosophische Entwicklung"; 6. „Erkenntnißtheoretische Erörterungen über die Systeme von Ulrici und Günther"; 7. „Die theistische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie"; 8. „Goethe's ethische Ansichten"; 9. „Die Augustinische Lehre vom Kausalitätsverhältniß Gottes zur Welt"; 10. „Der Beweis für das Dasein Gottes und seine Persönlichkeit"; 11. „Die Unsterblichkeit auf Grundlage der Schöpfungslehre". Im Realschulprogramm sind veröffentlicht: 12. „Herder als Geschichtsphilosoph"; 13. „Lessing's philosophische Grundanschauung". Bei J. Neusser in Bonn erschien 1877: 14. „Johannes Baptista Baltzer's Leben, Wirken und wissenschaftliche Bedeutung", und in Karl Hinstorff's Verlag (Leipzig und Danzig 1889) „Joh. Jos. Ign. v. Döllinger". Außerdem finden sich in den Philomathieberichten Referate über folgende Vorträge: „Buckles Geschichte der Civilisation in England"; „Hegel's Beweis vom Dasein Gottes"; „Eduard v. Hartmann's Entwicklungsgang und Religion der Zukunft"; „Joseph v. Eichendorff", „Der Dichter Hermann Kunibert Neumann"; „Kehrbach's Monumenta Germaniae paedagogica"; „Eichendorff und die romantische Schule".

Carl Jentsch.

Memerty: Albert von M., königlich preußischer Generallieutenant, am 8. December 1814 zu Damsdorf im Kreise Bütow in Hinterpommern geboren, trat am 8. März 1832 beim 4. Infanterieregimente in den Dienst, wurde am 13. April 1835 Officier, 1852 nach mannichfacher Verwendung außerhalb der Front Hauptmann, 1859 Major im 13. Westfälischen Landwehrregimente, ging als solcher bei der Reorganisation der Armee in das 5. Westfälische Infanterieregiment Nr. 53 über und machte in dieser Stellung den Krieg von 1864 in den Elbherzogthümern mit, wo er an der Belagerung von Düppel und am Uebergange nach Alsen theilnahm. Vor Ausbruch des Krieges gegen Oesterreich zum Oberst und Commandeur des 4. Ostpreußischen Grenadierregiments Nr. 5 ernannt, focht er an dessen Spitze am 27. Juni bei Trautenau; bei Beginn des Krieges gegen Frankreich zum Generalmajor und Commandeur der aus den Regimentern Nr. 4 und Nr. 44 bestehenden 3. Infanteriebrigade befördert, die zur I. Armee unter General v. Steinmetz gehörte, kam er zuerst am

14. August in der Schlacht von Colombey-Nouilly ins Gefecht, zum zweiten Male am 31. August und 1. September bei Noisseville. In welchem Umfange es geschah, zeigen die Verluste seiner Brigade; sie bezifferten sich bei der ersten Gelegenheit auf 42 Officiere und 945 Mann, bei der anderen auf 21 Officiere und 794 Mann. Von der Theilnahme am ersten Abschnitte des Feldzugs im Norden Frankreichs, wohin die I. Armee nach dem Falle von Metz abrückte, hielt ihn schwere Erkrankung fern. Als er dann sein Commando von neuem übernommen hatte, wurde er im Treffen von Tertry-Poeuilly am 17. Januar 1871, wo er mit einer ihm unterstellten combinirten Division wesentlich zum glücklichen Ausgange des Tages beitrug, schwer verwundet. Die Verleihung des Eisernen Kreuzes I. Classe und des Ordens pour le mérite zeugen für den Werth seiner Leistungen. Am 2. November 1871 wurde er zum Commandanten von Danzig ernannt und, nach erfolgter Beförderung zum Generallieutenant, am 14. August 1875 auf sein Ansuchen pensionirt. Am 24. Januar 1896 starb er zu Wiesbaden.

v. Löbell, Jahresbericht über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. XXIII. Jahrgang 1896, Berlin.

B. v. Poten.

Menke: Dr. Heinrich Theodor M., einer der bekanntesten und tüchtigsten Vertreter der historischen Geographie, geboren am 24. Mai 1819 in Bremen, † am 14. Mai 1892 in Gotha. Sein Vater war Gymnasialdirector in Bremen und auf der von ihm geleiteten Anstalt erhielt M. seine wissenschaftliche Vorbildung. Hierauf studirte er in Bonn Philologie und Theologie, zwei Studienzweige, die in jener Zeit häufig mit einander verbunden wurden. Infolge des gewaltigen Eindrucks, den das kurz vorher erschienene „Leben Jesu" von David Strauß auf ihn und einen Theil der damaligen jüngeren Generation machte, richteten sich seine Studien speciell auf den Zusammenhang der griechischen Cultur mit der des Orients, und im J. 1842 promovirte er in Halle mit einer Dissertation über das alte Lydien. Kurze Zeit darauf fand er eine Anstellung als Lehrer an der Hauptschule in Bremen. In jener Zeit schloß er einen innigen Freundschaftsbund mit Hermann Allmers in Rechtenfleth a. d. Weser, dem bekannten Marschendichter, und übte auf diesen, der zwei Jahre jünger war als er, infolge seiner umfassenden, gründlichen Bildung einen weitgehenden Einfluß aus. Namentlich erweckte er in Allmers ein reges Interesse für Geographie, Culturgeschichte und Volkskunde, was diesen später zur Abfassung seines „Marschenbuches" trieb. Werthvoll für beide Freunde wurde besonders auch eine Fußwanderung, welche sie 1845 durch Mittel- und Süddeutschland unternahmen. Da M. im Lehrerberuf wenig Befriedigung fand und sich ihm in demselben wenig günstige Aussichten öffneten, so gab er ihn nach fünf Jahren wieder auf und widmete sich in Berlin und Heidelberg juristischen Studien. Nach Ablegung der nöthigen Examina ließ er sich dann in Bremen und später in Vegesack als Rechtsanwalt nieder. Als echter Freund des Volkes fühlte er sich glücklich im Verkehr mit demselben und so ward er hauptsächlich der Anwalt kleiner Handwerker und Arbeiter, die er gegen Vergewaltigung durch die Reicheren und Höherstehenden schützte. Wol ward ihm infolgedessen reiche Liebe und Verehrung zu Theil, allein da ihm für die geschäftliche Seite seines Berufes das Interesse fehlte, vermochte ihn dieser auf die Dauer auch nicht zu fesseln. Seine reichen Kenntnisse in der historischen Geographie waren es nun, die ihm zu einer Thätigkeit verhalfen, welche ihn voll und ganz befriedigte und welche seinen Namen auch der Nachwelt werth machte.

Er knüpfte im J. 1851 Verbindungen mit Wilhelm Perthes, dem Besitzer

der weltbekannten geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha an, und dieser veranlaßte ihn zu der Bearbeitung eines Atlas, der an Stelle des veralteten Stieler'schen Atlas der Alten Welt treten sollte. Derselbe erschien unter dem Titel: „Orbis antiqui descriptio“ und hatte einen bedeutenden Erfolg, sodaß alljährlich neue, stets revidirte Auflagen gedruckt wurden. M. blieb infolgedessen in steter Beziehung mit der Gothaer Anstalt, und da eintretende Schwerhörigkeit ihn an der Ausübung seiner juristischen Thätigkeit sehr zu hindern begann, gab er dieselbe endlich ganz auf und widmete sich ausschließlich kartographischen Arbeiten. Er begann im J. 1858 eine Neubearbeitung der dritten Auflage von Spruner's „Atlas antiquus“, dessen erste Lieferung dann allerdings erst im Juli 1862 erschien. Dafür war diese Neubearbeitung auch in der ganzen Behandlung und Anlage so sehr von den beiden früheren verschieden, daß fast ein neues Werk entstand. Dreizehn ganz neue Platten wurden eingereiht und die übrigen besonders durch Hinzufügung einer beträchtlichen Anzahl neuer Nebenkarten völlig umgearbeitet. Der Atlas, der nunmehr 31 Karten umfaßte, wurde im August 1865 beendet. Auf Wunsch der Verlagshandlung war M. bereits im September 1864 ganz nach Gotha übergesiedelt und legte nun den Plan zur Neubearbeitung der II. Abtheilung des Spruner'schen Atlas, die mittlere und neuere Geschichte umfassend, vor. Dieselbe erfuhr eine noch viel größere Umwandlung, ja von Grund aus neue Herstellung, und so sah man sich genöthigt, sogar den Titel in „Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit“ umzuändern. Die zweite Auflage hatte 73 Karten mit 119 Nebenkarten enthalten, von diesen sollten 27 Karten neu bearbeitet, 46 revidirt werden; ebenfalls war eine bedeutende Vermehrung der Nebenkärtchen in Aussicht genommen. Dieser Umfang erwies sich aber bald zu eng für die Masse des Materials, denn M. begann seine Arbeit ganz von vorn, knüpfte nicht an die Spruner'schen Karten an, sondern ging auf das gesammte ältere Material zurück. Im weiteren Verfolg dieser erschöpfenden und systematisch betriebenen Quellenstudien, die einen Zeitraum von mehreren Jahren in Anspruch nahmen, erweiterte sich daher der Plan des Werkes auf 90 ganz neue Karten mit 376 Nebenkarten. Die Herstellung des Atlas war ein Riesenwerk, und soviel auch vorgearbeitet war, es stellte sich mit der Zeit heraus, daß das gegebene Versprechen, alle drei Monate eine Lieferung erscheinen zu lassen, unhaltbar war. Es traten einige längere Unterbrechungen ein und statt 1876 wurde der Atlas erst im December 1879 durch Ausgabe der letzten Lieferung vollendet. Ein volles Jahrzehnt hatte er ein überreiches Maß von Zeichner- und Stecherkräften absorbirt und Schwierigkeiten aller Art hatten überwunden werden müssen. Spruner-Menke's historischer Atlas ist aber auch nicht allein von der Kritik einstimmig als für die geschichtliche Wissenschaft von höchster Bedeutung bezeichnet, sondern geradezu als ein würdiges Denkmal deutscher Gelehrsamkeit und deutscher Kartographie hingestellt worden. Der weitaus überwiegende Theil desselben ist ausschließlich Menke's Werk, nur gegen Ende der Bearbeitung mußten, um den Abschluß zu erreichen, einige auswärtige Gelehrte zur Mitarbeiterschaft herangezogen werden.

Mittlerweile war im J. 1866 auch ein Bibelatlas in 8 Karten von M. herausgegeben worden. Nunmehr, nach Beendigung des großen Atlas, übernahm er den Auftrag des königlich preußischen Staatsarchivs, ein Handbuch der historischen Geographie des alten Deutschen Reiches zu schreiben. Aus zahlreichen Archiven und Bibliotheken ward ihm massenhaftes Material zugänglich gemacht und mit großem Fleiße begann er die Arbeit. Allein durch ein gefährliches Uebel, das er sich durch langjähriges Stehen am Arbeitspulte

zugezogen hatte, und welches im J. 1882 die Amputation eines Fußes nöthig machte, ward leider seine Arbeitskraft so beeinträchtigt, daß das Werk unvollendet blieb. Der erste Band sollte 1893 druckfertig sein und an den anderen Bänden hatte M. fleißig vorgearbeitet, als ihm der Tod die Feder auf immer entwand. Die von ihm hinterlassenen sehr umfangreichen Manuscripte und Kartenentwürfe gingen in den Besitz des königlichen Staatsarchivs in Berlin über.

Persönlich war M. das Urbild eines deutschen Gelehrten; einerseits voller Sonderbarkeiten und einer gewissen Schroffheit, anderseits ein edler, geistreicher, dem Ideale zugewandter Mensch. Selbst eine nicht unbedeutende poetische Veranlagung besaß er, obwohl die Zahl seiner Dichtungen nur klein ist. Vor allem in seinen patriotischen Gedichten kennzeichnet er sich als echten Dichter und als den reinsten, liebenswürdigsten Charakter. Infolge seiner Schwerhörigkeit nahm er am öffentlichen Leben wenig Antheil und führte ein zurückgezogenes Gelehrtendasein im Kreise weniger näherer Bekannter und einer trauten Familie. Die Freude seines Alters bildete seine einzige, nach einjähriger Ehe wieder verwittwete, ihm geistig ebenbürtige, ungemein liebenswürdige Tochter.

An äußerer Anerkennung fehlte es M. nicht. Im J. 1872 erhielt er einen Ruf als Professor der Geographie nach Innsbruck, aber mit Rücksicht auf sein körperliches Leiden und auf sein Lebenswerk, den Handatlas, nahm er denselben nicht an. Seit 1877 gehörte er der Akademie der Wissenschaften zu München als correspondirendes Mitglied an und zahlreiche historische und geographische Vereine und Gesellschaften ehrten ihn in gleicher Weise. Auch Feldmarschall Moltke und sogar Napoleon III. sprachen ihm brieflich für seine Arbeiten ihre Anerkennung aus.

Vgl. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, Jahrgang XV, Heft 4, S. 184. — Hinrichsen, Das litterarische Deutschland, S. 395. — Die Jubiläumsschrift: Justus Perthes in Gotha 1785—1885, S. 94 u. 95.

M. Berbig.

Mente: Curd M., Erzgießer, † um 1574, entstammte einer seit längerer Zeit in Braunschweig ansässigen Familie, die sich auch Menten und Menthen schrieb, und in der wahrscheinlich schon der Großvater Heinrich Mente der Aeltere, jedenfalls aber der Vater, Heinrich Mente der Jüngere, die Erzgießkunst ausübte. Letzterer erscheint zuerst 1507 als Stückgießer und Büchsenschütz; er goß für die Stadt Braunschweig Karthaunen, Schlangen, Büchsen u. s. w., für die Katharinenkirche daselbst 1512 eine Schlagglocke; er hat ferner Glocken für die Kirchen verschiedener Nachbarorte, für Tangermünde (1508) und Nordheim (1509) auch Taufbecken geliefert; er starb im J. 1531. Bedeutender als der Vater war der Sohn Curd, der in dessen Stelle rückte und zahlreiche Geschütze für seine Vaterstadt hergestellt hat. Der Ruf der Braunschweiger Gießkunst war so bedeutend, daß der Landgraf Philipp von Hessen, um sie kennen zu lernen, 1532 seinen Zeugmeister nach Braunschweig sandte. Curd M. stand als Büchsen- und Zeugmeister im Dienste der Stadt und führte als solcher bei dem Angriffe der Schmalkalden gegen Herzog Heinrich den Jüngeren des Rathes Wagenburg und Geschütz gegen die Festung Wolfenbüttel, die am 12. August 1542 sich ergab. Nach der Schlacht bei Mühlberg wurde er mit Anfertigung der 12 Geschütze beauftragt, welche die Stadt Braunschweig Kaiser Karl V. zu liefern hatte. Doch verlor er in seiner Heimath, da er sich in diesen kritischen Zeiten ohne Erlaubniß des Raths nach Wolfenbüttel und Goslar begeben hatte, das Vertrauen so sehr, daß man ihn mit den Seinen am 7. März 1550 aus der Stadt verwies. Er fand bereitwillige Aufnahme

bei Herzog Heinrich d. J., der sich vergeblich für ihn bei dem Rathe der Stadt Braunschweig verwandte und ihn wol sogleich in seine Dienste nahm. 1556 läßt er sich wenigstens in ihnen nachweisen, wenn auch eine förmliche Bestallung für ihn als obersten Zeugmeister auf 5 Jahre erst vom 25. October 1561 erhalten ist. Diese ist von dem Herzoge Julius am 26. December 1570 auf drei Jahre erneuert worden. Bald nach diesem Zeitraume wird er gestorben sein, da er in den fürstlichen Rechnungen 1573 noch erscheint, 1576 fehlt. Er wurde in der Mariencapelle zu Wolfenbüttel begraben und hinterließ eine Wittwe Margarethe, die dem Herzoge 1578 Haus und Gießgeräthschaften verkaufte, von ihm ein jährliches Gnadengeld erhielt und noch 1588 in Goslar lebte. Außer Geschützen, die er auch für Hannover, Einbeck und Göttingen fertigte, und einigen Glocken hat M. auch für andere Zwecke kunstvolle Gußwerke hergestellt. Unter diesen sind besonders die Grabplatten des Herzogs Erich I. in Münden (1541) und des Domprobsts Levin v. Veltheim in Hildesheim (1570), sowie die sogenannte „Julius-Taufe“ in der Marienkirche in Wolfenbüttel zu nennen.

Sack im Archiv d. hist. Ver. f. Niedersachsen, Jahrg. 1848, S. 314 ff. — H. Wilh. H. Mithoff, Mittelalterliche Künstler und Werkmeister Niedersachsens und Westfalens. 2. Aufl. (1885), S. 222—25. — Heinr. Meier, in der Zeitschr. d. Harzvereins, 30. Jahrg. (1897), S. 78—89.

P. Zimmermann.

Menz: Max von M., Historien- und Genremaler, geboren am 1. September 1824 zu Wasserburg, † am 3. Mai 1895 in München. Sein Vater, der nachmalige Polizeidirector Karl v. Menz, welcher 1854 als Appellationsgerichtsdirector zu München starb, genoß den Ruf eines durch seine juridische Bildung, wahrhaft humane und liberale Gesinnung ausgezeichneten Beamten. Der junge, mit den schönsten Talenten ausgestattete Maximilian M. absolvirte mit Auszeichnung Lateinschule und Gymnasium, wo er frühzeitige Proben seines heiteren Humors und seiner durchblitzenden Kunstbegabung zum Besten gab, insbesondere mit köstlichen Caricaturen seiner Mitschüler und Lehrer, welche M. unter dem staunenden Halloh seiner Commilitonen an die große Classentafel kreidete — eine Unthat, welche dem jungen congenialen Gavarni beinahe zur Demission verholfen hätte, bis die Rücksicht für die hohe Stellung des Vaters dem Delinquenten Pardon verschaffte. Uebrigens hegte Franz Dahmen († 1865), ein guter Steinzeichner und in den Akademischen Kunstausstellungen der dreißiger Jahre gern gesehener Porträtmaler, der im Gymnasium als Zeichnungslehrer waltete, ein schönes Vertrauen auf seinen Kunstjünger, welcher dasselbe wirklich auf der Akademie rechtfertigte und bei Anschütz, Heinrich Heß, Julius Schnorr und Philipp Foltz zum Historienmaler sich bildete. Im sprühenden Gegensatz zu so ernsten Bestrebungen componirte der fröhliche M. einen ganzen Cyklus zu Kopisch's unsterblichem Cantus „Als Noah aus dem Kasten war“ und schmückte damit die Wände eines befreundeten Gartenhausbesitzers. Doch folgte er alsbald gewissenhaft der akademischen Vorschrift, welche das Alte Testament und die bairische Geschichte als Fundgrube für malerische Ideen und Urborn der patriotischen Kunst empfahl. Und diesen beiden Principien ist M., mit etwaigen Ausflügen nach volksthümlichen, gesunden Stoffen zeitlebens treu geblieben; nur zerquälte und verarbeitete er mitunter sein schönes Talent an Stoffen, welche für seine ursprünglich frische Zugvogelnatur am wenigsten taugten und paßten. Geradezu unbegreiflich war das Sinnen und Trachten der damaligen Akademieprofessoren, ihren Schülern die für künstlerische Darstellung widerhaarigsten, gar kein dramatisches Interesse bietenden Vorwürfe und Themata als Preisaufgaben

auszuklügeln. Kein Wunder, daß man dergleichen, die beste Kraft vergeudende Nutzlosigkeiten allgemach satt bekam und im Rückschlag und Gegensatz dem dürftigsten Naturalismus, der schmierigsten Gegenwart und geistlosesten Alltagssalbaderei verfiel.

Das erste ausstellungsfähige Product brachte M. 1848 in den Kunstverein die officiell beliebte „Hagar in der Wüste", eine „Findung Mosis", den „Abschied des Tobias" und „Ruth's Ankunft in Bethlehem" (im König-Ludwig-Album, lithographirt von Ingenmey); doch machte er sich auch an andere Stoffe, wie das „Erwachen der Horen", ein „Aschenbrödel" und, da die dorfgeschichtliche Idylle an Ph. Foltz einen herablassenden Protector fand, an einen „Kirchweih-Morgen" (1851), an eine „Chiemsee-Fahrt" à la Christian Ruben (Deutsches Kunstblatt 1856, VII, 444), nebst einer „Heuernte" oder wie ein krankes Mädchen durch eine Nonne im Kahn ins Kloster gerudert wird, wobei auch mit Nachklang an Heinrich Heß, die unter dem Geleite und Schutze von schwebenden Engeln als nächtliche Wasserfahrt gedachte „Flucht nach Aegypten" einem am Chiemsee empfangenen Impulse zu danken war. Zwischendurch gingen „Madonnen" und wieder einmal „Boas und Ruth" oder die „Naemi mit ihren Schwiegertöchtern" (1856) oder historische Stoffe z. B. „Kurfürst Maximilian I. im Familienkreise" (1853) oder wie derselbe seinem Sohne Ferdinand Maria die „Monita paterna" erklärt, wie Herzog Wilhelm V. und seine Gemahlin Renata den Armen Speise vertheilen (1856), die „Hofhaltung des Herzogs Albrecht V. des Großmüthigen in Starnberg", wobei die Herzogin Anna dem Tondichter Orlando di Lasso einen Becher deutschen Weines kredenzt (1859) oder die historisch unhaltbare Malernovelle von „Claude Lorrain zu Harlaching", der auf diesem seinem imaginären Landsitze, ein offenes Skizzenbuch haltend, an der Seite seiner jungen Frau unter Laubschatten die alpine Landschaft betrachtet (1854), womit das breite Recept mit der Explication den ganzen, inhaltlich möglichst unbedeutenden Vorgang der damals auf ihre „Ideen" so stolz pochenden „historischen Schule" documentirt ist. Mit gleich malerisch undankbaren Aufgaben wurden durch General v. Spruner, einen übrigens namhaften, den Künstlern außerordentlich wohlwollenden Historiker, die Maler betraut, welche die Galerie des Bairischen National-Museums mit ihren Fresken inscenirten; auf M. fiel die immer noch erfreuliche Motive bietende „Grundsteinlegung der Münchener Frauenkirche durch Herzog Sigmund", aber auch die „Gründung der Primogenitur 1508 durch Herzog Albrecht IV.". Noch schwieriger gestaltete sich das Pensum „wie Johann Thurmaier, genannt Aventinus, die herzoglichen Prinzen in der Geschichte ihres Vaterlandes unterrichtet". Besser gelang dem Maler ein „Besuch Teniers bei Rubens" oder die „Ermordung des Sängers Riccio" — ein besonders bei den Piloty-Schülern beliebtes Thema, wobei der höckerige Secretarius immer als ein wahrer Adonis abgeschildert wurde. Bei der Restauration der „Münchener Frauenkirche" erhielt M. acht kleine Altar-Flügelbilder mit Scenen aus dem Leben des hl. Corbinian und Benno (Anton Mayer, Beschreibung der Frauenkirche, 1868, S. 301); sie fanden, obwol liebevoll behandelt und ausgeführt, wenig Beachtung und noch weniger eine Reproduction für weitere Kreise. Einen guten Griff machte M. mit Illustrationen zu Ludwig Uhland, die leider durch eine heimtückische Krankheit, welche im Februar 1872 sogar die Amputation des einen Fußes erforderte, unterbrochen wurden. Leidlich hergestellt, versagte zuletzt noch der Gebrauch des Augenlichts. Gelang es ihm auch nicht, mit den Größten um die Palme zu ringen, so sichern ihm doch seine Leistungen ein bleibendes Gedächtniß durch

Adel, Ehrenhaftigkeit und Schönheit in Zeichnung und Farbe, im Wollen und Können.

Vgl. Nekrolog in Nr. 125 d. Allgem. Zeitung v. 6. Mai 1895. — Kunstvereinsbericht für 1895, S. 79 ff. — Fr. von Böttícher, 1898. II, 15. — M. Fürst, Biogr. Lexikon 1901, S. 144.

Hyac. Holland.

Meran: Franz Graf von M., war der Sohn Erzherzogs Johann von Oesterreich und der ihm am 3. September 1823 angetrauten Anna Plochl, Postmeisterstochter zu Aussee, welche später vom Kaiser zur Freiin v. Brandhofen und 1844 zur Gräfin Meran erhoben wurde. Graf M. erblickte zu Wien am 11. März 1839 das Licht der Welt. Des Neugeborenen Taufpathe war Erzherzog Ludwig, Johann's Bruder, und er erhielt die Namen Franz Ludwig Johann Jakob Gregor; den Rufnamen Franz in dankbarer Erinnerung des Erzherzogs Johann an seinen Bruder, Kaiser Franz, der ihm die Bewilligung zur Vermählung mit der geliebten Auserwählten gegeben hatte. Das Prädikat „Meran" erhielten Gattin und Sohn des Erzherzogs deshalb, weil dieser das nördlich von Meran gelegene Schloß Schönna sammt den dazu gehörigen Herrenrechten zur Apanagirung seines Sohnes gekauft hatte, einen alten tirolischen Herrensitz am Ausgange des Passeyer Thales mit prachtvoller Aussicht in das herrliche Etschthal und tief hinein in die historisch berühmt gewordene Heimath Andreas Hofer's, des Wirthes am Sand.

Die Nachricht von der Geburt eines Sohnes des Erzherzogs Johann wurde, besonders in der Steiermark, mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen. Die Stände dieses Herzogthums gaben derselben dadurch Ausdruck, daß sie in der Sitzung des steiermärkischen Landtages am 17. September 1839 den Sohn des größten Wohlthäters ihres Landes durch allgemeine Acclamation in die Reihe der steiermärkischen Herren und Landleute des Herrenstandes aufnahmen.

Die Jugendjahre brachte M. zum größten Theile in Graz, wo der Erzherzog sich ein Palais erbaut hatte, sodann auf den Landsitzen der Eltern, dem Brandhofe in Obersteiermark, in Aussee, der Heimath der Mutter, in Stainz bei Graz, welche Herrschaft mit großem Schlosse und Grundbesitz in einer der fruchtbarsten Gegenden der Steiermark, im Angesichte der in herrlichen Formen sich erhebenden Koralpe gelegen, der Erzherzog im J. 1840 angekauft hatte, und in Schönna zu.

Von Mitte 1848 bis Ende 1849 weilte der junge Graf mit seinem erlauchten Vater, dem damaligen deutschen Reichsverweser, zu Frankfurt a. M. Es sind also mannichfaltige, gewiß folgenreiche Eindrücke gewesen, welche auf das jugendliche Gemüth des Grafen einwirkten und tiefe Spuren zurückließen. Nachdem der Erzherzog nach der Niederlegung der Reichsverweserschaft anfangs 1850 wieder seinen bleibenden Wohnsitz in Graz nahm, begann die wissenschaftliche Ausbildung seines zum Jüngling heranreifenden Sohnes. Der Erzherzog, selbst ein warmer Freund und vorzüglicher Kenner der Naturwissenschaften, legte auf den Unterricht in dieser Disciplin besonderes Gewicht, und M. erhielt als Lehrer mehrere Professoren des „Joanneums", der herrlichen Stiftung seines erlauchten Vaters; so unterwies ihn in der Chemie der rühmlichst bekannte Fachmann Professor Gottlieb. Aber nicht dieses Studiengebiet war es, in dem M. später weiter arbeitete, sondern ein davon weit entferntes, die Waffenkunde, in welcher er sich als Forscher und durch mehrere grundlegende Arbeiten auszeichnete.

Wie dies bei seiner väterlichen Abkunft nicht leicht anders zu denken

war — denn alle Glieder des Hauses Habsburg hängen mit ganzem und vollem Herzen an dem Kriegerstande — erwachte frühzeitig in dem kaum achtzehnjährigen Jüngling der unbesiegbare Trieb, in die Armee seines Vaterlandes einzutreten, sich dem Waffendienste zu widmen. Er wurde Lieutenant und Oberlieutenant im Infanterieregimente Nr. 18 Großfürst Constantin, dann Rittmeister im 2. Dragonerregiment.

Im J. 1859 traf ihn der erste harte Schicksalsschlag; anfangs Mai erkrankte Erzherzog Johann an einer schweren Entzündung der Lunge, um so gefährlicher, da er bereits das 78. Lebensjahr überschritten hatte; die Aerzte befürchteten bald das Aeußerste, der Sohn wurde telegraphisch herbeigerufen; am 11. Mai 3 Uhr Morgens kam er in Graz an bei dem geliebten Vater, der den Sohn noch erkannte und mit wenigen Worten zärtlich begrüßte, doch wenige Stunden nachher in den Armen der Gattin und des Sohnes verschied. Von tiefstem Schmerze ergriffen, betrauerte M. das Hinscheiden seines erlauchten Vaters und zeitlebens stand ihm nichts höher und hielt er nichts inniger im Herzen als das Andenken an ihn. Streng und genau kam er den Anordnungen desselben nach; Erzherzog Johann hatte gewünscht, in Schönna, mitten im Lande Tirol, das er so innig geliebt und mit dem ihn sein Schicksal in den Jahren 1805—1816 so fest verknüpft hatte, dauernd zu ruhen; die irdische Hülle des Verblichenen wurde daher vorläufig in dem 1516 erbauten Mausoleum Kaiser Ferdinand's II. in Graz beigesetzt und M. ließ eine herrliche, in gothischen Formen sich erhebende Grabcapelle vor dem Schlosse Schönna erbauen, in der einige Jahre später die irdischen Reste Erzherzog Johann's bestattet wurden.

Mit seinem ganzen Herzen hing M. an seiner vortrefflichen Mutter, die ihm ein gütiges Geschick noch durch Jahre erhielt, und weithin durch alle Stände können wir blicken, bis wir wieder auf ein so schönes, so warmes, so zartes Verhältniß stoßen, wie es da zwischen Mutter und Sohn bestand. — Gewiß war es die Liebe zur Mutter, die ihn, um nicht dauernd von ihr getrennt zu bleiben, bestimmte, im J. 1862 aus dem activen Dienste des Heeres zu scheiden; er wurde Major ad honores, ließ sich aber, als durch das Wehrgesetz vom 5. December 1868 die Landwehr wieder eingeführt wurde, in den Stand der steiermärkischen Landwehrescadron Nr. 3 eintheilen und trat am 14. Juli 1870 als Major in den nichtactiven Stand der berittenen Landesschützen von Tirol über, in welcher Stelle er bis zu seinem Tode blieb.

Als Oesterreich in die Bahnen des constitutionellen Lebens einlenkte, wurde dem Grafen M. vom Kaiser die Würde eines erblichen Mitgliedes des Herrenhauses verliehen.

Am 8. Juli 1862 vermählte er sich, erst 23 Jahre alt, mit der Gräfin Therese Lamberg, der Tochter des Grafen Franz Philipp v. Lamberg, der 1848 vom Kaiser Ferdinand zum Generalcommandeur der militärischen Macht und provisorisch zum Palatin in Ungarn ernannt, am 28. September 1848 auf der Brücke zwischen Ofen und Pest vom Pöbel getödtet worden war. Die Ehe war eine überaus glückliche, mit sieben Kindern gesegnete.

Von seiner Vermählung an nahm M. seinen dauernden Wohnsitz in Graz und brachte, außer vielen Reisen, nur den Sommer auf seiner Villa am Grundlsee bei Aussee und die Zeit der Hochjagd auf dem Brandhofe bei Maria Zell zu. — Alljährlich mindestens einmal begab er sich nach Schönna, um am Grabe des Vaters zu beten.

Im J. 1869 wurde M. vom Kaiser zum Ritter des goldnen Vließes erhoben und 1882 zum Wirklichen Geheimen Rathe (Excellenz) ernannt worden.

Ein schwerer Schicksalsschlag traf ihn, als ihm 1885 die geliebte Mutter, allerdings schon 82 Jahre alt, durch den Tod entrissen wurde; sie starb in ihrem Vaterhause zu Aussee und M. geleitete ihre entseelte Hülle in die Familiengruft zu Schönna, wo ihr Sarg neben dem ihres erlauchten Gemahls, des Erzherzogs Johann, beigesetzt wurde.

M. war ein wackerer Krieger, so lange er activ diesem Berufe angehörte; die Güter, welche ihm nach dem Tode seines Vaters zugefallen waren, verwaltete er mit Umsicht und von der Zeit an, in welcher er seinen dauernden Wohnsitz in Graz genommen, baten ihn zahlreiche wohlthätige und gemeinnützige Gesellschaften und Vereine, an ihre Spitze zu treten oder sonst in ihnen zu wirken, und in all diesen arbeitete er mit der größten Hingebung, mit rastlosem Eifer und mit glänzenden Erfolgen. So vor allem in dem patriotischen Landes- und Frauen-Hülfsvereine vom rothen Kreuze, dessen Präsident er war. Dieser Verein sorgt vor für alles das, was im Falle eines Krieges erforderlich ist, verwundete und kranke Krieger zu pflegen und zu heilen und diejenigen, die im Kampfe unheilbaren Schaden erlitten, für ihr weiteres Leben zu unterstützen. Vorräthe sind aufgespeichert, Hülfsmittel zusammengetragen für den Transport der Verwundeten, zur Errichtung von Spitälern im Kriegsfalle und die Gesellschaft, welche auf diese Weise vorarbeitet, um die schrecklichen Folgen der Kriege zu mildern, stand jahrelang unter der Leitung des Grafen v. M.; er führte und lenkte sie so, daß sie gerüstet dasteht, wenn ihr Wirken im Kriegsfalle beginnen soll und daß sie auch in der Zeit des Friedens reiche Spenden vertheilen kann an solche, welche in früheren Kriegen invalid geworden. — Im Curatorium des „Joanneums“ war er der Erbe und Träger der Gedanken und Pläne seines erlauchten Vaters, des Gründers dieser herrlichen Anstalt und dem Landes-Musealverein „Joanneum“, dessen Zweck es ist, durch Erwerbungen das Landesmuseum zu bereichern und der bereits ansehnliche Schätze hierzu gesammelt, stand er als Präsident vor. Ebenso der k. k. privilegirten wechselseitigen Brandschadenversicherungsanstalt, auch einer Schöpfung Erzherzogs Johann's; sodann in gleicher Weise dem Jagdschutzvereine, dem Fremdenverkehrsvereine, dem Grazer Schutzvereine; in allen wohlthätigen und gemeinnützigen Gesellschaften, welche das Glück hatten, ihn an ihrer Spitze oder in ihrer Leitung zu haben, wirkte er auf das Hingebendste und Erfolgreichste.

Außer dieser umfassenden Thätigkeit fand M. noch Zeit und Gelegenheit, sich seinen Lieblingsstudien, den historischen, zu widmen, in ihnen zu produciren und Andere zur Production anzuregen. Auf seine Veranlassung und Kosten erschienen zwei bemerkenswerthe Publicationen, 1882 gewissermaßen als Gabe zur Feier des hundertsten Jahrestages der Geburt seines Vaters, die von dem Verfasser dieser Biographie herausgegebene Schrift: „Aus dem Tagebuche des Erzherzogs Johann. Eine Reise durch Obersteiermark im Jahre 1810“, werthvoll für die Biographie des kaiserlichen Prinzen sowohl, als für die Kenntniß der Steiermark vor etwa 100 Jahren; und 1887 „Der Frau Maria Elisabeth Stampfer aus Vordernberg Hausbuch“ herausgegeben von J. v. Zahn, eine reizende Familienchronik aus dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts. — Die reichen Schätze des Archivs des Erzherzogs Johann hütete M. sorgsam, las selbst die Fascikel mit Briefsammlungen und Actenstücken, sowie die umfangreichen Tagebücher, wie sie der kaiserliche Prinz geführt, eifrigst durch, daß er über alles gründlich Bescheid wußte. Einzelnen ihm vertrauenswürdig erscheinenden Forschern erschloß er auch diese unschätzbaren historischen Materialien, und so sind sozusagen aus denselben die Werke von Krones: „Zur Geschichte Oesterreichs im Zeitalter der französischen Kriege

und der Restauration", über „Tirol 1812—1816 und Erzherzog Johann von Oesterreich", „Aus dem Tagebuche Erzherzogs Johann von Oesterreich (1810 bis 1815)", „Aus Oesterreichs stillen und bewegten Tagen 1810—1812, 1813—1815", die Studie von Zwiedineck: „Das Gefecht von St. Michael 1815" (Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung), desselben: „Erzherzog Johann von Oesterreich im Feldzuge von 1809" hervorgegangen. Auch für die von Schlossar unter dem Titel: „Erzherzog Johann und sein Einfluß auf das Culturleben der Steiermark" herausgegebenen Briefe kam reiches in den Anmerkungen verarbeitetes Material aus dem erzherzoglichen Archive. Ebenso haben der Essay des Unterzeichneten: „Erzherzog Johann und seine Beziehungen zu den Alpenländern" (Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, 13. Band), sowie die „Briefe des Erzherzogs Johann an Joseph Freiherr v. Hammer-Purgstall" (Mittheilungen des Historischen Vereins für Steiermark, 37. Heft), durch den Grafen v. M. reiche Förderung erhalten.

So nützte er der Wissenschaft, welche sein Lieblingsstudium war, mittelbar; aber auch als Forscher war er in einem Gebiete derselben thätig. Durch Studium und durch Anschauung hatte er sich zu einem der besten Waffenkenner herangebildet; in der Kunde des Waffenwesens vom Beginne des Mittelalters an und in der Geschichte dieses Zweiges menschlicher Erfindungskraft und Arbeit kann er als eine der ersten Autoritäten bezeichnet werden. Zwei vortreffliche Monographien verdankt diese Wissenschaft ihm: „Der sogenannte Leobner Helm im Joanneum zu Graz" und „der Prandther Helm aus Stift Seckau", beide anonym 1878 in Graz erschienen, sind mustergültige Arbeiten auf dem Gebiete der mittelalterlichen Waffenkunde, und dann das umfassende Prachtwerk: „Die Waffen des Landes-Zeughauses in Graz" von F. G. v. M., Graz 1880, ein Meisterwerk in Text und Illustrationen, in welchem der überreiche Schatz an Waffen, welche sich in diesem, in seiner Art einzig dastehenden Zeughause befinden, vortrefflich beschrieben und bestimmt wird. In den Vorbemerkungen zu diesem Werke spricht sich M. in folgender Weise aus: „Die dermalen noch im landschaftlichen Zeughause in Graz bewahrten Waffenvorräthe, durch Abbildungen veranschaulicht, nach Gestalt und Wesen einer Beschreibung zu unterziehen, ist der Zweck dieser Studie. Ich betrachte es als meine Pflicht, mich bei dieser Arbeit nur selbsteingesehener gleichzeitiger Quellen zu bedienen und andere nur dann zu benützen, wenn sie der strengsten Kritik Stand hielten. Immerhin dürfte ein Theil der Leser den vorgeführten Stoff zu knapp behandelt, ein anderer Theil wieder finden, daß zu viel allgemein Waffengeschichtliches, daher Bekanntes unnöthig mitgetheilt werde. Das redliche Bestreben, dem ernsten Forscher manche unbekannte Quelle aufzuschließen und dabei doch in weiteren Kreisen, besonders in Steiermark selbst, einiges Interesse für das Waffenwesen im Allgemeinen und dabei auch für das kostbare Landeseigenthum, das Zeughaus, zu wecken, mag das Zuviel und Zuwenig dieser Arbeit entschuldigen." — Wenn M. in diesen Worten sich dahin ausspricht, daß er bei allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten nur der besten Quellen sich bediente und stets die strengste Kritik übte, so ist er damit vollkommen im Rechte, wenn er aber Zweifel hegt, ob er allen Lesern des Werkes gerecht geworden sei, so ist das nur der Ausdruck allzu großer Bescheidenheit, denn, um jetzt nur von diesem Werke zu sprechen, hat er sich durch dasselbe ein unvergängliches Verdienst um die Wissenschaft und um die Steiermark erworben. Nicht bloß durch Forschung und Darstellung hat er sich um die Kunde des Waffenwesens hoch verdient gemacht, auch mit eigener Arbeit hat er darin eingegriffen; die Neuordnung

der Waffensammlung des Landeszeughauses, das er so trefflich beschrieben, wurde unter seiner Leitung vollzogen, nach seinen Plänen ist sie jetzt aufgestellt und ungezählte Tage und Stunden hatte er dieser mühevollen Aufgabe gewidmet.

Erzherzog Johann war ein begeisterter Freund der Alpenwelt und bereiste und durchforschte sie zu einer Zeit, wo die Erkenntniß derselben kaum noch begonnen hatte; auch darin war M. der Nachfolger seines Vaters; er war ein glühender Verehrer der Alpenwelt, bestieg ihre Berge, durchstreifte ihre Thäler, sei es als Jäger, sei es als Tourist; er förderte durch Rath und That die alpinen Vereine, welche sich die Erschließung der Hochgebirgswelt zum Zwecke gestellt und sprach sich oft in begeisterten Worten über die nachhaltigen Eindrücke aus, welche die wunderbare Schönheit des Hochgebirges auf ihn geübt.

Ein geistreicher Franzose spricht sich irgendwo dahin aus, daß auch der bedeutendste Mann die Fehler seiner Tugenden habe, und so können wir von M. sagen, daß er von zu großer Bescheidenheit und Zurückhaltung gewesen. Bei seiner ausgezeichneten Begabung, seinen reichen Kenntnissen, seiner gewinnenden Erscheinung hätte er eine große Rolle im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben spielen können; er trat aber nie und nirgends hervor, hielt sich absichtlich immer im Hintergrunde und so konnten nur die ihm Nahestehenden und seines persönlichen Umganges Theilhaftigen (dessen der Verfasser dieser Biographie als einer der schönsten Erinnerungen seines Lebens stets gedenk sein wird) ihn ganz und voll würdigen. M. war Mitglied des Herrenhauses, gehörte in demselben, da er gut deutsch und fortschrittlich gesinnt war, der Verfassungspartei an, war ein entschiedener Gegner aller feudalen und clericalen Aspirationen, im Herrenhause stimmte er stets seinen liberalen Ansichten getreu, aber nie ergriff er das Wort. Die Bescheidenheit und Zurückhaltung in dieser Situation sowie in allen Lagen seines Lebens mag wol auch darin ihren Grund gehabt haben, daß M. ebenso wie seine Mutter noch als Mitglieder der kaiserlichen Familie rechtlich galten und sich besonders deshalb stets zur höchsten Discretion namentlich in öffentlichen Angelegenheiten verpflichtet hielt.

In den letzten Monaten seines Lebens erhoben ihn noch zwei freudige Ereignisse: der deutsche Kaiser zeichnete ihn durch die Verleihung des Großkreuzes des Rothen Adlerordens aus, und am 4. Februar 1891 vermählte sich sein ältester Sohn Dr. Johann Graf v. M. mit seiner Cousine, der Gräfin Ladislaja v. Lamberg.

Durch die letzten sechs Jahre seines Lebens litt M. an einem bald leichter, bald schwerer auftretenden Magenübel; vergebens suchte er bei vielen Aerzten und in verschiedenen Curorten Heilung. Schwer leidend begab er sich Mitte März 1891 nach Abbazia; dort ereilte ihn am 27. März Vormittags um 11 Uhr der Tod; in den Armen seiner Gemahlin und seiner Tochter Anna hat er den Geist ausgehaucht. Magengeschwüre und infolge dessen Perforation des Magens ergab der ärztliche Befund. — Seine irdische Hülle wurde in Abbazia eingesegnet und in der Grabcapelle seines Schlosses Schönna neben den Sarkophagen von Vater und Mutter bestattet.

Ilwof, Franz Graf v. Meran. (In der Wiener Zeitung 1891, Nr. 85, und im Gedenkbuch des Historischen Vereins für Steiermark, Mittheilungen desselben XXXIX, 159—170.)

Franz Ilwof.

Mergenthaler: Ottomar M., der Erfinder der modernen Setzmaschine, wurde am 10. Mai (oder November) 1854 zu Dürrmenz, Oberamt Mühl=

acker, in Württemberg geboren. Im benachbarten Hachtel als Sohn eines Dorflehrers aufwachsend, zeigte er von Jugend auf regstes Interesse für Mechanik, erlernte vorläufig bei seinem Oheim Hahl in Bietigheim die Uhrmacherei und trat 1872, über den Ocean ausgewandert, in seines Vetters Hahl in Washington Fabrik elektrotechnischer Apparate in Stellung, wo er bald durch Fleiß und Selbständigkeit sich einen Achtung gebietenden Posten errang. Umgang mit Schriftsetzern brachte ihn auf die Idee seiner epochemachenden Erfindung. Unmittelbarer Anlaß dazu war der Auftrag, für die inzwischen nach Baltimore verlegte Anstalt eine sehr mangelhafte Schreibmaschine umzuconstruiren. Anfangs wollte er die Erzeugnisse der letzteren mittels Steindrucks vervielfältigen. Als ihm ein solches Verfahren neben dem Steindruck nicht concurrenzfähig erschien, löste er das Problem erfolgreich in durchaus origineller Weise. Er construirte nämlich eine Maschine, mit deren Messingmatrizen er einzelne Buchstaben in Maternplatten prägte, um von diesen Sterotypplatten zu gießen. Auf diesem Wege ließ sich nun allerdings kein dem bisherigen Handsatz ebenbürtiger herstellen, da die eingeprägten Buchstaben oft zu hoch oder zu tief in der Satzebene standen und nicht Linie hielten. Dieselbe Unregelmäßigkeit trat M. entgegen, als er statt der Typen Matrizen setzte und von diesen goß. Endlich nach den kostspieligen Mühen und Versuchen zwölfjähriger anstrengender Geistesarbeit, die über 4 Millionen Mark amerikanischer Capitalien verschlungen haben sollen, stellte M. anfangs der achtziger Jahre auf Grund harmonisch in einander greifender Erfindungen in New-York die erste selbstthätige Zeilen-Setz-, Gieß- und Ablegemaschine auf. Diese setzt als Grundelement des Satzes an die Stelle des Buchstabens die Zeile von Messingmatrizen mit je einem Buchstaben durch eine anreihende Claviatur, gießt sie in einem in der Maschine befindlichen Gießapparat druckfertig und legt sie automatisch ab; sie vertritt also die Thätigkeit dreier verschiedener Fachleute zugleich und leistet, indem das Ablegen wegfällt, die Arbeit 5—6 geübter Handsetzer. Die Durchschnittsleistung des an ihr arbeitenden Maschinensetzers beginnt mit 3500 und steigt bis auf über 10 000 Buchstaben in der Stunde. Dies Wunder- und Meisterwerk, die Linotype geheißen, hat sich seitdem in der Praxis tausendfach bewährt, J. Gutenberg's Riesenthat gleichsam neu gekrönt und den unermüdlichen Genius Mergenthaler's unsterblich gemacht. Dieser selbst erhielt vom Technical Institute zu Philadelphia den großen Ehrenpreis für die bedeutendste Erfindung des Decenniums. Zwar gründete er 1893 in Baltimore eine eigene Fabrik, mußte sich aber infolge der durch Ueberanstrengung entstandenen argen Erschütterung seiner Gesundheit schon einige Jahre danach vom Betriebe zurückziehen und ist in der Blüthe des Lebens, 45 Jahre alt, zu New-York viel zu früh einem tückischen Lungenleiden erlegen, am 28. October 1899. Die Geschichte der Buchdruckerkunst, der er, ein würdiger Nachfolger Friedrich König's, des genialen Schöpfers der Schnellpresse, das zweitschwierigste technische Räthsel müh- und wundersam bewältigt hat, wie die der neuzeitlichen Erfindungen überhaupt verzeichnen seinen Namen mit goldenen Lettern. Man höre aber, daß, wie König für die Ausnutzung seiner innerhalb des Druck-, insbesondere des Zeitungswesens umstürzlerischen Erfindung erst in England die nöthige finanzielle Unterstützung gefunden, Yankeegeld Mergenthaler den Ausbau seiner sieggekrönten Idee ermöglicht hat, im Vertrauen auf das richtige Princip der deutschen Construction, auf das Genie ihres Urhebers.

Anderthalb Jahrzehnte nach ihrer endgültigen Einführung war die Linotypemaschine in Amerika und England in mehreren Tausenden von Exemplaren in Verwendung und hatte auch trotz ihres verhältnißmäßig teuren

Preises im Vaterlande des Erfinders, Deutschland, ihren Einzug gehalten; aber noch bei Mergenthaler's Tode gebrauchte man bei uns nur erst Maschinen amerikanischen Ursprungs, und Schwartzkopff in Berlin fing erst mit der Herstellung für das Deutsche Reich an. J. R. Rogers' und F. E. Bright's Imitation Typographe trat bald in umfänglichem Maaße — anderthalb Jahre nach Mergenthaler's Ableben in Deutschland neben 211 System Linotype 169 Typograph —, W. S. Scudder's Monoline, dann System Thorne, Vorreiter und Müllendorf (Berlin) u. A. in geringerem mit der großartigen Leistung Mergenthaler's in mehr oder weniger lauteren Wettbewerb, ohne ihm den Ruhmeskranz, daß er das Eis gebrochen, und das durchschlagende Hauptverdienst an dem eintretenden gewaltigen Fortschritte entwinden zu können.

Nachruf Gartenlaube 1899, Nr. 46, Beilg., mit Bildniß und knapper Erläuterung des Technischen. Letzteres ausführlich in dem Nekrolog des Allgemein. Anzeigers für Druckereien (Frankfurt a. M.), 26. Jahrg., daraus abgedruckt z. B. in der Feuilletonbeilage zu Nr. 306 des Beobachters am Main (Aschaffenburg) v. 11. Novbr. 1899; in dieser Tageszeitung Nr. 144 vorzüglicher Aufsatz über Mergenthaler's Erfindung vom Redacteur E. K[ley], ebd. 1901, Nr. 71 S. 2 Ziffernangaben über die Setzmaschinen in Deutschland, nach dem „Correspondenten für die Buchdrucker". Vgl. auch: Typographische Jahrbücher, Archiv f. Buchgewerbe, Deutsch. Buch- und Steindrucker (6. Jahrg.; darin i. d. Weihnachts-Nr. v. 1899, S. 149, Angaben über den Eroberungszug der Linotype in Deutschland, der oben benutzt wurde), Journal für Buchdruckerkunst, Neuer Druckerei-Anzeiger, Oesterr.-ungar. Buchdrucker-Ztg.; in sämmtlichen älteren Ursprungs sind auch die betreffenden Artikel aus der Periode des ersten Hervortretens der Linotype zu vergleichen, hierfür auch das besonders eingeheftete ausführliche Specialreferat über Setzmaschinen in Meyer's Conversationslex.[5] XV, 947 mit Abbildungen, wie auch in den meisten soeben angezogenen Artikeln. Kurzer Artikel über M. i. d. 249. Beilg. d. Allg. Ztg. 1899, S. 8, und den meisten größeren Tageszeitungen. Lebens- und Charakterskizze vom Unterzeichneten im Biograph. Jhrbch. u. Dtsch. Nekrolog IV, 259.

Ludwig Fränkel.

Merkel: Adolf Joseph Matheus M., Criminalist und Rechtsphilosoph, Sohn des in Darmstadt 1866 verstorbenen Oberappellationsgerichtsrathes Johann Baptist M., ist geboren am 11. Januar 1836 zu Mainz; er studirte die Rechtswissenschaft an den Universitäten Gießen, Göttingen und Berlin, promovirte in Gießen am 12. Februar 1858 und habilitirte sich an der gleichen Universität am 22. Februar 1862. Am gleichen Tage des Jahres 1868 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt und am 11. Juli desselben Jahres als ordentlicher Professor nach Prag, von dort am 7. Juli 1872 nach Wien und von dort am 14. Februar 1874 nach Straßburg berufen. Der Kaiser Wilhelms-Universität blieb er trotz mehrfach an ihn gerichteter Berufungen bis zu seinem Lebensende treu; er starb in Straßburg nach längerem Leiden am 30. März 1896.

M. lehrte in Straßburg die Fächer der Rechtsphilosophie, des Strafrechts und der Politik, und auch seine wissenschaftlichen Arbeiten erstrecken sich über diese drei Gebiete. Von seinen Werken sind insbesondere folgende zu nennen: „Zur Lehre vom fortgesetzten Verbrechen" (1862), „Criminalistische Abhandlungen" (1867) (Bd. 1: Zur Lehre von den Grundeintheilungen des Unrechts und seiner Rechtsfolgen; Von den Unterlassungsverbrechen; Ueber vergeltende Gerechtigkeit. Bd. 2: Die Lehre vom strafbaren Betrug). Zahlreiche Beiträge in v. Holtzendorff's Handbuch des deutschen Strafrechts (1871—74). „Ueber

das Verhältniß der Rechtsphilosophie zur positiven Rechtswissenschaft und zum allgemeinen Theil derselben" (1874); „Ueber den Begriff der Entwicklung in seiner Anwendung auf Recht und Gesellschaft" (1876); „Ueber das gemeine deutsche Strafrecht von Hälschner und den Idealismus in der Strafrechtswissenschaft" (1881); „Juristische Encyklopädie" (1885); „Ueber den Zusammenhang zwischen der Entwicklung des Strafrechts und der Gesammtentwicklung der öffentlichen Zustände und des geistigen Lebens der Völker" (Rectoratsrede 1889); „Lehrbuch des deutschen Strafrechts" (1889); „Elemente der allgemeinen Rechtslehre" (1890); „Vergeltungsidee und Zweckgedanke im Strafrecht. Zur Beleuchtung der neuen Horizonte in der Strafrechtswissenschaft" (1892); „Reformbestrebungen auf strafrechtlichem Gebiet" (1894); „Referat über die Reform der Geldstrafe auf dem 23. deutschen Juristentag" (1895); „Rechtliche Verantwortlichkeit" (1895); „Fragmente zur Socialwissenschaft. Herausgegeben aus dem Nachlaß" (1898). Alle kleineren Schriften sind in den „Ges. Abhandlungen aus dem Gebiete der allgemeinen Rechtslehre und des Strafrechts" von A. Merkel. Zwei Bände 1899 abgedruckt. Am Schluß des zweiten Bandes befindet sich eine Uebersicht über die litterarische Thätigkeit Merkel's.

M. wurde im J. 1893 von der Berliner Akademie der Wissenschaft an Stelle Jhering's zum correspondirenden Mitgliede gewählt, und es wurde ihm diese Ehre zu Theil als dem „Begründer einer positiven Rechtsphilosophie". In diesen Worten ist die Bedeutung Merkel's zutreffend gekennzeichnet. M. erblickt die Aufgabe der Rechtsphilosophie in der Zusammenfassung der einzelnen Zweige der Rechtswissenschaft zu einer Einheit durch die Erforschung und logische Bearbeitung des den verschiedenen Theilen des Rechts Gemeinsamen und durch die Klarlegung der allgemeinen Gesetze der Entwicklung des Rechts. Diese Auffassung ist für die Richtung und Art seiner Arbeit auf dem Gebiete der Rechtsphilosophie wie auch auf dem des Strafrechts maßgebend gewesen. Vor allem ist es der Begriff der Entwicklung, dem M. in seinen Untersuchungen nachgeht und dessen Bedeutung für die Erkenntniß der Grundfragen des Rechts er nachzuweisen bemüht ist. Sein Streben ist in dieser Absicht überall auf eine Orientirung über die wirkliche Welt und die in ihr wirksamen Kräfte gerichtet, er forscht nach der Gesetzmäßigkeit im Zusammenhange ihrer Aeußerungen und er sucht bei der Erforschung aller Einzelfragen stets die Harmonie mit dem Ganzen klarzulegen und festzuhalten. Auf dem Gebiete des Strafrechts sind Merkel's Arbeiten insbesondere für die Entwicklung der Schuldlehre von Bedeutung geworden. Er definirt die Schuld als das pflichtwidrige Wirken oder Nichtwirken einer Person, das ihr als solches den geltenden Werthurtheilen gemäß in Anrechnung gebracht wird. M. vertritt die Auffassung, daß das Causalgesetz auch im Bereiche des menschlichen Handelns Geltung habe, daß Handlungen und Charaktere nicht in einem zufälligen Verhältniß zu einander stehen, daß vielmehr diese in jenem sich aussprechen und daß umgekehrt die Handlungen in den Charakteren ihre causale Erklärung finden. Auf dieser Thatsache ist für M. die rechtliche Verantwortlichkeit gegründet. Die Strafe betrachtet er als die bewußt gestaltete und geregelte Gegenwirkung gegen die im Verbrechen wirksamen antisocialen Kräfte — seine Stellung zu den Problemen der Strafrechtsreform wird durch diese Grundauffassung bedingt. M. hat seine Anschauungen in dieser Richtung insbesondere in der Abhandlung über Vergeltungsidee und Zweckgedanke im Strafrecht (in der Festgabe für Jhering) entwickelt und er hat hier den Nachweis geliefert, daß der Vergeltungsgedanke Zweckbeziehungen nicht aus-, sondern einschließt. Damit hat er den Gedanken klar formulirt, der die Anhänger der

verschiedenen strafrechtlichen Schulen heute zu gemeinsamer Arbeit auf dem Gebiete der Strafrechtsreform vereinigen kann. Was M. auf dem Gebiete des Strafrechts gedacht und erarbeitet, nützen wir heute, seine Gedanken werden nicht vergessen, sondern sie bilden in Vielem die Grundlage für die weitere Entwicklung unserer Wissenschaft.

Zeitschrift für die ges. Strafrechtswissenschaft XVII, 638 ff. (die Bedeutung Merkel's für Strafrecht und Rechtsphilosophie von M. Liepmann); Schweizerische Zeitschrift für Strafrecht, 9. Jahrg., S. 58 (Nekrolog von A. Teichmann); Tidsskrift for Retsvidenskab 1896, S. 342 f. (Nekrolog von F. Hagerup). F. van Calker.

Merlo: Johann Jakob M., Kölner Kunstkenner und Sammler. M. entstammte einer aus Spanien nach Deutschland eingewanderten Familie. Er wurde als Sohn der Eheleute Notar Nikolaus M. und Maria Katharina Thelen am 25. October 1810 in Köln geboren. Auf der Pfarrschule war er ein Mitschüler von Robert Blum. Der frühzeitige Tod des Vaters im J. 1820 verschuldete es, daß M. keine abgeschlossene Gymnasialbildung erhielt, sondern bald dem Kaufmannsstande zugeführt wurde. Da M. aber keine kaufmännischen Neigungen besaß, widmete er sich, als ihm nach dem Tode der Mutter im J. 1831 ein nicht unbeträchtliches Vermögen zufiel, ganz der Pflege der Wissenschaft, der Kunst und der schönen Litteratur. Im Laufe der Jahre brachte er eine bedeutende Sammlung von Gemälden, Kupferstichen und Holzschnitten, sowie von Antiquitäten und Kunstgegenständen der verschiedensten Art zusammen, die nach seinem Ableben zum Theil von der Stadt Köln erworben wurden. In emsigstem Fleiße war M. sein ganzes langes Leben hindurch um die Erforschung der Kölner Local- und Kunstgeschichte bemüht. In einer großen Zahl von Aufsätzen und Abhandlungen, die alle von peinlichster Sorgfalt in den Einzelheiten und von gesunder Kritik zeugen, mehrfach auch in Tageszeitungen, legte er das Ergebniß dieser Studien nieder; seine nüchterne Untersuchung beseitigte manche Fabeln und Legenden der Kölner Ueberlieferung. Sein Hauptwerk sind die „Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler“ (Köln 1850—52), dessen neue Auflage nach seinem Tode unter Ueberarbeitung des hinterlassenen Manuscriptes von Ed. Firmenich-Richartz unter Mitwirkung von Herm. Keussen unter dem Titel „Kölnische Künstler in alter und neuer Zeit“ 1895 herausgegeben wurde. Merlo's stillem Gelehrtenleben fehlte die Anerkennung nicht. 1850 verlieh ihm König Friedrich Wilhelm IV. die goldene Medaille für Wissenschaft, der Historische Verein für den Niederrhein, dessen „Annalen“ zahlreiche Aufsätze von ihm veröffentlichten, ernannte ihn zu seinem Ehrenmitgliede, und schließlich verlieh ihm die philosophische Facultät der Universität Bonn anläßlich seines achtzigsten Geburtstages das Diplom als Ehrendoctor. Nur zwei Tage überlebte er diese letztere Ehrung; er starb am 27. October 1890 an Lungenlähmung, vier Tage nach der treuen Gattin, mit der er seit dem Jahre 1842 in dem alten Patricierhause Unter Fettenhennen einträchtig gelebt hatte. Eine neue Straße im nördlichen Theile seiner Vaterstadt hält in ihrem Namen das Andenken an den verdienten Forscher für spätere Zeiten wach.

Mittheilungen des Sohnes Landgerichtsrath a. D. Karl Merlo in Köln aus dem Familienbuche. — Bibliographische Uebersicht über die Schriften von Dr. Joh. Jakob Merlo, herausgegeben von der Stadtbibliothek in Köln. Köln 1896. Herm. Keussen.

Mertens: Friedrich von M., königlich preußischer Generallieutenant, am 13. März 1808 zu Kottbus geboren, widmete sich zunächst dem Baufache,

trat am 1. October 1828 bei der Garde-Pionierabtheilung in das Heer, wurde am 28. December 1830 Officier und war seit dem 10. Januar 1863, nach einer meist im Festungsbaudienste verlebten Dienstzeit und nachdem er im J. 1862 Mitglied der Küstenbefestigungscommission des Deutschen Bundes gewesen war, Oberst und Inspecteur der 6. Festungsinspection in Köln, als er ein Jahr darauf bei Ausbruch des Krieges gegen Dänemark dem Obercommando der verbündeten Heere als erster Ingenieurofficier zugetheilt wurde. In dieser Eigenschaft leitete er die Arbeiten zur Eroberung der Düppeler Schanzen und zum Uebergange nach Alsen. Die Verleihung des Ordens pour le mérite und des Adels waren die äußeren Merkmale der Anerkennung seiner Leistungen. Dann wurde er mit der Sorge für die Befestigungsanlagen im Sundewitt und von Sonderburg sowie des Kieler Hafens betraut; während des Krieges vom Jahre 1866 gegen Oesterreich legte er die Befestigungswerke bei Dresden an. Am 6. Juni 1868 schied er als Generalmajor und Inspecteur der 3. Ingenieurinspection zu Mainz aus dem activen Dienste, trat bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich von neuem in diesen ein, war zuerst Commandant von Magdeburg, wurde dann mit Wahrnehmung der Geschäfte als Ingenieurchef des Belagerungscorps von Straßburg betraut und war schließlich in derselben Stellung vor Belfort thätig. Nach Friedensschlusse kehrte er als Generallieutenant und ausgezeichnet durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes I. Classe und des Eichenlaubes zum Orden pour le mérite in den Ruhestand zurück und starb am 8. April 1896 zu Pfaffendorf bei Koblenz.

v. Löbell, Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, XXIII. Jahrg. 1896, Berlin. B. v. Poten.

Meschwitz: Friedrich Wilhelm M., geboren am 31. Januar 1815 in Bockau im sächsischen Erzgebirge, besuchte die Realschule zu Plauen i. V. und wandte sich hierauf der forstlichen Laufbahn zu. Nachdem er der damaligen Gepflogenheit entsprechend mehrere Jahre praktisch gelernt hatte, besuchte er von 1834—1836 die Forstakademie zu Tharandt und gehörte daselbst zu den beliebtesten Schülern von Heinrich und August Cotta. 1836 in die sächsische Forstverwaltung berufen, wurde er 1852 als Oberförster nach Bockau und 1862 als Forstinspector nach Dresden versetzt. Er machte sich in letzterer Stelle durch ein von ihm erfundenes Aufforstungsverfahren versandeter und daher culturloser Heidestrecken und durch eine neue Methode zur erfolgreichen Bekämpfung der Baumschütte bekannt, war Mitarbeiter des Tharandter forstlichen Jahrbuches und verfaßte neben zahlreichen anderen fachwissenschaftlichen Arbeiten ein Werk „Praktische Erfahrungen im Bereiche des Cultur- und Forstverbesserungswesens“ (Dresden 1882). Das sächsische Kriegsministerium bediente sich seines Gutachtens bei den Bodenuntersuchungen, welche dem Bau der Albertstadt bei Dresden und demjenigen der Infanteriekaserne in Zwickau in Sachsen vorausgingen; im Auftrage der Regierung unternahm er ferner forstwissenschaftliche Reisen nach Hannover und in das Harzgebirge, wirkte Jahrelang als Commissar für die Prüfung der Forstofficianten und wurde mehrfach decorirt und 1879 durch die Ernennung zum Forstmeister ausgezeichnet. 1881 krankheitshalber in den Ruhestand übergetreten, zog er sich nach Blasewitz bei Dresden zurück und starb am 20. October 1888.

H. Meschwitz.

Mettenheimer: Karl Friedrich Christian von M., Geheimer Medicinalrath zu Schwerin, geboren am 19. December 1824 zu Frankfurt a. M., studirte von 1843 an in Göttingen und Berlin, war am letzteren Orte Assistent von Joh. Müller, wurde 1847 daselbst mit der Dissertation „De membro piscium pectorali“ Doctor, war von 1849 an Arzt in Frankfurt a. M.,

daselbst Assistenzarzt am Dr. Christ'schen Kinderhospital 1849—1851, Mitdirigent der Augenheilanstalt 1854, Arzt am Versorgungshause 1857, wurde 1861 als Leibarzt und Medicinalrath nach Schwerin berufen, war 1870/71 dirigirender Arzt des Reservelazaretts daselbst, wurde 1871 Ober-Medicinalrath, 1895 in den erblichen Adelstand erhoben und starb am 18. September 1898. M. gehört zu den angesehensten Praktikern und Medicinalbeamten unserer Zeit. Er war ein ganz außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller auf den verschiedensten Gebieten der Medicin. Hier können wir nur die hauptsächlichsten Schriften anführen: „Nosologie und anatomische Beiträge zur Lehre von den Greisenkrankheiten" (Leipzig 1863); „Sectiones longaevorum Denkschrift zur hundertjährigen Jubelfeier des Senckenberg'schen Instituts" (Frankfurt a. M. 1868); „Ueber die Verwachsung der Gefäßhaut des Gehirns mit der Hirnrinde" (Schwerin 1865); „Beobachtungen über die typhoiden Erkrankungen der französischen Kriegsgefangenen in Schwerin" (Berlin 1872) u. s. w. Dazu Biographien von J. C. Passavant, A. Brückner, C. Flemming, F. W. Beneke, sowie Abhandlungen und kritische Referate geographischen, anatomisch-histologischen, vergleichend-anatomischen, physiologischen, balneologischen und hygienischen Inhalts in sehr beträchtlicher Zahl (weit über 200) in Müller's und Reichert-Du Bois-Reymond's Archiv, Beneke's Archiv, dem entsprechenden Correspondenzblatt, in den Memorabilien, in Behrend's Journal für Kinderkrankheiten, Irrenfreund, Deutsche Klinik, Deutsche medicinische Wochenschrift, Deutsches Archiv für klinische Medicin, Würzburger medicinische Zeitschrift, Schmidt's Jahrbücher, Abhandlungen der Senckenberg'schen Gesellschaft, ferner in den Jahresberichten der Berliner geographischen Gesellschaft, Zoologischer Garten, Frankfurter Museum, Mecklenburger Anzeigen, Mecklenburger Zeitung, Landesnachrichten u. s. w. Im übrigen verweisen wir auf eine im Verlag von Herberger, Schwerin i. M. 1899 erschienene Schrift, die ein vollständiges Lebensbild Mettenheimer's mit dessen Bild und der Unterschrift „laetus labore usque ad letum" enthält. Auch erschien von seinem Sohne Heinrich v. M., Arzt in Frankfurt a. M., nach Mettenheimer's Tod herausgegeben, ein ebenso lehrreiches als fesselnd geschriebenes „Viaticum, Erfahrungen und Rathschläge eines alten Arztes, seinem Sohn bei Eintritt in die Praxis mitgegeben" (Berlin 1899).

Vgl. Pagel's Biographisches Lexikon, S. 1124. Pagel.

Meves: Dr. jur. Karl Oskar M., Reichsgerichtsrath. Er wurde zu Sorau (Lausitz) als Sohn des dortigen Land- und Stadtgerichtsdirectors Gustav M. am 8. Februar 1828 geboren und besuchte die Schule zu Pforta. Nach erlangtem Reifezeugniß bezog er die Universität Berlin, wo er, zum eigenen Erwerb des Lebensunterhaltes genöthigt, sich mit eisernem Fleiße dem Rechtsstudium widmete. Dies betrieb er so eifrig, daß er sich rechtzeitig zur ersten Prüfung melden konnte, trat am 11. November 1850 in den Justizdienst ein und wurde während seiner praktischen Ausbildung als Auscultator und Referendar im Appellationsgerichtsbezirk Frankfurt a. O. beschäftigt. Nach bestandenem Assessorexamen versah er erst commissarisch eine Richterstelle in Heilsberg, die ihm dann 1857 mit Gehalt von 1500 Mark definitiv übertragen wurde. Im März 1860 erhielt er daselbst die Stelle als Staatsanwalt, wurde nach neun Monaten nach Löbau versetzt, vier Jahre später nach Naugard, wo er fünf Jahre blieb. Diese Thätigkeit sagte ihm sehr zu. Mit großem Eifer lag er ihr auch in Anklam und seit März 1873 in Tilsit ob. Im Frühjahr 1874 ging er als Appellationsgerichtsrath nach Insterburg. Bei Einführung der neuen Justizorganisation erfolgte seine Versetzung an das Oberlandesgericht in Posen vom 1. October 1879 an. Doch lenkten sich bald

bei Besetzung von Richterstellen am Reichsgericht in Leipzig die Blicke auf ihn und so wurde er denn zum 1. Januar 1883 dorthin als Rath berufen und dem IV. Strafsenate zugetheilt, dem er über zwölf Jahre angehört hat. In Verbindung mit hochgeachteten, theoretisch wie praktisch gleich ausgezeichneten Collegen arbeitete er mit Lust und Liebe auf dem ihm besonders entsprechenden strafrechtlichen Gebiete und erachtete diese bei großer Arbeitslast in regstem Pflichteifer verbrachte Zeit als die glücklichste seines Lebens. Nebenbei lag ihm litterarische Bethätigung am Herzen. So gab er eine Reihe trefflich commentirender Ausgaben von Reichsgesetzen heraus für das Sammelwerk von Ernst Bezold, „Die Gesetzgebung des Deutschen Reiches", so in Theil III, Band I, Heft 2 das Reichsgesetz über den Markenschutz vom 30. November 1874, Erlangen 1875 — während er schon 1872 eine Schrift „Das Gewerbe im Umherziehen nach der Bundes- und preußischen Landes-Gesetzgebung" veröffentlicht hatte — dann in Heft 3 das über die Wechselsteuer vom 20. Juni 1869, Erlangen 1875, in Heft 4 die strafrechtlichen Bestimmungen in dem Reichsgesetz über das Postwesen vom 28. October 1871, Erlangen 1876, in Heft 5 Gesetze über Kauffahrteischiffe, Seemanns- und Strandungsordnung, Erlangen 1876, in Heft 6 die strafrechtlichen Bestimmungen in der deutschen Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869, Erlangen 1877, und in Band II, Heft 1—4 das Strafgesetz und die Novelle vom 26. Februar 1876, Erlangen 1876/77. Für das „Handbuch des deutschen Strafproceßrechts" von v. Holtzendorff behandelte er in Band 2 (S. 375—525) die besonderen Arten des Verfahrens und die Strafvollstreckung, Berlin 1876, schrieb auch viele Artikel im Rechtslexikon (3. Aufl.) desselben Herausgebers, Leipzig 1880/81, bearbeitete endlich die Civilproceßordnung (Breslau 1873) und die Concursordnung (ebd. 1881). Eine sehr klar und anschaulich geschriebene Darstellung des Strafprocesses brachte „Das Strafverfahren nach der deutschen Strafproceßordnung vom 1. Februar 1877" (Berlin 1879, 3. Aufl. 1880), der „Die Strafproceßordnung vom 1. Februar 1877" (Breslau 1882) folgte. Dazu viele Aufsätze und Bücherbesprechungen in verschiedenen Zeitschriften. Im J. 1887 übernahm er die Leitung des von Dr. Goltdammer begründeten „Archivs für Strafrecht" mit Band 35, das er bis zu Band 46 fortsetzte. Hierfür wählte er die wichtigeren reichsgerichtlichen Entscheidungen zur Mittheilung aus und besprach darin jeweilig die Praxis besonders beschäftigende Fragen. Seine Verdienste fanden in ihn sehr erfreuender Form ihre Anerkennung durch Ernennung zum Ehrendoctor der Leipziger Juristenfacultät bei Einweihung des neuen Reichsgerichtsgebäudes 1895. Ein letztes größeres Werk erschien unter dem Titel „Schutz der Waarenbezeichnungen nach dem Gesetz vom 12. Mai 1894" (Berlin 1894). Seine eingehende Beschäftigung mit dem Einflusse des B.G.B. auf das Strafrecht zeigen seine letzten Abhandlungen in seinem Archiv Band 46 (S. 81—95, 161—182). Ein hartnäckiges Magenleiden zwang ihn schließlich zur Aufgabe des Amtes. Seine Versetzung in den Ruhestand wurde auf sein Gesuch zum 1. December 1896 bewilligt unter Verleihung des Rothen Adlerordens II. Cl. In Berlin, wohin er vom 1. April 1897 seinen Wohnsitz verlegt hatte, erlag er am 3. October 1898 schweren Leiden.

Nach dem Nekrolog im Archiv für Strafrecht Bd. 46, S. 255, 256. — Bettelheims biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog III 130, 131. — Die ersten 25 Jahre des Reichsgerichts, Leipzig 1904, S. 69. — Dr. jur. Georg Maas, Verzeichniß der wissenschaftlichen Aufsätze im Archiv für Strafrecht und Strafproceß Bd. 1—49 (Berlin 1903), S. 57; gleiches Verzeichniß desselben Bearbeiters für den Gerichtssaal, Bd. I—LXIII (Stuttgart 1904), S. 103.

A. Teichmann.

Meyer: August Ferdinand M., weit bekannter unter dem Pseudonym Friedrich Brunold, Dichter und Schriftsteller, wurde am 19. November 1811 in Pyritz in Pommern geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt durchgemacht hatte, kam er im J. 1827 oder 1828 nach Berlin in der Absicht, sich an der dortigen Bauakademie dem Studium des Baufaches zu widmen. Als ungünstige Familienverhältnisse die Ausführung dieses Planes unmöglich machten, widmete er sich, rasch entschlossen, dem Lehrerberuf. Schon im J. 1829 erhielt er eine Anstellung an einer Berliner Privatschule. Frühzeitig für litterarische Beschäftigung eingenommen, gerieth er nunmehr unter den Einfluß eines Kreises von Berliner Schriftstellern, von denen der Freiherr v. Gaudy, Friedrich v. Sallet, Willibald Alexis und Eduard Maria Oettinger die bedeutendsten waren. Da die Schule, an der er ein Unterkommen gefunden hatte, im J. 1834 einging, wandte er sich nach Stettin, wo er sich einen eigenen Hausstand gründete, siedelte aber schon nach kurzer Zeit nach Joachimsthal in der Uckermark über, wo er, karg besoldet, bis zu Ostern 1879 als Lehrer thätig war. Die ihm von seinen Amtspflichten frei bleibende Zeit verwendete er auf litterarische Beschäftigung. Er besaß eine entschiedene Begabung für die Lyrik und brachte mit der Zeit eine ganze Reihe von Gedichtsammlungen zu Stande, die ihm den Ruf eintrugen, ein ebenso gemüthsinniger wie warm empfindender Sänger der Natur und namentlich ein Verherrlicher des deutschen Waldes zu sein. Sein bekanntestes Lied ist „Das Grab auf der Heide“. Es erschien im J. 1842 in dem Puttkamer'schen „Volksfreund“ und wurde in der Composition von W. Heise in großer Menge in Deutschland verbreitet. Auch als Volks und Jugendschriftsteller entwickelte er, namentlich nach seiner Emeritirung, eine starke Fruchtbarkeit. Die bekanntesten unter seinen Jugendschriften dürften die Erzählungen „Lisbeth“ (1880) und „Verwaist“ (1881) sein. Im J. 1875 ließ er seine „Litterarischen Erinnerungen“ erscheinen, die im J. 1881 eine zweite Auflage erlebten. Seit dem J. 1876 durch einen jährlichen Ehrensold der Schillerstiftung ausgezeichnet, starb er zu Joachimsthal am 27. Februar 1894.

Vgl. Der Bär, illustrirte Wochenschrift. Berlin 1880, Bd. VI, S. 35, 36; 1890, Bd. XVI, S. 167; 1894, Bd. XX, S. 549—552 und S. 560 bis 561. — Brandenburgia. Berlin 1894, Bd. III, S. 5; 1895/96, Bd. IV, S. 374; Bd. V, S. 257. — Hausbuch, Miniatur-Zeitschrift, herausgegeben von Herm. Kirchner. Nordhausen 1888, S. 78. — A. Hinrichsen, Das litterarische Deutschland. Berlin 1891, S. 294. — Franz Brümmer, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts, 5. Ausg., 3. Bd. Leipzig 1892, S. 69. H. A. Lier.

Meyer: Clemens Friedrich M., namhafter Schriftsteller und Journalist, wurde am 15. Mai 1824 zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck geboren. Sein Vater besaß daselbst eine Lederfabrik; M. nannte sich mit Rücksicht auf sein Geburtsland Friedrich Meyer von Waldeck, anfänglich bediente er sich des Pseudonyms Friedrich Montan. Nachdem M. den ersten Unterricht in einer Privatschule zu Arolsen erhalten hatte, besuchte er kurze Zeit (1837—1838) das Gymnasium zu Wetzlar. Im Juni 1838 ging M. mit der festen Absicht, Bergwissenschaft zu studiren, auf die polytechnische Schule nach Kassel, blieb daselbst bis 1840 und setzte dann seine Studien in der Clausthaler Bergakademie fort. Ohne jedoch hier den vorgeschriebenen Cursus beendigt zu haben, wandte M. sich nach Berlin. Nach gehöriger Vorbereitung bestand er am Köllnischen Gymnasium die Maturitätsprüfung. Er hatte damals den Wunsch, sich in Preußen die Möglichkeit einer Staatsanstellung zu sichern. Er ließ sich

an der Universität Berlin immatriculiren und studirte zuerst ein Jahr Naturwissenschaft und danach Deutsche Sprache und Litteratur; 1845 wurde er zum Dr. phil. promovirt. Sein Vorhaben, sich in Berlin zu habilitiren, konnte er nicht ausführen; der ursprünglich wohlhabende Vater Meyer's verarmte, und der Sohn, der väterlichen Unterstützung beraubt, sah sich genöthigt, selbständig seinen Lebensunterhalt sich zu erwerben. M. ging ins Ausland und zwar zunächst als Hauslehrer nach Kurland zu einem Baron v. Recke nach Neuenburg; bald jedoch vertauschte er diese Stelle mit der eines Hauslehrers beim Grafem Medem in Alt-Autz. Allein auch hier blieb er nur kurze Zeit. Um sich auch in Rußland die Gelegenheit zum Eintritt in den Staatsdienst zu verschaffen, begab sich M. nach Dorpat und erhielt hier auf Grund einer Prüfung das Zeugniß eines Oberlehrers der Deutschen und Lateinischen Sprache. Dann übernahm er auf kurze Zeit an Stelle eines erkrankten Freundes die Leitung einer Knabenschule in Mitau; doch bald kehrte er wieder nach Dorpat zurück, um seine unterbrochenen wissenschaftlichen Studien wieder aufzunehmen. Er verfaßte hier und gab heraus: „Historische Studien". I. Theil. „Studien über Deutsche Geschichte, Art und Kunst" (Leipzig 1851); ferner „Statistik des ethischen Volkszustandes" (Leipzig 1851). 1851 siedelte M. nach St. Petersburg über, wol ohne zu ahnen, daß sich ihm baldigst hier eine umfangreiche Thätigkeit darbieten würde. Schon im Mai 1852 wurde M. als Chefredacteur der Deutschen St. Petersburger Zeitung angestellt. Damit hatte er — trotz seiner Jugend — eine bedeutungsvolle und einflußreiche Stellung gewonnen. Wenn wir von den deutschen Tagesblättern in den baltischen Ostseeprovinzen absehen, so war damals die in St. Petersburg unter der Verwaltung der Akademie der Wissenschaften stehende Zeitung die einzige, die im ganzen russischen Reiche in deutscher Sprache erschien. Als Redacteur war von 1839 bisher thätig gewesen Dr. H. Schmalz, Sohn des Professors J. L. Schmalz (s. A. D. B. XXXI, Leipzig 1890, S. 621—624). Er hatte es sehr gut verstanden, der Aufgabe der Zeitung, zwischen der russischen und deutschen Bevölkerung Rußlands zu vermitteln, gerecht zu werden. Im April 1852 gab Schmalz die Absicht kund, die Redaction niederzulegen und nach Deutschland zurückzukehren, um die ihm übertragenen väterlichen Güter zu übernehmen. H. Schmalz kehrte nach Ostpreußen zurück, wurde 1854 königlich preußischer Landrath des Kreises Pillkallen und starb 1879 auf seinem Landgute Kussen. Nach dem Abgange Schmalz' machten am 25. April 1852 die Mitglieder der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, Böthlingk und Lenz, den Vorschlag, den Dr. phil. Clemens Fr. Meyer zum Redacteur der St. Petersburger Zeitung zu wählen; sie bezeichneten ihn als einen gelehrten, gewissenhaften und wohlgesinnten Mann. Gleichzeitig empfahlen sie, der Zeitung von nun ab eine mehr russische Richtung zu geben, d. h. den deutschen Lesern in und außerhalb Rußlands hauptsächlich das zu melden, was sich unmittelbar auf das russische Reich bezieht. M. sollte eine Probenummer mit einem eingehenden Programm der Zeitung zusammenstellen. M. erfüllte die ihm gestellte Aufgabe und erhielt den Posten. Am 17. Mai 1852 erscheint die erste Nummer unter der Redaction Meyer's; sie heißt von nun ab „St. Petersburger Zeitung", nicht wie bisher „St. Petersburgische Zeitung". Die erste Nummer der Zeitung enthielt das Programm des neuen Redacteurs. Man sollte meinen, daß M. mit dieser umfangreichen Thätigkeit sich begnügen würde; aber seine gewaltige Arbeitskraft gestattete ihm noch andere Beschäftigungen. Bereits im nächsten J. 1853 wurde M. zum Lector der deutschen Sprache an der Universität ernannt und hielt täglich eine Vorlesung; später, 1858, unterrichtete er als Oberlehrer auch an der St. Petri-Kirchenschule.

Allein im Vergleich zu Meyer's Leistungen als Redacteur der „St. Petersburger Zeitung“ tritt die Lehrthätigkeit Meyer's doch in den Hintergrund. M. griff seine redactionelle Arbeit mit großer Energie an; er bemühte sich zunächst, seine Leser über das Gebiet der Belletristik, Kunst und Wissenschaft zu orientiren; erst später ging er allmählich — nachdem er sich in die russischen Verhältnisse hineingelebt hatte, auch auf das Gebiet der Politik über; — seine politischen Leitartikel erfreuten sich bald einer großen Anerkennung von Seiten der Leser. Während anfangs die Akademie der Wissenschaften die Zeitung herausgab und M. im Dienste der Akademie die Redaction der Zeitung besorgte, so trat zu Beginn des Jahres 1859 M. selbst als Herausgeber der Zeitung hervor, d. h. er nahm die Zeitung auf sechs Jahre in Pacht (vom 1. Januar 1859—1865). Als dieser Termin abgelaufen war, wurde der Pachtvertrag erneuert mit der Vergünstigung, daß die Zeitung ohne Präventivzeichen erscheinen dürfte, ein Zeichen dessen, daß sich M. das Vertrauen der russischen Regierung erworben hatte. Die nächste Zeit muß als die Blüthezeit des St. Petersburger Blattes gelten: die politischen Verhältnisse, die Kriege von 1866 und 1870 und das Verhalten Meyer's in seiner Zeitung trugen vor allem dazu bei. Weil aber die baltischen Deutschen sich nicht genug durch die „St. Petersburger Zeitung“ berücksichtigt glaubten, wurde 1870 durch J. Baerens und Röttger eine neue Zeitung unter dem Namen „Nordische Presse“ ins Leben gerufen. Doch konnten beide Blätter neben einander nicht bestehen, — 1874 fand eine Vereinigung der beiden Zeitungen statt unter Meyer's Leitung, die „Nordische Presse“ ging ein. Aber bald darauf trat M. das Recht der Herausgabe der „St. Petersburger Zeitung“ an J. Baerens ab, während Paul v. Kügelgen die Stelle des Chefredacteurs erhielt. — Es ist selbstverständlich ganz unmöglich, hier eine eingehende Würdigung der umfassenden Thätigkeit Meyer's als Redacteur der „St. Petersburger Zeitung“ zu geben — ich verweise auf Eichhorn, „Geschichte der St. Petersburger Zeitung, 1727—1902“ (St. Petersburg 1902). Es muß anerkannt werden, daß M. die Zeitung sowohl mit großem Fleiß als auch mit ausgezeichnetem Geschick leitete. Es war gewiß keine geringe Aufgabe, die verschiedenen Strömungen der Leserkreise in gewünschter Weise zu lenken. Die deutsche Zeitung sollte nicht allein zwischen den Deutschen und Russen in Rußland, sondern auch zwischen dem deutschen und russischen Staat vermitteln. Denn damals (1865) begann bereits der Kampf zwischen dem Deutschthum und Russenthum in Rußland. Die Unterdrückung des Deutschthums in den baltischen Provinzen war das Ziel, das von den Russen erstrebt wurde. Die „St. Petersburger Zeitung“ sollte nichts gegen die russische Regierung und deren Maßregeln veröffentlichen, sie sollte gleichzeitig aber auch das Deutschthum schützen. In seinen Erinnerungen („Unter dem russischen Scepter“, Heidelberg 1894) weist M. darauf hin, daß die baltischen Deutschen nicht von aller Schuld freizusprechen sind, insofern, als sie durch ihr Benehmen oft den Haß der Russen herausforderten: „... sie kehrten ihre geistige Ueberlegenheit oft zu deutlich hervor und blickten in nicht liebenswürdiger Form verächtlich auf ihre russischen Staatsgenossen herab“.

Allein M. trat mannhaft für alles Deutsche ein — es sei an seine Thätigkeit bei Gelegenheit der Schillerfeier und Uhlandfeier erinnert; es sei auf seine Haltung in den Leitartikeln während der Jahre 1866 und 1870 hingewiesen. Daß auch außerhalb Rußlands die Thätigkeit Meyer's bekannt geworden ist, beweist ein kleiner Aufsatz in der „Gartenlaube“ (1865, Nr. 21, S. 226, gez. H. B.) „Ein deutscher Mann in Rußland“. Der Verfasser

Heinrich Beta hebt in kräftiger Weise die großen Verdienste Meyer's um die Erhaltung des Deutschthums in Rußland hervor. —

Es wurde oben schon bemerkt, daß M. als Lector der deutschen Sprache an der Universität und als Oberlehrer der deutschen Sprache an der St. Petri-Kirchenschule thätig war. Es ist nicht ohne Interesse, zu hören, daß ein ehemaliger Schüler Meyer's (Th. Petzold, „Meine Lehr- und Schuljahre in St. Petersburg," 1858—1859; „Baltische Monatsschrift," Bd. 58, 1904, S. 302) über den deutschen Unterricht Meyer's sehr günstig urtheilt.

M. hat sich um die deutsche Colonie in St. Petersburg große Verdienste erworben; er gehörte unzweifelhaft zu den angesehensten Mitgliedern derselben. Als er sich im Mai 1894 von den Lesern der Zeitung verabschiedete, konnte er mit Recht sagen: „Seit 22 Jahren hat der Unterzeichnete in Freud' und Leid die Begebnisse des Tages berichtet, hat er nach bestem Wissen und Können in den ihm gesteckten Grenzen Wahrheit und Licht und den Sinn für das Rechte und Gute zu verbreiten gesucht. Ein solches Streben in einem solchen Zeitraum konnte nicht vorübergehen, ohne daß sich ein besonderes Verhältniß zwischen dem Leiter dieses Blattes und seinem Leserkreis herausbildete; und dies Verhältniß — ich sage es mit Freude und Stolz und aufrichtigem Dank — war ein in der That beneidenswerthes."

Am 11. Mai 1874 wurde dem scheidenden Redacteur ein Abschiedsfest gegeben (St. Petersburger Zeitung vom 27. Mai 1874); gleichzeitig wurde zum Andenken an M. im Deutschen Wohlthätigkeitsverein, dessen Vice-Präsident M. gewesen war, eine „Friedr. Meyer-Stiftung" gegründet.

Als M. sich am 30. Mai von seinen Lesern verabschiedete, um in seine Heimath zurückzukehren, sah man ihn ungern fortziehen — sein Abgang ließ zunächst eine große Lücke zurück.

M. wandte sich zunächst nach Bonn, dann aber nach Heidelberg, wo er sich bald ein Haus kaufte und sich bleibend niederließ. Er habilitirte sich 1880 als Privatdocent für deutsche Sprache und Litteratur, wurde 1885 zum außerordentlichen und etwas später zum ordentlichen Honorar-Professor ernannt. Er hat fleißig seine Vorlesungen gehalten und fleißig auf seinem wissenschaftlichen Gebiet gearbeitet: aus dem einstigen Redacteur war ein stiller Gelehrter geworden. Am 14. November 1893 feierte er sein fünfzigjähriges Schriftstellerjubiläum und im Jahre 1895 sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum.

Am 5. (17.) Mai 1899 ist er dann, nachdem er lange gekränkelt, dahingeschieden. —

M. war ein sehr fleißiger Schriftsteller. Es ist ganz unmöglich, hier ein Verzeichniß aller seiner Schriften zu geben. Seine erste litterarische Leistung ist eine Erzählung, „Der Paria"; sie erschien unter dem Pseudonym Friedr. Montan, andere Erzählungen, Schauspiele, Lustspiele, Gedichte folgten später nach. Einen bedeutenden wissenschaftlichen Werth hat das Werk „Goethes Märchendichtung" (Heidelberg 1879); es gehört zu den tüchtigsten Monographien der Goethe-Exegese.

Der Aufenthalt Meyer's in Rußland gab Veranlassung zu verschiedenen Sammelwerken, in denen die deutsche Leserwelt mit den geistigen Erzeugnissen Rußlands bekannt gemacht wird; so entstand das „Magazin für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens in Rußland", 3 Bände, 1853; „Schneeflocken," ein poetisches Jahrbuch Rußlands, 1857—1858; die „Belletristischen Blätter aus Rußland". Schließlich muß auf das anziehende Buch: „Unter dem russischen Scepter", aus den Erinnerungen eines deutschen Publicisten (Heidelberg 1894), aufmerksam gemacht werden.

M. war verheirathet; seine Frau Dorothea, die ihren Gatten noch einige Jahre überlebte, war eine Tochter des Medicinal-Inspectors von Kurland, Karl Bursy. Von seinen Kindern ist ein Sohn Arzt in Lissabon, ein anderer Sohn lebt als Maler in Dresden, die Töchter sind in Rußland geblieben, zum Theil verheirathet. L. Stieda.

Meyer: Heinrich M., Buchdrucker, † 1863, stammte aus einer alten Buchdruckerfamilie, die seit 1610 in Lemgo den Buchdruck betrieben hatte und nach Braunschweig mit Heinr. Wilh. M. übergesiedelt war, der sich hier 1707 niederließ und 1716 das Zilliger'sche Geschäft kaufte (s. A. D. B. XLV, 231). Ein Urenkel des Heinr. Wilh. M., der wie Sohn und Enkel das Gewerbe der Vorfahren als tüchtiger Geschäftsmann fortsetzte, war Joh. Heinrich M. (vgl. Neuer Nekrolog d. Deutschen 1827, S. 1077 f.). Am 19. October 1768 geboren, hatte er sich im J. 1811 mit Dorothea Elisabeth Pfeiffer, der Tochter des Glasermeisters Aug. Reinh. Pfeiffer in Fallersleben, verheirathet. Ihr ältester Sohn Heinrich ward zu Braunschweig am 2. März 1812 geboren und am 10. April d. J. nur auf den Namen Heinrich getauft, obwol er sich später selbst wiederholt, auch auf Büchertiteln, mit des Vaters Namen Johann Heinrich nannte. Er besuchte das Gymnasium Katharineum seiner Vaterstadt, wo ihn namentlich der Unterricht Franz Traug. Friedemann's (s. A. D. B. XLVIII, 775 f.) so sehr für die Wissenschaften begeisterte, daß er mit Zustimmung des Vaters den Entschluß faßte, sich ihnen gänzlich zu widmen. Diesen Plänen machte der plötzliche Tod des Vaters ein Ende, der am 1. Januar 1827 am Lungenschlage starb.

M. verließ nun die Schule und trat in Rücksicht auf die häuslichen Verhältnisse und alter Familienüberlieferung folgend in das väterliche Geschäft, dessen Leitung die Mutter thatkräftig in die Hand nahm. Hier wurde er in die Anfangsgründe der Buchdruckerkunst eingeführt, und wird er dann bis über die Mitte der 30er Jahre thätig gewesen sein. Doch beschränkte er sich keineswegs auf die handwerksmäßige Erlernung seiner Kunst, noch dachte er nur an eine Fortführung des Geschäfts in den alten hergebrachten Bahnen. Ihn beseelte vielmehr eine hohe Auffassung von den Aufgaben der Typographie, und er besaß Muth und Kraft, um seine Ideale nach Möglichkeit auch zu verwirklichen. Ihn befähigte dazu zunächst eine tüchtige wissenschaftliche Bildung, die er auch nach Verlassen der Schule unablässig zu erweitern und zu vertiefen bestrebt gewesen war, dann insbesondere aber eine eingehende und ausgedehnte Kenntniß aller einschlagenden Fächer seines Berufs, die er nicht nur durch Bücherstudium, sondern namentlich auch auf weiten Reisen durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Dänemark bei Besuch von Druckereien, Maschinenwerkstätten und Bibliotheken durch lebendige Anschauung sich gesammelt hatte. Für dieses höhere Bestreben suchte er später auch eine äußerliche Anerkennung sich zu verschaffen, indem er auf Grund seiner Schriften und Leistungen auf typographischem Gebiete am 27. October 1838 bei der philosophischen Facultät der Universität Jena sich den Doctortitel erwarb. Vor allem erfüllte ihn schon früh ein lebhaftes Bestreben, den ganzen Buchdruckerstand und seine Kunst zu heben und ihren Interessen zu dienen. In dieser Absicht gründete er bereits als 22jähriger Jüngling das „Journal für Buchdruckerkunst, Schriftgießerei und die verwandten Fächer", das am 1. Juli 1834 sein Erscheinen begann und noch heute besteht. Es war das erste Fachblatt, das auf diesem Gebiete herauskam und in der Folge auf die ganze Entwicklung aller jener Betriebe den förderlichsten Einfluß ausgeübt hat. Anfangs wurde es nicht leicht, den Stoff zusammenzubringen; denn viele wollten

zwar selbst ihre Kenntnisse gern erweitern, aber die ihrigen an andere nicht abgeben. M. mußte da zunächst das meiste selbst schreiben oder, wozu ihn seine große Sprachkenntniß in Stand setzte, durch Uebersetzung aus anderen Sprachen vermitteln, durch eifrige Correspondenz Gehülfen zu seinem Werke heranziehen. Bald gelang es ihm, Theilnahme dafür zu wecken und Vertrauen zu finden, zugleich einen festen Mitarbeiterstamm sich zu bilden. Das Journal wurde nicht nur eine reiche Quelle der Belehrung auf den verschiedensten Gebieten der Typographie, sondern auch der Sprechsaal für die deutschen Buchdruckerinteressen, der Mittelpunkt, um den alle auf ihre Förderung bedachten Berufsgenossen sich sammelten. So ist das Werk allmählich für uns und spätere Zeiten auch eine wichtige Quelle für die Geschichte der Buchdruckerkunst geworden. M. hat dieser seiner Schöpfung bis zu seinem Tode einen großen Theil seiner besten Kräfte gewidmet. Das Blatt erschien anfangs jährlich in 12, von 1845—59 in 24 Nummern; von 1860 ab wurde es in vergrößertem Formate wöchentlich ausgegeben.

Auch bei anderen Werken, die M. veröffentlichte, hatte er dasselbe hohe Ziel vor Augen. So schon 1838 bei seinem „Handbuche der Stereotypie", später bei seinem „Adreßbuche der Buchdruckereien von Mitteleuropa, der Stein-, Kupfer- und Stahlstichdruckereien" u. s. w., das 1854 herauskam. Ein Prachtwerk, das namentlich in typographischer Hinsicht als eine Musterleistung der Zeit angesehen wurde, veröffentlichte M. 1840 in seinem „Gutenberg's-Album", das, abgesehen von den Druckproben, die aus fremden Officinen herangezogen waren, bei Vieweg & Sohn hergestellt war. Denn da M. sich wegen der Leitung des väterlichen Geschäfts mit seiner Mutter nicht einigen konnte, so begründete er zunächst, wol 1838, eine Schrift- und Stereotypengießerei, der er dann in Gemeinschaft mit seinem Bruder [Theod. Wilh.] Hermann M. 1841 eine Buch- und Congrevedruckerei, 1843 auch eine Gravir-anstalt hinzufügte. Das Geschäft, das unterm 1. October 1841 seine Ankündigung erließ, führte die Firma „Gebrüder Meyer" und lag auf derselben Straße (Reichenstraße), auf der auch die väterliche Druckerei von „Joh. Heinr. Meyer" sich befand. Erst im J. 1848 trat diese die Mutter, die am 27. December 1862 in Braunschweig gestorben ist, an die Söhne ab, die dann beide Geschäfte zunächst in einem Hause auf der Höhe und Jöddenstraße, Ende 1858 in einem solchen am Bankplatze und Ziegenmarkte vereinigten. Der Titel einer „Hofbuchdruckerei", den das Geschäft 1840 erhalten hatte, wurde ihm wol wegen des Druckes demokratischer Schriften 1852 wieder genommen. Ende des Jahres 1860 schied Hermann M. durch den Tod († am 8. December 1860) aus dem Geschäfte aus, das nun Heinrich unter der alten Firma („Joh. Heinr. Meyer") allein fortführte. Doch nicht für lange Zeit. Die unaufhörlichen Anstrengungen seines Berufes hatten ein jahrelanges, nervöses Leiden hervorgerufen, das ihn fast des Augenlichts beraubte, an emsiger Fortsetzung seiner Thätigkeit aber nicht hindern konnte. Im September 1863 trat eine Lungen- und Nierenaffection hinzu, die am 4. November seinem arbeitsreichen Leben ein Ende machte. Aufrichtige Klagen wurden um das Hinscheiden dieses Mannes aus allen Kreisen seines Berufes laut, für dessen Hebung und Förderung er sein ganzes Leben hindurch rastlos gewirkt hatte. Zahllose Beziehungen hatten sich mit der Zeit aus seiner redactionellen Thätigkeit entwickelt; er war der Generalagent für alle Buchdrucker und Schriftgießer geworden, die seinen hülfsbereiten Rath von allen Seiten in Anspruch nahmen. Daneben hatte er sein eigenes Geschäft auf eine achtungswerthe Höhe gehoben. Das gilt besonders auch von einzelnen Unternehmungen, wie dem „Braunschweigischen Adreßbuche", das, von seinem Vater 1805 begründet, immer

größere Vervollkommnung erfuhr und im ersten Theile allmählich zu einem vollständigen Staatshandbuche ausgestaltet wurde. Eine Zeitlang hat ihn auch die Herausgabe einer Eisenbahnzeitung stark in Anspruch genommen. Wie daheim, so hat M. auch auswärts verdiente Anerkennung gefunden. Die Berichte, die er 1849 und 1855 über die Industrieausstellungen zu Paris in seinem „Journale“ (1849 Nr. 14 ff.; 1855 Nr. 12 ff.), wie 1851 auch über die Londoner Weltausstellung (Nr. 10 ff.) veröffentlichte, veranlaßten seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der Association des imprimeurs de Paris.

M. verheirathete sich am 27. September 1843 mit Luise Dangers, der Tochter des am 23. Juli 1854 verstorbenen Oberamtmanns Joh. Friedr. Dangers in Jerxheim, und als ihm diese am 10. April 1858 durch den Tod entrissen wurde, im J. 1860 in zweiter Ehe mit Marie geb. Mellin, die vorher an den Kaufmann J. H. Fr. Rickel in Braunschweig vermählt gewesen war; sie hat ihn lange Jahre überlebt. Sein Geschäft wurde erst unter Vormundschaft weiter geführt, dann von seinem ältesten Sohne Stephan übernommen, der, geboren am 2. Januar 1845, das „Journal für Buchdruckerkunst“ nochmals erweiterte, am 1. October 1881 aber an Ferd. Schlotke in Hamburg abtrat und sich 1892 ganz vom Geschäftsleben zurückzog. Die Firma „Joh. Heinr. Meyer“ ging nun in den Besitz von Heinrich Kleucker aus Hildesheim über.

Vgl. das Journal für Buchdruckerkunst, 30. Jahrg. (1863), Nr. 42 u. 43. — Wilh. Blasius, Lebensbeschreibungen Braunschw. Naturforscher und Naturfreunde (Braunschweig 1887), S. 55—58. — Deutsche Buchhandelsblätter, 5. Jahrg. (1905), Heft 12, S. 427—29. — Grotefend, Geschichte d. Buchdruckereien in den Hannov. u. Braunschw. Landen (Hannover 1840), Bl. J ff. — Irmisch, Gesch. d. Buchdruckereien im Herzogthum Braunschweig (Braunschweig 1890), S. 12 ff. — Nachrichten von der Familie, der Universität Jena, aus Kirchenbüchern u. s. w. P. Zimmermann.

Meyer: Julius M., Kunsthistoriker, wurde am 26. Mai 1830 zu Aachen als Sohn eines ehemaligen hannoverschen Officiers, der sich in das Privatleben zurückgezogen hatte, geboren. Nachdem er das Gymnasium in Mannheim durchgemacht hatte, bezog er die Universität Göttingen, um an ihr die Rechte zu studiren. Im J. 1850 unterbrach er sein Studium, um sich nach Paris zu begeben, wo er sich im Hause eines dort als Bankier angesessenen Onkels ein Jahr lang aufhielt. Als er im J. 1851 nach Deutschland zurückkehrte, wandte er sich nach Heidelberg und beschäftigte sich nunmehr mit philosophischen und ästhetischen Studien, als deren Frucht seine Dissertation, welche „Die Geschichte der deutschen Aesthetik seit Kant“ behandelte, anzusehen ist (1852). Von Heidelberg aus trat er auch mit David Friedrich Strauß in Tübingen in Beziehungen. Im J. 1865 legte er Rechenschaft über sein Verhältniß zu dem vielfach angefeindeten Mann ab, indem er eine kleine Schrift herausgab, die den Titel führte „Das Leben Jesu für das deutsche Volk, bearbeitet von D. Fr. Strauß, und die Stellung der Gegenwart zum Christenthum“ (Leipzig 1865). Nach seiner Verheirathung siedelte er nach München über, wohin ihn die Kunstsammlungen und der Wunsch, mit den dortigen Künstlern und Gelehrten zu verkehren, zogen. Mehr und mehr gewann die Beschäftigung mit der Kunst und ihrer Geschichte die Oberhand in seinen Neigungen. Er machte häufige Reisen und nahm wiederholt längeren Aufenthalt in Paris. Auch fing er an, seine Ansichten über die damals in dem Vordergrund des Interesses stehenden Kunstfragen schriftlich zu vertreten. In den Jahren 1861 bis 1865 erschienen unter einem Pseudonym in den

„Grenzboten" eine Reihe ungewöhnliches Aufsehen erregender Aufsätze, die Meyer's litterarischen Ruf begründeten. Sie sind in verkürzter Form nach seinem Tode von Conrad Fiedler unter dem Titel: „Zur Geschichte der modernen deutschen Kunst" neu herausgegeben worden (Leipzig 1895). Als seit dem Jahre 1866 in Leipzig die von Lützow begründete „Zeitschrift für bildende Kunst" erschien, wurde M. Mitarbeiter an derselben. Im gleichen Jahre veröffentlichte er den ersten Band seiner für die damalige Zeit höchst anerkennenswerthen „Geschichte der modernen französischen Malerei seit 1789 zugleich in ihrem Verhältniß zum politischen Leben, zur Gesittung und Litteratur", deren zweiten Band er im J. 1867 zum Abschluß brachte. Doch genügte M. die Beschäftigung mit der neueren Kunst keineswegs. Er vertiefte sich auch in das Studium der älteren italienischen Malerei. Sein Lieblingskünstler war Correggio, dessen Leben und Wirken er im J. 1871 in einer von der Kritik allgemein anerkannten Monographie behandelte. Auch plante er damals eine vollständige Neubearbeitung des Nagler'schen Künstlerlexikons, an der sich eine große Anzahl namhafter Schriftsteller des In- und Auslandes betheiligen sollten. Indessen kam das gut angelegte Unternehmen aus verschiedenen Gründen nicht über die ersten zwei Bände hinaus (1872 u. 1885). Der Hauptgrund war jedenfalls der, daß sich M. durch den Grafen Usedom hatte bestimmen lassen, bei der Neuorganisation der Berliner Museen als Nachfolger Waagen's die Leitung der Berliner Gemäldegalerie zu übernehmen, der er fast achtzehn Jahre lang seine besten Kräfte gewidmet hat. Es gelang ihm, den Bestand der Galerie bedeutend zu vermehren und auch die Einrichtungen des Schinkel'schen Baues durch Einführung des Oberlichtes und durch verschiedene Umbauten wesentlich zu verbessern. Gleich im Anfange seiner Verwaltung wußte er den Ankauf der Suermondt'schen Sammlung durchzusetzen. Auch bei den späteren Einzelerwerbungen, z. B. bei der des Dürer'schen Holzschuher-Porträts, bewies er eine überaus glückliche Hand. Die Berliner Galerie wurde durch ihn auf ein ganz anderes künstlerisches Niveau gebracht als früher. Dazu diente auch die Bearbeitung und Herausgabe eines kritischen Verzeichnisses, an dessen Herstellung Bode, Scheibler und Tschudi mitwirkten. Sein letztes Ziel, für das er von Anfang seiner Amtsführung eingetreten war, die Aufstellung der Sammlung in einem Neubau, sollte er jedoch nicht mehr verwirklicht sehen. Ein schweres, nervöses Leiden nöthigte ihn, am 1. October 1890 seine Thätigkeit aufzugeben. Er zog sich nach München zurück, behielt aber dort noch die Leitung des „Berliner Galeriewerks", das er ins Leben gerufen hatte, bei. Er starb in München am 16. December 1893.

Repertorium für Kunstwissenschaft, XVII. Band. Berlin und Stuttgart 1891, S. 87—89. — Jahrbuch der kgl. preußischen Kunstsammlungen, XV. Bd. Berlin 1894, S. 61—64. H. A. Lier.

Meyer: Konrad Ferdinand M., schweizerischer Dichter, von Zürich, geboren als Conrad M. in Zürich am 11. October 1825. Die Familie stammte aus Eglisau, war aber seit 1614 in Zürich eingebürgert. Ursprünglich Handwerker, arbeiteten sich die Meyer schnell herauf: Der Strumpffabrikant und Handelsherr Melchior M. (1701—1787) galt als der reichste Zürcher seiner Zeit. Sein Sohn Hans Heinrich M. (1732—1814), ein ernsthafter, gesetzter Mann wie sein Vater, heirathete eine Landolt; mit dieser Frau aus vornehmem Geschlechte kam der aristokratische Zug in die Familie. Eins der neun Kinder dieses Ehepaars war des Dichters Großvater Joh. Jak. M. (1763—1819); er sah fremde Länder, wurde Oberst und war als Amtmann von Grüningen ein in Liedern besungener „Vater des Volkes". Auch er hatte

neun Kinder, deren jüngstes, Ferdinand M. (1799—1840), der Vater des Dichters wurde (s. A. D. B. XXI, 569 f.). Von diesem Vater hat Conrad Ferd. M. die Freude am Historischen und dessen abgerundeter Gestaltung als schönstes Erbe überkommen. Seine Tochter Betsy hat ihn in ihrem prächtigen Buche „C. F. M. In der Erinnerung seiner Schwester“ (Berlin 1903, S. 80 f.) vorzüglich geschildert. (Siehe auch J. C. Bluntschli, „Denkwürdiges aus meinem Leben“ I, S. 111.) C. F. Meyer's Mutter war die Tochter eines tief angelegten, begeisterten und feurigen Mannes, des Erziehungsrathes, Statthalters der helvetischen Regierung, Oberrichters und Taubstummenlehrers J. Conrad Ulrich (1761—1828), der eine Neigung zur Melancholie durch strenge Selbstzucht bekämpfte; politisch war er überzeugter Republikaner, Anhänger der Revolution, also ein „Gegner“ von Meyer's anderem Großvater, dem conservativen Obersten Joh. Jak. M.: „Dem Zusammenfließen des Blutes zweier sich schroff entgegenstehender politischer Gegner, eines Föderalisten und eines Unitariers“, sagt C. F. M. in seiner kleinen Autobiographie (bei Anton Reitler, C. F. M. Eine litterar. Skizze zu des Dichters 60. Geburtstage. Leipzig 1885, S. 6), „schreibe ich meine Unparteilichkeit in politischen Dingen zu“. Den Großvater Ulrich nennt Adolf Frey (C. F. M. Sein Leben und seine Werke. Stuttg. 1900, S. 15) Meyer's „echten und rechten Vorfahr im Geiste. Von ihm erbte er den groß und fest gebildeten Kopf und Nacken, von ihm das reizbare Temperament, von ihm die ganze Art und den Zug, der ihn über das stillere und im Grunde ruhigere Wesen seiner Sippe hinaushob“. Seine Tochter Elisabeth Franziska Charlotte (genannt Betsy, 1802—1856), war geistig regsam, aber von melancholischen Stimmungen beherrscht: „Heiterer Geist und trauriges Herz“, so habe seine Mutter, sagt C. F. M. (bei Reitler, S. 7), sich selbst charakterisirt. J. C. Bluntschli hat ihr, wie ihrem Gatten, im „Denkwürdigen aus meinem Leben“ (I, S. 156) eine tief gehende Charakteristik gewidmet. Im J. 1856 ging sie in einem Anfall von Schwermuth freiwillig aus dem Leben. Was sie dem Sohne gewesen ist, sagen seine Gedichte „Schwüle“ (Gedd. 23. Aufl., 1903, S. 57), „Das begrabene Herz“ (S. 187) und „Hesperos“ (S. 185).

Der im großväterlich Ulrich'schen Hause, dem „Stampfenbach“ in Unterstraß-Zürich, geborene Sohn wurde, dem Großvater J. C. Ulrich nach, Conrad genannt; seit 1865 legte er sich (seit 1877 mit obrigkeitlicher Einwilligung) noch den Namen seines Vaters, Ferdinand, zu, um nicht mit einem anderen Zürcher Dichter, Konrad M., verwechselt zu werden. Aus dem von 1828—1836 geführten Tagebuche der Mutter läßt sich Meyer's kindliches Wachsen und Werden Schritt für Schritt verfolgen. Er war kein Wunderknabe, aber aufgeweckten, schon von früh an schönheitsfrohen Geistes; am 19. März 1831 wurde ihm im „grünen Seidenhof“ die Schwester Betsy geboren. Seit demselben Monat besuchte Conrad die Schule; er zeigte darin ein verträumtes Wesen und ließ darum durchaus keine eigentliche Begabung erkennen. Lieber waren ihm Spaziergänge mit dem Vater (vgl. das Gedicht „Der Reisebecher“ (S. 91), besonders als ihn dieser (seit 1834) in die Alpen zu führen begann; namentlich hat er von Graubünden, das er 1838 erstmals sah, tiefe Eindrücke empfangen. Meyer's bedeutendste Jugenderinnerung ist der Züriputsch, d. h. der Volksaufstand, den die Berufung von D. F. Strauß an die Zürcher Hochschule verursachte. Nach dem Tode des Vaters (1840) machte die verträumte, seltsame Art des Sohnes der Mutter viele Sorge. Sie begriff ihn nicht und schüttete ihr Herz dann dem Freunde ihres Gatten, dem waadtländischen Historiker Louis Vulliemin, in Briefen aus. Conrad

selbst wurde verschlossen und menschenscheu. Dabei durchlief er das Gymnasium ohne großen Erfolg. Das letzte Schuljahr beendete er nicht; denn die Mutter, mit Recht geängstigt durch die eigenthümliche Gemüthshaltung ihres Sohnes, und in der Meinung, sie vermöge ihn nicht zu erziehen, sandte ihn nach Lausanne in die Pension eines Herrn Gaudin in Petit-Château. Es wurde ihm wohler; er gab sich, erzählt er selbst (bei Reitler, S. 7), widerstandslos den neuen Eindrücken der französischen Litteratur hin und ließ Classiker und Zeitgenossen auf sich wirken, die classische Komik Molières nicht weniger als den lyrischen Taumelbecher Alfred de Musset's: „So wurde mir von jung auf die französische Sprache vertraut, und ich schreibe sie leidlich". Es erwachte auch der Dichter in ihm: Die herrliche Natur am Genfersee hatte die Poesie in ihm geweckt; diese ist noch hart, aber Gutes steckt doch schon darin (Proben bei Ad. Frey, „C. F. M.", S. 41 f.). Ungern kehrte er (1844) nach Zürich zurück; da schloß sich in herber Bitterkeit sein Wesen wieder zu, und er erschien der Mutter, nach Betsy's „Erinnerung" (S. 63), wieder so „unbeugsam" wie vorher. Er bestand dann die Maturitätsprüfung und immatriculirte sich, auf Bluntschli's Rath, an der juristischen Facultät, allerdings ohne Neigung für das Rechtsstudium. Lieber als in den Collegien saß er im „Künstlergütli" bei Maler Schweizer und zeichnete. Aber auch da sah er keinen Erfolg und warf sich wieder auf die Poesie. Die Mutter schickte Conrad's Gedichte nach Stuttgart an Gustav Pfizer, dessen Frau sie kannte. (Ueber diese Gedichte s. Frey a. a. O. S. 44 f.) Der Bericht des braven schwäbischen Poeten lautete völlig entmuthigend: Der Sohn solle lieber Maler als Dichter werden. Conrad war seiner selbst unsicherer als je: „Ich begann", erzählt er (bei Reitler, S. 7) „ein einsames Leben, kein unthätiges, aber ein zersplittertes und willkürliches. Ich habe damals unendlich viel gelesen, mich leidenschaftlich, aber ohne Ziel und Methode in historische Studien vertieft, manche Chronik durchstöbert und mich mit dem Geiste der verschiedenen Jahrhunderte aus den Quellen bekannt gemacht. Auch davon ist mir etwas geblieben: der historische Boden und die mäßig angewendete Localfarbe, die ich später allen meinen Dichtungen habe geben können, ohne ein Buch nachzuschlagen. Dieses zurückgezogene Leben habe ich Jahrzehnte lang weitergeführt, da meine gute Mutter mir volle Freiheit ließ". D. h. diese Mutter war in Bezug auf den Sohn, für den sich nirgends ein Lebensweg aufzuthun schien, gänzlich trostlos (Brief der Mutter aus dem Jahre 1849 an Vulliemin bei Aug. Langmesser „C. F. M. Sein Leben, seine Werke und sein Nachlaß". Berlin 1905. S. 24): Sie erwartete „von ihm nichts mehr in dieser Welt". Aehnlich empfand er selbst, vielleicht noch quälender; er wurde noch scheuer und mied sogar den Verkehr mit der weiteren Familie. Von seinen Altersgenossen schloß er sich ganz ab; diese betrachteten den Unschlüssigen, Berufslosen als einen Raté; höchstens einem alten Schulfreunde, dem in österreichischen Diensten stehenden Lieutenant (späteren Generalmajor) Conrad Nüscheler, der 1849 in Zürich eine vor Ancona erhaltene Wunde pflegte, zeigte er hellere Seiten. Weiblicher Gesellschaft war er vollends abhold; nur eine junge Freundin seiner Schwester, Johanna Heußer, die spätere Joh. Spyri, die Tochter der begabten Dichterin Meta H., vermochte ihn zu fesseln, und sie blieben „gute, treue Freunde" (M. an Louise v. François, ed. Bettelheim, „L. v. François und C. F. M. Ein Briefwechsel". Berlin 1905, S. 105). Frau Spyri hat später zu Langmesser (s. d. S. 26) über M. gesagt: „Er war immer ein bedeutender Mensch, auch in der Zeit, wo Alles achtungslos an ihm vorüberging. Was wir jetzt von ihm in vollendeter Form besitzen, gärte schon damals chaotisch in seinem Inneren. Seine goldreine Poesie

brauchte Zeit zum Reifen und seine tiefgründige Natur Jahre, um zum Lichte emporzudringen". In jener trüben Zeit aber — die „dumpfe" hat er sie selbst genannt — schien er immer mehr ins Dunkel versinken zu wollen; auch Schwimmen und Fechten rissen ihn nicht aus der Melancholie und dem Lebensüberdrusse. Da stellte er sich, der Mutter zu Liebe, welche von Genfer Freunden berathen war, im Juni 1852 den Irrenärzten Dr. Bovet und Dr. Borrel in Préfargier (Kanton Neuenburg) vor; diese constatierten eine etwas ungewöhnliche Ueberreizung und behielten ihn zwei Monate, kaum als Kranken, sondern als zu Beruhigenden. M. ging dann nicht nach Hause, sondern nach Neuenburg zu Professor Ch. Godet; doch man verstand ihn dort nicht recht, und er vertauschte (März 1853) Neuenburg mit dem geliebten Lausanne. Auch diesmal fand er bei Vulliemin freundlichstes Entgegenkommen und fühlte sich frei und gesund. Der väterliche Freund leitete ihn zu ernsten historischen Studien an; sie galten vornehmlich der Reformationszeit, deren Gestalten dann später auch in Meyer's Dichtung lebendig geworden sind. Unter dem Einflusse der harmonischen Persönlichkeit Vulliemin's wurde M. auch jener gewandte, nie oberflächliche Causeur, als der er später Alle entzückt hat, die mit ihm in Berührung gekommen sind. Vulliemin verschaffte sodann dem jungen Manne die erste regelmäßige Beschäftigung, nämlich Geschichtsunterricht am Lausanner Blindeninstitut; darauf bewog er ihn, Augustin Thierry's „Récits des temps mérovingiens" ins Deutsche zu übersetzen (als „Erzählungen aus den merowingischen Zeiten, mit einleitenden Betrachtungen über die Geschichte Frankreichs", ohne Uebersetzernamen 1855 bei R. L. Friederichs in Elberfeld erschienen). Später hat er dann nochmals eine Uebersetzung geliefert, nämlich von Guizot's Büchlein „L'amour dans le mariage" (unter dem Titel „Lady Russel. Eine geschichtliche Studie. Aus dem Französischen" 1857 bei Beyel in Zürich herausgekommen und fast unbekannt geblieben). An diesen beiden Werken, auch an anderen Meistern, so an Pascal, Fénelon und Vinet, hat M. seinen Stil geschult; er ist von französischer Rundung und Klarheit. „Vergessen Sie nicht", schrieb er am 23. XI. 82 an L. v. François (a. a. O. S. 77), „daß ich 10 Jahre meines Lebens (25—35) französisch gewesen bin. So ist mir meine Vorliebe geblieben — auch für die rein stylistischen Vorzüge der französischen Litteratur". M. war innerlich nun so gefestet, daß er sich nach einer fixen Anstellung umsah; es fand sich zwar keine. Ende 1853 kehrte er nach Zürich zurück, verwandelt; er hatte seinen Geschmack gebildet und wußte, was Arbeiten heißt. Auch die Mutter und die Schwester lebten auf; die Mitbürger allerdings verharrten bei ihren Zweifeln, da sie keine positiven Resultate sahen; M. wäre darum gerne nach Lausanne zurückgekehrt. Außer den Uebersetzungen verfaßte er damals eine kleine Novelle, die aber nie gedruckt worden ist. Langmesser nennt sie (S. 38) „Klara von Rochefort". Frey (S. 69 f.) lobt daran die sichere Durchbildung des Motivs und die vollständige Durchdenkung der einzelnen Theile, den rein epischen Fortgang und das Fernsein jeder lyrischen Verschwommenheit; hingegen fehle Blut, Leidenschaft, Wärme, Fülle; M. wisse noch nicht anschaulich zu machen; noch wiege die überlegende Betrachtung vor, wenn auch seine spätere Art, ein Motiv in wenigen, dramatisch empfundenen Scenen zusammenzufassen, deutlich durchbreche. Keime zur „Richterin" und zur „Hochzeit des Mönchs" stecken in dieser Skizze.

Da brach (1856) bei Meyer's Mutter die Melancholie aus, die immer in ihr latent gewesen war, d. h. sich bis dahin nur in zu Depressionen neigender Reizbarkeit gezeigt hatte; sie wurde nach Préfargier gebracht; dort hielt man sie nicht für schwer krank und gestattete ihr Spaziergänge; auf deren einem

hat sie — wie oben schon angedeutet worden ist — am 27. September 1856 in den Wellen der Zihl den Tod gesucht und gefunden. Natürlich beugte dieses Unglück M. tief; er ging nach dem Begräbniß in Prefargier nach Lausanne und wollte dann nach Italien; aber Dr. Borrel widerrieth. Nach einem kurzen Aufenthalt in Zürich, wo er unter all den Gespenstern der Vergangenheit, namentlich denen der Berufslosigkeit und der öffentlichen Meinung, wieder fürchterlich litt, ging er im März 1857 nach Paris; er wollte dort jus studiren, die Studien dann in Berlin vollenden, in der Heimath später sein Vermögen verwalten und ein kleines Amt annehmen. Aber statt aufs jus warf er sich in Paris auf die hohe Kunst: Architektur und Malerei. Seine Briefe an die Schwester strömen plötzlich über von Freude, Staunen und Glück (Stellen daraus bei Frey, S. 83 ff.) Im Juni kam er zurück; er hatte eine Arbeit begonnen: eine Uebersetzung von Platen's „Geschichten des Königreichs Neapel" ins Französische (unvollendet und bis jetzt ungedruckt). Der Sommer fand ihn mit Betsy in Engelberg. Im Herbst reiste er nach München; auch von dort berichteten Briefe an die innig geliebte Schwester über hohes und intimes Kunst-Erleben (Stellen bei Frey, S. 101 ff.). Im October war er wieder in Zürich und lebte ganz zurückgezogen, nur im Verkehre mit der Schwester und einer Freundin der verstorbenen Mutter, Mathilde Escher; diese suchte M. zur Selbständigkeit zu bringen. Eine unerwiderte Liebe trieb ihn dann wieder fort: er ging über Genf und Marseille nach Italien, direkt nach Rom und erlebte dort die allertiefsten Eindrücke: das was den Dichter in ihm am stärksten angeregt hat; noch zwar blieben die machtvollen Impressionen in seinem Innern, aber als ein lebendiger Schatz, aus dem später die monumentalen Bilder in edler Form aufsteigen sollten, in ihrer Mitte diejenige Gestalt, die ihm am gewaltigsten sich aufgedrungen hatte, Michelangelo. Frey gibt (S. 119) ein Gedicht aus dem Jahre 1864, das die Abschiedsstimmung schildert; M. selbst hat es nie drucken lassen; für die entscheidende Richtung, die seine Kunst in Rom empfangen hat, ist es jedoch, abgesehen vom hohen Form- und Stimmungswerth, ein Dokument:

„Aus eines hohen Gartens Dunkel schau ich still,
Da eben auf St. Peters lichtem Dom
Der letzte Strahl der Sonne zittern will,
Auf das erblichne Rom.

Sacht tritt zurück in seiner Schwestern Reihn
Das ungeduld'ge, ruhelose Heut,
Und keine Welle fluthet mehr allein
Im tiefen Strom der Zeit.

Nun laß mich scheiden, Stadt der Welt, von dir
Und laß mich dein gedenken früh und spat,
Daß die Betrachtung thätig werde mir
Und ruhig meine That.

Den Ernst des Lebens nehm' ich mit mir fort,
Den Sinn des Großen raubt mir keiner mehr;
Ich nehme der Gedanken reichen Hort
Nun über Land und Meer."

Wie die Stadt mit ihrer Kunst hatte ihn auch die Landschaft angezogen, dann das Leben in Rom selbst wie das in der Campagna. Auf dem Rückwege besuchte er einen Freund seiner Familie, den florentinischen Baron Ricasoli und lernte in ihm eine hochdenkende, überragende Persönlichkeit kennen: eine Art Modell für manche seiner späteren Gestalten. (Ueber Ricasoli s. Betsy M. a. a. O. S. 122 ff.). Mit ihm besuchte er Florenz und wurde da reicher an innerer Künstlerschaft; Dante trat in den Kreis seiner lebendigen Anschauung.

Im Spätsommer ging er nach Engelberg. Wieder in Zürich, übersetzte er zu dem Prachtwerk „Die Schweiz in Bildern“, herausgegeben von Prof. J. Ulrich den von J. Reithard verfaßten Text ins Französische mit einigen feinsinnigen eigenen Zusätzen (Frey, S. 133 f); es erschien ohne Uebersetzernamen als „La Suisse pittoresque par J. Ulrich, professeur de l'école polyt. fédérale“ bei Füßli & Co. in Zürich. Ein anderes größeres Werk, eine mit Alfred Rochat zusammen geplante Uebersetzung von Mommsen's „Römischer Geschichte“, scheiterte an der wenig entgegenkommenden Art des Pariser Verlegers. M. war trotzdem nicht ohne Zuversicht, machte er doch damals im Kopfe Pläne zu Dramen und sagte zu Rochat: „Ich bin bald vierzig Jahre alt und habe eigentlich nichts geleistet; aber mir fällt oft Cervantes ein, der erst nach den sechziger Jahren berühmt wurde; das tröstet mich: ich habe also noch Zeit“ (Frey, 135). Der Sommer 1859 fand den Dichter wieder in Engelberg; dort reifte in ihm seine Dichtung „Engelberg“ innerlich heran, und entstanden die zwei seelentiefen Gedichte „Himmelsnähe“ und „Das Glöcklein“ (Gedd. S. 94, 98): Naturstimmung das eine, Menschenschilderung in tragischem Lichte, aber im Schimmer der Firne Tod und Leben versöhnt, das andere. Nach einem unangenehmen Zürcher Winter begab er sich im nächsten Frühjahr wiederum nach Lausanne; er trug dabei eine Liebe im Herzen, zu Clelia Weidmann (1837—1866); sie ist die junge Todte seiner wenigen Liebesgedichte. Sie hatte ihm ein Jawort versagt, und in Lausanne wollte er sich vergessen, zugleich — endlich — an die Schaffung einer Lebensstellung denken: er meinte sich auf die Laufbahn eines Privatdocenten für französische Sprache und Litteratur am Zürcher Polytechnikum vorbereiten zu können. Zu diesem Zwecke begann er — auf Französisch — eine Studie über „Goethe und Lavater, ihr Verhältniß und ihren Briefwechsel“; aber die Arbeit fesselte ihn nicht; er schweifte zur Bibel ab, ließ sich von der Gestalt des Apostels Paulus festhalten und dachte sogar einen Moment lang an das Studium der Theologie. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt wollte er J. F. Astié's „Esprit d'Alexandre Vinet“ (Genf 1861) übersetzen.

Aber mächtiger als zu diesem Buche über den Waadtländer Theologen und Litterarhistoriker zog es ihn zur Poesie. Er sandte hundert seiner Gedichte unter dem Titel „Bilder und Balladen von Ulrich Meister“ an den Leipziger Verleger J. J. Weber; dieser lehnte ab. Wol sind einige dieser Gedichte Keimstadien späterer Meisterwerke; aber sie sind breit, im deutschen Ausdruck ungelenk; höchstens einige Sprüche sind gut (Proben bei Frey, S. 149 ff.). Trotz dem (übrigens erwarteten) Mißerfolge schrieb er am 3. Januar 1861 an die Schwester, er hoffe „ganz decidirt durchzudringen, nach Jahr und Tag, mit viel Schweiß, aber: durchzudringen“ (Frey, S. 154). — Er blieb bei der Poesie, ließ sich auch mit neuen Sachen nochmals (vom Stuttgarter „Morgenblatt“) abweisen; dann aber reiste Betsy, die treue Schwesterseele, mit 20 Balladen des Bruders selbst nach Stuttgart und fand, mit Pfizer's Freundeshülfe, einen Verleger, allerdings, wie sie schreibt, „à tes risques et périls“ (380—400 Franken) . . . „Im ganzen, mein liebster Dichter, bin ich mit meiner Reise zufrieden. Einige Gläser kalten Wassers hab' ich wol bekommen: aber . . . mehr Klarheit in der Sache gewonnen und die freudige Zuversicht, daß ein wichtiger Schritt vorwärts gethan wird durch die Publikation“ (Frey, S. 165). Pfizer's Rath, Lyrisches zu den Balladen hinzuzugeben, befolgte er, in richtiger Erkenntniß, daß diese reifer seien als seine Lyrik, nicht; andere Winke Pfizer's wurden hingegen beachtet, und endlich erschienen, 1864, in der Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart, „Zwanzig Balladen von einem Schweizer“ (144 Seiten). Seinen Namen nannte M. nicht, erstens aus

Scheu, zweitens um, wie schon gesagt, nicht mit dem frommen Zürcher Poeten Konrad M. verwechselt zu werden (Gedd. von diesem bei Rob. Weber, „Die poet. Nationalit. der deutschen Schweiz", Bd. III, Glarus 1867, S. 322—354). Meyer's „Balladen" stehen formal höher als die 1860 nach Leipzig gesandten Gedichte: Die später so charakteristische Meyer'sche Sprache mit ihrer Knappheit, Fülle und Prägnanz tönt schon dann und wann, allerdings neben vielem Breiten, auch neben Fadem und übermäßig Rhetorischem. Die Balladen haben ihm später künstlerisch nicht mehr genügt; er hat sie sämmtlich umgeschaffen, und zwar in jener in der Litteratur einzig dastehenden Art der Concentration, die nicht ruhte, bis die höchste Kraft und die gediegenste Form in machtvoller Harmonie verschmolzen waren. Dabei ist anzumerken, daß M. von seinen 20 Balladen eigentlich nur eine einzige („Neues Leben") ganz verworfen hat; die anderen waren schon 1864 in den Stoffen so tief gefaßt, daß sie aus dem Stadium, in dem sie zum ersten Mal gedruckt vorlagen, zur Fülle und zur Vollendung ihres Wesens zu reifen wol geeignet waren. (Aus einer zweiten verworfenen, „Die Novize", hat er wenigstens den dann als Refrain zum „Hochzeitslied" verwendeten Vers beibehalten: „Geh und lieb' und leide!") Den Wandlungen der Gedichte Meyer's nachzugehen, gehört zum Instructivsten auf ästhetischem Gebiete: Man wohnt einem unerhört feinen Wachsthum nach innen sozusagen körperlich bei; und dabei zu sehen, wie die Form sich festet und glättet, wie sie dem immer straffer gefaßten Inhalt zugleich mit dessen Wandlung ein künstlerisch immer besseres, passenderes Kleid wird, bis Beides zusammen dasteht als Kunstwerk, vollendet, aere perennius, das ist Genuß hoher Art. Diesen erleichtern uns die Arbeiten zweier Forscher, die verschiedene Fassungen Meyer'scher Gedichte nebeneinander stellen und uns so den gewünschten Ueberblick gewähren: 1. Heinrich Moser, der in „Wandlungen der Gedichte C. F. Meyer's" (Lpz. 1900) mehr nach allgemeinen Gesichtspunkten sich richtet und in einem ersten Theile (CII Seiten) Charakteristik, Personification, Wohllaut, Stimmung, Wucht und Pathos, Wechsel der Strophenform, Symmetrie, Anschaulichkeit, ethische und psychologische Vertiefung u. s. w. behandelt, während ein zweiter Theil (90 Seiten) Proben und Belege bringt. 2. Heinrich Kraeger; dieser gibt in „C. F. M. Quellen und Wandlungen seiner Gedichte" (Palaestra ed. Alois Brandl und Erich Schmidt, Bd. XVI, 367 Seiten; Berlin 1901) jedem Gedichte „eine eigene, liebevoll ausgeführte und auf das Charakteristische bedachte Biographie", d. h. er geht jedesmal, außer daß er die verschiedenen Redactionen vergleicht, auf die Gründe der Veränderung ein, weist auch bei jedem Gedichte, so weit möglich, die Quelle nach. Die Hindeutung auf diese beiden Bücher muß hier genügen: Sie erweisen Meyer's Ringen mit Stoff und Form, zugleich seinen Blick auf das Große, für die führenden Linien, auch sein absolut richtiges und mit den Jahren immer sicherer werdendes Gefühl für das, was im besten Sinne Stil ist. — Daß Meyer's erste Gedichte Balladen waren, ist in mehrfacher Beziehung charakteristisch für ihn; einmal zeigt es seine starke Hinneigung zur Geschichte; denn die Balladen behandeln keine modernen Stoffe; zweitens zeigt das Zurückdrängen der Lyrik seine Scheu, das eigene Innere direct sehen zu lassen: ein aristokratisches Wegtreten von der Welt, die sein Tiefstes so wenig verstanden hatte. Es kommt ja natürlich in den Balladen auch hervor: als machtvolles Schauen, als Drang zu äußerer und innerer Kraft, zu äußerem und innerem Rhythmus, zu Wohllaut, zu Farbe und Leben, zur Stimmung auch; aber das sind Mittel des Künstlers, des so viel wie möglich aus seiner Sujectivität heraus objectiv Schauenden und Gestaltenden. Sich selbst unmittelbar zu geben, widerstrebte ihm jedoch. Immerhin, das Eingangsgedicht

zu den „Zwanzig Balladen“ war reine, schöne Lyrik, war Frühlingsstimmung aus Natur und Leben heraus: Frühlingsbild und Frühlingswunsch:

„Der Frühling kommt, die Berge strahlen rein,
Der Himmel spiegelt sich in klarer Bucht,
Mit gleicher Güte neigt der milde Schein
Sich auf das sanfte Thal, die rauhe Schlucht.

Leis schmilzt der Schnee, es stürzt in breitem Guß
Der Wasserfall und braust zu Thale schon,
Mit vollen Borden rauscht der kühle Fluß,
Mit allen Wassern zieht der Rhein davon.

Du hast den Wanderstab nun in der Hand,
O Frühling, alles rinnt und rauscht mit dir,
Nimm du mir meine Lieder über Land,
Und gib aus deinem Füllhorn neue mir!“

Und am Schlusse stand „Fingerhütchen“: wie eine Vordeutung auf Poesie anderer, nicht rein balladesker Art, eine Talentprobe aus Meisterhand schon in der ersten Fassung, obschon der stimmungsmäßige, melodiöse Mittelpunkt:

„Silberfähre, gleitest leise
Ohne Ruder, ohne Gleise“

noch nicht im feinsten rhythmischen — wenn auch schon fast ganz im gefühlsmäßig onomatopoetischen — Wohllaute herausgebracht war, als:

„Mondenscheibe, stille, weiße,
Sei begrüßt auf deiner Reise.“

Der Erfolg der „Balladen“ war nicht groß; aber edle, feinsinnige Zürcher, wie Georg v. Wyß, ferner Meyer's alter Waadtländer Mentor Vulliemin, auch der damals in Zürich docirende Fr. Th. Vischer, sprachen sich lobend aus; also die besten hörten, nach Vischer's Wort, „die Metallader des Talentes“ klingen. — Vom Metzler'schen Verlage ging 1870 der erste Meyer'sche Band mit neuem Aufdruck als „Balladen von Conr. Ferd. Meyer“ (also nicht mehr anonym), inhaltlich unverändert an den Verlag von H. Haessel in Leipzig über. In Stuttgart betrieb Pfizer die Aufnahme Meyer'scher (mit C. M. gezeichneter) Gedichte („Vercingetorix“, „Waldweg“, „Die drei Spielleute“, „Der Erntewagen“, „An die Natur im Spätsommer“, „Himmelsnähe“, „Michelangelo's Gebet“ und „Der Musensaal“) in den letzten Jahrgang (1865) des „Morgenblattes“; 1866 erschienen in den schweizerischen „Alpenrosen“: „Der erste Schnee“ und „Die Lautenstimmer“, 1867 „Der Mars von Florenz“ und „Milton's Wache“. M. dachte dann an einen größeren Stoff, auf den ihn Vulliemin schon vor 20 Jahren hingewiesen hatte: „Jürg Jenatsch“. Er wollte zuerst diese mächtige, dunkle Gestalt zum Helden eines Dramas machen (ein kleines dramatisches Fragment bei Frey, S. 189). Um sich genau zu orientiren, reiste er mit der Schwester nach dem ihm seit der Jugendzeit lieben Graubünden (Frey, S. 173 ff.: „Auf den Fährten des Jenatsch“); manches Landschaftsbild prägte sich ihm zu späterer poetischer Frei- und Neugestaltung ein, die es in Gedichten und im „Jenatsch“ erfahren hat. Im Sommer 1867 ging er abermals nach Bünden und hat dort am Morteratsch dasjenige Gedicht empfangen, das sein ganzes Wesen am sichersten charakterisirt, 1869 in den „Romanzen und Bildern“ „Im Engadin“, später „Firnelicht“ genannt (Gedd. S. 93):

1. „Wie pocht' das Herz mir in der Brust
Trotz meiner jungen Wanderlust,
Wann, heimgewendet, ich erschaut'
Die Schneegebirge, süß umblaut,
Das große stille Leuchten!

2. Ich athmet' eilig, wie auf Raub,
Der Märkte Dunst, der Städte Staub.
Ich sah den Kampf. Was sagest du,
Mein reines Firnelicht, dazu,
Du großes stilles Leuchten?

3. Nie prahlt' ich mit der Heimath noch,
Und liebe sie von Herzen doch!
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten.

4. Was kann ich für die Heimath thun,
Bevor ich geh' im Grabe ruhn?
Was geb' ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines stilles Leuchten!"

Das ist — außerdem daß es schlichte, bescheidene Seelengröße zeigt — inneres Erlebniß, Lyrik reinster und edelster Art, Meyer'scher Prägung allerdings, d. h. hindurchgegangen durch die Reflexion; aber diese ist dabei restlos in Poesie, in Schauen und Musik, aufgelöst. Von diesem Lebens- und Empfindungsbekenntniß geht übrigens eine gerade Linie zur letzten Strophe des oben (S. 344) citirten „Abschieds von Rom": „Den Sinn des Großen raubt mir keiner mehr". (Ueber die Anfänge und Wandlungen des „Firnelicht"-Gedichtes s. Kraeger, S. 185 ff.) Diesmal besonders wurden die Jenatsch-Oertlichkeiten besucht, und Rietberg im Domleschg, das alte Plantaschloß, wo im Kamin ein Kreuz die Stelle angibt, an der Pompejus Planta erschlagen worden ist, gab ihm ein Gedicht ein, das er nicht veröffentlicht hat, weil es sich mit einer Scene im „Jenatsch" deckte: „Das Mordbeil (aus Graubünden)" in 13 Distichen (bei Frey, S. 186). Graubünden gefiel ihm diesmal so sehr, daß er den Plan erwog, in Thusis zu leben. Doch die Zürcher Freunde hielten ihn in der Heimath fest, und er zog (Ostern 1868) nach Küßnacht am Zürchersee ins Haus zum „Seehof". Dort betrieb er energische Studien zum „Jenatsch". In dem altzürcherischen Landhause fühlte er sich auch, wie er an Vulliemin schrieb, „mit den höchsten Empfindungen inspirirt". Lyrische Gedichte sind ihr ebenso tiefer wie harmonischer Ausdruck: „Zwei Segel" (Gedd. S. 184), „Tag, schein' herein! und Leben, flieh' hinaus!" (S. 139), „Nachtgeräusche" (S. 8), „Der schöne Tag" (S. 10), „Eingelegte Ruder" (S. 60), „Abendwolke" (S. 68), „Die todten Freunde" (S. 9), „Im Spätboot" (S. 62). Auch sie haben natürlich bis zur letzten Fassung (1882 ff.) manche Umarbeitung erfahren. Hohes Glück für ihn war die Gesellschaft, die er im nahen Landgute „Mariafeld" in Meilen bei François und Eliza Wille fand. „Beides ganz bedeutende Menschen": Wille (1811—1896), früher Journalist, ein männlich edler, umfassender Geist, seine Gattin Eliza Sloman (1809—1893) eine feinsinnige Schriftstellerin, eine Frau von echter Herzenstiefe. Dort verkehrten die geistigen Koryphäen Zürichs, z. B. die drei Gottfriede (Keller, Kinkel und Semper), der Graf Wladislaw Plater, das Ehepaar Wesendonck u. A. In der Gesellschaft war M. schweigsam; nur wenn er an den Mittwoch Abenden allein kam, las er sein Neuestes vor und fand dafür inniges Verständniß und feine Kritik (Frey, S. 195 ff. „Die Tafelrunde zu Mariafeld"). — Für eine neue Gedichtpublikation war nun wieder genug Stoff vorhanden, und ein Verleger meldete sich selbst: Herm. Haessel in Leipzig, der 1865 eine von Betsy mit Hülfe des Bruders angefertigte Uebersetzung von E. Naville's sieben Reden, „Der himmlische Vater", edirt hatte. Das neue Buch waren die „Romanzen und Bilder von Conrad Ferdinand Meyer", 1870 (d. h. es erschien schon Ende 1869). Die Beifügung des Vaternamens „Ferdinand" erfolgte auf Grund freundschaftlicher Abrede mit dem oben genannten Konr. M. Der Band gab Lyrisches und Episches. Der I. der beiden Theile (45 von 123 Seiten) heißt „Stimmung" und brachte jene schon charakterisirte, an Reflexion und Phantasie genährte Lyrik; d. h. der feiner Empfindende ahnt aus und über den See- und Hochgebirgsstimmungen, auch aus und über dem, was Italien und Frankreich im Dichter geweckt haben, „das große stille Leuchten", das Meyer's „Wesen und Gedicht" innerlich verklärt. In den Seeliedern wollen Langmesser (S. 200) und Kraeger (S. 167 f.) Lenau'schen Ductus wahrnehmen; ich erkenne aber nur einen M. durchaus

eigenen Ton, schon bevor aus verschiedenen dieser Gedichte das tiefe, rhythmisch so wundervolle „Eingelegte Ruder" (Gedd., S. 60) geworden ist, dem „allzu leidenschaftslose Gleichgültigkeit, mit der sich Dichtung und Phantasie nicht recht vertragen" (Kraeger, S. 168) gewiß nicht nachgeredet werden kann. Dann athmet Waldpoesie; dann leuchtet das Gold der Ernte und wird der Wein gesegnet; darauf klingt wieder eigenes Erleben nach in der zarten Elegie „Einer Todten" (Gedd. S. 205); hierauf wandeln wir durch Felsen („Der Pfad", später „Die Felswand", Gedd. S. 103): die Teufelsbrücke steht vor uns; dann sind wir in Rom am „schönen Brunnen" (S. 155 „Der römische Brunnen") mit seinem prächtig strömenden Rhythmus. Aus dem übernächsten, nicht sehr bedeutenden Gedichte „Kommt wieder" sind später (s. die Wandlungen bei Kraeger, S. 208 ff. und bei Moser II, 12 f.) die Gedichte „Der Gesang des Meeres" (S. 171) und „Mövenflug" geworden, das erste ein Naturbild voll grandiosen Innenlebens, das zweite ein Symbol von tiefster Fülle und edelster Klarheit, ein Juwel Meyer'scher Lyrik: Anschauung, Seelenerlebniß, schlicht große Form, Alles in Phantasie und Reflexion zur Harmonie geschmolzen (Gedd. S. 178). — Fast am Schlusse steht nochmals ein Liebesgedicht („Spielzeug" S. 194), ein neckisches Ding, das einen schalkhaften Ton in den lyrischen Ernst der anderen Gaben gleiten läßt. Der II. Theil gibt „Romanzen", d. h. Balladen. Die Stoffe sind mit Vorliebe der Antike und der Renaissance entnommen, aus- und umgeprägt in Scenen voll Leben, in dessen Mitte machtvolle Gestalten stehen: die Dioskuren, Achilles, Cäsar, Alexander, Vercingetorix, Michelangelo, Papst Julius, Cäsar Borgia, Columbus, Heinrich IV., Milton; aus dem Mittelalter stammt der Stoff der „Margarita" (später „Die Ketzerin"). Die einzelnen Dichtungen zu charakterisiren, ist hier nicht der Ort; aber auf das unheimlich Geisterhafte, auf das Jagende, auch auf das männlich Resignirende in „Vercingetorix" (später „Das Geisterroß", Gedd. S. 244) und auf das heldenhaft den Tod Bezwingende, gleichzeitig in Renaissance-Gestalten Lebende in „Papst Julius" (S. 351) sei doch besonders hingewiesen; das zweite Gedicht erscheint mir immer als eine Vollendung dessen, was Meyer's verehrtester Meister Michelangelo nicht ganz hat schaffen dürfen, des Julusgrabes: der Schüler hat da dem Meister mit einer That gedankt. Er hat es auch noch in anderen Gedichten gethan: „Michelangelo", später vertieft und umgebildet zu „In der Sistina" (S. 354), ferner „Michelangelo und seine Statuen" (S. 335) und „Il Penseroso" (S. 336); sie sind alle groß, aber am nächsten als Künstler, in Wucht, Kühnheit und Entschiedenheit, stofflich und formal, steht M. dem Buonarotti in „Papst Julius". Die zweite Gedichtsammlung wurde mehr bemerkt als die erste: Gottschall lobte sie (in den „Blättern f. litterar. Unterhaltung", 1870, S. 778); in der Schweiz trat (in der „Neuen Zürcher Zeitung" v. 29. März 1871) François Wille für den Dichter ein.

Von seinen zwei Gedichtbänden sagt M. allzu bescheiden (in „Mein Erstling ‚Hutten's letzte Tage'", bei K. E. Franzos, „Die Geschichte des Erstlingswerks", Lpz. 1894, S. 23 ff.): Sie „bezeichnen und schließen eine Lebensepoche ästhetischer Beschaulichkeit, mannichfaltigster, vielsprachiger Lectüre, verschiedener Interessen, ohne die Gluth einer erwärmenden Parteinahme des Herzens, und vieler nachhaltiger Reiseeindrücke, deren stärkster, neben der unwiderstehlichen Anziehung meiner heimischen Schneeberge, die alte Kunstgröße und der süße Himmel Italiens war." — „So hatte ich mich", fährt er fort, und bezeichnet damit seine alte Lebensart sowie den entscheidenden Schritt zu einer bleibenden Wandlung, „ohne öffentliche Thätigkeit, in eine Phantasie-

welt eingesponnen, und es konnte nicht ausbleiben, daß bei meiner übrigens kräftigen Natur, dieses Traumleben ein Ende nehmen mußte, und ich zu einer scharfen Wendung bereit war, etwa wie sie der Rhein zu Basel nimmt". Bei Basel scheint der Rhein westwärts nach Frankreich fließen zu wollen, lenkt dann aber den Lauf nach Norden, nach Deutschland. Das Bild, das M. gebraucht hat, ist also im tiefsten und weitesten Verstande richtig; er erzählt selbst (bei Reitler, S. 8): „Der große Krieg, der bei uns in der Schweiz die Gemüther zwiespältig aufgeregt, entschied auch einen Krieg in meiner Seele. Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig ergriffen, that ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlasse das französische Wesen ab, und innerlich genöthigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich ‚Hutten's letzte Tage'. Ein zweites Moment dieser Dichtung war meine Vereinsamung in der eigenen Heimath. Die Insel Ufenau lag mir sehr nahe und ebenso nahe lag es meinem Gemüthe, den dort einsam gestorbenen Hutten als meinen Helden zu wählen."

Das ist Meyer's endgültige Wandlung; zu beachten bleibt jedoch dabei, und es sei gerade hier, beim „Hutten", wiederholt, daß M. das Beste seines Stils, die Klarheit, und seine vornehmste Tugend, den absolut sicheren Geschmack im Ausdruck, nicht wenig der Schulung an ausgezeichneten Franzosen verdankt. Der „Hutten" wuchs rasch; die einzelnen Bilder las er jede Woche in Mariafeld vor: „Hutten's verwegenes Leben", im Rahmen seiner letzten Tage dargestellt, das ist die Aufgabe, und diese letzten Tage des Ritters füllten sich „mit klaren Erinnerungen und Ereignissen, geisterhaft und symbolisch, wie sie sich um einen Sterbenden begeben, mit einer ganzen Skala von Stimmungen: Hoffnung und Schwermuth, Liebe und Ironie, heiliger Zorn und Todesgewißheit, — kein Zug dieser tapfern Gestalt sollte fehlen, jeder Gegensatz dieser leidenschaftlichen Seele hervortreten. — So belebte sich mir die Ufenau. Ignatius Loyola wird, nach Jerusalem pilgernd, und unterwegs den nahen Heilsort Einsiedeln aufsuchend, nach der kleinen Insel verschlagen und von Hutten beherbergt. Der abenteuerliche Paracelsus kommt von seinem Wohnsitz am nahen Etzel herüber, um dem Kranken als Arzt den Puls zu befühlen. Der in Zürich hausende Herzog Ulrich, Hans Hutten's Mörder, erscheint und wird dem Sterbenden zum letzten Aergerniß. Mit diesen Gestalten des sechzehnten Jahrhunderts schreiten auf der Insel die Geister der Gegenwart" („Erstlingswerk" S. 28 f.). Es waren 54 Gesänge in stumpfgereimten zweizeiligen Strophen: ein knorriges — M. sagt selbst einmal „hölzernes" — Metrum, aber voll Kraft und dem Stoff in jeder Hinsicht adäquat. M. hat im Laufe der Zeit am „Hutten" viel gefeilt und hinzugefügt: „Bei kühlerem Blute und fortgesetzten geschichtlichen Studien setzte ich später noch manchen realistischen Zug in das Bild des Ritters, um ihm Porträtähnlichkeit zu geben" (a. a. O. S. 29; dazu auch C. F. M. an L. v. François 24. X. 81, Briefw. S. 30). Die 3. Auflage (1881) enthält 75 Capitel, später sind es wieder nur 71 geworden. (Ueber weitere Veränderungen s. Langmesser S. 249 f.) So ist auch der „Hutten", Meyer's Art gemäß, vertieft, gehärtet, gefestigt worden. Das lebensprühende Werk, das in seiner Form wie aus der Meisterhand eines Renaissance-Bronzekünstlers zu sein scheint, ist in seinen inneren Zusammenhängen und mit seiner tief ergreifenden Concentration der Persönlichkeit, gegen den Schluß hin von einer gewaltigen Tragik durchweht, der ein Hauch des Humors, dann und wann leise dareinsäuselnd, zu ganz eigenartiger Wirkung hilft. Mit vollem Rechte nennt Ad. Frey (S. 219) den „Hutten" Meyer's „die schönste Dichtung, die der deutsch-französische Krieg

hervorrief" und stolz fügt er hinzu: „auf Schweizer Boden" entstanden, „von einem Schweizer geschrieben"; gewidmet war sie Franz und Eliza Wille. In echt deutschem Geiste dichtete M. damals den „deutschen Schmied" (bei Frey S. 220), der dann, etwas verändert, als Gesang 37 in den „Hutten" übergegangen ist. „‚Der deutsche Schmied'", sagt M. („Erstlingswerk" S. 29), „wurde gedruckt und gesungen. Ich sehe, er ist nun zum Volksliede geworden und hat meinen Namen verloren, wie es auch recht ist." „Es war eine glückliche Zeit", fügt er bei: Meyer spürte wirklich das Freigewordensein von der „Dumpfheit", die ihn früher so bedrückt hatte. Nach dem Arbeitswinter 1870/71 eilte er wieder in seine Bündnerberge, die Schwester mit ihm; St. Wolfgang im Davoserthale war der Standort. M. las Homer und Shakespeare; dann entstanden Gedichte: „Das Seelchen" (S. 97), „Vision" (S. 111), „Göttermahl" (S. 96), manches war erst Skizze: „Die Karyatide" (S. 383), „Das weiße Spitzchen" (S. 92), „Die Bank des Alten" (S. 102) und das seelentief trostvolle „In Harmesnächten" (S. 58), auch den „Hengert" (S. 112) hat M. im Bergwirthshause zu St. Wolfgang erlebt. (Ungedrucktes aus jener Zeit, aus Frl. Betsy's Notizbuche, theilt Frey mit, S. 223 ff.) Dort oben wurde auch zum „Jenatsch" und zum „Amulet" gearbeitet, wenigstens vorgearbeitet. Unterdessen war der „Hutten" freudig anerkannt worden (die erste Huttenrecension von Joh. Scherr in der „Zürcherischen Freitags-Zeitung" vom 6. October 1871 bei Frey S. 226 f.); M. war glücklich, und der Erinnerung an dieses Glück glaubt es Frey zu verdanken, daß wir in der dritten Huttenauflage (1881) das Stück „Gloriola" haben mit den Schlußstrophen:

> „Manch Kränzlein hab' ich später noch erjagt,
> Wie dieses erste hat mir keins behagt;
>
> Denn Süß'res gibt es auf der Erde nicht
> Als ersten Ruhmes zartes Morgenlicht."

Aus Basel, aus Deutschland, aus der Waadt (von Vulliemin) kam Lob auf Lob.

Auch an die Dichtung „Engelberg" war in St. Wolfgang ernstlich gedacht worden — „die Idee ergriff mich mit Naturgewalt" (an Vulliemin, bei Langmesser S. 73); bevor der Dichter sie aber endgültig an die Hand nahm, reiste er (Oct. 1871) nach Italien und blieb zunächst einen Monat lang in Verona; dann ging's nach Venedig: „Hier lerne ich", schrieb er an Vulliemin, „mit jedem Schritt, den ich thue, unendlich viel von der Kunst; wenn Gott mir Leben und Kraft schenkt, o, dann . . . ." (Langm. S. 73). Venedig ist dem Dichter immer lieb geblieben; von dieser Liebe redet er in „Engelberg", im „Jenatsch" und in der „Versuchung des Pescara"; auch Gedichte: „Venedigs erster Tag" (S. 144), „Venedig" (S. 148), „Auf dem Canal grande" (S. 149) u. a. rühmen die herrliche Stadt in ewigen Rhythmen. Sie hielt ihn bis in den März 1872 fest. Meyer's Legende „Engelberg" ist dort entstanden: „Es gelang mir", schrieb er an G. v. Wyß am 27. II. 72, „meine neue Arbeit in einem Zuge zu vollenden" (Langm. S. 264). Die Grundlage war eine am 2. August 1862 gedichtete 19strophige Romanze gewesen (bei Frey, S. 233 ff.): Im Engelbergerthale singen des Nachts Engel ihren Reigen. Das vertiefte sich dann im Davosersommer (1871), ebenso das Landschaftliche; eine „Fabel" wurde neu erfunden; aber der Schluß machte Schwierigkeiten (sieben Umarbeitungen, s. Frey S. 238 ff.); ganz ist M. nie damit zufrieden gewesen. Was aber schließlich vorliegt (Lpz., Haessel, 1872) ist doch eine zarte Dichtung, voll Romantik, wenn man will: in der fast

grausigen Fabel sowol wie in den Stimmungslyrismen und dem ein wenig katholisirenden Grundton. Aber — das Unromantische, modern Lebensvolle an ihr — sie ist frei von Verschwommenheit, ja sie ist in den Figuren überaus plastisch und, was die Hauptsache ist, echt menschlich tief und wahr; zugleich ist sie so gesättigt mit Poesie, daß sie den Leser und Hörer nicht leicht aus ihrem Banne läßt. Sie ist allerdings erst spät, nach dem Erfolge der Novellen, zu allgemeinerer Schätzung gelangt; das spricht aber nicht gegen das Werklein, für das der erste Beurtheiler, Vulliemin, dem Dichter in einem Briefe vom 29. October 1872 eine „Elite von Lesern“ (im Gegensatze zum „vulgären Publikum“) vorausgesagt hat. (Ein feines Urtheil über „Engelberg“ bei Louise von François; Briefwechsel mit C. F. M. ed. Bettelheim S. 197.)

Nach der Rückkehr aus Venedig zog M. aus dem „Seehof“ in Küßnacht nach dem „Seehof“ in Meilen, wieder ein altes Patricierhaus. Dort entstand im Winter 1872/73 die erste Prosanovelle „Das Amulet“; sie sei, schrieb er — durch Mérimée’s Roman „Chronique du règne de Charles IX“ angeregt — an den Waadtländer Mentor (26. April 1873; bei Langmesser S. 76): „gründlich genug durchdacht, aber einfach und objectiv in der Art des Cervantes behandelt. Begegnung eines jungen Berners und eines jungen Freiburgers in der Bartholomäusnacht. Alles dreht sich um eine Marienmedaille, ein Amulet, das den Protestanten rettet und den Katholiken verdirbt“. Noch steckt fast zu viel in dem Werklein; noch ist nicht, zu Gunsten des Hauptmotivs, auf Nebensächliches strenge genug verzichtet; dennoch ist ein Einzelschicksal schon ganz Meyerisch gut herausgehoben und mit dem historischen Hintergrund organisch in Beziehung gesetzt. Die Charakteristik ist ebenfalls schon sehr tief; nicht mit Unrecht hat man in Schadau Züge des jungen, langsam zum Leben sich erziehenden M., in Boccard solche seines katholischen Jugendfreundes Nüscheler wahrzunehmen geglaubt (Frey S. 247 f.); im Oheim Schadau’s finden sich nach Meyer’s eigenem Geständniß (an die François, Brfw. S. 48) Charakterstriche nach Major Hans Ziegler, „einer sympathischen und originellen Figur des alten Zürich“. Aus dem historischen Hintergrunde treten sodann Coligny, Karl IX. und Katharina von Medicis in deutlichen Umrissen hervor. Die Composition läßt noch zu wünschen übrig; das angebliche Erzählen nach „alten vergilbten Blättern des 17. Jahrhunderts“ ist ein wenig conventionell; M. hat später seine „Rahmen“ viel lebendiger behandelt. Auch stehen noch Breiten in dem kleinen Stücke, das dadurch ein wenig ungleich wirkt. Der Erfolg der (1873 erschienenen) Novelle war nicht groß, obschon z. B. Gottfried Kinkel „die Hugenottenerzählung vortrefflich geschrieben, die Sprache so treuherzig, wie ein wirkliches Memoire, wie eine Tagebuchaufzeichnung und doch so spannend“ gefunden hatte. (Langm. S. 76; weitere Beurtheilungen bei Frey, S. 371 ff.) Aus den vielen Studien zum „Amulet“ sind M. mehrere Gedichte, so die wundervoll männliche, mit einem prächtigen Contrast arbeitende, auch im Zeitcolorit vortreffliche Ballade „Mourir ou parvenir“ (Gedd. S. 384) erwachsen. (Ueber Meyer’s Verhältniß zu seiner Quelle — Mérimée — cf. Anna Lüderitz im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen“ Bd. 112.)

Während das „Amulet“ gedruckt wurde, begab sich M. mit der Schwester wieder nach Bünden und zwar nach Chiamutt am Oberalp. Dort „schlug“ er, seinen „Jürg Jenatsch“ als „großen Roman zu Faden“ (an Vulliemin 19. VII. 73, bei Langm. S. 77); im Sommer 1874, bei einem zweiten Chiamutter Aufenthalt „hoch an der Windung des Passes“, im „niedrigen Berghaus“, wurde das Werk vollendet und erschien als Feuilleton in Wislicenus’ Zeit=

schrift „Die Litteratur“; noch in Chiamutt wurden die Feuilletonpartien für die Buchausgabe durchgefeilt. Daheim las er den Jenatsch dann den Freunden Wille in Mariafeld, auch Prof. Rahn vor; 1875 erschien er bei Haessel. M. hatte mehr als 20 Jahre daran herumgedacht und gearbeitet und ausgiebige historische und topographische Studien gemacht. (Ueber Meyer's Quellen s. Langm. S. 286 f.) Mit seinem Stoff ist er dann, in der Art des echten „historischen“ Dichters, frei umgegangen, ohne jedoch irgend einmal unwahr zu werden. Er schaltete Jenatsch's Gattin Anna Buol aus und gab seinem Helden die Liebe zu Lucia. Nachdem diesem dann die junge Gattin ermordet worden ist, erfaßt ihn die Leidenschaft für Lucretia Planta, ein Geschöpf der Phantasie des Dichters, aber unfraglich die tiefste und schönste Frauengestalt in Meyer's ganzer Dichtung. Nicht verändert hat M. die großen Linien der Zeitereignisse; hier hat er nur geklärt und vereinfacht: die fast unüberblickbaren Wirrnisse der spanisch-österreichischen, der französischen, der venetianischen und der bündnerischen Politik, welche die 19 Jahre erfüllen, in denen der Roman handelt, hat er so lucid dargestellt, daß ihm nicht nur der Freund der Poesie, sondern, rein in der Sache, auch jeder Geschichtsliebhaber dankbar sein muß. Immerhin, als „Roman“ mochte ihm das Werk nicht einheitlich genug erscheinen; deshalb nannte er es schlichtweg „eine Bündnergeschichte“. Er trennte sie in drei Bücher: I. „Die Reise des Herrn Waser“ (um 1620): Wir werden da mit dem durch die Prädikanten aus seinem Schlosse Rietberg vertriebenen Pompejus Planta und seinem Töchterlein Lucretia bekannt, erfahren aus der Erinnerung des Amtsschreibers Heinrich Waser von Zürich, dem wir schon das erste Zusammentreffen mit den Plantas verdanken, Jenatsch's Jugend: fein verklärt im Dämmer des Vergangenen, nur den Hauptzügen nach, aber doch voll Leben. Aus dieser Erinnerung taucht auch die Jugendfreundschaft Jenatsch's und Lucretia's auf. Dann lernen wir den Pfarrer Jenatsch selbst kennen, der aber „eher auf einen Kriegsgaul als hinter das Kanzelbrett gehört“. Wir sehen, wie Jenatsch zum ersten Male dem Herzog Rohan begegnet, erfahren darauf, wie der wilde, feurige Bündner den Chorrock ablegt; dann wohnen wir dem Veltlinermorde bei, an dem Pompejus Planta zusammen mit dem bösen Robustelli theil hat. Jenatsch verliert dabei sein Weib durch den Schuß seines fanatisch katholischen, verrückten Schwagers Agostino und schwört Rache. In Zürich vernimmt Waser, dessen feine Persönlichkeit aufs geschickteste mit den Bündner Sachen in Beziehung gesetzt ist, die Ermordung des Pompejus P. durch Jenatsch und dessen weitere Schicksale als Hauptmann des Bündner Aufstandes und im Dienste Mansfeld's und Gustav Adolf's. Das II. Buch heißt „Lucretia“. Seine Handlung beginnt etwa im J. 1632. Jenatsch ist in venetianischen Diensten; wir sind in der Lagunenstadt, die aus voller Anschauung heraus geschildert ist. Jenatsch tritt in Beziehungen zu Rohan; bei diesem erfährt Lucretia P. von J. selbst, daß er der Mörder ihres Vaters ist; sie weist ihn von sich, aber sie liebt ihn. — In diesen beiden Büchern ist die Handlung von ungemein geschickter Führung: Im ersten geht der Faden der Erzählung von Hand zu Hand; dadurch gewinnt sie ein eigenartiges Leben; im zweiten laufen die Verbindungen, wie natürlich, in Wirklichkeit mit höchster Kunst geführt, rück- und vorwärts; wieder ist Waser — auf selbstverständlichste Art — beim Wichtigsten zugegen. Das III. Buch heißt „Der gute Herzog“ (1635—1639). Lucretia befreit Jenatsch aus den Händen der Spanier; die Liebe kommt, wie ein fernes Glück aus alter Zeit, über die Beiden, aber des Erschlagenen Blut muß sie trennen. Dann hilft Jenatsch dem Herzog Rohan zu Siegen und verlangt von ihm für Bünden das Veltlin;

aber Richelieu's Bestätigung bleibt aus; da verbindet sich Jenatsch mit Spanien; Rohan ist verrathen. Jenatsch schwört sogar seinen Glauben ab, um dem Vaterlande mit Hülfe Spaniens dienen zu können. Es kommt zum Frieden: Bündens alte Freiheit und sein Gebiet sind gesichert. Aber beim Friedensfest in Chur soll Jenatsch von seinen persönlichen Feinden getödtet werden. Lucretia will ihn warnen; doch sie vermag ihn nicht zu retten; im Tumulte tödtet sie den Geliebten selbst mit der Axt, mit der Jenatsch einst ihren Vater erschlagen hat.

M. hat aus der verwickeltsten aller schweizerischen Geschichten restlos ein Kunstwerk herausgeholt: erstens in der Erzählung mit ihrem freien, großen, klaren Zuge, zweitens in psychologischer Vertiefung und Motivirung: Die Handlung wächst aus den Charakteren, vor allem dem des wilden, skrupellosen, aber freiheitglühenden Jenatsch, des imponirenden Willensmenschen, dessen Natur, nach Meyer's Wort „von jenem Stahl war, der aus den Steinwänden der Unmöglichkeit immer die hellen Funken der Hoffnung herausschlägt". Die Tragik in diesem Menschen, der Conflict seines Willens mit den ihm widerstrebenden Verhältnissen versöhnt uns mit allem Unbändigen, Maßlosen, Gewaltsamen in ihm; wir sind tief ergriffen von diesem Schicksal, das an uns vorbeigestürmt ist: Wir haben eine Tragödie miterlebt. In dieser ist auch Lucretia eine Heldin, im Kampfe zwischen der Liebe zu ihrem „stolzen Adler" Jürg und der Pflicht, den Vater zu rächen. Lebenwollen und Leidenmüssen: der alte, ewig menschliche, ewig tragische Conflict tritt an Beide heran, und wie Lucretia kein Weiterleben des Geliebten mehr möglich sieht, tödtet sie ihn mit eigener Hand, „in traumhaftem Entschlusse", und er versteht sie und dankt ihr: „ein düsterer Triumph flog über seine Züge". Das bleibt von unwandelbarer Großheit, wenn auch G. Keller (Briefw. mit Storm, ed. Köster S. 166) es tadelte und Storm von einer „Fleischhauerthat" sprach (S. 171); aber selbst Storm muß schließlich eine Liebe bewundern, „welche den Geliebten, da es nun einmal zu Ende muß, wenigstens von eigener Hand und nicht von Mörderfaust will sterben lassen" (dazu auch L. v. François an C. F. M. 20. XI. 85; S. 178). Im Gegensatze zu diesen Leidenschaftsnaturen dann der vornehme Rohan, den M. „ein wenig" nach Vulliemin gezeichnet hat; nur die Leichtgläubigkeit sei nie Vulliemin's Fehler gewesen (Briefstelle bei Langmesser S. 31); im „guten Herzog" ist sie für einen Diplomaten manchmal fast ein wenig unbegreiflich. Neben dem noblen Franzosen der feine Waser, der auch im III. Buche bei der Haupthandlung zugegen ist: eine lebendige Gestalt; desgleichen der biedere Locotenente Wertmüller, desgleichen die wackern leidenschaftlichen Prädicanten Alexander und Fausch. Dazu die grandios gezeichnete Landschaft: hier die Bündnerwelt in starrer Pracht, dort Venedig in leuchtenden Farben des Lebens und der Kunst; in den Hauptfiguren der echte Bündnergeist erdgewachsener Menschen. Das Ganze ist einer der besten deutschen historischen Romane; eigentlich nur Scheffel's „Ekkehard" steht daneben, auf gleicher Höhe. Im J. 1878 fügte M., um Jenatsch's Glaubenswechsel besser zu begründen, das 12. Capitel des III. Buches bei: der Held bei Serbelloni in Mailand (über dieses Capitel Storm an Keller, Briefwechsel S. 171. — Recensionen über „Jürg Jenatsch" bei Frey, S. 268 und 374 ff.) Als echter Künstler war übrigens M. mit seinem „Jenatsch" selbst nicht ganz zufrieden; er schrieb an Alfred Meißner: „Jenatsch ist doch wohl sehr manierirt, die einzige Lucretia ausgenommen, die echt ist. Mich dünkt, ich sollte etwas weit Größeres und Freieres machen können" (bei Langmesser S. 99). Er fühlte sich also in wachsender Kraft. So scharf wie die eigene „Manier", erkannte er übrigens auch die schwachen Punkte der Kritik;

so, wenn er an Vulliemin meldet (bei Langmesser S. 97): „Was in allen Kritiken wiederkommt, das ist, daß der Roman in seiner Qualität als moderne Epopöe sollte breit sein — das ist ein Dogma — und daß ‚Jenatsch‘ nicht genug davon habe. Dann ein zweites: daß der historische Rohstoff alles für mein Buch gethan habe. Ein großer Irrthum, dieser Rohstoff war einige Male sehr rebellisch.“

Im „Jenatsch“-Jahre gewann M. mit der Höhe der Kunst auch einen Gipfel des Lebens: Er verheirathete sich am 5. October 1875 mit Louise Ziegler, der Tochter des Obersten und Regierungsrathes Ed. Ziegler, eines trefflichen, liebenswürdigen und geistig bedeutenden Mannes († 1882; cf. die „Biographische Skizze“ von A. Bürklin, 1886 und C. F. M. an die François, Briefw. S. 79). Ziegler's Gattin war Joh. Louise Bodmer. Die Tochter Louise kannte M. seit 1868, wo er sie beim Oheim Hans Ziegler, dem Modell von Schadau's Onkel (s. o. S. 352 zum „Amulet“) gesehen hatte. Eine stille Liebe keimte; er ließ durch Betsy sondiren; noch lautete die Antwort an den nahezu 50jährigen nicht zustimmend; aber seine Neigung wurde im Stillen erwidert; am 13. Juli verlobten sie sich, und nun strömten zarte Liebesgedichte aus dem Herzen des so spät völlig Glücklichen (Ungedrucktes bei Langm. S. 81 ff.; anderes in den Gedichten: „Ihr Heim“ S. 206, „Unruhige Nacht“ S. 191, „Die Ampel“ S. 190). Ganz Zürich gratulirte: „Selbst der Brummbär Gottfried Keller hat seine Aufwartung gemacht“, schrieb M. der Braut (bei Langm. S. 82). Die Hochzeit fand in der Kirche zu Kilchberg statt; die nachfolgende Reise führte das Paar zuerst nach Lausanne zum alten, treuen Vulliemin, dann über Lyon nach Südfrankreich, d. h. nach Orange und Avignon; dieses sollte den Hintergrund zu einer Novelle „Der Entschluß der Frau Laura“ (oder „Der Ring der Frau Laura“) abgeben; aber nur ein kleines Fragment existirt mit der prächtigen Skizze eines innerlich mit sich kämpfenden Petrarca (bei Langm. S. 480 bis 482). Auch ein Gedicht ist in Avignon concipirt worden: „Der Tod und Frau Laura“ (Gedd. S. 292): eine großartig concentrirte tragische Pest-Ballade. In der mittelalterlichen Papststadt trat auch die Figur Thomas Beckets, die M. seit der Lectüre von Thierry's „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands“ intim kannte, wieder deutlich vor des Dichters Augen: die Novelle „Der Heilige“ suchte ihren Krystallisationspunkt. Ueber Tarascon (Ged. „Die Gedanken des Königs René“ S. 293) und Nîmes ging's nach der Riviera, dann nach Corsica; in Ajaccio blieben sie drei Monate; auch da faßte M., angeregt durch Prosper Mérimée's „Colomba“ den Plan zu einer Novelle; aber erst spät, kurz vor seinem Tode, versuchte er die Feder dazu anzusetzen. Dagegen gab Corsica Gedichte: „Die Corsin“ (Gedd. S. 169), „Weihnachten in Ajaccio“, ein mildes, warmes Liebesgedicht an die Gattin (S. 209), die er auch in den zwei Distichen „Liebesjahr“ (S 208) bekränzte; dann „Abschied von Corsica“ (S. 166) mit der tiefempfundenen, anschauungsgesättigten Schlußstrophe:

„Schwer entsagt das Aug' der offnen Ferne,
Schwer das Ohr dem Meereswellenschlage —
Unter kält're Sonnen, blaßre Sterne
Folget mir, ihr Inselwandertage,
Und umklingt mich dort, wie eine Sage.“

Im Januar fuhren sie über Südfrankreich — mit abermaligem längerem Halt in Avignon — heim in den „Wangensbach“ bei Küßnacht, wo Betsy dem Paar eine herzige Wohnung eingerichtet hatte. (Die Schilderung der Hoch-

zeitreise ausführlich bei Langm. S. 88 ff., der nach den Briefen C. F. Meyer's und einer Reisebeschreibung von dessen Gattin arbeiten konnte.) In der Heimath besorgte M. zunächst die Buchausgabe des „Jenatsch" (erschienen Sept. 1876). Sie machte ihn in weitesten Kreisen bekannt und führte ihn in Verbindung mit Herm. Lingg, Paul Heyse, Felix Dahn, Alfr. Meißner, J. V. Widmann und Julius Rodenberg. Im J. 1877 erwarb M. ein eigenes Heim in Kilchberg auf der Höhe zwischen Sihlthal und Zürichsee. Er fühlte sich dort glücklich; ein liebenswürdiger Humor spricht aus Briefen dieser Zeit, z. B. aus einem Schreiben vom 18. April an Meißner (bei Langm. S. 100). In Kilchberg knüpfte sich die schöne, offene Freundschaft Meyer's mit Adolf Frey, worüber dieser in dem Capitel „Das Bild des Dichters" überaus ansprechend berichtet (S. 277—309). Eine Schilderung seines Landsitzes gab M. in der Novelle „Der Schuß von der Kanzel", die in der ersten Hälfte des Jahres geschrieben wurde — weniger aus eigenem Antrieb, als weil, wie er an Vulliemin schrieb (bei Langm. S. 101), „diese Zürcher Herren — d. h. die Redactoren des ‚Zürcher Taschenbuches' (auf 1878) — etwas Amüsantes von mir verlangten und — merken Sie wohl, etwas Amüsantes, das zu gleicher Zeit in der Heimath spielt". Das Ding sei eine „Farce", und er machte sich „aufrichtig gesagt, wenig daraus". Die kleine Novelle ist aber voll echten Humors: Man merkt ihr an, in was für einer mit Gott und der Welt zufriedenen Stimmung sie entstanden ist. Der „Held" ist der General Rudolf Wertmüller, den M. als Locotenenten des Herzogs von Rohan im „Jenatsch" geschildert hatte. Er sitzt auf seinem Landhaus in Mythikon am Zürichsee. Dort schenkt er seinem Vetter, dem Pastor Wilpert Wertmüller, der gerne mit Schießwaffen umgeht, vor einer Predigt eine Pistole, die sehr schwer federt, d. h. im letzten Moment verwechselt er sie absichtlich mit einer leicht federnden. Mit dieser spielt der Pfarrer während seines Sermons; sie kracht los; der Pfarrer ist in seinem Amte unmöglich und muß seinem Vicar Pfannenstiel die Pfründe abtreten, ihm obendrein sein Töchterlein Rahel zur Frau geben. Das hatte der Schalk von General bezweckt; er setzt dafür den Vetter ins Testament; das „Stillschweigen" der Mythikoner erkauft er mit der Vermachung eines Stückes Wald. Diese Fabel ist köstlich behandelt, mit guter Charakterisirung der beiden Originale Wertmüller, auch mit feinen Landschaftsmotiven, über denen sowol das große, stille Leuchten der Alpen wie die tiefere Farbe italienischer Buchten glänzt. Die Novelle hält den Vergleich mit Gottfried Keller'schen Schöpfungen aus, obschon M. hier sehr bescheiden urtheilte, indem er am 11. December 1877 J. Rodenberg, der das Stücklein gern in seine „Deutsche Rundschau" gehabt hätte, mit den Worten beschied: „Nein, für Ihre ‚Rundschau' wäre der ‚Schuß von der Kanzel' nichts gewesen. Abgesehen davon, daß Sie Ihre Leser nicht mit Zürcher Geschichten übersättigen dürfen [vom Nov. 1876 bis zum April 1877 waren G. Keller's ‚Züricher Novellen' in der ‚Rundschau' erschienen], abgesehen von den zu ungunsten meines barokken Generals sich bietenden Vergleichspunkten mit dem herrlichen und und tüchtigen Landolt [dem ‚Landvogt von Greifensee'] der Zürcher Novellen unseres lieben Meisters Gottfried, würde ich in Ihrer ‚Rundschau' ungern auf meine Hauptforce verzichten, nämlich auf einen großen humanen Hintergrund, auf den Zusammenhang des kleinen Lebens mit dem Leben und Ringen der Menschheit" (Langm. S. 101 f.). Gottfried Keller selbst hatte allerdings die größte Freude an der Novelle: „Empfangen Sie", schrieb er am 30. November 1877 an M., „meinen schönsten Dank, verehrter Herr Nachbar am See! für den lustigen General und das ausgesuchte Vergnügen, das der streitbare Herr mir gestern zu zweienmalen gewährt

hat, da ich ihn am Morgen las und dann nachts vor dem Schlafengehen ihm nochmals die Rosinen abklaubte" (bei Frey S. 314), und Vulliemin rief ihm zu: „Où donc, mon cher Conrad, avez-vous pris tant de gaillardises?" (Frey S. 315). Im selben Jahr 1878 erschien der „Schuß von der Kanzel" mit dem „Amulet" zusammen als Buch mit dem Uebertitel „Denkwürdige Tage". In jener Zeit hat Meyer Louis Vulliemin's geistiges Porträt in einem feinsinnigen Essay gezeichnet (Neue Zürcher Zeitung vom 16. u. 18. März 1878; daraus bei Langm. S. 31 ff. und bei Frey S. 57 f.); auch des väterlichen Freundes Gattin wurde darin mit zart verständigen Worten geschildert. Vulliemin selbst sagte davon: „Die Zeichnung ist die eines Meisters . . . . Ich nehme alles an, was Sie sagen. Das ist Deutsch, und ich danke Ihnen dafür; denn es ist ein Deutsch, durchdrungen von französischem Geist, und sicherlich vom besten. Herz und Geist aber bilden eine Einheit: alles ist lebendig, warm, farbig. Es hat darin, glaube ich, mehr Sachen und Ideen als Worte" (Langm. S. 103). Dieses Urtheil ist wohl geeignet, nochmals den auch von Carl Spitteler (bei Frey S. 76) erkannten Vorzug französischer Art und Kunst in Meyer's Sprache und Darstellungsweise kundzuthun.

Vom Frühjahr 1878 an hatte M. einen neuen Stoff „auf dem Webstuhle": „Der Heilige", eine „große Novelle", die er „vor Jahren" Alfred Meißner einmal in „dramatischer Form vorskizzirt hatte" (Langm. S. 104); aber erst ein Jahr später (1879) gab er das fertige Werk an Rodenberg aus der Hand, nachdem er einen Engadinersommer (in dem er Heyse persönlich kennen lernte) und einen Winter lang das Werk voll hatte ausreifen lassen: die „subtile Geschichte", an der er „mit Ueberlegung und Vergnügen herumbildete" (Langm. S. 106). Am 10. Mai sandte er sie nach Berlin, zweifelnd: „Jetzt erscheint es mir", schrieb er dazu an Rodenberg (bei Langm. S. 106), „au style près — eine Novelle wie eine andere — ich glaubte so viel hineingelegt, das Mittelalter so fein und gründlich verspottet und in Becket einen neuen Charakter gezeichnet zu haben". Wir kennen Meyer's Quelle; er sagt selbst (bei Reitler S. 8): „Aus der Histoire de la conquête de l'Angleterre war mir (vor 25 Jahren) die räthselhafte Gestalt des Thomas Becket entgegengetreten, und ich habe so lange an ihr herumgebildet, bis sie mir fast quälend vor den Augen stand. Ich entledigte mich dieses Phantomes durch den ‚Heiligen'". „Ich habe", schrieb er an Prof. D. Hausleiter in Greifswald (Langm. S. 314 f.), „diesen Charakter wirklich nicht gemacht, sondern er ist mir — in ungewöhnlichem Maße — erschienen". Die Gestalt war aus Sage und Geschichte auf ihn zugetreten: Aus der Sage, die Thomas Becket's Vater Gilbert einen Angelsachsen, seine Mutter eine Saracenin sein läßt (cf. Meyer's Ballade „Mit zwei Worten" Gedd. S. 282), nahm er Becket's Liebe zu den Angelsachsen und zur orientalischen Welt; die Geschichte lieferte ihm des Erzbischofs freventliche Ermordung, nachdem dieser aus einem Weltmann ein Asket, aus einem Diener des Königs Heinrich II. dessen Gegner geworden war. Freie Erfindung Meyer's ist Becket's von einer Orientalin geborenes Töchterlein Grace, das der König im maurischen Feenschlößlein entdeckt und verführt und das bei der Flucht erschossen wird. Dies wandelt den Kanzler; als Erzbischof von Canterbury wird er der Diener Gottes, wird der Freund seiner geknechteten angelsächsischen Stammesgenossen; das entfacht Streit, in welchem auch des Königs Söhne sich gegen den Vater empören. Thomas Becket wird verbannt, kehrt aber zurück; Heinrich ergrimmt und gibt den verhängnißvollen Mordbefehl; er bereut, jedoch zu spät. Der Ermordete bleibt Sieger: Heinrich muß am Grabe des Märtyrers Buße thun. Ganz fein

ist componirt: die Geschichte wird in Zürich von Heinrich's Bogner, Hans dem Armbruster, der bei allen wichtigen Ereignissen der großen englischen Tragödie zugegen gewesen ist, am 29. December 1191, da zum ersten Male der neue Heilige Thomas von Canterbury im Fraumünster gefeiert wird, einem Chorherrn des Großmünsterstiftes erzählt. Dadurch gewinnt der Dichter eine machtvoll wirkende Objectivität und leitet, wie ungesucht, den Hörer oder Leser in psychologische Tiefen hinein, gerade weil dem schlichten Manne nicht alle innersten Beweggründe klar sind. M. hat dieses Werk mit seinen Charakterwandlungen, d. h. wo der lebensfreudige Kanzler zum Heiligen, der jenseits von Gut und Böse schreitende König zum Büßer wird, unter seinen Werken immer am höchsten geschätzt; er hat auch einem Dichter, Hermann Lingg, der im Herbste sein Gast gewesen war, schriftlich einen außerordentlich interessanten Commentar zum „Heiligen“ gegeben (vollinhaltlich abgedruckt bei Langmesser S. 324 f.). Die tiefe Charakteristik wird da völlig deutlich; auch daß der „dramatische Gang“ und der „große Stil“ in Meyer's künstlerischer Absicht lagen, erfahren wir, ebenso, warum er die Nebenpersonen so reich ausgestattet hat: eine Grace, einen Richard Löwenherz, einen Bertram de Born. Die Sprache ist mit Bildern gesättigt, treffenden, tiefen Bildern, so, wenn er z. B. den Löwenherz mit den Worten schildert: „Das Spiel seiner Natur war ehrlich wie der Stoß ins Hifthorn und überquoll wie der Schaum am Gebiß eines jungen Renners“. Das Lob der Erzählung war allgemein. Louise v. François, die reife Künstlerin, deren Werke der Dichter schätzte und mit welcher er Ostern 1881, weil ihm die ihrem Erzählen „eigenthümliche Mischung von conservativen Ueberlieferungen und freien Standpunkten durchaus homogen“ war, in litterarische Beziehungen trat, hat sich speciell über den „Heiligen“ ausgesprochen; sie schrieb ihm auch am 9. V. 84 (Briefwechsel mit C. F. M. ed. Bettelheim S. 139), Geibel habe gesagt, er sei stolz darauf, daß dieses Meisterstück geschaffen worden sei. (Andere Urtheile über den „Heiligen“ bei Frey S. 316 f.) In der 3. Auflage (1883) hieß die Novelle „König und Heiliger“, später wieder „Der Heilige“.

Im Sommer 1879 wollte M. wieder im Engadin verweilen, brach aber bei Campfér durch einen Wagensturz den Arm und mußte heimreisen (Gedicht „Fiebernacht“ S. 121). Im December wurde ihm seine Tochter Camilla geboren; das bewog ihn, sein Haus zu vergrößern; im März 1882 war der Umbau beendet. Sein Leben war auch im neuen Hause lauter Glück: Tiefes seelisches Verständniß seitens der Gattin, ihre Musik — er liebte langsame Sätze von Beethoven vor allem („Eroica“), dann von Mozart, von Weber, von Berlioz —, die zauberische Landschaft, sein Kind, sie alle schenkten ihm Ruhe und Harmonie; sie klingt in Stimmungsgedichten wie „Requiem“ wieder (Gedd. S. 67), das — jetzt leider um die Mittelstrophe verkürzt — in der 1. Auflage der Gedichte (1882) lautete:

1. „Bei der Abendsonne Wandern
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkeln es den andern
Mit vertrauten Tönen vor:

2. „„Viele Schläge, viele Schläge
Thut an einem Tag das Herz,
Wenig Schläge, wenig Schläge
Thut im Dämmerlicht das Erz!““

3. Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!“

Auch hier wieder jene Lyrik, die, aus dem Seelenlande stammend, durch die Reflexion hindurchgegangen ist und von ihr Nahrung empfangen hat, ohne

dafür mit Stimmungsgehalt bezahlen zu müssen: Höchste Eigenart der Lyrik C. F. Meyer's, der die innere Form voll zu wahren weiß, auch wo die äußere vor dem Kunstverstande gewogen und gefeilt worden ist. Aus ähnlicher Stimmung heraus stammt das Gedicht „Neujahrsglocken" (S. 84). — In zu heißen Tagen vertauschte M. Kilchberg mit dem der Familie Ziegler gehörigen Schlosse Steinegg im Thurgau, unter dessen Tannen er zu träumen liebte (Ged. „Jetzt rede du!" S. 52). Bei sich zu Hause war M. ruhig, immer fein und liebenswürdig, Gästen ein vortrefflicher Causeur von sicherem, aber mildem Urtheile; seine tiefe, innere Leidenschaft ließ er, eine vornehme Natur, nur in seinen Werken offenbar werden. Einmal bekannte er allerdings der Frau Vulliemin: „Vor allem bin ich ein Mann, der viel liebt und manchmal leidet, der sich oft ärgert und der selbst hassen kann" (Langm. S. 115); das war ein Bild seines Innersten; nach außen war er — ohne Schablone — der vollendete Weltmann. Im Januar 1880 überbrachte ihm sein Freund Prof. Rahn die Ernennung zum Doctor honoris causa: „viro et res gestas hominumque mores elegantissime judicanti et in enarrandis eis poetica virtute eminenti".

Seit dem Frühling desselben Jahres war der Dichter stark mit der Idee zu einem neuen Romane „Der Dynast" beschäftigt, dessen Hauptperson jener Graf Friedrich VII. von Toggenburg sein sollte, der im 15. Jahrhundert durch seine Erbversprechungen an Schwyz und Zürich den sog. „alten Zürichkrieg" veranlaßt hat. Am genauesten sind wir über dieses mehrfach studirte, aber nie vollendete Werk Meyer's durch einen Brief an Louise v. François vom 10. Mai 1881 unterrichtet (Briefwechsel S. 5 f.): „1. Hälfte des XV. Jahrhunderts. Concil von Constanz. In der Ostschweiz gibt es einen Dynasten, einen genialen Menschen, Graf von Tockenburg, der mitten in dem aufschießenden Freistaat, und mit Hülfe desselben, einen Staat gründet, immer höher strebt — (ich werde den Menschen noch vergrößern und ihn mit dem Zoller die Cur Brandenburg und — durch Huß — die Krone von Böhmen anstreben lassen), dann aber durch seine Kinderlosigkeit (ich lasse ihn im kritischen Augenblick seinen Sohn verlieren) die Beute der Schweizer wird und in einem solchen Hasse gegen dieselben entbrennt, daß er auf seinem Sterbelager Schwitz und Zürich mit dämonischem Truge beide zu seinem Erben einsetzt, wodurch der fürchterlichste Bürgerkrieg entsteht. Die Aufgabe ist, diesen Charakter (natürlich einen ursprünglich edeln und immer großartigen) durch alle Einflüsse dieses ruchlosen und geistvollen Jahrhunderts (Frührenaissance) zu diesem finalen Verbrechen zu führen."

M. wandte sich dann aber doch einem anderen Stoffe zu, den er auch schon zu Faden geschlagen hatte: „Das Brigittchen von Trogen"; vorerst jedoch schrieb er für das „Zürcher Taschenbuch" einen Essay über den Brugger Arzt und Philosophen J. G. Zimmermann (1728—1795), den Verfasser des Buches „Betrachtungen über die Einsamkeit". M. liebte diesen Zimmermann nicht gerade; dennoch werden seine Ausführungen unter dem Titel: „Kleinstadt und Dorf um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach einem Manuskript von Edmund Dorer" der eigenartig schroffen Persönlichkeit des vielfach unverstandenen Tugendlehrers vollauf gerecht. (Proben bei Langm. S. 419 ff.) — „Das Brigittchen von Trogen" nun, „Thema: Schelmerei und Redlichkeit", schrieb er während seines Hausbaues zur Zerstreuung, in der wechselvollen Stimmung, in die ihn diese häuslichen Revolutionen versetzten. Er nahm das Ding so wenig ernst wie den „Schuß von der Kanzel": „Auf diesem Wege werde ich nicht weiter wandeln" (Langm. S. 121). Aber lustig ist das Novellchen doch und darum in Meyer's Oeuvre,

in dem sein Humor nicht oft sich zeigt, ein Stück Sonnenschein. „Sie wissen", schrieb er am 10. Juli 1881 an Rodenberg, „daß der Humanist Poggio (gemeint ist der Florentiner Gian-Francesco Poggio-Bracciolini, 1380—1459), der Codices-Dieb, ‚Fazetien' geschrieben hat („Liber facetiarum", Rom 1470, eine Sammlung meist schlüpfriger Anekdoten). Nun nehme ich an, der Alte gibt in den Gärten und der Gesellschaft des Cosmus Medici auf Verlangen eine „Facetia inedita" zum besten. So ist die Kleinigkeit überschrieben: ‚Eine Fazetie des Poggio'". M. hatte auch da zuerst an dramatische Behandlung gedacht; Rodenberg hatte abgerathen, ebenso vom Titel; er nannte das Stücklein dann beim Erscheinen in der „Rundschau" „Das Brigittchen von Trogen"; erst für die Buchausgabe schuf M. selbst die Ueberschrift „Plautus im Nonnenkloster". Wieder wird von einem anderen als dem Dichter erzählt: Poggio berichtet, wie er bei Gelegenheit des Constanzer Concils durch List im Kloster Monasterlingen, dem das schlaue Brigittchen von Trogen als Aebtissin vorsteht, einen Plautus gewonnen hat, weil er einen frommen Betrug verschwieg; zugleich hat er einer verliebten Novize, Gertrud, aus dem Kloster und zu ihrem Schatz, dem Hans v. Splügen, verholfen. Die Kleinigkeit — Meyer's kürzeste Novelle — ist mit renaissancemäßiger Finesse erzählt, auch mit überlegener, fast raffinirter Charakterzeichnung und mit glücklicher Hervorhebung der hohen geistigen Bildung über die Barbarei. Etwas von der Größe des Jahrhunderts schwebt darüber, d. h. jenes Geistes, den Jakob Burckhardt, einer der intimsten Freunde Meyer's (wenn dieser auch weder persönlich noch in Briefen mit dem Basler Gelehrten verkehrte) in der „Kultur der Renaissance" so machtvoll dargestellt hatte.

Zur Enthüllung des Denkmals für den Musiker Ignaz Heim (1818 bis 1880) am 6. März 1881 schrieb M. einen Prolog, von dem J. V. Scheffel geurtheilt hat: „C. F. M.'s Dichtung ist ein Requiem, zu welchem man dem nun in Gottes ewiger Harmonie Ruhenden wie dem Verfasser . . . Glück wünschen darf . . . . Nur die Liebe kann solche Kränze winden" (Abdruck des Prologes bei Moser, Wandlungen II, S. 101—105). Dann überarbeitete der Dichter den „Hutten" (zur 3. Auflage), und „vermännlichte und verwilderte" ihn dabei, wie er an Ad. Frey (s. d. S. 318) schrieb. Dann ließ er sich wieder von Projecten hinnehmen: ein Drama „Kaiser Friedrich II. der Staufer", „Der Dynast" und „Die Leiden eines Knaben" tauchten auf, ebenso eine Novelle „Gustav Adolf", den er vor Zeiten als Drama geplant hatte (an die François, Briefw. S. 23), aber sein „Dämon" hatte ihn „gewarnt" (a. a. O. S. 70). Er ließ aber Alles zurücktreten vor der Arbeit an seinen Gedichten, die er herauszugeben beabsichtigte. Kurz vorher veröffentlichte er einzelne Gedichte im „Zürcher Dichterkränzchen. Gewunden von Gottfried Keller, Ferd. Zehender, C. Ferdinand Meyer für den Bazar des Kinderspitals 15. und 16. März 1882. Als Mskr. gedruckt" (Zürich, Orell, Füßli & Co.). Dann meldete er an L. v. François (22. V. 82, Briefwechsel S. 54): „Ich bin mit einer gewissen Leidenschaft mit der Sammlung meiner Lyrika (für die Herbstmesse) beschäftigt. Mehr als 50 Balladen und Lieder — oh die zartesten Liederchen von der Welt! Hin und wieder etwas Intimes hinein versteckt". Später sagte er dann zur Freundin, seine Lyrik sei ihm „nicht wahr genug . . . . Wahr kann ich nur unter der dramatischen Maske al fresco sein. Im ‚Jenatsch' und im ‚Heiligen' (beide ursprünglich dramatisch konzipirt)ist in den verschiedensten Verkleidungen weit mehr von mir, meinen wahren Leiden und Leidenschaften, als in dieser Lyrik, die kaum mehr als Spiel oder höchstens die Aeußerung einer unter-

geordneten Seite meines Wesens ist" (bei Langm. S. 126). Dennoch — die Lyriksammlung Meyer's ist etwas Monumentales, und er war sich auch bewußt: „sie steht ihren Mann". Meyer's Lyrik ist bereits charakterisirt worden. (Urtheile von Betty Paoli, Joh. Scherr, Jul. Rodenberg, Paul Heyse, Herm. Lingg u. A. bei Langm. S. 225 ff.) Wie er an diesen Sachen, die oft „in drei bis vier Versionen herumflatterten", gefeilt hat, ist bekannt; seit der 2. Auflage sagte er denn auch als Vorwort:

„Mit dem Stifte les' ich diese Dinge,
Auf der Rasenbank im Freien sitzend,
Plötzlich zuckt mir einer Vogelschwinge
Schatten durch die Lettern freudig blitzend.

Was da steht, ich hab' es tief empfunden
Und es bleibt ein Stück von meinem Leben —
Meine Seele flattert ungebunden
Und ergötzt sich drüberhinzuschweben."

Das ist Meyer's wahres Bekenntniß über seine Lyrik wie über die Arbeit daran; die Gedichte „Fülle" (S. 3), „Das heilige Feuer" (S. 4), „Liederseelen" (S. 6) charakterisiren dieses herrliche Gesammtwerk ähnlich.

„Genug ist nicht genug! Gepriesen werde
Der Herbst! Kein Ast, der seiner Frucht entbehrte!"
(Aus „Fülle".)

und

„Eine Flamme zittert mir im Busen,
Lodert warm zu jeder Zeit und Frist,
Die, entzündet durch den Hauch der Musen,
Ihnen ein beständig Opfer ist."
(Aus „Das heilige Feuer".)

Es enthält aber nicht nur Lyrik, die sich in die Abtheilungen „Vorsaal", „Stunde", „In den Bergen", „Reise", „Liebe" trennt, sondern auch alle die gewaltigen Balladen stehen da, durchgebildet nun bis zur Vollendung oder bis nahe an die Vollendung: „Götter", „Frech und Fromm", „Genie" und „Männer" sind die Liedersäle, in denen diese ewigen Werke stehen. Während des Druckes sandte er die Gedichte an die neue Freundin L. v. François und bekam darüber die feinsten Urtheile, z. B. am 4. X. 82 das folgende, für seine Lyrik außerordentlich bezeichnende: „Je mehr ich von ihnen [den Gedichten] kennen lerne, um so edler, tiefer, reicher erscheinen sie mir. Sie sagen: mein Urtheil über dieselben steht fest; bilden Andere sich das ihre. Heißt das soviel als: ‚ich werde nie ein populärer Dichter werden, kein gesungener Volksfänger, dessen Klingklang leicht im Ohre haftet, oder dergleichen', so haben Sie recht; aber für Auserwähler dauernd ein Auserwählter . . . . . Das Versenken in Ihre Gedanken, Ihre Stimmungen, Schilderungen ist mir in meiner Einsamkeit schon ein tägliches Bedürfniß geworden. Naturgefühl, Heimathstrieb, Kunstsinn — herrlich, herrlich" (Briefwechsel, S. 65).

Die Stauferdichtung („Friedrich II."), die er gleichzeitig novellistisch und dramatisch hatte behandeln wollen, wurde dann liegen gelassen, und M. schrieb in einem Zuge seine Gustav Adolf-Novelle „Page Leubelfing" („Gustav Adolfs Page"); die Idee dazu war ihm durch Goethe's „Egmont" gekommen, und er variirte: „Ein Weib, das ohne Hingabe, ja, ohne daß der Held nur eine Ahnung von ihrem Geschlecht hat, einem hohen Helden in verschwiegener Liebe folgt und für ihn in den Tod geht. Der Held müßte freilich sehr kurzsichtig sein, um zu verkennen, daß ein Weib sein Freund ist. Gustav Adolf war hochgradig

kurzsichtig“ (bei Langm. S. 336). Er arbeitete dann nach A. F. Gfrörer's Geschichte Gustav Adolf's (2 Bde. 1835—37) und machte aus dem Pagen Leubelfing ein Mädchen: Gustel Leubelfing, tapfer, rein, edel. Sie gewinnt des verehrten Helden Freundschaft, geht hart an dem Entdecktwerden vorbei, flieht dann den König, weil Aehnlichkeit ihrer Hand mit der eines Meuchlers sie dem Verehrten unheimlich machen könnte. In der Schlacht bei Lützen ist sie wieder da und darf, zu Tode verwundet, dem geliebten Könige nachsterben. Da wird ihr Geschlecht erkannt; aber das Geheimniß soll bewahrt werden — um des Königs willen. Alles ist hier unhistorisch; aber das Poetische ist so wahr, menschlich wahr wie je bei M., der auch hier vorzüglich tief charakterisirt: im Einzelnen, wie im prächtigen Hintergrunde, dessen Linien die echt historisch großen sind. Der Page selbst ist im Geiste ein Bruder des liebenswürdigsten aller Reiterknaben, des Georg im „Götz von Berlichingen“.

Zur nämlichen Zeit schuf M. das fein verstehende „Porträt Mathilde Escher“ (1808—1875), der Freundin der Mutter: „Man hatte“, heißt es darin, „in ihrer Nähe das Gefühl des Stetigen, ich hätte fast gesagt des Ewigen“. Ein weiterer Essay Meyer's, erschienen im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“ (1883), beschäftigt sich mit „Gottfried Kinkel in der Schweiz“ († 1882); das Künstlerisch-Pathetische im Wesen des Mannes wird klar herausgehoben (Proben bei Langmesser S. 424). Im April verfaßte M. ein reizvolles Hochzeitscarmen zur Vermählung seines Schwagers Karl Ziegler (mitgetheilt als Nr. 50 des Briefwechsels mit L. v. François S. 87—90, auch bei Langmesser S. 519—522); feiner Humor zeichnet es aus; es ist wie von Mörike gedichtet. — Im Mai mußte er zur Eröffnung der schweizerischen Landesausstellung ein Gedicht liefern (Probe bei Langm. S. 130). Dann nahm er wieder Novellen vor: Er hatte, wie er am 4. Mai an L. v. François (Briefw. S. 94) schreibt, zweie in Arbeit, „eine lustige und eine ernste“. Die lustige war „Die sanfte Klosteraufhebung. Reformationszeit. Ein Berner Landvogt hebt ein Kloster auf, aber langsam und unrevolutionär, die Nonnen nach und nach verheirathend. Drei Jahre lang hat er aufgehoben: vier und die Aebtissin sind noch hartnäckig, welche er dann an einem Maitage an den Mann bringt. Charaktere der fünf Nonnen und fünf Bräutigame“ (an Rodenberg 8. V. 83, bei Langm. S. 129). Der „Rundschau“-Verleger hätte diese Novelle gerne gehabt. Sie blieb aber unvollendet (das daran Geschriebene bei Langm. S. 454 bis 469), und der Dichter bearbeitete den zweiten Stoff: „Die Leiden eines Knaben. Louis XIV. Ein Sohn des Marschalls Boufflers erliegt der Kränkung ungerechter, im Collège St. Louis von einem Jesuiten Letellier, dem Préfet d'études, erhaltener Schläge“. Die Novelle erschien dann nicht in der „Rundschau“, sondern, einem Versprechen zufolge, in „Schorer's Familienblatt“. Sie ist vom Ergreifendsten, was M. geschrieben hat; aus einer Anekdote in den „Mémoires du duc de Saint-Simon“ (1829) ist ein psychologisches Gemälde ohne Gleichen entstanden: das eines wenig begabten, aber edel und tief empfindenden Jungen, eines Träumers, der unter falscher Erziehung, unter dem Bewußtsein seiner Dumpfheit, unter der Mitleidslosigkeit der Kameraden und den gemeinen Seelen seiner Lehrer leidet, körperlich und psychisch, bis der Tod ihn knickt. Man merkt — Frey (S. 320) hat da jedenfalls richtig gesehen — daß M. hier „mehr als selbst die Schwester ahnte, Stimmungen seiner gequälten Jugend durchblicken ließ“. Auch diese Novelle ist Rahmenerzählung: des Königs Leibarzt Fagon spricht vor Louis XIV. und der Maintenon; damit gewinnt sie nicht nur höchste Objectivität, sondern eine echt französische Stilfeinheit und Vornehmheit, wie sie nur in Meyer'schem

Nährboden dem Stoff als schönste Blüthe entwachsen konnte. (Auf Gallicismen in der Rede macht Hans Trog in seiner ausgezeichneten Arbeit „C. F. M. 6 Vorträge“, Basel 1897, S. 88 aufmerksam; auch L. v. François — Briefw. S. 118 — hatte anderswo Aehnliches bemerkt.)

Während der Arbeit am „Leiden eines Knaben“ war M. mit dramatischen Plänen beschäftigt, wie denn überhaupt das Drama als höchste Kunstform ihm immer nahe gelegen hat und, wie schon gesagt, alle seine Novellen dramatisch concipirt worden sind. Die „Magna Peccatrix“ stand im Vordergrunde, d. h. jener Stauferstoff (Friedrich II.), von dem schon oben (S. 361) die Rede gewesen ist. „Neulich“, so meldete er an Louise v. François (4. V. 83; Briefw. S. 95) über ein weiteres Sujet, „habe ich ein paar Szenen zu einem ‚Sohn des Büßers von Canossa‘ d. h. Heinrich V. geschrieben“. Also immer Drama. Er wußte zwar: „Ein vollkommener Dramastoff ist so selten als eine vollkommene Frau“ (an L. v. F. 1882, Brfw. S. 84); aber stets hat er wieder daran gedacht; es war wie Schicksalszwang (an L. v. F. 30. XI. 87, Brfw. S. 221); Schicksal war es auch, daß er dann doch kein Drama hat schreiben können. Dann bereitete er die 2. Auflage der Gedichte vor, aber ihre „Subjectivität“ war ihm zuwider. Im Sommer 1883 entstand das „Lutherlied“ (Gedd., S. 363): ein Jubiläumsgedicht, das, trotz Rodenberg's begeistertem Lob (bei Langm., S. 132), etwas Conventionelles hat; M. hatte seinen „großen Liebling“ im „Hutten“ markiger geschildert (Gesang XXXI u. XXXII). Dann wurde wieder der „Dynast“ vorgenommen, der „Renaissance-Böse“, „aber weiß Gott“, heißt es an die François (4. VIII. 83, Briefw., S. 104), „meine l. Vaterstadt (und von dieser wäre im Dynasten viel die Rede), fängt an, besonders seit sie sich so schrecklich selbst rühmt oder rühmen läßt, mir — was man so nennt — langweilig zu werden. Es ging nicht, trotz Stimmung. Das Schweizerische widerstand mir . . . Dafür ergötze ich mich nun an einem mittelalterlichen Novellchen mit großen Figuren.“ Dieses „Novellchen“ ist die grandiose, vom Dichter keinem Geringeren als Dante in den Mund gelegte Erzählung „Die Hochzeit des Mönchs“, die er im Sommer und im Herbst 1883 vollendete: „Ich shakespearesire darin ein bischen, nach Kräften versteht sich, doch glaube ich nicht, daß es rückwärts gehe“ (an L. v. F. 3. X. 83, Briefw. 106). Sie erschien im December 1883 und zu Anfang 1884 in der „Rundschau“; geschöpft war sie aus Machiavell's „Storie Fiorentine“. M. hatte den Stoff schon einmal behandelt im „Mars von Florenz“ („Romanzen und Bilder“, S. 67; Gedd., S. 295). Eine Facetie Poggio's, „Responsio Dantis“, gab ihm den neuen Rahmen, und er läßt am Hofe Cangrande's zu Verona den Dichter der „Göttlichen Komödie“ erzählen: „Seine Fabel lag in ausgeschütteter Fülle vor ihm; aber sein strenger Geist wählte und vereinfachte“. So Dante, so C. F. Meyer. (Genaueres, mit dieser kleinen Stelle völlig Uebereinstimmendes über Meyer's Arbeitsweise bei der Abfassung seiner historischen Novellen bei Frey in dem schon citirten, aufschlußreichen Abschnitte „Das Bild des Dichters“, S. 283 ff.) Astorre, ein Mönch, der letzte vom Geschlechte der Vicedomini von Padua, verlobt sich, dem Willen seines Vaters zufolge, mit Diana, der Wittwe seines am Hochzeitstage ertrunkenen Bruders. Astorre verliert einen Ring; diesen bringt man Antiope Canossa mit der Lüge, der weltlich Gewordene habe sie erkoren. Sie erscheint bei Astorre's Hochzeit und wird von Diana geschlagen. Astorre geleitet sie heim; er liebt sie plötzlich: eine alte Kindererinnerung war in ihm aufgetaucht. Dianen's Bruder Germano will Antiope ehelichen; sie weist ihn ab; Astorre, der ihn begleitet hat, bleibt und vermählt sich mit ihr. Versöhnung soll sein, wenn an Astorre's und Antiope's Hochzeit diese der

Diana demüthig einen Ring vom Finger ziehe. Antiope ist aber nicht demüthig; da tödtet Diana die Rivalin. Astorre tödtet den Germano und wird selbst von diesem im letzten Lebensaugenblick ermordet. Ezzelino da Romano, der Tyrann der Stadt, drückt ihm die Augen zu. In machtvoller Entwicklung, wirklich eines Dante würdig, eilt die leidenschaftsvolle Erzählung an uns vorüber; die Sprache ist von größter Gewalt, wie in Marmor gemeißelt; die Charaktere treten prächtig hervor, nicht subtil analysirt, auch sie aus dem Großen gehauen. In Umrissen gezeichnet, blickt einer von Meyer's Lieblingshelden in dieser Erzählung den handelnden Personen über die Schulter, Friedrich II., über den er seit 1880 in Raumer's Geschichte der Hohenstaufen tiefe Studien gemacht hatte und den auch zwei seiner Balladen verherrlichen: „Kaiser Friedrich der Zweite" (Gedd., S. 206) und „Das kaiserliche Schreiben" (S. 283). „Die Hochzeit des Mönchs" war in der Buchausgabe H. Laube gewidmet (darüber M. an die François 11. XII. 94, Brfw. S. 160).

Wieder beschäftigte dann den Dichter der Staufer=(Magna peccatrix) Stoff; aber er verlegte „Die große Sünderin" schließlich in die Zeit Karl's des Großen und schuf „Die Richterin". Etwas wie eine erste Gestalt dieser Richterin ist jene früher (S. 343) erwähnte „Clara" (Inhalt bei Frey, S. 68 f). „Clara" kann aber, sagt Frey (S. 381), „nur insofern als eine Vorläuferin der ‚Richterin' erscheinen, als M. hier zuerst einen überlegenen starken Frauencharakter zu schildern versuchte, welcher allerdings auch das Amt einer Richterin versieht. Das Eigentliche dieses ersten novellistischen Versuches ist freilich ein von dem der ‚Richterin' verschiedenes: offenbar fühlte sich der Dichter angeregt, in der ‚Clara' die Vorzüge ungewöhnlicher weiblicher Natur gegen die Anmuthung untergeordneter, liebebedürftiger Mädchenseelen abzuwägen". Dann spielte also das Richterin=Problem in den Stauferstoff: Sicilianische Große müssen, um Amnestie wegen einer gegen Friedrich II. gerichteten Verschwörung zu erhalten, auf gewisse Rechte verzichten. Stemma, die Herzogin und Richterin von Enna, geht das nicht ein; sie ist keine Verschwörerin. Da suchen der Kaiser und sein Kanzler Petrus Vinea den dunklen Punkt in Stemma's Leben und finden ihn im jähen Tod ihres Gatten. Hier bricht das Fragment ab (s. Langm., S. 432—441; Rodenberg bedauerte stetsfort innig, daß M. diesen Stoff nicht ausgeführt habe.) Die neue Fassung unternahm der Dichter mit außergewöhnlicher Sorgfalt: „Ich schreibe sie, soviel ich vermag, ohne Adjective und ursprünglicher als den überladenen Renaissancemönch" (an Rodenberg 19. III. 84; Langm. S. 135). Man sieht, die energische Arbeit an dem einen Stoffe machte ihn gegen Früheres ungerecht; das ist aber echt künstlerisch. „Die Richterin" kam dann erst im Sommer 1885 ganz zu Stande. Der Schauplatz ist Rätien. Stemma ist Richterin auf Malmort. Sie ist hochgeehrt und gefürchtet; aber ihr Gewissen ist nicht frei; sie hat Wulf, den ihr vom Vater aufgezwungenen Mann, nach nur siebentägiger Ehe vergiftet. Vor dieser Ehe hatte sie sich einem gelehrten Schüler Alcuin's ergeben; der Vater hatte diesen erwürgt; ihr Kind von ihm ist Palma novella. Zu dieser entbrennt Wulfrin, Wulf's Sohn aus früherer Ehe, in Liebe. Da er sie für seine Schwester hält, flieht er. Stemma beichtet am Grabe Wulf's ihre Schuld. Palma hört das, will aber schweigen; doch das furchtbare Geheimniß wird sie tödten. Das bricht der Mutter Stolz; sie bekennt Karl, dem Kaiser, ihre Schuld; dann vergiftet sie sich. Wulfrin und Palma können sich vereinigen. Es ist Schwüle in dieser Novelle: die vermeintliche sündige Geschwisterliebe, der heimliche Gattenmord drücken auf den Leser. Die Größe des Charakters der Heldin und

ihre starkgeistige Sühne erheben dann zwar wieder; man erstaunt auch hier über die strenge Schönheit der Form und die Mannichfaltigkeit des kühn geschilderten Lebens jener frühen und wilden Zeit; aber zu reinem Genusse zu gelangen, ist schwer; Geist und Gemüth müssen durch fast zu viel Lastendes hindurch, und auch die Verwandtschaft mit „Engelberg“ (Jutta = Stemma, Angela = Palma novella, Kurt = Wulfrin, Rudolf von Habsburg = Karl dem Großen), auf die Betsy Meyer („Erinnerung“, S. 172 f.) feinsinnig hinweist, vermag nicht, diesen Eindruck zu verwischen. Das Antik-Großartige, das Langmesser (S. 376) sieht, ist zwar nicht zu verkennen; auch das Symbolische im Rufe des gewissenaufrüttelnden Wulfenhornes ist überwältigend, das sagenmäßig Dämonische gewiß packend — dennoch ist ein Rest von elementarer Wildheit kaum zu verwinden.

Zwischen den beiden letztgenannten Novellen Meyer's liegen einige Kleinigkeiten: Zur Feier des 12. Mai 1884, des Jubiläums der reformirten Locarner in Zürich (1555), verfaßte er, eingedenk des Vaters, der die Geschichte dieser Vertriebenen geschrieben hatte, ein schönes Gedicht (Abdruck aus der „Ill. Schweizer Ztg.“; Bd. I; 1884; bei Moser II, S. 96—99.). Im August besuchte ihn Louise v. François; das war ihm sehr lieb, während er sonst über die Masse gesellschaftlicher Verpflichtungen klagte, so am 11. März 1884: „Ich muß mir etwas Stille schaffen, diese Comités und Concerte und Soiréen machen mich mittelmäßig“ (an L. v. F., Briefw. 136). Dann ging er nach Richisau im Klönthal. Zu dieser Zeit trat er auch in Verbindung mit dem Maler Ernst Stückelberg von Basel; die beiden Künstler fühlten sich wesensverwandt und waren durch ihre Freundschaft innig beglückt. Der Hochsommer 1885 fand ihn wieder in Bünden; diesmal im Hinterrheinthale, das er vor der Herausgabe der „Richterin“, die ja dort waltet, nochmals sehen wollte. Bei der Aufführung der von ihm zur Einweihung des Zwinglidenkmals gedichteten Cantate war er nicht zugegen; sie ist ein mächtiges Lied (Abdruck bei Moser II, S. 99 f.); Gustav Weber hatte die Musik dazu componirt. Daß M. einen „Zwingli“ als Drama geschaffen hätte, wäre der Wunsch seiner Freundin v. François gewesen“ (Brfw. S. 115). Im Winter 1885/86 wollte M. wieder am „Dynasten“ arbeiten, die Zeit nicht „vertändeln“; er war ja ein Sechziger: „Gegen meine 60 Jahre“, meinte er scherzend zu L. v. François (20. X. 85, Brfw., S. 176), „hätte ich viel einzuwenden, wenn es ein anderes Mittel gäbe, leben zu bleiben als das, alt zu werden“. Das ist echter Humor; dieser blüht überhaupt in den Briefen an die François in schöner Fülle, während Meyer's eigentliche Werke immer ernster werden und das Lächeln fast ganz daraus schwindet. Statt am „Dynasten“ arbeitete er dann aber an „Engelberg“ um und bedauerte sehr, daß in dem Gedichte, welches er weiland neben den Engelköpfchen Bellini's geschrieben habe, viel formelle Lieblichkeit nicht in den Dienst irgend einer Idee gegeben sei, denn von einer solchen sei keine Spur. Auch Composition in höherem Sinne mangele vollständig (an Rodenberg, bei Langm. 149). Zur 500jährigen Jubelfeier der Schlacht bei Sempach verfaßte er das kräftige Lied, das damals (5. Juli 1886) an alle Schweizerkinder vertheilt wurde (Abdr. bei Moser II, S. 95 f.). Dann sann er wieder Novellen nach: er habe deren sechs „sozusagen schreibfertig im Kopfe“ außer dem Romanstoffe („Dynast“), schrieb er der Freundin nach Weißenfels (25. VI. 86, Brfw. 189). Der Sommer wurde in Appenzell (Walzenhausen) und Bünden (Parpan) zugebracht; für Herbst und Winter meldete er, habe er ein gutes Sujet: „Italienische Spätrenaissance (1525): „Die Versuchung des Pescara“. Er machte eingehende Studien, Prof. Rahn

war dabei behülflich; das Beste aber, Stimmung und Milieu, wird der heimliche Freund Jakob Burckhardt mit seiner „Cultur der Renaissance“ geliefert haben. (Ueber „Jakob Burckhardt und C. F. Meyer“ handelt sehr eingehend das erste Capitel der tiefgründigen Schrift von Otto Blaser „C. F. Meyer's Renaissancenovellen“, Bern 1905, S. 1 ff. Blaser hat auch erstmals auf Poggio's Facetie „Responsio Dantis“ als eine Quelle zur „Hochzeit des Mönchs“ aufmerksam gemacht, S. 72 f.) M. fühlte, trotz Hemmungen durch hartnäckige Halsentzündungen, große „Lebensleichtigkeit“ bei der Arbeit; dennoch war sie nicht leicht: „Ich möchte meiner Kürze entgegenarbeiten“, schrieb er im October 1886 an Rodenberg (Langm. 151) „welche sonst leicht mit den Jahren überhandnehmen könnte“: Ein interessantes Geständniß; der 61jährige hatte keine Anlagen zum senex loquax. Er wollte aus dem Vollen geben; die getheilte Aufnahme von G. Keller's „Salander“ hatte ihn nachdenklich gemacht: „Stehenbleiben will ich nicht, lieber verstummen . . . Sie wissen, lieber Freund (Rodenberg), ich bemängle K(eller) nie, ich verehre und liebe ihn, auf meine Weise. Nicht ich, sondern das allgemeine Urtheil ist entschieden unbefriedigt von seinem Roman. So etwas, d. h. eine getheilte Aufnahme des ‚Pescara‘ darf mir nicht begegnen, umsoweniger, als ich zwar der weit mindere, aber der thatkräftigere bin“ (bei Langm. 152, wo in der Anm. weitere Bemerkungen Meyer's über seine Hochschätzung Keller's). Anfangs Juni 1887 war die Novelle fertig. Ihr Held ist also jener Fernando Francesco Pescara, der Sieger von Pavia, welchen die Liga des Papstes Clemens VII., der Venetianer und der Mailänder von seinem Kaiser Karl V. abtrünnig machen wollte, damit er ihr helfe, Italien von den Fremden zu säubern. Aber trotzdem ihm Neapel als Königreich angeboten wurde, blieb Pescara fest und brachte sogar das liguistische Werk zu Falle, indem er Karl die Absichten der Verschworenen mittheilte. M. kannte den Stoff wol am genauesten aus Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom“ und hat ihn nun nach seiner Weise vertieft. Der edle Pescara schwankt bei ihm nie; ruhig weist er die Versucher ab, ruhig, wie ein Sterbender; der ist er: er weiß, daß eine bei Pavia empfangene Wunde ihn tödten wird. Darum vermag nichts ihn von seiner Treue wegzuwenden, nicht Morone, der schlaue Kanzler des Sforza von Mailand, nicht einmal die eigene, edle, schöne, geliebte, für die Freiheit Italiens glühende Gattin Victoria Colonna. Pescara kann das; denn er „gehörte nicht sich; er stand außerhalb der Dinge“, seine „Gottheit hat den Sturm rings um seine Ruder beruhigt“; diese Gottheit ist der Tod; sie gibt ihm die Kraft, sich selbst getreu zu bleiben: „Wäre ich von meinem Kaiser abgefallen, so würde ich an mir selbst zu Grunde gehen und sterben an meiner gebrochenen Treue“, sagt er zu der Heißgeliebten. Dann erobert er seinem Kaiser Mailand, empfiehlt den Herzog und Morone in dessen Gnade und erbittet den Oberbefehl für seinen Freund, den Connetable Bourbon; dann stirbt er. Pescara ist eine Prachtgestalt, menschlich so wahr, poetisch so verklärt, daß er hoch über den geschichtlichen Pescara emporragt, von dem M. wohl wußte, daß er „tiefer in die Verschwörung verwickelt war“ (an Rodenberg 15. VI. 88, bei Langm. S. 381 Anm.). Im Gegensatz zu dem ruhevollen, außerhalb der Dinge, mehr: über ihnen stehenden Pescara dann die leidenschaftliche, aber durch ihre Treue für den Gemahl geadelte Victoria; neben den beiden, ebenfalls Contrastfiguren, die Verschwörer: das Alles ist in großartiger Harmonie gebunden, und man begreift E. v. Wildenbruch, der dem Dichter schrieb: „die Zeit, aus der Sie schildern, ist ein Meer, und in dieses Meer greift Ihre Dichtung wie eine Faust hinein, und sieh da, eine herrliche Kugel bleibt in Ihrer Hand, in die wir staunend hinein blicken“ (bei Langm. S. 154).

„Die Versuchung des Pescara“ ist ein reines Renaissancekunstwerk: Leben aus der Fülle mächtiger Ueberlieferung, Meyer's Reifstes, Rundestes, Tiefstes, wenn er auch selbst den „Heiligen“ höher stellen mochte. L. v. François allerdings hat an „Pescara“ viel zu tadeln gehabt (11. XI. 87, S. 215), aber M. hat sich ruhig dagegen verwahrt (Briefw. S. 220) und hat die Hoffnung ausgesprochen, einen noch tieferen und volleren Ton anschlagen zu können, wenn ihm Gott das Leben gebe (an L. v. F. S. 222).

Den Sommer 1888 verbrachte M. im Berner Oberlande; im October schrieb er einen Aufsatz über die „Erinnerungen“ des ihm befreundeten Grafen Eckbrecht Dürckheim, der den „Hutten“ ins Französische übertragen hatte (Probe aus Meyer's Essay bei Langm., S. 426); auch Detlev v. Liliencron, der ihm „Unter flatternden Fahnen“ gewidmet hatte, war ihm eine sympathische Persönlichkeit (Brief bei Langm., S. 155 f.). — Wieder dachte er dann an Dramen: deutsche Kaiser, Salier, Ottonen, Hohenstaufen blitzten auf; auch die „Versuchung“ hat er, diesmal nach der novellistischen Vollendung, dramatisch gestalten wollen. „Jedes künstlerische Streben“, hatte er schon am 2. IX. 82 an L. v. F. geschrieben (Brfw. S. 64), „drängt dem Drama als der höchsten Kunstform mit Nothwendigkeit zu“. Da brach seine Gesundheit, und es gab einen längeren Stillstand. Seit 1887 litt er an rheumatischem Fieber und chronischen Entzündungen der Nasen- und Rachenräume; es kamen Erstickungsanfälle, Schlaflosigkeit, Herz- und Nervenschwächen. Zwar besserten sich diese Uebelstände wieder; die Verleihung des bairischen Maximiliansordens Ende November 1888 fand ihn katarrhlos; im Sommer, nachdem er Herm. Lingg und Louise v. François bei sich gesehen hatte, weilte er in San Bernardino und war glücklich, aber mit Todesresignation im Herzen; so sagte er im Gedichte „Noch einmal“ (S. 123):

„Ich sehe dich Jäger, ich seh' dich genau,
Den Felsen umschleichest du grau auf dem Grau,
Jetzt richtest empor du das Rohr in das Blau —

Zu Thale zu steigen, das wäre mir Schmerz —
Entsende, du Schütze, entsende das Erz!
Jetzt bin ich ein Seliger! Triff mich ins Herz!“

Auch in anderen Gedichten dieser Zeit bricht dieser Gedanke der Ergebung ins Schicksal, manchmal auch als leise Hoffnung auf Leben, durch: „Wanderfüße“ (Gedd., S. 71), „Mein Stern“ (S. 69), „Mein Jahr“ (S. 70); „Der Lieblingsbaum“ (S. 49); „Lenz, wer kann dir widerstehn?“ (S. 47) und „Ein Pilgrim“ (S. 400), an dem er 30 Jahre herumgebildet hatte (Frey, S. 382 f.). — Auch ein Gelegenheitsgedicht entstand damals als Prolog zu „Zürich und seine Umgebung“ (Abdr. bei Moser II, S. 93). In San Bernardino feierte er G. Keller's 70. Geburtstag (Sein Brief an G. K. bei Bächtold III, S. 321 f.). Zu Hause ging er wieder an die Arbeit; nochmals lockte „Der Dynast“; auch ein „Komtur“ (Schmid von Küßnacht), der schon lange, noch vor dem „Dynasten“ aufgetaucht war, verlangte nach Gestaltung; vielleicht konnte sie einer Novelle „Aurea“ gelingen (Ged. „Der Rappe des Komturs“, S. 371). Dann schlug auch Petrarcas Laura wieder die Augen auf; sogar an eine moderne Novelle dachte er: „Ein Gewissensfall“ (auch „Duno Duni“). Er wollte darin mit gebrochenen Tönen malen: ein Officier, der Schuld ist am Unglück eines Untergebenen, heirathet dessen gesellschaftlich unter ihm stehende Schwester. M. gedachte Erinnerungen aus seiner Jugend in die Novelle zu verweben (Fragment bei Langm. S. 469—479). Auch Friedrich II. stand wieder vor ihm, und zwar im Conflicte mit seinem Kanzler Petrus Vinea; M. dachte da ernstlich an ein Drama (cf. Ad. Frey

in der „Deutschen Rundschau“, Band 106, S. 191 ff.; Betsy Meyer, „Erinnerung“, S. 227 ff., Langmesser, S. 501—516). Schließlich aber wandte er sich der Novelle zu: „Angela Borgia“. „Hier hat mich die Wirklichkeit gefesselt“, schrieb er an Wille (bei Frey, S. 329), „diese Menschen sind schon Poesie, und die Quellen fließen reich“. Er begann den hauptsächlich aus Gregorovius' „Lucrezia Borgia“ geschöpften Stoff zuerst dramatisch zu behandeln (cf. Langm., S. 485—500); aber Rodenberg rieth entschieden zur Novelle. Während der Arbeit daran besuchte M. den kranken Gottfried Keller: Was er da von dem leise in sich hinein Träumenden erfahren hat, berichtete er nach Meister Gottfried's Tode in „Erinnerungen an Gottfried Keller“ („Deutsche Dichtung“, Bd. IX). — Ueber Meyer's Verhältniß zu Keller cf. den über beide Dichter am besten orientirten Ad. Frey: „C. F. M.“ S. 332 ff.; auch Langm., S. 163 f.: Sie sind sich nie herzlich nahe gekommen; geachtet haben sie sich; M. war auch immer höflich gegen K., dieser aber hat z. B. nie einen der Besuche Meyer's erwidert. Keller's Tod, auch das Hinscheiden einiger Verwandten und Freunde, legten dem Dichter aufs Neue die Gedanken ans eigene Ende nahe; er arbeitete darum emsig an der „Angela Borgia“ und hatte das Gefühl des Gelingens: „Aus der Angela wird etwas Gutes und — relativ — Junges, etwas Feuriges, wenn das Wort für einen Fünfundsechziger nicht unpassend ist“, schrieb er an Rodenberg (28. XII. 90, bei Langm., S. 165). „Nur bedarf ich Zeit“, hatte er beigefügt, und die Vollendung zögerte sich dann bis zum August hinaus; da meldete er an Frey (s. d. S. 336), die Novelle sei fertig, „wo nicht ein Kunstwerk, doch ein kräftiger Willensact“. Er hatte sie zumeist seiner Schwester dictirt; früher hatte er seinem Vetter Dr. jur. Fritz Meyer solche Arbeiten zumuthen dürfen. Wir sind in der Novelle wiederum unter Menschen „jenseits von Gut und Böse“, wie die Renaissance sie hervorgebracht hat, geistig fein und ruchlos zugleich. Der Schauplatz ist das Ferrara der Este. Eben hat Alfons I. die schöne Tochter des Papstes Alexander VI. als Gattin heimgeführt, die dämonische Lucrezia; auch Angela Borgia weilt dort, ein reines, edelsinniges Mädchen. Giulio d'Este, des Herzogs Bruder, liebt sie und läßt sich sogar von ihr seine Ausschweifungen verweisen; sie liebt ihn wieder. Da entbrennt der Cardinal Ippolito, ein dritter Este, für sie; er läßt, da Angela Giulio's Augen lobt, diesen blenden. Das führt den Jüngling in sich; er findet seine Lust im Verkehre mit edlen Geistern. Aber an Ippolito und dem Herzog will er sich rächen, aufgestachelt durch einen dritten Bruder, Ferrante. Es mißlingt. Er muß in den Kerker; aber da tröstet ihn Angela, vermählt sich mit ihm am Kerkergitter und verschönert ihm nach seiner Freilassung als Gattin das Leben. Im Gegensatze zu diesen beiden stürzt sich die gewissenlose Lucrezia in Abenteuer, jagt den sie liebenden Herkules Strozzi in den Tod und verräth sogar den Gatten um ihres Bruders Cesare willen. Aber Alfons liebt sie dennoch, weil eine Borgia nicht über sich hinaus kam; so wenig wie Angela, die auch gethan hat, was sie wollte, allerdings nur das Schöne und Liebe. Mit großer Kühnheit hat M. diese Angela und Giulio in die Mitte gestellt; um sie herum dann das Leben in Ferrara mit seinen Leidenschaften, seinen Lüsten, seinen Ränken. Das ist Alles noch voll lebendig; auch Lucrezia, die aber fast zu viel hervortritt. Dadurch verliert nämlich die Composition; sie ist nicht mehr so feinsinnig gegliederte Architektur wie im „Pescara“; ja wir haben beinahe zwei Novellen, eine „Angela“ und eine „Lucrezia“; aber an Charaktertiefe und Rundung der Figuren, auch in der Gewalt der Sprache, die nur höchst selten etwas nachläßt, ist Meyer'sche Größe, d. h. an inngstem Verständnisse der Renaissance erwachsene hohe Künstlerpoesie.

Wieder trat Friedrich II. vor des Dichters Blick; er wollte ihn bannen; auch den „Pseudo-Isidor“ erwog er (Fragm. bei Langm., S. 482—485); dann zog ihn wieder der „Dynast“ an. Auch Gelegenheitsgedichte schuf er: ein Lied „Zur Weihe des neuen Schulhauses in Kilchberg“ (27. Sept. 1891; Abdr. bei Moser II, S. 94) und einen „Prolog zur Weihe des neuen Stadttheaters in Zürich“ (30. September 1891, Moser, S. 105—108); schon im Mai hatte er dem Männergesangverein „Harmonie“ zum 50jährigen Jubiläum einen „Festgruß“ gedichtet (Abdr. bei Moser II, S. 109 ff.). Doch da kam ein Zusammenbruch: M. wurde menschenscheu, mißtrauisch; Wahnvorstellungen suchten ihn heim. In einem Aufregungsaugenblicke vertilgte er die Entwürfe zum „Dynasten“ (die kleinen Reste bei Langm. S. 443—450 u. 450—453). Die treu besorgte Gattin suchte Ruhe mit ihm am Vierwaldstättersee; er fand sie nicht und ging daher am 7. Juli 1892 in die Heilanstalt Königsfelden. Dort blieb er, allmählich sich wiederfindend, bis zum 27. September 1893 (über Besuche bei ihm s. Frey, S. 342 ff.). In Kilchberg pflegte ihn die Gattin; er fand sich noch mehr wieder, aber doch nicht zur vollen Kraft; dann und wann verfaßte er ein Gedicht . . . es gelang jedoch nichts Ganzes mehr. Als sehr tröstlich empfand er einen Brief Carmen Sylva's, in dem es hieß: „Im Grunde glaube ich, daß die große freie Seele ganz unabhängig ist von ihrem verbrauchten Instrument, dem Körper, und vielleicht dann sich am höchsten schwingt, wenn sie es nicht mehr mittheilen kann. Es kommt ein Augenblick, wo man eine ganz neue Sprache finden möchte, deren Worte noch nie als kleine Münze entweiht wurden“ (Langm., S. 170 f.). Den 70. Geburtstag (11. October 1895) verbrachte er mit der Gattin am Genfersee; in Berlin und Zürich feierte man ihn in litterarischen Zirkeln. In den Sommern ging M. wieder in die Alpen, nach Bünden (1894 nach Brigels am Kistenpaß, 1896 nach Klosters); 1897 suchte er Erholung in Engelberg. Er lebte nochmals auf; ja die Hoffnung kehrte wieder; Langmesser erzählt (S. 173) von einem Besuch im September 1897: „Die mächtige Stirn war von leicht gewelltem, schneeweißem Haar umrahmt, die Augen strahlten wieder mit dem ihnen eigenen Glanz, um den Mund spielte jenes feine Lächeln, das dem Antlitz einen wundersam durchgeistigten und heiteren Ausdruck gab. Er sprach von seinem Friedrich II., von Luther, von Wilhelm II., den er bewunderte, von den Jungdeutschen, in die er sich nicht finden konnte, über die Odyssee, die er eben wieder mit junger Begeisterung gelesen, mit solcher Frische und durchzuckt von so leuchtenden Gedankenblitzen, daß ich den Eindruck hatte: Charon dürfte noch lange im Schilfe warten“. Am 21. November sang ihm der Zürcher Männerchor an einem goldenen Nachmittage Mozart's „Schutzgeist alles Schönen“, Lachner's „Hymne an die Musik“ und Baumgartner's, von G. Keller gedichtetes „O mein Heimathland“. Aber am 28. November nahm ihn plötzlich und leicht der Tod hinweg. Am 1. December wurde er in Kilchberg begraben; bei der schlichten Feier sang man: Goethe's „Ueber allen Wipfeln ist Ruh“, Feuchtersleben's „Es ist bestimmt in Gottes Rath“ und Keller's „O mein Heimathland“. Professor Rahn sprach das Abschiedswort.

M. wird kaum je ein populärer Dichter sein; aber er ist ein Gestalter des Lebens wie wenige neben ihm, historischen Lebens namentlich; da ist er der Größte: ein ganzer, edler Künstler, wie er ein tiefer, edler Mensch gewesen ist.

Die Litteratur über Meyer ist verzeichnet bei Richard M. Meyer, „Grundriß d. neuern deutschen Litteraturgeschichte“ (Berlin 1902), Nr. 2774 bis 2798 und bei Adolf Bartels, „Handbuch zur Geschichte der deutschen

Litteratur" (Leipzig 1906), S. 680. — Dort nicht erwähnt, aber wichtig sind: Otto Blaser, „C. F. Meyer's Renaissancenovellen" (Bern 1905), Wilh. Holzamer, „C. F. Meyer" in der Sammlung „Die Dichtung", Nr. XXIII, Otto Stößl, „C. F. M." in der Sammlung „Die Litteratur" (Bd. XXV); dort auch (S. 65 f.) ein „Bibliographischer Anhang". Carl Busse, „C. F. M. der Lyriker" als Nr. 8 der „Beiträge zur Litteraturgeschichte", ed. Herm. Gräf. „C. F. M. und Fr. Th. Vischer." (Aus der Korrespondenz 1861—87; Südd. Monatshefte III, Heft 2.) — Die Grundlage aber bieten Frey und Langmesser in ihren großen Biographien (Stuttgart 1900 und Berlin 1905), sowie Betsy Meyer in dem unschätzbaren Buche: „C. F. M. In der Erinnerung seiner Schwester" (Berlin 1903); auf ihnen, auch auf dem François-Briefwechsel, beruht vornehmlich das Thatsächliche der vorliegenden Biographie. Albert Geßler.

Meyer: Moritz M., Geh. Sanitätsrath und Elektrotherapeut zu Berlin, geboren daselbst am 6. November 1821, studirte in Heidelberg, Halle, Berlin, wurde 1844 Doctor, wirkte seit 1845 als Arzt, seit 1854 als Specialarzt für Elektricität und Nervenkrankheiten in Berlin und starb daselbst am 30. October 1893. M. ist bekannt als Verfasser eines werthvollen Werkes über Elektricität unter dem Titel: „Die Elektricität in ihrer Anwendung auf praktische Medicin" (Berlin 1854; 4. Aufl. 1883). Entstanden aus einer 1852 von der medicinischen Gesellschaft in Gent preisgekrönten Arbeit, umfaßt sie, im Gegensatz zu sämmtlichen anderen Lehrbüchern der Elektrotherapie, die Anwendungsweise elektrischer Ströme im Gesammtgebiete der Medicin (Medicin, Chirurgie, Geburtshülfe) und bildete schon in 1. Auflage (10 Bogen) ein das zerstreute Material von allen unwissenschaftlichen und phantastischen Beimischungen säuberndes, streng wissenschaftliches Lehrbuch, das auch bis zur letzten Auflage (40 Bogen) der fortschreitenden Entwicklung der Elektrotherapie gewissenhaft Rechnung getragen hat. Von M. rührt auch der sogenannte „Meyer'sche Unterbrecher" her, ein behufs Prüfung der Muskel- und Nervenreaction unentbehrliches Instrument; auch sind von ihm die durch fortgesetzten Gebrauch bleihaltigen Schnupftabaks entstandenen Lähmungen (1854) entdeckt worden.

Vgl. Pagel's Biogr. Lex., S. 1127. Pagel.

Meynert: Theodor M., geboren am 15. Juni 1833 in Dresden, studirte in Wien und habilitirte sich daselbst 1865, wurde 1866 Prosector an der Irrenanstalt, 1870 Vorstand der psychiatrischen Klinik und außerordentlicher Professor der Psychiatrie, 1873 ordentlicher Professor für Nervenkrankheiten. 1875 übernahm er die psychiatrische Klinik im Allgemeinen Krankenhaus. Juli 1867 gab er mit Leidesdorf die 1871 wieder eingegangene „Vierteljahrsschrift für Psychiatrie" heraus, 1872 das „Psychiatrische Centralblatt" mit Beer und Leidesdorf, seit 1885 gab er mit Fritsch die 1868 gegründeten „Jahrbücher für Psychiatrie" heraus, auch war er Mitherausgeber des „Archivs für Psychiatrie". Außer zahlreichen wichtigen Schriften über Großhirnrinde und Gehirn überhaupt, ist zu bemerken „Psychiatrie, Klinik der Erkrankungen des Vorderhirns. 1. Hälfte. Wien 1884", ein Werk, welches nicht vollendet wurde, obwol er erst am 31. Mai 1892 starb. Seine gehirnanatomischen Forschungen waren bahnbrechend; eigenartig und genial verband er lebhafte künstlerische Phantasie mit vielseitigem Wissen, um die höchste Function des Gehirns, die Seelenthätigkeit auf anatomischen Bahnen zu ergründen. Populär geworden ist seine Hypothese, daß der psychologischen Einheit der Vorstellung die histologische Einheit der Ganglienzelle entspreche, daß durch jede Vorstellung

eine Ganglienzelle besetzt werde und daß den verbindenden Fasern des großen Gehirns die Rolle zufalle, als Brücke für die Association der Vorstellungen zu dienen; den subcorticalen Ganglien fiel dabei nur die Aufgabe der ersten Verarbeitung der Wahrnehmungen zu. Seine Theorie über Bau und Leistung des Gehirns, welche die wissenschaftliche Welt eroberte, unterstützte er auf pathologischem Gebiete durch eine vasomotorische Theorie. In der Sammlung seiner populärwissenschaftlichen Vorträge aus der Zeit von 1868—1891 hat er seine nicht ohne Einwand gebliebenen Auffassungen den jetzt gangbaren Anschauungen wieder genähert. In Schrift und Rede gebrauchte er ungewöhnliche Wendungen, wirkte aber immer anregend; er ist aber noch immer als einer der leitenden Forscher für die Lehre vom Gehirn anzusehen.

Nekrolog von Jolly im Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, Band XXIV, Anhang. — Laehr's Gedenktage für Psychiatrie, 1893, S. 6. 71. 148. 163. 179 (hier genaue Litteraturangaben). — Allgem. Zeitschrift für Psychiatrie und psychische = gerichtliche Medicin, Band XLIX, S. 329 (kurzer Nekrolog). Th. Kirchhoff.

Mezger: Friedrich M., der Sohn des Neuhumanisten und Gymnasialrectors Georg C. Mezger (s. A. D. B. XXI, 667) wurde geboren am 17. März 1832 zu Augsburg, besuchte erst das unter Leitung des Vaters stehende St. Anna-Gymnasium und bezog nach Absolvirung desselben 1850 die Universität Erlangen, wo er in die Uttenruthia eintrat, dann Leipzig, um sich dem Studium der Theologie und Philosophie zu widmen. Er unterzog sich zuerst dem theologischen Examen, fand dann 1854 Verwendung als Inspector des mit dem St. Anna-Gymnasium verbundenen „Collegiums“ und bestand im Jahre darauf mit vorzüglichem Erfolg die Staatsprüfung aus der Philologie. Im J. 1862 wurde er Gymnasiallehrer in Hof, 1871 kehrte er, zum Gymnasialprofessor befördert, nach Augsburg zurück und blieb in dieser Stellung bis zu seinem am 23. Januar 1893 erfolgten Tode. Die Ernennung zum Rector des Gymnasiums in Hof (1885) hatte er aus persönlichen Gründen rückgängig gemacht.

M. beherrschte nicht nur die classischen Sprachen mit seltener Gründlichkeit, sondern eignete sich auch im Hebräischen, im Sanskrit und in neueren indischen Idiomen, besonders im Tamulischen, hervorragende Kenntnisse an, so daß er sich, angeregt durch den Briefwechsel mit seinem Universitätsfreund Wilhelm Stählin, der damals Vorstand des evangelisch-lutherischen Seminars in Trankebar war, einige Zeit mit dem Gedanken trug, im Dienste der Leipziger Mission im Seminar zu Trankebar zu wirken oder einer an ihn ergangenen Aufforderung zur Uebernahme einer Professur an einem englischen Seminar in Kalkutta Folge zu leisten; doch ließ er sich durch Vorstellungen seines hochbetagten Vaters, der ihn nicht von seiner Seite lassen wollte, davon abbringen. Später wurden die Dichtungen Pindar's der Hauptgegenstand seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, als deren reife Frucht im J. 1880 bei Teubner ein umfangreicher Commentar zu „Pindar's Siegesliedern“ erschien. Das treffliche Werk fand allenthalben, besonders in Italien und England, die verdiente Würdigung, doch stieß Mezger's Theorie, daß „Pindar in jedem Gedicht durch Wiederholung eines oder mehrerer bedeutsamer Wörter im gleichen Vers und Fuß der Strophe über die Grundgedanken des Gedichtes Aufschluß gebe“, auf Widerspruch.

Weist schon der Umstand, daß M. sich am liebsten und dauernd mit den Dichtungen des „alten, weisen Sehers von Hellas“ beschäftigte, auf seine ideale Geistesrichtung hin, so tritt diese auf das glänzendste hervor in der Auffassung und der Art der Ausübung seines Lehrerberufes, in seiner Bethätigung als

praktischer Pädagoge, an die man zunächst denkt, wenn sein Name genannt wird. Durch seltene Lehrgabe, stets gleichmäßige Frische, vielseitige Anregungen und verständige Vereinigung väterlichen Wohlwollens und heilsamer Strenge gelang es ihm nicht nur, seinen Schülern die lehrplanmäßigen Kenntnisse zu übermitteln und ihnen den Geist des Alterthums zu erschließen, sondern auch sie in vorbildlicher Weise erzieherisch zu fördern und zu heben, indem er sie zur Wahrheit, zur Selbstzucht, zur Freude an der Arbeit, kurz, zu allen Mannestugenden unverdrossen anleitete; und in der Erkenntniß, daß ein gesunder Geist nur in einem gesunden Körper gedeihen könne, mahnte er sie bei jeder Gelegenheit, auch für die Ausbildung ihres Körpers die nöthige Sorgfalt aufzuwenden, wie er zeitlebens ein begeisterter Freund und Förderer des Turnens war und auch selbst sich bis in die letzten Lebensjahre hierin fleißig übte. Die Liebe und Anhänglichkeit seiner zahlreichen Schüler, von denen viele später seine Freunde wurden, waren ihm ein süßer Lohn seiner Bemühungen.

Als Mann von echt vaterländischer Gesinnung trat M. auch auf politischem Gebiete energisch hervor, indem er, ausgestattet mit wirkungsvoller volksthümlicher Beredsamkeit, während seines Aufenthaltes in Hof für die Ziele der damaligen bairischen Fortschrittspartei in die Schranken trat und auch eine ihm angetragene Reichstagscandidatur annahm, mit der er freilich nicht durchdrang. In Augsburg, wo die liberale Sache in guten Händen lag, zog er sich von dem öffentlichen Parteileben mehr und mehr zurück, ohne jedoch in seinem Interesse für dasselbe zu erkalten.

Seine Schüler, die in ihm nicht nur den trefflichen Lehrer, sondern eine Persönlichkeit von lauterstem Charakter und ein leuchtendes Vorbild verehrten, stifteten ihm auf dem protestantischen Friedhof in Augsburg, wo er begraben ist, ein Denkmal, das am 28. Mai 1895 feierlich enthüllt wurde.

Friedrich Mezger's ältester Bruder Moritz (geboren am 13. März 1829 zu Augsburg, † ebenda am 25. November 1870 als Gymnasialprofessor bei St. Anna) hat sich auf wissenschaftlichem Gebiete verdient gemacht durch seine Schrift „Die römischen Steindenkmäler, Inschriften und Gefäßstempel im Maximiliansmuseum zu Augsburg"; seinem jüngeren Bruder Dr. Georg M. (geboren am 24. April 1834 in Augsburg, † am 5. Mai 1880 als Gymnasialprofessor zu Landau in der Pfalz) verdankt man außer anderem die treffliche Biographie seines Vaters: „Schulrath Dr. Georg Caspar Mezger, weiland Rector des Gymnasiums bei St. Anna in Augsburg, Leben und Wirken eines evangelischen Schulmannes" (Nördlingen, 1878).

S. über Friedrich Mezger den Aufsatz von O. Stählin in der Zeitschrift „Der Schwarzburgbund, Jahrgang 1893, Nr. 9, 10 und 11, dessen Inhalt übergegangen ist in das Schriftchen „Friedrich Mezger", das gelegentlich der Enthüllung des erwähnten Denkmals an seine Freunde und Anhänger vertheilt wurde. Fr. Roth.

Miaskowski: August von M., Nationalökonom, insbesondere Agrarpolitiker, geboren am 26. Januar 1838 zu Pernau in Livland, † am 22. November 1899 zu Leipzig. Der Vater Karl v. M., der Postdirector und wirklicher Staatsrath war, entstammte einer polnischen Familie, die zwei Generationen früher nach Arensberg auf der Insel Oesel eingewandert war. August v. M. besuchte in Petersburg, wohin sein Vater versetzt worden war, die von der dortigen deutschen protestantischen Gemeinde unterhaltene Annenschule, widmete sich 1857—1862 in Dorpat und 1863/4 in Heidelberg juristischen Studien und wurde an letzterer Universität am 6. August 1864 zum Dr. jur. promovirt.

In die Heimath zurückgekehrt, wurde er noch vor Ablegung der juristischen Magisterprüfung zum Vertreter der Städte Reval und Narwa in der zur Reform des gemeinrechtlichen Civil- und Criminalprocesses eingesetzten Centraljustizcommission bestellt. Im J. 1866 verheirathete er sich mit Ina v. Staden aus einer weitverzweigten baltischen Familie, ließ sich in Riga als Hofgerichtsadvocat nieder und wurde durch Vermittlung von A. v. Tideböhl zugleich Secretär in der Kanzlei des Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen (1866 bis 1871). Von 1868 ab lehrte er auch am baltischen Polytechnikum Handels-, Wechsel- und Seerecht. Da ihm in der obersten Civilverwaltung die Bauernsachen anvertraut waren, so war er genöthigt, sich mit der Agrar- und Gemeindeverfassung näher zu beschäftigen, und dies wurde für seine spätere Laufbahn entscheidend. Nachdem er 1872 im statistischen Seminar Ernst Engel's zu Berlin und später bei Bruno Hildebrand in Jena seine staatswissenschaftliche Ausbildung vervollständigt hatte, habilitirte er sich an letztgenannter Universität 1873 (Hab.-Schrift: „Die Gebundenheit des Bodens durch Familienfideikommisse") und wurde 1874 als Professor der Nationalökonomie und Statistik an die Universität Basel berufen. Von dort ging er auf nur kurze Zeit nach Hohenheim, kehrte aber dann wieder nach Basel zurück, um 1881 einem Rufe nach Breslau zu folgen; 1889—1891 wirkte er an der Universität Wien, um darauf in Leipzig Nachfolger L. Brentano's zu werden.

In diesen Stellungen bewies er eine nicht geringe Anpassungsfähigkeit, die ihn in Basel zur Beschäftigung mit der reich entwickelten socialen Hülfsthätigkeit der Stadt und mit der Agrar- und Gemeindeverfassung der Schweiz führte. Aus diesen Interessen gingen folgende Schriften hervor: 1. „Isaak Iselin. Ein Beitrag zur Geschichte der volkswirthschaftlichen, socialen und politischen Bestrebungen der Schweiz im 18. Jahrh.", Basel 1875; 2. „Die Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen während der ersten hundert Jahre ihres Bestehens", 1877; 3. „Das Kranken- und Begräbnißversicherungswesen der Stadt Basel", 1880; 4. „Die Verfassung der Land-, Alpen- und Forstwirthschaft in der deutschen Schweiz in ihrer geschichtl. Entwicklung", 1878; 5. „Die schweizerische Allmend", 1879. Die beiden letztgenannten Schriften waren durch E. de Laveleye's „Ureigenthum" angeregte rechts- und wirthschaftsgeschichtliche Monographien. In die agrarpolitischen Fragen der Gegenwart führten ihn seine Breslauer Arbeiten, von denen die wichtigste unter dem Titel: „Das Erbrecht und die Grundeigenthumsvertheilung im Deutschen Reiche" in 2 Abtheilungen 1884 und 1886 in den Schriften des Vereins für Socialpolitik erschienen ist. Dieses Werk wurde die Veranlassung, daß v. M. zum Mitgliede des preußischen Landesökonomie-Collegiums und des Deutschen Landwirthschaftsraths ernannt wurde. In diesen Körperschaften war er eifrig um die weitere Ausbreitung und rationelle Ausgestaltung des Anerbenrechts bemüht, betheiligte sich aber auch hier wie im Verein für Socialpolitik mit Referaten und Denkschriften an der Erörterung anderer agrarpolitischer Tagesfragen (Rentengüter, Wucher- und Verschuldungsfrage, Creditorganisation, Genossenschaftswesen, Agrarschutzzölle). Ein Niederschlag dieser Thätigkeit ist die Sammlung: „Agrarpolitische Zeit- und Streitfragen. Vorträge, Referate und Gutachten", Leipzig 1889. Außerdem gehört hierher seine Wiener Antrittsvorlesung: „Das Problem der Grundeigenthumsvertheilung in geschichtlicher Entwicklung", 1890.

Auch in den Seminararbeiten seiner Schüler, die er später in einer Sammlung („Staats- und socialwissenschaftliche Beiträge", erschienen 3 Bde. 1892—1897) vereinigte, überwiegt die agrar- und communalpolitische Richtung seiner Specialstudien. Von kleineren Arbeiten sind noch seine Nekrologe auf

Th. Graß, A. v. Tideböhl, G. Hanssen, Lor. v. Stein und W. Roscher zu nennen, endlich seine Leipziger Antrittsvorlesung: „Die Anfänge der Nationalökonomie", 1891.

Als Agrarpolitiker hat v. M. während seiner Breslauer Wirksamkeit in Preußen einen nicht geringen Einfluß ausgeübt. Freilich erlebte er manche Enttäuschung: sein Hauptwunsch, die Aufnahme des Anerbenrechts in das deutsche bürgerliche Gesetzbuch ging nicht in Erfüllung, und beim Deutschen Landwirthschaftsrath erklärte er 1887 seinen Austritt, als hier extrem agrarschutzzöllnerische Bestrebungen die Herrschaft erlangten. In Oesterreich hat er während der zwei Jahre seines Wiener Lehramts nicht festen Fuß zu fassen vermocht, obwol die von ihm vertretene Form des bäuerlichen Erbrechts in Cis- und Transleithanien einflußreiche Fürsprecher fand. Maßgebend für seine Richtung in der Agrarpolitik sind immer die Erfahrungen und Anschauungen seiner baltischen Verwaltungsthätigkeit geblieben. Seine Schriften charakterisiren sich durch die enge Verbindung von rechts- und wirthschaftsgeschichtlichen Kenntnissen mit rechts- und wirthschaftspolitischen Gesichtspunkten, wie sie ihm einerseits die ständische Gliederung der Ostseeprovinzen, anderseits das caritative Basler System an die Hand gegeben haben. Abstractem Doctrinarismus abhold, wollte er „die Theorie im Zusammenhang mit dem Leben, seinen wechselnden Erscheinungen und Forderungen erhalten und dieselbe doch zugleich nach Möglichkeit davor bewahren, daß sie zum Tummelplatz der Parteileidenschaft werde". Reiche Lebenserfahrung, viel natürliche Beobachtungsgabe, praktischer Blick und ein feines Empfinden für das zur Zeit Durchsetzbare machten seine Mitwirkung bei der Lösung von Problemen der wirthschaftlichen Tagespolitik besonders fruchtbar.

Vgl. Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Aufl., Bd. V, S. 761 f., wo auch ein Verzeichniß seiner kleineren Arbeiten; außerdem den Nekrolog des Unterzeichneten in den Berichten der philol.-histor. Classe der kgl. sächs. Ges. der Wissenschaften LII (1900), S. 351—358.

K. Bücher.

Michaëlis: Gustav M., Vorsteher des Stenographenbureaus im preußischen Herrenhause und Lector der Stenographie an der Berliner Universität, geboren am 27. Juni 1813 zu Magdeburg, † am 9. August 1895 zu Berlin, studirte von 1832 bis 1837 in Göttingen und Berlin Mathematik und Naturwissenschaften, promovirte 1837 in Berlin und war dann von 1838 bis 1846 Lehrer der genannten Fächer am Gymnasium zu Bielefeld, der Louisenstädtischen Stadtschule und dem Friedrich-Werder'schen Gymnasium in Berlin, bearbeitete auch 1843 und 1846 zwei Programmabhandlungen in seiner Wissenschaft. Dann gab er 1846 den pädagogischen Beruf, zu dem er sich nicht geeignet fühlte, auf und fand seine Lebensaufgabe in der Pflege der Stenographie als Kunst und Wissenschaft.

M., der die Stenographie 1844 bei Stolze selbst erlernt hatte, war 1848 als Stenograph der Nationalversammlung, 1850 als Stenograph des Erfurter Parlamentes thätig, gehörte von 1850 bis 1855 dem Stenographenbureau des preußischen Abgeordnetenhauses an und war von 1855 bis 1889 Vorsteher des Stenographenbureaus im Herrenhause; zwischendurch hatte er bis 1873 auch das stenographische Bureau im deutschen Reichstage geleitet. Daneben widmete er seine Kräfte weniger der stenographischen Propaganda, obwol er von 1847 ab mehrere Jahre lang Schriftführer des Stenographischen Vereins in Berlin war, als vielmehr der Weiterbildung und Verbesserung der Stolze'schen Schrift und der wissenschaftlichen Pflege der Stenographie in Verbindung mit allgemeinen schrift- und sprachwissenschaftlichen Forschungen.

Zu Lebzeiten Stolze's war M. der wissenschaftliche Berather des Meisters; als solcher hat er auf die Entwicklung der Stolze'schen Schrift, namentlich die Ausbildung der grammatikalischen Gliederung der Schrift und die Schreibung der Fremdwörter, wie sie im Lehrbuche Stolze's von 1852 gelehrt wurde, einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Dieser steigerte sich noch, als M. mit dem Tode Stolze's 1867 Vorsitzender der Stenographischen Prüfungscommission in Berlin wurde, der er schon seit ihrer Begründung im J. 1847 angehört hatte. Anfangs eine Einrichtung des Berliner Stenographischen Vereins, dann seit 1874 eine Körperschaft des Verbandes Stolze'scher Stenographenvereine und seit 1895 eine unabhängige, sich selbst ergänzende Vereinigung, hat die Prüfungscommission, der neben der Prüfung von Lehrern in der Stenographie die Pflege und Fortbildung der Stolze'schen Stenographie oblag, diese Kurzschrift in den Jahren 1868 geringeren, 1872 und 1888 einschneidenderen Aenderungen unterzogen. M. hatte als Vorsitzender der Commission die Anregung zu diesen Reformen gegeben und in den Jahren 1868 und 1872 auch bei Berathung und Beschlußfassung der Einzelheiten in maßgebender Weise mitgewirkt, so daß er als der nächste wissenschaftliche Träger der Stolze'schen Stenographie nach dem Tode Stolze's galt. Als solcher hat er, entgegen seinem früheren, mehr auf die Durchführung philologischer (grammatikalischer und etymologischer) Grundsätze in der Schriftdarstellung gerichteten Einflusse, bei diesen Aenderungen nach dem Tode Stolze's eine immer weiter greifende Vereinfachung und größere Gleichheit und Regelmäßigkeit in der Stenographie angestrebt; so entstand aus der Schrift für Philologen und Kammerstenographen, die die Stolze'sche Schrift langsam geworden war, die für die weiteste Verbreitung bestimmte „vereinfachte Stolze'sche Stenographie" (sog. „Neustolze"). M. trat auch bei der Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Stolze'schen Schrift sowie bei den Stolzefeiern von 1869, 1877 und 1882 als Vertreter der Stolze'schen Gemeinschaft in Wort und Schrift in den Vordergrund.

Daneben war M. für die Uebertragung der Stolze'schen Schrift auf andere Sprachen bemüht. Nachdem er bei der vielfach anregenden Uebertragung derselben auf das Lateinische durch Wilh. Wackernagel im Jahre 1854 hülfreiche Hand geleistet hatte, arbeitete er die Uebertragungen auf die romanischen Sprachen aus: auf das Französische (1862 und 1874), Italienische (1875), Spanische (1876) und Portugiesische (1884), sowie auf die englische Sprache (1864 und 1873) und blieb fortdauernd für deren Verbesserung besorgt; einen Erfolg in den Heimathländern dieser Sprachen haben die Uebertragungen von M. allerdings nicht gehabt.

Diese sowie die weiteren wissenschaftlichen Bestrebungen von M. fanden ihren Halt und Mittelpunkt einmal in dem Lehrstuhl für Stenographie an der Berliner Universität, der 1851 als Lectorat für ihn begründet wurde und ihm 1864 den Professortitel einbrachte, sodann in einer von 1853 bis 1879 von ihm herausgegebenen und zum größten Theil auch selbst geschriebenen Zeitschrift, die anfangs den Titel „Zeitschrift für Stenographie", seit 1856 den Titel „Zeitschrift für Stenographie und Orthographie in wissenschaftlicher, pädagogischer und praktischer Beziehung" führte. In ihr sowie in vielen Sonderabhandlungen hat er seine Studien zur Geschichte der Schrift, zur Geschichte und Theorie der Stenographie, zur Orthographie und zur Physiologie der Laute niedergelegt. Dabei suchte er die Ergebnisse der Sprachforschung und der jungen germanistischen Wissenschaft, in die er sich noch in reiferen Mannesjahren hineingearbeitet hatte, für die Ausbildung der Stenographie sowie für die Regelung der deutschen Rechtschreibung nutzbar zu machen. Auf

letzterem Gebiete war er ein Hauptvorkämpfer für eine einheitliche lautgetreue Schreibung und trat mehrfach für die Schreibung der s-Laute nach der Heyse'schen Regel ein. Auch sein „Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung" (1856) war s. Z. eine gediegene Leistung.

Ein Gesammtverzeichniß seiner Werke enthalten die „Nachrichten aus dem Buchhandel", 1905, Nr. 189, S. 1499, 1500.

M. war von 1838 bis 1863 mit Henriette geborene Lobeck verheirathet. Von seinen Kindern ist ein Sohn Schuldirector in Berlin, zwei Töchter sind auf dem Gebiete der romanischen Sprachwissenschaft rühmlichst bekannt.

Vgl. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht der Siebenten Realschule zu Berlin, Ostern 1897: Gustav Michaëlis. Mit Briefen von Varnhagen v. Ense, A. v. Humboldt, Jakob Grimm u. A. Von Karl Theodor Michaëlis. Berlin 1897. — Ferner: Archiv f. Stenographie 1893, S. 98. — Magazin f. Stenographie 1895, S. 241, 370. — Mertens, Stenographenkalender 1894, S. 145 (mit Bild); 1897, S. 151.

Johnen.

Michelis: Friedrich Bernard Ferdinand M., geboren am 27. Juli 1818 zu Münster in Westfalen, war das sechste unter den neun Kindern des Kupferstechers und Zeichenlehrers Franz Michelis, früheren Lieutenants in bischöflich-münsterschen Diensten. Der Vater stammte aus Recklinghausen, die Mutter, eine geborene Scheffer, aus Bremen. Die Ehe war gemischt; es folgten die Söhne der Confession des Vaters und wurden katholisch, die Töchter der der Mutter und wurden protestantisch. Der Vater starb 1835 und ließ die Familie in dürftigen Verhältnissen zurück. Er vererbte aber seinen Kindern eine echte Künstler-Begabung und -Begeisterung sowie einen wackeren Soldatenmuth, der sich in schwierigen Lebenslagen zu bewähren nur zu oft Gelegenheit finden sollte. Die Mutter mit den drei Töchtern wurde 1838 katholisch. Von Noth und Sorge waren frühere Schönheit und Anmuth verwischt worden. Sie blieb ihren Kindern dauernd im Gedächtnisse als eine sorgliche und treue Mutter. Eine hohe Achtung vor ihrem Geschlechte, vor der Würde des Familienlebens verblieb Friedrich sein Leben lang und half ihm ein reines Gewissen bewahren.

Den Grund seiner wissenschaftlichen Ausbildung legte er in Münster. Von 1827—34 besuchte er das Gymnasium und fand in dem vielseitig gebildeten Oberlehrer Limberg nicht bloß einen geistvollen und anregenden Lehrer während seiner Schulzeit, sondern erhielt auch durch ihn die für sein ganzes Leben maßgebende Richtung auf Platon. Das Gymnasium lehrte ihn die Werthschätzung des classischen Alterthums, das er als unersetzliches Bildungselement unserem Volke für alle Zeiten erhalten wissen wollte.

In jugendlich schwärmerischer Begeisterung erblickte er in dem Freiheitskampfe der Griechen eine Bethätigung hellenischen Heldenthums. Die Grundzüge seines Wesens, seiner Hoffnungen, Neigungen und Wünsche legte er in einer hochpoetischen Abiturientenrede über den Ursprung der Poesie dar. Auf der Hochschule suchte und fand der hochgesinnte Jüngling Gleichgestimmte und gründete einen Freundesbund. Die harmlose Vereinigung fiel der Reaction zum Opfer. 1838 verließ er die Akademie, um am 10. August desselben Jahres die Priesterweihe zu empfangen.

Wir würden irren, wenn wir den Entschluß zum Priesterberufe nicht in ihm selbst suchten. „Mein Glaube coincidirt mit meinem Denken" (Entwurf zu einem Vortrage), so konnte er noch in späteren Jahren sagen. Diese nie getrübte, freudig und dankbar empfundene Einheit in seiner geistigen Entwicklung machte ihn zu einem wahrhaft frommen Manne, der vor dem An-

gesichte Gottes zu wandeln sich bewußt war. Deshalb lebte er der Ueberzeugung, ein Priester der Wahrheit zu sein und entfaltete sich schon frühzeitig zu einer Persönlichkeit. Er gründete in sich eine ideale Weltanschauung, welche groß und weit die heranstürmende Gedankenwelt des 19. Jahrhunderts zu fassen vermochte. Die Entwicklung der realen Mächte jedoch verlangte eine Scheidung der Idee von geträumten Hoffnungen und gewünschten Meinungen, die sich ohne tiefe Schmerzen und wahre Seelenangst nicht vollziehen konnte. „Wer einer Idee treu bleibt“, so schreibt er 1862 an seinen Bruder Alexander (s. A. D. B. XXI), „der begeht eine Sünde an der Welt, wie sie ist, und dafür rächt sich die Welt. Wenn man aber die Idee in Gott und Gott in der Idee hat, so behält doch am Ende der Allmächtige die Oberhand.“

Der Idealist wird also kämpfen, ja er wird geradezu den Kampf zum Prüfstein für die Richtigkeit seiner Idee machen. Die höchste Idee nun ist für M. die Kirche, „sie ist das Ideal der Menschheit, und Deutschland ist berufen, der Menschheit dieses Ideal zu erhalten“. Eine Untersuchung, ob die Kirche selbst die Idee rein darstellte, schien unnöthig zu sein; jedenfalls war es noch ein weiter Weg, bis 1886 der Verfasser des Sonntagsblattes in Nr. 1 schreiben konnte: „Kein irdischer Bestand vom Pfingstfeste an hat ihrer Idee entsprochen.“ Nun war damals zwischen dem festgefügten preußischen Staate und der Idee Deutschland eine innere Spannung vorhanden. Trat nun außerdem ein schroffer Gegensatz zwischen diesem Staate und der bestehenden Kirche hinzu, so war dem Idealisten klar, wohin er sich zu stellen habe, für Deutschland, für die Kirche, für das Ideal gegen Preußen.

Das Ereigniß aber, das diesen entscheidenden Einfluß auf die erste Hälfte seines Lebens hatte, war der Streit um die gemischten Ehen zwischen der preußischen Regierung und dem Kölner Erzbischofe im J. 1837, der zugleich ein schwerer Schicksalsschlag für die ganze Familie wurde. Mit dem Erzbischof Klemens August wurde sein Caplan und Privatsecretär, Eduard Michelis (s. A. D. B. XXI), festgesetzt und bis 1841 in Gewahrsam gehalten. Das war hart für die ganze Familie, denn Eduard hatte treu für alle Angehörigen gesorgt. Drückende Sorge um den nöthigen Lebensunterhalt, Erwartung eines schlimmen Ausganges für den Gefangenen gaben die persönliche Grundlage, auf der sich ein Denkstein beleidigten Rechtsgefühls — denn ein gerichtliches Verfahren fand nicht statt — erhob mit der Aufschrift: Mißtrauen gegen die protestantische Großmacht. „Neben der Weihe,“ so schreibt er 1838 an seinen Bruder Eduard, „hat auf den Gang meiner Entwicklung (nichts) so starken Einfluß gehabt wie das Kölner Ereigniß“, und an anderer Stelle: „Für uns war damals jenes Ereigniß und der daran sich knüpfende Kampf (Grund) zu einer rein sittlichen begeisterten Erfassung unseres geistlichen Berufes, welche eine unklare Ingredienz von westfälisch-ererbten, deutsch-national-katholischen Preußenhaß, aber keine Spur von Jesuitismus und Ultramontanismus enthielt.“ Es sollte nahezu drei Jahrzehnte dauern, bis diese Jugendeindrücke verwischt waren, bis eine volle unbefangene Würdigung der Verdienste Preußens um Deutschland möglich war. Wie wenig aber sollte sich in diesem Zeitraume die Kirche ihrem idealen Ziele nähern.

Aus den staatlich-kirchlichen Zwistigkeiten war allein die Kirche mit gesteigerter Macht hervorgegangen. Das neu erwachende religiöse Leben umfaßte mit besonderer Liebe alle Einrichtungen der Kirche, die in den Jahren der Bedrängniß Noth gelitten hatten. Das Papstthum vor allem, ehrwürdig durch die Märtyrerkrone aus der napoleonischen Zeit, erhob sich zu fast anbetungswürdigem Glanze. Das heranwachsende neurömische System hatte sich aber nur vor ganz Wenigen enthüllt. Rückhaltlos weihte sich Friedrich dem Dienste

der Kirche. So schrieb er am 10. August 1838, dem Tage seiner Priesterweihe: „Als ich das erste Mal mich mit meinem Denken anfing, auf freien Füßen zu fühlen — ich erinnere mich des Abends sehr wohl: ich hatte darüber nachgedacht, wie sich die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche mit dem wahrhaft Guten außerhalb der Kirche vertrage — da ging ich in die Lambertikirche und gelobte heilig und fest, der Kirche mit völliger eigener Unterwerfung ganz und gar in Allem unbedingt zu gehorchen." Es ist anzunehmen, daß schon in seiner ersten Zeit die Idee der Kirche mit ihrer Erscheinung in der Welt nicht verwechselt wurde, wenn auch erst in späterer Zeit, Entwurf zu einem Vortrage, folgender scharfer Ausdruck gefunden werden konnte, „die Kirche ist ihrer Idee nach die sichtbare Entwicklungsform der Menschheit, die Verwirklichung der göttlichen Liebe auf Erden; sie ist aber nicht wirklich vermöge der Individuen, die sich als Gläubige, Priester, Bischöfe zu ihr bekennen, sondern vermöge der Ordnung, vermöge der Verfassung, die Christus in ihr begründet hat, vermöge der Idee, die sie vertreten sollen. Ein allgemeines Concil ist nicht dadurch ein wirkliches allgemeines Concil, daß alle Bischöfe der Kirche zusammen sind, sondern daß sie in der Ordnung zusammen sind, wie sie der Idee der Kirche entspricht". Wohl ihm, daß er diese echte Romantik sich Zeitlebens erhalten konnte, daß er der Einheitlichkeit seines Entwicklungsganges bewußt, stets hervorheben konnte: er habe seine Stellung nicht geändert. Deutschthum, Katholicismus, alte Kaiserherrlichkeit formten ihn zu einem aufrichtigen Anhänger des Erzhauses, zu einem begeisterten Großdeutschen.

Damals war indessen noch nicht die Zeit herangebrochen, wo der lockende Ruhmeskranz einer politischen Thätigkeit jüngere Geistliche auf Abwege zu bringen drohte; sein heiliger Eifer führte ihn vielmehr auf das höchste Gebiet menschlichen Strebens, auf die Beziehung zwischen Glaube und Wissen. So schrieb er 1838 in einem Briefe an Eduard: „. . . aber es gibt noch etwas anderes für mich, welches mich ganz besonders angeht, womit ich, so lebendig es in mir ist, so glühend ich es umfaßt habe, dennoch so allein und verlassen dastehe, daß ich nicht einen hab finden können, der hierin mit mir übereinstimmte, es ist die Idee der echten Wissenschaft, der nämlich die nichts ist als der Glaube, eben der Glaube in seiner lebendigsten, concretesten Gestalt." Das war das Arbeitsfeld seines Lebens, hierfür entfaltete er eine angestrengte Thätigkeit. Er studirte die Griechen, insbesondere Platon, die Kirchenväter, Philosophie, Botanik und errang achtenswerthe Kenntnisse auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften. Zu bedauern mag es bleiben, daß der Gang seiner Entwicklung ihn nicht zur Erprobung der neueren Forschungsmethoden geführt hat. Seine besondere Begabung liegt in der aufbauenden, künstlerischen Thätigkeit gesicherter Ergebnisse.

In angenehmer Stellung verbrachte er nach der Weihe einige Jahre im Hause des Grafen v. Westphalen zu Laer als Hauslehrer, in seinen Mußestunden eifrig mit Studien der systematischen Botanik beschäftigt. Doch die sprachphilosophischen Neigungen, die das Gymnasium begründet hatte, erwachten zu neuem Leben. Er ging deshalb nach Bonn, um besonders Philologie zu studiren. Schon jetzt zeigte es sich, daß die rein wissenschaftliche Thätigkeit seiner Natur nicht genügte. Seine Leidenschaftlichkeit brauchte ein Publicum, seine Rhetorik eine Versammlung, sein Drang, zu wirken und zu arbeiten, Menschen. So präsidirte er während seines Aufenthalts in Bonn einer Männer-Bruderschaft, predigte fleißig und führte bei Gelegenheit der ersten Ausstellung des heiligen Rockes eine Pilgerschar nach Trier. Kurz, er kam in das Getriebe des sich entwickelnden Ultramontanismus, ohne eine Ahnung

davon zu haben, wohin diese Bewegung in Wirklichkeit gelenkt wurde. Von der Richtigkeit seiner Handlungen ebenso fest überzeugt wie von der Aufrichtigkeit aller, mit denen er es zu thun hatte, konnte er auch in späteren Jahren seines Lebens an diese Zeit zurück denken, ohne erröthen zu müssen. Auf Grund seiner Leistungen wurde ihm eine Caplanei in Duisburg übertragen mit dem Auftrage, den Religionsunterricht am Gymnasium zu übernehmen.

In diesen Jahren schwoll die durch Ronge angefachte religiös-politische Bewegung, die man gewöhnlich die deutsch-katholische nennt, gewaltig und gefahrdrohend an. Unter ihren Gegnern finden wir auch M., der einer Verzerrung, einer Verleugnung der Idee der Kirche 1848 ebensowenig thatenlos zuschauen mochte wie später 1870. 1849 erwarb er sich in Bonn den philosophischen Doctorgrad. Bei der öffentlichen Disputation befand sich unter seinen officiellen Opponenten ein jüngerer Geistlicher, J. H. Reinkens, der nachmalige Bischof. Beider Leben blieb bei andauernder gegenseitiger Werthschätzung in mannichfacher Berührung.

Bis 1834 weilte er als Docent an der philosophisch-theologischen Lehranstalt zu Paderborn, um dann einem Rufe als Director an das durch den Bischof von Münster gegründete Alumnat, Collegium Borromäum, zu folgen. Die schönere Aussicht auf eine Stelle als Docent der Philosophie oder der Religionswissenschaft an der Akademie in Münster verwirklichte sich nicht. Auch seine Stellung als Director war nur von kurzer Dauer. An einer verhältnißmäßig geringfügigen Streitfrage offenbarte sich der in den Episcopat eindringende neurömische Geist und seine rücksichtslose Unduldsamkeit. Der Bischof wünschte, daß die Alumnen gleich den Priestern den langen schwarzen Kleriker-Rock tragen sollten. Die Einsprache des Directors, wol begründet durch pädagogische Rücksichten, hatte zunächst Erfolg, zog dann aber einen vollständigen Bruch mit der bischöflichen Behörde nach sich. Kurz entschlossen, bewarb sich der in Ungnade Gefallene um Verwendung in der Seelsorge. Die Pfarrei Albachten war gerade frei, man übertrug sie ihm. Dort war er von 1855—1864 Pfarrer.

Das Jahr 1855 ist nun in mehrfacher Hinsicht für sein Leben bedeutungsvoll. Er erfuhr die schärfste Zurückweisung von einer Stelle, für die im Sinne der Kirche ihm keine Arbeit zu schwer gewesen wäre. Er wurde geistig isolirt durch die Einweisung in das Dörflein. Der Tod raubte ihm den gleichdenkenden und gleichfühlenden Bruder Eduard. Hierdurch fiel eine Ehrenpflicht des Verstorbenen an ihn, nämlich für die unversorgten Schwestern und für die um ihre Lebensstellung ringenden Brüder zu sorgen. Ein Brief seiner Schwester Leonore an ihre Schwägerin bezeugt, wie gewissenhaft er dieser Aufgabe gerecht wurde. Sie schreibt 1863: „Ich glaube nicht, daß man unter tausenden einen edleren, besseren Menschen findet. Er hat eine Angst und Unruh um euch gehabt, die ihn nichts arbeiten und schaffen ließ, bis er Gewißheit hatte, euch helfen zu können; an sich selbst denkt er gar nicht, gibt alles hin, wenn er nur helfen kann."

In naiver Freude hatte M. an allen Veranstaltungen theil genommen, die eine Stärkung des kirchlichen Lebens erwarten ließen, hoffte doch auch der Patriot hiermit eine Arbeit für sein Volk zu leisten, denn die Idee der katholischen Kirche ist die sichtbare Entwicklungsform der Menschheit, als Verwirklichung der göttlichen Liebe auf Erden und der weltgeschichtliche Beruf der deutschen Nation beruht in der Aufrechterhaltung dieser Idee (Entwurf zu einem Vortrage 1870). Er war ein begeisterter Theilnehmer und begeisternder Redner auf den Versammlungen der Katholiken-, Borromäus-, Bonifacius-, Pius- und Gesellen-Vereine gewesen. Während kritischere Naturen

schon die stärker andrängende Unterströmung neurömischen Geistes durchschaut und sich von diesen lauten Bethätigungen katholischer Ueberzeugung fern zu halten begonnen hatten, war M. für die Oeffentlichkeit zu einem Vertreter des ritterlichen Ultramontanismus, nach einem Worte Nippold's, herangewachsen. Auch zunehmendere Einsicht und genauere Kenntniß des Zusammenhangs befreiten ihn nicht von der Pflicht, auszuharren und in seinem Sinne weiterzuarbeiten. An dem oft gehörten Grundsatze richtete er sich und andere auf, „nur nicht den Muth sinken lassen", irren doch die Menschen weniger aus Bosheit als aus Unkenntniß und Irrthum. Hier griff er deshalb ein und gründete in demselben Jahre 1855 mit Gleichgesinnten die Zeitschrift: „Natur und Offenbarung", deren eifriger Mitarbeiter er bis 1869 blieb. Der von den Jesuiten in Mainz und Würzburg gepflegten Neuscholastik trat er mit den „Bemerkungen zu Kleutgen's Philosophie der Vorzeit" scharf entgegen. In der mittelalterlichen Kirche war seine Idee nicht verwirklicht und vollends in Thomas von Aquin vermochte er nicht den Abschluß und das Ende aller menschlichen Weisheit zu erblicken. Von der Vertiefung seiner philosophischen Studien zeugte sein „Platon im Lichte der geoffenbarten Wahrheit". Botanische Studien wurden erweitert und fortgesetzt, und er fühlte sich auf diesem ihm eigentlich fernerliegenden Gebiete so zu Hause, daß er mit einem offenen Sendschreiben über den Stand der Wissenschaft hervortritt.

Diese Zeit eifrigster Bethätigung war aber auch eine Zeit tiefer Entmuthigung und innerer Gebeugtheit: die Arbeit erschien oft erfolglos, der Bischof verblieb unversöhnlich, sodaß alle Anstrengungen, den Wirkungskreis zu ändern, zu erweitern, erfolglos blieben. Alleingestellt entbehrte er des Umganges und Verkehrs. Geradheit, Furchtlosigkeit, Aufrichtigkeit konnten sich in leidenschaftlicher Erregtheit zur Schroffheit steigern. Wenn sich so der Wille ungestüm und gewaltsam in dieser ethischen Persönlichkeit durchsetzte, dann schien sich das Gemüth zurückgezogen zu haben, um desto sicherer nachher wieder die Herrschaft zu ergreifen und sich mächtig in dem versöhnlichen Worte, in dem treuherzigen Handschlage zu zeigen. Klare Freudigkeit, offene Weitherzigkeit, mitfühlende Duldsamkeit waren diesem Charakter ebenso eigen wie fester Wille und scharfer Verstand. In seinem heiligen Eifer waren Mangel an Erfolg oder Nichtbeachtung seiner Werke schmerzliche Kränkungen, die nicht sowohl seiner Person als der durch ihn vertretenen guten und gerechten Sache galten. Nur selten gelang es ihm, seine an sich so durchsichtige Gedankenwelt in klaren Formen darzustellen; Wiederholungen, lange, dem lateinischen Sprachgebrauche angehörige Perioden erschweren die Lectüre vieler seiner Werke. Auch Reden und Vorträge, die später gedruckt wurden, lassen oft nicht ahnen, welche mächtige Wirkung das gesprochene Wort ausgeübt hatte.

Mit Freuden betheiligte er sich an der Erfurter Conferenz und 1862 an einer Versammlung Großdeutscher in Frankfurt. Ein falsch gedeuteter Ausdruck, der hierbei gefallen war, gab Veranlassung zu dem Schriftchen: „Preußens Beruf für Deutschland und die Weltgeschichte". Preußen wird als Staat der Parität zwischen Katholiken und Protestanten anerkannt, und mit dem klaren Bekenntnisse, daß der Katholik seinem protestantischen Könige Gehorsam schulde, ist eine Würdigung der reformatorischen Bestrebungen des 16. Jahrhunderts verbunden. Einen Höhepunkt seines Lebens bezeichnet das Jahr 1863 mit der Versammlung katholischer Gelehrten in München. Deutlich klaffte zwar der Riß, und die Ziele der Mainzer Ultramontanen konnten von Niemandem verkannt werden, doch der Abschluß war versöhnlich und schien Schöneres zu verheißen. In seinen der Versammlung vorgelegten Thesen schneidet er eine Grundfrage an über das Verhältniß von kirchlicher Autorität und wissenschaft-

licher Freiheit. Man einigte sich auf unbedingte Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, nur soll diese selbst als Sache des subjectiven Denkens nicht ihrerseits das Princip der Autorität einseitig und ungebührlich für sich in Anspruch nehmen.

Einen größeren Wirkungskreis brachte ihm das Jahr 1864 durch seine Berufung an das Lyceum nach Braunsberg als Professor der Philosophie. Er bekleidete dieses Amt bis an sein Lebensende, wenn auch das Jahr 1870 seiner akademischen Wirksamkeit ein jähes Ende bereitete. In diesen sechs Jahren mußte sich seine ideale Auffassung an der Neugestaltung Deutschlands und der Umgestaltung der Kirche bewähren; seine philosophische Anschauung wurde von der herrschsüchtigen Neuscholastik verworfen und vermochte sich auch in dem engeren Kreise der Fachgelehrten nicht durchzusetzen; seine kirchliche Stellung sah er sich gezwungen, gegen den übermächtig vordringenden Ultramontanismus zu vertheidigen, seine naturwissenschaftliche Auffassung gewann durch das „Formentwicklungsgesetz im Pflanzenreiche" einen Abschluß, ohne daß die herrschende mechanische Entwicklungstheorie mit diesem auf ganz anderer Grundlage stehendem Werke etwas anzufangen vermochte. Als echter Idealist baute er nach den Ereignissen des Jahres 1866 aus den Trümmern der Wirklichkeit seine Idee neu, indem er sich klar bewußt war, daß romantische Rückständigkeit hier Sünde sei. Vor allem gewann er ganze Anerkennung der Verdienste Bismarck's; eine volle Uebereinstimmung mit der äußeren Politik konnte er dann mit Freuden aussprechen, als der deutsch-österreichische Vertrag 1879 geschlossen war. Da schien ihm auch der große deutsche Gedanke in gebührender Weise berücksichtigt zu sein. „Doch diese Dinge," so schreibt er 1866 an seinen Bruder Alexander, „greifen das Gemüth und die Nerven an, und ich habe recht schwere Tage gehabt." Die politische Krisis 1866/7 fand ihn als Abgeordneten in Berlin. Als ihm in der Debatte das Wort entzogen wurde, nach seiner Annahme in nicht gerechtfertigter Weise, da legte er sein Mandat nieder. Der äußerer Anlaß verhalf einer inneren Ueberzeugung zum Durchbruch, daß die Arbeit im Parlamente die volle Hingabe des Mannes verlange, für ihn also den Verzicht auf seine wissenschaftliche Thätigkeit bedeutete.

So war er denn im J. 1870 herangereift, um den Wendepunkt in der Geschichte nicht bloß als denkender Mensch zu erfassen, sondern auch mit allen Kräften warnend, rathend, belehrend, begeisternd zu erleben. „Am liebsten würde ich die Feder niederlegen und mitziehen in den großen Kampf, in dem die alte Frage zwischen Frankreich und Deutschland endgültig, entscheidender wenigstens als auf den Schlachtfeldern von Leipzig und Waterloo, wird ausgekämpft werden", schrieb er am 23. Juli 1870. Der zweiten Kriegserklärung gegenüber, die der 18. Juli brachte, der Proclamirung der päpstlichen Unfehlbarkeit, die seit der Mitte der sechziger Jahre wie ein unheimliches Gespenst drohend aufgetreten und von ihm bekämpft war, gab es keinen Zweifel, was zu thun sei, hier gab es nur e i n e Gewissenspflicht, zu kämpfen für die Wahrheit gegen die Entartung der Kirche.

Den 50 Thesen des Jahres 1867 folgte am 27. Juli 1870 die offene Anklage gegen Pius IX. als Verwüster der Kirche. Auf sich allein gestellt, nur getrieben von seinem Gewissen, kann man noch heute nicht ohne Bewegung die gewaltigen Worte lesen: „Ich, ein sündhafter Mensch, aber fest im heiligen katholischen Glauben, erhebe hiermit vor dem Angesichte der Kirche Gottes offene und laute Anklage gegen Pius IX. als einen Häretiker und Verwüster der Kirche, weil und insoweit er durch mißbrauchte Form eines allgemeinen Conciliums den weder in der hl. Schrift noch in der Ueberlieferung begründeten,

vielmehr der von Christus angeordneten Verfassung der Kirche direct widersprechenden Satz, daß der Papst getrennt von dem Lehrkörper der unfehlbare Lehrer der Kirche sei, als einen geoffenbarten Glaubenssatz hat verkündigen lassen und somit versucht hat, das gottlose System des Absolutismus in die Kirche einzuführen. Ich kann bei meinem Verständniß des katholischen Glaubens meinem Gewissen nur durch diesen entscheidenden Schritt genügen, indem ich von dem kanonisch verbürgten Rechte Gebrauch mache, dem Papste, der nach dem Ausspruche Innocens III., wenn er ein Häretiker ist, dem Urtheile der Kirche unterliegt, wenn er auf den Ruin der Kirche hinarbeitet, offen ins Angesicht widerstehe." Hiermit war die Trennung zwischen ihm und dem revolutionären Papstthume ausgesprochen. In dem nun entbrennenden Kampfe war er sich klar bewußt, über keines Menschen Gewissen und inneren sittlichen Standpunkt sich ein Urtheil zu erlauben: „Ich habe, weil ich über das Gewissen irgend eines zu urtheilen kein Recht habe, kein Recht, es anders zu denken, als daß sie alle, die jetzt unsere Gegner sind, indem sie für die Kirche einstehen, meinen, für die Sache Gottes und die Wahrheit einstehen", Sonntagsblatt Nr. 5, 1886. Die preußische Regierung schützte ihn in seiner Stellung, nachdem seine Thätigkeit als Docent lahmgelegt worden war. Als aber in Braunsberg und im Ermelande die Opposition im Clerus gegen das Vaticanum zu Boden getreten war, scheinbar feste Freunde sich abgewendet hatten, da konnte er die Unthätigkeit und Ruhe nicht aushalten. Sein Flug trug ihn über alle deutschen Gaue und über die deutschen Grenzen nach Oesterreich, in die Schweiz. Im Anfange war er noch bemüht, unter den Bischöfen eine Einigung zu Stande zu bringen; als er aber durch genauere Kenntniß der Persönlichkeiten die Vergeblichkeit seiner Bemühungen einsehen mußte, da schien ihm „die Schwäche der Bischöfe nicht der Grund unseres Glaubens zu sein". Energisch trat er für organische Gestaltung der altkatholischen Reformbewegung ein. An der Entstehung des Bisthums nahm er thätigen Antheil, ein eifriger Mitarbeiter war er auf allen Congressen und Synoden. Wo Freude zu verklären oder Leid zu trösten war, folgte M. dem Rufe. Im J. 1875 übernahm er die Pastoration der Gemeinde in Freiburg in Baden. Auch hier entfaltete er eine reiche schriftstellerische Thätigkeit im Ausbau seiner Gedanken. Am 28. Mai 1886, an einem Freitage, erstieg er bei schwülem Wetter zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags den Schloßberg; oben angekommen, setzte er sich hin, um einen erfrischenden Trunk zu nehmen, aber vorher sank sein Haupt nieder; ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. In Freiburg fand er seine letzte Ruhestätte.

Seine wissenschaftliche Stellung kann mit folgenden, 1855 in einer Tagebuchskizze niedergeschriebenen Sätzen klargelegt werden: 1. Platon konnte die Ideenlehre nicht so durchführen, wie sie ihm vorschwebte; 2. er suchte die Lösung in der Sprache, ohne sie finden zu können; 3. er fühlte, daß im Denken eine Umordnung vorgehen müsse, aber er fand sich ab, indem er die Negation in den Proceß des Denkens als Anderssein aufnahm, aber das absolute und endliche Denken nicht auseinander hielt und zwischen Formal- und Realbegriff keinen Unterschied machte.

Erkenntniß wird nicht durch Erfahrung, sondern durch die Sprache erlangt. Jeder bewußte Denkact vollzieht sich nur in ihren Formen. Eine Beziehung zur Außenwelt findet nur mittelbar durch Begriffe, Vorstellungen statt, welche zwar das Material der Sprache sind, aber selbst nur formal und nicht real bestehen. Durch die Sprache gelangt das Bewußtsein zur Erkenntniß einer Menge geistiger Individuen, die eine Einheit darstellen: Geist. Ihm steht entgegen Unbewußtes oder Nichtgeistiges: Stoff. Beide bestehen in der

Endlichkeit als Realitäten. Ihr ausschließender Gegensatz bedingt den formalen Charakter der Negation. Beiden gegenüber erkennen wir das Unendliche, Gott, als absolutes Selbstbewußtsein, als Schöpfer der endlichen Realitäten. Der Stoff ist ursprünglich eine Einheit, seine Atomisirung und Differenzirung ist ein secundärer Proceß, durch den die Bewegung und Naturgestaltung ermöglicht wird. Er ist die Folge einer Störung des Schöpfungsplanes durch die Ursünde der rein geistigen Wesen, Geisterfall. Der Geist nämlich als freies Wesen kann eine Entwicklung aus sich beginnen. Mit der Atomisirung hat der Vorgang zur Bildung von Individuen noch nicht seinen Abschluß erreicht. Er setzt sich fort im Krystalle, dem Ergebniß der abgeschlossenen Stoffbewegung, in der Zelle, dem lebendigen Individuum, einem Herde sich fortpflanzender Bewegungen. Die pflanzliche Zelle neigt durch Ausscheidung von Cellulose zur Krystallgestalt. Die Pflanze selbst erscheint als ein gebundener Organismus, ihr Wesen wird in der fortwachsenden Achse mit seitlichen Blättern gefunden, deren Wachsthum begrenzt ist. Das Thier ist ein losgelöster Organismus, sein Wesen liegt in der horizontalen gegliederten Achse. Der Bau des menschlichen Körpers weist auf beide hin. Krystall, Pflanze und Thier, die unter dem einen Gesichtspunkte der stofflichen Einzelbildung stehen, sind beeinflußt durch das Zahlengesetz. Das Lebendige im Gegensatz zum Krystall äußert sich besonders in Stoffwechsel und Fortpflanzung. Beide stehen unter dem Formprincip, insbesondere ist nicht Erhaltung der Art das Wesen der geschlechtlichen Fortpflanzung, da auch eine ungeschlechtliche besteht, sondern Ueberwindung des geschlechtlichen Gegensatzes im Individuum.

Zwischen den höheren und niederen Entwicklungsstufen findet eine Beziehung statt; somit können alle Formen im idealen Sinne als Vor- und Rückentwicklung gedeutet werden. Indem sich die Formen verschieden durchsetzen, kann von einem idealen Kampf ums Dasein geredet werden. Hierdurch wird die Lehre Platon's befolgt: die Idee soll die Natur nach der Vernunft verstehen lehren. Der Fortschritt der Naturwissenschaft ist nur möglich durch Induction, nicht durch Analogie. Deshalb wird die Entwicklungstheorie im allgemeinen abgelehnt als Uebertragung der historischen Forschungsweise auf die ganz anders gestellte Naturwissenschaft und ein Nachweis der Entwicklung von Fall zu Fall verlangt.

Die Sprache liefert nicht nur die Grundlage der Erkenntnißlehre, sondern auch die Entbindung jedes Individuums zum Bewußtsein. Die Erneuerung der Philosophie muß sich auf dem Gesetze der Sprache so vollziehen, daß das logische Gesetz der Identität oder des Widerspruchs bloß formal gilt und keine reale Bedeutung behaupten darf. Der reine Ausdruck menschlichen Bewußtseins wird im Activsatze gefunden, wo Subject und Prädicat als Gegenstücke der im menschlichen Bewußtsein zur Einigung kommenden Realitäten von Leib und Seele, Sein und Bewegung, erscheinen. Dieser Activsatz enthält das Gesetz des Grundes, die Causalität, während der Substantivsatz nur die Bedingung angibt und in Materialismus endigt, wenn Substanz und Accidenz in metaphysische Realitäten umgesetzt werden, wie es Spinoza mit den Prädikaten des Denkens und der Ausdehnung am Substanzbegriffe vollzieht. Das denkende Ich ist dann keine Causalität mehr, sondern nur eine Form der Substanz.

Hoffnung und Erwartung, Absicht und Streben ergeben sich vielleicht am besten aus dem Schlusse „der Philosophie des Bewußtseins“: „Der innere Grund meiner Zuversicht ist die göttliche Wahrheit der Kirche; aber diesem idealen Grunde stehen mächtige Thatsachen zur Seite: die begonnene Wiedergeburt Deutschlands; der sittliche Ernst des Wahrheitsstrebens in der Er-

forschung des Thatbestandes in der Natur und in der Geschichte; das, was auch in der Theologie, namentlich in der protestantischen, nicht bloß negativ in der Kritik schon geleistet ist; endlich der höhere Zug der Humanität und der Liebe, der bei allem Jammer doch im ganzen in der Menschheit im Voranschreiten ist. Es ist eben ein Moment, wo das höhere im Christenthum gezeitigte Bewußtsein in der Menschheit Rechenschaft fordert von den Mächten, denen bis dahin die geistige Leitung der Menschheit anvertraut war, von den Priestern der Kirche über ihre angemaßte hierarchische Stellung und von den Priestern der Wissenschaft, den Philosophen, über ihren zurückgebliebenen Standpunkt.

Der volle Ausbau seines wissenschaftlichen Systems ist ihm versagt geblieben.

Verzeichniß der Hauptwerke: 1. theologische: „Entwicklung der beiden ersten Capitel der Genesis“, 1845; „Katholische Dogmatik“, 1881; „50 Thesen über die Gestaltung der Kirche der Gegenwart“, 1867; 2. philosophische: „Kritik der Günther'schen Philosophie“, 1854; „Die Philosophie Platon's in ihrer inneren Beziehung zur geoffenbarten Wahrheit“, 1860; „Geschichte der Philosophie von Thales bis auf unsere Zeit“, 1865; „Kant vor und nach dem Jahre 1770“, 1871; „Die Philosophie des Bewußtseins“, 1877; „Platon's Theätet mit Beziehung auf Cartesius' Meditationen und die Kritik der reinen Vernunft von Kant“, 1881; „Aristoteles *περὶ ἑρμηνείας*“, 1885; 3. naturwissenschaftliche: „Das Formentwicklungsgesetz im Pflanzenreiche“, 1869; „Gesammtergebniß der Naturwissenschaften“, 1885. Michelis.

Micklitz: Robert M., Forstmann; geboren am 24. Februar 1818 in Deutsch-Paulowitz (Oesterreichisch-Schlesien), † im 81. Lebensjahre am 24. October 1898 in Wien. Nach Absolvirung des Gymnasiums in Troppau bestand er einen praktischen Vorcursus zunächst unter Liebich's Leitung (in Prag und Niemes-Wartenberg), dann bei dem Forstmeister Sternitzky (in Chřelitz) und zuletzt bei dem Forstverwalter Knapp (in Gläsendorf). Hierauf folgte ein zweijähriges Studium (1838—1840) an der k. k. Forstlehranstalt zu Mariabrunn. Seine praktische Thätigkeit begann er bei dem Waldamte der Olmützer fürsterzbischöflichen Herrschaft Keltsch. Vom 10. October 1842 bis 15. October 1843 fand er Verwendung als Forstamtsschreiber auf den Olmützer Capitulargütern und dann bis September 1844 als Revierjäger auf der Breslauer Bisthumsherrschaft Freiwaldau. Vom 1. Januar 1845 ab bekleidete er die Stelle als Oberförster der Herrschaft Hostalkov (Mähren); im November 1847 trat er als Forstmeister in die Dienste der Herrschaft Laas mit Schneeberg (Krain), und am 1. Juni 1850 übernahm er die Forstmeisterstelle in Kadolz (Niederösterreich). Der Ruf der Tüchtigkeit in theoretischer und praktischer Beziehung, den er sich in allen diesen Stellungen erworben hatte, veranlaßte 1852 seine Anstellung zum zweiten Professor der Forstwissenschaft an der vom Mährisch-Schlesischen Forstschulverein neu gegründeten Forstschule zu Aussee (Mähren). Hier docirte er vom 1. Juli 1852 ab bis 1855, um dann einer Berufung an die ebenfalls neu errichtete Forstschule zu Weißwasser (Böhmen) Folge zu leisten. Schon nach vier Jahren (1859) kehrte er aber, und zwar als Director und erster Professor der Forstwissenschaft, an die Mährisch-Schlesische Forstschule nach Aussee zurück und siedelte mit ihr nach Eulenberg über, wohin die Anstalt — wol vorwiegend auf seine Anregung — verlegt worden war. Einen 1868 an ihn ergangenen Ruf als o. ö. Professor der Forstwissenschaft an die Universität Gießen — als Nachfolger des an die Forstakademie Münden berufenen Professors Dr. Gustav Heyer — lehnte er aus Anhänglichkeit an sein Vaterland ab. Neben seiner lehramtlichen Thätig-

keit in Eulenberg führte er zugleich die Oberleitung mehrerer großer Privatforste, blieb daher, was ihm in seiner Stellung als Docent sehr zu statten kam, in fortwährender Fühlung mit der forstlichen Praxis.

Seine ausgedehnten Localkenntnisse der forstlichen Verhältnisse des ganzen Kaiserstaates in Verbindung mit seiner gründlichen theoretischen Fachbildung und seinem vorzüglichen praktischen Blick, wo es sich um Mißstände und Verbesserungen handelte, veranlaßten das österreichische Ackerbauministerium im Herbst 1872 zu der Anfrage, ob er geneigt sei, als forsttechnischer Referent in dieses mit der Leitung der Staatsforstwirthschaft betraute Ministerium einzutreten. Nachdem sich M. zur Annahme dieser Stelle bereit erklärt hatte, wurde er am 24. October 1872 zum Oberlandforstmeister mit dem Range eines Ministerialrathes ernannt. Ende März 1873 siedelte er nach Wien über, um seine neue Stelle anzutreten. Obschon ihm diese sehr viel Arbeit verursachte, zumal da er gleichzeitig noch verschiedene Nebenämter bekleidete (er betheiligte sich an den Arbeiten der Weltausstellungs-Jury, der Grundsteuer-Regulirungscommission, der Eisenbahntarif-Enquete, der Wiener Flußregulirungscommission ꝛc.), so übernahm er doch im Cursus 1875/6, auf Wunsch des Ackerbauministers Grafen Mannsfeld, auch noch die Vorträge über Forstbetriebseinrichtung und Forsthaushaltungskunde an der k. k. Hochschule für Bodencultur in Wien. Ende 1884 trat er infolge vorgerückten Alters und eines andauernden Augenleidens in den Ruhestand. Auch die schweren Schicksalsschläge, die ihn in rascher Folge trafen — der Tod seiner Gattin und mehrerer Kinder — mögen für seinen Rücktritt mit bestimmend gewesen sein. Er nahm seinen Aufenthalt zunächst in Hietzing, später in Mödling, zog aber zuletzt wieder nach Wien, wo er den Rest seiner Tage in beschaulicher Muße verlebte. Schon während seiner Dienstzeit waren ihm Ehrungen verschiedener Art (Ordensauszeichnungen, Ernennung zum Ehrenmitglied verschiedener Vereine, insbesondere des Mährisch-Schlesischen Forstvereins ꝛc.) zu Theil geworden. Eine besonders ehrenvolle und ihn daher hocherfreuende Kundgebung wurde ihm namentlich bei seinem Austritt als Chef der österreichischen Forstverwaltung durch die Ueberreichung eines prachtvoll ausgestatteten Albums von Seiten der Staatsforstbeamten bereitet.

M. fühlte sich am wohlsten in seinem früheren Beruf als Lehrer. Obgleich seine Rednergabe nicht glänzend war, verstand er es doch vortrefflich, seine Schüler in die von ihm vertretenen Fachzweige einzuführen und zu tüchtigen Praktikern heran zu bilden.

Um die Entwicklung des österreichischen Staatsforstwesens, dessen Förderung er sich in streng methodischer Weise consequent angelegen sein ließ, hat er sich große und bleibende Verdienste erworben. Er griff insbesondere in die Geschäftszweige der Forsteinrichtung und des Culturwesens glücklich und erfolgreich ein, regelte das veraltete forstliche Staatsprüfungswesen und trug zur Verbesserung der materiellen und socialen Stellung der Staatsforstbeamten bei, wodurch deren Corpsgeist und Dienstfreudigkeit gehoben wurden.

Außerdem entwickelte er auch als forstlicher Schriftsteller eine rühmliche Thätigkeit. Von selbständigen Schriften sind zu erwähnen: „Forstliche Haushaltungskunde oder Darstellung des Forstorganismus nach seinen Zwecken und Aufgaben in seiner Begründung und Wirksamkeit“. Mit vorzugsweiser Rücksicht auf Oesterreich bearbeitet“ (1859, 2. Aufl. 1880); „Forst-Schematismus für Mähren und Schlesien oder vollständiges Verzeichniß des gesammten Forst- und Jagdpersonals in beiden Kronländern, nebst Angabe der Güterbesitzer, Waldflächen und Organisation“ (1861, gemeinschaftlich mit Professor Ed. Lem-

berg herausgeben); „Beleuchtung der Grundsätze und Regeln des rationellen Waldwirthes von M. R. Preßler, unternommen vom praktischen Standpunkte; zugleich Nachweis zum Theil irrig oder unbillig entwickelter, einflußübender Waldwerthe" (1861, gemeinschaftlich mit seinem Bruder Oberforstmeister Julius Micklitz herausgegeben); „Die Verordnung für die forstlichen Staatsprüfungen in Oesterreich nach dem an der k. k. Forstakademie zu Mariabrunn neu verfaßten Entwurfe dargestellt und kritisch besprochen" (1869); „Bericht über den forstlichen Theil der Wiener Weltausstellung" (1873) und „Beiträge zur Pensionsstatistik der land- und forstwirthschaftlichen Beamten" (1883). Sein hervorragendstes Werk ist jedenfalls die „Forsthaushaltungskunde". Dasselbe ist überhaupt die erste ausführliche Schrift über diese forstliche Disciplin, deren Bearbeitung durch einen österreichischen Fachgenossen deshalb von besonderem Werth ist, weil man gerade in Oesterreich auf verhältnißmäßig kleinen Territorien außerordentlich verschiedene Wirthschaften und Wirthschaftsführungen antrifft. Das System des Buches ist vollständig und logisch geordnet. Das Uebergreifen in die eigentliche forstliche Technik ist im allgemeinen mit großem Geschick vermieden. Die Darstellung ist streng wissenschaftlich gehalten und erschöpfend. Der Tendenz des Verfassers, daß der Schwerpunkt des Forsthaushalts nicht in Acten und Tabellen liegen dürfe, sondern im Walde zu suchen sei, wird man freudig zustimmen. Obschon das Buch auf die österreichischen Verhältnisse zugeschnitten ist, so dürfte die Mehrzahl der in ihm niedergelegten Grundsätze, Regeln und Winke doch auch für die deutschen Forsthaushalte Gültigkeit beanspruchen. Die gediegene und anregend wirkende Schrift fand daher auch in Deutschland eine sehr günstige Aufnahme und weite Verbreitung.

Außerdem betheiligte sich M. auch durch Abhandlungen, Referate und Mittheilungen fleißig an der forstlichen Journal-Litteratur. Als besonders werthvoll sollen hier nur die beiden Aufsätze: „Ueber Holzhauerwerkzeuge" (Supplemente zur Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung, 2. Band, 1860, S. 144—154) und „Nachträgliche Beobachtungen über die Leistungsfähigkeit verschiedener Holzhauerwerkzeuge" (daselbst, S. 154—159, gemeinschaftlich mit seinem Bruder Julius Micklitz veröffentlicht) hervorgehoben werden, weil sie die ersten größeren exacten Versuche auf dem Gebiete der Statik der Holzfällungsgeräthe sind.

Auch als Redacteur forstlicher Jahrbücher und Zeitschriften war er thätig. Von 1859 bis 1870 redigirte er den „Forst- und Jagdkalender für Oesterreich". Mit Gustav Hempel gab er 1875 und 1876 die beiden ersten Jahrgänge des „Centralblatt für das Gesammte Forstwesen" heraus, dessen Redaction von 1877 ab Hempel allein besorgte. Von 1882 bis Ende 1883 redigirte er auch die „Oesterreichische Monatsschrift [jetzige Vierteljahresschrift] für Forstwesen".

Die Grundzüge seines Wesens waren Bescheidenheit, Güte und Wohlwollen; sein Charakter war höchst ehrenwerth. Seinen Schülern blieb er auch über die Schulzeit hinaus ein treuer Berather und warmfühlender Freund. Das Reformwerk, welches er im Verein mit anderen hervorragenden Männern als Leiter des Staatsforstwesens durchführte, wurde in der ihm vom Ministerialrath Dimitz gehaltenen Grabrede als ein Markstein in der Geschichte des österreichischen Staatsforstwesens bezeichnet, von welchem ab ein radicaler Umschwung in der Verwaltung und Bewirtschaftung der österreichischen Staatsforste ausgegangen sei, der namentlich auch die volle Gleichstellung der Staatsforsttechniker mit allen anderen Beamten, welche der akademischen Vorbildung als Grundlage bedürfen, zur Folge gehabt habe.

Am Vereinswesen nahm er lebhaften Antheil. Durch sein ruhiges, überlegendes Wesen förderte er den Gang der Verhandlungen, insbesondere beim Auftreten von Meinungsverschiedenheiten, und sein gesellschaftliches Naturell trat belebend in die Schranken bei den der Erholung gewidmeten Zusammenkünften der Grünröcke.

Die allgemeine Liebe und Verehrung für M., den Altmeister im österreichischen Forstwesen, gab sich bei seiner Bestattung auf dem Friedhofe zu Hietzing (am 26. October 1898) in ergreifender Weise kund.

Im J. 1900 wurde von seinen Schülern und Verehrern die Idee angeregt, ihm ein Denkmal zu errichten, welche allgemeinen Anklang fand. Ein am 14. Februar 1901 von dem vorbereitenden Comité beschlossener Aufruf zu Beiträgen für die Errichtung von zwei Denkmälern (Micklitz und Wessely) hatte Beiträge aus allen Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie und auch aus Deutschland zur Folge. Zur Zeit ist jedoch die Errichtung des Denkmals, welches an der Hochschule für Bodencultur in Wien seinen Platz finden soll, noch nicht erfolgt.

G. von Schwarzer, Biographien, S. 19. — Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, III, 1, S. 723, Bemerkung 836 bb; IV, S. 48, Nr. 2301 b und S. 236, Nr. 2858; V, S. 124, Anmerkung 21; S. 125, Anmerkung 22 und S. 128, 4. — Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen, 1873, S. 145 (Berufung zum Oberlandforstmeister, von A. Buchmayer). — Forstliche Blätter, N. F., 1885, S. 72 (Eintritt in den Ruhestand). — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1885, S. 247 (Kurze Skizze aus Anlaß der Versetzung in den Ruhestand), S. 496 (Ovation); 1899, S. 64 (Todesnachricht), S. 175 (Nekrolog); 1901, S. 490 (Denkmal). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1883, S. 52 (Biographische Notiz mit Porträt); 1885, S. 41 (Rücktritt), S. 232 (Abschiedsgruß); 1894, S. 37 (Ovation); 1898, S. 142 (Feier des 80jährigen Geburtstages), S. 511 (Forstliche Trauertage, das Ableben von Wessely und Micklitz betreffend); 1901, S. 235 (Aufruf zur Errichtung eines Denkmals). — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1898, S. 414 (Todesnachricht); 1899, S. 96, hier S. 99 (Lebensgang). — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1899, S. 174 (Nekrolog) und S. 364 (Forstliche Totenliste für das Jahr 1898). — Kraetzl, Die Mährisch-Schlesische Forstlehranstalt Außee-Eulenberg während ihres ersten Vierteljahrhunderts, 1877, S. 52. — Mittheilungen des Niederösterreichischen Forstvereins an seine Mitglieder, 1885, 1. Heft, S. 46. — Verhandlungen der Forstwirthe von Mähren und Schlesien (1898, 4. Heft, S. 418, Nekrolog, von Fr. Kraetzl). — Oesterreichische Vierteljahresschrift für Forstwesen, N. F., XVI. Band, 1898, S. 209 (Todesnachricht) und S. 351 (Nekrolog). — Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen, 1898, S. 404 (Kurzer Nekrolog).

R. Heß.

Middendorff: Alexander Theodor von M., berühmter Reisender und Naturforscher, entstammt einer alten, seit dem 15. Jahrhundert in Riga und Reval ansässigen, aus Deutschland eingewanderten Familie. Seit 1707 sind in Esthland drei Prediger dieses Namens bekannt. Ein Johann Middendorf starb als Pfarrer in Kegel 1742, dessen Sohn und Enkel waren auch Pfarrer; der Enkel war der Großvater des Reisenden. Der Vater des Reisenden, Theodor Johann Middendorff aber, der in Deutschland studirt hatte, war zuletzt Director des pädagogischen Haupt-Instituts in St. Petersburg (geboren am 28. April 1776, † am 4. Januar 1856). Theodor Johann M. war ein umsichtiger Schulmann und Gelehrter, unermüdlich bei der Arbeit, aus-

gezeichnet sowol durch hervorragende Kenntnisse der alten und neuen Sprachen, als auch durch liebenswürdige Umgangsformen, ein fester Charakter, wohlwollend gegen seine ihn hoch verehrenden Schüler. — Alexander M. wurde am 6./18. August 1815 (in einem und demselben Jahre mit Bismarck und A. Keyserling) in St. Petersburg geboren, erhielt seine erste Erziehung in Reval, trat dann in das III. Petersburger Gymnasium und zuletzt in die propädeutischen Curse des Normal-Pädagogiums zu St. Petersburg. Nach Absolvirung der Curse wandte sich M. nach Dorpat und wurde hier im Wintersemester 1832 für das Studium der Medicin immatrikulirt. Einem Wunsche des Vaters folgend, schloß er sich keiner der damals in Dorpat bestehenden landsmannschaftlichen Verbindungen an, sondern lebte im Kreise der Burschenschafter. Mit Fleiß und Eifer warf M. sich auf das medicinische Studium und erwarb sich am 2./14. Juni 1837 den Grad eines Dr. med. Obwol die Dissertation ein medicinisches Thema, „quaedam de bronchorum polypio“, behandelte, so muß damals doch schon in M. die Neigung zum Reisen gesteckt haben: der Dissertation ist als Motto ein Ausspruch Chamisso's (Reise um die Welt, I) vorangesetzt: „Ich habe nur dem, der die uncivilisirte Welt zu sehen begehrt, anrathen wollen, sich mit dem Doctorgrad, als mit einer bequemen Reisemütze, zu versehen“. — Darauf ging der junge Dr. med. M., wie es damals üblich war, zur Fortsetzung seiner Studien ins Ausland, und besuchte verschiedene Universitäten: Berlin, Erlangen, Breslau, Wien, doch beschäftigte er sich nicht mit praktischer Medicin, sondern mit den Naturwissenschaften, vor allem mit Zoologie. Bald nach seiner Rückkehr in die Heimath, 1839, erhielt M. die Stelle eines Adjunct-Professors für Zoologie an der Wladimir-Universität in Kiew. Allein die Beschäftigung sagte ihm nicht zu; es stellten sich seinen wissenschaftlichen Arbeiten und Bestrebungen allerlei Schwierigkeiten entgegen. Sein Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, zu reisen, fremde Länder zu durchwandern und zu durchforschen. Mit großer Freude ergriff M. die sich ihm darbietende Gelegenheit, das damalige Mitglied der Kais. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, K. E. v. Baer, im Sommer 1840 auf dessen zweiter Reise nach Lappland zu begleiten. Baer war bereits einmal, 1837, mit dem Botaniker Alexander Lehmann in Lappland und Nowaja-Semlja gewesen; es hatte ihm so gut im Norden gefallen, daß er sich zu einer zweiten Reise entschloß. Auf dieser zweiten, im Sommer 1840 ausgeführten Reise war der damals noch sehr junge Dr. M. der Genosse Baer's. Die Reisenden verließen Petersburg am 28. Mai (9. Juni) 1840, fuhren nach Archangel, schifften sich hier am 13./25. Juni ein, besuchten die lappländische Küste bis Wadsoe; die ursprünglich beabsichtigte Fahrt nach Nowaja Semlja konnte nicht gemacht werden, weil die Jahreszeit leider zu ungünstig war. Am 20. August (1. September) traten die Reisenden, aber getrennt, den Rückweg an. Baer fuhr gerade nach Archangel zurück; M. dagegen begab sich nach der Stadt Kola und wanderte von da, meist zu Fuß, durch die Kola-Halbinsel bis Kandalask. In Archangel trafen die Reisenden zusammen, um gemeinsam die Heimreise nach St. Petersburg zu machen. — Bekanntlich wurde Baer, der mit so großem Eifer die erste wie die zweite nordische Reise angetreten hatte, durch mancherlei Umstände verhindert, die Ergebnisse der Reise so zu bearbeiten, wie es wünschenswerth gewesen wäre. Daher ist es um so mehr anerkennenswerth, daß M. nicht nur als Zoologe, sondern auch als Geograph in den Stand gesetzt war, einen Theil der Reiseergebnisse wissenschaftlich zu bearbeiten. M. hatte sich besonders das Studium der Vögel angelegen sein lassen; er veröffentlichte einen Bericht über die ornithologischen Ergebnisse der naturhistorischen Reise in Lappland während des Sommers

1840 (Baer und Helmersen, Beiträge zur Kenntniß des Russischen Reiches, Bd. VIII). Das Werk gibt unter andern eine tabellarische Uebersicht über 138 Vogelarten in Lappland, Norwegen, Faröerinseln, Grönland und Nordamerika, und enthält hervorragende Resultate inbezug auf die geographische Verbreitung der Vögel. Später (1860) verfaßte M. noch eine geographisch-geologische Beschreibung der kleinen bei Kola gelegenen Insel Anikijew (Bull. der Akademie II, S. 152—158). Hervorzuheben ist, daß M. infolge seiner Wanderung durch die Halbinsel Kola in die Möglichkeit versetzt wurde, einen bisher auf allen Karten befindlichen Irrthum zu berichtigen. M. stellte fest, daß der Fluß Kola nicht, wie man bis dahin angenommen hatte, von Westen nach Osten fließe, sondern von Süden nach Norden verlaufe. (Man vergleiche Baer: „Bericht über einen Abstecher durch das Innere von Lappland", Beiträge zur Kenntniß des Russ. Reiches, Bd. XI; „Ueber Herrn Middendorff's Karte von seinem Wege durch das Russische Lappland", Bull. scient. de l'Academie, Tome IX, Nr. 19.)

M. kehrte nach Kiew zurück, um seine unterbrochene Lehrthätigkeit wieder aufzunehmen. 1841 wurde er zum außerordentlichen Professor der Zoologie ernannt. Allein das Leben und die Lehrthätigkeit eines Professors in Kiew befriedigte den strebsamen Jünger der Wissenschaft nicht. Als daher die kais. Akademie der Wissenschaften M. aufforderte, die Leitung einer wissenschaftschaftlichen Expedition nach Sibirien zu übernehmen, war er sofort dazu bereit. Baer war die Veranlassung dazu gewesen, daß der Plan einer sibirischen Forschungsreise in der Akademie gefaßt wurde, B. war auch die Ursache, daß die Akademie ihre Aufmerksamkeit auf M. gerichtet hatte. Auf der gemeinschaftlichen Reise nach Lappland hatte Baer erkannt, wie außerordentlich geeignet M. zu einer derartig beschwerlichen Reise sei. „Kräftig an Körper und Geist, von Jugend auf ein eifriger Jäger, ist er [M.] gewohnt, die Beschwerden der Witterung mit Lust zu ertragen, oder vielmehr, sie existiren für ihn nicht, so lange sie noch zu ertragen sind" (Baer). — M. gab sein Amt in Kiew auf und trat in den Dienst der Akademie, um die denkwürdige Forschungsreise nach Sibirien zu unternehmen, die seinen Ruhm als Naturforscher und Reisender begründen sollte. Es ist leider über die Middendorff'sche Reise weder damals noch in der Neuzeit ein Alles gehörig zusammenfassender Bericht erschienen. Ueber den ersten Theil der Reise (die Taimyr-Reise) liegt ein kurzer Bericht Baer's vor, im IV. Band der „Beiträge zur Kenntniß des Russischen Reiches". Aus der Feder Middendorff's besitzen wir nur wenige Worte über diesen Reiseabschnitt (Bd. I, 1. Theil, Einleitung, St. Petersburg 1859, S. XLV—XLVII). Der zweite Reiseabschnitt, Reise an das Ochotskische Meer, ist ebenso kurz von M. in der citirten Einleitung behandelt, S. LI—LIII. Von Baer findet sich kein Bericht darüber. Dieser Mangel einer übersichtlichen Darstellung ist sehr zu bedauern; er hat Anlaß zu Mißverständnissen und falschen Schlußfolgerungen gegeben.

M. selbst hat erst ganz allmählich die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise verarbeitet. Der Schluß des Reisewerks erschien erst 1875 — also 30 Jahre nach der Rückkehr Middendorff's.

Hier soll in kurzen Zügen der Gang der Reise angedeutet werden. Was die Reisegesellschaft Middendorff's betrifft, so war dieselbe sehr wechselnd. Vielfach ist M. eigentlich ganz allein gewesen.

Vom Ausgangspunkt der Reise an, von St. Petersburg, wurde M. begleitet von einem dänischen Forstmann Branth und von einem Diener als Präparator, Michael Fuhrmann. Zeitweilig aber trennte sich M. von diesen seinen Begleitern, und in verschiedenen Gegenden schlossen sich dann an M.

Eingeborene des Landes, Kosaken, Tungusen u. s. w. an, die zur Wartung der Reit- und Fahrthiere und zur Beförderung des Gepäcks nöthig waren.

M. hatte durch die Akademie sehr eingehende Instructionen erhalten, denen er folgen sollte; freilich mußte er oft doch andere Wege einschlagen. Hier können wir von diesen Instructionen absehen.

Kaiser Nikolaus I. hatte 13 000 Rubel zur Bestreitung der Unkosten der Reise bewilligt. Die drei Reisenden (M., Branth und Fuhrmann) verließen am 14./28. November 1842 St. Petersburg und reisten Tag und Nacht, über Moskau, Kasan, Jekaterinburg, auf der großen Sibirischen Straße nach Omsk und schwenkten dann nach Süden ab, um in Barnaul die großen Erdbohrungen in Stand zu setzen. Die Reise ging dann nordwärts nach Tomsk und weiter nach Krasnojarsk und nach Jenisseisk. Nach mühsamen und langsamen Tagereisen langten die Reisenden in Turuchansk am 9. März 1843 an; die Reise bis hierher hatte fast fünf Monate gedauert. Hier in Turuchansk wurde fast einen ganzen Monat, vom 9. März bis 4. April, gerastet, um die Vorbereitungen zur eigentlichen Entdeckungsreise zu treffen. Das Ziel war die Untersuchung der Taimyr-Halbinsel und der Taimyr-Bucht; dies Ziel lag aber von Turuchansk etwa so weit entfernt, wie Odessa von St. Petersburg. Am 4. April verließen die Reisenden, von drei Kosaken begleitet, den Ort Turuchansk, und fuhren, theils mit Hunden, gen Norden, zunächst auf dem Eis des Flusses Jenissei bis zum Kirchdorf Dudino, dann über die Tundra nach Nordosten zum Flusse Pjäsina und zu einer kleinen Ansiedlung Filipowskoje an dem Flusse Boganida. Hier blieben Branth, der Diener Fuhrmann und ein Kosak zurück; M. mit seinen zwei Kosaken, denen sich noch ein Samojeden-Dolmetscher und ein Topograph aus Omsk Waganow angeschlossen hatte, zogen mit Hülfe von Rennthierschlitten weiter nach Norden. Am 14. Juni erreichten die Reisenden den Taimyr-Fluß, zimmerten sich ein Boot und fuhren am 16. Juli abwärts in den Taimyr-See hinein, und aus dem See heraus am 27. August in die eigentliche Taimyr-Bucht hinein (75° n. Br.). M. benannte eine hier entdeckte kleine Insel nach seinem Gönner die „Baer-Insel". Der eintretende Winter nöthigte sie zur Umkehr; auf der Rückkehr verloren sie im Eis des Taimyr-Sees ihr Boot und wurden durch Hunger und Frost arg bedrängt. Hier war es, wo M. schwer krank von seinen Leuten verlassen werden mußte, wo er Tage lang in Schnee und Eis krank darniederlag, und nur wie durch ein Wunder gerettet, wieder mit seinen Leuten, die Hülfe suchend weiter marschirt waren, zusammentraf. Am 21. October kam M. mit seinen Begleitern wieder an die Boganida zurück, vereinigte sich mit Branth, der unterdeß in seinem Standort sehr genaue Beobachtungen, namentlich meteorologische, angestellt hatte, und langte nach achtmonatlicher Abwesenheit am 30. November 1843 in Turuchansk an. Der erste Theil der sibirischen Reise, die bemerkenswerthe Untersuchung des hochnordischen Taimyr-Gebiets, war beendigt.

Die Gegend am Taimyr-See war bisher nur ein Mal, und zwar vor etwas mehr als 100 Jahren, durch Laptew, aber nur im Winter, besucht worden. Das offene Wasser des Taimyr-Sees ist zum ersten Mal von M. gesehen worden. Es war eine große Kühnheit, so weit vorzudringen; die Gegend ist vollkommen unbewohnt, sie wird nur gelegentlich von den Samojeden und Dolganen besucht. M. war auch nur mit Mühe dem Untergang entronnen.

Nachdem M. sich gehörig erholt hatte, verließ er mit seinen Begleitern, Branth, Fuhrmann und dem Topographen Waganow, am 1. Januar 1844 Turuchansk. Sie eilten auf der großen Poststraße über Irkutsk nach Jakutsk,

das sie am 13./24. Februar 1844 erreichten. Hier wurde Halt gemacht, weil der sogen. Schergin-Schacht untersucht und die Temperatur des Schachtes beobachtet werden sollte. Neben den Vorbereitungen zur Weiterreise nach Udskoj und an das Ochotskische Meer wurde M. durch den Schergin-Schacht in Anspruch genommen.

Wir können es uns nicht versagen, mit einigen Worten auf den Schergin-Schacht und die hier zu Tage tretenden geologischen Phänomene einzugehen. Der Schergin-Schacht verdient auch genannt zu werden, weil er die eigentliche Veranlassung zu Middendorff's sibirischer Reise war.

Schergin, Kaufmann in Jakutsk, wollte 1828 auf seinem Hofe einen Ziehbrunnen graben lassen. Nach zweijähriger Arbeit fand er den Boden immer noch gefroren. Als der Admiral Wrangel nach Jakutsk reiste und davon hörte, forderte er Schergin auf, auf Kosten der amerikanischen Compagnie weiter zu graben, um die Mächtigkeit der Eistiefe kennen zu lernen. Es wurde weiter gearbeitet mehrere Jahre, und erst in einer Tiefe von 54 Sashen 2 Arschin (382 engl. Fuß = 114,8 Meter) glaubte Schergin zu bemerken, daß der Boden weicher wurde, doch betrug die Temperatur noch 0,5 ° R.; die Compagnie und Schergin hörten auf zu graben. — Die Tiefe der gefrorenen Erdschicht hatte unter den Physikern großes Aufsehen erregt; die Beobachtungen Schergin's waren nicht mit aller nöthigen Vorsicht angestellt worden, es sollte das Phänomen genauer beobachtet werden. M. fand sich dazu bereit, die Reise dahin zum Zweck der Untersuchung zu machen, wenn man ihm gleichzeitig Gelegenheit geben würde, die Thierwelt Sibiriens zu untersuchen. Es wurde dies zugestanden. M. verweilte wegen des Schergin-Schachtes längere Zeit in Jakutsk — fast zwei Monate —, wegen der betr. Arbeiten. Er berichtet darüber ausführlich in der Einleitung zu seinem Reisewerke: I. Bd., 1. Theil, St. Petersburg 1859, S. 92—183. Wir können hier auf die Ergebnisse nicht weiter eingehen.

Von Jakutsk aus begann der zweite Theil der Forschungsreise: die Erforschung des südlichen Theils der Ochotskischen Küste, des Gebiets von Udskoj und der Schantar-Inseln. Die Reisegesellschaft, die sich um 2 Kosaken und 2 Jakuten vermehrt hatte, wandte sich zuerst nach Amginsk und brach von hier am 11./23. April auf, um in möglichst gerader Richtung gen Süden Udskoj und Ochotsk zu erreichen. Die 1000 Werst zwischen Amginsk und Udskoj erforderten 2 Monate, so groß waren die Hindernisse beim Ueberschreiten des Stanovoi-Gebirges. Am 9./21. Juni in Udskoj angelangt, wurde sofort ein Lederboot gebaut; als der Bau beendigt worden, schiffte die Gesellschaft am 9. Juli sich ein und fuhr stromabwärts bis zum Meere. Durch Hinzukommen eines Kosaken und eines Tungusen war die Gesellschaft auf 12 Köpfe gestiegen. — Es wurde das Küstengebiet untersucht, und erforscht, eine Meerfahrt auf dem Ochotskischen Busen nach Osten hin bis zur Tungur-Küste unternommen, die Insel Medweschij wie die Schantar-Inseln untersucht. Branth kehrte nach Udskoj Ostrog zurück; allein M. ruderte noch mit Waganow bis zum Tungur-Fluß in die Tungur-Mündung hinein, und machte einen Ausflug landeinwärts und kehrte erst am 3. October wieder nach Udskoj zurück. Nun wurde der Rückweg angetreten; man überschritt das Gebirge und wanderte gen Süden auf den Amurfluß los.

Nach gewaltigen Anstrengungen und einer viermonatlichen Wanderung gelangten am 26. Januar 1845 die Reisenden nach dem Kosakenposten Streljka, der an der Vereinigung des Schilka mit dem Argun gelegen ist. Ueber die Orte Gorbiza, Nertschinsk und Kjachta trafen die Reisenden endlich in Jakutsk ein, nachdem Fuhrmann zunächst in Udskoj geblieben, um weitere Be-

obachtungen anzustellen. Auf dem Rückwege nach Jakutsk stellte er geothermische Beobachtungen im Amginsker Schacht an und unterstützte Herrn Dawydow in seinen Beobachtungen am Schergin-Schacht. Fuhrmann trat später in den Dienst des Gouverneurs Dr. Stubendorf, um unter dessen Aufsicht zoologische und botanische Gegenstände für die Akademie zu sammeln. Waganow blieb in Irkutsk; Branth und M. begaben sich nach St. Petersburg, woselbst sie am 1. April 1845 glücklich anlangten. M. hatte im ganzen 20 000 Werst auf gebahnten Straßen und über 8000 Werst auf wegelosen Strecken zugebracht. Von den 20 000 Werst kommen auf einen Tag 160 Werst, von den 8000 wegelosen Werst auf einen Tag ca. 20 Werst. Die Gesammtdauer der Reise betrug 2½ Jahr, davon kamen auf die eigentlichen Wanderungen ca. 1½ Jahr. — Eigentlich umfaßte Middendorff's sibirische Forschungsreise zwei völlig getrennte Perioden: 1. eine hochnordische Reise im Sommer 1843 im Taimyr-Gebiet, und 2. eine südöstliche Reise im Winter 1844—45 im Gebiet von Ochotsk, bis zur chinesischen Grenze und dem Amur. Es klingt daher sehr sonderbar und gibt ein ganz falsches Bild, wenn ein geographischer Schriftsteller sagt, M. sei von Rußland durch das Taimyr-Gebiet nach Ochotsk gereist.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse sind in einem großartigen, deutsch wie russisch erschienenen Werke niedergelegt, dessen erster Band 1854, dessen letzter 1895 erschien. Das Werk führt den Titel: „Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens während der Jahre 1843 und 1844, ausgeführt und in Verbindung mit vielen Gelehrten herausgegeben von Dr. Th. v. Middendorff". — Von M. ist darin bearbeitet die Einleitung des I. Bandes, dann der 2. Band: Zoologie, und ferner vom IV. Band, 1. Theil: die Uebersicht der Natur von Nord- und Ost-Sibirien (1. Einleitung, Geographie und Hydrographie; 2. Orographie und Geognosie; 3. Klima; 4. Gewächse Sibiriens), St. Petersburg 1859—1864. Der 2. Theil behandelt die Thierwelt (Lfg. 1 und 2), und die Eingeborenen Sibiriens (Lfg. 3). Die letzte Lieferung, der Schluß des Werkes ist erst 1895 erschienen.

M. war nach St. Petersburg heimgekehrt — ein Festmahl für ihn und seinen getreuen Gefährten Branth wurde veranstaltet; auch der Akademiker Schrenck war kürzlich von seinen Reisen heimgekehrt und wurde gleichzeitig gefeiert. — Hier, bei Gelegenheit dieses Festmahls, wurde auch die Gründung der Kais. Russischen geographischen Gesellschaft beschlossen. Baer pries den kühnen Reisenden in längerer Rede; er forderte ihn auf, treu seinem Namen, jetzt „mitten im Dorfe" zu bleiben und Ruhe zu halten. — Zunächst hielt M. wirklich sich still; nach Kiew ging er nicht zurück, er blieb in St. Petersburg. Im October 1845 wurde er zum Adjuncten der Akademie gewählt, 1850 zum außerordentlichen, 1852 zum ordentlichen Mitglied der Akademie für Zoologie ernannt. M. konnte jetzt in Ruhe seinen wissenschaftlichen Arbeiten und Studien sich hingeben, aber leider wurden diese bald unterbrochen.

Seit 1852 war M. als Docent für Hippologie an der Garde-Kosaken-Schule thätig; er hatte vorher schon den Großfürsten Nikolai und Michail Nikolajewitsch (den Brüdern Kaiser Alexander's II.) hippologische Vorträge gehalten. Er hielt nun abermals diese Vorträge vor einem Auditorium, das aus älteren und jüngeren Officieren (Junkern) zusammengesetzt war.

An die Vorträge über Hippologie knüpfte sich die Abfassung einer wissenschaftlichen Pferdekunde für Cavallerie und Artillerie: „Die Anforderungen des Kavallerie-Wesens an die Pferdekunde" und andere hippologischen Schriften.

Für Stassow's Werk „Chambre sépulchrale de Kertsch" lieferte M. eine Arbeit, in der er alle in den Fresken dargestellten Pferderassen bestimmte,

unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Pferderassen auf egyptischen, assyrischen, griechischen und römischen Kunstdenkmälern.

Dazu kam, daß M. im April 1855 nach dem Tode des Akademikers Fuß († 1854) das Amt eines beständigen Secretärs der Akademie hatte übernehmen müssen; er bekleidete dieses Amt aber nur bis 1857; die Kanzleigeschäfte waren ihm zu unbequem; überdies gab es schon damals in der Akademie verschiedene einander bekämpfende Elemente: M. versuchte es, die Gegensätze auf friedlichem Wege zu versöhnen; er veranstaltete in seiner eigenen Wohnung an jedem 2. Dienstag-Abend sehr beliebte Zusammenkünfte, in denen wissenschaftliche Vorträge gehalten wurden. Da ihm aber doch nicht alles nach Wunsch gelang, so strebte er darnach, seine Stellung als Secretär aufzugeben. Die gewaltig großen Anstrengungen, die durch seine umfangreiche Thätigkeit bedingt wurden, die Nachwirkungen der sibirischen Reise, das ungünstige St. Petersburger Klima ließen ihn keine Ruhe finden.

Es ist noch zu erwähnen, daß M. 1859 zum Präsidenten der Freien ökonomischen Societät gewählt worden war, daß M. ferner eine Zeit lang dem später verstorbenen Großfürsten-Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch Vorträge über Naturwissenschaft gehalten hat.

Alles dies hatte Middendorff's Kräfte erschöpft; Bade- und Erholungsreisen verfehlten ihre Wirkung. Er beschloß, St. Petersburg zu verlassen; er bat um die Erlaubniß, als Akademiker außerhalb St. Petersburgs leben zu dürfen. Die Erlaubniß wurde ihm 1860 gewährt; M. verließ St. Petersburg und zog aufs Land. Er besaß in Livland zwei große Güter, Pörrafer und Hellenorm. Das Gut Pörrafer bei Pernau in Livland war ihm als Erbtheil von seinem Vater zugefallen; hier hatte sein alter Vater die letzten Lebensjahre zugebracht; das Gut Hellenorm, daß er sich später gekauft hatte, bewirthschaftete er selbst.

Mit der Uebersiedlung Middendorff's aufs Land beginnt gleichsam eine zweite Periode seines Lebens: M. wurde Landwirth. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß er seine bisherigen wissenschaftlichen Bestrebungen aufgab — keineswegs; aber sein Interesse wandte er doch jetzt in erster Linie der Landwirthschaft zu, wenngleich er seine alten wissenschaftlichen zoologischen Arbeiten so viel als möglich fortsetzte.

Als Landwirth war M. außerordentlich thätig. Mit Energie betrieb er alle landwirthschaftlichen Meliorationen des Bodens, verbesserte die Lage seiner Bauern und Gutsarbeiter, war bemüht, die Pferdezucht durch Einführung der Ardennen-Pferde und die Rindviehzucht durch Einführung von Angeler Rindern zu heben, richtete ein livländisches Stammherdenbuch ein, beaufsichtigte das livländische ritterschaftliche Gestüt Torgel. Infolge dieser landwirthschaftlichen Bestrebungen übertrugen die russische Großfürstin Helene Pawlowna und deren Tochter Jekaterina Michailowna ihm die Verwaltung ihrer Gütercomplexe Karlowska im Gouvernement Poltawa.

Aber die Reiselust verließ M. auch als Landwirth nicht — so oft ihm Gelegenheit zum Reisen geboten wurde, ergriff er sie.

Nachdem M. im J. 1865 zum Ehrenmitglied der Akademie ernannt worden war und somit seine akademische Stellung einem andern Gelehrten überlassen und sich in gewissem Sinne größere Freiheit verschafft hatte, begleitete er 1867 den Großfürsten Alexei Alexandrowitsch auf einer Reise in den Süden: die Krim, Constantinopel, Athen, Malta, die Küste des mittelländischen Meeres wurden besucht, aber auch weiter hinaus die canarischen Inseln, die Inseln des grünen Vorgebirges wurden besichtigt.

Im J. 1869 folgte M. einer Einladung des Großfürsten Wladimir

Alexandrowitsch, ihn auf einer Reise nach Sibirien zu begleiten. Die Reise ging zuerst zum Ural und diesem entlang nach Süden, dann durch das südliche und mittlere Sibirien bis zur chinesischen Grenze. Bei dieser Gelegenheit lernte M. die große Baraba-Steppe kennen und machte dieses Gebiet zum Gegenstand eines sehr eingehenden Studiums. Er lieferte eine sehr anziehende und bemerkenswerthe Schilderung der Baraba-Steppe (Mémoires de l'Academie, VII Serie, Tome XIV, No. 9. St. Petersburg 1876. Mit Karten. 78 Seiten in 4°). Das von Kirgisen bewohnte Gebiet führt den Namen Steppe mit Unrecht; denn es ist viel mit Wald (Birken) bewachsen und außerordentlich fruchtbar an Korn. Das Gebiet ist aber äußerst gefährlich, denn es gibt hier eine einheimische, die Thiere und Menschen befallende Krankheit, die sibirische Pest, die sich leicht auch weiter verbreiten kann.

Im J. 1870 ließ M. sich abermals bereit finden, den Großfürsten Alexei Alexandrowitsch zu begleiten. Die Reise ging nach Nord-Rußland, nach Archangel, über das Weiße Meer nach Nowaja Semlja, längs der Küste Norwegens bis nach Island. Als wissenschaftliches Ergebniß dieser Reise verfaßte M. die Abhandlung „Golfstrom". (Der Golfstrom ostwärts vom Nordcap in Petermann's Geographischen Mittheilungen 1871.) M. bestätigt darin die zunächst wenig glaubliche Voraussetzung Petermann's, daß sich die Wärmemasse des Golfstroms bis über Nowaja Semlja hinaus erstreckt.

Und noch ein Mal, 1878, sah M. sich veranlaßt, eine wissenschaftliche Reise zu unternehmen — nach Turkestan, nach dem Ferghana-Thal. Der damalige Generalgouverneur von Turkestan, General Kaufmann, wünschte ein wissenschaftliches Urtheil über die neuerworbenen mittelasiatischen Besitzungen Rußlands, und wandte sich deshalb an den damaligen Vicepräsidenten der Geographischen Gesellschaft Semenow. Auf Semenow's Aufforderung hin bereiste M. in Begleitung seines jüngsten Sohnes Max (jetzt Arzt in Reval) das Ferghana-Gebiet, vom 9. Januar bis Anfang Juli 1878. Die Ergebnisse dieser Reise sind niedergelegt in dem „Einblick in das Ferghanathal" (Memoiren der Akademie zu St. Petersburg 1881, 482 Seiten). Diese Abhandlung schildert das Land als ein reich gesegnetes, reich an Naturproducten, und überreich an Resten alter Culturarbeit.

In den achtziger Jahren erhielt M. noch einmal den Auftrag, als Führer einer Regierungscommission die nördlichen und östlichen Gouvernements Rußlands zu bereisen, um die Rindviehzucht der Staatsdomänen zu studiren und die Mittel zur Hebung derselben anzugeben. Die Ergebnisse sind in einem besonderen, mit zahlreichen Photographien ausgestatteten Bericht zusammengefaßt, der für die Viehzucht außerordentlich wichtig ist.

M. war ein außerordentlich fleißiger Schriftsteller; er schrieb leicht, klar und faßlich und sehr anziehend, oft humoristisch, auch in wissenschaftlichen Arbeiten. Ein Verzeichniß aller Schriften hier zu geben, ist ganz unmöglich. Die Hauptarbeiten sind im Verlauf der Lebensschilderung genannt. Eine Zusammenstellung findet sich bei Blasius (Ornithol. Jahrbücher 1894). — Nur auf eine Arbeit Middendorff's muß hier noch hingewiesen werden, auf die Abhandlung über die Isepiptesen Rußlands.

Trotz der vielen Berufsgeschäfte fand M. während seines St. Petersburger Aufenthalts Zeit zum Abschluß einer großen Arbeit, die ihn seit seiner Lapländischen Reise beschäftigt hatte: die Isepiptesen Rußlands („Grundlage zur Erforschung der Zugzeiten und Zugrichtungen der Vögel Rußlands", St. Petersburg 1855). Die Arbeit behandelt die Wärmeökonomie, sowie die Wanderungen der Vögel. Durch die Feststellung der Ankunfts- und Abzugstage der Zugvögel ermittelte M. die mittleren Tage für Ankunft und Abzug

jeder Vogelart unter den verschiedensten geographischen Längen- und Breitengraden; ferner erörtert er dann die Zugrichtung und die Schnelligkeit des Fluges der Vögel.

M. ist ganz außerordentlich vielseitig gewesen, er hat auf den verschiedensten Gebieten gearbeitet und auf allen Großes und Hervorragendes erreicht. Er war Reisender, Gelehrter, Administrator, praktischer Landwirth. Seine zahlreichen wissenschaftlichen, ganz verschiedene Gebiete berührenden Arbeiten legen ein glänzendes Zeugniß von seiner Begabung und seiner Thätigkeit ab. An äußeren Ehren fehlte es ihm nicht. Wir können es uns nicht versagen, einzelne aufzuführen: bald nach Beendigung seiner sibirischen Reise erkannte die Londoner geographische Gesellschaft M. die Goldene Medaille zu. — M. zu Ehren sind 16 Thiere, 12 Pflanzen und 4 geographische Localitäten benannt. (Siehe das Verzeichniß bei Blasius im Ornithol. Jahrbuch November und December 1894). Blasius nennt nur drei geographische Punkte — es fehlt die Baer-Insel in der Taimyr-Bucht.

Middendorff's Vater hatte infolge seines Staatsdienstes sich den russischen Verdienstorden erworben; der Adel ging selbstverständlich auf den Sohn über. M. selbst erhielt durch Kaiser Alexander II. am 24. März 1854 die Zuerkennung des russischen Erbadels, unter Veränderung des bisherigen väterlichen Wappens: ein Boot wurde dem Wappenschild zugefügt. Nachdem M. sich aufs Land zurückgezogen hatte, wurde er (am 10. Mai 1861) mit seiner Familie in die livländische Adelsmatrikel aufgenommen.

Wer M. kannte, weiß, daß ihm solche Aeußerlichkeiten des Lebens ziemlich gleichgültig waren. Ein Zeitgenosse Middendorff's sagt mit vollem Recht: „Seinem [M.] selbstlosen Charakter, seiner auf so mannifachen Gebieten bethätigten uneigennützigen und aufopfernden Hingebung war an äußerer Ehre wenig gelegen. Er hat der Wissenschaft um der Wahrheit und jeder Sache um ihrer selbst willen gedient".

Im J. 1887 feierte M. sein 50jähriges Doctorjubiläum; er war damals schon sehr leidend. Eine schwere Nervenkrankheit fesselte ihn oft ans Krankenbett, was der unermüdliche Reisende, der immerfort thätige Mann schwer ertrug. Nach langem Kranksein ist er am 16./28. Januar 1894 still dahingeschieden.

M. war seit dem 12. April 1850 mit Hedwig v. Hippius verheirathet; dieser Ehe sind 5 Kinder entsprossen: 2 Töchter und 3 Söhne. Von den Söhnen ist einer jung gestorben, der älteste, Ernst, bewirthschaftet das elterliche Gut Hellenorm, der jüngste, Max, lebt als Arzt in Reval.

L. Stieda.

Mieg: Johann Friedrich M. war der Stammvater eines pfälzischen reformirten Theologengeschlechtes, das im 17. und 18. Jahrhundert in Heidelberg, aber auch in Marburg und Herborn blühte und dessen bedeutendster Vertreter Johann Friedrichs Sohn, Ludwig Christian, gewesen ist. Johann Friedrich der Aeltere, wie man gut thut, ihn im Gegensatze zu seinem oft mit ihm verwechselten gleichnamigen Enkel zu nennen, war als Sohn des kurpfälzischen Geheimen Rathes und Vicekanzlers Johann Ludwig Mieg am 12. August 1642 zu Heidelberg geboren und übte sich, noch im Schüleralter stehend, der Sitte der Zeit gemäß gern und mit Erfolg im Disputiren. So entstanden seine Erstlingsdissertationen „De natura et usu primae philosophiae" (1657) und bei Gelegenheit des Baseler Universitätsjubiläums die seinem Landesherrn, dem Kurfürsten Carl Ludwig, gewidmete Schrift „De raptu Eliae ex 2. Reg. II" (1660). Letztere vertheidigte er unter dem Vorsitze des Johannes Buxtorf II, der seitdem Mieg's warmer Freund und Gönner blieb.

Als M. 1662 zu weiteren Studien nach England ging, empfahl ihn Buxtorf dringend an Lighfoot. Doch letzterer antwortete, es habe dieser Empfehlung überhaupt nicht bedurft; M. zähle nach Talent und Charakter zu den besten Studenten, die je über den Canal gekommen seien und werde vom ganzen St. Katharinen-College in Cambridge gleicherweise geschätzt und geliebt. Ebenso rühmt Buxtorf Mieg's Eifer im Hebräischen, Rabbinischen und Arabischen, als er ihn bei seiner Uebersiedelung von Cambridge nach Leyden um die Wende von 1663 und 1664 an Coccejus weist. M., der nicht verfehlte, auch seinem Kurfürsten über Reiseerlebnisse und wissenschaftliche Fortschritte zu berichten, scheint dann noch in Frankreich gewesen zu sein, ehe er nach Basel zurückkehrte, um hier auf Grund einer Dissertation „De spiritu servitutis" (Röm. 8, 15) am 12. April 1667 zum Doctor der Theologie promovirt zu werden. Im selben Jahre noch ging M. als Professor und Consistorialrath nach Heidelberg, wo er schon 1668 auf kurfürstlichen Befehl eine Denkschrift über die Hebung des hebräischen Unterrichtes ausarbeitete, in der er für tüchtige Hebraisten besondere finanzielle Unterstützung vom Kurfürsten verlangt. In der Hauptsache freilich beschränkte sich Mieg's litterarische Thätigkeit auf Abfassung zahlreicher Dissertationen aus der alt- und neutestamentlichen Exegese, die seine Schüler unter seinem Vorsitze zu vertheidigen hatten. Die an wirklichen Problemen arme Zeit erschöpfte sich in diesen Einzelheiten, die viel Gelehrsamkeit und dialektische Gewandtheit beanspruchten, ohne doch dem Ganzen der theologischen Wissenschaft irgendwelchen Nutzen zu bringen. Es verlohnt sich daher kaum, die etwa vierzig lateinischen Titel dieser kleinen Arbeiten, an denen M. einen größeren oder geringeren Antheil hatte und die Büttinghausen (s. u. S. 49—61) Jahr für Jahr gewissenhaft anmerkt, hier wiederzugeben. Es genügt, daran zu erinnern, daß Hasäus und Iken eine Auswahl von fünf dieser Dissertationen in ihrem Thesaurus novus theologico-philologicus 1732 abgedruckt haben, nämlich „De stella et sceptro Bileamitico Num. 24, 17—19" (1669); „De scala Jacobi Gen. 28, 12" (1670); „De gloria templi secundi Hagg. 2, 5—10" (1673); „De stella a magis conspecta Matth. 2, 2" (1676); „De argumento quo Christus resurrectionem mortuorum adversus Sadducaeos propugnavit Matth. 22, 32" (1677). Wichtiger sind jedenfalls einige andere Schriften von M. Vom Kurfürsten zu einer Aeußerung über den Judeneid aufgefordert, kam er diesem Befehle 1672 mit einer ungedruckten Denkschrift nach und ließ noch im selben Jahre über denselben Gegenstand eine kleine Broschüre ausgehen: „R. Mosis Maimonidis Tractatus de Juramentis secundum leges Hebraeorum qui in Corpore Juris Maimoniano primus est partis sextae. Latine versus et notis necessariis illustratus. Addita est Praefatio de Juramentis judaicis, quatenus ea admitti tuto in foris Christianorum possint." Auch hatte er Gelegenheit, die Ehre des reformirten Protestantismus gegen die Anwürfe eines Convertiten, diesmal in deutscher Sprache, zu vertheidigen. Es geschah 1687 in dem Tractat: „Vertheidigung der Reformirten Pfälzischen Kirchen und Lehren gegen die übeln Nachreden Herrn Jo. Jacobi Petisci, vormaligen Pfarrers der Reformirten Gemeine zu Weinheim, nunmehr Churfürstlichen Bibliothekarii, durch welche selbiger seinen Abtritt von derselben in einem jüngst hervorgegebenen Tractätlein, so er Himmlischer Sonnen liebliche Frühlings-Stralen nennet, zu beschönen suchet." M. war inzwischen mit seiner heimischen Universität eng verwachsen. Zweimal, 1676 und 1684, führte er das Rectorat; dem im J. 1680 verstorbenen Kurfürsten Karl Ludwig hielt er eine lateinische Gedächtnisrede, die indessen erst sein Enkel Johann Friedrich M. zum Druck befördert hat; beim Universitätsjubiläum 1686 figurirte er als Präses und Promotor.

Durch die Ungunst der politischen Verhältnisse war die Universität Heidelberg stark zurückgegangen; M. hatte sich darüber bereits im J. 1680 in einem eigenen Berichte ausgesprochen. Aber er sollte die Noth auch an seinem Leibe verspüren. Als die Franzosen die Pfalz verwüsteten und Heidelberg verbrannten, schleppten sie auch M. als Geißel nach Straßburg (Brief vom 3. März 1689). Erst nach beinahe Jahresfrist gelang es den reformirten Schweizern, ihn mit einer großen Geldsumme loszukaufen. Laurentius Croll begrüßte seine Rückkehr am 19. Februar 1690 mit einer Festschrift. Aber die Pfalz war ihm verleidet; der Zustand der Universität ließ für die nächste Zukunft die Hoffnung auf eine gedeihliche Wirksamkeit nicht aufkommen. So nahm M., trotzdem man sich alle Mühe gab, ihn in Heidelberg zu halten, schon im folgenden Jahre einen Ruf nach Groningen an, wo er am 15. Juni seine Antrittsrede „De spiritu ecclesiae christianae harmonico“ hielt, die auch gedruckt ist. Doch schon wenige Wochen darauf, an seinem 49. Geburtstag, am 12. August 1691, ereilte ihn plötzlich der Tod.

Carl Büttinghausen, Ergötzlichkeiten aus der Pfälzischen und Schweizerischen Geschichte und Litteratur, 1766, 3. Stück, S. 39—63. — Derselbe, Beyträge zur Pfälzischen Geschichte, 1776/77, I, 7—20; II, 191—199.

Friedrich Wiegand.

Mieg: Johann Kasimir M., der Enkel von Johann Friedrich M. und zweite Sohn von Ludwig Christian M., wurde am 6. October 1712 zu Heidelberg geboren, studirte zu Heidelberg, Zürich und Bern, hörte nach dem theologischen Examen noch Kirchmeyer und Christian Wolff in Marburg und beschloß seine Studien in Halle. Da er auch von mütterlicher Seite her — sein andrer Großvater war der Theologe Reinhold Pauli in Marburg — einer Professorenfamilie entstammte, so sah er sich überall, wohin er kam, von Verwandten und Freunden seines Hauses wissenschaftlich gefördert und bequem weiter empfohlen. Kein Wunder, daß dem Einundzwanzigjährigen schon 1733 ein Extraordinariat für Philosophie in Herborn erblühte, das sich trotz großen Widerstandes schon binnen Jahresfrist in ein Ordinariat verwandelte. M., der zu unruhiger Vielseitigkeit neigte, hatte natürlich, der Familientradition folgend, sich das Hebräische als sein Specialfach ausersehen. Dieser Disciplin galten die beiden ersten Arbeiten in Herborn, die Dissertation „Constitutiones servorum tam in genere quam Hebraeorum in specie“ und das ausführlichere Werk „Constitutiones servi Hebraei ex scriptura et Rabbinorum monumentis collectae nec non cum ceterarum gentium consuetudinibus hinc inde collatae 1735“, eine gelehrte Untersuchung über Entstehung und Beurtheilung des Sklavenwesens im jüdischen und heidnischen Alterthum wie unter den Christen. Indessen erwiesen sich die in Marburg empfangenen philosophischen Eindrücke sehr bald stärker als die philologischen Traditionen. M. ist dadurch interessant, daß er als erster dem Wolffianismus unter den reformirten Pfarrern Bahn zu brechen suchte. In dieser Absicht schrieb er rasch hinter einander die drei Dissertationen „Prologus meditationum de differentia eruditionis scholasticae et aulicae sive prima scientiarum elementa“ 1736; Demonstratio philosophica hominem objectum scientiae nostrae inprimis practicae sistens“ 1737; „Demonstratio secunda genuinam speculationum et intellectus humani notionem exhibens“ 1738. Dabei konnte er, nervös und übereifrig wie er war, es nicht unterlassen, in der Dissertation von 1737, die dem Meister selbst gewidmet ist, zugleich dessen Gegner Joachim Lange in Halle einen höhnischen Hieb zu versetzen. M. hat diese unnütze Schärfe später wieder bereut, denn auch der philosophischen Fahne blieb er nicht dauernd treu. Eigene Krankheit und traurige Erfahrungen in der Familie brachten den körperlich

zarten, seelisch empfindsamen und wie es scheint geistig überreizten Gelehrten in allerlei Skrupel. In dieser Verfassung trat er pietistischen Freunden näher, in deren Mitte sich seine Lebensauffassung allmählich wandelte und auch seine Neigungen wechselten. Aus dem Philosophen der Wolff'schen Schule wurde ein praktischer Theologe, der es als eine glückliche Fügung begrüßte, daß er durch einen Ruf als Pfarrer nach Lingen der wissenschaftlichen Sorgen überhoben wurde. Er führte sich hier 1743 mit einer Rede „De primaeva theologiae christianae perfectione et antiqua ejus simplicitate“ und mit einer Predigt über Ps. 115, 1 ein. Nur mit gemischten Gefühlen sah er jetzt auf die Zeit zurück, da er sich mit den „klugen Fabeln“ abgegeben hatte; er wollte fernerhin der Philosophie nur eine formelle Bedeutung für den Christen zugestehen und nach Möglichkeit vor ihrem Mißbrauch warnen. Mieg's schriftstellerische Arbeit wächst fortan aus dem christlichen Freundschaftsverkehr wie aus der praktisch-kirchlichen Arbeit hervor. So fallen in die Lingener Zeit eine „Commentatio theologico-practica de veritate in praecordiis objecta *ευαρεστίας* divinae ad Ps. 51, 8“ (1749) und die „Primae lineae de ministerio verbi in spiritu et veritate. 2 Partes“ (1751/52). Auch gab er 1751 „Drei Predigten des holländischen Pfarrers Dav. Brüning über die Fragen 20—23 des Heidelberger Katechismus“ mit Anmerkungen heraus und fühlte sich verpflichtet, zur selben Zeit in einem gedruckten Wochenblatt „seinen kurzen Glaubensgrund nach seiner dermaligen Verfassung“ zu erkennen zu geben an der Hand einer Paraphrase von Ps. 130, 4. 5 und Phil. 3. So hatte M. im pietistischen Christenthum seine Ruhe und einen harmonischen Ausgleich seiner widerspruchsvollen Natur gefunden, als er 1757 abermals einen Ruf nach Herborn erhielt, diesmal als Professor der Theologie und erster Pfarrer. In Herborn ist er dann auch am 28. September 1764 an der Schwindsucht gestorben.

Joh. Christoph Strodtmann, Das neue gelehrte Europa, II (1753), 291—306. — Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, IX (1794), 49.

Friedrich Wiegand.

Mielck: Wilhelm Hildemar M., Apotheker und Kenner der niederdeutschen Sprache, wurde geboren zu Hamburg am 17. October 1840 und ist dort gestorben am 16. März 1896. Er entstammte einer evangelischen Familie Holsteins, in der seit drei Jahrhunderten die Pflege des historischen Sinnes lebendig war und das Plattdeutsche als Familiensprache festgehalten wurde. Der Großvater und Urgroßvater waren Pastoren, der Vater war als Apotheker nach Hamburg übergesiedelt. Seinem Berufe wandte sich auch der Sohn zu, nachdem er vier Jahre die Realschule des Johanneums besucht hatte. Die Lehrzeit verbrachte er in der Vaterstadt, ein erstes Gehilfenjahr in der väterlichen Officin. Nach einer weiteren vierjährigen Thätigkeit in Rußland bezog er 1866 die Universität Göttingen, vertauschte dies für zwei Semester mit Heidelberg und brachte dann an der Georgia Augusta mit dem Apothekerexamen und der Promotion sein Studium rühmlich zum Abschluß. Im November 1875 übernahm er vom Vater, nachdem er ihm siebenthalb Jahre zur Seite gestanden hatte, selbständig die väterliche Apotheke, die er zu hohem Flor brachte. Unablässig um seine fachwissenschaftliche Fortbildung bemüht, hat er die Pharmacie als Praktiker und Gelehrter nicht unrühmlich bereichert: besonders werden seine Leistungen für die Therapie der Hautkrankheiten geschätzt. Daneben war seine Thätigkeit den öffentlichen Angelegenheiten und gemeinnützigen Bestrebungen, den Bildungsinteressen und insbesondere der Pflege der historischen Erinnerungen seiner Vaterstadt andauernd zugewandt.

Seit 1885 gehörte er dem Vorstand des Vereins für Hamburgische Geschichte an, der ihm die wichtigsten und folgereichsten Anregungen verdankt; vor allem geht die Gründung eines historischen Museums auf ihn zurück, von dem er selbst wesentliche Theile zusammengebracht, geordnet und aufgestellt hat. Für diese historischen und auch für seine sprachlichen Interessen hoffte er mehr freie Zeit zu finden, seitdem er zu Anfang 1895 sich in der Leitung seiner Apotheke entlastet hatte. Aber wenig mehr als ein Jahr darauf raffte ein Gehirnschlag den Fünfundfünfzigjährigen hinweg.

So ist von den Studien, die er von Jugend auf in allen Mußestunden mit besonderer Liebe getrieben hatte, von den niederdeutschen Sprachstudien nicht eben viel ans Licht getreten. Schon der zwanzigjährige Apothekergehilfe hatte sich redlich mit der Grammatik des Stormarisch-Hamburgischen Dialekts abgequält und ein paar Capitel einer Darstellung dieser Mundart höchst ernsthaft ausgearbeitet; der Student der Pharmacie holte sich in germanistischen Vorlesungen zu Göttingen und Heidelberg besseres Rüstzeug, als es das private Studium der Werke Jacob Grimm's dem Autodidakten hatte bieten können, und der Hamburger Apotheker wurde eines der eifrigsten Mitglieder eines germanistischen Kränzchens, aus dem am 25. September 1874 der „Verein für niederdeutsche Sprachforschung" hervorging, nicht zum wenigsten durch den treibenden Eifer Mielck's, dem der deutsche Philologe Christoph Walther und der hanseatische Historiker Karl Koppmann zur Seite standen. M. schrieb damals eine kleine programmatische Schrift „Ueber Dialektforschung im Niederdeutschen", die im Niederdeutschen Jahrbuch, Bd. 21, S. 13—16, wieder abgedruckt ist. Bei der endgiltigen Constituirung des Vereins übernahm er 1875 das Amt des Cassirers und die Redaction des „Correspondenzblattes", zu dem er selbst die Idee angegeben hatte. Durch zwanzig Jahre hat er, bis zu seinem Tode, beide Aemter musterhaft ausgefüllt; er hat die meiste Arbeit für den Verein gethan, als dessen Seele er eigentlich allen erschien, die bei den Jahresversammlungen die Bekanntschaft des grundtüchtigen und ehrlich bescheidenen Mannes machen durften. Daß das „Correspondenzblatt", obwol als ein Sprechsaal für alle Freunde der niederdeutschen Sprache von vornherein gedacht, nicht zum bloßen Spielplatz der Dilettanten wurde, das ist in erster Linie Mielck's Verdienst, der ganz ohne Prätension, mit der Miene des Dilettanten, doch bei allen seinen zahlreichen Beiträgen und in allen Anregungen und Rundfragen, die er ergehen ließ, den sichern Takt des Gelehrten, ja des Philologen zeigte. Diese seine eigene Beisteuer bestand einmal darin, daß er der Sammlung und der Discussion bestimmte Gebiete und Objecte wies, und dann in kleinen und größeren Gaben, die stets reifliches Nachdenken und nicht selten eine respectable Gelehrsamkeit verriethen. Das gilt insbesondere auch für seine Arbeiten zur Volksliederkunde, wie die Untersuchung über die zahlreichen Versionen und das Verbreitungsgebiet des sog. „Verwunderungsliedes" (Bd. II, Nr. 1). Er war ein ausgezeichneter Kenner des Volks- und Kinderliedes, besonders auf niederdeutschem Boden; so verdanken wir ihm auch die Ausgabe der „Niederdeutschen Liederbücher von Uhland und de Bouck", die als Heft 1 einer geplanten größeren Sammlung „Niederdeutsche Volkslieder" 1883 herauskam. Ein weiteres Specialgebiet war der technische Wortschatz der verschiedensten Gewerbs- und Berufszweige. Die Anregung zur Sammlung des heimischen Sprachgebrauchs unter diesem Gesichtspunkt, die M. und sein Redactionscollege Koppmann nachdrücklich ausgehen ließen, hat leider nicht allzuviel Erfolg gehabt. Mielck's eigne Musterarbeit, „Die niederdeutsche Sprache des Tischlergewerks in Hamburg und Holstein" (Niederdeutsches Jahrbuch I, 72—92) wurde kaum wieder erreicht.

Ganz besonders aber war es die technische und volksthümliche Sprache des eigensten Berufes, der er nachging: er erstrebte eine Geschichte der pharmaceutischen und botanischen Terminologie und gab reichliche Proben seines Wissens und seiner Studien, die hier auf die handschriftlichen Arzneibücher des Mittelalters zurückgriffen, sowol im „Correspondenzblatt“ wie im „Jahrbuch“ (Bd. 2 und 4). Mielck's früher Tod hat auch diese Arbeiten, zu denen er eine ausgezeichnete Verbindung alles nöthigen Wissens und dazu Akribie und strenge Gewissenhaftigkeit mitbrachte, Stückwerk bleiben lassen.

Chr. Walther im Jahrbuch d. Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Bd. 21, S. 1—12 (wo auch auf einen Nachruf im Internationalen Pharmaceutischen Generalanzeiger 1896 verwiesen wird.

Edward Schröder.

Milde: Hans Feodor von M., Sänger, wurde am 13. April 1821 in Petronell bei Wien geboren. Da sein Vater Administrator für die Besitzungen des Fürsten Batthyany war, verlebte er seine erste Jugend auf dem Lande. Später wurde er zur Erziehung dem Kloster Heiligenkreuz bei Wien übergeben, wo er sich nicht nur für seine Gymnasialstudien vorbereiten, sondern auch seine musikalische Begabung entwickeln konnte, da er ungefähr seit seinem elften Jahre als Oratoriensänger in den in der Klosterkirche veranstalteten Concerten auftrat. Auf den Wunsch seines Vaters hin mußte er sich nach Absolvirung des Gymnasiums in Wien dem Studium der Jurisprudenz widmen, aber obgleich er es wenigstens zu einem juristischen Examen brachte, so gewann doch die Neigung zur Musik so sehr bei ihm die Oberhand, daß er sich hinter dem Rücken seines Vaters durch Franz Hauser und Staudigl zum Sänger ausbilden ließ. Selbst ein erster theatralischer Versuch als Czar in Lortzing's „Czar und Zimmermann“, den er im Herbste des Jahres 1846 auf dem Potsdamer Theater machte, geschah ohne Vorwissen seines Vaters und führte eine Entfremdung zwischen Vater und Sohn herbei, die erst durch seine Gattin, die Sängerin Rosalie Agthe, wieder ausgeglichen wurde. Durch Franz Lißzt, der M. in Wien auf einem Beethovenfest singen gehört hatte, wurde dieser veranlaßt in Weimar ein Probegastspiel zu unternehmen. In der Rolle des Lord Ashton trat er zum ersten Mal am 23. Mai 1848 auf der Bühne der freundlichen Ilmstadt, die seitdem die Stätte seiner ruhmvollen Thätigkeit werden sollte, auf. Das Gastspiel führte zum Engagement. Lißzt fand bei seinen in Weimar veranstalteten Aufführungen classischer Meisterwerke an M. eine vorzügliche Stütze und wußte ihn auch für die Sache Richard Wagner's zu begeistern. Bei der ersten Aufführung des „Tannhäuser“ in Weimar im J. 1849 sang M. den Wolfram, während Rosalie Agthe, seine spätere Gattin, in der Rolle der Elisabeth sehr gefiel. Als Lißzt für den Goethetag des Jahres 1850 die Uraufführung des „Lohengrin“ durchgesetzt hatte, wurde M. mit der Durchführung der Rolle des Telramund und Frl. Agthe mit der der Elsa betraut. Durch den Ruf der Wagner-Lißzt'schen Aufführungen ließ sich der damals in Berlin lebende Componist und Dichter Peter Cornelius bestimmen, nach Weimar überzusiedeln, wo er die Jahre von 1853 bis 1859 verbrachte. Er trat zu dem Milde'schen Ehepaar in nahe Beziehungen, deren Innigkeit noch heute seine an sie gerichteten Briefe und Gedichte bezeugen. Cornelius vertraute dem Freunde die Titelrolle seines „Cid“ bei der ersten Aufführung dieser Oper in Weimar an, die im J. 1865 stattfand. Besondere Bewunderung erregte M. mit seinem Hans Sachs in Wagner's „Meistersingern“, eine Rolle, die er seit der ersten Aufführung in Weimar im J. 1869 zu seinen besten Partien zählte. Auch war es ihm vergönnt, bei dem Gastspiel des Vogl'schen Ehepaares im J. 1874 in Weimar

als Kurneval in Wagner's „Tristan und Isolde" aufzutreten. Mit der Zeit verlegte er sich mehr und mehr auf den Concertgesang. In den fünfziger bis in die siebziger Jahre hinein galt er als einer der besten Vertreter desselben in Deutschland. In späteren Jahren wandte sich M. mit Erfolg auch der schauspielerischen Thätigkeit zu. Sein Thurmwächter Lynceus im zweiten Theile des Goethe'schen „Faust" wurde allgemein als eine oratorische Glanzleistung bezeichnet. Das herannahende Alter nöthigte M., seine Thätigkeit als Sänger und Darsteller aufzugeben. Am 15. Juni 1884 verabschiedete er sich als Herzog in Donizetti's „Lucrezia Borgia" für immer von der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit. Fortan widmete er sich dem Ertheilen von Gesangsunterricht. Er starb hochgeehrt zu Weimar am 10. December 1899. Seine Gattin, Rosa v. M., folgte ihm am 25. Januar 1906 im Tode nach.

Illustrirte Zeitung, Leipzig 1857, Nr. 705, S. 13, 14. — Briefe in Poesie und Prosa von Peter Cornelius an Feodor und Rosa von Milde, hsg. und eingeleitet von Natalie von Milde. Weimar 1901. — Münchener Neueste Nachrichten v. 13. Decbr. 1899 Nr. 573 Vorabendblatt S. 3. — 1901. Neuer Theater-Almanach. Hsg. von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger, 12. Jahrg. Berlin 1901, S. 135—137. — Ludwig Eisenberg's Großes Biogr. Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrh. Leipzig 1903, S. 676, 677. — Die Musik. Berlin und Leipzig 1905, 1906. V, 2, S. 292. H. A. Lier.

Miller: Ferdinand von M., welcher die Kunst der Erzgießerei zu so großen, weit über die Grenzen der deutschen Lande reichenden Ehren brachte, geboren am 18. October 1813, am Tage der berühmten Leipziger Völkerschlacht, † am 10. Februar 1887 zu München, war der Sohn eines Uhrmachers zu Fürstenfeldbruck, der, das Prototyp eines kleinbürgerlichen Ehrenmannes, für seine zahlreiche Familie noch eine Krämerei und das Amt eines Lottocollecteurs betrieb. Zehnjährig kam Ferdinand M. zu seinem Oheim, dem damaligen Münzgraveur und Stempelschneider Johann Stiglmair (1791—1844, vgl. A. D. B. XXXVI, 230 ff.), welcher gerade von Neapel zurückgekehrt, die dort gewonnenen Kenntnisse zur Gründung der nachmals so weltberühmt gewordenen Münchener Erzgießerei verwendete. Unter dessen Obhut besuchte der Neffe die Bürgerschule und machte dann bei dem Silberarbeiter Mayerhofer seine Lehrzeit durch, während welcher er auch die Feiertagsschule besuchte und bald als der beste Schüler mit dem von einem patriotischen Bürger gestifteten Ehrenpreis in Form eines auf 150 Gulden lautenden Kapitalbriefes ausgezeichnet wurde (1831), welchen M., mit Zinseszinsen zu einem auf 2500 Mark gewachsenen Capital admassirt, 1884 zu einer Jahresprämie für tüchtige Lehrlinge dem „Baierischen Kunstgewerbe-Verein" vermachte. Nach Ableistung seines Gesellenstücks nahm ihn Stiglmair als Hülfsarbeiter in seine Erzgießerei. Nebenbei ermöglichte ihm derselbe den Besuch der Kunstakademie; hier bildete er sich unter Professor Conrad Eberhard, einem Vorkämpfer des Wiedererwachens der deutschen Plastik, und modellirte Büsten (z. B. der verehrten Bischöfe Streber und Sailer) und Statuen, mußte aber nach dreijährigem Studium in die durch zahlreiche Aufträge frisch aufblühende Erzgießerei zurück, deren vielseitige und schwierige Technik ihn fortan dauernd in vollen Anspruch nahm. Galt es ja nicht nur Büsten, Grabdenkmäler und Standbilder zu gießen, sondern den 20 m hohen, zum Gedächtniß der 1812 in Rußland „auch für des Vaterlandes Befreiung" gefallenen Baiern errichteten Obelisk, das Denkmal für König Max I. (nach Rauch's Modell); König Ludwig dachte schon die zwölf kolossalen Standbilder zum absonderlichen Schmucke des Thron-

saales, noch dazu in Feuervergoldung, herstellen zu lassen. Jedes neue Werk brachte mitunter auch unerwarteten Zuwachs von frischen Erfahrungen. Schon hatte der Ruf der neuen Anstalt eine Anzahl wißbegieriger Schüler nach München geführt, darunter den nachmals in Berlin emporgekommenen Broncefabrikant Knoll, den späteren Professor der Ciselirkunst Adolf Menke von Berlin, von Wien den damals als Bildhauer wohlbekannten Fernkorn u. A., die des innigsten Strebens und Zusammenarbeitens sich befleißigten. Stiglmair hatte die sog. italische Wachsformerei nach München gebracht, die jedoch neben vielen Vortheilen mehrfache Unvollkommenheiten bot. Aber auch die von Paris ausgehende moderne Sand- und Stückformerei erwies sich nicht als absolut einwandfrei. Hatte man doch zum Guß der Blücher-Statue den Franzosen Lequine nach Berlin berufen. Es lag nun ziemlich nahe, die neue Methode an der Quelle zu studiren, wozu Stiglmair unmöglich abkommen konnte. Er dachte also, den Neffen dahin zu senden, welches schon 1834 ins Werk gesetzt wurde. Es hielt aber für den jungen Deutschen trotz aller Empfehlungen ziemlich schwer, erst bei Simonet, dann bei Sojer, welcher gerade die Kolossalstatue zur Bekrönung der Säule auf dem Bastilleplatz zum Guß vorbereitete, Zutritt und Aufnahme im Atelier zu erhalten; erst nachdem M. sich als Ciseleur und dann zur großen Ueberraschung der Meister als kundiger Former bewährt hatte, erwuchs für M. die Gelegenheit zu weiterer Einsicht. Er goß dann in Sojer's Werkstätte zwei von Stiglmair nach Paris gesendete Modelle, die Figur eines „Bettelknaben“ und die lebensgroße Statue der „Diana von Gabi“, ferner noch drei Büsten, wodurch M. die Freundschaft seines Lehrherren also gewann, daß dieser später seinen eigenen Sohn zur weiteren Ausbildung nach München sendete. Nebenbei wurde M. ein stiller Zeuge von Lafayette's enormer Begräbnißfeier, an welcher sogar viele Saint-Simonisten in eigenartigen, fast orientalischen Kostümen theilnahmen; ebenso erlebte M. das Attentat von Fieschi's „Höllenmaschine“ auf den „Bürgerkönig“. Bei Sojer wurde M. auch mit Alexander v. Humboldt bekannt, welcher ihm von dem neuesten Project König Ludwig's, der Errichtung des Riesenstandbildes einer „Bavaria“, berichtete — eine Aufgabe, an deren Lösung M. später einen großen Theil seines überaus thätigen Lebens setzen sollte. Vorerst überwog noch ein anderes Interesse: die Frage, wie man überlebensgroße Erzbilder vergolden könne. Alle bei den ersten Fachmännern in Italien und Paris eingezogenen Urtheile plaidirten auf Unmöglichkeit; jedenfalls müßten mehrere Menschenleben bei Vergoldung einer Statue durch die unvermeidlichen Quecksilberdämpfe zum Opfer fallen. Allein Stiglmair, welchen die neue Aufgabe ebenso begeisterte, ließ sich nicht einschüchtern. Er ging selbst nach Paris, freilich ohne seinen Zweck zu erreichen, dessen Verfolgung seinem Neffen überblieb. Der mit den Pariser Verhältnissen vertrauter gewordene M. fand durch Vermittlung eine Stelle als Hülfsarbeiter bei dem Vergolder Blus, welchem eines Tages beim Streik sämmtlicher Arbeiter M. erhebliche Dienste leistete, sodaß ihn dieser, dankbar und überglücklich, daß der von ihm bisher so wenig beachtete Arbeiter so rasch begriff, in alle Manipulationen einweihte und den „Monsieur Miller“ selbst nach überstandenem Streik als Freund behandelte. Miller's ganzes Sinnen richtete sich darauf, die Gefahren des Feuervergoldens zu überwinden; er zeichnete einen Vergolderherd nach Arzet-schem System, wobei er alle seitherigen Erfahrungen beträchtlich verwerthete. Als M. endlich seinem Lehrherrn gestand, daß er jetzt den Muth habe, in München zwölf Broncestandbilder von 9 Fuß Höhe im Feuer zu vergolden, lachte ihm jener hellauf ins Gesicht: das sei die Imagination eines Narren und nur Deutschen könne so etwas unsinnig Unmögliches einfallen.

Miller's ganze Stellung war gegen früher eine bessere und angesehenere geworden, wozu auch der Gesandte Graf Jennyson als hochgebildeter und begeisterter Kunstfreund beitrug, welcher im Auftrag König Ludwig's eines Tages bei Sojer in officieller Weise vorfuhr, um im Namen seines hohen Herrn für die Aufnahme zu danken, die sein Schutzbefohlener, der junge Baier, in dem Atelier gefunden. Das war von durchschlagender Wirkung. Als nun M. in rastloser, tag- und nachtlanger Arbeit eine kleine Reiterstatuette des Kurfürsten Maximilian nach Thorwaldsen gegossen, ciselirt und vergoldet hatte, geruhte sogar König Louis Philippe das Werk zu besichtigen. Damit war Miller's Pariser Aufenthalt glückhaft beendet. Der junge Mann hatte sich durch Hindernisse aller Art, mit gereifter Erfahrung und weitem, klaren Blick zum selbständigen Meister durchgerungen. „Strenges Pflichtgefühl, mit unverbrüchlichem Gottvertrauen gepaart, hatten seinem eigenen Thun und Denken die sichere Führung gegeben, die ihn unberührt ließ von allem, was an anderer Gesinnung ihm entgegentrat. Sein aufrichtig dankbares Gemüth und gerades, herzliches Wesen ließ ihn überall, selbst unter anfänglichen Gegnern, Freunde finden, denen er treu blieb, wie allem, was einmal in seinem Herzen feste Wurzel faßte.“ Die Rückreise nahm M. über Boulogne, auf einem neuerbauten Dampfer durch den Kanal, nach London, dessen Fabrikleben ihn höchlichst interessirte, dann ging es über Ostende, immer noch in der blauen Arbeiterblouse mit weißem Strohhut, das Felleisen auf dem Rücken über Gent und Antwerpen, wo er den Gießer Bükens begrüßte, mit der Bahn nach Brüssel und mit der Diligence nach Aachen und rheinaufwärts. Ueberall durch das blühende industrielle Leben angeregt, voll von den bevorstehenden Arbeiten beschäftigt und in steter Erwägung mit der Construction neuer Transportwagen und neuer Sandformerei, immer nach passendem neuen Material forschend. Von der Höhe des Niederwaldes, wo er gewiß nicht ahnte, daß hier noch am Abend seines Lebens das Riesengußwerk der Germania sich erheben sollte, sah er in die reizende Ferne. Auf Schloß Johannisberg wird dem rüstigen Gesellen ein Trunk besten Weines credenzt. Die ganze Poesie des Wanderlebens entfaltete sich auf dieser frohen Tour vom heiligen Köln bis Mainz; dann über Nürnberg nach dem heimathlichen München.

Sein sehnlichster Wunsch, auf der Akademie als Bildhauer sich auszureifen, ging leider nicht in Erfüllung, da eine Menge von Arbeiten bei Stiglmair ihn erwartete; darunter der Guß von der Reiterstatue Max I. nach Thorwaldsen, die Standbilder für den Thronsaal, die Vorbereitungen zur „Bavaria!“ Eine glänzende Berufung nach Petersburg schlug M. aus, um seine schwer errungene Braut in sein neugegründetes Heim einzuführen. Das lebensgefährliche Problem, die kolossalen Statuen der Fürstenstatuen im Feuer zu vergolden, ermöglichte M. durch seine sinnvolle Construction eines eigenen Herdes, in welchem die viele Zentner schweren Broncen in Rollschienen laufend, leicht dirigirbar, das nach Verflüchtigung des amalgamirenden Quecksilbers gleichmäßig eindringende Gold aufnahmen. Die tödtlich drohenden Giftdämpfe wurden durch rasch ziehende Kamine und immer neue Luft zuführende Canäle und Glasverschlüsse abgewendet und die Athmungsorgane der Arbeiter durch Drahtvisiere und feuchte Schwämme gesichert. Während die gewiegtesten Fachmänner für die Vergoldung einer Statue mehrfachen Verlust von Menschenleben diagnosirten, war durch Miller's weise Umsicht kein Unfall eingetreten. Seit den Zeiten der Griechen und Römer waren Gußwerke von gleicher Größe in ähnlicher Weise nicht mehr vergoldet worden. Später unternahm M. nochmals das Wagniß, ein großes Monumentalwerk, die Kolossalstatue der

Madonna für den Thurm der Marienkirche zu Aachen in Feuer zu vergolden. Dann wurde der Ofen abgebrochen, und nur die Erinnerung verblieb an das einst so viel besprochene Wagniß. Inzwischen war von Frankreich aus eine den Erzguß überhaupt bedrohende Fata morgana der mittelst des galvanischen Stromes jede beliebige Form mit Metall überziehenden Methode aufgekommen. Die bei kleinen Gebilden überraschenden Leistungen stellten sogar eine ciselirbare Dicke der anwachsenden Metallschicht in sichere Aussicht. Zur weiteren Prüfung an der Quelle ging M. und bald darauf auch Stiglmair nach Paris. Eine objective Prüfung ergab jedoch die Ueberzeugung, daß diese neueste Technik wol nur für Nippsachen, nie aber für monumentale Schöpfungen Anwendung finden und die Kunst des Erzgusses dadurch nie gefährdet oder ganz beseitigt werden könne.

Bei dem nur zu fühlbaren Mangel einer sicheren Tradition zeitigte jedes neue Werk frische und öfters herbe Erfahrungen, woraus jedoch bald eine feste Operationsbasis reifte. Kleinere in ihrer Folge weittragende Zufälligkeiten ließen sich immer nutzbar verwerthen. Ein schwerer unverschuldeter Zufall mit der Statue Friedrich des Siegreichen gefährdete Miller's Leben und ergab langjährige Schonung. Zweimal gerieth das Sparrenwerk des Daches in Brand. Glücklich gelang der Guß des für Frankfurt bestimmten Goethe-Standbildes am 14. März 1844, die erste selbständige Leistung Miller's; wenige Minuten nach Empfang der Freudenkunde starb der längst schon mit dem Tode ringende Stiglmair, der das weitere Gedeihen seiner Anstalt nun getrost den Händen seines treuen Neffen anvertrauen konnte. König Ludwig ernannte den jungen M. zum Inspector der Erzgießerei mit dem Auftrag, alle Arbeiten weiter zu führen. Die Gießerei wurde nun den großen Anforderungen gemäß erweitert; das erste, unter des neuen Meisters eigener Verantwortung vollendete Werk war das Haupt der „Bavaria“. Nur widerstrebend verzichtet der Berichterstatter auf eine andeutungsweise Geschichte des mit unabsehbaren Schwierigkeiten bewerkstelligten 15 Meter hohen Kolosses, dessen Bewältigung in achtjähriger ununterbrochener Arbeit 87 360 Kilo Erz beanspruchte. Die Krankheit und der frühe Tod Schwanthaler's — er hatte mit dem letzten Aufwand seines überhaupt so kurz bemessenen und durch so überraschend vielseitige Schöpfungen aufgezehrten Lebens das riesige Modell (siehe A. D. B. XXXIII, 198) in der Erzgießerei aufgebaut —, die 1848 erfolgte Thronentsagung König Ludwig I., die dadurch bedingte Verzögerung der bewilligten Mittel, die Einstellung oder Rücknahme vieler Bestellungen übten einen drückenden Einfluß auf die frisch erblühte Anstalt Miller's, der mit voller Aufbietung seiner verfügbaren Mittel und mit fühlbarer Einbuße seine enorme Aufgabe fortsetzte und zum Abschluß brachte. Am 11. December 1844 vollzog sich trotz gefahrdrohender Anzeichen der glückliche Guß des Hauptes der „Bavaria“ — die Erhebung und Aufwindung des Hauptes aus der Grube malte Kaulbach an den durch climatische Einflüsse wieder verschwundenen Fresken an der Neuen Pinakothek (eine photographische Reproduction im 5. Heft der Zeitschrift des bairischen Kunstgewerbe-Vereins 1887) — die Herstellung des Mittel- und Fußstückes erfolgte in programmmäßiger Frist (s. A. D. B. XXXIII, 198), so daß am 22. Juni 1850 das Fußstück der „Bavaria“ auf den Sockel gebracht und am 7. August das Haupt im festlichen Zuge von zwanzig gewaltigen Rossen zum Aufstellungsplatze gefahren werden konnte (vgl. R. Lecke: Ruhmes-Halle und Bavaria, München 1850). Als der Kopf unter dem Gerüste stand, ließ M., wie er schon früher einmal in der Gußhütte gethan, so viele Leute in das Innere desselben steigen als darin Platz finden konnten: 28 Mann, dazu noch seine zwei ältesten

Knaben Fritz und Ferdinand. Freilich war es im Innern enge und heiß; in zwei Etagen übereinander hatten sich die Arbeiter eingenistet, zwei Mann waren im Haarwickel untergebracht, und die beiden Knaben hockten den Arbeitern auf den Schultern. Aber trotz der unbequemen Situation herrschte fröhliche Laune. Aufgezogen zu etwa zwanzig Fuß Höhe entstiegen dem frei schwebenden Haupte erst die Knaben, dann in immer längerer Pause, ein Arbeiter nach dem anderen der im Scheitel gelassenen Oeffnung, kletterten auf einer Leiter herab und stellten sich rechts und links in die Reihe. Dann begann die weitere Erhebung des Hauptes, welches ohne Zwischenfall an die gehörige Stelle gelangte. Am 3. October fiel, nach einem grandiosen Festzug von Wagen, welche sämmtliche Zünfte und Gewerbe Münchens zu einer Huldigung für König Ludwig mit sinnigen Emblemen, mit Blumen und Gewinden, Fahnen und sonstiger Zier gerüstet hatten (leider kam das schöne Project Moriz v. Schwind's, diesen Festzug im Stiegenhause der Neuen Pinakothek in Fresko zu malen, nicht zur Ausführung, doch haben Graf Pocci, Tony Muttenthaler und Peter Herwegen zahlreiche Erinnerungen in Holzschnitt und Lithographie herausgegeben), die bisher das ganze Standbild überragende Bretterwand und die im Sonnenschein glänzende „Bavaria“ wurde von der tausendstimmigen Volksmenge mit Musik, Gesang und Reden inaugurirt, ein Jubel-, Freuden- und Ehrentag für den königlichen Mäcen und seine treuen Künstler!

Während der Arbeiten zur „Bavaria“ war gleichzeitig die Ausführung der nach Martin v. Wagner's Entwurf und Halbigs neu modellirten für das Siegesthor bestimmten „Quadriga“ vorangeschritten; gestützt auf seine neuen Erfahrungen hatte M. je zwei der acht Fuß hohen Löwen auf einmal zum Guß gebracht. Nun entschloß er sich, trotz allen Bedenken der vorbereitenden Münchener Ausstellungscommission und trotz den unabsehbaren Mühen und großen Kosten bei dem Transport solcher Kolosse, einen der genannten Löwen im Geleit zweier anderen Statuen auf die erste internationale Exposition 1851 nach London zu senden, als sichtbaren Beweis, daß es für die Erzgießkunst kein unlösbares Problem mehr gebe. Der nicht ciselirte Löwe repräsentirte die Reinheit des Gusses, die beiden (nach Schwanthaler's Modell für jene von dem Gutsbesitzer Anton Veith auf Liboch zu erbauende Böhmische Ehrenhalle bestimmten) Figuren der „Libussa“ und des „Georg Podibrad“ boten ein Muster von fertig ciselirten in ihrer Metallfarbe in keinem anderen Material so anziehend darstellbaren Arbeiten (vgl. Nr. 327 „The London Journal“ vom 30. Mai 1851, S. 197 und Nr. 408 „Illustr. Ztg.“ vom 26. April 1851. XVI, 268 ff.). Sie wurden auch durch die erste goldene Medaille prämiirt: Ein Erfolg, dessen Bedeutung heute kaum mehr begriffen wird. Die Verleihung vollzog sich aber in möglichst unzarter Weise. Während Napoleon den preisgekrönten Franzosen unter feierlichem Gepränge die von ihnen errungenen Medaillen in den Tuilerien überreichte, übersendete selbe, und zwar in echtester Bronce, die Münchener englische Gesandtschaft durch einen gewöhnlichen, blaubeschurzten zipfelkappigen Ausgeher. Kaspar Braun, welcher die gleiche höchste Auszeichnung für seine xylographischen Leistungen durch dieselbe ungeeignete Persönlichkeit erhielt, malte von diesem officiellen Geschäftsträger ein heute noch das Redactionsbureau der weltbekannten Firma „Braun & Schneider“ schmückendes Aquarellporträt. — Der Rücktransport des Löwen ergab unerwartete Schwierigkeit: das Schiff, auf welches derselbe verladen war, blieb zwischen Düsseldorf und Köln im Eise stecken, der Winter war streng, und erst mit dem anbrechenden Frühling 1852 kam das Stück wieder nach München.

Bisher waren die Aufträge für die Münchener Erzgießerei nach König Ludwig's Vorgang aus Baiern und anderen deutschen Ländern, meist nach Schwanthaler's neuen Modellen erfolgt, darunter das Mozart-Denkmal (Salzburg), die Statuen der Großherzoge Karl Friedrich (Karlsruhe), Ludwig von Hessen (Darmstadt) und Markgrafen Alexander (Ansbach), die Standbilder Goethe's (Frankfurt), Jean Paul Richter's (Bayreuth), des Dichters Graf Platen (Ansbach), die Denkmale für Generalfeldmarschall Tilly, Fürst Wrede, Freiherr v. Kreitmayr, Lorenz v. Westenrieder, die Tondichter Gluck und Orlando Lasso, der Kurfürsten Maximilian I. und Max Emanuel, der Brunnen der „Austria" für Wien und Bernadottes für Norrköping (Schweden) u. s. w. Nun eröffnete die auf der Londoner Exposition erfolgte Anerkennung ein neues Arbeitsfeld in Amerika — wohin M. gerade damals, wo der Gießkunst in Deutschland schlimme Zeiten drohten, ernstlich dachte, mit allen seinen gutgeschulten Arbeitern auszuwandern: ein Project, welches durch zahlreiche neue Bestellungen jedoch glücklich wieder durchkreuzt wurde. Der geniale amerikanische Bildhauer Thomas Crawford (geb. 22. März 1814 in New-York, † 10. Oct. 1857 in London) sendete ohne vorhergehende Kostenanschläge sein 22 Fuß hohes Reitermodell Washington's zum Guß nach München. M. setzte eine Ehre darin, dieses unbedingte Vertrauen zu rechtfertigen und nicht nur mit den Kosten zu sparen, sondern auch alle dem überseeischen Transport entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Als das zur größten Zufriedenheit Crawford's vollendete Reiterbild fertig gestellt war, sollte dasselbe unzerlegt über den Ocean nach Richmond in Virginia zur Aufstellung gelangen. Bis an den Main mußte die riesige, einem ganz respectabeln kleinen Hause gleichende Kiste auf der Achse verbracht werden. Sechzehn mit Blumen und Bändern geschmückte, den Turnierhengsten der lanzensplitternden eisernen Ritterzeit vergleichbare Pferde (das Eigenthum eines Föhringer-Fuhrmann's, der seinen Stolz in das von M. ihm für solche Aufgaben geschenkte Vertrauen setzte) zogen den eigens gebauten und erprobten Wagen. Zahlreiche Hindernisse ergaben sich beim Transport: viele Stadtthore waren zu eng und niedrig, den Wagen mit der Kiste durchzubringen. Um manche kleinere Stadt mußten in weitem Bogen eigene Wege gebaut, die Hauptstraßen auf große Strecken tiefer gelegt und gepflastert, mehrere Brücken unterbaut werden, ähnlich wie bei dem 1820 durch Konrad Eberhard bewerkstelligten Transport des Barberinischen Faun von Rom nach der Münchener Glyptothek. Dazu kam, daß kein Schiffer das an Umfang und Schwere außergewöhnliche Stück zu übernehmen wagte; nun kaufte M. ein eigenes Schiff, engagirte die ganze Bemannung und brachte so endlich die Statue den Maincanal und Rhein hinunter bis Bremen. Aber dort neue Noth; da die große Kiste kein Dampfer auf Deck verladen wollte, bewog M. mit großen Opfern einen Reeder, sein eben im Bau begriffenes Schiff mit einem theilweise abschraubbaren Deck zu versehen, um die Statue im Schiffsraum unterzubringen. So gelangte endlich das erste große Broncewerk für Amerika an seinen Bestimmungsort. Die Redlichkeit des deutschen Gießers und seine zähe Ausdauer in Ueberwindung aller Schwierigkeiten hatten nicht nur Crawford, den Schöpfer des Werkes, ihm zum Freunde gemacht. Bald kamen Aufträge in Fülle, von allen Seiten der Windrose, und Miller's Name wurde über dem Ocean so bekannt, daß dort kaum eine größere Stadt zu finden ist, in der nicht ein in München gegossenes Erzbild steht. Der über 200 Namen repräsentirende Wald von Statuen in den Modellsälen dieser Anstalt gibt Zeugniß davon, und die hübsche Sitte, am Fuße eines Denkmals die Karte der Besucher niederzulegen, bietet eine in dieser Weise ganz unerhörte Collection!

Der seit dreiundzwanzig Jahrhunderten erprobte Satz des Terentianus Maurus, „habent sua fata libelli“ läßt sich gleichfalls unzähligen anderen Dingen anpassen. Auch Bildwerke wüßten davon zu erzählen; hier sollen nur etliche statuarische Erlebnisse erwähnt werden. Ein eigener Unstern schien über dem bei Fogelberg (1787—1854) für Gotenburg bestellten „Gustav Adolf“ zu walten: Das erste Modell wurde bei der Occupation Roms durch die Franzosen durch eine im Atelier einschlagende Granate zertrümmert; ein neuer vortrefflich gelungener Aufbau desselben sollte in Bronceguß unter des Bildners Augen von zwei Franzosen ausgeführt werden mit dem Beding, daß die Hälfte der Kosten unmittelbar nach dem Guß an die Unternehmer ausbezahlt werde, welche mit dem Gelde verschwanden und dem Künstler in der endlich geöffneten Form einen unbrauchbaren Metallklumpen hinterließen. Die zum dritten Male vollendete Arbeit sendete Fogelberg, der bisher die großen Gefahren eines Transports nach München gefürchtet hatte, an M.; Alles ging nach Wunsch ohne Zwischenfall, und M. konnte zur bedungenen Zeit zur größten Freude des Bestellers, den fertig ciselirten Bronceguß abliefern. Aber das Schiff mit der Kiste scheiterte bei Helgoland, und die Insulaner forderten nach dem damaligen Strandrecht ein so hohes Lösegeld, daß die Versicherungsgesellschaft die Statue lieber nochmals in Bronce gießen ließ. Nachdem das neue Werk an seinem Bestimmungsort glücklich angelangt und aufgestellt war, legten die Helgoländer klein bei und verkauften ihre Beute nach Bremen, welches in ganz unvorgesehener Weise ein billiges Standbild des Schwedenkönigs erhielt (vgl. Nr. 269 Morgenblatt der „Bayerischen Zeitung“ vom 15. October 1862).

Es klingt unglaublich aus welch bitteren Erfahrungen M. neue Resultate gewinnen mußte, welche freilich in der Folge in unschätzbarer Tradition dem ganzen Unternehmen zur siegreichen Folie dienten. Unvorhergesehene Zufälle drängten sich immer dazwischen, so z. B. ein Dachstuhlbrand über dem Schmelzofen, als die Statue des Fürsten Wrede in der Gußgrube stand. Die Feuerwehr hätte bald noch größeren Schaden gebracht: Gelangt Wasser in das flüssige Erz, so ist eine Explosion unabwendbar, im gleichen Falle auch die Form verloren. Unglücklicher Weise stürzte in der rasenden Gluthhitze auf Miller's Brust ein eiskalter Wasserstrahl, der den Ueberschütteten an den Rand des Grabes und langjähriges Siechthum brachte, dessen einziger Trost war, daß trotz des unerhörten Wirrsals der Guß gelang.

Auf sauere Wochen folgten auch frohe Feste und erfreuliche Ehrung. Doch schob sich der sehnlichste Wunsch, eigene Compositionen zur Ausführung zu bringen, darunter die selbst geschöpfte Idee eines die Segnungen des Wassers darstellenden Brunnens, immer weiter über fremden Arbeiten hinaus. Endlich kam der Amerikaner Brobasko, welcher das zwanzig Jahre auf Realisirung wartende Project mit Freuden für Cincinnati erfaßte. Mit Beihülfe Kreling's (s. A. D. B. [1883] XVII, 115) und Miller's ältesten Söhnen Ferdinand und Fritz entstand das 43 Fuß hohe Werk, welches glücklich im glänzenden Erz ausgeführt, vor seiner Absendung mit allen Figuren und sonstigem Beiwerk im Hofe der Gießerei in allen Wasserkünsten spielend, aufgestellt und von ganz München bestaunt und bewundert wurde. (Eine Abbildung im XXVII. Bande, Nr. 5 „Ueber Land und Meer“, 1871 und neuestens unter Fr. R. Ackermann's Künstler-Weltpostkarten, Nr. 516.) Ferdinand Miller's gleichnamiger Sohn besorgte den Transport und die Aufstellung des unerhörten Werkes und empfing große Ehrungen, welche ebenso der deutschen Kunst wie ihren Vertretern galten, sich auch auf der folgenden Reise durch den Staat Indiana fortsetzten und neue Aufträge brachten. Das

alte Wort, daß die Wünsche der Jugend mit dem Alter in Fülle sich bewähren, bestätigte sich, umsomehr, als auch die wackeren Söhne, jeder in seiner Weise hervorragend, dem väterlichen Vorbilde folgten.

In der langen Reihe überseeischer Lieferungen verdienen die trotz ihrer kolossalen Wucht doch gleich einer Tapetenthür leicht beweglichen und unhörbar schließbaren Broncethore für das Capitol in Washington (vgl. R. Doehn in Lützow's Zeitschrift, 1870, S. 288—91) eine erwähnenswerthe Stellung. Besondere Transportleistungen verursachte die Reiterstatue Bolivar's nach Tadolini's Modell für Venezuela mit dem ganzen aus Syenitblöcken bestehenden Unterbau (vgl. Nr. 311 „Allgem. Ztg." vom 7. November 1858); das eine der beiden Schiffe scheiterte an den Riffen von Los Roques im Mexikanischen Meerbusen; doch wurde die ungeheure in 16 Kisten verpackte Ladung nach namenlosen Gefahren wieder gehoben. Die Ueberbringung von Schilling's „Germania" mit den dazu gehörigen Statuen und Reliefs nach dem Niederwald erforderte unerwartete Anstrengungen, wovon übrigens die alten Pharaonenbilder in Aegypten gleichfalls ein Aequivalent in mechanischer Technik beanspruchten. Ganz zutreffend schrieb M. nach Vollendung des von Rietschel für Weimar bestimmten Goethe- und Schiller-Denkmals auf ein Albumblatt (in der Autographen-Sammlung des Innsbrucker „Ferdinandeums") die Worte: „Von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß, soll das Werk den Meister loben; doch der Segen kommt von oben!" Ein Ehren- und Freudentag war es, als König Ludwig's Reiterstandbild (nach Schwanthaler-Widnmann) bei Eröffnung der „Propyläen" in die Stadt gefahren wurde. Die ganze Reihenfolge dieser Werke auch nur in Kürze aufzuzählen, ist hier unmöglich; den größten Theil aber in ihrer Entstehung miterlebt zu haben, gehört zu den unvergeßlichsten Erinnerungen des Referenten!

Miller's vielseitige Thätigkeit ist damit noch lange nicht geschildert; der Unermüdliche saß Jahre lang im Gemeinderath der Stadt als muthiger Vorkämpfer heilsamer Besserungen; er befürwortete den neuen Rathhausbau, brachte Hauberrißer's glorreiches Project zur Annahme und Ausführung. — M. zählte zu den Mitbegründern des „Vereins zur Hebung und Förderung des Kunstgewerkes"; er veranstaltete zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens die „Große Kunst-Industrie-Ausstellung" 1876 im Glaspalast, welche sich mit einem vordem unerhörten Resultat rentirte. Als Mitglied des Landtags errang Miller's zündende Rede den Anschluß Baierns an Preußen bei Ausbruch des französischen Krieges, ebenso setzte er den Neubau der Kunstakademie mit dem Rest der Kriegsentschädigung durch. M. gab die Anregung zur Erhöhung der Künstlerstipendien und daß jährlich die (später bedeutend erweiterte) Summe von 25 000 Gulden zur Beförderung der Kunst und zu Ankäufen von Bildern für die Pinakothek in das Budget des Staates eingesetzt wurde. Zu glänzender Ehrung seiner Thätigkeit wurde M. im November 1873 einmüthig zum zweiten Präsidenten gewählt; hocherfreut lehnte er aber dankend die ihm ungewohnte Bürde ab. Am 10. Januar 1874 erfolgte mit 14 116 Stimmen im Wahlkreis Weilheim-Bruck-Landsberg ein Mandat für den deutschen Reichstag, welchem er bis 1881 angehörte. Auch hier erhob er oftmals im heißen Kampfe der Parteien seine versöhnende Stimme zum Nutzen und Schutze deutscher Selbständigkeit im Bereiche der Kunst und Industrie. Er trat energisch ein für den Bau des Reichstagspalastes, für die Errichtung des Niederwald-Denkmals, vor Allem aber für eine mehr rationelle Handelspolitik, für fördernde und schützende Tarife, sowie für das endliche Zustandekommen eines zweckentsprechenden Musterschutz-Gesetzes. Er besaß keine hinreißende, bestechende Redegabe, aber eine überzeugungsfeste

Wärme und Wahrhaftigkeit. Sein spiegelreiner, unantastbarer, edler Charakter diente ihm zur Folie. Er war ein Mann vom alten Schlag mit hellem, erfassenden Verständniß für alle praktischen Fragen der Gegenwart. Im hochgehenden Culturkampf erwies er sich als ein einfacher, echter und warmer Christ, ohne Groll und Polemik gegen andere Bekenntnisse.

Die Erzgießer-Grube wurde eine Goldquelle für Stadt und Land. M. brachte ergiebige Summen in Umsatz und Umlauf zu Nutz und Frommen der bairischen und deutschen Industrie. Mit den Besten seiner Zeit stand M. in bleibender Fühlung. Daß er seinen schwer erworbenen Hort mit großer Generosität zu charitativen Zwecken, zum wahren Nutzen und Heil seiner Arbeiter und Gehülfen verwendete und opferwillig vorging (z. B. in den Kriegsjahren 1859, 1866 und 1870, wo er sein ganzes Haus zu einer Freistätte für Kranke und Verwundete aufthat) soll ihm unvergessen bleiben.

Im J. 1873 erwarb er die Erzgießerei vom Staat und übergab diese seine Schöpfung 1886 den, die väterlichen Traditionen treu hütenden und in seine Fußtapfen tretenden Söhnen. Seinem Könige Ludwig I. blieb er dankbar ergeben, obwol es nicht immer leicht war, den oft eigenwilligen Plänen und momentanen Wünschen dieses Mäcen zum Ausdruck zu verhelfen. Die Anregung und Ausführung der prächtigen Centenar-Feier dieses Monarchen war Miller's Werk. König Max II. und Ludwig II. zeichneten ihn aus in dankbarer Erinnerung, Letzterer 1875 durch Verleihung des erblichen Adels. Titel, Würden, Bürden und Ehren flogen dem sehr einfachen Mann von allen Seiten wohlverdientermaßen zu: Er blieb immer bescheiden und wahr, ein begeisterter Freund und Träger aller echten Kunst, ihrer Pfleger und Träger.

Vgl. E. Förster, Gesch. d. dtsch. Kunst, 1860. V, 235. — „Illustr. Ztg.", Lpz., Nr. 742, 19. Sept. 1857 (m. Portr.). — „Ueber Land u. Meer", 1876. XXXVI. Bd., Nr. 44 (m. Portr.). — „Illustr. Welt", 1884, Nr. 14, S. 159 (m. Portr.). — Nekrologe in Nr. 42 „Neueste Nachrichten", 11. Febr. 1887; Nr. 55 „Allgem. Ztg.", 24. Febr. 1887; „Kunst f. Alle", 1887, 1. März 1887, S. 172 ff.; Nr. 2278 „Illustr. Ztg.", Lpz., 26. Febr. 1887 (m. Portr.). — R. Muther in Lützow's Zeitschrift, 1887. XXII, 330 ff. — J. v. Schmädel in der Zeitschrift des Kunst-Gewerbe-Vereins München, 1887, S. 25—32 u. 41—47, mit Portr. u. vielen Illustrationen. — Münch. Kunstvereinsbericht f. 1887, S. 78—83. — Fr. Pecht, Gesch. der Münch. Kunst, 1888, S. 176 u. 466 u. Aus meiner Zeit, 1894. II, 247 ff. — Sepp, Ludwig Augustus, 1903, S. 461 ff. — Seine Söhne setzten dem Meister des Erzgusses nicht nur ein ehernes Denkmal auf dem Südlichen Friedhof, sondern auch ein von Fritz v. M. verfaßtes, leider nicht für den Buchhandel bestimmtes Lebensbild (München 1904 bei Meißenbach, Riffarth & Comp., 176 S., kl. Fol.), eine würdige, mit Bildnissen, Ansichten und Reproductionen nach Miller's Schöpfungen reich ausgestattete Familienchronik. Ebenso gossen sie zu Vaters Ehren eine Medaille (0,40 cm im Durchschnitt) mit dem Reliefbildniß des Meisters modellirt von St. Schwartz und der Umschrift „Ferdinand von Miller der Erzgießer geb. 18. X. 1813 † 11. II. 1887", auf der Rückseite die Statue der kranzspendenden Bavaria und der Legende „Dieser Koloß von Ludwig I. König v. Bayern von Ludw. v. Schwanthaler erfunden und modellirt wurde in den Jahren 1844—1850 von Ferd. Miller in Erz gegossen und aufgestellt. S. Schwartz sc."

Hyac. Holland.

Millöcker: Karl M., Musiker, geboren am 29. Mai 1842 in Wien, † am 29. December 1899 in Baden bei Wien, tüchtiger Capellmeister und beliebter Operettencomponist. Anfangs sollte er, wie sein Vater, Goldschmied

werden; aber das musikalische Talent zeigte sich früh und fand eine tüchtige Ausbildung im Wiener Conservatorium. Schon mit 22 Jahren wirkte er als Theatercapellmeister in Graz, kam 1866 in gleicher Eigenschaft nach Wien an das Harmonie-Theater, dann (1869) an das Theater an der Wien, wo er durch fast 30 Jahre thätig war, die meisten seiner Operetten zum ersten Mal aufführte und ungemein populär wurde. Die bekanntesten und ihrer Zeit beliebtesten Operetten sind: „Das verwunschene Schloß", „Apajune, der Wassermann", „Der Bettelstudent" (1882), „Der arme Jonathan" (1890) und „Gasparone". Sie sind zu Weltruf gelangt. Andere Werke dieser Art waren: „Der todte Gast" (1865), „Die lustigen Binder", „Diana", „Die Fraueninsel", „Der Regimentstambour", „Ein Abenteuer in Wien", „Die Musik des Teufels", „Gräfin Dubarry" (1879), „Die Jungfrau von Belleville", „Der Feldprediger" (1884), „Der Dieb" (1886), „Der Viceadmiral" (1886), „Die sieben Schwaben" (1887), „Das Sonntagskind" (1892) und die Musik zu dem berühmten Volksstück „Drei Paar Schuhe". Seine letzte Operette „Nordlicht" wurde 1896 aufgeführt. Außerdem schrieb er, wie es der Theaterbedarf mit sich brachte, die Musik zu einer großen Anzahl von Possen und Volksstücken aller Art und gab durch mehrere Jahre unter dem Titel „Musikalische Presse" eine Sammlung besserer Salonmusik für Clavier heraus. Seine Musik ist leicht beschwingt, graziös und temperamentvoll, ohne jede Tiefe, aber eingänglich und unterhaltend, volksthümlich ohne gemein zu sein. Er ist einer der besten Vertreter der so bestrickenden aber auch so sehr vergänglichen Wiener Operette. E. Mandyczewski.

Miltitz: Bernhard von M., sächsischer Weltreisender, wurde 1570 auf dem Schlosse Scharfenberg bei Meißen geboren. Sein Vater war der kursächsische Hauptmann Ernst v. M. Der Knabe verlebte die Jugendjahre bei seinem Großvater mütterlicherseits, Jobst v. Kanne, auf dem Rittergute Clöden bei Wittenberg. Nachdem er sich durch Privatunterricht die nöthige Vorbildung angeeignet hatte, bezog er die Universität Wittenberg. Doch scheint ihm das gewählte Studium der Rechtswissenschaft nicht zugesagt zu haben, denn bereits nach einem Jahre folgte er seinem Vetter, dem Rittmeister Albrecht v. M., an den kursächsischen Hof nach Dresden. Hier diente er zunächst mehrere Jahre als Page. Dann trat er bei den Carabinern ein, einer zum persönlichen Dienste des Kurfürsten Christian I. bestimmten auserlesenen Truppe. Da ihm aber das Hofleben nicht behagte, schloß er sich 1591 dem Fürsten Christian von Anhalt an, der deutsche Kriegsvölker nach Frankreich führte, um König Heinrich IV. gegen die katholische Liga zu unterstützen. M. wohnte verschiedenen Gefechten und Belagerungen, unter anderem der Einnahme von Rouen durch den König bei. Als ihm aber das wüste Treiben im französischen Heere nicht mehr gefiel, begab er sich nach dem Haag, um die Niederländer in ihrem Freiheitskampfe gegen Spanien zu unterstützen. Er wurde der Heeresabtheilung des Grafen Philipp v. Hohenlohe zugewiesen und that sich bei der Belagerung der Festung Gertrudenberg hervor. Bald war er aber auch des Lebens im holländischen Feldlager überdrüssig. Er kehrte deshalb nach dem heimatlichen Clöden zurück, doch wurde ihm die dortige ländliche Einsamkeit nach kurzer Zeit unerträglich. Er begab sich darum abermals nach Holland, und als er hier keine geeignete Beschäftigung fand, über England nach Frankreich. Am 12. December 1594 verließ er als Lieutenant auf einem französischen Kaperschiff den Hafen von Dieppe. Er umsegelte Afrika, an dessen Küste das Schiff gelegentlich Sklaven raubte, hielt sich einige Zeit in Goa auf, fuhr dann nach Malakka, wo er vergeblich versuchte, sich am Gewürzhandel zu betheiligen, kehrte von Hinterindien aus durch den Indischen und Atlantischen Ocean zurück und erreichte 1596 die

Küste von Brasilien. Nachdem das Schiff eine Ladung Farbeholz eingenommen hatte, steuerte es an der Küste von Guyana und Venezuela hin nach Santo Domingo. Hier wurde seine Besatzung bei der Landung von spanischen Küstenwächtern verhaftet und nach der Hauptstadt der Insel geführt, um wegen des Verdachts der Seeräuberei und des Schleichhandels vor Gericht gestellt zu werden. Auf der Fahrt über Land lernte M. einen gutmüthigen Priester kennen, mit dem er sich in lateinischer Sprache mühsam verständigte und der ihm gute Rathschläge für sein Verhalten vor Gericht mit auf den Weg gab. M. wußte in der That die Richter nach den Weisungen seines priesterlichen Freundes zu täuschen und wurde deshalb freigesprochen. Sein Capitän und dessen Steuermann dagegen erlitten den Tod am Galgen, während die Matrosen auf die Galeeren kamen. M. hielt seine wunderbare Rettung für einen Wink des Himmels, daß er sich nicht in weitere Abenteuer einlassen sollte. Er verließ deshalb auf einem kleinen spanischen Fahrzeuge die Insel, um nach Europa zurückzukehren. Kurz nach der Abfahrt erlitt er Schiffbruch, doch rettete er sich auf einen im Meer schwimmenden Palmstamm und wurde mit diesem wiederum an die Küste von Santo Domingo getrieben. Nachdem er er sich von den Schrecken des Schiffbruches erholt hatte, verließ er die Insel zum zweiten Male und landete am 16. December 1596 in Sevilla. Von hier aus begab er sich nach Madrid, wo er mehrere Jahre im Dienste des Hofes verweilte. Nachdem er sich noch einige Zeit an verschiedenen italienischen Fürstenhöfen aufgehalten hatte, kehrte er 1601 wohlbehalten nach Sachsen zurück. Sein Wandertrieb ließ ihn indessen nicht lange ruhen. Als Gesandter seines Kurfürsten bereiste er mehrmals Frankreich, England und die Niederlande. Später wurde er zum Hauptmann der Stifter Meißen, Merseburg und Naumburg sowie der Grafschaft Mansfeld ernannt. Als solcher nahm er 1620 an dem Kriegszuge seines Landesherrn in die Niederlausitz theil. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Pretzsch bei Wittenberg. Am 18. November 1626 raffte ihn daselbst ein schneller Tod hinweg, ehe er die Absicht ausgeführt hatte, sein Reisetagebuch zu veröffentlichen. Wo sich dasselbe gegenwärtig befindet, ist unbekannt. Einen kurzen Auszug aus dem Inhalte gab der Pastor Johann Durrius zu Pretzsch in seiner Schrift: „Decennium memorabile. Das ist, Gründliche beschreibung, der Weitleuftigen, vnd zu Land vnd Wasser gefehrlichen Reisen, durch Europam, Africam vnd Americam . . .“, Wittenberg 1628. Auch Miltitz' Naturaliensammlung, die er zum Theil der kurfürstlichen Kunstkammer in Dresden schenkte, hat sich nicht erhalten.

v. Kyaw, Ein Tourist gegen Ende des 16. Jahrhunderts (Neues Lausitzisches Magazin IL, Görlitz 1872, S. 126—134). — Kirchhoff, Ein sächsischer Weltumsegler des 16. Jahrhunderts (Mittheilungen d. Vereins f. Erdkunde zu Halle 1881, S. 67—81). — Vogt, Der erste sächsische Weltumsegler (Wissenschaftliche Beilage d. Leipziger Zeitung 1881, Nr. 78, S. 465—466). — Ruge, B. v. M., kein Weltumsegler (Neues Archiv f. sächsische Geschichte III, Dresden 1882, S. 66—77). — Hantzsch, Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts, Leipzig 1895, S. 121—123.

Viktor Hantzsch.

Minckwitz: Johannes M., Philolog, Uebersetzer und Dichter, wurde am 21. Januar 1812 zu Lückersdorf bei Kamenz in der sächsischen Oberlausitz geboren, als Sohn des Dorfrichters, eines wohlhabenden, kinderreichen Bauerngutsbesitzers. Bis zum 12. Jahre in tüchtiger Dorfschule unterrichtet, besuchte er das lateinische Lyceum in Kamenz, seit 1828 die Prima des Kreuzgymnasiums zu Dresden und studirte seit 1830 auf der Leipziger Universität

Philologie, zwar mit dem damals natürlichen Schwergewicht auf den antiken Sprachen, jedoch zog ihn persönlich deutsche Poesie weit mehr an, deren Studium, wie die Litteraturgeschichte überhaupt, damals auf den Hochschulen, besonders aber auf der Leipziger, sehr im Argen lag. Er schloß sich da zunächst an den hervorragenden Gräcisten Gottfr. Hermann an, dessen Einfluß damals im akademisch-wissenschaftlichen Leben Leipzigs allmächtig war. Zwar fand M. 1833, nachdem er 20. März (angeblich 21. Febr., dem Datum seiner Mündigkeit) antiquo ritu promovirt, in dessen „Griech. Gesellschaft“ Eintritt, suchte aber darin viel mehr als gediegene Sprachkenntnisse und Schulung in der Wortkritik. Indem er das von dem berühmten Lehrer Dargebotene mit größerer Freiheit als dessen meiste Jünger ergriff, sein gesammtes Sprachstudium auf die deutsche bezog und der sog. kritisch-grammatischen Philologie seine volle Abneigung bezeigte, gerieth er mit jenem stark diktatorischen Haupte des maßgeblichen Professorenringes und seinem Anhang nicht nur in offenen Gegensatz. Vielmehr artete dieser in leidenschaftlichen Streit und litterarische Fehde aus, als M. auf Grund der mit August Graf v. Platen schriftlich angeknüpften Bekanntschaft sich entschloß, dessen metrisch-rhythmische Doctrin und Praxis auf die Objecte der classischen Philologie insofern anzuwenden, als er die großen hellenischen Dichter in kunstreichster, dem deutschen Idiom wirklich angemessener Weise verdeutschen wolle. Allerdings versagte ihm G. Hermann für seine ersten Uebertragungen der attischen Poeten den Beifall nicht, den Publikum und Kritik sofort spendeten, namentlich aber Platen seinem Bewunderer zu theil werden ließ. Als M. aber, von einer Reise nach Süddeutschland und Italien (Sommer 1836 bis Herbst 1837) zurück, an der Leipziger Universität sich für Vorlesungen über classische Poesie habilitiren wollte, vereitelten dies Hermann und die Stimmenmehrheit der von diesem beherrschten philosophischen Facultät. Hermann verabscheute freilich nur die Richtung Minckwitz', im Sinne von J. H. Voß den ihm falsch und fruchtlos scheinenden Weg zur Eroberung der antik-classischen Dichtwerke zu gehen. Im übrigen erkannte er Minckwitz' specifisches Talent an und wünschte bloß, daß dieser — anderswo auftrete. Nachdem M. so seine nächsten Absichten auf unabsehbare Frist durchkreuzt sah, versuchte er sich als Gymnasiallehrer am Blochmann'schen Privatinstitut zu Dresden 1840/41, ließ sich aber im folgenden Jahre in Leipzig für die Dauer nieder, verheirathete sich glücklich und wandte seinen vollen Fleiß und Eifer dem genauen Studium der altgriechischen wie der deutschen Metrik und Dichtersprache sammt der Nutznießung seiner Ergebnisse für die ununterbrochene Uebersetzer-Thätigkeit zu. Die Verdeutschung der zwei großen attischen Tragiker bewog den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der sie über andere, gleichfalls von ihm gelesene zu stellen erklärte, ihm 1845 auf Bunsen's Verwendung ein lebenslängliches Jahrgehalt von 300 Thaler als eine Dichterpension zur Muße zu stiften, obgleich M. außerhalb Preußens zu Haus war. Dieser materielle Beistand und Ansporn kam gerade zur rechten Zeit; denn die rastlos fortgesetzten selbständigen Studien und Arbeiten von seinem konsequent festgehaltenen Standpunkte aus verwickelten ihn immer wieder in widerwärtige Händel mit den Fachgenossen, so daß der Privatgelehrte vorerst an ein Einrücken in den akademischen Beruf nicht denken durfte. Nach G. Hermann's, seines erbitterten Gegners, Tod (31. December 1848) versprach ihm der zeitweilige sächsische Cultusminister 1849 die Ernennung zum außerordentlichen Professor an der Leipziger Universität, was sich jedoch mit dem baldigen Ausscheiden des Ministers zerschlug. Als M. darauf um die Zulassung zum Privatdocenten einkam, trat ihm Moritz Haupt, der Germanist, innerhalb der Philosophischen Facultät entgegen, was ihn in

Zusammenstöße mit dieser selbst hineinzog. Trotz Haupt's Absetzung 1851 glückte es M. erst, nachdem jener Leipzig verlassen, 1855 die seitherigen Zwiste mit der Facultät auszugleichen und am 7. Juli seine Probevorlesung behufs Habilitation zu halten. Aber auch hier gab es zunächst wenig Ruhe. M., dessen Ruf als Vers-Uebersetzer längst fest gegründet war, hatte seit 1854 den Homer in deutscher Prosa herauszugeben begonnen, weil seines Erachtens die vorhandenen metrischen Verdeutschungen starke Mißverständnisse des Sinnes eingebürgert hätten. Darob ergoß sich über ihn der „Zorn der großen und kleinen Pedanten", wie er angibt, zumal als M. 1856 im Vorwort zur Odyssee „über einige tüchtig hergefahren war", besonders bezüglich der Entstehung der homerischen Gesänge, und zwar in der bei den strengen Philologen für solche Dinge ungern gesehenen deutschen Sprache. Es mag sein, daß, mit dadurch aufgehetzt, ihn am 19. Januar 1856 ein zahlreicher Studentenhaufen in seinem Hörsaal überfiel: „doch mit Geistesgegenwart vereitelte er die Absicht, ihn vom akademischen Katheder hinauszutrommeln". Schutz kam ihm danach auf unerwartete Weise. Der hochbejahrte Alexander v. Humboldt trat, vielleicht durch Friedrich Wilhelm's IV. Sympathie zuerst angeregt, am 7. Februar 1857 in einem Sendschreiben ans deutsche Volk mit vollster Anerkennung Minckwitz' Anfeindern entgegen: M. allein sei als Nachfolger Platen's imstande, eine gute metrische Uebersetzung Homer's zu liefern, und nannte ihn öffentlich den „vorzüglichsten Uebersetzer der Alten nach J. H. Voß". Und als dann M. in aufrichtiger Dankbarkeit in dem „Album des deutschen Vereins zur Unterstützung der Hinterlassenen verdienter Künstler", das Moriz Graf zu Bentheim 1858 in Würzburg herausgab, einen „Festgesang an Alexander v. Humboldt" anstimmte, da urtheilte letzterer in einem Briefe an den Verfasser, daß dies Gedicht „zu dem Reichsten, Vollendetsten und Erhabensten gehört, was ich je gelesen habe". Am 12. Juli 1857 wurde dem vielgeplagten Manne seine geistreiche Gattin Ernestine, die ihn selbst „in seinen sprachkünstlerischen Arbeiten" gefördert hatte, nach 12 schrecklichen Wochen verschlimmerten Herzleidens entrissen. Aus dieser Ehe stammt der, nebenbei auch dichterisch thätig gewesene hervorragende Schachspieler Hans M., geb. 1843, im J. 1893 in eine Nervenheilanstalt überführt und am 20. Mai 1905 verstorben, nachdem er den vom Vater behaupteten Zusammenhang mit der gleichnamigen sächsischen Adelsfamilie durch Annahme des Prädicats „von" vor der Oeffentlichkeit erregt zur Geltung gebracht hatte. M. hat dann nochmals geheirathet und ist da Vater der vortrefflichen Romanistin Dr. Marie Joh. M. (geb. 1868) geworden, welche von ihm den tieferen philologischen Feinsinn geerbt hat. An Weihnachten 1861 erhielt M. eine außerordentliche Professur zu Leipzig. Er hat daselbst in der Ueberzeugung, seine Sache wenigstens im Heimathlande Sachsen siegreich durchgesetzt und, „sich seiner Haut wehrend, da er niemals der angreifende Theil gewesen", die vielfach kleinlichen Feinde und Krittler geschlagen zu haben, fürderhin über deutsche Litteratur, Verskunst u. s. w. eifrigst seine Anschauungen als Docent und mit der Feder verfochten, freilich weder hier noch dort unangefochten und besonders von jugendlicher Hörerschaft in seinem unumwundenen Stolze auf das Gelungene seiner Leistungen und die Richtigkeit seiner Ideen öfters mißverstanden, ja, nicht ernst genommen. Das hat ihn allerdings wol wenig gekränkt, und erst als er im April 1883 sein 50jähriges Doctorjubiläum gefeiert hatte, schied er mit der Familie vom Schauplatze seines Ringens und Kämpfens und verzog nach Heidelberg, wo er im schönen Vorort Neuenheim am 29. December 1885 gestorben ist.

Innerhalb der ausgedehnten litterarischen Thätigkeit Minckwitz' steht sein Wirken als Erneuerer der großen hellenischen Poeten dergestalt im Vorder=

grunde, daß sein Anrecht auf Nachruhm eben auf diesen Leistungen fußt. Er strebte danach, wirklich jene classischen Dichtwerke ebenbürtig nachzubilden, sie gemäß den strengsten, namentlich metrischen Anforderungen dem deutschen Schriftthum anzueignen. Mit rastloser Beharrlichkeit rang er, auf Grund intimsten Verständnisses der Originale einerseits dem Griechischen treu, andererseits im deutschen Umguß sprachlich wie metrisch durchweg gewandt zu verfahren. Kein Wunder, daß seine Uebersetzungen schon vom ersten Erscheinen an bedeutenden Erfolg erzielten. Nicht nur sein Vorbild und Meister Platen, ferner dann, wie erwähnt, Alex. v. Humboldt, der ja auch ein feiner Sprach- und Litteraturkenner war, auch Fachleute ersten Ranges, nämlich der von G. Hermann wegen dieser Parteinahme scharf getadelte Fr. Thiersch und Hermann's geistiger wie litterarischer Antipode, Aug. Böckh, welcher M. ein Uebersetzergenie genannt hat, waren für seine einschlägigen Ergebnisse außerordentlich eingenommen. Trotzdem ruhte M. nicht, sie durch fortwährendes Feilen zu vervollkommnen, wie jüngere Auflagen beweisen. Er begann 1834 mit Euripides' Dramen, setzte sie 1836/37, dann 1857 fort. Sophokles' Tragödien erschienen 1835—43, neu 1851—62; dieser 3. bezw. 4. Abdruck ist seitdem öfters ohne ausdrückliche Bezeichnung frisch aufgelegt worden, als Glied der bei Metzler in Stuttgart erscheinenden deutschen Bibliothek antiker Classiker. Die Sophokles-, dazu die 1845 (3. Aufl., zum Theil 4. Abdruck 1853) zuerst hervorgetretene Aeschylos-Verdeutschung haben Minckwitz' Ruf als Uebersetzer in erster Linie fest begründet und erhalten. Beim Aeschylos hatte er übrigens zugleich 1839 für „Die Eumeniden“ und den „Gefesselten Prometheus“ durch kritische Herausgabe des Urtextes mit lateinischem Commentar seine völlige Vertrautheit mit der rein philologischen Seite der Sache deutlich erwiesen. Auch seine 1850 gedruckten zwei „Habilitationsschriften“ — „Pindar's 4. pyth. Ode, deutsch, mit Einleitung und Anmerkungen“ und „Quomodo Romani Graecos converterint. Dissertatio I“ — zeigen ihn auf dem Boden, den er Jahrzehnte lang unermüdlich bepflügt, überaus heimisch. Pindar's schwierige Oden hat er 1848/49, Aristophanes 1855—64, Homer erst in Prosa 1854—56, dann, nach seiner „Vorschule zum Homer“ (1863), 1871 eine lange vorbereitete Hexameter-Fassung beginnend, theilweise Lucian 1836 deutsch herausgegeben. Alle diese Uebersetzungen sind Niederschläge anhänglichster Hingabe an griechische und deutsche Dichtersprache, und zwar bevorzugen sie diese nur selten zu Gunsten der Form, auf die sie ja das Hauptgewicht legen. Eben deshalb haben sie auch die Hauptanfechtungen erduldet. Es klingt sehr gnädig, wenn ein Richter wie der gern abfällig urtheilende Ad. Bartels, dem gewiß Vorbedingung der Competenz mangelt, sagt, daß M. „aber als der Verdeutscher griechischer Werke doch einige Verdienste hat“, nachdem er ihn soeben „in mancher Hinsicht als Platen's Caricatur“ zu erkennen meint. Allerdings hat sich M. nicht nur in der Auffassung poetischer Form, sondern auch als selbstschaffender Dichter so eng als möglich an den Grafen Platen angeschlossen. Hat er doch auch für dessen und seiner Dichtungen Andenken nachdrücklich gesorgt durch „Briefwechsel zwischen Aug. Graf v. Platen und Dr. Johannes Minckwitz. Nebst Briefen Platen's an G. Schwab“ (1836), „Graf Platen als Mensch und Dichter. Litteraturbriefe“ (1838), des Frühverklärten und Vielverkannten älteste Biographie, und Herausgabe eines 6. und 7. Bandes zu den Gesammelten Werken, den „Poetischen und litterarischen Nachlaß“ (1852, 2. Aufl. 1854): Bibliographie u. Inhaltsangabe dieser bei Goedeke, Grundriß² VIII, 679 m u. n, 682 B, 683 B. Minckwitz' bezügliches Verdienst darf seine doch übermäßige Emporschraubung von Platen's Bedeutung nicht übersehen lassen. Recht abhängig ist er als treuester Schüler Platen's auch in seinen eigenen Dichtungen von

diesem seinem Ideale geblieben. Seine „Gedichte“ (1847), neue Sammlung als 1. Band seiner nicht fortgesetzten „Gesammelten Schriften“, vorwiegend gelegenheitliche, endgültige Auswahl unter dem Titel „Aus Deutschlands größter Zeit, 1813—76“ (1876), führen uns M. als Pfleger einer ernsten, getragenen, reflectirenden Anschauungs- und Ausdrucksweise vor, der meistens in antiker, namentlich der Oden (weit über 100) -Form, von modernen am liebsten in der technisch lockendsten, dem Sonett, dichtet, doch auch hie und da im unmittelbar melodischen Lied oder in der classisch gehaltenen Romanze (beste Beispiele „Alexander vor Troja“ und „Titus“) Erfreuliches leistet. Anklänge, auch direkte, an die Art seiner antiken Idole und Platen's sind übrigens ziemlich häufig und auch ein ihn warm vertheidigendes Urtheil wie das bei J. Hub „fühlt sich doch versucht auszusprechen, er sei zu litterarisch und ästhetisch gelehrt und bekomme die Eindrücke nicht genug aus der ersten Hand, um original zu sein“. Moritz Hartmann's ihm früh an den Kopf geschleuderten Spottnamen „Leipziger Magister“ hat M. immer als einen unberechtigten Protest der Poeten „loser Ungebundenheit“ betrachtet und nie verwinden können. Zu Minckwitz' sonstigen belletristischen Werken gehören: „Die deutsche Dichtkunst. Ein satyrisch-komisches Lehrgedicht“ (1837); „Der Prinzenraub. Ein geschichtliches Schauspiel in 5 Acten“ (1839), von Kurz (s. u.) wegen seiner verschiedensten Versmaße, prosaischen Sprache und schlimmen Compositionsmängel bös abgekanzelt; „Der Künstler. Eine culturhistorische Novelle aus der Mitte unsers Jahrhunderts. Wahrheit und Dichtung“ (1862); „Dem neuen Kaiser. Hymnus“ (1871). Freiere Nachbildungen bieten die beiden Veröffentlichungen „Geschichten aus alter und neuer Zeit. Den besten Quellen nacherzählt für Leser aller Stände“ (anonym, 3 Bde., 1851), enthaltend „Die Pariser Bluthochzeit nach Ernestus Vacamundus“, „Die Buße Kaiser Heinrich's IV. vor Gregor VII. zu Canossa, nach Lambert v. Aschaffenburg“, „Die Zerstörung Jerusalems, nach Flavius Josephus“ sowie „Die Weisen des Morgenlandes. Eine Anthologie der ältesten Erzählungen, Märchen, Bilder und Sinnsprüche“ (1862; 2. Aufl. 1865).

Greifbares und, wenn auch nicht überall glatt zu Billigendes, so doch mannichfach Werthvolles hat M. endlich geliefert mit seinen theoretischen Arbeiten, die in eigenen Studien wurzeln, vor allen mit dem „Lehrbuch der deutschen Verskunst oder Prosodie und Metrik“ (1844, 6. Aufl. 1878), obwol ja dieses Gebäude die Haupt- und besten Gemächer der antikisirenden Verskunst einräumt, der Habilitationsschrift „Lehrbuch der rhythmischen Malerei der deutschen Sprache“ (1856; 2. Aufl. 1858), dem „Katechismus der deutschen Verslehre“ (1878); diese Veröffentlichungen sind ihrer Zeit auch in Schweden, Rußland, England und Amerika vielfach in Gebrauch genommen worden. Und so muß doch seinem Schürfen mancherlei Brauchbares entsprungen sein. Sagt doch noch 1882 der keineswegs günstig voreingenommene Anonymus (der in beiderlei Hinsicht sachverständige Philolog Jakob Mähly?) des Artikels über Minckwitz bei Frz. Bornmüller (s. u.): „Er geht in seinen metrischen Prinzipien und in seiner Uebersetzungskunst eigene Wege, vielleicht nicht immer die richtigen, aber immerhin solche, die eine Prüfung verdienen; denn der Autor geht in seiner Untersuchung mit Ernst, Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit zu Werke“. Sogar „Der [nicht illustrirte] neuhochdeutsche Parnaß. 1740—1860. Eine Grundlage zum bessern Verständnisse unserer Litteraturgeschichte in Biographien, Charakteristiken und Beispielen unserer vorzüglichsten Dichter“ (1861; 2. Aufl. 1864) gründet seine Urtheile wesentlich auf die Form. Dem von ihm so betitelten Formenschlendrian, auch dem ihm immer vor Augen hangenden litterarischen Coteriewesen geht er darin scharf zu Leibe, läßt sich

aber dabei gegenüber den minder für seinen Halbgott Platen schwärmenden Litteraturkritikern, vor allen denen vom „Jungen Deutschland“, zu sehr die Zügel schießen. An seine altphilologischen Ausgänge kehren zurück: „Illustrirtes Taschenwörterbuch der Mythologie aller Völker“ (1852; 6. Aufl. 1883); „Katechismus der Mythologie aller Völker“ (1856; 4. Aufl. 1879), beide ohne fragliche Constructionen und Ausdeutungen die Thatsachen abspiegelnd und der nicht-classischen, auch der germanischen Mythologie ihr Recht neben der griechisch-römischen wahrend; „Einleitung in die mythologische Wissenschaft“, vor W. Vollmer's Wörterbuch der Mythologie i. d. 3. Aufl. von Binder 1874.

Minckwitz' mancherlei lyrische Gaben zu Almanachen u. dergl., seine zahlreichen Recensionen, Abhandlungen, Aufsätze zur deutschen Metrik und Rhythmik, auch zur Litteraturgeschichte u. ä. in vielen philologischen und anderen Zeitschriften möge man nach Heindl, Hub, Haan (s. u.) verfolgen. Rangirt er auch als frei schöpferischer Litterat kaum noch auf festem Posten in heutigen litterarhistorischen Handbüchern und in Compendien, da ihm die echte „schaffende Kraft“ fehlt, deren er („Meine Verdeutschungen des Sophokles und Aeschylos“) sich Gutzkow und Laube gegenüber rühmt, so gebührte ihm doch in der auf antiken Principien aufgebauten „Deutschen Uebersetzerkunst“ O. Fr. Gruppe's (1859 u. 1866) auszeichnendere Ehrenstellung als S. 240—2 u. 329; und was der vielfach so hart Angelassene 1861 im „Schiller-Album der Allg. dtsch. National-Lotterie“ (S. 165) als „Des Sängers Segenswunsch“ ausgerufen hat, das dürfte ihm über zwei Decennien später vorgeschwebt haben: „Wer lang gekämpft mit langen Leiden, Ein lebensmüder Schwan, Wird gern, die Flügel hebend, scheiden Und steigen himmelan ... Nicht mit dem Schicksal wird er grollen, Wie oft es ihn betrog, Er lächelt ob des Wetters Rollen, Das nun vorüberzog ... Die bange Brust erhebt sich freier, Indem er scheidend spricht: ‚Verlöschen wird der Glanz des Schönen Auf dieser Erde nie: Mag hinter mir noch lange tönen Gesang und Melodie!‘“

Ausführliche, ersichtlich auf eigenen Mittheilungen Minckwitz' beruhende und daher auch einseitig panegyrische Darstellungen bei J. B. Heindl, Galerie berühmter Pädagogen, verdienter Schulmänner u. s. w. aus der Gegenwart, II (1859), 32—37, und bei J. Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter, III, 1 (1870), 177—179 (179—183 Proben), bei letzterem auch allerlei Litteratur über M., bei beiden Bibliographie; letztere, außer den Journalbeiträgen, am genauesten bei W. Haan, Sächs. Schriftsteller-Lex. (1875), 218 f. Unabhängig urtheilt Heinr. Kurz, Gesch. d. dtsch. Litt. IV, 16, 9, 513. Vgl. Ad. Bartels, Gesch. d. dtsch. Litt. II (1902), 197 f.; Bornmüller, Biogr. Schriftstellerlex. (1882), 497; Meyer's Dtschs. Jhrbch. I (1872), 977, K. Barthel(-Röpe), Vorlsgn. über d. dtsch. Nationallit.[9] (1879), 433 falsch. Abriß seines Lebens und Wirkens Bartels, Handbuch z. Gesch. d. dtsch. Literat. (1906), S. 476, der auf Hoffmann von Fallersleben, Mein Leben, IV, verweist, nämlich S. 246 f. (scharf!). Den Alten zeigt M.'s „Entwicklung des neuen dramatischen Styls in Deutschland“ (1884: „Dtsch. Zeit- u. Streitfragen“ 203). Ludwig Fränkel.

Mindler: Josef M., Vorsteher des Stenographenbüreaus der griechischen Nationalversammlung, geboren am 7. Februar 1808 zu Wertingen (Baiern), † am 20. October 1868 zu Athen, studirte Rechtswissenschaft und trat 1835 in das Heer ein, das für den zum König der Griechen gewählten bairischen Prinzen Otto geworben wurde. Er wurde darin Officier, trat dann in den griechischen Staatsdienst und war von 1838 bis 1842 Kanzleidirector im griechischen Kriegsministerium. Dann kehrte er in die Heimath zurück, wo er bei der Kreisregierung in Landshut und später bei der Eisenbahnbausection

in München Anstellung fand. Während dieser Zeit übertrug er die Gabelsberger'sche Stenographie, die er 1832 bei Gabelsberger selbst erlernt hatte, auf die neugriechische Sprache. Im J. 1856 begab er sich wieder nach Griechenland und ertheilte hier Unterricht in der Stenographie an dem Polytechnikum und an der Universität zu Athen. Auf Grund seiner praktischen Leistungen wurde er auch 1862 mit der Leitung des Stenographenbüreaus der griechischen Nationalversammlung betraut, legte diese Stelle aber nach einigen Jahren nieder.

Vgl. Taschenbuch f. Gabelsberger'sche Stenographen, 1864 (mit Bild). — Krumbein, Entwicklungsgeschichte d. Schule Gabelsberger's, 1901, S. 257.

Johnen.

Mittell: Karl Joseph M., Schauspieler, wurde am 26. October 1828 als Sohn des Hofschauspielers Karl M. geboren und kam als solcher früh mit der Bühne in Berührung, da er schon als Knabe von seinem siebenten bis zehnten Jahre im Hofburgtheater in Kinderrollen auftreten mußte. Trotzdem sollte er ursprünglich Priester werden und besuchte bis zu seinem sechszehnten Jahre das Wiener Piaristenseminar. Doch machte sich bei ihm das Schauspielerblut immer stärker geltend. Er verließ das Seminar und erhielt nun durch seinen Vater und den als Deklamator berühmten Dichter Dr. Wilhelm Vogel die nöthige Unterweisung für das Theater, bis sich schließlich der bekannte Schauspieler Karl Fichtner seiner annahm. Sein erstes Engagement fand er, kaum 18 Jahre alt, im J. 1847 in Wien unter der Direction Karl, unter der er fast ein ganzes Jahr lang als Volontär spielte. Später wurde er dort in eine erste Stellung engagirt und erhielt nach Aufhebung der Censur Rollen wie den Schiller in den „Karlsschülern", den Joseph in der „Deborah" und den König Ludwig XIV. im „Urbild des Tartuffe" übertragen. In den Jahren 1854—1857 war er in Riga engagirt. Von dort aus kam er nach Berlin, wo er hintereinander am Wallner-, Friedrich-Wilhelmstädtischen und Viktoria-Theater thätig war und Gelegenheit fand, sich im Gegenspiel mit Frau Agnes Wallner zu einem der vorzüglichsten Bonvivants und Conversationsspieler zu entwickeln, welche die deutsche Bühne gekannt hat. Nach einem nur kurzen Engagement am Dresdener Hoftheater (1866—1867) ging er an das Leipziger Stadttheater, an dem er sich als Liebhaber und erster Bonvivant namentlich in heiteren Rollen, z. B. als Veilchenfresser in Moser's gleichnamigen Lustspiel, sehr bald die Gunst des Publicums in hohem Maaße erwarb und sich auch als Regisseur des Lustspiels bewährte. Im J. 1878 trat er nach Julius Hübner's Abgang in den Verband des Hamburger Thalia-Theaters ein, dem er als eine seiner besten Zierden angehörte, bis ihn ein schweres Augenleiden nöthigte, auf die Ausübung seines Berufes zu verzichten. Er ließ sich im J. 1886 in Halle von Professor Gräfe operiren und zog sich hierauf nach Dresden zurück. Hier starb er am 1. März 1889.

Die Gartenlaube, Jahrg. 1876. Leipzig, S. 615—617. (Mit Bildniß.) — Deutscher Bühnen-Almanach, 54. Jahrg. Hrsg. von Th. Entsch. — Neuer Theater-Almanach f. das Jahr 1890. Hrsg. von d. Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger, 1. Jahrg. Berlin 1890, S. 90, 91. — Ludw. Eisenberg's Großes Biogr. Lexikon d. Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 680. — Adolf Philipp und Julius Baron, Hamburger Theater-Decamerone. Hamburg 1881, S. 231, 240. — Reinhold Ortmann, Fünfzig Jahre eines deutschen Theater-Directors. Hamburg 1881, S. 326, 327. — Alfred Schönwald, Das Thalia-Theater in Hamburg. Hamburg 1893, S. 85. — Georg Hermann Müller, Das Stadttheater zu Leipzig. Leipzig 1887 (Register).

H. A. Lier.

Mitterer: Franz Xaver M., Vorkämpfer des Deutschthums in Oesterreich, wurde am 28. Juli 1824 zu Laurein auf dem deutschen Nonsberge in Südtirol geboren, wo seine Eltern ein schönes Bauerngut besaßen. Der hochbegabte Knabe erledigte 1838—44 die Gymnasialstudien in Meran, wo damals der bekannte Tiroler clericale Litterat Beda Weber als Professor seine Schüler zu wissenschaftlichem Ernst begeisterte, die zwei sog. philosophischen Curse 1844 bis 1846 in Trient, wo er sich das Italienische mündlich und schriftlich vollkommen aneignete und auf dem bischöflichen Seminar, sich den geistlichen Beruf erwählend, 1846—50 seine theologischen Studien machte. Was er in den stürmischen Zeiten von 1848, da in seinem Vater- und Heimathlande Fortschritt und Rückschritt, Deutschthum und Welschthum heftig miteinander rangen, mit angesehen hat, damals, als man die deutschen Theologen in Trient, wie M., nach eigenen Erfahrungen bei der deutschen Kirche Trients, St. Marcus, mit köstlichem Humor zu erzählen wußte, oft als „Wache ohne Waffe“ verwendete, das mag seine innige Liebe zu seinem Volk und Volksthume, zumal auf dessen vorgeschobenstem Posten, für das ganze Leben bestimmend befestigt haben. Unmittelbar nach der Priesterweihe hielt er im Geburtsorte am 16. Juli 1850 seine Primiz und kam drei Wochen später als Cooperator nach dem benachbarten abgelegenen Bergdorfe Proveis, 1227 Meter über dem Meere, einer der vier allein deutsch gebliebenen Gemeinden am Nordrande des Nonsberggebietes. Hier hat M. dann, seit 1856 provisorischer, seit 1865 definitiver Pfarrcurat, über 49 Jahre als Seelsorger von Proveis, hingebender Berather des ganzen deutschen Nonsberges in allen Fragen geistigen, socialen und leiblichen Wohls, als wahrer Vater überaus segensreich gewirkt. Aufforderungen, eine angenehmere Pfarrei oder im fürstbischöflichen Ordinariate von Trient ein bedeutenderes Amt anzutreten, verfingen bei dem überzeugungstreuen Manne nie, welcher mit Wort und That die gefährdete völkische Zukunft seiner weltfernen heimathlichen „Deutschgegend“ (so der Eingebornen Name für sie) nach Kräften zu schützen bis zum letzten Atemzuge als unverbrüchliche, heiligste Pflicht betrachtet und geübt hat. In seinem halbjahrhundertlangen Wohnsitze Proveis ist M. am 5. November 1899 gestorben.

In der noch während des 15.—17. Jahrhunderts in den Bezirken von Fondo und Cles viel ausgedehnter deutschen, allmählich fast ganz italienisch gewordenen Hochland-Landschaft südwestlich Bozens zwischen dem Ultenthale und der Mendel einer-, der Presanellagruppe andererseits, hat M., von innigstem Nationalbewußtsein und überlegter Hülfsbereitschaft erfüllt, lange vor den Bestrebungen der deutschen „Schutzvereine“ die Fahne des Deutschthums hochgehalten und nicht etwa sich begnügt, durch Rede und Beispiel das nationale Gewissen zu wecken und zu schärfen. Vielmehr ist er in erfolgreichster Praxis immer mehr der eifrigste Hüter deutschen Wesen in den Tiroler Grenzbergen geworden. Ein Auskunftsbrief des wackern Mannes, vom 15. Januar 1892, unterrichtet unmittelbar, ungeschminkt und bescheiden über die Anfänge seines zielklaren Auftretens. Letzteres setzte demzufolge schon mit dem Amtsantritte des 26jährigen Jünglings 1850 ein. Das Deutsche für die Schulen der Gemeinden Proveis, Laurein, Unsere Frau im Wald (Frauenwald), St. Felix gesichert, für den gesammten amtlichen Verkehr der Behörden sowie deren Verfügungen, was der berühmte ausgezeichnete Germanist Ign. Zingerle aufs wärmste nach oben und öffentlich verfocht, durchgedrückt zu haben, das Verdienst leuchtet aus einem Ueberblicke seiner weitausgreifenden Thätigkeit nicht in dem Maaße hervor wie die allsichtbaren Anstalten, welche er ins Leben rief, besitzt aber schon deshalb die einschneidendste Wichtigkeit, weil das deutschnationale Wirken Vorbedingung für das folgerichtige wirthschaftliche sein mußte. Ignaz Zingerle

versammelte, auf Mitterer's Anregungen, in Innsbruck eine Gesellschaft deutschgesinnter Männer, aus der (1867) die dortige Deutsche Schulgesellschaft hervorging. Anderntheils machte der Frankfurter Psychiater Dr. Aug. Hans Lotz — theils anonym, theils unter dem Pseudonym Dr. Rupperg— seit 1875, besonders durch den Nothschrei „Aus den Bergen an der deutschen Sprachgrenze in Südtirol" 1880, auf das mustergültige Verhalten Mitterer's eindringlichst aufmerksam. Dieses Schriftchen fiel dem bekannten E. Pernerstorfer, des Wiener „Deutschen Vereins" Vertrauensmann für Südtirol, in die Hände und aus dessen bezüglichem Bericht erwuchs nicht allein eine dauerhafte Förderung der Proveiser Volksschule Mitterer's, sondern auch, angelehnt ans Vorbild des Innsbrucker Unternehmens und Lotz' Weckruf, der „Deutsche Schulverein", 13. Mai 1880 zu Wien, danach dessen jüngerer Bruder, der „Allgemeine Deutsche Schulverein", 14. Juni 1881 zu Berlin entstanden. So wurde M. in doppelter Linie der Pfadweiser, ja, der unbewußte Veranlasser des großartigsten Zusammenschlusses der Volksgenossen in Oesterreich und im Deutschen Reiche, die Bedrängniß deutscher Vorposten an der Sprachgrenze zu lindern, wenn möglich zu beheben. Geradezu maßgeblich für die Aufgaben der beiden Vereine wurde Lotz' Schilderung, wie die Bemühungen Mitterer's, Proveis nebst den drei Schwesterortschaften vor der Gefahr, im Italienerthum aufzugehen, bewahrt hatten, indem er für eine ausgebaute deutsche Schule und andere gemeinnützige Schöpfungen, zu denen keine öffentlichen Mittel erlangbar waren, mögliche Bestandswege fand. Den wohlthätigsten Rückschlag davon verspürten Mitterer's eigene Pläne und Anlagen. Mit Spenden des „Deutschen Schulvereins", auch der Regierung und aus Deutschland erbaute M. 1880—82 das von der armen Gemeinde durch Holz und Fronarbeit geförderte neue Schulhaus zu Proveis, während ihm der „Allgemeine Deutsche Schulverein" seit 1884 eine winterliche Suppenanstalt daran anzugliedern und Christbescheerungen im deutschen Nonsberglande einzuführen ermöglichte. 1850—92 war M. Ortsschulinspector, von 1892 bis zum Tode Vorsitzender des Ortsschulraths. Unermüdlich hob er das Schulwesen, auch regte er dafür Neubauten in den vier deutschen Gemeinden an; um Lehrerbesoldungen u. s. w. daselbst zu verbessern, schuf er mit dem Frauenwalder Pfarrer Ambros Steinegger einen „Schulfonds". Aus verständigen ökonomischen Erwägungen begründete er in Proveis eine Spitzenklöppelschule und gleich dieser eine bald weithin nachgeahmte Lerngelegenheit in der Korbflechterei, nach deren Vorbild man gewerbliche Fachschulen in den drei Parallelgemeinden, ähnliche Nebenanstalten ja selbst zu Lusern, Cles, Malé u. A. einrichtete, und damit der wenig mit Glücksgütern gesegneten Bevölkerung eine entwicklungsfähige sichernde Hausindustrie.

Wie es M. zu verdanken, daß es bessere deutsche Landschulen als dort in Tirol nicht gibt, so ging er auch in der Kirche vorbildlich vor, indem er deutsche Katechese und Predigt auf dem Nonsberg neu einführte, während bis auf seine Zeit in dessen deutschen Dörfern meist italienischer Clerus gesessen hatte. Dieser Vater der selbstverständlichen deutschen Kirchensprache seines Heimathsbezirks „war ein vorzüglicher Lehrer: die Kinder hingen an seinem Munde! Seine Predigten besaßen in ihrer schlichten Einfachheit und Klarheit eine unwiderstehliche Kraft. Er predigte gerne und oft. Am 26. October (eine Woche vor dem Tode) hielt er zum letzten Male Predigt, Amt und Christenlehre". Sein feucht-baufälliges Kirchlein, das er später, langgehegter Absicht gemäß, zum Gemeinde- und Schulgebäude umgestaltete, durch einen prächtigen gothischen Ersatz abzulösen, bereiste er 1869—74 die deutschen Alpenländer Oesterreichs und Baierns und 1876 konnte der mit den gesammelten 30 000 Gulden ausgeführte Neubau aufgeführt werden, als eines der schönsten Gotteshäuser, ja

eine Zierde des Nonsbergs, wobei der alte Kirchthurm, angeblich ein Wartthurm altgothischen Ursprungs, Verwendung fand. Als wahrer Hirt seiner Pfarrkinder erfüllte er Priesterpflichten aber auch außer der Kirche im öffentlichen Alltagsleben. 35 Jahre hindurch Gemeinderath, verfaßte er, ohne dessen Rathschlag nichts in der Gemeinde geschah, wichtige Schriftstücke selbst auch unzählige Eingaben für viele Private der ganzen Gegend und schlichtete oft Streitigkeiten. Den wirthschaftlichen Verhältnissen ließ er rastlose Hülfe angedeihen. Nicht nur zur Zeit der Grundablösung und der Blüthe des Holzhandels seinem Proveis; sondern er regte für die vier deutschen Gemeinden Raiffeisencasse, Consumverein, eine landwirthschaftliche Bezirksgenossenschaft an, welche gemeinsam die entwaldeten Berge aufforsten, Gemeindemolkereien anlegen sollte u. dergl. Auch hier hing der nationale Gesichtspunkt bei ihm aufs engste mit dem ökonomischen zusammen: M. erreichte ein eigenes Gesetz, welches die vier Gemeinden in landwirthschaftlicher Hinsicht von Welsch- an Deutschtirol überschrieb, so wie er den, seitens Luserns und des Fersenthals nachgeahmten Einspruch seiner „Deutschgegend“ wider die Einverleibung in das italienischerseits beabsichtigte „Trentino“ veranlaßte. Volksbücherei und Schießstand bescheerte er seinen lieben Gemeindeleuten, Sägmühlen und Kalköfen, im Widum Krämerei, Tabaktrafik, Weinstüberl eingerichtet. Durch regelrechten Anschluß des durchgesetzten eigenen Postamts den Verkehr zu erschließen, die bisherigen Fußwege und steil-steinigen Saumpfade nach dem nordwärts benachbarten deutschen Ultenthale sowie nach dem Bezirkshauptort Cles zu verbessern und zu markiren, die passendste Straßenverbindung nach Meran hin, die nun, nicht nach seinem Wunsche, über den Gampenpaß nach Frauenwald geht, genehmigen zu lassen, all das bemühte er sich redlich bis in seine siebziger Jahre. Den deutschen Touristenstrom nach der Romantik des weltverlorenen Thales abseits der Heerstraße hinzulenken bestrebte sich M. seit Anfang, stand bei der Section Nonsberg des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, dem er auf die Dauer ein hochverdienstlicher Helfer ward, mit dem Sitze in Proveis Pathe und blieb viele Jahre ihr Obmann, zahllosen deutschen Alpenwanderern freundlicher Wirth und Beirath. Als die deutschen „Schulvereine“ ins Leben traten, hat sich natürlich M. lebhaft daran betheiligt, an dem hartumbrandeten Fels des Deutschthums, wohin ihn die Vorsehung gestellt, die theure Muttersprache in Laut und Art zu schützen. Es hieß öfters, wenn auch zu Unrecht, der vortreffliche deutsche volksthümliche Priester habe es der Entschlossenheit, der anstürmenden romanischen Irredenta die Stirne zu bieten, zuzuschreiben, daß er simpler Curat von Proveis blieb. Jedenfalls haben sein Muster und Einfluß eine ganze Anzahl deutschgesinnter Amtsbrüder Südtirols zu mannhafter Abwehr italienischer Sprachanmaßungen aufgerufen und „sprechendes Zeugniß dafür abgelegt, daß ein tüchtiger katholischer Priester sich auch als guter Deutscher bethätigen dürfe. Leider sind die Mitterers in der katholischen deutschen Geistlichkeit Oesterreichs selten!“ So heißt's im ehrenden Nachrufe, den ihm 3. Juni 1900 Obmann Dr. Moriz Weitlof (†) auf der Hauptversammlung des „Deutschen Schulvereins“ zu Graz, der ersten nach Mitterer's Tode, widmete.

Franz Xaver Mitterer's unvergängliche Thaten, durch unermüdliches Eintreten für deutsche Sprache und Sitte und die Reihe gemeinnütziger Anstalten seinen und den 3 Nachbargemeinden am meisten ihr Volksthum gerettet, anderwärts zum Nacheifern angestachelt und, soweit die deutsche Zunge klingt, ein strahlendes Vorbild geliefert zu haben, sind durch den Franz Josefs-Orden, das goldene Verdienstkreuz mit der Krone, den Titel eines Directors der k. k. Fachschulen für Spitzenklöppeln und Korbflechten in Südtirol u. s. w. staat-

licherseits geehrt worden. Der Ruhm seines selbstlosen Thuns und Treibens lebt in den Kreisen der beiden Schulvereine und des Alpenvereins fort und des letzteren Section Bozen hat sofort nach dem Hinscheiden ergebnißreich verlaufene Sammlungen für ein Mitterer-Denkmal und eine Mitterer-Stiftung, beide in Proveis aufzustellen, angeregt. Und das mit vollstem Recht! Denn durch M. ist das Deutschthum in der „Exclave“ des Nonsberg-Nordrandes vorbildlich ein für alle Mal fest auf eigene Füße gestellt worden. Echtes Priestergemüth aber hat er damit bewiesen, daß er, obwol er natürlich die wiederholte Zumuthung, italienisch zu predigen und eine italienische Schule zu errichten, schroff abgelehnt hatte, doch freundnachbarliches Einvernehmen mit den welschen Angrenzern den deutschen Nonsbergern gewahrt hat.

Hauptquelle: Stadtschulrath Dr. Wilh. Rohmeder's (München) authentisches Charakterbild i. d. Januar-Nr. der Mittheilungen des Allg. Dtsch. Schlvrns. „Das Deutschthum im Ausl.“ v. 1900, S. 1 f.; vgl. ebd. April-Nr. 1900, S. 25 f., den obenerwähnten Brief Mitterer's von 1892, und April-Nr. 1906, S. 43 f., Groos' Daten über jene Gründungsvorgänge von 1880, sodann Rohmeder's Buch: Das deutsche Volksthum und die deutsche Schule in Südtirol (1898), besonders S. 98—100. Vgl. ferner Dr. Mupperg (= Lotz; Steub meinte Med.-Rath Aug. Hedinger, Stuttgart), Für Tirol und dessen Freunde, in: Museum, Beiblatt zur Neuen Frankfurter Presse, 1875, Nr. 8—12, 14, 16. — Ders. (anonym), Aus den Bergen an der deutschen Sprachgrenze in Südtirol. Eine Bitte an alle Alpenfreunde von mehreren Alpinisten (1880), S. 23—36 (vgl. dazu V. Blüthgen's Artikel über den Schulverein, i. d. Gartenlaube 1906, Nr. 1, S. 10). — Fr. Nibler, Deutsche Bilder aus welschen Bergen (1888) S. 44. — Karl Neumann, Zehn Jahre deutscher Arbeit. Gedenkschrift des Deutschen Schulvereins (1890), S. 7, u. A. v. Wotawa, Der deutsche Schulverein von 1880—1905 (1905), S. 8 u. 22. — Nekrolog (mit Bildniß) vom kundigen J. C. P(latter) i. d. Gartenlaube, Beilg. zu Nr. 49 von 1899. Lebens- und Charakterskizze von L. Fränkel in Biograph. Jhrbch. u. Dtsch. Nekrolog IV, 267 f. — Die Stelle aus M. Weitlof's Grazer Rede i. d. Berichten aller größeren österreich. und süddeutschen Zeitungen von Anfang Juni 1900 (oben nach Augsb. Abendztg. Nr. 153, S. 2). — Bozener Sectionsbericht über die Mitterer-Sammlungen, Münch. N. Nachr. 1900, Nr. 601, S. 5. — K. R. Kreuschner i. Wochenschrift Daheim, 41. Jahrg., Nr. 33, S. 17. — L. Steub, Drei Sommer in Tirol[4] II, 439, 305, 443/6. — Woerl's Tirol, Neubearbeitung 1906, S. 246, 266 f., 16.

Ludwig Fränkel.

Mittermüller: Rupert M., Benedictiner, Historiker, geboren am 7. Juni 1814 zu Mainburg in Niederbaiern, † am 11. December 1893 zu Metten. M. war der Sohn eines Schuhmachers. Sein Taufname war Anton. Die humanistische Vorbildung erhielt er in München, wo er nach einjährigem Vorunterricht im Herbst 1826 in die zweite höhere Vorbereitungsclasse eintrat, dann 1827 das alte (jetzt Wilhelms-) Gymnasium bezog, das er 1832 mit Note I absolvirte. Die philosophischen und theologischen Studien begann er 1832—1833 auf dem Lyceum zu Landshut und setzte sie 1833—1836 an der Universität München fort, die letzte Zeit als Alumnus des Georgianums. 1836 trat er in das Clericalseminar zu Regensburg ein, wo er am 27. Juli 1837 die Priesterweihe empfing. Nachdem er hierauf während der nächsten Jahre im Weltpriesterstande als Cooperator in Asenkofen, Neuessing und Sandsbach in der Seelsorge gewirkt hatte, trat er am 16. November 1840 im Stift Metten in den Benedictinerorden und legte am 20. Februar 1842

Profeß ab. Dann war er zuerst als Seelsorger und Lehrer zu Metten thätig, 1843—44 am neuen (Ludwigs-) Gymnasium in München, 1846—49 als Administrator und Seelsorger in Andechs. Von 1849—69 wirkte er als Professor der Geschichte am Gymnasium des Stiftes Metten. Der von ihm verfaßte und als Lehrbuch verwendete „Leitfaden zur bairischen Geschichte für Mittelschulen" (Landshut 1857, 3. Aufl. 1867), der das Mißfallen des Regierungsliberalismus erregte und gegen den man auch geltend machte, daß die Approbation des Ministeriums nicht nachgesucht worden sei, veranlaßte 1869 seine Enthebung von diesem Lehramte. Später wirkte er als Lehrer der Theologie für die Ordenscleriker und bekleidete viele Jahre das Amt des Bibliothekars; 1875—84 war er Prior.

Aus der reichen wissenschaftlichen Thätigkeit Mittermüller's auf historischem Gebiete sind als seine Hauptwerke zuerst zu nennen: „Das Kloster Metten und seine Aebte (Straubing 1856) und „Leben und Wirken des frommen Bischofs Michael Wittmann von Regensburg. Aus Actenstücken und den hinterlassenen Papieren des Dahingeschiedenen zusammengetragen" (Landshut 1859). An die große Wittmann-Biographie schlossen sich später die Schriften an: „Erbauliche Züge aus dem Leben und Wirken des gottseligen Bischofs Michael Wittmann in Regensburg" (Landshut 1863) und „Georg Michael Wittmann, ein priesterliches Musterbild" (Münster 1873, Zeitgemäße Broschüren, 8. Bd., 6. Heft). Als Gymnasialprogramme von Metten erschienen die Schriften: „Die bischöflichen Seminarien und ihre Gegner" (1849); „Historische Erläuterungen über einige controverse Thaten und Lebensumstände Karls des Großen" (1850); „Das Zeitalter des heiligen Rupert" (1854; 2. Aufl. Straubing 1855); „Winke und Erinnerungen zum Studium der Geschichte für Gymnasial-Schüler" (I u. II, 1859 u. 1860); „Herzog Arnulf von Bajoarien" (1863); „Albert der Dritte, Herzog von München-Straubing" (I u. II, 1867 u. 1869). Zum Theil aus Arbeiten, die vorher in den Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner-Orden (5. Jahrg. 1884) erschienen waren, ging seine letzte größere Schrift hervor: „Beiträge zu einer Geschichte der ehemaligen Benedictiner-Universität in Salzburg" (Salzburg 1889). Von seinen in verschiedenen Zeitschriften erschienenen kleineren historischen Arbeiten seien noch genannt: „Protestantische Elemente in Giesebrecht's Kaisergeschichte" (Katholik 1863, II, S. 221—230, 318—331, 439—460; 1864, II, S. 329—358, 568—584; 1865, I, S. 191—209; 1866, I, S. 338—346); „Arno, Erzbischof von Salzburg" (Chilianeum [Würzburg], 6. Bd., 1865, S. 209—219, 256—268); „War Bischof Piligrim von Passau (971—991) ein Urkundenfälscher?" (Katholik 1867, I, S. 337—362); „Die religiösen und kirchlichen Beziehungen Herzog Albrechts III. von Bayern" (Histor.-polit. Blätter, 60. Bd. 1867, S. 365—375); „Erzbischof Wilhelm von Mainz" (Katholik 1868, I, 563—583); „Johannes Trithemius als Geschichtschreiber" (Histor.-polit. Blätter, 62. Bd. 1868, S. 837—855; nach Silbernagl); „Conrad Wimpina" (Katholik 1869, I, S. 641—681; II, S. 1—20, 129—165, 257—285, 385—403); „Ludwig der Baier und Papst Johann XXII." (Katholik 1872, I, S. 207—225); „Ergänzungen zur Biographie und litterarischen Thätigkeit des Abtes Rupert Kornmann von Prüfening" (Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner-Orden, 4. Jahrg. 1883, Bd. I, S. 107—114, 335—356); „Correspondenz König Ludwig's I. von Bayern mit Eduard v. Schenk" (Histor.-polit. Blätter, 94. Bd. 1884, S. 576—593, 638—657); „Mehrere Briefe des Fürsten Alexander v. Hohenlohe aus der Zeit seiner Thätigkeit in Bamberg (1817—1821)" (Studien und Mittheilungen, 6. Jahrg. 1885, Bd. II, S. 122—134). Dogmatisches: „Nachklänge zu dem

vaticanischen Decrete von der Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehrprimates" (Katholik 1873, I, S. 50—68); „Thomistische Aphorismen über Freiheit und Gnade" (Katholik 1874, II, S. 641—665); „Die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes und deren Ausdehnung oder Einengung" (Studien und Mittheilungen, 7. Jahrg. 1886, Bd. I, S. 79—87); „Heiligkeit der Kirche" (ebd., 10. Jahrg. 1890, S. 175—184). Auf dem Gebiete des Kirchenrechts ließ er erscheinen: „Kanonisches Recht der Regularen nach Bouix. In einen deutschen Auszug gebracht und mit Zusätzen versehen" (Landshut 1861); die Abhandlung „Ueber das Alter des Gesetzes, das die Geistlichen zur Ehelosigkeit oder ehelichen Enthaltsamkeit verpflichtet" (Katholik 1866, I, S. 528—551); zwei kleinere Beiträge zur Geschichte des Cölibats im Archiv für katholisches Kirchenrecht, 16. Bd. (1866), Sonstiges im Archiv, 26. Bd. (1871), 47. Bd. (1882). Kleinere Beiträge verschiedenen Inhalts, außer den genannten, in den Studien und Mittheilungen 1882—1889. Die 2. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte enthält von ihm mehrere Beiträge zur Ordensgeschichte, besonders zur Gelehrtengeschichte des Benedictinerordens. Als Festschriften zum Ordensjubiläum veröffentlichte er die Ausgaben: „S. Gregorii Magni Dialogorum liber II de vita et miraculis S. Benedicti" und „Expositio regulae ab Hildemaro tradita et nunc primum typis mandata" (beide Regensburg 1880).

Die genaueren biographischen Daten verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Prof. P. Bernhard Ponschab O. S. B. in Metten. — Vgl. auch Lindner, Die Schriftsteller des Benedictiner-Ordens in Baiern, Bd. II (1880), S. 50 f.; Nachträge (1884), S. 45. — P. B. Ponschab, Gesch. d. humanist. Gymnasiums im Benedictinerstifte Metten (Progr. von Metten 1901), S. 25 f., 29 f. Lauchert.

Mitterwurzer: Anton Friedrich M., Schauspieler, geboren am 16. October 1844 zu Dresden, † am 13. Februar 1897 zu Wien. Er stammte aus einer tirolischen Familie, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts zu Sterzing am Brenner ansässig war. Sein Vater, zuerst Schullehrer, widmete sich, von einem Oheim, der Capellmeister zu St. Stephan in Wien war, bestimmt, der Musik, wurde ein berühmter Sänger und eine Zierde des Dresdener Hoftheaters. Die Mutter, Anna Herold aus Basel, war als Schauspielerin gleichfalls an dieser Bühne thätig und die Lehrerin des Sohnes; sie studirte die ersten Rollen mit ihm ein. Als das schauspielerische Ideal seiner Jugend bezeichnete er selbst Emil Devrient; doch als er sich einmal, noch als junger Mensch, auf einer von Devrient entlehnten Geberde ertappte, war er unglücklich: „Ich bin ein Affe", sagte er, „und kein Schauspieler". Beeinflussung durch Davison wollen solche, die ihn in seiner Jugend sahen, bemerkt haben; er leugnete sie. 1862 oder 1864 ging er zum Theater, trat zuerst in Meißen in den „Unglücklichen" des Kotzebue in einer kleinen Liebhaber- und Naturburschenrolle auf (Gustav Falk). Bei diesem Genre mußte er mehrere Jahre bleiben, obwohl er viel lieber ernste Charakterrollen gespielt hätte. Bei Maurice in Hamburg durfte er zuerst eine solche spielen, den Schulmeister in Mosenthals's „Deborah", aber er gefiel darin nicht. 1866 kam er nach Graz; hier hatte er auch in ernsten Rollen Beifall und erhielt nach und nach alle großen Helden- und Charakterliebhaber zugetheilt. 1867 gastirte er im Wiener Hofburgtheater (noch unter Laube's Direction) als Hamlet, Tellheim, Petrucchio und Hauptmann Posert im Iffland'schen „Spieler". Zu einem Engagement kam es nicht; er kehrte nach Graz zurück. Aber er hatte doch Laube ein solches Interesse eingeflößt, daß ihn dieser, als er bald darauf die Direction des Leipziger Stadttheaters übernahm, dorthin berief; auch hier bekam er größere Helden- und Charakterrollen: den Posa,

den Uriel Acosta, den Waffenmeister im „Wildfeuer", die Titelrolle in Gottschall's „Herzog von Weimar", den Bastard in „König Lear". 1871 engagirte ihn Dingelstedt fürs Burgtheater. Seine Antrittsrollen waren: Molière in Gutzkow's „Urbild des Tartuffe", Benedict in „Viel Lärm um Nichts", Alba im „Egmont". Mit einer kurzen Unterbrechung (1. Januar bis 31. August 1875) gehörte er nun dem Burgtheater bis zum Juni 1880 an. Dann war er am Wiener Stadttheater, am Ringtheater in Wien und wieder am Stadttheater engagirt. Im Herbst 1884 übernahm er die Direction des Carltheaters in Wien, dem er einen ernsteren Charakter zu geben suchte. Von 1886—1894 reiste er als Virtuose in Deutschland, Holland und Amerika. 1894 wurde er (ein noch nie dagewesener Fall) zum dritten Mal am Burgtheater engagirt (Direction Burkhard); seine Antrittsrollen waren diesmal Mephistopheles, Wallenstein und der Derblay im „Hüttenbesitzer". Zum letzten Mal trat er am 4. Februar 1897 als Musikdirector Bergmann in dem „Lustspiel" von Benedix auf.

Während seiner ersten beiden Burgtheaterengagements spielte er hauptsächlich Episodenrollen: alte Väter, Lebemänner und Wüstlinge, ernste und heitere Liebhaber, Tyrannen, Intriguanten und Bösewichter aller Art, Fanatiker, Kraftmenschen, komische Chargen, verlotterte Gesellen und verlorene Existenzen, eifersüchtige Ehemänner, die ihre Ehre rächen, feine Diplomaten, schwankende Charaktere, wie den König Eduard in „Richard III.", den Leicester in der „Maria Stuart", einfache, edle Menschen wie den Sultan im „Nathan", den Burgund in der „Jungfrau", Repräsentations- und Sprecherrollen wie den Questenberg im „Wallenstein", den Fürsten in „Romeo und Julia", den Bischof im „Demetrius". Von ersten Partien wurden ihm außer dem Molière im „Urbild des Tartuffe" anfangs nur der Fiesko zutheil, den Faust spielte er einmal als Lückenbüßer; in seinem zweiten Engagement durfte er auch in großen Zwischenräumen neben Lewinsky und Sonnenthal den Shylock, den Franz Moor, den Jago, den Marinelli, den Wurm, den Carlos im „Clavigo", den König Philipp im „Don Carlos", den Macbeth, den Mephistopheles, den Narciß, den Lord Rochester in der „Waise von Lowood" spielen, den Caliban im „Sturm" creirte er. Im Episodenfach von Publicum und Kritik fast einstimmig als ausgezeichnet anerkannt, fand er in Darstellungen erster Rollen nur etwa als Jago und Caliban ungetheilten Beifall, in einigen wurde er geradezu zurückgewiesen, so als Mephisto. Am Stadttheater spielte er mit großem Erfolg Bonvivants und heitere Liebhaber, so den Conrad Bolz in den „Journalisten"; von ernsten Rollen den Pfarrer von Kirchfeld und den Coupeau in der dramatischen Bearbeitung von Zola's „Assomoir". Auf seinen Wanderungen trat er wieder in allen großen Rollen auf wie einst in Graz. In seiner letzten Zeit, da er als großer Künstler fast einstimmig anerkannt war, von 1894—97 am Burgtheater, spielte er neu den Giboyer in der „Oeffentlichen Meinung" und im „Pelikan" des Augier, den Derwisch im „Nathan", den Fox in Gottschall's „Pitt und Fox", den Bolingbroke in Scribe's „Glas Wasser", den Präsidenten im „Urbild des Tartuffe", den alten Moor, den Müller in Raupach's „Müller und sein Kind", den Holofernes in Hebbels „Judith", komische Rollen in alten Benedix-Stücken, wie den Doctor Wespe, den Doctor Hagen, den Musikdirector Bergmann; er creïrte für Wien den Reisenden Keßler in Sudermann's „Schmetterlingsschlacht", den Allmers in Ibsen's „Klein Eyolf", den Tabarin von Catulle Mendès, den Röcknitz in Sudermann's „Glück im Winkel", die Titelrolle in der französischen Posse „Der Ministerialdirector", zuletzt den Fechtmeister in Rostand's „Romantischen". Rollen, die er schon früher gespielt hatte, schuf er ganz oder theilweise um, so den Richard III., den Franz Moor, am meisten den König Philipp, am wenigsten

den Mephistopheles. Auf einer Gastspielreise im Winter 1896 spielte er (in Köln) zum ersten Mal den Lear. Die letzte Rolle, die er studirte, war der Swengali in dem Effektstück „Trilby".

Er war ein großer stattlicher Mann, die linke Schulter etwas in die Höhe gezogen, der Gang häufig etwas vorwärts geneigt, wie zum Sprung ausholend, doch konnte er sich auch kerzengerade und steif halten. Seine Stimme war in der Mittellage nicht ganz voll und rein, sie trug aber weit und war vortrefflich für scharfe Auseinandersetzung, eindringliche Rede, Spott und Sarkasmus. Starke Wirkungen brachte er im Affekt durch Stammeln und Lallen, ein unheimliches Flüstern, ein zitterndes Hervorpressen und Herausringen der Worte hervor. Aber die Stimme konnte auch zum Donner anschwellen, einzelne Worte grell wie Blitze sich entladen. Nur rein rhetorische und lyrische Wirkung war ihr versagt. Entschieden war der Mimiker dem Redner bei ihm überlegen, sein machtvollstes Mittel war das Auge: es hatte „etwas Zwingendes; er liebte es zu verschleiern. Schlug er es dann mit seinem stählernen Leuchten auf, so war das, als verbreite sich eine Helle überall hin". Von seiner Persönlichkeit schien ein geheimnißvoller Zauber auszugehen, den die Jugend zuerst verspürte und dem sie sich ganz ergab, als die Kritik sich noch sehr ablehnend verhielt: „man sah ihn mit Spannung auf den Brettern erscheinen, sich darauf bewegen, noch ehe er den Mund aufthat. Jede seiner lässigen und dennoch federnden Bewegungen verkündigte einen, der hier aus eigenem Rechte Herr und heimisch ist . . . er warf im zerstreuten Licht der Bühne seinen eigenen Schatten" (David). Es geschah wol, daß man bloß für ihn — den Lauschenden, Zusehenden, Stummen — Interesse hatte und die das große Wort führten, darüber völlig vergaß (Scene zwischen Posa und dem König).

In der ersten Hälfte seiner Laufbahn erregte er durch seine Verwandlungsfähigkeit Aufsehen; in der Kunst der Maske war er virtuos. In seinen letzten Jahren legte er hierauf keinen großen Werth; er ließ fast immer sein wirkliches Gesicht sehen, nur mit leisen, feinen Strichen deutete er die Verschiedenheiten an. Gemeinsam war allen seinen größeren Partien ein gewisser nervöser Grundton: „wenigstens in einem Moment trat er hervor, man empfing dann den Eindruck einer hochgradigen Nervenerregung, die bisweilen die Grenzen des Wahnsinns streifte; ihre physiologischen Symptome waren ein grelles Funkeln des Auges, ein eigenthümliches Dehnen aller Körpermuskeln, die Gestalt schien über ihr gewöhnliches Maß hinauszuwachsen, Arme und Hände geriethen in fast chiragrische Bewegungen, um zuletzt mit krampfhaft geschlossenen Händen in die senkrechte Lage überzugehen, convulsivische Schauer durchzitterten den Leib, die Stimme wurde oft erstickt von einem nervösen Lachen: alles dies dauerte bisweilen nur einen Moment, war aber nie bloße Nachahmung, immer elementare Offenbarung innerer Exaltation."

Sowohl in der Gesamtauffassung einer Gestalt wie in den einzelnen Zügen mied er beinahe ängstlich das Traditionelle und ganz besonders die Art unmittelbarer Vorgänger. So kehrte er, wie einst Seydelmann, in seinem Mephistopheles das Dämonische, die Incarnation des Bösen, den grimmigen Höllensohn hervor, da Lewinsky und Lobe in Wien hauptsächlich den Geist, der stets verneint, zur Anschauung gebracht hatten, obwol auch diese Auffassung von ihm sehr wohl hätte durchgeführt werden können. In seiner Frühzeit war es nicht immer ganz leicht, in der bunten Fülle seiner Einzelzüge das verbindende Grundelement auszufinden und ein Lieblingsvorwurf der Kritik gegen ihn war damals, daß er seine Rollen in eine Masse unvermittelter Details auflöse. In der Regel gab er sich über diese selbst Rechenschaft, freilich oft spitzfindig genug, oft aber ergaben sie sich ihm erst während des Spiels,

kamen einmal und nicht wieder. Eben dies verlieh seiner Darstellung einen neuen Reiz, daß er seine Rollen nie so unabänderlich fertig hatte, wie andere bedeutende Schauspieler: man wußte bei ihm nie, wie bei diesen, voraus, was nun kommen würde.

Nicht richtig ist, ihn als Bahnbrecher einer neuen realistischen Richtung zu bezeichnen, wie es wol früher öfters geschah. Eine natürliche, ungezwungene Sprechweise war im Burgtheater im Lustspiel wie im Schauspiel in Prosa seit langem heimisch. Neu war er nur vielleicht darin, daß er diese natürliche Sprechweise auch in die Jambentragödie übertrug: er konnte wol auch gar nicht deklamiren. Aber weder im Ton noch in der Geberde verfiel er in einen gemeinen Naturalismus, wie ihm einer seiner Bewunderer mit Recht nachrühmt: eine feingezogene Linie trennte ihn stets von der gewöhnlichen Wirklichkeit.

Auch der Schauspieler der sogenannten Moderne, war er nicht. Ibsen hat ihm eine Reihe mehr interessanter als dankbarer Aufgaben geliefert, aber er stand diesem Dichter skeptisch gegenüber und machte keinen Hehl daraus, daß er Benedix lieber spielte. Er war auch kein litterarischer Schauspieler und las fast nichts im Caféhaus als die Zeitungen. Als er dem Schreiber dieser Zeilen einst eine Scene aus dem „Tell“ vorspielen wollte, mußte er sich dazu erst das Buch kaufen, natürlich in der Reclam'schen Ausgabe.

Im Leben hatte er manche Sonderbarkeit. Er bewegte sich gern in Contrasten, ohne darum in ein komödiantenhaftes Wesen zu verfallen. Bald trug er sich als eleganter Weltmann, bald höchst einfach, ja vernachlässigt. Seine Laune wechselte zwischen tiefer Melancholie, die nicht gemacht war, und einer ausgelassenen grotesken Lustigkeit. Gern betonte er seine Zugehörigkeit zu allem fahrenden Volk, zu „Seiltänzern, Schlangenmenschen und Feuerfressern“, seine Abneigung vor der conventionellen Geselligkeit der Soireen und Bälle. Seine tirolische Abkunft verrieth er in einer entschieden kirchlichen Frömmigkeit, die er in jüngeren Jahren mit Exaltation zur Schau trug. Oefters sprach er die Befürchtung aus, in Wahnsinn zu enden, und da seine Großmutter väterlicherseits sowie eine Tante an religiösem Irrsinn gelitten hatten, sein Vater zuletzt gleichfalls geisteskrank war, so mochte er wol an einer erblichen Belastung getragen haben. Je älter er wurde, desto mehr suchte er darum in heiteren Rollen und in heiterer Lectüre gleichsam eine Zuflucht; in seinen letzten Jahren trat er wiederholt und mit dem größten Erfolg als Vorleser von Kindermärchen auf. Geheimnißvoll wie seine Persönlichkeit war sein plötzlicher Tod: einige sprachen von Selbstmord, die Section ergab Vergiftung durch ein Medicament, das, zum Gurgeln bestimmt, von ihm eingenommen wurde, doch mochte dies auch nur die Folge eines Irrthums gewesen sein.

S. meinen Artikel „Mitterwurzer“ im Biogr. Jahrbuch u. Deutschen Nekrolog, II. Bd. (1898), S. 109 f., wo auch die wichtigste Litteratur über ihn verzeichnet ist. Neu hinzugekommen sind seitdem Monographien von J. J. David (XIII. Bd. der Hagemann'schen Sammlung „Das Theater“, 1905). Besonders die Schilderungen seines König Philipp, Marinelli, Hjalmar Ekdal, Galomir, alten Moor sind hier bemerkenswerth, und die etwas später erschienene (1906) von Max Burkhard (diese, welche sich in erster Linie vorsetzt „das Bild des Menschen Mitterwurzer festzuhalten und richtigzustellen“, ist besonders werthvoll durch die Benutzung und Mittheilung zahlreicher Briefe M.'s an seine Braut und spätere Frau, sowie durch 2 Bildnisse aus M.'s Frühzeit). Eugen Guglia.

Mizler: Lorenz Christoph M. von Kolof, Musikschriftsteller, Theoretiker und Componist. M. ist am 25. Juli 1711 zu Heidenheim in Württemberg geboren, besuchte die Schule in Ansbach und war vom 30. April

1731—1734 Student der Universität in Leipzig, wo er zugleich den Unterricht J. S. Bach's im Clavierspiel und der Composition genoß, nachdem er schon in Ansbach im Gesang von Ehrmann und im Violinspiel von Carl unterwiesen war und das Flötenspiel auf eigene Hand betrieben hatte. 1734 erwarb er auf Grund seiner Abhandlung „Quod musica ars sit pars eruditionis philosophicae" und einer öffentlichen Disputation die Magisterwürde, ging dann zur Fortsetzung seiner Studien nach Wittenberg und kam 1736 nach Leipzig zurück, um hier vom nächsten Jahre ab Vorlesungen zu halten. In seiner Musikalischen Bibliothek I, 2, S. 70 kündigt er an, daß er am 27. März 1737 damit beginnen würde, und zwar sollten sich die Vorträge erstrecken: 1. über die gelehrte Historie der Musik; 2. über Mattheson's „Neu eröffnetes Orchester"; auch verspricht er Lehrstunden „in anderen Theilen der Weltweisheit" und zeigt sich bereit, Anfänger im Generalbaß und der Composition zu unterweisen. 1738 gründete er die „Societät der musikalischen Wissenschaften", deren Zweck war, „die musikalischen Wissenschaften sowohl was die Historie anbelangt als auch was aus der Weltweisheit, Mathematik, Redekunst und Poesie dazu gehört, so viel als möglich ist, in vollkommenen Stand zu setzen". Die grundlegenden Statuten dieser Societät sind abgedruckt in der Musikal. Bibliothek I, 4, S. 73 ff., weiter ausgeführt III, 2, S. 346 ff. Ebenda S. 356 sind auch die zwölf Mitglieder genannt, die ihr bis zum Jahre 1746 beigetreten waren, an der Spitze Graf Lucchesini, dann M. selbst als ständiger Secretär, Schröter, Telemann u. A., endlich Händel, von sämmtlichen Mitgliedern „aus eigener Bewegung erwählet und solchem die erste Ehrenstelle eingeräumt worden im J. 1745". Im IV. Bande der Musikal. Bibliothek S. 107 werden die sieben Mitglieder genannt, die von 1746 bis 1752 eintraten, unter ihnen neben Graun und G. A. Sorge auch J. S. Bach, der sich erst 1747 aufnehmen ließ, weil ihn theoretische Auseinandersetzungen, wie sie in dieser Gesellschaft betrieben wurden, kaum interessirten. M. war ein eifriger Musikschriftsteller. Die „Musikalische Bibliothek", die er seit 1736 herausgab, war etwas wie eine unregelmäßig erscheinende Musikzeitschrift, in der neue Compositionen und Bücher kritisirt, musikalische Ereignisse angezeigt und mancherlei Abhandlungen zur Theorie der Musik veröffentlicht wurden. Während M. anfangs Mattheson's Schriften sehr belobigt, stellen sich nach und nach Differenzen zwischen beiden ein, die schließlich in offene Fehde ausbrachen. M. hatte 1740 eine Sammlung Oden veröffentlicht, über deren Werth wir uns kein Urtheil bilden können, da sie auf keiner Bibliothek mehr vorhanden sind. Diese Gesänge wurden von den verschiedensten Seiten sehr ungünstig besprochen. Joh. Seb. Stockhausen sagt von ihnen nur, daß sie algebraisch schön, voller unregelmäßiger Regelmäßigkeiten, daß sie durchrechnet, aber nur nicht fürs Ohr sind; Scheibe dagegen schrieb einen höchst boshaften Brief über sie, den Mattheson in der „Ehrenpforte" nebst einer eigenen, ironisch lobenden Kritik veröffentlichte. M. druckte beide Schriftstücke mit höhnischen Gegenbemerkungen in der Musikalischen Bibliothek ab, Scheibe hieb darauf 1745 im „Critischen Musikus" noch einmal unbarmherzig auf ihn los, und M. rächte sich für diese Kritiken 1746 durch die Veröffentlichung einer augenscheinlich auf seine Veranlassung von Chr. Gott. Schröter vorgenommenen Hinrichtung des Scheibe'schen „Critischen Musikus". In dem, was M. schreibt, ist er nicht ohne Scharfsinn und Schlagfertigkeit, aber gewöhnlich ungemein weitschweifig, besonders in seinem Musikalischen Staarstecher, wo der ganz gute Kern, die Anbahnung einer rationellen Ausbildung der Componisten, durch einen Wust von Worten erdrückt wird; er ist auch ziemlich eitel, weswegen er in der Vorrede zum zweiten Bande der Musikal. Bibliothek selbst um Ver=

zeihung bittet; und er legt, da er schöpferisch im Grunde unbegabt war, auf die Bedeutung der physikalischen Klangtheorie und Philosophie für die Musik viel zu großes Gewicht. Immerhin, trotzdem viel dürres Geschwätz unterläuft, hat er durch seine Werke mancherlei nützliche Anregungen gegeben.

M. hat wahrscheinlich schon die ersten Stücke der Musikalischen Bibliothek auf eigene Kosten gedruckt und bei Braun in Leipzig in Commission gegeben, mindestens aber von 1738 an ist dies der Fall, und von nun an gibt er alles in eigenem Verlage heraus („Auf Kosten des Verfassers im Graffischen Hause" oder „Im Mizlerischen Bücherverlag" oder Aehnliches steht auf den Titeln); er beschäftigte sich auch, wie aus den Anzeigen in der Musikal. Bibliothek II, 1, S. 157 ff. und im Musikal. Staarstecher S. 117 ff. hervorgeht, mit dem Verkauf der Werke anderer Autoren in Druck und Abschrift, betrieb also einen regelrechten Musikalienhandel. Dieser Verlag scheint auch in Leipzig fortbestanden zu haben, nachdem M. schon von dort weg war. Er ging nämlich nach Konskie in Polen zu einem Grafen Malachowski, um dessen beide Söhne in Mathematik und Philosophie zu unterrichten. Später war er in Warschau, wo er eine eigene Druckerei und Buchhandlung anlegte, wurde dort geadelt und zum Hofrath ernannt, erhielt 1747 von der Universität Erfurt das Doctordiplom und starb in Warschau im März 1778.

Biographisches über M. in Mattheson's „Ehrenpforte", in Adlung's „Anleitung zu der Musikal. Gelahrtheit" und in Gerber's altem Lexicon; Zusätze und Verbesserungen bei Spitta, Bach II, 502 ff.

Das Verzeichniß von Mizler's Werken in Eitner's Quellenlexicon ist nicht ganz correct und vollständig, es sei deshalb hier wiederholt: 1. „Dissertatio quod musica ars sit pars eruditionis philosophicae . . ." Lips. 1734. Eine zweite Auflage „Cum praefatione nova" und dem veränderten Titel: „Dissertatio quod musica scientia sit, et pars eruditionis philosophicae" erschien 1736 in Leipzig und Wittenberg. 1740 wird im „Staarstecher" dieselbe Dissertation mit dem Zusatze „editio tertia" angezeigt. 2. „Lusus ingenii de praesenti bello . . . ope tonorum musicorum illustrato" Witteb. 1735. In deutscher Uebersetzung abgedruckt in der Musikal. Bibliothek I, 3, S. 65 ff. unter dem Titel „Einfall auf den gegenwärtigen Krieg Ihro Kaiserl. Majestät mit den drei vereinigten Cronen . . . Im Jahre 1735 im Hornung. Wieder aufgelegt zu Wittenberg im August-Monath." Die Schrift ist dem Grafen Lucchesini, Mizler's Freund und Mitbegründer der Societät der Musikal. Wissenschaften gewidmet, der 1735, da infolge der polnischen Erbfolgestreitigkeiten Frankreich nebst seinen Verbündeten in kriegerische Händel verwickelt wurde, als Rittmeister eines Kürassierregiments ins Feld zog. Es wird darin in scherzhafter Weise der muthmaßliche Verlauf des Krieges als Kampf der Tonarten geschildert. Frankreich ist Tonika C, Spanien die Dominante G, Sardinien die Terze E. Die Terz bricht dem Kaiser die Treue und veranlaßt Dominante und Tonika ebenfalls, abfällig zu werden. Sie wollen nach H moduliren, werden aber durch A (England) daran gehindert und wieder auf C zurückgebracht, wobei Sardinien ausscheidet und England an seine Stelle als Terz tritt. 3. „De usu ac praestantia philosophiae . . .", Lips. 1736. Edit. secunda 1740. 4. „L. Mizler's Neu eröffnete Musikalische Bibliothek", Leipzig 1736—1752. I. Band 1739 (1. Theil 1736, 2. u. 3. Theil 1737, 4.—6. Theil 1738); II. Band 1743 (1. u. 2. Theil 1740, 3. Theil 1742, 4. Theil 1743); III. Band 1752 (1. u. 2. Theil 1746, 3. Theil 1747, 4. Theil 1752); IV. Band 1754. In der Musikal. Bibliothek finden sich verschiedene, selbständige Arbeiten Mizler's, z. B. eine „ungebundene Uebersetzung von Horazens Dichtkunst, durchgehends auf die Musik angewendet", Gedichte,

Nekrologe für Bümler, Sorge und J. S. Bach u. s. w. 4. „Anfangsgründe des Generalbasses nach mathematischer Lehrart abgehandelt und vermittelst einer hierzu erfundenen Maschine auf das deutlichste vorgetragen . . .“, Leipzig 1739. 5. „Musikalischer Staarstecher . . .“, Leipzig 1740. 6. „Sammlung auserlesener moralischer Oden, zum Nutzen und Vergnügen der Liebhaber herausgegeben“. Leipzig 1740. Zwar sagt M. bereits 1737 in der Musikal. Bibliothek (I, 3, S. 78), er wolle „künftige Messe“ eine Sammlung Oden „den Liebhabern in die Hände liefern“, doch scheint sie erst 1740 herausgekommen zu sein; denn erst hier wird sie als erschienen angekündigt (im „Staarstecher“ S. 118 und Musikal. Bibliothek II, 2, S. 158), wo ihr auch (S. 155 f.) der Verfasser eine Selbstanzeige widmet. Eine zweite verbesserte Auflage erschien 1745. Die „zweyte Sammlung auserlesener moralischer Oden“ wird ebenfalls schon 1740 als erschienen angezeigt (Musikal. Bibliothek a. a. O.), und 1742 heißt es (a. a. O. II, 3, S. 176), daß „nächstens“ davon eine zweite Auflage zum Vorschein kommen werde. Die dritte Sammlung wird von Marpurg und Gerber erwähnt. Jede der drei Sammlungen hat nach Marpurg 24 Oden enthalten. 7. „Gespräch von der Musik zwischen einem Organisten und Adjuvanten . . . von einem, der von Jugend auf christlich unterrichtet und öffentlich die Wahrheit an den Tag gegeben“. (Die Vorrede ist von L. M. gezeichnet.) Erfurt 1742. 8. „Contrapunktlehre in Frag und Antwort“, 1742. 9. „Eine Uebersetzung des Gradus ad Parnassum von Joseph Fux“, Leipzig 1742. Angezeigt 1745. Musikal. Bibliothek II, 4, S. 118 ff. 10. Vier Sonaten für die Querflöte, wie auch für die Oboe und Violine, ingleichen so eingerichtet, daß sich solche auch mit dem Clavier nach dem dermaligen Geschmacke wohl hören lassen. (Bei Gerber angeführt.)

Carl Krebs.

Möbius: Dr. Paul Hnr. Aug. M., verdienter Schulmann und Schriftsteller, geboren am 31. Mai 1825 in Leipzig, geendet in geistiger Umnachtung am 8. Juni 1889 in Friedrichroda i. Th. Er war der zweite Sohn des Astronomen und Mathematikers Professor A. F. Möbius in Leipzig und dessen Gemahlin Dorothea, geb. Rothe aus Gera. Seine geistig hochveranlagte Mutter hatte das Unglück, wenige Jahre nach seiner Geburt zu erblinden, durch ihr Erzählertalent wußte sie aber ihren Sohn nun um so inniger an sich zu fesseln und auf sein tiefes Gemüth einzuwirken. Den ersten Unterricht empfing dieser in der ersten Bürgerschule und dann in der Nicolaischule zu Leipzig, wo er besonders den Professor Nobbe in sein Herz schloß. Von 1844—1848 studirte er in Leipzig und Berlin Theologie, Philologie und Philosophie und erwarb sich 1847 mit einer Abhandlung über Clemens Alexandrinus die philosophische Doctorwürde. Im J. 1848 wurde er als Lehrer an der Thomasschule in Leipzig angestellt und 1849 ward er zugleich Universitätsvesperprediger. Als 1853 die Buchhändlerlehranstalt ins Leben gerufen wurde, übertrug man M. das Directorat derselben, das er 1865 mit dem der I. Bürgerschule vertauschte. Nach vierjähriger Thätigkeit in dieser Stellung wurde er vom Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha zum Seminardirector und Generalschulinspector für das Herzogthum Gotha ernannt und 1872 ward er zum Protephorus des Seminars und zum vortragenden Rath im Staatsministerium befördert. Die rege Thätigkeit, die er in allen ihm übertragenen Aemtern entwickelte, fand dadurch noch Anerkennung, daß ihm 1874 das Sächs. Ernestinische Ritterkreuz II. Cl., 1880 der Titel „Oberschulrath“ und bei seiner Pensionirung am 30. April 1889 das Ritterkreuz I. Cl. verliehen wurde.

Seine Verdienste als Schulmann bestanden weniger in Neuschöpfungen, als in der Anregung, die er seinen Mitarbeitern und Untergebenen durch die

Begeisterung gab, welche er für das Schul- und Unterrichtswesen besaß. Besonders als Redner auf Lehrerversammlungen erfreute er sich großer Beliebtheit und ebenso fanden seine Fachschriften eine ungemein beifällige Aufnahme. Letztere, theils theologischen, theils pädagogischen Inhalts, erschienen unter folgenden Titeln: „Der Segen des Gebets“, „Die Forderungen der Gegenwart an die Bildung der Frauen“. „Die Ueberbürdung der Volksschule“, „Theologen oder Seminaristen?“, „Ueber die pädagogische Aufgabe der Individualisirung, namentlich in der Volksschule“, „Inwiefern vermag auch die Volksschule der gegenwärtigen Verwilderung der Jugend entgegen zu treten?“, „Die Pflege des Thierschutzes in der Volksschule“, „Die Pflege des Gemüths in der Volksschule“ u. A. m. Eine Reihe Gelegenheitsreden veröffentlichte M. in seinen „Erinnerungen eines Schulmannes aus den letzten 25 Jahren“, aus denen besonders die Reden bei Gelegenheit der Schiller-, Shakespeare- und Rückertfeier hervorgehoben zu werden verdienen.

Groß ist auch die Zahl der Werke, welche M. auf litterargeschichtlichem und belletristischem Gebiete hervorbrachte. Die Reihe derselben eröffnete eine Uebersetzung und Erklärung der jüdischen Dichtung „Midrasch Ele Eskera“. Der jüdischen Geschichte entnahm er ferner den Stoff zu einem Drama „Bar Kochba“. Sodann verfaßte er die Volksschriften „Ehrhard der Waffenschmied“, „Die Spieler“, „Alpenerzählungen“ u. A. m. Im Verlage von J. J. Weber in Leipzig gab er einen „Katechismus der Litteraturgeschichte“ heraus. Sein litterarisches Steckenpferd war die Räthseldichtung. Unter dem Pseudonym M. Paul veröffentlichte er folgende Räthselsammlungen: „Sphinx“, „Die neue Sphinx“, „Silvula logogryphorum“, „Thüringer Räthsel und Charaden“, „Räthselhafte Erinnerungen an Leipzig“. Sein letztes litterarisches Erzeugniß war „Ein (poetischer) Scheidegruß an Gothas Lehrer“.

Verheirathet war M. seit dem Jahre 1850 mit Julie, Tochter des Prof. der Rechte Marezoll in Leipzig. Von den fünf Kindern, welche aus dieser Ehe hervorgingen, überlebten den Vater nur zwei Söhne, von denen Paul Julius Arzt und Universitätsdocent in Leipzig, Martin Professor der Botanik in Frankfurt a. M. ist.

Vgl. R. Schmeißer, Dr. Paul Möbius als Schulmann und Dichter. Jena 1890. — Brümmer, Lex. dtsch. Dicht. III, 80. M. Berbig.

Mohl: Moriz M., welcher durch seine parlamentarische Thätigkeit wie auch durch sein nationalökonomisches Wissen weit über die Grenzen Württembergs bekannt geworden ist, wurde geboren am 9. Februar 1802 zu Stuttgart, ein Sohn des 1845 als Präsident des evangelischen Consistoriums in Stuttgart verstorbenen Benjamin Ferdinand Mohl und der dritte unter vier bedeutenden Brüdern (Robert, 1799—1875, der Staatsrechtslehrer und Staatsmann, Julius 1800—1876, der weltberühmte Orientalist in Paris, Moriz, Hugo, 1805—1872, der Botaniker in Tübingen). Durch seine Mutter Luise geb. Autenrieth, Schwester des späteren Kanzlers der Universität Tübingen, ist er ein Urenkel des bekannten Johann Jakob Moser, und jener zähe, rechthaberische Zug des berühmten Publicisten hat in M. seine tiefsten Spuren hinterlassen. M. durchlief das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann die Staatswissenschaften in Tübingen, die Landwirthschaft in Hohenheim und schrieb während seiner Studien eine akademische Preisschrift („Ueber die Mittel zur Förderung der Gewerbe in Württemberg“, 1828), welche im Keime die Gedanken seines Lebens enthält. Noch sehr jung, trat er in den vaterländischen Staatsdienst ein und erhielt als Assessor bei der Oberzollverwaltung den wichtigen Auftrag, als selbständiger Unterhändler Württemberg bei den Verhandlungen Norddeutschlands mit den süddeutschen Staaten über den Abschluß

des Zollvereins in Berlin zu vertreten. Bei dieser Sendung hatte M. aber wenig Glück; denn die Verhandlungen zerschlugen sich in jenem ersten Stadium, und zwar wesentlich durch seine Schuld. „Es kam hier", schreibt Robert Mohl in seinen Lebenserinnerungen, „da er zum ersten Male selbständig handelte, eine Urtheils- und eine Charakterschwäche meines Bruders zur Erscheinung, welche ihm sein ganzes Leben nachgegangen ist und ihm die bittersten Kränkungen zugezogen hat, nämlich ein zu stark hervortretender Localpatriotismus, der ihn einer billigen Beurtheilung der allgemeinen Verhältnisse und der ebenfalls berechtigten Interessen Anderer beraubt, sodann eine sittliche Ueberschätzung seiner eigenen Anschauungen, welche ihn jeden Gegner ohne weiteres als einen Schurken betrachten und als solchen behandeln läßt." In die Heimath zurückgekehrt, verblieb M. zunächst im württembergischen Finanzdienst; 1841 wurde er zum Obersteuerrath beim kgl. Steuercollegium befördert, 1844 als Finanzrath zu der damaligen Finanzkammer Reutlingen versetzt, um kurze Zeit darauf auf seine frühere Stelle in Stuttgart zurückberufen zu werden. Zwischenhinein (1835—1841) war er sechs Jahre auf Reisen, hauptsächlich in Frankreich gewesen, welche er für die heimische Industrie in zweifacher Weise nutzbar machte: einmal durch den Ankauf einer Auswahl von französischen Gewerbeerzeugnissen, welche den Grundstock zu dem heute so bedeutenden Musterlager des Landesgewerbemuseums in Stuttgart bilden, und sodann durch Verarbeitung der Ergebnisse der Reise zu einem 1845 erschienenen umfassenden Werk „Aus den gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen einer Reise nach Frankreich". Er verlangte darin, um der damals noch so wenig entwickelten Gewerbethätigkeit Württembergs aufzuhelfen, dreierlei: gewerbliche Bildung, Aufhebung des Zunftwesens, genügenden Zollschutz. Auf seiner Reise erwarb sich M. jene Vertrautheit mit dem wirklichen industriellen Leben, jene Gewöhnung an sorgfältigste Calculation der Kostensätze, jene sichere Werthung der Productionsbedingungen, wodurch seine Aufsätze in List's Zollvereinsblatt und nicht minder viele seiner späteren Arbeiten eine so sichere und nachhaltige Wirkung hatten. Für die philosophische Construction der Volkswirthschaft war M. von dieser Zeit an verloren. Aber der Zusammenhang der wirklichen Welt, die sich doch am schärfsten in Ziffern und Zahlen ausspricht, die Wirkung der wägbaren wie der unwägbaren Kräfte, die enge Verbindung der kleinsten Arbeitszellen mit dem großen Organismus der Natur war ihm so klar und stets gegenwärtig geworden wie Wenigen. In den 1840er Jahren entwickelte sich M. zu einem eifrigen Tagesschriftsteller in der heimischen und benachbarten Presse. Er behandelte vorzugsweise wirthschaftliche Tagesfragen und hat in mancher Hinsicht verdienstlich gewirkt, so durch seine Agitation gegen Staatspapiergeld, Bankgründungen und sonstige Speculationsobjecte. Andererseits steigerte er sich aber zu sehr in die Rolle des volkswirthschaftlichen Moralpredigers hinein, wodurch er oft seiner eigenen Sache schadete. Es war die Art seiner ganzen Natur, doctrinär einen vielleicht im allgemeinen ganz richtigen Grundsatz überall auf die äußerste Spitze zu treiben und so manches Gute, weil es seinem System sich nicht unterordnete, zu verwerfen. 1845 ernannte ihn die staatswissenschaftliche Facultät der Universität Tübingen zum Dr. hon. c. 1848 betheiligte er sich an dem deutschen Vorparlament in Frankfurt a. M. und trat gleichzeitig ganz aus dem Staatsdienste aus, um sich voll der freien und unabhängigen Thätigkeit eines Volksvertreters widmen zu können. In der Nationalversammlung in Frankfurt, wo er im allgemeinen zur gemäßigten Linken zählte, erwies er sich als ein eifriges Mitglied. Im volkswirthschaftlichen Ausschuß war er mit Erfolg besonders für Beseitigung des Zunftwesens thätig; in der Verfassungs-

frage leitete ihn das Vorurtheil gegen Preußen und er galt hier als einer der entschiedensten Wortführer der großdeutschen Sache. Mit dem Jahre 1849 beginnt Mohl's Wirksamkeit in der württembergischen Abgeordnetenkammer, ohne Zweifel die umfassendste und eingreifendste seines Lebens und beinahe bis an sein Lebensende reichend, vielfach von Erfolgen und von Verdiensten begleitet, aber allerdings auch nicht frei von Einseitigkeiten und Uebertreibungen, welche sein Auftreten mitunter als Hemmschuh erscheinen ließen. Als Abgeordneter gehörte er keiner Partei an, er war immer seine eigene Partei, unabhängig nach oben, aber auch vollständig unabhängig gegen unten. Strömungen der öffentlichen Meinung oder die Anschauungen und Interessen einzelner Classen, z. B. gerade derer, welche bei der Wahl den Ausschlag geben, vermochten auf sein Verhalten nie einen Einfluß zu üben. Gegen die Schlagwörter des Tags war er mißtrauisch, er bildete sich vielmehr immer seine eigene selbständige Meinung. Unbedingter Freimuth war seine Grundeigenschaft und anders als nach seiner vollen Ueberzeugung hat er niemals gesprochen und gehandelt. Frei war M. besonders in Fragen der Cultur und, wenn auch in vielem der schroffste Oppositionsmann, doch wieder die festeste Stütze der Regierung, sobald es sich um Forderungen für Bildungs- und wissenschaftliche Zwecke handelte. Sein Hauptarbeitsfeld war Nationalökonomie, Statistik, Finanzwissenschaft. Unzählig ist die Summe seiner überaus gründlichen parlamentarischen Commissionsberichte auf diesen wichtigen und weitverzweigten Gebieten, und eifrig betheiligte er sich an den Debatten im Plenum der Abgeordnetenkammer; noch als 75jähriger hielt er eine sechsstündige Rede im Interesse der Gewerbe gegen eine neue Steuervorlage. Am ersprießlichsten war seine Thätigkeit da, wo er auf dem gewerblichen Gebiete für Fortschritte eintreten konnte; die freisinnige württembergische Gewerbeordnung von 1862, welche alle Zunftschranken beseitigte, hat ihm außerordentlich viel zu verdanken. Ein weiteres Verdienst Mohl's ist, daß er als der treueste Verbündete der forstlichen Sachverständigen den Schutz und die Pflege der Waldungen, deren klimatologische Bedeutung im Haushalte der Natur er mit überzeugender Wärme darzustellen wußte, gegen Uebergriffe, von welcher Seite sie kommen mochten, streitbar vertheidigte. Mit besonderer Vorliebe aber behandelte er das Eisenbahnwesen. Seine Thätigkeit als Referent der Abgeordnetenkammer in Eisenbahnsachen fiel in die Zeit der Entwicklung des württembergischen Eisenbahnwesens; wo er konnte, suchte er den Eisenbahnbau zu fördern, und er stellte sich in der Kammer als getreuer Kämpe stets dem Minister der Verkehrsanstalten zur Seite, wenn es galt, Angriffe gegen die Rentabilität der Eisenbahnen abzuwehren und eine einseitige Beurtheilung lediglich vom pekuniären Standpunkte zurückzuweisen. Dabei war M. ein entschiedener, ja schroffer Verfechter des Staatsbahnsystems. Mit anderen hat er das Verdienst, das Project eines Privatbahnsystems, das in der ersten Zeit des württembergischen Eisenbahnbaus eine gefährliche Gestalt anzunehmen begonnen hatte, vom Lande ferngehalten zu haben. Aber wie in so manchem anderem, schadete er auch hier der ursprünglich so richtigen Wirksamkeit durch seine schroffe Haltung und durch Uebertreibung. Denn seine principielle Gegnerschaft gegen Privatbahnen dehnte er auch auf alle Nebenbahnen aus, ohne Rücksicht darauf, ob das Land auf diese Weise auf einem wichtigen volkswirthschaftlichen Felde zurückbleibe. Mohl's parlamentarische Thätigkeit blieb nicht auf Württemberg beschränkt. 1868 wurde er in das Deutsche Zollparlament gewählt, wo er die seiner Meinung nach grundfalsche Handelspolitik Preußens bekämpfte, freilich mit geringem Erfolge, und 1871—73 ließ er sich in den Deutschen Reichstag wählen, obwol er in leidenschaftlicher Weise

mit Wort und Schrift (so in den Flugschriften „Mahnruf zur Bewahrung Süddeutschlands vor den äußersten Gefahren“ 1867, und „Für die Erhaltung der süddeutschen Staaten“ 1870) den Eintritt Württembergs in das Deutsche Reich zu hintertreiben gesucht hatte. Während der kurzen Zeit als Reichstagsabgeordneter zeigte er sich als ein ausgesprochener Particularist; er wehrte sich gegen Uebertragung der Reichsgesetze, selbst der so liberalen Gewerbeordnung, auf Württemberg, gegen jedes Streben, die Post einheitlich zu gestalten, gegen die Münzreform, da er statt der Mark den Franken wollte, am heftigsten aber gegen die Ausdehnung der Reichszuständigkeit auf das bürgerliche Recht und gegen die Errichtung des Reichseisenbahnamtes. Neben der Thätigkeit als Volksvertreter setzte er eifrig auch die schriftstellerische Arbeit fort. Von seinen Schriften sind, außer den bereits erwähnten, namentlich zu nennen: „Ueber ein deutsches Handelsgesetzbuch“ 1857, „Bankmanöver“ 1858, „Ueber ein Bundesgericht“ 1860, „Die Pest öffentlicher Leihhäuser“ 1866, „Auszug aus dem Berichte der volkswirthschaftlichen Commission der württembergischen Kammer der Abgeordneten über den französisch-preußischen Handelsvertrag“ 1863, „Ein Wort zur agrarischen Frage“ 1875, „Zur agrarischen Frage“ 1876, „Ueber den Entwurf eines Reichseisenbahngesetzes und dessen Unzulänglichkeit“ 1874, „Bemerkungen zu dem vorläufigen Entwurfe eines Reichseisenbahngesetzes vom 5. April 1875“ 1875, „Die Frage von Reichseisenbahnen“ 1876, „Denkschrift für eine Reichstabakregie“ 1878, „Zur deutschen Finanzlage“ 1878, „Zur Lösung der deutschen Finanzlage“ 1878, „Eine Privatenquete über Gewerbefreiheit und Hausirhandel“ 1882, „Vier Eingaben für die Sicherstellung der württembergischen Staatsbahnen“ 1886. In wirthschaftspolitischer Hinsicht war M. ein ausgesprochener, ja sogar extremer Schutzzöllner. Seine ersten Studien in der Nationalökonomie waren in die Zeit gefallen, als die Lehre von der Nothwendigkeit eines Schutzzolles für neue Industrien und angehende Industriestaaten als unbedingt wahr galt, und er eignete sich dieselbe ganz natürlich an. Hierbei blieb er denn nun aber 50 Jahre lang stehen, ohne eine Modification zuzulassen, ohne die Beweisführung für Freihandel irgendwie zu beachten. Die unermeßlichen, vielleicht von keinem anderen Zeitgenossen erreichten Kenntnisse, welche er im Gewerbewesen, im Zollfach, in der Handelsstatistik besaß, dienten ihm lediglich dazu, die für das Protectionssystem sprechenden Thatsachen aufzuführen und geltend zu machen und seine mit vollem Recht erworbene Autorität im Gebiete dieser Thatsachen für die von ihm festgehaltene Theorie zu verwerthen. War M. ein entschiedener Gegner der freieren Handelspolitik des deutschen Zollvereins in den 1860er Jahren gewesen, so bereitete ihm darum die durch Fürst Bismarck herbeigeführte Umkehr der deutschen Zollpolitik zu gemäßigtem Schutz der Industrie im J. 1879 eine um so größere Genugthuung; auch die neue Steuerpolitik, besonders auf dem Gebiete der Branntweinbesteuerung, befriedigten ihn, der ein erklärter Anhänger des Tabak- und Branntweinmonopols war, sehr. Seit dem Umschwung der deutschen Zollpolitik hat sich denn auch der frühere Particularist und Großdeutsche mit dem Gang der Ereignisse im Deutschen Reiche mehr und mehr ausgesöhnt und der Entwicklung des gesammten öffentlichen Lebens in Deutschland zuletzt freudig und dankbar zugestimmt. M. war es vergönnt, bis in ein hohes Alter zu wirken. Seine zähe Kraft war bewundernswerth; noch als Greis konnte er einen beschwerlichen Wahlfeldzug bestehen. Erst mit dem Jahre 1887 nahmen seine Kräfte rasch ab, sodaß er genöthigt war, das Mandat für den Oberamtsbezirk Aalen, der ihm während 4 Decennien mit rühmlicher Pietät treu geblieben war —

gewiß ein Unicum in der parlamentarischen Geschichte — seinen Wählern zurückzugeben. Bald darauf, am 18. Februar 1888, ist er im Alter von 86 Jahren in Stuttgart verschieden.

Moriz M. war einer der eigenartigsten Männer, die der an Originalen fruchtbare schwäbische Boden je getragen hat. Wie die Persönlichkeit Mohl's widerspruchsvoll war, so muß auch das Urtheil über ihn zwiespältig lauten. Erstaunlich war seine Gelehrsamkeit, bemerkenswerth sein Scharfsinn, eisern und unermüdlich sein Fleiß. Andererseits mangelte es ihm an dem richtigen Maaßhalten, und zu diesem Mangel, der ihn völlig blind macht gegen die gleichen und selbst stärkeren Ansprüche Dritter, gesellte sich eine zu starke Einbildung seiner intellectuellen Ueberlegenheit, welche ihn häufig zu einer ungerechten und verkehrten Beurtheilung der Andersdenkenden veranlaßte, und ein unbezwingbarer Eigensinn, der ihn in manchem auf eine falsche Bahn drängte und ihm das Verständniß für eine neue Zeit unmöglich machte. Die Achtung und den Dank der Nachwelt aber hat er sich verdient durch die unerschütterliche Ueberzeugungstreue, die unbeugsame Ehrenhaftigkeit, den selbstlosen Eifer und die uneigennützige Hingabe, womit er als einer der besten seiner Zeit sein ganzes Leben lang einzig und allein seinem Vaterland zu dienen bestrebt war.

Vgl. Moriz Mohl, Schwäbische Kronik, 1888, Nr. 44. — Moriz Mohl als Handelspolitiker von Dr. Alexander Peez, Allgemeine Zeitung 1888, Nr. 77. — Lebenserinnerungen von Robert v. Mohl (Stuttgart u. Leipzig 1902), I, 21, 30, 38—45, 168; II, 37. — Albert Schäffle, Aus meinem Leben (Berlin 1905) I, 64, 68—69, 104, 105.

Otto Trübinger.

Mohr: Eduard Christian M., dramatischer Dichter, wurde am 30. October 1808 auf der Karlshalle bei Kreuznach geboren, wo sein Vater Salinenbeamter war, und genoß auf dem Gymnasium zu Kreuznach den deutsch-litterarischen Unterricht von Abraham Voß, der schon damals einer ausgesprochenen Neigung seines Schülers zur dramatischen Poesie Vorschub leistete. Statt den ursprünglich gefaßten Plan des Studiums auf der Universität zn verfolgen, ging der junge M. zum Handelsstande über und war Jahre lang als Chef eines accreditirten Hauses in Amsterdam eine dort wohl bekannte Persönlichkeit, der die Gemeinde vertrauensvoll auch manches wichtige Ehrenamt übertrug. Große finanzielle Verluste bewogen zu Ende der siebziger Jahre M., Amsterdam zu verlassen und zunächst nach Wiesbaden zu übersiedeln. Zwei Jahre später wählte er Kreuznach zu seinem dauernden Wohnsitz und lebte dort in guten Verhältnissen seinen litterarischen Neigungen. Am 24. Februar 1892 ist er daselbst gestorben.

So früh M. auch der dramatischen Poesie huldigte — sein „Coligny“ war schon im Gymnasium angefangen —, so trat er doch erst spät mit seinen Werken in die Oeffentlichkeit; sie tragen daher den Charakter gründlicher Durcharbeitung und männlicher Reife an sich. Außer drei Festspielen, „Germania bei der Schillerfeier“ (1859), „Die Launen der Grazien“ (1862), „Die entzweiten Musen“ (Festspiel zur Shakespeare-Feier am 23. April 1863) und einem Lustspiel „Schwert und Palme“ (1874) hat M. nur ernste Tragödien geschrieben. In letzteren traten die Einflüsse eines Lessing, Shakespeare, Schiller (in seinem Don Carlos) und Johannes v. Müller deutlich hervor, und hat besonders der letztere ihn durch den Reichthum an Gedanken und die plastische Kürze der Darstellung stark angezogen. Schon im ersten Drama

„Coligny. Trauerspiel“ (1857) „verräth die Sprache einen reichen und reifen Geist, den Mann voll historischer Studien und Lebenserfahrungen.“ Leider ist es zu breit angelegt, um bühnengerecht zu sein; auch ist es in der Anlage, in der Alles zersplittert erscheint, und in den Hauptmotiven verfehlt. „Charakteristisch für die Arbeit des Dichters ist die Shakespeare nachgeahmte Art der Darstellung. Der Scenenwechsel ist häufig; aber alle Scenen sind auch insofern denen des genialen Briten ähnlich, als das Drama nur selten den Kothurnschritt, das hohe Pathos aufweist, sondern Menschen vorführt, die sich geben, wie sie sind. Bedeutender ist „Francesco dei Pazzi“ (Trauerspiel, 1862), worin die berühmte Verschwörung der Pazzi gegen die Medici in klarer und wahrer Auffassung der Verhältnisse dargestellt wird. Die Handlung schreitet hier sicherer fort, und die Scenen sind auch ergreifender; besonders hat die Freundschaftsscene viel Anerkennung gefunden, da sie mehrfach ins Holländische, sogar ins Neugriechische übertragen worden ist. Auch den weiteren Dramen Mohr's „Kapitolin“ (Trauersp., 1872), „König Saul“ (Trauersp., 1881), „Das Bildniß der Thersandra“ (Trauersp. 1883), „Das Opfer der Mardachei“ (Trauersp., 1887) und „Eveline“ (Trauersp., 1891) zeugen von fortschreitender Entwicklung in der Kunst des Aufbaues und der Darstellung und sichern dem Dichter den Ruf eines beachtenswerthen Dramatikers.

Persönliche Mittheilungen. — Heinr. Kurz, Litteraturgeschichte, 4. Bd., S. 493. — Karl Leimbach, Die Dichter der Neuzeit und Gegenwart, 6. Bd., S. 329 ff.

Franz Brümmer.

Mohr: Joseph Franz M., geboren als vorehelicher Sohn des Musketiers Franz Mohr und seiner nachmaligen Ehefrau Anna, geb. Schoiber, am 11. December 1792 zu Salzburg, daselbst auf dem Benedictinergymnasium und bei der theologischen Facultät ausgebildet, am 21. August 1815 zum Priester geweiht, zuerst Hülfsprediger in der Ramsau bei Berchtesgaden, dann zu Mariapfarr im Lungau, war vom September 1817 bis zum August 1819 Hülfsprediger in Oberndorf (bei Salzburg), wo er am 24. December 1818 das Weihnachtslied „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ dichtete, das sein Freund Xaver Gruber (s. d.) sofort componirte und noch um Mitternacht desselben Tages bei der Christmette in der Sanct Nicolai-Pfarrkirche zu Oberndorf mit dem Kirchenchor zum Vortrag brachte. Mit anderen litterarischen Productionen ist M. nie hervorgetreten. Nachdem er auf verschiedenen Pfarren im Gebiet des Erzbisthums Salzburg thätig gewesen, wurde er 1837 als Vicar nach Wagrein (im Pongau) berufen, wo er am 5. December 1848 starb.

„Ueber Land und Meer“ vom 22. December 1901.

O. F. Gensichen.

Moleschott: Jacob M., geboren am 9. August 1822 zu Hertogenbosch in Nordbrabant, also Holländer von Geburt, ist doch in seiner weiteren, namentlich wissenschaftlichen Entwicklung ein Deutscher geworden und wol auch Zeit seines Lebens geblieben, wenn er auch in Italien als italienischer Beamter drei Jahrzehnte lang gelebt und gewirkt hat. Durch die Thätigkeit des Vaters auf die medicinische Wissenschaft hingewiesen, und wie er einleitend in seiner Dissertation erzählt, von ihm frühzeitig mit den Anfangsgründen von Chemie und Physik bekannt gemacht, widmete er sich derselben in Heidelberg, woselbst der Anatom F. Tiedemann, der Chemiker L. Gmelin und der Anatom, Physiolog und Patholog J. Henle seine hauptsächlichsten Lehrer waren. Denn daß ihn wesentlich die theoretische und nicht die praktische Medicin oder nur das Wissenschaftliche in ihr anzog, geht aus der Thatsache hervor, daß er noch

vor seiner Promotion als jugendlicher Forscher die im J. 1844 von der Teyler'schen Gesellschaft gestellte Preisaufgabe „Kritische Betrachtung von Liebig's Theorie der Pflanzenernährung mit besonderer Angabe der empirisch konstatirten Thatsachen" löste und den Preis erhielt. In dieser ungemein umfangreichen (122 Seiten in Quart) Abhandlung kritisirt der jugendliche Forscher in Bewunderung die gewaltigen Leistungen Liebig's auf dem Gebiete der Pflanzenernährung und ihre Bedeutung für die Landwirthschaft.

Kurze Zeit darauf, 1845, promovirte er mit der anatomisch-physiologischen Arbeit: „De Malpighianis pulmonum vesiculis" und spricht auf das Bestimmteste sein wissenschaftliches Glaubensbekenntniß in den Worten aus: Nullam extra physicae studia medicum invenire salutem, immo artem non esse medicinam, nisi a physiologia proficisceretur. Nächst dem Vater dankt er diese Auffassung über die Medicin sowie eine gewisse Liebe zur Philosophie seinem früheren philosophischen Lehrer Moritz Fleischer an dem Gymnasium in Cleve und seinem Lehrer Henle, auf dessen Anregung hin und unter dessen Leitung die Dissertation entstand. Nach einer eingehenden historischen Einleitung bespricht M. in derselben den histologischen Bau der Lunge, die er in zweckmäßiger Weise mit Luft aufgebläht oder auch mit Quecksilber injicirt hat, stellt vor allen Dingen fest, daß die kleinen Bronchiolen in Bläschen und nicht in Canälchen enden, daß diese Bläschen sich durch eigene glatte Muskeln bewegen können, mit dem Alter an Größe zunehmen und bei dem sogenannten Emphysem atrophiren, aber nicht hypertrophiren.

Hierauf ließ sich M. kurze Zeit in Utrecht als Arzt nieder, arbeitete aber wissenschaftlich weiter bei Mulder und gab von 1846—1848 mit J. van Deen und Donders die „Holländischen Beiträge zu den anatomischen und physiologischen Wissenschaften" heraus. Aber schon 1847 kehrte er nach Heidelberg zurück und habilitirte sich hier für Physiologie und Anthropologie. Wie gewaltig sein wissenschaftlicher Eifer war, geht außer seinen später mitzutheilenden Arbeiten auch daraus hervor, daß er sich 1853 ein eigenes kleines physiologisches Laboratorium einrichtete.

Hier erschienen in kurzer Zeitfolge auf einander 1. „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk", 1850, seinem Vater gewidmet, „weil M. von jeher das Recht hatte, die Sorgfalt zu verehren, die sein Vater der Diät von Kranken und Gesunden zuwendete". Das Buch stellt in kurzen Zügen das Wesentliche des Stoffwechsels dar und ist in anregender Weise mit Vermeidung der verschiedenen chemischen fremdsprachlichen Kunstausdrücke für Jedermann verständlich geschrieben. 2. In ausführlicher wissenschaftlicher Darstellung wird in der „Physiologie der Nahrungsmittel", einem Handbuch der Diätetik, Darmstadt 1850, dasselbe Thema behandelt. 3. „Die Physiologie des Stoffwechsels in Pflanzen und Thieren", ein Handbuch für Naturforscher, Landwirthe und Aerzte, Erlangen 1851 gibt eine weitere Uebersicht über das genannte Thema.

Man sieht, M. berührte sich jetzt vielfach mit den Arbeiten Liebig's. Und als er nun betreffs der Zusammensetzung des Froschfleisches und des Gehirns zu einer anderen Ansicht kam, als Liebig und an Liebig's Arbeiten Kritik übte, trat Liebig auf das Schärfste gegen ihn auf. M. antwortete Liebig mit dem bekannten Werke „Der Kreislauf des Lebens", Physiologische Antworten auf Liebig's chemische Briefe, Heidelberg 1852. Dieses glänzend geschriebene Buch, in welchem die ganze Kraft des Verfassers und gelegentlich der ehrliche Zorn gegenüber Liebig zum Ausbruch kommt, welcher mit Hohn seinen minderwerthigen Gegner abzuthun gedachte, hat außerordentlich viel Verbreitung gefunden. Im J. 1887 erschien es in der fünften vermehrten

und gänzlich umgearbeiteten Auflage. Gleich der erste Brief in diesem Buche führt den Titel „Offenbarung und Naturgesetz". Folgende Sätze charakterisiren seinen Inhalt: „Nur der Forscher begnügt sich nicht mit der Offenbarung einer entfernten Ursache, von der er sich keine Vorstellung machen kann. Er sucht für jede Erscheinung die nächste Quelle, für jede Quelle einen Grund, weiter und weiter rückwärts, so lange die sinnliche Wahrnehmung reicht" . . . Forschung schließt also Offenbarung aus. Das ganze Buch steht auf einer, kurz gesagt, materialistischen Grundlage. Diese Anschauungen aber, welche M. natürlich auch in seinen Vorlesungen mit der ihm eigenthümlichen Wärme der Ueberzeugung vertrat, waren höheren Ortes nicht genehm. Namentlich die Auffassung über die Unzweckmäßigkeit der Bestattung menschlicher Leichen in Kirchhöfen erregten daselbst Anstoß. Die interessante Stelle lautet: „Wenn wir unsere Todten verbrennen könnten, dann würden wir die Luft bereichern mit Kohlensäure und Ammoniak, und die Asche, welche die Werkzeuge zu neuen Getreidepflanzen, zu Thieren und Menschen enthält, würde unsere Haiden in fruchtbare Fluren verwandeln. Es kann nicht fehlen, wenn wir es auch nicht erleben sollten, das Bedürfniß der Menschen, welches der oberste Rechtsgrund und die heiligste Quelle der Sitte ist, wird einmal unsere Kirchhöfe mit gleichen Augen betrachten, wie wir das Pfund, das ein ängstlicher Bauer vergräbt, statt vom sauer erworbenen Capitale Zinsen zu ernten. Nur die Unwissenheit ist Barbarei." Ob dieser Lehren, die als „unsittlich und frivol" bezeichnet, dazu geeignet, die Jugend durch Wort und Schrift zu verderben, erhielt M. eine ernste Verwarnung von dem engeren Senat der Universität Heidelberg, die er mit der sofortigen Niederlegung seines Amtes beantwortete.

Zwei Jahre später, 1856, wurde er an die Züricher Hochschule als Professor berufen, welchem Rufe er natürlich mit Freuden Folge leistete. In seiner Antrittsrede daselbst („Licht und Leben", Frankfurt 1856), die dem Vater gewidmet ist, heißt es: „Dir vor allen würde ich's vorjauchzen, wie viel das freie Zürich mir wiedergab, nachdem ich durch den Zusammenstoß mit der von Pfaffenseelen aufgestachelten badischen Regierung und deren willfährigem Werkzeug, dem Heidelberger Senate, inmitten einer lernbegierigen Jugend, an dem reizenden Ort, dem ich so viele Wonne nie vergessen werde, auch viel und schmerzlich entbehren mußte."

Doch war seines Bleibens in der Schweiz nicht lange. Der ihm befreundete italienische Minister des Unterrichtswesens Fr. de Sanctis, den er in Zürich kennen gelernt hatte, berief M. 1861 nach Turin, von wo er 1879 als Professor der Physiologie an die Sapienza in Rom übersiedelte. Bis zu seinem den 20. Mai 1893 daselbst erfolgten Tode verblieb er in dieser Stellung, verehrt von seinen Schülern und hochgeachtet von Vielen, freilich nicht von Jedermann; denn daß seine materialistische Auffassung Manchem nicht zutreffend und ausreichend, Vielen geradezu ein Gräuel dünkte, ist ziemlich selbstverständlich. Doch dürfte zutreffend sein, was J. R. Mayer in einem Schreiben vom 13. December 1867 sagt, in welchem er M. für die von ihm betriebene Aufnahme in die Turiner Akademie dankt. Mayer schreibt darin: „Ihnen vor Allen gebührt das große und bleibende Verdienst, den Satz siegreich vertheidigt zu haben, daß wissenschaftliche Gegenstände und Forschungen nicht mit religiösen Dogmen oder gar kirchlichen Fragen vermischt werden dürfen" (J. J. Weyrauch, Kleinere Schriften und Briefe von Robert Mayer, Stuttgart 1893).

M. war in erster Linie Schriftsteller, und zwar ein glänzender deutscher Schriftsteller, der mit der ganzen Kraft und Wucht seiner Ueberzeugung die von ihm für recht erkannten Anschauungen gegen Jedermann, auch gegen Hohe

und Mächtige vertrat. Er war aber in zweiter Linie auch ein bedeutender Forscher. Die meisten seiner experimentellen Arbeiten finden sich niedergelegt in den von ihm herausgegebenen „Untersuchungen zur Naturlehre der Menschen und der Thiere", Frankfurt a./M., deren erster Band im J. 1857 erschien. Seine Arbeiten sind in erster Linie physiologisch-chemischer Natur. So betreffen sie die Beeinflussung des Stoffwechsels je nach Art und Bau der Thiere, ferner je nach der Temperatur und der Stärke der Belichtung, mit welcher im allgemeinen der Stoffwechsel zunimmt, lehren interessante und wenig beachtete Unterschiede in dem Stoffwechsel hungernder und winterschlafender Thiere, indem, kurz gesagt, in den ersteren hochwerthiges, in den letzteren minderwerthiges Körpermaterial verbrennt. Weitere Untersuchungen stellte M. an über die Zusammensetzung des menschlichen Blutes und weist auf den Wechsel in der Menge der weißen Blutkörperchen hin, wie er sich infolge von Krankheiten, Nahrungsmitteln und Medicamenten einstellt, eine in letzter Zeit vielfach besprochene, sogenannte moderne Frage. Ausgehend von dem Grundsatze, „das beste Messer in der Hand des Mikroscopikers ist ein richtig gewähltes chemisches Reagens", untersuchte M. das mikroscopische Verhalten verschiedener thierischer Gewebe, von Horngewebe, von glatten Muskeln u. s. w. gegenüber zweckmäßig ausprobirten chemischen Reagentien und bereicherte so die histologische und anthropologische Wissenschaft um mancherlei werthvolle Kenntnisse. Schließlich sei noch auf seine Arbeiten hingewiesen, welche die Physiologie der Nerven und diejenige des Kreislaufs, namentlich diejenige des Herzens betreffen, in denen die damals auf das Schärfste bestrittene, heutzutage aber anerkannte beschleunigende Wirkung des Vagus auf den Herzschlag bewiesen wird.

M., den ich persönlich nicht gekannt, war von untersetzter Statur, hatte offenbar sehr lebhafte Augen und eine lebhafte Sprechweise. Er war überaus glücklich mit einer Mainzerin, Sophie Strecker, verheirathet und hatte mehrere Söhne und Töchter. 1876 wurde er Senator des Königreichs Italien und bei Gelegenheit seines 70. Geburtstages, 1892, den er in Rom feierte, von aller Welt auf das herzlichste gefeiert. Kurze Zeit darauf, am 20. Mai 1893, starb er in Rom.

Ueber Moleschott hat geschrieben H. Vierordt in der Münchener med. Wochenschrift 1893. — Eine prächtige Schilderung seines Lebens bis 1861 gibt er selbst in dem hochinteressanten Buche „Für meine Freunde", Gießen 1894. In beiden Schriften findet sich sein Bild.

P. Grützner.

Molitor: Wilhelm M., wurde am 24. August 1819 zu Zweibrücken in der Rheinpfalz geboren und entstammte einer streng katholischen Juristenfamilie. Er widmete sich, der Familientradition folgend, von 1836 bis 1840 in Heidelberg und München gleichfalls dem Studium der Rechte, trat dann in Zweibrücken eine zweijährige Rechtspraxis an und 1843 nach glänzend bestandener Staatsprüfung als Accessist bei der Regierung zu Speyer in den Staatsdienst, wo er später zum Präsidialsecretär ernannt ward. In diese Zeit fallen auch seine ersten schriftstellerischen Arbeiten, die er unter dem Pseudonym R. Ulrich Riesler veröffentlichte, der Roman „Die schöne Zweibrückerin" (II, 1844), das Schauspiel „Kynast" (1844), die dramatische Studie „Der Jungfernsprung" (1845) und endlich die anonym herausgegebenen „Domlieder" (1846), Lieder und Romanzen vom Kaiserdom in Speyer, wozu auch der Cardinal v. Geissel einige beigesteuert hatte. In den nächsten fünfzehn Jahren ruhte Molitor's Feder, weil er, obwohl sich ihm eine glänzende Zukunft eröffnet hatte, in dem erwählten Berufe doch keine Befriedigung fand und sich deshalb mit ganzer Kraft einem neuen zuwandte.

Er schied 1849 aus dem Staatsdienste, studirte in Bonn Theologie und erhielt schon 1851 in Speyer die Priesterweihe. Nach einer viermonatlichen seelsorgerischen Thätigkeit in der Gemeinde Schifferstadt wurde er vom Bischof Dr. Nik. Weis als dessen Geheimsecretär und als Domvicar nach Speyer zurückberufen und schon am 11. November 1857 zum Domcapitular ernannt. Daneben verwaltete M. noch die Aemter eines Domkustos, eines Pönitentiars und bis 1865 dasjenige eines Professors der Kunstgeschichte und Homiletik am Priesterseminar. Auch gab er sich nun wieder schriftstellerischer Thätigkeit hin, theils auf theologischem und juristischem Gebiete, theils in der idealen Welt der Poesie. So lange Bischof Dr. Weis lebte, wohnte M. in dessen Hause und blieb sein vertrauter und einflußreicher Secretär, unternahm auch mit ihm 1856 und 1861 Reisen nach Rom. Hier lernte Papst Pius IX. diesen bedeutenden katholischen Schriftsteller kennen; er verlieh ihm 1864 die Würde eines Dr. theol. und berief ihn 1868 als Consultor zur Theilnahme an den Vorarbeiten für das Vaticanische Concil nach Rom. In den Jahren 1875—77 gehörte M. als Vertreter eines unterfränkischen Wahlkreises dem bairischen Abgeordnetenhause an; aber der feinfühlende Dichter fand keinen Geschmack an den Aufregungen der Debatten, legte sein Mandat nieder und beschränkte sich hinfort auf die Erfüllung seiner Amtspflichten und auf litterarische Thätigkeit. Er starb in Speyer am 11. Januar 1880.

Die schönwissenschaftlichen Werke Molitor's in der zweiten Periode seines Schaffens sind besonders eine Reihe von Dramen, wie „Maria Magdalena" (Dram. Gedicht, 1863, 2. Aufl. 1873), „Das alte deutsche Handwerk" (Dram. Gemälde, 1863), „Die Freigelassene Neros" (1865), „Claudia Procula" (1867), „Julian, der Apostat" (1867), „Des Kaisers Günstling" (Tragödie aus den Zeiten der Märtyrer, 1874), „Die Blume von Sicilien" (Dram. Legende, 1880; 2. Aufl. 1897), ferner die Festspiele „Weihnachtstraum" (1867), „Das Haus zu Nazareth" (1872) und „Die Weisen des Morgenlandes (1877). „In allen diesen Dramen wiegt eine pädagogische Tendenz vor. Der Dichter ist bemüht, nicht nur dem deutschen Volke biblische oder religiöse Stoffe, sondern auch den katholischen Vereinen deutsche Schauspiele specifisch römischer Tendenz zur Aufführung darzubieten. Der Werth der Bühne für die Veranschaulichung religiöser Wahrheiten erscheint dem Dichter ganz besonders groß; es reizte ihn zur Abfassung von Dramen vor allem der Umstand, daß die deutsche Litteratur an bedeutenden Dramatikern streng katholischer Richtung arm zu nennen ist." Nun sind aber die vom Dichter gewählten Stoffe nicht nach dem Geschmack der Gegenwart; die Mehrzahl der Leser — selbst die katholischen — wendet sich gleichgültig ab von Märtyrer-Tragödien, und so theilen Molitor's Dramen das Schicksal so vieler anderen Autoren: sie erblicken nie das Bühnenlicht und bleiben Buchdramen. Dazu kommt, daß sie keineswegs allen Anforderungen der Kritik an die Technik entsprechen, trotzdem eine edle, gedankenreiche Sprache sie durchzieht und die Charakterisirung der handelnden Personen vortrefflich genannt werden muß. Am höchsten vom litterarischen Standpunkte aus sind die drei „Dramatische Spiele" (1878) zu stellen, die dramatische Legende „Sankt Ursulas Rheinfahrt", das Lustspiel „Die Villa bei Amalfi" und das dramatische Märchen „Schön Gundel". Auch als Novellist ist M. aufgetreten in „Der Jesuit" (Novelle, 1873), „Herr von Syllabus" (Criminalnovelle, 1873), „Memoiren eines Todtenkopfs" (Roman, II, 1875), „Der Gast im Kyffhäuser" (Ein Märchen in 12 Abenteuern, 1880), die er sämmtlich unter dem Pseudonym Benno Bronner herausgab, und in „Der Caplan von Friedlingen" (Eine didaktische Novelle, 1877). Unter seinen übrigen Schriften wären noch hervorzuheben mehrere

„Predigtsammlungen", „Ueber kanonisches Gerichtsverfahren gegen Cleriker" (1856), „Das Theater in seiner Bedeutung und in seiner gegenwärtigen Stellung" (1866), „Ueber Goethe's Faust" (1869), „Papst Pius IX. in seinem Leben und Wirken" (mit Dr. Hülskamp, 3. Aufl., 1873) und „Rom. Wegweiser durch die ewige Stadt" (mit Wittmer, 1866). Nach Molitor's Tode erschienen seine „Gedichte" (1884), größtentheils Gelegenheitsgedichte im engsten Sinne, die aber den formgewandten, geistvollen und frommen Poeten deutlich erkennen lassen. „Ebenso hervorragend wie an Geistesgaben, war M. an edlem Charakter. Die katholische Kirche der Pfalz hat durch seinen Tod einen empfindlichen, ja kaum ersetzbaren Verlust erlitten. Dies das Urtheil eines streng lutherischen Geistlichen der Pfalz.

Pfälzisches Memorabile. Gabe des evang. Vereins für die protestantische Pfalz (von Joh. Schiller), 1880; 8. Heft, S. 164; 9. Heft, S. 39. — Heinrich Keiter, Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands, 1884, S. 225 ff. — Karl Leimbach, Die Dichter der Neuzeit und Gegenwart, 6. Bd., S. 359. — Joseph Kehrein, Biographisch-litterarisches Lexikon, 1. Bd., S. 266. — Deutscher Hausschatz, Jahrg. 1879/80, Bd. 6, S. 341. — Alte und Neue Welt, 14. Jahrg., 1880, S. 408.

Franz Brümmer.

Möller: Andreas M., auch Moller oder Müller genannt, Polyhistor, verdient als Chronist der Stadt Freiberg, entstammte einer alten Freiberger Patricierfamilie und wurde am 22. März 1598 als Sohn eines lutherischen Pfarrers zu Pegau bei Leipzig geboren. Da er bereits in früher Jugend gute Geistesgaben verrieth, unterrichtete ihn sein Vater in den Anfangsgründen des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen. Später schickte er ihn in die Pegauer Stadtschule, doch förderte er ihn auch zu Hause weiter, indem er mit ihm die alten Classiker las. 1613 kam der Knabe auf die Fürstenschule in Pforta, wo er sich eine ungewöhnliche Geläufigkeit in der lateinischen Sprache und Dichtkunst aneignete. Ostern 1616 bezog er die Universität Leipzig. Hier betrieb er vorzugsweise philosophische und nebenher als Famulus des Professors Siglicius auch medicinische Studien. Nach einem Jahre sah er sich wegen seiner Armuth gezwungen, den Sohn eines reichen Frankfurter Kaufmanns als Informator nach Heidelberg zu begleiten. Hier wollte er anfangs Theologie studiren, doch fürchtete er durch die calvinistischen Professoren an seinem Glauben irre zu werden. Deshalb begnügte er sich, philosophische, philologische und medicinische Vorlesungen zu hören. Durch einen glücklichen Zufall gewann er die Freundschaft des berühmten niederländischen Philologen Janus Gruterus, der als Bibliothekar in Heidelberg lebte und dem er vielfache Anregung und Förderung verdankte. Da dem streng lutherisch gesinnten Vater der Aufenthalt des Sohnes in dem reformirten Heidelberg gefährlich erschien, rief er ihn im Herbste 1617 wieder nach Hause zurück. Er setzte nun unter großen Entbehrungen seine Studien in Leipzig fort und vervollkommnete sich namentlich im Hebräischen. Daneben eignete er sich auch die Anfänge des Chaldäischen, Syrischen und Arabischen an. Nachdem er 1620 die Magisterwürde erworben hatte, gedachte er die akademische Laufbahn einzuschlagen und hielt deshalb Vorlesungen über hebräische Grammatik. Diese erregten die Aufmerksamkeit eines reichen Gutsbesitzers, des Herrn v. Mosdorff auf Obereula bei Nossen, der trotz seines hohen Alters den Wunsch hegte, das alte Testament in der ihm bis dahin völlig unbekannten Ursprache zu lesen. Er forderte den jungen M. auf, ihn auf seinem Gute zu besuchen. M. kam der Einladung nach und verweilte länger als 1½ Jahr bei seinem lernbegierigen Gastfreunde. Dieser hätte ihn gern dauernd an sich gefesselt und bot ihm

deshalb die Pfarrstelle in dem benachbarten Dorfe Deutschenbora an, doch lehnte M. ab, als er 1622 einen Brief des Freiberger Superintendenten Abraham Gensreff erhielt, der ihn zum Informator seines einzigen Sohnes begehrte und ihm gute Beförderung für später versprach. M. glaubte in der wohlhabenden, blühenden und geistig regsamen Stadt Freiberg eine aussichtsreiche Zukunft vor sich zu haben und nahm deshalb das angebotene Amt an. Da er sich durch seine vielseitige Gelehrsamkeit bald allgemeine Achtung erwarb, wurde ihm 1624 die Stelle des Tertius an der Stadtschule übertragen. Als solcher entfaltete er eine sehr verdienstliche Thätigkeit. Neben seinen Schulstunden hielt er Vorlesungen über hebräische Grammatik und veranstaltete mit den älteren Schülern öffentliche Disputationen. Diese Neuerungen hoben das Ansehen der Schule, sodaß auch von auswärts mehr Zöglinge als sonst herzuströmten. Um möglichst enge Fühlung mit der alteingesessenen Bürgerschaft zu gewinnen, verheirathete er sich noch im J. 1624 mit Salome Köhler, der Tochter eines Schichtmeisters, die von mütterlicher Seite her einem der ältesten Freiberger Patriciergeschlechter entstammte. Da er sich seines Schuldienstes eifrig und mit Erfolg annahm, wurde er 1627 zum Conrector befördert. Daneben versah er noch das Amt eines Bibliothekars. Er ordnete die reiche und werthvolle, aber seit Jahrzehnten vernachlässigte Büchersammlung der Schule und sorgte auch für ihre Vermehrung, indem er seine gelehrten Freunde zu einer Beisteuer veranlaßte. In seinen Mußestunden verfaßte er deutsche und lateinische Gedichte, schrieb Schulkomödien und begann umfassende Sammlungen für eine von ihm geplante Chronik von Freiberg anzulegen. Seit 1630 verschlechterte sich seine Lage von Jahr zu Jahr, da die Stadt unter den Beschwerden des dreißigjährigen Krieges zu leiden begann, der ihren Wohlstand allmählich völlig zu Grunde richtete. Die häufig wiederkehrenden Contributionen und Truppenverpflegungskosten erschöpften in wenig Jahren die öffentlichen Cassen. M. erhielt seine Besoldung nur noch unregelmäßig und in minderwerthiger Münze ausgezahlt und gerieth dadurch, da er von Hause aus vermögenslos war, in drückende Verhältnisse. Wiederholte Blockaden, Einquartierungen, Seuchen und Hungersnöthe verschärften die allgemeine Nothlage. Am höchsten stieg das Elend, als die Stadt im Herbste 1632 von den Kaiserlichen unter Gallas beschossen und eingenommen wurde. Inmitten der allgemeinen Verwirrung hatte M. das Unglück, seine Frau durch den Tod zu verlieren. Doch schloß er bereits im folgenden Jahre eine neue Ehe mit Regina Thorschmied, der Tochter eines angesehenen Arztes. Da infolge der andauernden Kriegsunruhen die Schule allmählich verkümmerte und schließlich völlig einzugehen drohte, sah sich M. genöthigt, eine andere Beschäftigung zu suchen. In dieser Verlegenheit kam es ihm zu statten, daß er früher medicinische Studien betrieben hatte. Er beschloß jetzt, sich ganz der Heilkunde zuzuwenden und durch eine akademische Prüfung die Erlaubniß zur Ausübung der ärztlichen Praxis zu erwerben. Da er in Leipzig infolge der Kriegswirren nicht zur Promotion gelangen konnte, meldete er sich in Jena, aber erst nach mehrjähriger Verzögerung durch Geldmangel und allerhand Unglücksfälle gelang es ihm, 1637 die medicinische Doctorwürde zu erlangen. Er legte nun sein Schulamt nieder und widmete sich der ärztlichen Praxis. Einige glückliche Curen, namentlich während der Belagerung der Stadt durch die Schweden unter Baner 1639, verschafften ihm großen Zulauf, und bald suchte man auch von auswärts bei ihm Rath und Hülfe. Dadurch kam er allmählich in bessere Vermögensverhältnisse. 1641 konnte er sich ein eigenes Haus mitten in der Stadt am Obermarkte erwerben. Die zweite schwedische Belagerung der Stadt durch Torstenson 1643 überstand er ohne wesentlichen

Schaden. Im Auftrage des Rathes verfaßte er kurz nachher eine ausführliche Beschreibung dieses Ereignisses. Auch sonst betrieb er neben seinem Berufe eingehende historische Studien, als deren reifste Frucht 1653 sein bedeutendstes und unvergängliches Werk, die Chronik von Freiberg erschien. In demselben Jahre wurde er von seinen Mitbürgern zum Stadtphysikus erwählt. Als solcher hat er namentlich gegen das Curpfuscherunwesen und gegen den heimlichen Verkauf von Arzneien durch Barbiere und andere Unbefugte gekämpft, sich aber dadurch bei den Betroffenen viele Feindschaft zugezogen. Seine letzten Jahre waren durch mehrere Todesfälle in seiner Familie und durch ein beschwerliches Steinleiden getrübt, dem er am 21. Januar 1660 erlag. Sein Grab befindet sich im Dom zu Freiberg. Sein Bild in Oel gemalt hängt in der Gymnasialbibliothek daselbst. Die von ihm hinterlassene werthvolle Büchersammlung wurde von seinen Erben an die Stadtbibliothek in Kamenz verkauft, wo sie noch heute zum Theil erhalten ist.

Auf litterarischem Gebiete hat sich M. als Geschichtsschreiber, Philolog, Naturforscher und Dichter in 7 Sprachen versucht. Auch trat er gelegentlich als Componist hervor (O. und R. Kade, Die älteren Musikalien der Stadt Freiberg, Leipzig 1888, S. 20—21). Am bedeutendsten ist er als Historiker. An gedruckten Werken verdankt man ihm den „Colossus Hoëneccius“ (1627), ein größeres lateinisches Gedicht zu Ehren des kursächsischen Hofpredigers Hoe v. Hoenegg, der ihn als kaiserlicher Pfalzgraf 1626 zum Dichter gekrönt hatte; eine Festrede zur ersten Jubelfeier der Augsburgischen Confession, betitelt „Confessio Augustana vere Augusta“ (1630); eine „Gründliche und ausführliche Relation von der . . . Belägerung der . . . Bergkstadt Freybergk“ (1643); das „Theatrum Freibergense Chronicum“ (1653), eine der besten und ausführlichsten unter den älteren sächsischen Städtechroniken; ferner einen philologischen „Commentarius super hymnum Prudentianum ad octavum calendas Januarias“ (1659); ein Ehrendenkmal für seinen Vater und seine Heimathstadt, *Ἀντιπελαργία* sive debitum parentale“ (1659), sowie zahlreiche Epicedien und andere Gelegenheitsgedichte. Nach seinem Tode wurden noch gedruckt drei kurze Abhandlungen „De situ et incolis Freibergae“ (bei Grundig und Klotzsch, Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte 1767, I, 97), „De metallorum causis“ (bei J. G. Weller, Altes aus allen Theilen der Geschichte 1760, III, 311) und „De fungis“ (ebd. 1765, X, 510), sowie genealogische und historische Nachrichten über verschiedene Freiberger Patricierfamilien (G. C. Kreysig, Beyträge zur Historie derer Chur- und Fürstlichen Sächsischen Lande 1758, IV, 41; Neueröfnetes Historisch-Sächßisches Curiositäten-Cabinet 1760, 82; Freyberger gemeinnützige Nachrichten 1809—1814). Handschriftlich haben sich theils im Original, theils in Abschriften erhalten: in der Hamburger Stadtbibliothek Möller's Briefwechsel, enthaltend 609 Briefe aus den Jahren 1614—1644; in der Gymnasialbibliothek zu Freiberg 4 Schulkomödien aus dem Jahre 1628: ein politisches Stück „De *ἀναβάσει* Jebusitarum“ über die Umtriebe der Jesuiten in Böhmen; ein deutsches Lustspiel „Areteugenia“, welches die angefochtene, aber doch siegreiche Tugend eines Geschwisterpaares verherrlicht; eine lateinische Nachbildung der Aulularia des Plautus, betitelt: „Querulo-Euclio“, und ein deutsches Satyrspiel „Cleaeret“, in welchem erzgebirgische Bauern in ihrer Mundart auftreten, ferner 13 Briefe an Gelehrte und ein Entwurf, betitelt: „Collegium rhetoricum habitum Freibergae 1634“; in der Bibliothek des Alterthumsvereins daselbst verschiedene Collectaneen zur Geschichte Freibergs; in der Kgl. Bibliothek zu Dresden das eigenhändige Concept des ersten Theiles der Freiberger Chronik und ein eigenhändiger Band „Miscellanea Frei-

bergensia“; in der Stadtbibliothek zu Leipzig eine genealogische „Abhandlung über das Geschlecht derer von Günterrode“; endlich in der Ponickau'schen Sammlung der Universitätsbibliothek zu Halle 4 Handschriften: „Annales bibliothecae Freibergensis“, „Epistola de situ Freibergae“, Nachrichten von den alten Freibergischen Geschlechtern und eigenhändige Sammlungen und Excerpte zur Freiberger Stadtgeschichte der Jahre 1633—1650.

A. Moller, *Ἀντιπελαργία* sive Debitum Parentale . . . Freibergae 1659. — S. G. Starcke, Pyramis Molleriana . . . [Freiberg 1660]. — Ad parentalia manibus Andreae Molleri . . . invitat N. Grefius . . . [Freiberg 1661]. — J. S. Grübler, Ehre der Freybergischen Todten-Grüffte, Leipzig 1730, I, 260—269. — C. G. Wilisch, Kirchen-Historie der Stadt Freyberg, Leipzig 1737, I, 369—372. — Leben D. Andreas Möller's (Freyberger gemeinnützige Nachrichten 1801, S. 219—224, 229—231). — R. Kade, Studien zum Freiberger Chronisten Andreas Möller (Mittheilungen vom Freiberger Alterthumsvereins 1886, XXIII, 1—20. Mit Bild). — Ders., Der sächsische Historiker Andreas Möller (Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1887, S. 290—291). — Ders., Andreas Möller, der Chronist von Freiberg (Neues Archiv für sächsische Geschichte 1888, IX, 59—114. Mit Bild). Viktor Hantzsch.

Möller: Ernst Wilhelm M., wurde am 1. October 1827 in Erfurt geboren. Sein Vater Johann Friedrich M., aus altem Erfurter Pastorengeschlechte, war damals Diakonus an der Barfüßerkirche, wurde bald darauf Pastor an derselben Kirche und dann auch Consistorialrath bei der dortigen Regierung (s. A. D. B. XXII, 145 ff.). Eine tüchtige, vielseitige Bildung, hohe katechetische Begabung, dichterische Beanlagung, eine tiefe und zugleich milde Frömmigkeit zeichneten den Vater aus, der damals den Kampf mit der beginnenden lutherischen Separation in Erfurt zu führen genöthigt wurde und in diesem Kampfe ebenso fest für die preußische Union eintrat, wie er sich durch die polizeiliche Behandlung von Glaubensfragen durch das Regiment Friedrich Wilhelm's III. in seinem Gewissen bedrückt fühlte. Mit dem zum Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen berufenen Vater siedelte M. 1843 nach Magdeburg über und wurde hier bald Zeuge der Kämpfe, die der Vater in seiner neuen Stellung mit der in dieser Stadt zeitweise mächtig anschwellenden lichtfreundlichen Bewegung zu führen hatte. Hier vollendete M. Ostern 1847 seine Gymnasialstudien, bezog die Universität Berlin, wo Neander und Nitzsch ihn besonders anzogen, ging Ostern 1849 nach Halle, wo Julius Müller, Hupfeld und Thilo seine Lehrer waren, und konnte dann noch 3 Semester in Bonn Richard Rothe, Dorner und Diestel hören. Der Einfluß dieser Lehrer gewann ihn für die deutsche Vermittlungstheologie, machte ihn auch zu einem überzeugten Anhänger der Union, in der er einen speciellen Beruf Preußens erkannte. Schon Neander hatte ihn für die Kirchengeschichte zu interessiren gewußt, dann Thilo ihn speciell auf patristische Studien hingewiesen. Nachdem er am 20. October 1851 in Coblenz das erste theologische Examen sehr gut bestanden hatte, kehrte er ins Elternhaus zurück, um sich aufs Licentiatenexamen vorzubereiten und vor allem die griechischen Kirchenväter zu studiren. Diese Studien setzte er seit dem Sommer 1852 in Halle fort, promovirte hier am 18. Januar 1854 mit einer Arbeit „Gregorii Nysseni doctrinam de hominis natura et illustravit et cum Origeniana comparavit W. M.“ Am 6. März desselben Jahres habilitirte er sich daselbst für Neues Testament und Kirchengeschichte. Es war die Zeit, wo Baur und die Tübinger Schule mit ihren Aufstellungen über das apostolische und nach-

apostolische Zeitalter die Disciplinen des Neuen Testaments und der alten Kirchengeschichte gründlich vor neue Probleme gestellt hatten. Der junge Docent mußte vor allem dieser Schule gegenüber eine feste Stellung zu gewinnen suchen. Er that es in entschiedener Ablehnung der wichtigsten ihrer Positionen. Er gelangte zu einer wesentlich conservativen Beurtheilung der Frage nach der Echtheit der Schriften des Neuen Testaments; nur den 2. Petrusbrief und die Pastoralbriefe nahm er von diesem Urtheile aus. Aber die Echtheit des Johannesevangeliums stand ihm fest und bestimmte sein Urtheil über die Person Christi. Noch im J. 1868 hat er in einer längeren Recension der Vorlesungen Baur's über Dogmengeschichte sein Urtheil über die Methode der Baur'schen Geschichtsconstruction näher dargelegt (Theol. Stud. u. Krit. 1868, S. 169 ff.). Nachdem er 3 Semester hindurch nur neutestamentliche Vorlesungen gehalten, begann er allmählich das Gebiet der Kirchen- und Dogmengeschichte auch als Docent zu behandeln. Seit 1854 hatte die „Real-Encyklopädie für protestantische Theologie" in erster Auflage zu erscheinen begonnen. J. J. Herzog, ihr Begründer, forderte den jungen Kirchenhistoriker zur Mitarbeit für Artikel aus dem Gebiete der Patristik auf, und dieser lieferte von 1856 an zahlreiche, stets gründlich aus den Quellen gearbeitete Artikel, überwiegend aus dem Gebiete der alten Kirchengeschichte. Eine vom Vater ererbte Vorliebe für Hymnologie trieb ihn daneben zu Studien über die Geschichte des evangelischen Kirchenliedes, und die kirchlichen Kämpfe der Gegenwart veranlaßten ihn zur näheren Beschäftigung mit der brandenburg-preußischen Kirchengeschichte, aus der sein Aufsatz „Johann Sigismund's Uebertritt zum reformierten Bekenntniß" in Deutsche Zeitschrift für christl. Wissensch. 1858 hervorging. Sein erstes größeres Werk „Geschichte der Kosmologie in der griechischen Kirche bis auf Origenes" 1860 war die Frucht seiner patristischen Studien, speciell zur Geschichte der gnostischen Systeme. Neben der wissenschaftlichen Arbeit blieb er beständig auch in praktischer kirchlicher Thätigkeit theils durch Predigen, theils durch seine thätige Hülfe im Hallischen Jünglingsvereine. Da sich Aussicht auf Beförderung für ihn nicht fand — Neander hatte den preußischen Hochschulen eine Anzahl seiner Schüler als Docenten zugeführt — unterzog er sich 1858 der zweiten theologischen Prüfung in Magdeburg, die er mit „vorzüglich" bestand, und bat um Berufung in ein ländliches Pfarramt. Erst 1862 wurde seine Bitte erfüllt; er erhielt die Pfarre in Grumbach, Ephorie Langensalza. Das Amt in der kleinen Gemeinde (300 Seelen) ließ ihm Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit. Er lieferte hier die Neubearbeitung der de Wette'schen Commentare zu Galater- und Thessalonicherbriefen, zu Pastoralbriefen und Hebräerbrief (1864 u. 1867). Aber auch eine große kirchengeschichtliche Aufgabe wurde ihm geboten. Nach dem Tode des Generalsuperintendenten Lehnerdt in Magdeburg trat er in dessen Studien zu einer Biographie Andreas Osiander's ein, machte zu diesem Zwecke in Königsberg Archivstudien, und so erschien 1870 sein „Andreas Osiander", eine musterhaft gründliche und umsichtige Arbeit über das Leben und die Theologie des begabten, geistvollen und selbständigen, aber auch leidenschaftlichen Mitarbeiters am Reformationswerk. Inzwischen war er kurz vor der Vollendung seines Werkes auf die Pfarrei Oppin bei Halle versetzt worden. Die Greifswalder theologische Facultät hatte ihn schon 1863 zum Ehrendoctor der Theologie ernannt. Das Werk über Osiander machte jetzt aufs neue auf ihn aufmerksam, und so berief ihn Minister Falk 1873 nach dem Tode des grundgelehrten, aber völlig unproductiven Kirchenhistorikers Thomsen an die Universität Kiel. Hier hat er noch fast 20 Jahre den Lehrstuhl der Kirchen- und Dogmengeschichte innegehabt. Litterarisch bethätigte er sich in dieser Zeit vor allem

durch eine umfängliche Mitarbeit an der „Theolog. Litteraturztg.“, an der „Ztschr. f. Kirchengeschichte“ und den „Studd. u. Krit.“ als Recensent von Schriften aus den verschiedensten Gebieten der Kirchengeschichte. Im Unterschiede von den meisten seiner Fachgenossen baute er sich nicht auf einem Specialgebiete an, sondern trachtete nach einer möglichst gleichmäßigen Bekanntschaft mit dem ganzen großen Gebiete. Als Recensent erwarb er sich allseitig die größte Hochschätzung wegen der Gründlichkeit, ruhigen Sachlichkeit und Gerechtigkeit, mit der er diese Thätigkeit ausübte. Nur wo ihm, wie in Tollin's Servetstudien oder in Kölling's „Geschichte der arianischen Häresie“, anstatt strenger historischer Methode zuchtlose Phantasterei oder ein dogmatisch befangener Dilettantismus begegnete, konnte er auch einmal als Recensent die Geißel schwingen. An der zweiten Auflage der Real-Encyklopädie war er einer der fleißigsten Mitarbeiter, der eine Fülle gehaltvoller Artikel aus den verschiedenen Perioden der Kirchengeschichte lieferte. In der „Ztschr. f. Kirchengesch.“ gab er längere Zeit gut orientirende Uebersichten über neue Litteratur zur Kirchengeschichte des früheren Mittelalters. Daneben schrieb er über „Schleswig-Holsteins Antheil am Kirchenliede“ 1887 in der Ztschr. für Schlesw.-Holst.-Lauenb. Gesch. Sein Rectorat in Kiel eröffnete er mit einer Rede über die Religion Plutarch's und 1883 hielt er in der Universität eine sachlich gehaltvolle Lutherfestrede. Bei diesem Feste verlieh ihm Halle auch die philosophische Doctorwürde. Noch am Abend seines Lebens fiel ihm eine größere litterarische Aufgabe zu. Er sollte für die Siebeck'sche Sammlung theologischer Lehrbücher ein dreibändiges „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ liefern. Die beiden ersten Bände konnte er noch 1889 und 1891 vollenden, den zweiten Band nur noch mühsam unter schweren körperlichen Leiden. Was er so noch fertiggestellt hat, trägt den Stempel seiner Art und seiner Begabung. In schlichter, mitunter etwas schwerfälliger Darstellung versucht er den Leser stets mit den Quellen in Fühlung zu halten und gibt reichhaltige, dabei sorgsam ausgewählte Litteraturnachweisungen. Ueberall spürt man seine gleichmäßige, weitausgebreitete Bekanntschaft mit den Quellen und mit den Fortschritten der Forschung, und zugleich die Behutsamkeit seines Urtheils neuen Hypothesen und Combinationen gegenüber.

Zu Michaelis 1891 zwang ihn ein schleichendes Nierenleiden, seine Arbeit einzustellen; am 8. Januar 1902 erfolgte nach schweren Schmerzenstagen sein Heimgang. Auch als Docent hatte er noch gern die Kanzel bestiegen und in seiner schmucklosen, aber herzlichen Art das Evangelium gepredigt. Von kleiner Gestalt und schwacher Stimme, dabei in gesunden Tagen von großer Heiterkeit des Gemüths, von gewinnender Freundlichkeit, ein eifriger Pfleger guter Hausmusik und ein munterer Freund edler Geselligkeit gehörte er zu den Personen, denen zwar starke persönliche Wirksamkeit versagt bleibt, die aber durch ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit wie durch ihren Charakter allseitige Hochschätzung sich erwerben und bei denen, die ihnen näher treten, herzliche Verehrung und Liebe gewinnen. In zweimaliger glücklicher Ehe war er erst mit einer Tochter des Generalsuperintendenten Moll in Königsberg, darauf mit einer Tochter des Leipziger Rectors der Thomasschule, Nobbe, eines Nachkommen Luther's, vermählt gewesen.

Vgl. die oben Bd. XXII, 147 angeführte Litteratur (der Artikel W. Möller's über seinen Vater steht jetzt auch in der 3. Auflage der Real-Encyklopädie XIII, 208 ff.). — Personalacten Möller's im kgl. Consistorium zu Magdeburg; Universitätsschriften von Halle und Kiel. — Nekrolog in Ztschr. für Kirchengesch. XIII, 484 ff. — Real-Encyklopädie, 3. Aufl. XIII, 212 ff. G. Kawerau.

Molther: Menrad M., Humanist und Reformator, geboren ca. 1505, † 1558. Menrad M. entstammte einer bescheidenen Familie in Augsburg, besuchte aber die von der Aristokratie bevorzugte Schule des trefflichen Pinccianus und erfreute sich der Unterstützung durch den Bürgermeister Ulrich Rehlinger und den Arzt Dr. Ambrosius Jung. Im Frühjahre 1526 bezog er die Universität Heidelberg, wo er sich durch Unterricht und Erziehung junger vornehmer Herren, wie eines Stiftsherrn zu Neuhausen in Worms, Octavian Drach, und eines Joh. Zobel v. Giebelstadt die Mittel zum Studium erwarb. Bald gewann er eine Reihe vornehmer Gönner in den Kreisen der Freunde des Erasmus, darunter auch den kurfürstlich pfälzischen Leibarzt Joh. Lotzer in Heidelberg. Durch sie bekam er Zutritt zu den Schätzen der Klöster und Stiftsbibliotheken in Worms, in Neuhausen und in Eberbach, die es ihm ermöglichten, 1527 die Schrift des Diakonus Agapetus in Constantinopel „De boni principis officiis“ aus dem Griechischen in lateinische Hexameter zu bringen und zu veröffentlichen.

1528 ließ er eine lateinische Uebersetzung von Williram's Auslegung des Hohenlieds erscheinen, 1529 fand er drei Schriften Alcuin's im Stift zu Neuhausen, von denen er erst die „Quaestiones in Genesin“, dann die „Disputatio de rhetorica“ herausgab, wie die Auslegung des Hohenlieds von Justus v. Urgel aus einer Wormser Handschrift, 1530 den „Liber historicarum partium orientis sive passagium terrae sanctae“ von Haythonus und die Auslegung des Matthäus von Christian Druthmar, 1532 „Testamentum duodecim patriarcharum“ und „Julii Pomerii Toletani episcopi contra Judaeos libri tres“. M. hat aber auch selbständige Schriften geschrieben. Seit 1525 war handschriftlich von ihm „Romanorum Pontificum a S. Petro ad Clementem VII. usque vita et mores“ in Distichen verbreitet. Als er das Gedicht 1528 in Speier vielfach durch Abschreiber verderbt fand, ließ er es von J. Setzer drucken. 1527 gab er eine Auslegung des 50. (Luther 51.) Psalms und eine Auslegung von Eph. 6, 16, 17, die „Lucta christiana“, heraus.

1529 wurde M. Baccalaureus der Theologie, ohne erst die philosophischen Grade erworben zu haben, die er 1530 im Januar auf einen Tag miteinander erhielt wie auch 1532 die Bestallung zum Regens der Realistenburse. Bald darauf muß M. für kurze Zeit vielleicht nach Hessen, jedenfalls aber 1533 (? oder 1535) nach Heilbronn berufen worden sein, um dem kränkelnden Lachmann zur Seite zu stehen, dessen Nachfolger er 1539 wurde. Er gewann großen Einfluß durch eine Reihe trefflicher Gutachten, die ihn als tüchtigen conservativen Theologen kennzeichnen, der aber keineswegs dem Zwinglianismus günstiger gegenüber stand als Lachmann, wie Frecht hoffte. Mit Brenz im nahen Hall war er befreundet und bearbeitete dessen Haller Kirchenordnung von 1543 für Heilbronn. Aber die Stellung zum Interim entzweite beide. Brenz konnte es nicht verstehen, daß M. angesichts der schweren Bedrängniß der Stadt durch einquartierte Spanier zur Annahme des Interims rieth, das er aber als Prediger schroff bekämpfte. Die freundlichen Beziehungen zu seinem Schüler Johann Zobel und die friedliche Gesinnung des Bischofs Melchior Zobel von Würzburg bewogen ihn, dem Bischof 1545 einige Abhandlungen des Bischofs Alcimus Avitus von Vienne zu widmen. In Heilbronn genoß er großes Ansehen, sodaß man 1551 ihn den Städten als Gesandten zum Concil in Trient vorschlug. Für Seb. Münster's Kosmographie bearbeitete er im Auftrage des Raths die Beschreibung von Heilbronn und war vielleicht auch an der Sammlung alter kirchlicher Schriftsteller betheiligt, die in Basel 1550 unter dem Titel „Micropresbyticon“ erschien. Ungedruckte Werke von ihm soll noch 1588 der Baseler Buchdrucker Herwagen besessen

haben. Weitere Untersuchung bedarf die Nachricht, daß er eine Chronik verfaßt habe. M. starb 1558 am Charfreitag, 8. April.

Veith, Bibliotheca Augustana III. — Bl. für württb. Kirchengeschichte 1887, S. 47 ff. — Jäger, Mittheilungen zur schwäbischen und fränkischen Reformationsgeschichte. — Dürr, Heilbronner Chronik. — Töpke, Heidelberger Matrikel. — Pressel, Anecdota Brentiana. — Acten des Stadtarchivs Heilbronn. — Beschreibung des Oberamts Heilbronn, herausgegeben vom kath. Landesamt I, II, 512.

G. Bossert.

Moltke: Helmuth Karl Bernhard Graf von M., königlich preußischer Generalfeldmarschall, wurde am 26. October 1800 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin geboren. Sein Vater, Friedrich v. M., ein schöner stattlicher Mann mit vielen glänzenden Eigenschaften, seit 1786 Officier im preußischen Infanterieregimente Möllendorf Nr. 25, dessen Standort Berlin war, hatte das geringe Vermögen, welches aus dem Verkaufe des bei Ribnitz in Mecklenburg-Schwerin belegenen Familiengutes Samow ihm zugefallen war, bald verbraucht und sich dann mit Henriette Paschen, der Tochter des Geheimen Finanzrath Paschen, eines Lübecker Kaufherrn, verheirathet, der dem Verlöbnisse unter der Bedingung zustimmte, daß der lebenslustige Lieutenant aus dem Dienste schied und sich der Landwirthschaft widmete. Der Schwiegervater ermöglichte ihm den Erwerb des Gutes Liebenthal bei Wittstock in der Priegnitz, welches er mit einigem Vortheile bald wieder verkaufte. Er zog nun nach der kleinen Landstadt Parchim, wo einer seiner Brüder ein mecklenburgisches Bataillon befehligte. Hier wurde ihm ein dritter Sohn geboren und nach jenem Oheim „Helmuth“ genannt. Aber des Vaters unruhiger Geist ließ diesen nicht lange an einer Stelle. Er kaufte bald ein anderes Gut, veräußerte es nach kurzer Zeit mit Verlust und nahm dann seinen Wohnsitz in Lübeck. Hier befand sich die Mutter mit ihren Kindern, als am 6. November 1806 die Stadt von den Franzosen mit stürmender Hand genommen ward, während der Vater auf einem neuerstandenen dritten Gute Augustenhof im ostholsteinischen Kreise Cismar weilte. Verluste, die mit dem Besitze zusammenhingen, führten einen gänzlichen Vermögensverfall der Familie herbei und veranlaßten, daß der Vater, der, um Augustenhof erwerben zu können, dänischer Unterthan hatte werden müssen, in die Armee seiner neuen Heimath trat, aus welcher er erst 1839 als General und Commandant von Kiel geschieden ist. Er starb 1845 zu Wandsbeck. Eine allmählich immer mehr wachsende Entfremdung zwischen den Eltern brachte mit sich, daß der Einfluß der Mutter auf die Entwicklung der Kinder der überwiegend größere war. Eine Frau von hoher Bildung, tiefen Gemüthes und gläubigen Herzens, ernst und schweigsam, aber voll Lust an Poesie und Kunst, pflegte sie sorgsam die Keime der Geistes- und Charaktereigenschaften, die ihren Sohn Helmuth groß gemacht haben, und mit zärtlicher Liebe hat dieser bis zu ihrem 1837 erfolgten Tode an ihr gehangen. Aber schon früh verließ er das elterliche Haus, wo für seine Erziehung und Ausbildung nicht hinreichend gesorgt werden konnte. Im J. 1809 kam er mit den beiden älteren Brüdern zum Pastor Knickbein in Hohenfelde bei Itzehoe, wo er in jeder Hinsicht vortrefflich aufgehoben war, und 1811 mit einem dieser Brüder in die Landcadettenakademie zu Kopenhagen. Die wirthschaftliche Lage des Vaters hatte ihn bewogen, um die Aufnahme zu bitten. Sie erfolgte im J. 1811 zunächst als Externe. Als solche nahmen sie nur am Unterrichte der übrigen Cadetten theil, erst später kamen sie als Alumnen in die Anstalt. Hier wie dort war ihnen ein trübes Dasein beschieden. Ohne Verwandte und Freunde befanden sie sich in der fremden

Stadt; nur die Sonntage, die sie mit ihren Freunden, den Söhnen des General v. Hegermann-Lindencrone, in deren Elternhause zubringen durften, erhellten das Dunkel ihres Alltagslebens; die Behandlung im Cadettenhause war streng und rauh, aber tüchtige Soldaten gingen aus der spartanischen Erziehung hervor.

In M. zog sie die Selbständigkeit des Charakters, die Freude an der Arbeit, die Anspruchslosigkeit und die Entsagungsfähigkeit groß. Eine erhebliche Schwierigkeit, die ihm zunächst entgegentrat, die Unkenntniß der dänischen Sprache, in welcher der Unterricht ertheilt wurde, überwand er rasch. Ueberhaupt waren seine Leistungen stets hervorragend und so bestand er laut Abgangszeugnisses vom 1. Januar 1819 die Officiersprüfung, auf Grund deren ihm die Anciennetät vom 22. Januar 1818 verliehen wurde, mit dem „besten Charakter“ als der Vierte unter seinen Classengenossen und mit dem nämlichen Erfolge als der Erste das gleichzeitig abgehaltene Pageneramen. Er trat nun aber nicht sofort in die Armee, sondern kam zunächst für ein Jahr als Page an den königlichen Hof, wie alle diejenigen Cadetten, die im Genuß von Freistellen gewesen waren und sowol ihrem Aeußeren wie ihren gesellschaftlichen Formen nach dazu geeignet erscheinen. Erst im J. 1819 wurde er zum Secondlieutenant in dem in Rendsburg stehenden Oldenburgischen Infanterieregimente ernannt, an dessen Spitze der Herzog von Holstein-Beck, Vater des nachmaligen König Christian IX. von Dänemark, stand. Daß M. im Truppendienste sich tüchtig erwies, zeigen seine bald darauf erfolgende Versetzung zur Jägercompagnie und die später ihm ausgestellten Dienstzeugnisse, aber das Gefühl seines inneren Werthes und die geringe Aussicht im engen Rahmen des dänischen Heeres vorwärts zu kommen regten ihn an, ein größeres Feld für seine Thätigkeit zu suchen. Eine Reise nach Berlin, die sein Vater im J. 1821 mit ihm machte, rief den Wunsch in ihm wach, der preußischen Armee anzugehören. Er wandte sich mit der Bitte um Erfüllung an das Berliner Militärcabinet und erhielt am 7. December den Bescheid, daß dem Wunsche Folge gegeben werden würde, wenn er die Officiersprüfung bestände und auf die Anrechnung seiner bisherigen Dienstzeit verzichtete. M. ging darauf ein, am 5. Januar 1822 wurde sein Abschiedsgesuch bewilligt und nach vierzehntägiger Vorbereitung in Berlin bestand er die von ihm selbst als streng bezeichnete Officiersprüfung.

Am 12. März 1822 wurde er als jüngster Secondlieutenant im 8. (Leib-) Infanterieregimente angestellt und dem in Frankfurt a. O. stehenden Füsilierbataillone zugewiesen. Er dachte aber nicht daran, den Weg der großen Masse seiner Kameraden zu gehen. Von vornherein war sein Sinnen und Trachten auf Höheres gerichtet. Als einziges Mittel, dahin zu gelangen, zeigte sich ihm, der ohne einflußreiche Verbindungen und nur auf sein Gehalt von 16 Thalern 22 Silbergroschen 6 Pfennig angewiesen war, wozu freilich noch das Servis- und Tischgeld kamen, woran aber auch Abzüge gemacht wurden, der Besuch der Allgemeinen Kriegsschule, die den Zugang zur Generalstabslaufbahn eröffnen konnte. Nach bestandener Aufnahmeprüfung war er vom October 1823 an drei Jahre lang zu dieser commandirt. Sie hatte schon damals den nämlichen Zweck, den sie später unter Moltke's Leitung verfolgte; sie sollte strebsamen Officieren Gelegenheit zur Erweiterung ihres Wissens und Könnens bieten und sie für den Generalstab, die höhere Adjutantur und das Lehrfach vorbereiten, doch stand die allgemeine Bildung damals hinter der militärischen weniger zurück, als jetzt der Fall ist; auch beschränkte sich der Unterricht auf akademische Vorträge und schriftliche Arbeiten, die applikatorische Lehrweise hatte noch keinen Eingang gefunden. M. hörte eine große Zahl von Fächern

verschiedener Art, aber er betrachtete sie alle vom Standpunkte ihrer Verwendbarkeit für militärische Zwecke. Sein großer Fleiß und seine angeborene Gründlichkeit schützten ihn vor einer Zersplitterung seiner Kräfte. Von seinen Lehrern übten den bedeutendsten Einfluß auf ihn Major v. Canitz, welcher Kriegsgeschichte vortrug, der Geograph Karl Ritter und der Physiker Erman. Es war eine Zeit, von der er selbst später sagte: „Es ist kein beneidenswerthes Loos, das eines armen Lieutenants.“ Trotzdem brachte er fertig, Privatunterricht in neueren Sprachen nehmen zu können, im Sommer 1825, durch seine angegriffene Gesundheit genöthigt, das Bad Salzbrunn zu besuchen und im Anschlusse daran eine Reise in das schlesische Gebirge, nach Breslau und zu Bekannten in das Posensche zu unternehmen. Beim Abgange von der Schule erhielt der Lieutenant Baron M. die Hauptcensur „vorzüglich gut“; anfangs hatte er auf Grund der Censurbücher nur „sehr gut“ haben sollen, der Mathematiker Professor Fischer, welcher Mitglied der Studiendirection war, beantragte die Aenderung. Einer seiner Kameraden ward als „sehr vorzüglich“ beurtheilt. (Poten, Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den Landen deutscher Zunge, IV, 260, Berlin 1896.)

Im Juli 1826 nach Frankfurt zurückgekehrt wurde er als Lehrer zu der dort bestehenden Divisionsschule commandirt, welcher die wissenschaftliche Heranbildung des Officierersatzes der 5. Division oblag. In dieser mit einer Monatszulage von 5 Thalern verbundenen Stellung blieb er, bis er im Mai 1828 zum Topographischen Bureau des Großen Generalstabes nach Berlin commandirt wurde. Damit that er den zweiten Schritt auf der Bahn, die er bis zu ihrer obersten Spitze durchmessen sollte. Das Commando dauerte für ihn vier Jahre. Während der Sommermonate war er mit Vermessungen in Schlesien und in Posen beschäftigt, deren Ergebniß er im Winter auszuzeichnen hatte, daneben nahm er an der Bearbeitung von taktischen Aufgaben theil, die der Chef des Generalstabes, General v. Müffling, stellte, und an den Uebungsreisen, die dieser leitete. Im Frühjahr 1830 war er für kurze Zeit in Frankfurt bei der Ausbildung von Landwehrersatz und hiemit zum letzten Male im Frontdienste thätig. Auch der Schriftstellerei lag er damals zuerst ob. Hauptsächlich um seine finanziellen Verhältnisse zu bessern. Im J. 1827 hatte er damit begonnen. „Der Freimüthige“ brachte in Nr. 48 vom 8. März d. J. eine Erzählung: „Zwei Freunde“; der Verfasser nannte sich „Helmuth“. Jetzt folgten, durch die politischen Ereignisse veranlaßt, zwei Flugschriften, von denen die eine Holland und Belgien, die andere die Zustände in Polen behandelt. Ein anderes Unternehmen, im Auftrage eines Buchhändlers des Engländer Gibbon großes Werk über das römische Kaiserreich in das Deutsche zu übertragen, brachte viel Arbeit und Aerger, aber nur geringen Ertrag (166 Thaler), es blieb unvollendet und ist nie gedruckt, weil der Verleger seinen Verpflichtungen nicht nachkam. Am 30. März 1832 wurde aus dem Commando zum Topographischen Bureau ein Commando zum Generalstabe und genau ein Jahr später erfolgte die Versetzung in den letzteren unter Beförderung zum Premierlieutenant. Damit war viel erreicht: Gute Aussichten für die Zukunft und ein besseres Einkommen. Letzteres vermehrte sich; am nämlichen Tage 1835 durch das Aufrücken zum Capitän und die Berufung in die Ober-Militär-Examinations-Commission. Kurz vorher war ihm die erste Ordensauszeichnung verliehen, der Johanniter-Orden, den damals der König in anderer Weise vergab als jetzt geschieht. Moltke's Thätigkeit im Generalstabe bestand hauptsächlich in der Theilnahme an der Bearbeitung der Geschichte des Siebenjährigen Krieges, auch nahm er an den Generalstabsreisen

unter dem Chef, General Krauseneck, und an den großen Herbstübungen des Heeres theil, in deren Verfolge er im J. 1835, zwei Prinzen von Holstein-Glücksburg beigegeben, auch der Verbrüderung russischer und preußischer Truppen im Lager von Kalisch beiwohnte. Im Herbst 1833 hatte er eine Reise nach Oberitalien gemacht, 1834 führte ein dienstlicher Auftrag ihn nach Kopenhagen, jetzt trieb es ihn mehr von der Welt zu sehen.

Er erbat und erhielt einen sechsmonatlichen Urlaub zur Reise nach Constantinopel, von wo er über Athen und Neapel zurückzukehren gedachte. Aber aus dem Urlaube wurde ein Commando und die Abwesenheit dauerte vier Jahre. Ueber die Art, wie er diese zugebracht, hat M. in „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—39“ selbst Bericht erstattet; das Buch kennzeichnet ihn als einen scharfen Beobachter und als einen geschickten Darsteller politischer, geographischer und volkswirthschaftlicher Verhältnisse, dabei als einen für alles Große und Schöne empfänglichen, eines glücklichen Humors sich erfreuenden Menschen; bei seinem Erscheinen im J. 1841 fand es wenig Beachtung, sie ward ihm erst, als der Verfasser ein berühmter Mann geworden war.

Am 6. October 1835 trat er von Breslau seine Reise an, am 24. November traf er in Constantinopel ein. Hier regirte Sultan Mahmud II., welcher bestrebt war, sein Heer mit Hülfe des Oberbefehlshabers, des Seraskiers Chosrew Pascha, nach abendländischem Muster neu zu gestalten. Moltke's Verständniß für die Benutzung eines Kriegsspieles, welches dem Sultan von König Friedrich Wilhelm IV. und von jenem dem Seraskier geschenkt war, führte ihn bei Chosrew Pascha vortheilhaft ein. Dieser nahm sofort Moltke's Dienste noch anderweit in Anspruch, und bald wurde dieser sein vertrauter Rathgeber bei Beantwortung der Fragen, die bei den militärischen Reformplänen des Sultans zu lösen waren. Im Februar 1836 legte M. ihm eine Denkschrift über die Errichtung einer Miliz vor, im März erkundete er in des Seraskiers Auftrage die Dardanellenstraße und machte Vorschläge für ihre Neubefestigung. Sein Urlaub wurde auf den Wunsch des Sultans verlängert und am 26. Juli d. J. in ein „Commando zur Organisation und Instruction der türkischen Truppen“ umgewandelt. M. lag nicht viel an der Ausdehnung seines Aufenthaltes am Goldenen Horn, weil er voraussah, daß er dauernden Nutzen nicht werde schaffen können, daher hatte er, als er gefragt wurde, nicht den Wunsch geäußert zu bleiben, sondern die Entscheidung seinen Vorgesetzten überlassen. Das Jahr verging auf Reisen, die M. theils in dienstlichem Auftrage ausführte, theils aus eigenem Antriebe unternahm, und mit Arbeiten verschiedenster Art, zu denen er gebraucht wurde. So hatte er, neben topographischen Aufnahmen und dem Erstatten von Gutachten über Befestigungsanlagen, einen Plan für die Wasserversorgung von Constantinopel zu entwerfen und Vorschläge zur Bekämpfung der Pest zu machen. Im Januar 1837 wurde er dem Großherrn vorgestellt, der ihm bei dieser Gelegenheit den Nischan-Iftachar-Orden in Brillanten verlieh, und im Mai begleitete er ihn auf einer hauptsächlich zur Besichtigung der Befestigungsanlagen in Rumelien und Bulgarien unternommenen Reise. Im Herbst 1837 trat eine Veränderung ein, welche Moltke's Lage und sein Leben in sehr erwünschter Weise veränderte. Anfang September trafen drei weitere preußische Officiere ein, die der König auf das Ersuchen des Sultans diesem zur Verfügung gestellt hatte. Es waren vom Generalstabe Capitän Fischer und v. Vincke, dieser von seiner Gattin begleitet, und v. Mühlbach vom Ingenieurcorps. Zugleich trat eine Vereinbarung zwischen den Regierungen in Kraft, laut deren die Officiere, auch M., neben ihren preußischen Gebührnissen, von der Pforte eine Monats-

zulage von 2000 Piaster (etwa 400 Mark), Pferde und Diener, auf Reisen auch Wohnung, Verpflegung und Reisekostenvergütung erhielten. Weniger günstig für sie war, daß Chosrew Pascha, der die Preußen herangezogen hatte, inzwischen einem Schwiegersohne des Sultans, Halil Pascha, hatte weichen müssen, und dieser ihnen eher Mißtrauen als Wohlwollen entgegenbrachte. Bald nach ihrer Ankunft erhielten sie, M. eingeschlossen, den Auftrag, die Festungen zwischen dem Balkan und der Donau sowie am Schwarzen Meere zu besichtigen, dann beachtete man sie nicht weiter, bis die Aussicht auf einen Krieg mit Mehemed Ali, dem Vicekönige von Aegypten, dessen Sohn Ibrahim Pascha mit einer Armee in Syrien stand, die Entsendung von drei unter ihnen in die Provinz veranlaßte. Sie wurden als „Müsteschar" (Rathgeber) türkischen Generalen zugetheilt, der Sultan gab ihnen Ehrensäbel auf den Weg. Halil Pascha wurde bald darauf durch Said Mehemed Pascha, einen anderen Schwiegersohn des Sultans, ersetzt, und Chosrew Pascha trat als Vorsitzender des Staatsrathes an die Spitze der Verwaltung des gesammten Reiches.

M. war mit Mühlbach (Moltke und Mühlbach zusammen unter dem Halbmonde, 1837—1839, von R. Wagner, Berlin 1893) für die von Hafiz Pascha befehligte Taurusarmee bestimmt. Am 17. März 1838 trafen sie zu Messreh, etwa 120 km nordwestlich von Diarbekir, in seinem Hauptquartiere in und wurden sehr freundlich empfangen. Der Pascha betrachtete als die erste ihm obliegende Aufgabe, die aufrührerischen Kurdenstämme in seinem Rücken niederzuwerfen. Dabei erhielt M. die Feuertaufe. Es geschah bei einem von ihm geleiteten Angriffe auf ein Kurdenschloß, welches jedoch capitulirte, bevor es zum Sturme kam. Daneben hatte er diese Zeit benutzt, um eine alte Handschrift des Neuen Testaments in arabischer und syrischer Sprache sowie eine in Holz gebundene handschriftliche syrische Uebersetzung des Alten Testaments aus dem Jahre 1591 zu erwerben; beide befinden sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin (Kurzes Verzeichniß der Sachau'schen Sammlung syrischer Handschriften, Berlin 1885). Auch noch an anderen Gefechten hatte M. theil. Dann galt seine Thätigkeit der Geländeerkundung und der Ausbildung der Truppen für den Feldzug vom Jahre 1839. Dieser führte am 24. Juni zur sogenannten Schlacht von Nisib, bei der es kaum zum Kampfe kam, weil die türkische Armee vorher auseinander lief. Hafiz Pascha wurde geschlagen, weil er dem Mollah und nicht dem Müsteschar sein Ohr geliehen hatte. Inzwischen war am 30. Juni Sultan Mahmud gestorben. Der Nachfolger Abdul Medschid setzte Hafiz Pascha ab und rief die preußischen Officiere nach Constantinopel zurück. Hier kamen sie am 4. August an. Hafiz Pascha hatte M. ein sehr ehrendes Zeugniß ausgestellt. Zwei Monate später durfte dieser die Heimreise antreten. Die für ihn und seine Kameraden bestimmte Zeit war abgelaufen, sie hatten selbst schon um ihre Ablösung gebeten und erhielten keine Nachfolger. Am 27. December 1839 traf M. wieder in Berlin ein. Er hatte glänzende Beweise von Verstandesschärfe und Entschlußfähigkeit an den Tag gelegt und seine militärischen Eigenschaften wesentlich ausgebildet. Der König erkannte seine Leistungen durch Verleihung des Ordens pour le mérite an.

In der Heimath fand M. zunächst im Generalstabe des IV. (sächsischen) Armeecorps Verwendung. Damit blieb er in Berlin, wo dem commandirenden General, dem Prinzen Karl von Preußen, statt in Magdeburg sein Wohnsitz angewiesen war. Dieses Verhältniß brachte mit sich, daß M. auch in den engeren Kreisen des Hofes verkehrte und bekannt wurde. Neben seiner dienstlichen Thätigkeit übte er solche in reichem Maaße auf litterarischem Gebiete,

indem er, an Tagesfragen anknüpfend, Aufsätze in Zeitschriften veröffentlichte und ein größeres Werk schrieb „Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei, 1828 und 1829“ (1845), dessen Schauplatz er an Ort und Stelle genau kennen gelernt hatte. Gegenstand jener Aufsätze war mehrfach das damals im Entstehen begriffene Eisenbahnwesen. M. hatte die Bedeutung der Schienenwege alsbald klar erkannt. Schon 1841 trat er in den Verwaltungsrath der geplanten Berlin—Hamburger Eisenbahn und trug kein Bedenken, seine türkischen Ersparnisse, etwa 10 000 Thaler, in dem Unternehmen anzulegen. Einen für sein Privatleben wichtigen, ihn hoch befriedigenden Schritt that er, als er sich am 20. April 1842, kurz vorher Major geworden, mit der fast sechsundzwanzig Jahre jüngeren Marie v. Burt, der Stieftochter einer seiner Schwestern, verheirathete.

Die Gleichförmigkeit dieses Lebensabschnittes wurde unterbrochen durch die Berufung nach Rom als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen, eines Bruders König Wilhelm's III., der dort schon dreißig Jahre lang lebte und seit dreizehn Jahren einer vielleicht mehr eingebildeten als wirklichen Krankheit wegen nur selten das Bett verlassen hatte, aber geistig ungemein rege und mit allem vertraut war, was die Zeit auf allen Gebieten geistigen Lebens interessantes Neues brachte. Von seiner Gemahlin begleitet traf M. am 18. December 1845 in der ewigen Stadt ein. Seine Dienstgeschäfte ließen ihm viele freie Zeit, die er zum Theil zu einer topographischen Aufnahme der Stadt und ihrer Umgebung verwerthete. Die Karte (zehn Geviertmeilen umfassend) ist später, zum Theil auf Kosten König Friedrich Wilhelm's IV., in 1 : 25 000 gestochen (Berlin 1852, zwei Blätter). Aber schon am 12. Juli 1846 starb der Prinz, am 21. September schiffte M. sich mit der Leiche auf der Segelcorvette „Amazone“ ein, verließ diese, an der Seekrankheit leidend und erfüllt von dem Drange möglichst viel von der Welt zu sehen, in Gibraltar, durchflog Spanien und Frankreich und wohnte, rechtzeitig auf deutschem Boden angekommen, am 7. November der Beisetzung im Dome zu Berlin bei. Ende des Jahres erfolgte seine Zutheilung zum Generalstabe des VIII. Armeecorps in Coblenz, im Mai 1848 eine Berufung in den Großen Generalstab und am 22. August des nämlichen Jahres die Ernennung zum Chef des Generalstabes des IV. Armeecorps, dessen Generalcommando sich jetzt wieder in Magdeburg befand. In dieser Stellung blieb er bis zum Mai 1855, die Mobilmachung vom Jahre 1850 zeigte ihm die schwachen Seiten der Heeresorganisation. Dann wählte der König ihn zum Adjutanten seines Neffen, des Prinzen Friedrich Wilhelm, nachmals Kaiser Friedrich III. Weder dieser noch sein Vater, der damals noch Prinz von Preußen hieß, hatten einen Einfluß auf die Wahl äußern können. Mit jenem machte er viele Reisen, sah Großbritannien, Paris, Petersburg und Moskau und verlebte das Jahr 1856 in Breslau, wo der Prinz ein Infanterieregiment commandirte, ist aber in ein näheres persönliches Verhältniß zu ihm nicht getreten. Dann ward er, den verstorbenen General v. Reyher ersetzend und inzwischen zum Generalmajor aufgerückt, als Chef an die Spitze des Generalstabes der Armee berufen. Es war der Prinz von Preußen, welcher kurz vorher an des erkrankten Königs Stelle die Regierung übernommen hatte, der ihn am 29. October 1857 dazu ernannte.

Die Stellung war damals eine wesentlich andere als sie später unter M. wurde. Dieser stand, zunächst und fast noch neun Jahre lang, nicht neben sondern unter dem Kriegsminister, der ihn nur zu Rathe zog, wenn es ihm gefiel. An der Art und Weise, wie die Dienstgeschäfte innerhalb seines Befehlsbereiches erledigt wurden, fand er nichts zu ändern, Alles war wohlgeordnet, er fuhr daher fort im Sinne seiner Vorgänger zu wirken. Lebhaft be-

schäftigten ihn die Vorbereitungen auf Kriege, in welche Preußen künftig verwickelt werden könnte. Der erste davon, zu dem es kam, war der vom Jahre 1864 gegen Dänemark. Nachdem M. im November 1863 beim Bundestage in Frankfurt a. M. abgehaltenen Vorbesprechungen für die Ausführung der später in anderer Weise erfolgten Ausführung der Bundesexecution in Holstein theilgenommen hatte, war sein Einfluß auf die Operationen während der ersten Monate des Kriegsjahres 1864 von geringem Einflusse. Dienstlich erfuhr er kaum etwas von dem, was in Schleswig und Holstein vorging. Mit seinem Vorschlage, die Entscheidung durch ein energisches Handeln jenseits der Königsau zu Wege zu bringen, drang er nicht durch. Ueberall legte die Politik der Strategie Fesseln an. Allmählich aber wurde M. zu den Berathungen herangezogen, die in Berlin unter dem Vorsitze des Königs stattfanden, und am 30. April erhielt er den Befehl, an Falckenstein's Stelle den Dienst als Chef des Generalstabes beim Obercommando der verbündeten Armee zu übernehmen, welches Wrangel führte. Schon am 2. Mai traf er bei diesem in Veile ein. Er gedachte den Krieg mit größtmöglicher Energie zu führen. Aber zunächst verhinderte eine durch die Londoner Conferenz auferlegte, vom 12. Mai bis 26. Juni währende Waffenruhe die Verwirklichung der Absicht, dann beschränkten diplomatische Abmachungen mit Oesterreich sie auf die am 29. d. M. in das Werk gesetzte Einnahme der Insel Alsen. M. wohnte ihr im Gefolge des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, des nunmehrigen Oberbefehlshabers, persönlich bei. Die Ausführung anderer Pläne, die M. für die Fortsetzung des Krieges erwog, bei denen ihm aber überall politische Hindernisse in den Weg gelegt wurden, unterblieb wegen der Friedensunterhandlungen, welche am 20. Juli zum Abschlusse einer neuen Waffenruhe, am 1. August zu Präliminarien führten, denen am 30. October der Friedensschluß folgte. Am 16. December traf M. wieder in Berlin ein.

Hier nahmen bald die Vorbereitungen für einen neuen Feldzug ihn voll in Anspruch. Es war der gegen Oesterreich und seine Verbündeten. Als er eröffnet wurde, geschah ein wichtiger Schritt zur Verbesserung der Stellung des Chefs des Generalstabes der Armee im Kriege. Am 2. Juni 1866, als die Armee schon mobil war, befahl der König, daß den Commandobehörden die Befehle für die von ihnen anzuordnenden operativen Bewegungen nicht mehr wie bisher durch den Kriegsminister, sondern durch den Chef des Generalstabes der Armee zugehen sollten. Dieser hatte Jenen von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Die Neuerung legte den Grund zu einer Entfremdung zwischen M. und Roon. Auch die Generale erkannten Moltke's Befehle, an die sie, allerdings nicht in vollem Umfange, gewiesen waren, nicht unbedingt an. So fragte in der Schlacht von Königgrätz ein Divisionscommandeur, General v. Manstein, einen Generalstabsofficier, der ihm einen Befehl überbrachte: „Das ist Alles sehr richtig; wer ist aber der General Moltke"? that dann aber, was ihm geheißen war. (Erinnerungen des General Grafen Wartensleben-Carow. Berlin 1897, S. 36, Anm.)

Daß der kommende Krieg angriffsweise geführt werden müsse, stand bei M. fest. Daher war ihm wenig erwünscht, daß der Ausbruch sich aus Rücksichten verschiedener Art verzögerte. Erst am 30. Juni, nachdem die Hannoversche Armee, auf deren Einschließung M., da Falckenstein versagte, von Berlin aus entscheidend eingewirkt hatte, zur Capitulation gezwungen war und die preußischen Truppen von drei Seiten in Böhmen eingerückt waren, um vereint zu schlagen, reiste der König mit dem Großen Hauptquartiere, zu dem M. gehörte, nach dem Kriegsschauplatze ab. In der Nacht zum 3. Juli erfuhr dieser in Gitschin, wo er schon vor dem Könige angekommen war, mit Sicherheit,

daß der Feind nördlich der Elbe stände, wohin die drei preußischen Armeen in concentrischem Anmarsche begriffen waren. Zum Könige beschieden, erhielt er dessen Zustimmung zu seinem Vorschlage, das Vorrücken am 3. fortzusetzen. Es führte zur Schlacht von Königgrätz. Am frühen Nachmittage konnte M. auf dem Rozskosberge nördlich von Sadowa auf eine vom Könige an ihn gerichtete Frage nach seiner Ansicht über den Stand der Schlacht antworten, daß er nicht nur die Schlacht, sondern den ganzen Feldzug für gewonnen erachte. Und so war es. Der Feind zog sich in fluchtartiger Verwirrung zurück. Eine Verfolgung fand nicht statt. Die Verantwortung für das Unterlassen hat M. in erster Linie zu tragen. Er war kein Gneisenau. Dann war Wien sein nächstes Ziel. Dort suchte er die Entscheidung des Krieges. An der Donau mußte er in der aus Italien nahenden siegreichen Armee des Erzherzogs Albrecht einen neuen Gegner erwarten und gegen diesen wandte er sich mit dem Haupttheile der preußischen Kräfte, die Verfolgung der geschlagenen Nordarmee dem kleineren Theile überlassend. Aber ehe es zum entscheidenden Kampfe kam, machten die am 20. Juli abgeschlossenen Friedenspräliminarien den Feindseligkeiten ein Ende. Die I. Armee unter Prinz Friedrich Karl und die Elbarmee standen im Anblicke des Stefansthurmes.

Am 4. August, nach fünfwöchiger Abwesenheit, war M. wieder in Berlin. Hier harrte seiner neue Arbeit. Kaiser Napoleon III., dessen Haltung schon bald nach dem Entscheidungskampfe Anlaß zu Besorgniß gegeben hatte, drohte mit Einmischung in die deutschen Angelegenheiten, er wollte aber Preußen bei ihrer Regelung freie Hand lassen, wenn ihm selbst Gebietsabtretungen gemacht würden. Schon am 8. August, als der Friede mit Oesterreich noch nicht geschlossen war, sprach M. in einer Denkschrift seine Ansicht über die Lage der Dinge, wie sie sich gestalten werde, wenn die Forderung zurückgewiesen würde, dahin aus, daß es kein zu großes Wagniß sei, beiden Mächten mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Der König wies die fremde Einmischung entschieden zurück, und der Austrag der unvermeidlichen Fehde, auf den M. jeder Zeit vorbereitet war, unterblieb zunächst. Viel Arbeit erforderte ferner die Ordnung der militärischen Verhältnisse im geeinten Deutschland. Aber reich war die Zeit auch an Ehren. Sie brachte M. den Schwarzen Adlerorden, die Stellung als Chef des Colbergschen Grenadierregiments, die vor ihm Gneisenau bekleidet hatte, und eine Dotation im Betrage von 200 000 Thalern, die in Grundbesitz anzulegen waren. Kriegswolken, welche im Frühjahr 1867 am politischen Himmel in Gestalt der Luxemburger Frage heraufgezogen waren und die M. schon damals bereit war mit dem Schwerte zu bekämpfen, wurden im Wege der Verständigung zertheilt; dann begleitete er den König zur Weltausstellung nach Paris, und im August wurde er Besitzer der Güter Creisau, Wierischau und Gradit bei Schweidnitz in Schlesien. Damit war überreich ein Wunsch seines Lebens, der Traum seiner Jugend, erfüllt, eine Scholle Land zu besitzen, wo die Familie sich sammeln könne, und der Erwerb wurde für ihn ein Quell reiner Freude und mannichfachen Genusses. Gern und so oft seine Dienstgeschäfte es ihm erlaubten hat er in dem von ihm wesentlich verschönten Creisau geweilt. Dort errichtete er auch seiner Gemahlin, die am 24. December 1869 nach kurzer Krankheit ihm genommen wurde, ein Mausoleum. Nach Moltke's Tode ist der Besitz, da seine Ehe kinderlos geblieben war, mit der Bestimmung nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt zu werden, an einen Neffen übergegangen. Schon vorher, am 24. Februar 1867, war M. auch in das parlamentarische Leben eingetreten. Drei Wahlkreise hatten ihn als ihren Vertreter in den constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes ent-

senden wollen; er nahm für den Bezirk Memel-Heydekrug an und hat ihn bis zu seinem Tode im Reichstage vertreten.

Der bevorstehende Krieg rief ihn am 12. Juli 1870 aus Creisau in die Hauptstadt zurück. Es war Alles dafür vorbereitet. M. hatte in der Zwischenzeit seit 1866 für eine den geänderten Verhältnissen entsprechende Erweiterung des Generalstabes, für die Ausbildung seiner Mitglieder und für Einrichtungen gesorgt, die den Ansprüchen der Neuzeit Rechnung trugen. Mit zuversichtlicher Ruhe sah er den kommenden Ereignissen entgegen. Dank den für die am 16. Juli begonnene Mobilmachung des Norddeutschen Bundesheeres getroffenen Anordnungen war diese am 24. im wesentlichen beendet, und die vorzüglichen Leistungen der Eisenbahnen, denen Moltke's besondere Sorge gewidmet gewesen war, hatten bewirkt, daß, als der König, und mit ihm M., am 2. August in Mainz eintrafen, der strategische Aufmarsch des Norddeutschen Bundesheeres an der Grenze sich vollzogen hatte. Auch die Süddeutschen, mit denen Alles rechtzeitig vereinbart war, fehlten nicht. M. war am 18. Juli, wie 1866, mit der Ermächtigung ausgerüstet, alle Befehle über die operativen Bewegungen der Armee den Kommandobehörden unmittelbar mitzutheilen. „Allgemeine Offensive ist beabsichtigt", hieß es in einem Armeebefehle, welchen er am 3. August erließ, und in diesem Sinne erfolgten seine weiteren Anordnungen, deren Grundgedanke darauf hinauslief, den Gegner südlich zu umgehen und ihn nach Norden abzudrängen. An den Einmarschkämpfen von Weißenburg, Wörth und Spicheren war M. nicht betheiligt, die Schlachten vom 14. und 16. August wurden ohne sein Zuthun geschlagen. Erst die Letztere rief ihn auf den blutigen Plan. Sie hatte dargethan, daß die bis dahin im Großen Hauptquartiere gehegte Ansicht, daß die französische Rheinarmee von Metz nach Westen abmarschirt sei, irrig gewesen war. Es handelte sich jetzt darum, sie dort festzuhalten. Am 17. geschahen die einleitenden Bewegungen. Am 18. kam es zur Schlacht von Gravelotte-Saint Privat. Sie wurde mit verkehrten Fronten geschlagen. Dazu hatte die 200 000 Mann starke, aus der I. Armee unter Steinmetz und der II. unter dem Prinzen Friedrich Karl bestehende deutsche Heeresmacht im Angesichte des Feindes eine umgehende Bewegung ausführen müssen. Ein kühnes Unternehmen, aber mit glänzendem Erfolge gekrönt. Durch den Ausgang der Schlacht war die Rheinarmee nach Metz hineingeworfen und damit vorläufig außer Thätigkeit gesetzt.

M. nahm nun den Plan, gen Paris zu marschiren, wieder auf. Ein Theil der bei Metz befindlichen Truppen blieb zur Einschließung der Festung zurück; mit der aus den übrigen gebildeten Maasarmee unter Kronprinz Albert von Sachsen und der III. Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen setzte sich das große Hauptquartier zu diesem Zwecke alsbald in Bewegung. Aber schon am 26. wurde die im Vorrücken begriffene Armee von ihrer ursprünglichen Marschrichtung abgelenkt. Mac Mahon war mit einer bei Châlons gesammelten Heeresmacht nach Norden aufgebrochen, um längs der belgischen Grenze Metz zu erreichen und dem eingeschlossenen Bazaine die Hand zu bieten. Die Kunde von diesem Vorhaben, die am 25. Abends im Hauptquartiere zu Bar-le-Duc eintraf, veranlaßte die Heeresleitung zu dem meisterhaft angelegten und durchgeführten Rechtsabmarsche, dessen Endergebniß am 1. September die Schlacht bei Sedan und die am 2. ihr folgende Capitulation der ganzen feindlichen Armee nebst der Gefangennahme Kaiser Napoleon's III. waren.

Der Krieg gegen das Kaiserreich war zu Ende. Es begann der Kampf gegen die zweite Republik. Die Armee von Sedan wurde dazu, soweit sie

nicht zunächst noch dort nöthig war, schon am 3. in Marsch gesetzt. Ihr Ziel war Paris. Und dem Besitze der Hauptstadt galt das gesammte, noch fünf Monate dauernde Ringen, sei es, daß die Einnahme der unmittelbare Endzweck der Kämpfe war, sei es, daß sie Entsatzversuche zu hindern hatten. Für seine Person hat M. an den Vorgängen insoweit theilgenommen, als er verschiedentlich in den Gang der Gefechte bei Paris eingriff, zu denen die feindlichen Durchbruchsunternehmungen Veranlassung gaben. Bedeutender aber war seine Thätigkeit nach außerhalb. Denn in seiner Hand liefen alle Fäden zusammen, durch welche die Maßnahmen der auf den Kriegsschauplätzen im Norden und im Süden, im Osten und im Westen befehligenden Heerführer geleitet wurden, er bildete den geistigen Mittelpunkt, von welchem diese die Directiven für ihr Verhalten im Ganzen und Großen empfingen, von dem aus sie angewiesen wurden, ihr Verhalten mit dem auf die Einnahme von Paris gerichteten Ziele in Einklang zu bringen. Dabei theilte er immer nur die großen Gesichtspunkte mit, nie griff er in die Einzelheiten ein. Der Geschäftsgang war der, daß M. dem Könige im Beisein betheiligter Generale, und, wenn zugleich politische Fragen im Spiele waren, auch des Bundeskanzler Graf Bismarck oder seines Vertreters, Vortrag hielt, und der Kriegsherr dann die Entscheidung traf, die meist im Sinne des Generalstabschefs ausfiel; ein Kriegsrath ist nie gehalten, die Anwesenden hatten keine Stimme abzugeben, sie redeten nur, wenn sie dazu aufgefordert wurden. Die schwerstwiegende dieser Fragen war die, wie man vor Paris zum Ziele gelangen solle. Allgemein hatte man die Widerstandskraft der Festung unterschätzt, und bei den im Frieden für den Krieg getroffenen Rüstungen war die Vorbereitung zu Belagerungen ungenügend berücksichtigt. M. hoffte zunächst die Stadt durch Hunger zu bezwingen, gab dann aber dem vielseitigen Drängen auf Anwendung von Waffengewalt unter der Bedingung nach, daß zu einer Beschießung erst geschritten werden dürfe, wenn genügend Geschütze und Schießbedarf herangeschafft sein würden. Ende December begonnen, führte sie vier Wochen später zum Ziele. Am 28. Januar 1871 capitulirte Paris. Wenn dazu auch der Hunger am meisten beigetragen hat, so haben doch auch die Granaten gewirkt. Am 5. October war M. in Versailles eingetroffen, wo am 18. Januar die Einigung des Deutschen Reiches verkündet wurde, bei dessen Begründung er einer der meistthätigen Werkmeister gewesen war, am 7. März trat er die Rückfahrt in die Heimath an. Dort bezog er das am Königsplatze dem Generalstabe bereitete neue Heim, welches bis dahin in der Behrenstraße gewesen war.

Die erste der Ehrungen, durch welche König Wilhelm seinem vornehmsten militärischen Gehülfen für die ihm und dem Vaterlande geleisteten Dienste dankte, war nach dem Falle von Metz die Verleihung der Grafenwürde gewesen; am 22. März, des Königs Geburtstage, folgte die des Großkreuzes des Eisernen Kreuzes, dessen niedere Classen dieser nach einander schon früher erhalten hatte, und am 16. Juni, dem Tage des Einzugs der heimgekehrten Truppen in Berlin, die Ernennung zum General-Feldmarschall. Die zum Generallieutenant war im J. 1859, die zum General der Infanterie bei der Mobilmachung für den Krieg von 1866 vorangegangen. Im J. 1872 folgte als Nationalbelohnung eine neue Dotation im Betrage von 300 000 Thalern, welche der König von der aus der französischen Kriegsentschädigung ihm zur Verfügung gestellten Summe dem Feldmarschall überwies. „Das Sparen konnte er sich trotzdem nicht abgewöhnen“ (Gesammelte Schriften, Berlin 1891. Bd. IV, S. 312). Er schrieb es einem seiner Brüder, dem gegen über er im Gegensatze dazu kurz vorher seine Freigebigkeit in glänzender

Weise bekundet hatte (ebenda S. 304). Seine Jugend hatte ihn den Werth des Geldes kennen gelehrt.

Mit gewohntem Eifer nahm er sofort nach der Heimkehr seine Dienstgeschäfte wieder auf, und länger als zehn Jahre hat er sie in vollem Umfange noch fortgeführt. Die Erweiterung der Reichsgrenzen, die Vergrößerung des Heeres, das damit verbundene Anwachsen des Generalstabes und seiner Aufgaben, die Bearbeitung des Geschichtswerkes über den letzten Krieg, an welcher wie an der nämlichen Arbeit nach 1866, M. sich lebhaft betheiligte, und manches Andere nahmen ihn in Anspruch bis an die Grenzen seines Vermögens. Damals aber glaubte er, den Pflichten seines Amtes nicht mehr genügen zu können. Am 12. November 1881 bat er um den Abschied. Der König erwiderte am 27. December, daß er darauf, weder jetzt, noch überhaupt jemals eingehen könne, entlastete ihn aber nach Möglichkeit, indem er ihm den Generalmajor Graf Waldersee als Generalquartiermeister beigab, den M. als für die Stellung als meistgeeignet bezeichnet hatte. Dieser übernahm den größten Theil der laufenden Geschäfte, in wichtigen Fällen traf M. die Entscheidung, auch nahm er regelmäßig an den Kaisermanövern und an den Uebungsreisen des Großen Generalstabes theil. Mit großer Pflichttreue wohnte er daneben stets den Verhandlungen des Reichstages und denen des Herrenhauses bei, in welches er 1872 berufen war und dessen Sitzung er noch an seinem Todestage besucht hatte. In den Versammlungen sprach er selten und obgleich ihm bei seiner umfassenden Bildung kaum ein Thema der Verhandlungen fremd war, immer nur über Gegenstände, die auf seinen militärischen Beruf Bezug hatten; wenn er aber das Wort ergriff, so geschah es unter vollster Aufmerksamkeit der Häuser und nie ohne tiefen Eindruck zu machen. Erst als Kaiser Wilhelm II. den Thron bestiegen hatte, schied er aus seiner Dienststellung. Das Abschiedsgesuch, welches er einreichte, war damit begründet, daß er nicht mehr felddienstfähig sei. Am 10. August 1888 wurde es genehmigt, gleichzeitig aber wurde M. zum Vorsitzenden der Landesvertheidigungscommission ernannt, als deren Mitglied er bisher schon thätig gewesen war und deren Arbeiten er ein besonderes Interesse entgegenbrachte. Er blieb in seiner Wohnung im Generalstabsgebäude, in welcher er einen großen Theil des Jahres verlebte und in der er gestorben ist. Den Sommer brachte er wie früher in Creisau zu. Nach dem Tode seiner Gemahlin hatte zunächst seine Schwester und Schwiegermutter ihm eine Häuslichkeit bereitet, als sie gestorben war, wurde sie durch einen Brudersohn, der im J. 1906 gleich dem Oheim Chef des Generalstabes wurde, und dessen Gattin ersetzt. In ihrem Beisein schied er am Abend des 24. April 1891, ohne krank gewesen zu sein, sanft und schmerzlos, aus dem Leben.

Moltke's Charakter- und Geisteseigenschaften sind durch den Bericht über seine Laufbahn hinreichend gezeichnet. Sie zeugt auf jeder Stufe für seinen Verstand, seinen Fleiß, seine Pflichttreue und die Festigkeit seines Willens. In der Politik war er conservativ ohne vernünftigem Fortschritte zu widerstreben und den Forderungen der Zeit sein Ohr zu verschließen; in kirchlichen Dingen war er duldsam, aber ein gläubiger Christ, überzeugt vom Walten Gottes auf Erden, von der Gewißheit eines ewigen Lebens und von der Wiedervergeltung nach dem Tode. Den Krieg betrachtete er als ein Uebel, aber als ein nothwendiges, das nie verschwinden werde aus der Welt. Für die bildende Künste, für Poesie und für Musik hatte er Sinn und feines Verständniß. Zu seiner umfassenden Bildung gehörten ausgezeichnete Sprachkenntnisse. Er sprach und schrieb Deutsch, Dänisch, Französisch, Englisch, Italienisch und Türkisch.

Seinen Namen tragen ein Fort bei Straßburg, das Schlesische Füsilierregiment Nr. 38 und ein Schiff der kaiserlichen Marine. Der vielfachen sonstigen bei seinen Lebzeiten ihm gewordenen Auszeichnungen sowie der ihm gewidmeten Denkmäler Erwähnung zu thun ist hier nicht der Ort, eben so wenig braucht seine äußere Erscheinung gezeichnet zu werden.

Die Hauptquelle zur Kenntniß Moltke's sind seine in acht Bänden erschienenen Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten (Berlin 1891/2), sowie, vom Großen Generalstab herausgegeben, Moltke's militärische Correspondenz während der Kriege von 1864, 1866 und 1870/71. — Von den zahlreichen Lebensbeschreibungen sind die bedeutendsten die von Oberstlieutenant Dr. M. Jähns (drei Bände, 1894—1900) und die von Oberst Bigge (zwei Bände), 1901.

B. v. Poten.

Moltke: Maximilian Leopold M. wurde in Küstrin am 18. September 1819 geboren. Er entstammt, wie alle Träger seines Namens, dem weitverzweigten Geschlecht der Moltke'schen Adelsfamilie. Sein Großvater, der mecklenburg-strelitzische Kammerherr und Oberjägermeister Karl v. M., war der letzte, der in diesem Familienzweige den Adel führte. Moltke's Vater Gustav Ludwig M. war dieses Karl v. M. einziges Kind und sollte nach dem Willen seines Vaters Oekonomie studiren, um dermaleinst des Vaters Güter zu übernehmen. Abneigung gegen den landwirthschaftlichen Beruf und Liebe und Neigung zur Jurisprudenz trieb ihn zum Studium der letzteren. Da Karl v. M. seinem Sohn für dessen Widerstand gegen den väterlichen Willen jede weitere materielle Unterstützung beim Studium entzog, trat eine dauernde Entfremdung zwischen Vater und Sohn ein, die bis an das Grab anhielt. Gustav Ludwig's feingeistiger Gattin, der Tochter eines begüterten Küstriner Zimmermeisters, gelang es jedoch, mit dem durch widrige Geschicke (namentlich in den Freiheitskriegen) um seine Güter und um sein Vermögen gebrachten Schwiegervater Karl v. M. wenigstens einen brieflichen Verkehr einzuleiten und aufrecht zu erhalten. Ihr Gatte, Moltke's Vater, welcher in Küstrin als besoldeter Stadtrath angestellt war, führte, wol ebenfalls ostentativ dem Vater gegenüber, das Adelsprädicat „von“ nicht mehr. Er starb, als sein Sohn noch Kind war. Unter der liebevollen körperlichen und geistigen Pflege der Mutter, die ihn anfangs sogar in der lateinischen Sprache unterrichtete, später als ein besonders begabter und lerneifriger Schüler der Lateinschule seiner Vaterstadt, entwickelte sich M., welcher Theologie zu studiren gedachte, aufs beste. Die Franzosenzeit hatte auch den Großvater mütterlicherseits völlig mittellos gemacht, so daß M. auf Stipendien für das Universitätsstudium angewiesen war. Um ein solches bewarb M. sich, ohne Wissen seiner Mutter und Lehrer, bei König Friedrich Wilhelm III. Das Immediatgesuch ging aus der königlichen Privatkanzlei durch alle Instanzen und gelangte schließlich zur Begutachtung in die Hände des Küstriner Schulinspectors, dessen Söhnen M., selbst noch Schüler, privatim Nachhülfeunterricht ertheilt hatte. Wol hatten Moltke's Lehrer diesem und seiner Mutter versichert, daß sie ihm das beste Zeugniß ausgestellt hätten, dennoch erging aus dem Cabinet des Königs ein ablehnender, jeder Begründung entbehrender Bescheid. Erst nach Jahren hat ein Zufall in Frankfurt a. O. M. erfahren lassen, daß der Küstriner Schulinspector in ungünstigem Sinne über M. der Regierungsvertretung in Frankfurt berichtet habe und daß gleichzeitig Moltke's Privatschülern ein Stipendium damals ausgewirkt worden sei.

Um seine schönsten und durchaus berechtigten Hoffnungen betrogen, trat M., nachdem er die Lateinschule absolvirt hatte, in Berlin als Lehrling in ein

Colonialwaarengeschäft, vertauschte diese Stellung jedoch sehr bald mit einem Lehrlingsposten in einer im selben Hause befindlichen Sortimentsbuchhandlung. Nach beendigter Lehrzeit kam er nach Frankfurt a. O. als Buchhandlungsgehülfe. Von hier aus veröffentlichte er im J. 1841 seine erste Gedichtsammlung „Heideblümchen“, deren Herausgabe er in späteren Jahren selbst als verfrüht bezeichnete, da ein großer Theil ihres Inhaltes der poetischen Reife entbehrte. Durch das Studium entsprechender Lectüre mit dem Land und Volk der Siebenbürger Sachsen vertraut geworden, hegte er den Wunsch, aus eigener Anschauung die Verhältnisse dieser Wächter an der Grenze des Deutschthums kennen zu lernen. Um diesem Ziele näher zu kommen, nahm er eine Stelle als Buchhandlungsgehülfe iu Tirnau an, ging von dort nach Pest und trat endlich in gleicher Eigenschaft — durch Vermittlung des ihm väterlich gesinnten bekannten Buchhändlers Hartleben in Pest — in die Nemet'sche Buchhandlung in Kronstadt in Siebenbürgen ein. Des Landes, besonders um Kronstadt, hervorragend herrliche Naturschönheit und des deutschen Siebenbürgervolkes jahrhundertelanges heldenhaftes Kämpfen und Ringen um das heilige Gut seines Deutschthums ergriff des Jünglings Seele aufs mächtigste. Aus der Tiefe seines für alles Große, Ideale und Schöne fast zu empfänglichen Herzens schrieb er im Mai 1846 das Lied „Siebenbürgen, Land des Segens, Land der Fülle und der Kraft“, das ihn bei dem Volke, dem er es sang, dessen Nationalhymne es sehr bald wurde, unsterblich gemacht hat. Dieses und manches andere Lied aus der Zeit seines siebenbürgischen Aufenthalts gehört zu dem Schönsten, was Moltke's Lyrik umfaßt. Sein Streben ging in Kronstadt vornehmlich dahin, das Deutschthum auf jedwede Art zu beleben. Nicht nur durch das geschriebene Lied, sondern auch durch das gesungene deutsche Lied wollte er die nationale Begeisterung entflammen. So wurde er einer der eifrigsten Gründer des Kronstädter Männergesangvereins. Auch der zu seiner Zeit in Kronstadt erscheinenden deutschen Zeitung, dem „Siebenbürgischen Wochenblatt“, widmete er zuerst durch seine Mitarbeiterschaft, dann als Redacteur seine Kräfte. Als solcher gab er dem Blatte den Namen, unter dem es, zur Tageszeitung ersten Ranges ihrer Stadt geworden, heute noch erscheint: „Kronstädter Zeitung“. Seine Thätigkeit als Redacteur währte nur sehr kurze Zeit.

Die Stürme der Revolution rissen auch M. mit sich fort. Sein Glaube, durch die Betheiligung an der ungarischen Erhebung der Sache Deutschlands und mittelbar auch dem Deutschthum der Siebenbürger Sachsen zu dienen, bestimmte ihn, in die ungarische Armee einzutreten, mit der Waffe seine Hoffnungen, seine Wünsche, seine Ideen zu verwirklichen. Durch eine Losreißung Ungarns von Oesterreich erhoffte er eine derartige Schwächung des Donau-Kaiserreiches, daß Deutschland, losgelöst von dem Drucke des mächtigen Habsburger-Reiches, selbst freier erstehen und somit seinen Volksgenossen im Auslande ein Schutz, ein Schirm, ein Achtung gebietender Rückhalt werden könne. Im Mai 1849 verließ M. Siebenbürgen. General Bem nahm M. in die Honved-Armee auf und ernannte ihn zum Lieutenant. Am 13. August 1849 empfing er in der Schlacht bei Vilagos die Feuertaufe und zugleich traf ihn das Unglück, mit Tausenden seiner Waffengefährten erst in russische, dann in österreichische Kriegsgefangenschaft zu gerathen. Auf dem Transport begegnete er auf der Landstraße seiner jungen, ihm erst ein Vierteljahr vorher angetrauten Frau (einer Siebenbürger Sächsin), welche, ihn suchend, den unglücklichen Kriegern nachgeeilt war. Im Angesicht Tausender von Schicksalsgenossen, die nicht wußten, ob sie als „Rebellen“ dem beliebten Hängesystem der „Hyäne von Brescia“ (des Generals v. Hannau) zum Opfer fallen

würden, nahmen Beide herzzerreißenden Abschied in der Gewißheit des letzten Lebewohls. Görz, Laibach und Pola waren zunächst die Städte, in denen M. gefangen gehalten wurde. Seine Intelligenz, sein gerades, offenes und ehrliches Wesen öffneten ihm die Herzen selbst seiner feindlichen Vorgesetzten, so daß M., schließlich nach Triest commandirt, zwar als gemeiner Soldat und Gefangener, dennoch die weitgehendste persönliche Freiheit genoß, dank derer er mit der Intelligenz von Triest, die ihn liebevoll aufnahm und in deren Kreisen er sich Freunde fürs Leben erwarb, verkehren und Triests herrliche Umgebung genießen konnte. In seiner Eigenschaft als Bataillonsschreiber mußte er die Befürwortung seiner eigenen Ernennung zum Corporal und — nach zweiundeinvierteljähriger Gefangenschaft — sein behufs Begnadigung erforderliches Führungsattest abfassen. „Frei wie nie zuvor“ ließ er die Gattin kommen, um mit ihr, als ehemaliger Rebell ausgewiesen, Oesterreich zu verlassen. Er hat Siebenbürgen, das „Land seiner Sehnsucht“ nicht wieder gesehen. Sein erstes Kind war während seiner Gefangenschaft geboren und gestorben, ohne daß er es hätte in die Arme nehmen können.

Von Triest ging M. über Wien nach seiner Vaterstadt Küstrin, im Jahre 1852 nach Berlin. Moltke's idealer Sinn war nie auf Erwerb gerichtet. In geschäftlicher Beziehung von einer geradezu unglaublichen Naivetät, überließ er die Honorarforderung stets der „Güte“ seines Auftraggebers und wurde so weidlich mißbraucht und ausgebeutet. Aber auch in selbständigen Unternehmungen erwies er sich als geschäftlich durchaus unpraktisch, so daß das Leben ihm ein gerüttelt volles Maaß von Sorge und Entbehrung bot. Zahlreiche litterarische Unternehmungen zerschlugen sich am Mangel der materiellen Mittel, sie lebenskräftig zu machen. Als deutscher Sprachforscher von großer Gründlichkeit schuf er sich durch zahlreiche Beiträge für wissenschaftliche Zeitschriften, namentlich aber durch die von ihm selbst herausgegebene und geleitete Zeitschrift „Deutscher Sprachwart, Zeitschrift für Kunde und Kunst, Hege nnd Pflege, Schirm und Schutz unserer Muttersprache“ einen Namen, den selbst manche sprachwissenschaftliche Absonderlichkeiten nicht zu schmälern vermochten. Doch der Kämpfer ums Dasein, dem wol die geistigen Fähigkeiten zur Durchführung des trefflich angelegten Planes eigen waren, ermangelte auch diesmal der greifbaren Bürgschaften zur Erhaltung des Unternehmens. Wol sind neun Jahrgänge unter den ermunternden Zurufen hervorragender Fachleute, unter denen sich auch die Brüder Grimm befanden, erschienen, aber diese Jahre haben dem Streiter für die deutsche Muttersprache, die „reine Braut“, außer leeren, billigen Complimenten nur Noth und Sorge gebracht. Für die launenhafte „Sybille der romantischen Litteraturperiode“, für Bettina v. Arnim, hat er ein gut Theil seiner Schaffenskraft bei den Vorarbeiten für den Commissionsverlag ihrer sämmtlichen Werke aufgerieben. Doch als er dem herrischen Charakter der wankelmüthigen, excentrischen Frau männlich entgegentrat, verwandelte sie ihre übersprudelnde Liebenswürdigkeit in das schroffe Gegentheil. Er, der nie sich den Rücken durch Contracte deckte, wol aber dem Partner die weitgehendsten Concessionen machte, war, wie später so oft, plötzlich, wenn man ihn wie eine Citrone ausgepreßt hatte, entbehrlich geworden.

M. hätte als Buchhändler Großes leisten können. Seine buchhändlerischen Fähigkeiten waren derart, daß M., wenn er sich hätte entschließen können, seine Selbständigkeit aufzugeben, sich in jeder der besten Buchhandlungen einen dominirenden Posten hätte erwerben können. Dann hätte er in seinen Mußestunden durch seine litterarische Lieblingsthätigkeit mehr zu leisten vermocht, als zu leisten ihm in Wirklichkeit die litterarische Tagelöhnerarbeit Zeit übrig

ließ. Nach Leipzig im J. 1864 übergesiedelt, widmete er sich neben dem auch hier nothwendig bleibenden „Bücherfabrikantenfrohn“ dem Studium seines Lieblingsdichters, Shakespeare's. Er gab eigene und von ihm bearbeitete Uebersetzungen Anderer der Werke Shakespeare's heraus, die ihm den Ruf eines beachtenswerthen Shakespeare-Forschers eintrugen, der oft um seinen Rath angegangen wurde. Die Zahl seiner sonstigen Schriften ist groß. Die Sammlung seiner eigenen Gedichte erlebte vier Auflagen. Diese Kinder seiner Muse zeichnen sich durch besondere Formenschönheit und dadurch aus, daß ihrer viele zur volksthümlichen Composition geradezu herausfordern. M. selbst hat eine ganze Anzahl seiner Gedichte in schlichter, aber wirksamer Weise vertont. Als eine seiner besten Singweisen sei das tief ergreifende, von ihm auch gedichtete „Volksgebet der Siebenbürger Sachsen“ genannt. Auch der Jugend hat M. gedient. Im J. 1869 gab er eine Sammlung Wiegenlieder unter dem Titel „Was die deutsche Mutter ihrem Kindlein singt“ heraus, ferner veröffentlichte er eine Bearbeitung des „Robinson“, dann solche von Lossius' „Gumal und Lina“, von Houwald's „Buch für Kinder“, von desselben „Bilder für die Jugend“ und von Becker's „Erzählungen aus der alten Welt“. Auch diverse Anthologien verdanken M. ihr Erscheinen oder ihre Neubearbeitung. In R. A. Niendorf's (s. diesen) Ausgabe des Nibelungenliedes (1854) ist die größere zweite Hälfte von M. übersetzt worden, was der Herausgeber freilich nur in einer Fußnote bekennt.

Sein siebzigster Geburtstag wurde M. ein Ehrentag sondergleichen, einer der wenigen wirklich sonnenreichen Tage seines Lebens. Deputationen und Glückwünsche kamen von allen Seiten. Der greise Feldmarschall Moltke war der erste, der mit herzlichen Worten eine Ehrengabe übersandte. Schon in den fünfziger Jahren traf er in Berlin öfter mit dem großen Strategen zusammen, der ihm damals manchen guten Rath ertheilte, nicht selten vor allen Dingen praktischeren Geschäftssinn anempfahl. M. gedachte gern der überaus liebenswürdigen Gemahlin des Helden, an welcher er „das Wohlthuende ihres freundlichen, heiteren Temperamentes, ihr freudiges Eingehen auf jedes Gesprächsthema, die Milde ihrer Beurtheilung und die Herzlichkeit ihres Mitempfindens“ rühmte. „Sie ergänzte in allen diesen Eigenschaften den schweigsamen urtheilsstrengen Gemahl, der im Stillen ein freudiger Gehülfe war am Amboß fremden Glückes.“

An der Schwelle des Greisenalters angelangt, lief M. in einen einigermaßen sichern Hafen ein. Die Handelskammer zu Leipzig hatte ihre ansehnlichen Bücherbestände durch M. katalogisiren lassen, um die dann geordnete Bibliothek dem Publicum zugänglich zu machen. M. selbst, dem seine buchhändlerische Ausbildung hierbei trefflich zu statten kam, erhielt den Posten des ersten Bibliothekars (1884), den er bis zu seinem am 19. Januar 1894 nach kurzem Todeskampfe erfolgten Ableben innehatte. Seine irdische Hülle ruht auf dem Johannisfriedhofe in Leipzig. Der einstige Theilnehmer an der ungarischen Volkserhebung war ein glühender deutscher Patriot geworden oder richtiger: geblieben, der im J. 1866 ein Lied dichtete: „Der Landesfürst von Preußen soll deutscher Kaiser heißen“, der in inniger Liebe an seinem greisen Kaiser hing und mit patriotischem Stolze zum großen Kanzler aufblickte. Bis zum letzten Tage geistig und körperlich frisch, hat er ein vierundsiebzigjähriges Leben in treuer Arbeit vollbracht, bis an den Tod reich an litterarischen Arbeitsplänen, die, wenn ihm nicht nur die geistigen, sondern auch die materiellen Mittel eigen gewesen wären, segensreich hätten wirken können. Bei Moltke's Tode erschienen Lebensskizzen in vielen Tages- und Fachzeitschriften. Eine ausführliche Biographie aus der Feder seines Sohnes, zugleich

Amtsgenossen und Nachfolgers (M. überlebten außer diesem Sohne von acht Kindern nur eine Tochter) ist im Manuscript vorhanden und soll dem Druck übergeben werden. Ihr erster, bis zur Ausweisung aus Oesterreich reichender Theil, ist im „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatte“ im J. 1896 erschienen.

Siegfried Moltke.

Mommsen: Friedrich M., Präsident des evangelisch-lutherischen Consistoriums und Curator der Christian Albrechts-Universität zu Kiel, wurde am 3. Januar 1818 als Sohn des Kaufmanns Fedder Mommsen in Flensburg geboren. Er besuchte bis Ostern 1836 das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich dann in Kiel, Berlin und München dem Studium der Rechtswissenschaft. Nachdem er im Frühjahr 1841 das Staatsexamen mit dem ersten Charakter bestanden hatte, trat er als Auscultant bei dem Schleswiger Obergericht ein, bei dem er am 29. Januar 1848 zum Rath ernannt wurde. Als solcher ordnete er sich nach der Erhebung der Herzogthümer im März 1848 der provisorischen Regierung unter, die ihn einige Tage vor ihrem Abtreten im October desselben Jahres zum interimistischen Chef des Justizdepartements berief. Gleichzeitig gehörte er der schleswig-holsteinischen Landesversammlung in Kiel an, in der er zuletzt die Stelle des Vicepräsidenten bekleidete. Allen revolutionären Bestrebungen gegenüber stellte sich M., der sich der conservativen Partei anschloß, durchaus auf den Boden des Rechts. Nach Beendigung des Krieges aber wurde er von der dänischen Regierung in dem Patent vom 10. Mai 1851 betreffend eine Amnestie „als ein solcher bezeichnet, welcher an einem Aufruhr theilgenommen oder doch einen solchen gefördert habe, und deshalb von der Amnestie gänzlich ausgeschlossen sein solle“. So verlor er sein Amt und wurde gezwungen, fern vom Vaterland neuen Lebenszielen entgegenzusteuern. Das Amnestiepatent veranlaßte ihn zu einem ausführlichen Protest, den er unter dem Titel „Erörterung über meine Theilnahme an den politischen Begebenheiten in den Jahren 1848 bis 1851“ Anfang Juli 1851 niederschrieb. Das interessante Manuscript befindet sich zur Zeit im Besitz des Herrn Amtsrichters Mommsen in Kiel, der es mir für die Zwecke dieser Skizze gütigst zur Verfügung stellte. Es schließt mit den charakteristischen Worten: „Doch, was der Einzelne zu tragen hat, tritt zurück, wenn man an die Leiden des Ganzen denkt, namentlich an die Leiden des Herzogthums Schleswig, welches jetzt unter dem schweren Drucke schrankenloser Willkürherrschaft seufzt. — Was dabei allein trösten kann, ist, daß Gott der Herr, der es zugelassen hat, daß so schwere Trübsale über unser Land hereingebrochen sind, auch die Macht hat, jeden Augenblick uns wieder aufzurichten, daß Er, der Allmächtige und Gerechte, die Geschicke der Völker und Staaten in Seiner Hand hält. Wenn wir uns demüthigen unter Seine gewaltige Hand, so wird Er uns schon erhöhen zu Seiner Zeit (1. Petri 5). Möge Er bald bessere Zeiten über mein jetzt so unglückliches Vaterland heraufführen!“

Mit solchen Gedanken schied M. von der alten Heimath. Er wandte sich nach Göttingen, um hier die akademische Laufbahn einzuschlagen, promovirte 1852 zum Dr. jur. und habilitirte sich im folgenden Jahre als Privatdocent in der juristischen Facultät. Bereits 1854 wurde er zum außerordentlichen und 1859 zum ordentlichen Professor ernannt. Mit durchdringender Schärfe des juristischen Denkens verband M. eine überaus gründliche und tiefe Gelehrsamkeit. Von seinen akademischen Vorlesungen wie von seinen Schriften gingen die fruchtbarsten Anregungen aus. Seine „Beiträge zum Obligationenrecht“ (Abth. 1—3, Braunschweig 1853—55) fanden allgemeine Anerkennung und gewannen sehr bald einen nachhaltigen Einfluß auf die Praxis. (Vgl.

Brinz: Kritische Ueberschau der deutschen Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Bd. 5, 1857, S. 278—302.) Durch eine Fülle casuistischen Details sowie durch klare, präcise und sichere Beantwortung der aufgeworfenen Fragen zeichnen sich die „Erörterungen aus dem Obligationenrecht" aus, von denen das erste Heft 1859, das zweite 1879 erschien. In diesem Rahmen sei noch die Schrift über „die Richtigkeit des Londoner Vertrages vom 8. Mai 1852" (Göttingen 1863) erwähnt. Mit seinem „Entwurf eines deutschen Reichsgesetzes über das Erbrecht nebst Motiven" (Braunschweig 1876), der von der Juristischen Gesellschaft in Berlin mit dem Preise gekrönt wurde, hat M. einen werthvollen Beitrag zur Codifikation des Civilrechts geliefert. (Vgl. P. v. Roth, Jenaer Literaturzeitung, Jg. 3, 1876, S. 639—643.)

Als mit dem Jahre 1864 eine neue Zeit für Schleswig-Holstein anbrach, kehrte M. in die Heimath zurück. Zunächst war er als Rath an dem Schleswiger Appellationsgericht in Flensburg thätig, von wo er zum 1. September 1867 als Oberappellationsgerichtsrath nach Berlin berufen wurde. Einige Monate später, im Februar 1868, finden wir ihn jedoch schon wieder auf heimathlichem Boden und zwar als Präsidenten des neu errichteten evangelisch-lutherischen Consistoriums in Kiel. M. gelangte damit in eine Stellung, die der Eigenart seiner Geistes- und Seelenkräfte in ganz besonderem Maaße entsprach. Es fordert dies verantwortungsvolle Amt einen ganzen Mann, einen Juristen von hervorragender Tüchtigkeit, dem es aber auch nicht an theologischer Bildung fehlen darf und der von echter Religiosität beseelt allen kirchlichen Angelegenheiten wärmstes Interesse entgegenbringen muß. In M. vereinigten sich diese Vorzüge aufs glücklichste, und so hat er auf die Entwicklung der schleswig-holsteinischen Landeskirche den segensreichsten Einfluß geübt. Sehr bald nach seinem Amtsantritt fiel ihm die schwere Aufgabe zu, die Kirche seiner Heimath neu zu organisiren, sie „aus dem Zustande regimentlicher Gebundenheit in den ihrem Wesen entsprechenden freieren Zustand der heutigen Gemeindeverfassung überzuleiten". Zielbewußt hat er die Aufgabe gelöst und mit fester Hand in bewegten Zeiten das Steuer gehalten. Die Kirchengemeinde-Ordnung, die im August 1869 erschien, war in erster Linie sein Werk und wurde nur unwesentlich verändert in die Kirchengemeinde- und Synodal-Ordnung vom November 1876 aufgenommen. Die genaueren Einzelheiten bietet Mommsen's kleine Schrift „Vergleichung der für Schleswig-Holstein erlassenen Kirchengemeinde-Ordnungen vom 4. November 1876 und 16. August 1869" (Kiel 1877). Im folgenden Jahre veröffentlichte er im Verein mit H. F. Chalybäus das Werk „Die Kirchengemeinde- und Synodalordnung für Schleswig-Holstein. Mit Commentar", das für alle, die mit der kirchlichen Verwaltung zu thun haben, ein bewährter und unentbehrlicher Rathgeber geworden ist. Aus Mommsen's Feder stammen außer der Einleitung die §§ 1—71, während Chalybäus die §§ 72—112 bearbeitete. M. war ein Mann des Friedens, und so ging auch auf kirchlichem Gebiet sein vornehmstes Streben dahin, den Frieden zu wahren und ihn wiederherzustellen, sobald er gestört war. Mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit suchte er bei drohendem Widerstreit der Parteien zu vermitteln und die bestehenden Gegensätze auszugleichen, und immer verfuhr er dabei mit feinem Tact und strenger Gerechtigkeit. Und noch für eins hat ihm die schleswig-holsteinische Kirche zu danken. Als es sich darum handelte, ein neues Gesangbuch für sie zu schaffen, widmete M., der sich von jeher mit besonderer Vorliebe in das Studium der Hymnologie vertieft hatte, diesem Werke seine lebhafteste Theilnahme. Den vorgelegten Entwurf unterzog er einer gründlichen und feinsinnigen Kritik, die bei der endgültigen Auswahl und Redaction der Lieder

eingehende Berücksichtigung fand. In Anerkennung seiner reichen Verdienste um die Landeskirche verlieh ihm die theologische Facultät zu Kiel am 25. October 1876 die Würde eines Dr. theol. honoris causa.

Ein neues Arbeitsfeld eröffnete sich M. im J. 1879 durch seine Ernennung zum Curator der Kieler Universität. Der hohe Aufschwung, den die Christiana Albertina in den elf Jahren seiner Amtsführung besonders in dem Ausbau ihrer Institute nahm, ist nicht zuletzt auf seine hingebende Thätigkeit und Fürsorge zurückzuführen. Seit 1884 gehörte M. auch dem Preußischen Staatsrath an. 1891 trat er in den Ruhestand. In jungen Jahren hatte er einst eine längere Reise durch Italien unternommen, die er stets zu den reichsten und glücklichsten Erinnerungen seines Lebens zählte. Nun trieb es ihn im hohen Alter die tiefen Eindrücke jener frohen Jugendtage noch einmal aufzufrischen, noch einmal zu genießen, was Italien Köstliches bietet. So reiste er mit den Seinen gen Süden ohne zu ahnen, daß er die Heimath nicht wiedersehen sollte. In Rom sank er aufs Krankenlager und hier ist er am 1. Februar 1892 sanft entschlafen. Am 11. Februar wurde er in Kiel in heimischer Erde zur letzten Ruhe bestattet. Ein lauteres und rechtschaffenes Leben voll edler und großer Wirkungen, voll Güte und Treue hatte damit seinen Abschluß gefunden.

Vgl. Alberti, Schriftstellerlexikon, 1829—1866, 2, S. 82; 1866—1882, 2, S. 63. — Chronik der Universität Kiel für das Jahr 1891/92, S. 4. — Kieler Zeitung, Abend-Ausg. v. 2., Morgen-Ausg. v. 3. Febr. 1892. — Schleswig-Holstein-Lauenburgisches Kirchen- u. Schulblatt, 1891, Nr. 14; 1892, Nr. 6; Beilage zu Nr. 8 (Nachruf am Sarge des Consistorial-Präsidenten Mommsen von W. Becker). — Aus dem Bilderschatz des Sonntagsboten. I. Lebensbilder. Herausg. von J. Claussen und E. Bruhn. Bordesholm 1902, S. 12/13 (Bildniß).

Johann Saß.

Mönckeberg: Carl M., geboren am 3. März 1807, war ein Sohn des damaligen Advocaten und Protokollisten der Commerzdeputation Lic. Johann Georg Mönckeberg in Hamburg. Sein Vater († 1842) wurde im J. 1826 Senator. Die Familie stammte aus Münder am Deister, wo sie bis in die Zeit des dreißigjährigen Krieges zurück nachweisbar ist. Von Münder war Ernst Friedrich M. († 1785), der Vater Johann Georg's, nach Hamburg gekommen und hatte sich hier als Kaufmann niedergelassen. Carl war das neunte von zehn Kindern. Seine Jugend fiel in die Zeit der unsagbaren Noth, welche die Franzosen über Hamburg brachten, die er später in seiner Schrift „Hamburg unter dem Druck der Franzosen" (Hamburg 1864) geschildert hat. Bis Ostern 1826 besuchte er das Johanneum unter dem Director Gurlitt, hörte darauf im Sommer 1826 Vorlesungen am akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt und ging sodann im October 1826 zum Studium der Theologie nach Bonn. Er fand hier durch Empfehlungen seines Vaters in den Häusern berühmter Professoren, wie Niebuhr und A. W. v. Schlegel, bei denen er auch Vorlesungen hörte, Aufnahme; den größten Einfluß auf ihn gewann aber der Theologe Friedrich Lücke (s. A. D. B. XIX, 357 ff.). Durch Lücke ward M. vom Rationalismus, in welchem er bisher erzogen war — namentlich war Gurlitt (s. A. D. B. X, 182 ff.) ein fanatischer Vertheidiger desselben — befreit und für die von Schleiermacher und Neander und nicht zum mindesten dann gerade auch von Lücke und seinen Freunden vertretene Auffassung des Christenthums gewonnen, in der das Bekenntniß der Kirche und der Glaube der Reformatoren wieder zu ihrem Rechte kamen. Als Lücke Michaelis 1827 nach Göttingen ging, folgten ihm dorthin M. und viele andere

seiner Zuhörer. Auf Lücke's Rath ging er darauf Ostern 1829 noch nach Berlin, um Schleiermacher und Neander kennen zu lernen. Vom Herbst 1829 bis zum Herbst 1830 machte er eine wissenschaftliche Reise durch Süddeutschland und die Schweiz nach Paris, sodann nach England und Schottland und über Holland zurück, namentlich um das kirchliche Leben und die kirchlichen Einrichtungen dort kennen zu lernen; er machte auf dieser Reise die Bekanntschaft vieler bedeutender Theologen, mit denen er auch später in für ihn werthvollen Beziehungen blieb. Nachdem er am 18. März 1831 sein Candidatenexamen gemacht hatte, unterrichtete er in Privatschulen, wie es damals üblich war. Die zahlreichen Privatschulen, unter ihnen besonders die sog. Cursusse für Mädchen, waren damals auf die Candidaten rev. min. angewiesen, da es andere Lehrer (Philologen) nur wenige gab. M. ward bald ein beliebter und gesuchter Lehrer. Außerdem predigte er häufig und ward gern gehört. Am 18. October 1837 ward er zum Pastor (Diakonus) an der St. Nicolaikirche gewählt; in dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode. Zeitweilig wurden ihm im Nebenamte noch andere Arbeitsgebiete überwiesen; in den Jahren 1841 bis 1855 war er Gefängnißprediger, von 1842 bis 1844 interimistischer Schiffsprediger; im Hospital zum Heiligen Geist, einem Siechenhaus, war er während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens mit der Seelsorge betraut. Außerdem betheiligte er sich an den Bestrebungen kirchlicher Stiftungen und Vereine, in welchen er mehrfach eine leitende Stellung einnahm; so war er längere Zeit ein thätiges Mitglied des Verwaltungsausschusses des Vereins für innere Mission, ebenso im Curatorium des Rauhen Hauses. Doch ließen ihm alle seine amtlichen Arbeiten noch Zeit und Kraft, wissenschaftlich und schriftstellerisch thätig zu sein. Hier sind zunächst seine Forschungen auf dem Gebiete der hamburgischen Kirchengeschichte zu nennen, zu welchen er namentlich durch seine Theilnahme an dem Verein für hamburgische Geschichte veranlaßt ward. Seine zahlreichen Arbeiten zur hamburgischen Kirchengeschichte sind größtentheils in der Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte veröffentlicht; außerdem sind als eine Frucht dieser Studien anzusehen seine Schriften „Joachim Westphal und Johannes Calvin“, 1865, „Hermann Samuel Reimarus und Johann Christian Edelmann“, 1867, „Matthias Claudius“, 1869 und einige Andere. An den Verhandlungen, die der Einführung einer neuen Kirchenverfassung in Hamburg vorangingen, hat M. sich eifrig betheiligt; die von ihm aus diesem Anlaß veröffentlichten Schriften, sowie eine weitere Reihe solcher, mit denen er in die damaligen kirchlichen Streitigkeiten eingriff, können wir hier nicht einzeln angeben; er war immer am Platze, wenn es für die Ordnungen und die Lehre der lutherischen Kirche in Hamburg einzutreten galt. Ein ganz besonderes Verdienst hat sich M. dadurch erworben, daß er die im J. 1529 „yn der loveliken Stadt Hamborch by Jurgen Richolff wanhafftich vp dem Peerdemarkede“ gedruckte niederdeutsche Uebersetzung des kleinen Katechismus Luther's herausgab. Sie erschien unter dem Titel: „Die erste Ausgabe von Luther's kleinem Katechismus“, Hamburg 1851 (2. Aufl. 1868). M. erkannte in diesem Büchlein, das er auf der Hamburger Stadtbibliothek fand, eine niedersächsische Uebersetzung der ersten Ausgabe von Luther's kleinem Katechismus; da es bisher nicht gelungen ist, ein Exemplar dieser ersten Ausgabe irgendwo zu entdecken, so hat diese Uebersetzung, die offenbar wörtlich genau ist, für die Geschichte des Textes des kleinen Katechismus einen einzigartigen Werth, wie seit ihrer Veröffentlichung auch allgemein anerkannt ist. Nach dem heutigen Stande der Forschung ist es sogar möglich, daß diese niedersächsische Ausgabe überhaupt der erste Druck des kleinen Katechismus in

Buchform ist, da Luther zuerst die einzelnen Hauptstücke in Plakatform hatte ausgehen lassen. Noch wichtiger als diese Untersuchungen zur Erforschung der ursprünglichen Form des kleinen Katechismus Luther's wurde Mönckeberg's Theilnahme an den Arbeiten zur Herstellung und Annahme eines einheitlichen Textes der deutschen Lutherbibel. Es handelt sich hier um die sog. Bibelrevision. Man darf sagen, daß diese Arbeit ohne die Anregung und Betheiligung Mönckeberg's nicht zu Stande gekommen wäre, und nicht mit Unrecht wird er deshalb in der Probebibel (Halle a. S., 1883, S. 24) „der Nestor und bahnbrechende Urheber des ganzen Revisionswerkes" genannt. Die erste äußere Veranlassung, sich genauer mit dem Texte der lutherischen Bibelübersetzung in den gangbaren Ausgaben zu beschäftigen, hatte M., als er im J. 1835 von dem Verwaltungsausschuß der Hamburg-Altonaer Bibelgesellschaft zum Mitglied einer Commission ernannt war, welche zur Vorbereitung eines neuen Bibeldruckes unter anderem auch eine genaue Revision des Bibeltextes vornehmen sollte. M. gehörte dieser Commission bis zum Jahre 1840 an; er hat aber auch hernach die Beschäftigung mit dem Text der Lutherbibel nicht wieder aufgegeben, vielmehr nahm er sie mit erneutem Eifer auf, als er im J. 1852 Schriftführer der Gesellschaft wurde; vom Jahre 1865 an gehörte er zu ihren Vorstehern. Eine Vergleichung der verschiedenen Bibeldrucke mit einander hatte ihm gezeigt, wie sehr der Text in ihnen verschieden und wie sehr verwahrlost er oft war; die Herausgeber oder Drucker hatten ihnen unverständlich gewordene oder alterthümliche Ausdrücke Luther's beliebig und häufig ganz verkehrt geändert, Druckfehler waren eingeschlichen und nicht bemerkt oder in fehlerhafter Weise berichtigt. Diese Thatsachen waren nicht völlig unbekannt geblieben, wenn sie auch nicht ihrem ganzen Umfange nach erkannt waren; man hatte auch wol einzeln versucht, diesen unwürdigen Zustand zu beseitigen; namentlich die v. Canstein'sche Bibelanstalt in Halle a. S. war bemüht gewesen, einen thunlichst richtigen und verständlichen Text zu liefern; — aber es fehlte an einer einheitlichen Behandlung dieser Sache. Da forderte M. in einem Aufsatz „Luther's Bibelübersetzung und die Eisenacher Conferenz", der am 3. und 10. März 1855 in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben", herausgegeben von Schneider (Berlin bei Wiegandt & Grieben) erschien, nachdem er den vorliegenden Zustand und, was bisher zu seiner Beseitigung versucht war, eingehend geschildert hatte, die Bibelgesellschaften auf, sich zur Herstellung eines gemeinschaftlichen Textes zu vereinigen, und sprach es aus, daß die Eisenacher Conferenz als die Vertretung der deutschen evangelischen Kirchenregierungen das Werk in die Hand nehmen müsse. „Damit diese Ausgabe kritisch und grammatisch dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft entspreche, wäre eine Commission niederzusetzen aus Theologen und Männern, die die deutsche Sprache zu ihrem Hauptstudium gemacht haben", a. a. O. S. 74. Gleichzeitig ließ M. seine „Beiträge zur würdigen Herstellung des Textes der lutherischen Bibelübersetzung" erscheinen, Hamburg 1855 (162 S., 8⁰). In diesem Werke veröffentlichte er das Ergebniß seiner geschichtlichen und sprachlichen Studien über den Text der Lutherbibel noch eingehender und ausführlicher. Seine Aufforderung war nicht umsonst; auf dem Stuttgarter Kirchentage wurde am 21. September 1857 nach einem Vortrage von M. beschlossen, der Anregung zu folgen; die v. Canstein'sche Bibelgesellschaft sollte gebeten werden, das Werk der Bibelrevision in die Hand zu nehmen. Das Directorium der v. Canstein'schen Bibelanstalt betraute darauf M. mit dem theologisch kritischen Theil der Arbeit und gewann für den sprachlichen die Herren Dr. Karl Frommann in Nürnberg und Professor Dr. Rudolph v. Raumer in Erlangen. Auf dem Kirchentag zu Hamburg im

September 1858 einigten sich die Vertreter mehrerer Bibelgesellschaften auf Grund eines Referates von Professor Dr. Kramer, dem Vorsitzenden der v. Canstein'schen Bibelanstalt, über die Grundsätze, denen man bei der Arbeit folgen wollte. Sehr wichtig war dann, daß auch die Eisenacher Kirchenconferenz im J. 1861 Stellung zur Sache nahm und sie durch Rath und That förderte. Damals lag die Arbeit Mönckeberg's „Vorschläge zur Revision von Dr. Martin Luther's Bibelübersetzung. Erstes Heft. Corrigenda des Canstein'schen Textes. Theologisch-kritischer Theil“, Halle 1861 (das Vorwort ist vom 22. November 1860) schon gedruckt vor. Wir können hier die Geschichte der Bibelrevision nicht weiter verfolgen, sondern heben nur noch Folgendes hervor. Es handelte sich für M. von vornherein bei dieser Arbeit um eine Feststellung des Textes der lutherschen Bibelübersetzung für die deutschen evangelischen Christen, nicht um eine Berichtigung der lutherschen Uebersetzung. Eine Berichtigung nach dem Grundtext war durchaus nicht ausgeschlossen, ja sie mußte namentlich an einigen Stellen des N. T. ohne Frage vorgenommen werden, besonders wenn die luthersche Uebersetzung doch zu ändern war; aber sie war nicht die Hauptsache (wie bei der ungefähr gleichzeitigen englischen Bibelrevision, die aber deshalb auch mehr den Charakter einer Privatarbeit hat). Man hätte sich sonst erst über den zu wählenden Grundtext, namentlich über den griechischen Text des N. T., dem man folgen wolle, einigen müssen, was der ganzen Sachlage nach ausgeschlossen war. Daß diese Auffassung Mönckeberg's sowol im Kirchentage als in der Eisenacher Conferenz Zustimmung fand, müssen wir für ein Glück ansehen, zumal seitdem die kritischen Resultate der neutestamentlichen Textkritik, die eine Zeitlang allgemein als endgültige galten, von vielen Theologen wieder in Zweifel gezogen werden.

M. gab dann noch heraus eine „tabellarische Uebersicht der wichtigsten Varianten der bedeutendsten gangbaren Bibelausgaben“, Halle 1865, 4°, ein Werk mühsamsten Fleißes, das die Arbeit der Revisoren wesentlich erleichterte. Von den obersten Kirchenbehörden in Preußen, Hannover, Hessen und Württemberg waren zehn Theologen zunächst mit der Revision des N. T. beauftragt; als Ergebniß ihrer Berathungen konnte die v. Canstein'sche Bibelanstalt im J. 1867 eine revidirte Ausgabe des N. T. probeweise veröffentlichen (Halle 1867, VIII u. 312 S., 8°). Dieser Probedruck wurde dann auf Grund der von Behörden und von Einzelnen eingegangenen Beurtheilungen noch ein Mal einer eingehenden Berathung in einer Schlußconferenz zu Halle vom 20. bis 25. April 1868 unterzogen; und in dem nun (zunächst endgültig) festgesetzten Wortlaut wurde das N. T. von der Eisenacher Conferenz und den Kirchenbehörden im J. 1869 den Bibelgesellschaften zur Verbreitung empfohlen. Die v. Canstein'sche Bibelanstalt veröffentlichte ihn sodann zuerst in einer Sedezausgabe, Halle 1870. Als die Revisionsarbeit für das N. T. im J. 1869 zum Abschluß gekommen war, erhielt M. von dem preußischen Cultusminister v. Mühler und dem evangelischen Oberkirchenrath in Berlin ein Dankschreiben, in welchem es heißt: „Es ist uns ein Bedürfniß, Ew. Hochwürden auch unsrerseits die dankbare Anerkennung für die Sorgfalt und den Aufwand an Zeit und Kraft auszusprechen, die Sie dieser für die ganze deutsche evangelische Kirche wichtigen Angelegenheit bisher gewidmet haben.“ Es wird sodann die Hoffnung ausgesprochen, daß M. nun auch der Revision des A. T. seine bewährte Kraft widmen werde. Die im J. 1870 in Angriff genommene Revision des A. T. erforderte viel mehr Arbeit und Zeit als die des N. T.; obwol die verschiedenen Commissionen fleißig arbeiteten, konnte das vorläufige Resultat ihrer Arbeit, die Probebibel, erst im J. 1883 erscheinen. Es war in Aussicht

genommen, daß nach Eingang der erbetenen Beurtheilungen dieser Vorlage wieder in einer Schlußconferenz der revidirte Text der ganzen Bibel endgültig festgestellt werden sollte; zu dieser Schlußconferenz sollte auch M. geladen werden. Für sie war als Termin etwa Michaelis 1886 in Aussicht genommen; aber die Arbeit war bis dahin noch nicht beendet, und M. hat ihr Ende nicht mehr erlebt. (Die revidirte Bibel erschien im J. 1892.) Die letzte Arbeit Mönckeberg's für diese Sache war seine kleine Schrift: „Die Probebibel und die mecklenburgische Kirche", Hamburg 1885; hier wies er Anfeindungen zurück, die das ganze Revisionswerk von einer angeblich echt lutherischen Seite erfuhr. In seinem hohen Alter schrieb M. noch eine „Geschichte der freien und Hansestadt Hamburg", Hamburg 1885, 521 S. groß 8°; er faßt in diesem Werke die Ergebnisse seiner Studien über die hamburgische Geschichte, die sich zumeist auf die Beziehungen der Kirche zum Staate und das Verhältniß des religiösen Lebens zu der Entwicklung der Litteratur und der Kunst beziehen, zusammen; in dieser Hinsicht (nicht als politische Geschichte, die nur kurz berührt wird), ist das Buch werthvoll. M. war eben ein Theologe, dem die religiösen und kirchlichen Interessen überall von selbst in den Vordergrund traten. Es war ihm deshalb auch eine große Freude, daß ihn die theologische Facultät in Leipzig wegen seiner Verdienste um Theologie und Kirche am 1. Januar 1877 zum Doctor der Theologie honoris causa ernannte. Er war dabei ein überaus fleißiger Arbeiter, der bis zuletzt im Stande war, die frühen Morgenstunden von 6 Uhr an für seine Studien auszunutzen. Ohne krank gewesen zu sein starb er am 12. März 1886 in einem Alter von 79 Jahren und 9 Tagen. Sein ältester Sohn ist der Bürgermeister Dr. Johann Georg Mönckeberg in Hamburg.

Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart; 5. Band, Hamburg 1870, S. 308 ff.; hier werden Mönckeberg's Schriften bis zum Jahre 1868 aufgeführt. — Meyer und Tesdorpf, Hamburgische Wappen u. Genealogien, Hamburg 1890, S. 257 ff. — Zur Erinnerung an Carl Mönckeberg, Doctor der Theologie und Pastor zu St. Nicolai. 1807—1886. (Gedruckt als Manuscript für die Familien-Mitglieder.) Hamburg 1898.

Carl Bertheau.

Mondel: Friedrich Freiherr von M., k. k. Feldzeugmeister, wurde am 22. September 1821 als der Sohn eines k. k. Hauptmanns auf Schloß Pichlern in Obersteiermark geboren. Im Alter von 14 Jahren wurde er am 31. October 1835 zum Infanterieregimente Nr. 62 als Regimentscadett assentirt und am 16. Juni 1837 zum k. k. Cadetten im Infanterieregiment Nr. 33 ernannt. — Nach Absolvirung des dreijährigen Curses in der Cadettencompagnie zu Graz erfolgte am 1. October 1839 seine Beförderung zum Lieutenant II. Classe im Infanterieregiment Nr. 53, am 18. März 1843, bei gleichzeitiger Ernennung zum Adjutanten beim zweiten Regimentsinhaber — jene zum Lieutenant I. Classe im Dragonerregiment Nr. 1. Am 20. Februar 1844 wurde M. zum Oberlieutenant beim 21. Infanterieregiment, hierauf am 30. Mai 1848 zum Capitänlieutenant und am 30. März 1849 zum Hauptmann I. Classe befördert. In dem Feldzuge 1848 in Italien nahm M. an den Kämpfen in Mailand, wo er schwer verwundet wurde, dann an den Gefechten bei Curtatone und Goito, bei Mantua, Solarolo und Crotta d'Adda, 1849 an dem Gefechte am Gravellone und den Schlachten bei Mortara und Novara theil und wurde in letzterer Schlacht abermals schwer verwundet. Mit 1. Juni 1858 wurde er zum Major beim Infanterieregiment Nr. 43 befördert und am 26. Juli 1858 unter Transferirung zum Adjutantencorps zum Flügeladjutanten Sr. Majestät ernannt. Den Feldzug 1859 in Italien,

sowie die Schlacht von Solferino machte M. an der Seite Sr. Majestät des Kaisers mit; am 13. Juli 1859 wurde er zum Oberstlieutenant beim Infanterieregimente Nr. 35 bei Belassung in seiner gegenwärtigen Verwendung als Flügeladjutant Sr. Majestät befördert. Am 27. December 1859 wurde er als Commandant zu dem neu zu errichtenden Infanterieregimente Graf Crenneville Nr. 75 übersetzt und am 15. August 1860 zum Obersten befördert.

Am 5. Mai 1866 zum Brigadier bei der Nordarmee ernannt und im X. Armeecorps eingetheilt, kämpfte M. mit seiner Brigade, bestehend aus den Infanterieregimentern Mazzuchelli Nr. 10 und Parma Nr. 24, dem 12. Feldjägerbataillon und der Batterie Nr. 1 des 3. Feldartillerieregiments, in dem Treffen bei Trautenau, wo er bis zum Eintreffen des Corps durch offensive Vertheidigung seiner Stellung mit seiner Brigade allein das erste feindliche Armeecorps durch drei Stunden im weiteren Vorrücken aufhielt; ferner nahm M. mit seiner Brigade in den Gefechten bei Neu-Rognitz und Königinhof, dann in der Schlacht bei Königgrätz ruhmvollen Antheil und versah mit selber während des Rückzuges der Armee den schwierigen Nachhutdienst. — Schließlich vermochte es M. mit seiner auf 11 Bataillone verstärkten Brigade, dann mit zwei seinen Befehlen unterstellten Ulanenregimentern und 36 Geschützen die von ihm zum Schutze Preßburgs eingenommene Stellung bei Blumenau am 22. Juli 1860 durch sechs Stunden des heftigsten Kampfes und bis zum Eintritte der Waffenruhe gegen die Angriffe des weit überlegenen Gegners zu behaupten. Am 8. September 1866 übernahm M. wieder das Commando des Infanterieregiments Nr. 75; am 9. November 1867 erfolgte seine Ernennung zum k. k. Generalmajor und Brigadier und am 31. October 1872 jene zum Commandanten der 36. Infanterietruppendivision. — Mit 1. November 1873 zum Feldmarschalllieutenant befördert, wurde er am 8. April 1874 als Generaladjutant Sr. Majestät des Kaisers berufen und am 5. Juli desselben Jahres zum k. k. wirklichen geheimen Rathe ernannt. — Am 11. December 1878 erfolgte seine Ernennung zum Inhaber des Infanterieregiments Nr. 21 und am 28. October 1881 seine Beförderung zum Feldzeugmeister.

M. wurde von Sr. Majestät dem Kaiser wie auch von fremden Souveränen wiederholt ausgezeichnet. Er war Besitzer des Großkreuzes des österreichisch kaiserlichen Leopold-Ordens (mit der Kriegsdecoration des Ritter-Kreuzes), Ritter des österreichisch kaiserlichen Ordens der eisernen Krone II. Cl. (Kriegsdecoration), Besitzer der Kriegsmedaille, Großkreuz des großherzoglich toscanischen Militär-Verdienst-Ordens, Ritter des kaiserlich russischen St. Alexander-Newsky-Ordens und des kaiserlich russischen St. Annen-Ordens I. Cl. (in Brillanten), Großcordon des kaiserlich japanischen Ordens der „aufgehenden Sonne", Großkreuz des königlich preußischen rothen Adler-Ordens, Besitzer des ottomanischen Osmanié-Ordens I. Cl., Großkreuz des königlich italienischen St. Mauritius- und Lazarus-Ordens, Besitzer des persischen Sonnen- und Löwen-Ordens I. Cl., Großkreuz des königlich dänischen Danebrog-Ordens, des königlich portugiesischen Militär-Ordens St. Benedict d'Aviz, des königlich spanischen Ordens Karl's III., des königlich sächsischen Albrechts-Ordens, des königlich württembergischen Kronen-Ordens, des königlich schwedischen Schwert-Ordens, des königlich belgischen Leopold-Ordens, des königlichen Ordens „Stern von Rumänien", des königlich serbischen Takowa-Ordens, Ritter des großherzoglich badischen Ordens Berthold I. von Zähringen, Großkreuz des großherzoglich hessischen Verdienst-Ordens Philipp's des Großmüthigen und des herzoglich braunschweigischen Ordens Heinrich's des Löwen, Besitzer des fürstlich

montenegrinischen Danilo-Ordens I. Cl., Commandeur des großherzoglich hessischen Ludwig-Ordens, Besitzer des fürstlich reußschen Ehrenkreuzes I. Cl. (in Brillanten). — Er starb im 66. Lebensjahre am 18. December 1886 in Baden bei Wien.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Silberer, Generalität der k. k. Armee. Sommeregger.

Morf: Heinrich M., Schweizer Pädagoge, gestorben am 28. Februar 1889. M. wurde am 6. September 1818 als jüngstes von fünfzehn Kindern angesehener, aber mäßig begüterter Bauersleute in Breite bei Nürensdorf im Kanton Zürich geboren. Das heute stille und abgelegene Dörfchen Breite war in seiner Jugendzeit wegen der vorüber führenden Straße von dem nur anderthalb Stunden entfernten Winterthur nach Zürich und damit vom Bodensee nach der Westschweiz durch regen Fracht- und Postverkehr belebt. Auf dem Scheitel des zwei Landschaften trennenden Landrückens — die Steig genannt — wohnend, stellte die Bauerschaft nach West und Ost zahlreiche Vorspannpferde, und es gab für die Dorfjugend immer viel Anregendes zu sehen, worunter M. in späteren Erinnerungen besonders den zweimal jährigen Durchzug der Gesandten von Schaffhausen, St. Gallen und Thurgau in ihren Galakutschen mit vorreitendem heroldmäßig staffirtem Weibel als eindrucksvoll hervorhob. Später umging man die unbequeme Steig durch eine um den Berg geführte bequemere Heerstraße, und in den fünfziger Jahren lenkte die Eisenbahn den Strom der Reisenden völlig von der Straße ab. Daheim erhielt der körperlich zarte und nicht allzu geschickte Benjamin des Hauses eine rechtschaffene bäuerliche Erziehung. Die kümmerlich ausgestattete kleine Dorfschule, die von den weltbewegenden Anregungen Pestalozzi's und seiner Zeitgenossen nichts ahnen ließ, sorgte nur für äußerliche Aneignung der nothdürftigsten Kenntnisse und Fertigkeiten. Sie wurde zu jener Zeit von dem übrigens ehrenwerthen und milden, eingesessenen „Stöglimacher“ (Verfertiger hölzerner Schuhabsätze) und Schuster Eberhard Keller in dessen Wohn- und Arbeitszimmer abgehalten. Erst 1825 wurde ein bescheidenes Schulhaus gebaut, und gleichzeitig folgte dem zurücktretenden Alten sein in pädagogischer Hinsicht kaum über ihn hinausgeschrittener, gleichfalls wohlgesinnter und gütiger Sohn bis zu seinem Tode 1833. Während der Schulzeit 1827 starb Heinrich's Vater, und die mit vier Knaben und sechs Mädchen zurückbleibende Mutter wirthschaftete weiter auf dem kleinen Anwesen bis zu ihrem Tode 1848. Erst nach ihrem Hintritte schritten die älteren Söhne zu eigener Ehe und Haushaltung. Früh vertiefte Heinrich sich in die wenigen Bücher, die ihm zukamen. Als er 1833 zuerst von dem jüngst (1832) eröffneten Lehrerseminare zu Küsnacht hörte, erwachte der Trieb, sich zum Lehrer auszubilden. Für ländliche Arbeit fehlte ihm Lust und Geschick, und tief empörte ihn der — oft mit Hoffahrt ausgeübte — Druck der feudalen Grundherren von Zürich, der damals noch schwer auf dem Bauer lastete. Schmerzlich traf ihn der mütterliche Bescheid: „Wir vermögen es nicht. In guten Jahren machen wir wol etwa vor; aber die schlimmen, deren es so viele gibt, fressen Alles wieder weg!“ Eifriger noch legte er sich aufs Lesen. Zschokke's Schweizergeschichte, die ihm ein benachbarter Schulmeister schenkte, wurde wieder und wieder verschlungen. „Wie manche Nacht“, sagte er später, „las ich oben auf dem Estrich beim Scheine eines Oellichtes, das ich selbst aus einer weißen Rübe geschnitzt hatte!“ Dem Pfarrer, der den sattelfesten Schüler in der Kinderlehre oft lobte, wagte dieser sein Herz zu entdecken; aber auch der geistliche Herr wies den Hochmuth, wie er es nannte, barsch zurück. Da half ihm der freundliche Arzt Furrer aus Nürensberg, den er bescheiden um gute Bücher zum Lesen an-

ging. Furrer's Fürsprache überwand die Bedenken der Mutter und Brüder. Herbst 1834 trat Heinrich in die Secundarschule zu Bülach und im April 1835 in das Seminar zu Küsnacht ein. Zwei und ein halbes Jahr brachte er im Seminare zu und stand bald durch Begabung und ernsten, stillen Fleiß an der Spitze der Zöglinge. Das Seminar leitete damals der berühmte Reformator des Zürcher Unterrichtswesens Ignaz Thomas Scherr. Aber weder die Persönlichkeit Scherr's, der im politischen Gedränge gerade damals mehr und mehr zur radicalen Partei überging, noch dessen abstracte, verstandesmäßige Lehrart und sein polemischer Eifer in Politik und Theologie konnten den ernsten, gemüthvollen Jüngling für Jenen einnehmen. Stets hat er seinem Lehrer die Achtung bewahrt, auch als dessen getäuschte Erwartung zu bitterem Hasse gegen den selbständig gewordenen Schüler ausartete; aber dieser folgte früh und fest der eigenen Bahn. Demüthig sträubte er sich zunächst, da Scherr ihn als den tüchtigsten Schüler Herbst 1837 bestimmte, seine Studien abzubrechen und die Secundarschule, d. i. Oberclasse oder Selecta der Dorfschule, zu Schwerzenbach zu übernehmen. Mit gutem Erfolge wirkte er dort in einer Classe von etwa 20 Schülern, meist Knaben neben einigen Mädchen. Aber der Unruhe jener Jahre konnte er trotz aller eigenen Mäßigung nicht entgehen. Obwol keineswegs für Scherr und Strauß eingenommen, mahnte er zur Ruhe und zu gesetzlichem Verhalten schon im März 1839. An den Tagen des sogenannten Septemberputsches (6. und 7. September 1839) hielt er unbekümmert seine Schule, wofür er von vorüberziehenden Volkshaufen beschimpft und bedroht ward und im Pfarrhause Aufnahme und Schutz suchen mußte. Erschüttert und überarbeitet brach er im Winter 1840 auf 41 zusammen und sah sich genöthigt, seinen Dienst aufzugeben. Kaum jedoch war die schwere Krankheit gewichen, da benutzte der Genesende die ihm noch auferlegte Zeit der Schonung zu einjährigem Besuche der Akademie in Lausanne, um seine allgemein wissenschaftliche Bildung zu vertiefen und sich im Französischen zu vervollkommnen. Oft hörte man ihn beklagen, daß es ihm nicht vergönnt gewesen, dieses Jahr zu einem regelrechten Triennium auszudehnen. Aber reifer und sicherer kehrte er, dem Zwange der Umstände gehorchend, Mai 1842 als Vorsteher der Secundarschule zu Dürnten in den heimischen Schuldienst zurück. Bald finden wir den rastlos Strebsamen als erwählten Capitelspräsidenten an der Spitze der Lehrerschaft des Bezirkes Hinweil. Als solcher hielt er, da die Reihe an ihm war, Herbst 1843 bei der Capitelsversammlung in Wald einen Vortrag über den Sprachunterricht in der Volksschule. Er konnte, wie er das Thema auffaßte, nicht umhin, Scherr's Sprachlehre zu kritisiren, die ihm in Anlage und Ausführung für Kinder zu hoch und unfaßlich zu sein, zu viel inhalts- und reizlose Formalien zu bringen schien. „Ich sagte", bezeugt er selbst, „das Alles mit der größten Unbefangenheit, absolut sine ira et studio ohne die leiseste Ahnung, daß ich dabei fehle. Ich hätte in Scherr's Gegenwart ganz das Gleiche gesagt." Aber bald merkte er, daß er in ein Wespennest gestochen hatte. Ward er ehedem als ein „Strauß" von den Gegnern Scherr's verunglimpft, so galt er nun bei Scherr und seinem radicalen Anhange in der Lehrerschaft als ein Finsterling, — obwol sein Widerspruch nur eine abweichende methodische Ansicht Scherr's auf religiös wie politisch neutralem Gebiete betraf. Ein Vorschmack späterer tragischer Verwicklungen! Erfreulicher war die Anregung zu näherer Beschäftigung mit Pestalozzi, die ihm die in das Dürntener Lustrum fallende Jahrhundertfeier des großen Landsmannes brachte. Pestalozzi war, wie M. bezeugt, damals in der Schweizer Lehrerwelt halb vergessen. Von Diesterweg in Berlin ging der Anstoß zu der Gedenkfeier aus. Aber, einmal aufgerüttelt, wollte der Schweizer Nationalstolz nicht zurückbleiben.

Als Capitelspräsident sollte M. in der Kirche zu Hinweil eine Ansprache über den Gefeierten halten. Nur die beiden ersten Theile von „Lienhart und Gertrud" waren ihm bekannt. Er klagte seine Noth dem befreundeten Pfarrer Schweizer zu Bubikon. Dieser gab ihm Pestalozzi's Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt". Er verschlang sie mit Heißhunger. „Von da an sah ich das Studium der Schriften Pestalozzi's", schreibt er, „als eine meiner Hauptaufgaben als Lehrer an. Von da an war und blieb er neben Diesterweg mein Führer". Wie dieses in sein Inneres gefallene Samenkorn keimte, blühte und schöne Frucht trug, wird sich zeigen. — Mai 1847 vertauschte M. sein Amt in Dürnten mit dem gleichen an der Secundarschule zu Richterswil am Züricher See, der er bis October 1850 vorstand.

Hier traf M. der Ruf des Kantons Thurgau, als Hauptlehrer für Deutsch und Pädagogik an das Lehrerseminar zu Kreuzlingen am Bodensee einzutreten, dem er willig folgte. An der Spitze der Anstalt stand der durch seine Thätigkeit für das Armenschulwesen berühmte Johann Jakob Wehrli. Im Sinne Pestalozzi's und Philipp Emanuel v. Fellenberg's wirkend, hatte Wehrli auch im Seminare viel Segen gestiftet; aber es war wol nicht ganz ohne Grund, wenn die liberale Lehrerschaft, an deren Spitze damals im Thurgau wiederum Scherr stand, dem alternden Meister vorwarf, allzu eng an seinem ersten Ideale zu kleben und nicht ganz den Ansprüchen moderner Lehrerbildung nach der Seite des Verstandes gerecht zu werden. Trefflich ergänzte ihn nun der neue Gehülfe, der, im tiefsten Grunde mit ihm eins, ihn allerdings an wissenschaftlichem Vermögen überragte. Bald war M. der geistige Mittelpunkt der Anstalt, und Niemand erkannte, was er leistete, wärmer und rückhaltloser an als Wehrli selbst. Dafür stand jener diesem in allen Anfechtungen von Seiten Scherr's und seiner Anhänger treu zur Seite. Abwenden konnte er allerdings Wehrli's Niederlage und Abwahl nicht. Aber wenigstens erfolgte diese erst, nachdem M. bereits wieder von Kreuzlingen geschieden war (1853). Eine neue, conservativ gerichtete Regierung in Bern suchte Sommer 1852 den im Thurgau hart befehdeten Wehrli als Seminardirector für Münchenbuchsee zu gewinnen. Wehrli konnte sich nicht entschließen, Thurgau freiwillig zu verlassen und in seinem Alter (geboren 1790) noch die neue schwierige Aufgabe zu übernehmen, sondern empfahl dafür den bewährten jüngeren Freund M. So kam dieser Herbst 1852 nach Münchenbuchsee. Dort war soeben der liberale Director Grunholzer durch „Abwahl" schroff beseitigt. Man plante allerlei rückläufige Maßregeln gegen das Seminar. Daß M. unter solchen Umständen den Ruf annahm, verdachte ihm die gesammte liberale Lehrerschaft der Schweiz, Scherr vor Allen, und ließ es ihn bitter genug empfinden. Die Züricher Schulsynode brachte ihm ein Pereat, die Berner Lehrer grollten unversöhnlich. Nichts half ihm, daß gerade er das Seminar vor der von reaktionärer Seite drohenden Verstümmelung bewahrte und zu neuer, frischer Blüthe brachte, daß er die Liebe seiner Zöglinge, die Hochachtung aller Gemäßigten in seltenem Maaße gewann. Etwas Rechtes wußte Niemand ihm vorzuwerfen. Alles, was man an der Internatseinrichtung als solcher auszusetzen hatte, wurde persönlich gegen ihn gewendet. Auch tadelte man, daß er sich nicht an der Politik, nicht an den geräuschvollen Festen der Lehrer betheiligte, auf denen er, an sich allem lauten Treiben abhold, nur kränkender Zurückweisung ausgesetzt gewesen wäre. Abgesehen von diesem drohenden Wogenschwall im Hintergrunde verliefen die acht Jahre in Münchenbuchsee glücklich. Der junge Hausstand, den bei Uebernahme des neuen Amtes M. mit seiner ersten Gattin, geb. Merk aus Münsterlingen, gründete, gedieh bestens, obwol bei der hergebrachten Vereinigung des Directorates mit der gesammten Hauswirthschaft manches Unbequeme im Wege stand. Die junge

Frau gewann durch ihr treues Walten, ihren sanften Sinn aller Herzen und trug zuletzt auch stark und muthig mit dem Gemahle das schwere Geschick, als es unabwendbar hereinbrach. Denn am Ende seiner nächsten Amtszeit, am 15. August 1860, wurde dieser mit einer Stimme Mehrheit vom Regierungsrathe „abgewählt“, obwol Erziehungsdirection, Seminarcommission und viele andere gewichtige Stimmen nachdrücklich für die Wiederwahl eingetreten waren. Dem nunmehr amtlosen Manne wurde für den 1. Mai 1861 die Stelle des Vorstehers der Waisenanstalt zu Winterthur angeboten. Es war keine glänzende Versorgung, und wiederum sollte das Familienleben sich in einen größeren Convictshaushalt verlieren. Einige Geduld hätte wol noch günstigere Gelegenheiten herantreten lassen. Allein gerade diese Thätigkeit lockte den Jünger Pestalozzi's und Wehrli's, und die treue Gefährtin stimmte herzlichst ein. Zweiunddreißig Jahre hat dann M. noch dieses Amtes in Treuen und mit reichem Segen gewaltet. Die Anfangs beengten räumlichen Verhältnisse der Anstalt besserten sich 1876 durch den Umzug in ein anderes, besser geeignetes Haus. Zeitweise übernahm der Waisenvater nebenamtlich Unterricht im Deutschen an der oberen Mädchenschule, am Gymnasium, in Pädagogik und Psychologie am Lehrerinnenseminar. Im Frühjahr 1881 gab er alle nebenamtliche Beschäftigung auf, mit dem 29. September 1893 trat er nach 56 Jahren des Schuldienstes in den wolverdienten Ruhestand, dessen er noch mehr als fünf Jahre genießen durfte. Am tiefsten in sein persönliches Leben während dieses letzten und längsten Lebensabschnittes griff der Tod der ersten Gattin ein. Auf die Erschütterungen des Jahres 1860 folgte bei ihr Lungenentzündung und Schwindsucht. Die treffliche Frau erlag dieser am 1. Juni 1862. Kurz zuvor war Fräulein Katharina Baltensperger aus Untereich-Brütten ihr als Gehülfin in den Hausmutterpflichten zur Seite getreten. Diese wurde ihre würdige Nachfolgerin in der Leitung des Haushaltes und später als Morf's zweite verständnißvolle Gemahlin, die ihn überleben sollte und bis heute überlebt.

In die Zeit der Wirksamkeit zu Winterthur fällt abgesehen von wenigen Vorläufern Morf's schriftstellerisches Wirken. Schon 1857 erschien in Bern die Schrift: „Der Sprachunterricht in der Volksschule“. Aus langjährigen Studien erwuchs das bedeutende vierbändige Werk: „Zur Biographie Pestalozzi's. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung“. Der erste Band erschien 1865 und erlebte 1868 eine zweite Auflage; nach langer Pause folgten die drei weiteren Bände 1885, 1885 und 1889. Wohlverdient erhielt sein Verfasser dafür von der philosophischen Facultät der Universität Zürich ehrenhalber 1890 die Doctorwürde. Die Pestalozziforschung schritt seither von Jahr zu Jahr fort und bringt noch immer Schätze in ungeahnter Fülle zu Tage. Bisher jedoch ist das Morf'sche Buch in seiner Eigenart noch nicht überboten und behält seinen Werth als ein verständniß- und liebevoll gezeichnetes Lebensbild des Altmeisters, dessen einzelne Züge durch quellenmäßige Beigaben, die nur allzu oft den Fluß der Rede unterbrechen, belegt und belebt sind. Nochmals kam M. auf Pestalozzi zurück in dem Vortrage: „Pestalozzi als Begründer unserer Armenerziehungsanstalten“ (in der Sammlung von Meyer-Markau, Bielefeld; Bd. VIII, Heft 4, 1895. Außerdem veröffentlichte er eine größere Anzahl kleinerer Monographien, die wol zumeist in dem „Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft Winterthur. Herausgegeben zum Besten der hiesigen Waisenanstalt“ (Winterthur, seit 1862) erschienen: „John Milton“ (1869), „Adalbert v. Chamisso“ (1869), „Friedrich Fröbel und der Kindergarten“ (1870), „Aus dem Fröbelschen Kindergarten“ (1875), „Karoline Rudolphi“ (1880), „Betty Gleim“ (1883), „Johann Jakob Wehrli“ (1890). Werthvolle Kunde aus der letzten

Lebenszeit (Berner Abschied, Winterthur) bringt der Vortrag: „Zweiunddreißig Jahre aus dem Leben eines Waisenvaters. Ein Stück Autobiographie" (Sammlung Meyer-Markau, 1895; Bd. VIII, Heft 9). Alles in Allem darf man M. als eine der edelsten und liebenswürdigsten Gestalten der neueren Schweizer Schulgeschichte und der neueren Pädagogik überhaupt bezeichnen: selbständig und männlich von Gesinnung, fromm, warm und schlicht von Gemüth, klar und scharf von Urtheil. Nimmt man dazu, daß er zwar klein von Person, aber durch ein würdiges, freundliches Aeußeres empfohlen und in seinen guten Jahren ein Meister der Sprache und des Unterrichts war, so versteht man, daß er in seiner Umwelt bei aller Anfeindung, der er in seiner nie verleugneten Eigenart nicht entgehen konnte, als begnadetér Lehrer und Erzieher vielseitige Anerkennung fand und noch heute durch sein Vorbild segensreich fortwirkt.

Für Heinrich Morf's Lebensgang und die eigenartigen Schweizer Schulverhältnisse, unter denen er arbeitete, besonders zu vergleichen: E. Walter, Dr. Heinrich Morf (Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft Winterthur XLII und XLIII. Winterthur 1804 und 1805); bis 1861 reichend.

Sander.

Morgenstern: Christian (Ernst Bernhard) M., Landschaftsmaler, geboren am 29. September 1805 zu Hamburg, † am 27. Februar 1867 in München. Seine Kindheit und Jugend fiel in die Zeit der schwersten Bedrängnisse. Der Vater Karl Heinrich M. nährte die zahlreiche Familie durch ein kleines Krämergeschäft, daneben betrieb er auch Miniaturmalerei. Unsägliche Noth und Schrecken brachte der durch Marschall Davoust verhängte Belagerungszustand, der Hunderte von armen Bürgern aus der Stadt jagte, die obdachlos, ohne Aufnahme in Altona zu erhalten, mitten im strengsten Winter umherirrend, vor den Wällen und Thoren den Tod fanden. Morgenstern's Familie wurde nur durch vieles Flehen und Bitten einflußreicher Verwandten gerettet. Inmitten dieses heillosen Wirrsals starb der unglückliche, längst schon kränkelnde Vater an einer beim Wachtdienst erlittenen Erkältung. Die Kinder mußten untergebracht werden; vor dem Handwerk rettete den schwächlichen Christian seine unabweisbare Vorliebe zum Zeichnen und Malen. So wurde der ganz verlassene Junge mit dem Tusch- und Malkasten des Vaters, seinem einzigen Erbstück, zu dem Maler Cornelius Suhr (s. A. D. B. XXXVII, 139) gebracht, welcher das infolge der Continentalsperre nicht mehr nahrhafte Geschäft der Zuckerbäckerei mit artistischen Beschäftigungen vertauschte, eine Spielkartenfabrik und Steindruckerei etablirte, in welcher M. die nachmals so culturhistorisch berühmt gewordenen Veduten, Trachten und Kostümfiguren des auch als Maler wohlbekannten Christoffer Suhr colorirte. Dieser hatte ein „Panorama von Hamburg" construirt, womit er, seine „Ansichten" fortwährend erweiternd und vermehrend, 1818 ganz Deutschland durchzog. So kam der junge M., der überall, wie ein Knecht beim Aufbau der Bude Hand anlegen, neue Aufnahmen und Packdienste um geringen Lohn bei schlechter Behandlung leisten mußte, in die Welt: er sah Aachen, Köln, Dresden, Berlin und Königsberg. Konnte er doch nebenbei manches zeichnen und malen! Eine neue Kunstreise führte ihn auf zwei Jahre nach Rußland (1822). Sechs Monate weilten sie in Moskau, wo M. confirmirt wurde, eine ähnliche Frist zu Petersburg; hier gewann er die besondere Gunst des damaligen Centralgouverneurs, des Fürsten Miloradowitsch, welcher ihm einen Erlaubnißschein ausstellte, überall in Rußland unbehindert zu zeichnen: dadurch sammelte der Künstler die verschiedensten Ansichten und Skizzen, die später in Privatbesitz kamen, aber beim Brande Hamburgs 1842 verkohlten.

Ernstere und gründliche Schulung fand M. erst bei Siegfried Bendixen,

in dessen Malerschule damals Otto und Erwin Speckter und der Lübecker Karl Julius Milde (s. A. D. B. XXI, 737) weilten; hier wurde er gleichfalls mit Felix Baron v. Rumohr bekannt, an welchem M. einen wahren Freund und Protector gewann. Von anregenden Elementen umgeben und gefördert, erwarb M. mit einem „Eichen am Sumpf“ betitelten Bilde das Averhoff-Stipendium, welches ihm ermöglichte, zuerst in Holstein auf Ruhmor's Besitzung Trenkhorst und dann in Norwegen gründliche Studien zu betreiben. Mit diesen im Ränzchen kehrte er von langer Wanderung 1827 nach Kopenhagen zurück, um an der Akademie 1828 seine vollständige Ausbildung bei Lundt und Möller zu erreichen. Mehrere Bestellungen des Königs und Kronprinzen von Dänemark machten neuen Muth. Ende December 1828 schloß sich diese erfahrungsreiche Lehrzeit. Nach längerem Schwanken über den Ort seiner folgenden Thätigkeit entschloß er sich auf Bendixen's und Rumohr's Rath, sein Glück in München zu suchen. Im Januar 1830 kam M., wieder das Ränzchen am Rücken, einen hoffnungsvollen Frühling im Herzen und einen ganzen Dukaten in der Tasche, in die von norddeutschen Künstlern so freudig und verheißungsvoll begrüßte bairische Hauptstadt. Dabei geleitete ihn freilich auch die sichere Aussicht, das Averhoff'sche Stipendium noch ein weiteres Jahr genießen zu können. Mit dieser Hülfe unternahm M. den ersten Ausflug nach Berchtesgaden, Salzburg, Golling, Lofer, nachdem er sich durch ein Bild „Partie aus der Lüneburger-Heide“ im Kunstverein introducirt hatte (dasselbe kam in Besitz des Baron v. Freiberg); eine Wiederholung seiner früheren (1827) an ein Moor gelagerten „Eichen“ erwarb der auch als Maler bekannte General Heideck (s. A. D. B. XI, 295), wodurch ihm neue Gönner und Freunde erwuchsen, darunter die Maler H. Bürkel und Heinlein, Eugen Neureuther, der Dresdener Heinrich Crola (s. A. D. B. XLVI, 563), der treue Daniel Fohr nebst dem schon in Kopenhagen engverbundenen Norweger Knud Baade (s. A. D. B. XLVI, 150). Am meisten fühlte sich M. angeregt von Karl Rottmann, welcher 1835 aus dem sonnigen Süden nach München kam, obwol beide gleich ideal angehaucht und begeistert in ihren artistischen Bestrebungen als parallele Naturen sich nie durchkreuzten: jeder dieser Dioskuren ging selbständig, neidlos und unbeirrt auf eigener Bahn nach den höchsten Zielen weiter. Rottmann (s. A. D. B. XXIX, 395) schwelgte im rhythmischen Schwung des in Farben und Linien dahinfließenden Wohllauts, während M. die elementare Gewalt der Natur in ihrer realistischen Erscheinung festhielt und stimmungsvoll zur Sprache brachte: jeder in seiner Weise ein feuriger, wohlberedter Dichter. Dem classischen Rottmann gegenüber lehnte sich M. an die Niederländer mit ihren weithin gestreckten und von reichbewegten Wolkenzügen übersponnenen Ebenen und Seeküsten. Seine Bilder mit den Motiven aus der Lüneburger Haide und auch der nächsten flachen Umgebung Münchens hatten den Reiz der Neuheit und öffneten in „Neu-Athen“ den Blick für die nahe liegende Schönheit. Erst die Norddeutschen Albert Zimmermann mit seinen Brüdern, Morgenstern, Stange (s. A. D. B. XXXV, 439), Langko leiteten von Polling und dem bald darauf entdeckten Dachau den Blick nach der altbairischen Alpenkette und begannen den landschaftlichen Päan für die Berge, in welchen Adolf Lier, Eduard Schleich und seine Freunde einstimmten. Während die neue „Malerschule von Dachau“ sich mit Adalbert Stifter's Feinblick in das entzückende Detail der Moore und Wälder vertieften, erschlossen die durch Dillis, Wagenbauer und Dorner schon vorbereiteten Landschafter die titanenhafte Grandiosität der Alpen mit ihren Dolomiten, Felsstürzen, den aus zerklüfteten Schluchten rauschenden Wasserfällen, die sie an ihre nordische Heimath erinnerten. Es war dasselbe jubelnde Entzücken, womit einstmals die Cimbern über die Kuppen und Schneefelder des Brenner fuhren!

Mit staunender Freudigkeit durchstöberte M. die Bergriesen Baierns und Tirols, deren starre Felswände mit den sich durchdrängenden Wassern an Schweden und Norwegen gemahnten. Stand ja doch auch der nach Italien wandernde Ludwig Richter vor dem riesigen Watzmann, dessen Abbild er nach Rom mitnahm und dort zuerst auf die Leinwand bannte: den deutschen Riesenberg malte er als erstes Bild an der Tiber! Alle Eindrücke concentrirte auch M. in einer urweltlichen, von Tannen bekränzten und von tobenden Wassern durchbohrten Schlucht in ein Bild von entsprechender Klafter-Höhe und Breite, welches der Herzog von Cambridge nach Hannover und England entführte. M. hatte dazu einen gleich großen Carton gezeichnet — ein Beispiel, wie gewissenhaft damals diese Herren nach dem Vorgang der „Historienmaler“ ihre Stoffe bearbeiteten — er inscenirte ihn nachmals sogar in Farbe und verschenkte das Unicum an Daniel Fohr. Die gefeiertsten Schöpfungen unserer jüngsten Zeitgenossen würden heutzutage in den Augen dieser „alten Zöpfe“ kaum als flüchtige „Untermalung“ gelten. Die große „Landschaft aus dem nördlichen Deutschland mit der Fernsicht auf das Meer“ erregte schon die Aufmerksamkeit des Stuttgarter „Kunstblatts“ (1834, S. 206) und August Lewald's schöngeistiger Zeitschrift „Panorama von München“ (1835 II, 32 ff.). Die Kunsthistoriker ließen M. nicht mehr aus den Augen, noch weniger die damals schon blühenden Kunsthandlungen „Wimmer“ und „Bolgiano“, welche nach Albion und Amerika seine Werke versendeten. M. wiederholte selbe zwar öfters, copirte sich aber niemals; es waren immer weitere Nachdichtungen in neuer Stimmung und Beleuchtung.

Seit 1836 erschloß sich für M. das heitere Elsaß. Die befreundete Familie des Generallieutenants v. Weber, deren Nichte Therese v. Weber (siehe A. D. B. XLI, 355) M. zu einer Malerin bildete, lud ihn auf ihr Gut in Rappoldsweiler. Hier gastete er auch bei der Familie Stubberg. Die „Felsige Haide bei S. Hippolyt am Fuße der Vogesen“ hatte es ihm angethan, daß er noch drei Mal in das gesegnete Land wiederkehrte und neue Stoffe für seine Schöpfungen sammelte, die durch kunstsinnige Briten rasch nacheinander erworben wurden, dazu eine „Fischerhütte am stillen Wasser unter mächtigen Bäumen“, ein „Mondaufgang an der Elbe bei Hamburg“ und ein „Waldausgang an der Lüneburger-Haide“. Letzteres Motiv radirte er in der schon bei Bendixen erlernten Technik („Brücke bei Feigum in Norwegen“ 1828; vgl. Andresen, Die deutschen Maler-Radirer des XIX. Jahrh., 1867. II, 221 bis 249 und Maillinger, Bilder-Chronik, 1876. II, 3254 ff.; die ganze Serie in der Münchener „Graphischen Sammlung“).

Alljährlich erweiterte M. durch neue Studienreisen das Territorium seiner Kunst, nach Tirol, den Bodensee und der Schweiz, dann 1839 den Rhein entlang nach Köln, weilte zu Düsseldorf, überwinterte in Hamburg bei seiner geliebten Mutter, kehrte im Frühling 1840 nach seiner zweiten Heimath München zurück, wo er mit dem mäcenirenden russischen Oberst Barischnikow verkehrte, der schon mehrere Bilder Morgenstern's besaß und nun auch die Landschaft mit dem „Zemgrund“ aus dem Zillerthal (gleichfalls in eigener Radirung nachmals in Lützow's Zeitschrift 1872, VII, 133 und in Farbenlithographie von Fr. Hohe vervielfältigt) erwarb; 1842 erfolgte Morgenstern's Aufnahme als Ehrenmitglied der Münchener Akademie, welcher sich noch weitere Auszeichnungen von Berlin u. s. w. anreihten. Im Herbste begann mit Eduard Schleich und dem lustigen Jos. Petzl (s. A. D. B. XXV, 545 ff.) ein längerer Abstecher nach Venedig, welcher, wie es scheint, außer einem einzigen Bilde (1849), keine weitere Ausbeute ergab. Ende 184+ gründete M. ein längst ersehntes Heim mit Luise v. Lüneschloß aus Mann=

heim. In den folgenden Jahren verlegte M., welcher sich in der Bayerstraße in nächster Nachbarschaft mit Bernhard Stange, Erich Correns (siehe A. D. B. XLI, 355), Steffan (1815—1905) und Anderen ein Atelier etablirt hatte, seine Sommerfrischen nach Murnau, Brannenburg und dem liebgewonnenen Starnbergersee, über dessen Spiegel jene zauberischen Mondnächte zogen, welche ihm die Erinnerungen an seine ausgedehnten norddeutschen Ebenen am Elbestrand und der Seeküste wachriefen. Zu den herrlichsten Leistungen begeisterte ihn ein Aufenthalt in Helgoland, wo ein gütiger Zufall alle die Schrecken des empörten Meeres in einem dreitägigen Seesturm mit Schiffbruch vor Augen führte, aber auch die majestätische Schönheit des in ruhiger Pracht gelagerten silbernen Wellenspieles. Was er daraus zurückbrachte mit den von unsäglicher Wirkung umflossenen Wolkenspielen der von Mondlicht und Nebelzügen verklärten, „Das Wrack", „Piratenschloß" betitelten Bildern, wozu sich noch die epische „Strandpartie" mit den zerklüfteten, steilabfallenden Felsenmauern an der Westspitze dieser Insel gesellte (aus dem „König-Ludwig-Album", lithographirt von J. G. Steffan), zählt zu den unvergänglichen Perlen seiner dichtenden, den Beschauer ganz gefangennehmenden Muse, welche freilich an Knud Baade einen congenialen Vorgänger hatte. Stange, E. Schleich, Lichtenheld, Lier und Jos. Schertel schlossen sich in erfreulicher Folge an und schwuren alle auf seine Palette, insbesondere als M. seit 1853 sein Sommerzelt in dem hochgelegenen, die weiteste Fernsicht beherrschenden Dachau aufgeschlagen hatte.

Alle Galerien wetteiferten um seine Werke: Berlin, Dresden, Frankfurt, Wien und München; letzteres besitzt in der Neuen Pinakothek einen „Seesturm" (1836), eine Erinnerung „Aus dem Elsaß" und die „Mondnacht in Partenkirchen" (1864); die Schack-Galerie „Ansicht von Villafranca", „Tasso's Haus bei Sorrent" (1861) und eine „Küste von Capri" (1862).

Anbei folgt eine nur oberflächliche Auswahl seiner Werke: 1825 entstand die „Aussicht von den Hügeln der Hannoverschen Haide auf die Elbe bei Harburg", 1826 und 1831 „Waldgegend mit alten Eichen an einem Moor", 1827 Der Hongfoß (Wasserfall) im Amte Modum (Norwegen) für Prinz Christian von Dänemark (wiederholt für den Fürsten Thurn und Taxis in Regensburg), 1828 Partie am Ilsenstein im Harz; „Gegend bei Wigersund in Norwegen (für Prof. Lund) und „Norwegische Seeküste" (für Prof. Möller in Kopenhagen), „Felsiger Saumweg in Norwegen"; 1830: Partie aus der Lüneburger Haide; Sumpf mit alten Eichen nach Sonnenuntergang; 1831: Isar bei Wolfrathshausen; Isarthal zwischen Tölz und Lengries; 1832: „Schiffbruch an der Norweg'schen Küste"; Erinnerungen aus Starnberg, Schliersee, an die Hamburger Rhede und „Seesturm"; 1833: Aussicht über den Bodensee bei Bregenz (Baron Lotzbeck); Wilde Gebirgsschlucht mit Bären; 1834: „Der Säntis und das Rheinthal"; Wasserfall in den Vogesen; „Mondaufgang an der Elbe" (Baron Schweitzer; wiederholt 1842 und 45); Kieferwald in Norwegen; Eichen bei Königsdorf; 1836: Schloßruine und Städtchen Rappoldsweiler im Elsaß bei Abendnebel; Mühle im Thal; Frühling im Elsaß; 1838: Rheinfall bei Schaffhausen (Lithographie von Fr. Hohe 1839); Motive an der Isar und „am Fall"; 1843: Abenddämmerung; 1846: Vom Staffelsee; 1848: Waldinneres bei Starnberg; 1849: Mondaufgang über dem Meer bei Venedig; Hammerschmiede in Tirol; Stillupbach im Zillerthal; Wasserfall aus Tirol; „Morgen in Starnberg", bei Murnau (Graf Rechberg); 1850: die Küstenbilder von Helgoland; an der Elbe; bei München; Sonnenuntergang; 1853: Herbstnachmittag am Fuß der Alpen bei Murnau; Steinbruch bei Polling und das Pollinger Moor; 1854: Große

Buchengruppe auf den Höhen Starnbergs (Fürst Thurn und Taxis und 1864 Dr. Lappenberg in Hamburg); 1854: Düne bei Helgoland; Baumgruppe bei Esting (Prinz Karl von Baiern) u. s. w. Kein Dichter oder Maler „reist Incognito"; was derselbe erblickt, kleidet sich in Schönheit; denn der „lustige Frühling weiß es gleich, wer Frühling ist in seinem Reich" (Eichendorff). Das war auch Morgenstern's Programm. Nur der Philister zählt nach Eisenbahnstationen und Bierkellern. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den führt er durch die weite Welt." So hat M. in Nord und Süd überall nur das Schöne geschaut und mit seiner feinempfundenen, großzügigen Kunst festgehalten in der Freude seines edlen Herzens und zum Trost der verständigen Zeitgenossen und langen Nachwelt. Quid plura? Auf ein weiteres Aufzählen seiner Bilder kommt es hier nicht an, sondern auf das volle Erfassen seiner Eigenart und deren nachhaltige Wirkung. „Jeder Ton aus reiner Kehle" kann nicht verhallen, möglicherweise überschrieen werden in der zeitweise mißtönigen Symphonie alles menschlichen Wechsels. Ein bloßes Abwägen mit Anderen bleibt immer vom Uebel.

Morgenstern's Gattin starb am 8. Juni 1874. Sein einziger Sohn Karl M. (geboren am 14. September 1847) bildete sich unter Jos. Schertel, Th. Kotsch und Ed. Schleich; er bekleidet seit 1884 eine Professur an der Kunstschule zu Breslau.

Eine Ausstellung von Morgenstern's Werken veranstaltete die National-Galerie Berlin 1881, ebenso 1905 die Graphische Sammlung in München am hundertsten Geburtstag des Künstlers, wobei auch das Grab im Südlichen Campo Santo im Blumenflor prangte und die Presse insgesammt in gebührender Weise des Künstlers gedachte.

Vgl. Raczynski 1840. II, 374; III, 234. — Hamburger Künstler-Lexikon. 1854, S. 171. — Die Nekrologe in Nr. 64 der Bayer. Zeitung v. 5. März 1867, Beil. 64 d. Allgemeinen Zeitung 1867, Kunstvereins-Bericht f. 1867, S. 65. — Fr. Pecht in Lützow's Zeitschrift 1867. II, 80 und die „Erinnerungen an Morgenstern" ebenda 1872. VII, 128—37. — C. A. Regnet, Münchener Künstlerbilder, 1871. II, 40—51. — Fr. Pecht, Gesch. d. Münchener Kunst, 1888. S. 162. — A. Rosenberg, 1894. III, 129. — Fr. v. Bötticher, 1898. II, 74 ff.

Hyac. Holland.

Morgenstern: Karl M., Landschaftsmaler, kgl. Professor, geboren in Frankfurt a. M. am 25. October 1811, † ebenda am 10. Januar 1893.

M. entstammte einer thüringischen Künstlerfamilie, die seit dem 18. Jahrhundert in Frankfurt ansässig geworden war. Hier hatten sich durch ihre Malerei schon vor ihm sein Großvater und sein Vater, Johann Friedrich M., einen geachteten Namen erworben. In der väterlichen Werkstatt wurde ihm die erste künstlerische Unterweisung zu Theil. Von Bedeutung wurde später für ihn ein Studienaufenthalt in München (1832 und 1833) und eine daran anschließende längere Reise nach Italien (1834 bis 1837). Sie lenkten ihn zwar in etwas von der ererbten Kunstweise des Vaters ab, trugen jedoch auf der anderen Seite dazu bei, ihn mit der Zeit Schritt halten und seine persönliche Eigenart in ihm ausreifen zu lassen.

Die Frankfurter Malerkunst des 18. Jahrhunderts lebte von der Ueberlieferung der niederländischen Schule. Die scharfgeprägte Realistik der Niederländer, Hand in Hand mit einer achtbaren handwerklichen Routine, kennzeichnet die gediegene, wenngleich etwas spießbürgerliche Altfrankfurter Kunst jener Zeit. Auf ihrer Tradition fußte auch die Malerei der beiden älteren Träger des Namens Morgenstern, und noch die ersten selbständigen Leistungen von

Karl M. erinnern stark an Ruisdael und Hobbema. In München, wo seit der Thronbesteigung König Ludwig's I. der romantische Classicismus mit dem Kunstwesen der vorangegangenen Zeit energisch aufgeräumt hatte, sah sich der junge Frankfurter in einen völlig anders gearteten geistigen Horizont hineingestellt. Hier stand im Gebiet der Landschaftsmalerei Karl Rottmann an der Spitze einer Bewegung, die einem neuen Idealstil in glänzender Raumentfaltung und mit den Mitteln einer reicheren Palette zustrebte, und die vornehmlich die klaren, großen Erscheinungsformen der südlichen Landschaft als den ihr am meisten zusagenden Gegenstand der Darstellung erwählt hatte. Rottmann's Persönlichkeit hat auf Karl M. damals einen tiefen Eindruck gemacht. Daß er sich entschloß, von München nach Italien zu gehen, um sich dem Studium der classischen Landschaft an Ort und Stelle hinzugeben, war die gegebene Consequenz dieses Einflusses. Zwar wirkte dort die alteinheimische Gewöhnung des Sehens und Gestaltens in ihm noch immer mit solcher Stärke nach, daß es ihn anfänglich hart ankam, der neuen Aufgabe auch eine neue, ihrem besonderen Charakter entsprechende Form der Behandlung abzugewinnen. Und er hatte einen um so schwereren Stand, als er den Ehrgeiz hatte, Mittel und Wege dafür, ohne sich an Andere anzulehnen, ganz aus eigenem Vermögen zu finden. Aber das Ergebniß lohnte die Mühe. Nicht nur die wundervollen Studien, die er später aus den Sabinerbergen, aus dem Umkreise von Neapel und Sicilien mitbrachte, auch die zahlreichen Staffeleigemälde, die daraus hervorgingen, lassen eine charaktervolle und durchaus persönliche Interpretation der italienischen Landschaft und ihrer Schönheiten erkennen, die zu erreichen ihm gelungen ist. Und während die ersten Eindrücke des Südens ihn eher enttäuscht als erbaut hatten, lebte er sich später in die italienischen Motive, auch auf erneuten Reisen, derart ein, daß sie in dem Gesammtertrage seiner langen und von außergewöhnlichem Erfolge begleiteten Künstlerlaufbahn geradezu den Hauptinhalt bilden. Er hat nach der Rückkehr in seine Frankfurter Heimath, wo er 1845 zur Gründung des eigenen Hausstandes gelangte, zwar auch in der Beschränkung auf den näher gelegenen Umkreis des Main- und Rheingebietes dankbare und reizvolle Gegenstände seines künstlerischen Wirkens aufzufinden verstanden, hat auch durch Reisen in die Schweiz und nach Frankreich, Belgien und Holland seinen Gesichtskreis unermüdlich zu erweitern gesucht. Aber mit Vorliebe pflegte er doch die italienische Landschaft und diese Seite seiner Thätigkeit ist es wol auch, die ihn außerhalb seiner engeren Heimath am meisten bekannt werden ließ.

Das Gepräge seiner Kunst ist allerdings in etwas immer das der bürgerlichen Kleinkunst des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts geblieben, und die gesellschaftlichen Kreise der alten Reichsstadt, in denen seine Werke hauptsächlich Absatz fanden, mögen durch die ihnen eigene Geschmacksbildung ihn darin, ob auch vielleicht unbewußt bestärkt haben. So hat er sich denn auch den ins Große gehenden stilistischen Bestrebungen der eigentlichen romantischen Landschaftsmalerei, die ihn eine Zeitlang beschäftigt hatten, je länger je mehr entfremdet. Was er schuf, das sind im allgemeinen heitere sonnige Existenzbilder von zarter und lichter Haltung in Form und Farbe. Den Rang der vollwerthigen künstlerischen Leistung erlangen sie nicht durch starke Mittel der Wirkung, auch nicht durch solche, wie sie heute bevorzugt werden; ihr Reiz liegt in der liebevollen inneren Anschauung, in der Form und Sorgfalt der Wiedergabe, nicht am wenigsten auch in der Reinheit, mit der die technische Handhabung der Farbmittel beobachtet ist. In großer Zahl sind seine Bilder in Frankfurter Privatbesitz zu finden; werthvolle Erzeugnisse seiner Kunst besitzen ferner die Gemälde-

sammlung des Städel'schen Kunstinstituts in Frankfurt a. M. und die Schack-Galerie in München.

Reisebriefe von Karl Morgenstern im Besitz der Familie und mündliche Mittheilungen aus demselben Kreise. — Kaulen, Freud' und Leid im Leben deutscher Künstler (1878), S. 147 ff. — A. F. Graf v. Schack, Meine Gemäldesammlung (VII. Aufl., 1894), S. 229. — Lebensabriß i. d. Frankf. Zeitung 1893, Nr. 90. H. Weizsäcker.

Moritz: Heinrich M., Schauspieler, wurde am 14. December 1800 zu Lösnig bei Leipzig geboren. Sein Vater hieß Mürenberg oder Mürrenberg und war ein wohlhabender Bauer, der ihm die Mittel, sich eine gelehrte Bildung anzueignen, gewähren konnte. Nachdem er die Thomasschule in Leipzig besucht hatte, bezog er die dortige Universität, wo er anfänglich Jurisprudenz, später aber Medicin studiren wollte. Seine Betheiligung an den burschenschaftlichen Bestrebungen und sein Besuch des Burschenschaftsfestes in Jena im J. 1818 verwickelten ihn in das Schicksal Sand's und nöthigten ihn nach der Ermordung Kotzebue's zur Flucht. Damals soll er seinen Vaternamen aufgegeben und sich Heinrich Moritz genannt haben. Wahrscheinlicher als diese Angabe ist die Erzählung, daß er in einem Studentenduell so schwer am rechten Arm verletzt worden sei, daß er ihn lange Zeit nicht brauchen und vor allem keine Operation vornehmen konnte. Er gab daher das Studium der Medicin auf und schickte sich an, Schauspieler zu werden. Indessen bereitete ihm sein ausgeprägter sächsischer Dialekt und seine große Befangenheit viele Schwierigkeiten bei der Ausführung seines Planes. Da sich der Hofrath Kästner seiner freundlich annahm, konnte er in Leipzig als Raoul in Schiller's „Jungfrau von Orleans“ debutiren. Aus Mangel an Beschäftigung sah er sich jedoch genöthigt, Leipzig zu verlassen und sich als Mitglied wandernder Truppen in Sachsen und Böhmen herumzutreiben. Im J. 1821 fand er Engagement in Brünn. Hier gab er zwei Jahre lang jugendliche Liebhaberrollen, bis es ihm gelang, im J. 1823 an das Isarthor-Theater nach München zu kommen. Von dort siedelte er schon im folgenden Jahre an das Hoftheater über und spielte sich bald als erster Liebhaber in die Gunst des Publicums. Nachdem er in Prag ein Gastspiel absolvirt hatte, wurde er im J. 1826 als Nachfolger Ludwig Löwe's an das Prager Landestheater berufen, wo er gleichfalls in Liebhaberrollen vielen Beifall fand. Häufige Gastspiele machten seinen Namen bald in den Kreisen der Theaterliebhaber bekannt. So kam es, daß er im J. 1833 an die Stuttgarter Hofbühne berufen wurde, um hier als Liebhaber und Bonvivant zu wirken. Da er eine glänzende Persönlichkeit besaß, zu blenden verstand und nicht nur auf der Bühne, sondern auch außerhalb derselben den raffinirten Lebemann mit Erfolg spielte, verschaffte er sich auch in Stuttgart rasch eine vielbeneidete Stellung und gewann auf die dortige Hofbühne einen maßgebenden Einfluß. Er unterhielt lebhafte Beziehungen zu den damals emporstrebenden Schriftstellern, namentlich zu Gutzkow und Hackländer, und wußte dadurch, daß er mit der damals in Stuttgart allmächtigen Amalie Stubenrauch gemeinsame Sache machte, es dahin zu bringen, daß er im J. 1838 nach dem Abgange Seydelmann's die Stelle eines Oberregisseurs erhielt. Er galt damals als der eleganteste, deutsche Salonschauspieler, und man rühmte ihm nach, daß er die Kunst der Regie erst wirklich zur Kunst gemacht habe. Allerhand Intriguen führten dazu, daß man ihm im J. 1846 dieses Amt wieder abnahm, doch wagte man ihn nicht sofort zu entlassen, da man wegen seiner Beliebtheit im Publicum vor einem öffentlichen Aergerniß zurückschreckte. Aber ein Rückenmarksleiden, das sich um diese Zeit bei ihm zu entwickeln

anfing, lähmte seine Kraft und verhinderte ihn, sich an einer auswärtigen Bühne ein Engagement zu suchen. Obwol er schon einmal mit einer Baronin Schludißka verheirathet gewesen, im J. 1845 aber von ihr wieder geschieden war, entschloß er sich im J. 1847 zu einer neuen Ehe mit einem blutjungen, blühenden Mädchen, der Sängerin Roeckel, der er nach Schwerin gefolgt sein soll. Wie weit diese Angabe stimmt, ließ sich nicht ermitteln. Sie klingt jedoch wenig wahrscheinlich, da die bekannte Sängerin Loisabeth Roeckel erst im J. 1841 in Weimar geboren wurde und erst während der Jahre 1863 bis 1866 in Schwerin engagirt war. Nachdem M. in Stuttgart pensionirt worden war und die Weisung erhalten hatte, seinen Wohnsitz außerhalb Stuttgarts zu wählen, zog er nach Wien, wo er am 6. Mai 1868 (kaum 1867) gestorben sein soll.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lex. d. Ksrth. Oesterr., Wien 1868. Bd. XIX, S. 89—92. — Allg. Theater-Lexikon hrsg. von K. Herloßsohn, H. Marggraff u. A. Neue Ausgabe. Altenburg u. Leipzig 1846. V, 309, 310. — K. Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben. Berlin 1875, S. 119 fg. Vgl. auch Gutzkow, Aus der Zeit und dem Leben. Leipzig 1844, S. 434. — Franz Grandaur, Chronik des kgl. Hof- u. National-Theaters in München. München 1878 (Register). — F. W. Hackländer, Der Roman meines Lebens. Stuttgart 1878. I, 169 fg., 173, 177, 181 fg. — A. Palm, Briefe aus der Bretterwelt. Stuttgart 1881 (Register). — L. Eisenberg's Großes Biograph. Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 690, 691. — H. H. Houben, Emil Devrient. Sein Leben, sein Wirken, sein Nachlaß. Frankfurt a. M. 1903.

H. A. Lier.

Mörner: Theodor von M., Historiker, geboren am 20. April 1817 zu Habelschwerdt in Schlesien, † am 3. Januar 1874, entstammte einem alten neumärkischen Adelsgeschlecht, von dessen Mitgliedern viele sowol der preußischen Armee als dem Staate mit Auszeichnung gedient haben. Sein Vater hatte als Lieutenant den Feldzug von 1806/7 und als Husarenrittmeister den von 1813/15 mitgemacht und war nach seiner ehrenvollen Verabschiedung Verwalter der Kreiscasse in Habelschwerdt.

M. erhielt eine sorgfältige Erziehung, besuchte vom 10.—17. Lebensjahre mit Erfolg das Gymnasium zu Schweidnitz und dann die Gewerbeschule, (spätere Gewerbeakademie) zu Berlin, um sich auf Wunsch der Eltern der Maschinenbaukunst zu widmen. Der Trieb zu den Wissenschaften aber veranlaßte ihn schon nach sechs Monaten zum Besuch der Universität zu Berlin. Am 21. Mai 1835 wurde er von Heinrich Steffens immatriculirt. Die Beschränktheit seiner Mittel verbot ihm zwar manchen frohen äußeren Lebensgenuß, dafür aber fand sein frühreifer Geist Ersatz in ernster, wissenschaftlicher Arbeit. Er hörte Ranke's, Wilken's und Lancizolle's Vorlesungen, daneben Böckh, Ritter u. A. Vier Jahre eifrigen Studiums und fruchtbarer Anregungen lagen hinter ihm, als ihn im J. 1839 eine schwere Krankheit befiel, die ihn drei volle Jahre von allen Arbeiten fernhielt. Als er endlich sein Studium — diesmal in Breslau — wieder aufnehmen konnte, verfaßte er sein erstes Werk über das Leben, die Schriften und die Quellen zur Geschichte des Orosius, welches er 1844 der philosophischen Facultät der Universität Berlin zur Erlangung des Doctorgrades einreichte. Die Schrift selbst widmete er Leopold Ranke als demjenigen Lehrer, in welchem er den Hauptvertreter der Geschichte, insbesondere der methodischen und kritischen Quellenforschung erblickte, von der diese Erstlingsarbeit glänzendes Zeugniß ablegte.

Neben bereits umfassender Gelehrsamkeit zeigt sie einsichtiges Urtheil und durchdringenden Blick.

In den der Promotion folgenden Jahren beschäftigte er sich eifrig mit den Vorarbeiten zu einer umfassenden Geschichte des großen Concils zu Basel. Die Collectaneen und Notaten zu des Aeneas Silvius Leben und Schriften füllen allein einen ansehnlichen Quartband kleinster Schrift.

Unter Berufung auf diese Arbeit und auf den Umstand, daß die Fortsetzung und Vollendung derselben durch die Nähe der Quellen in der Schweiz begünstigt werden würde, bewarb er sich 1848 um eine Professur der Geschichte in Zürich. Die Bewerbung scheiterte, obgleich Leopold Ranke und Dieterici dieselbe durch nachdrückliche Empfehlung unterstützten. Dieser Ausgang entmuthigte M. so, daß er nie wieder einen Versuch zur Besteigung eines Lehrstuhls unternahm.

Ohne seinen gelehrten Arbeiten untreu zu werden, beschäftigte er sich nunmehr 1849 bei der „Hannoverschen Zeitung“, welche aber nach wenigen Monaten wieder einging. Als dann 1850 sein Vater starb, war er auf eigenen Erwerb angewiesen. In dieser Lage war es eine günstige Fügung, daß sein Lehrer v. Lancizolle, der zum Director der preußischen Staatsarchive ernannt worden war, ihn aufforderte, in den Archivdienst einzutreten. Am 13. Juli 1852 begann er diese Laufbahn als Hülfsarbeiter im Geheimen Staatsarchiv. Durch diplomatische und historische Kenntnisse, sowie durch Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit in hohem Maße für diesen Beruf geeignet, ergab er sich doch nur mit Schmerz darein, einen wesentlichen Theil seiner Kraft der rein wissenschaftlichen Arbeit zu entziehen. Doch ließ er den amtlichen Dienst die Vorliebe für theoretische Beschäftigung nicht entgelten. Seitdem die Lösung einer sehr schwierigen Aufgabe, die Nachweisung der Bestandtheile, aus welchen die in den Provinzen vorhandenen Archive zusammengesetzt waren, seinem eisernen Fleiß mit überraschendem Erfolge gelungen war, fielen stets ihm die Aufträge und nicht bloß für das geheime Staatsarchiv zu, deren Ausführung besondere Sachkenntniß und Umsicht erforderte, auch die dornigsten Commissorien dieser Art; eine Sendung nach Dresden, die Auseinandersetzung über die Hausarchivalien des Herzogs von Nassau, wußte er geschickt zu guter Lösung zu führen.

Noch im J. 1853 zum Assistenten ernannt, wurde er im März 1857 Geheimer Archivar, 1859 Archivrath, 1860 zweiter Geheimer Staatsarchivar; endlich im December 1866 Geheimer Archivrath.

Hätte M. bei ungeschwächter Gesundheit für die Stunden der Muße, welche die amtlichen Verpflichtungen ihm ließen, diejenige leibliche und geistige Spannkraft übrig behalten, deren er zu wissenschaftlicher Verwerthung des ihm immer vertrauter werdenden archivalischen Stoffes bedurfte, so würde die amtliche Arbeit, die ihm überwiegend Pflicht war, ihm auch an sich selber lieber und erfreulicher geworden sein. Das geheime Staatsarchiv lag ihm am Herzen und er wußte, daß nur eine der seinigen gleiche Stellung, die freie Praxis in archivalischen Schätzen und die nur in Jahren zu gewinnende Leichtigkeit in ihrer Handhabung zu zweckentsprechender Mittheilung geschichtlicher Originalzeugnisse befähige. Aber seine Gesundheit sank mehr und mehr. Seit 1856 war er Jahr für Jahr genöthigt, die Zeit der Beurlaubung zu Badecuren zu verwenden, leider mit immer geringerem Erfolg.

Dennoch hat er während der Zeit seiner Amtsführung im geheimen Staatsarchiv bedeutende Publikationen ins Werk zu setzen vermocht, so seine „Märkischen Kriegsobersten des 17. Jahrhunderts“ (1861) und „Kurbranden-

burgische Staatsverträge von 1601—1700", welche beiden Werke als mustergültig bezeichnet werden müssen.

Durch seine gründliche Kenntniß der archivalischen Bestände aus dieser Zeit war er im Stande, bei der Herausgabe der Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, deren Leitung ihm in Gemeinschaft mit J. G. Droysen und M. Duncker anvertraut war, mit Rath und That die wesentlichste Hülfe zu leisten. Seine höchst emsigen und umfassenden Vorarbeiten zur Geschichte des kurbrandenburgischen Ministers Adam v. Schwarzenberg zu einer abschließenden Darstellung des Lebens und der Staatsleitung dieses Ministers zu verwerthen, wurde M. durch das Vorschreiten seiner Krankheit verhindert; seine Vertrautheit mit der Thätigkeit Schwarzenberg's hatten ihm aber den Gegenstand so lebendig gemacht, daß er selbst als die Erlahmung der Nerven bereits sein Augenlicht zu verkümmern begonnen hatte, noch diese Arbeit wieder aufzunehmen versuchte.

Krankheit und Vereinsamung legten ihre düsteren Schatten früher als es dem Durchschnitt der Menschen verhängt ist, über dieses ernste Gelehrtenleben. Abgesehen von dem, was ein ihm eigener Zug von melancholischer Schüchternheit und ängstlicher Selbstwägung an diesem Loose verschulden mochte, wurde er auch durch den Verlust der nächsten Freunde hart getroffen. Ernst Strehlke, der im Frühjahr 1869, kaum 30 Jahre alt, einem Lungenleiden erlag, war M. als Genosse im Amt und geistesverwandter Forscher wie ein jüngerer Bruder werth geworden. Auch durch den frühen Tod des trefflichen A. von Haefften verlor er einen Collegen, den er hochschätzte und liebte. M. war unverheirathet geblieben. In engster Beziehung stand er zu seinem älteren Bruder, der in Berlin als Rath beim Polizeipräsidium fungirte. Nach dessen plötzlichem Tode im J. 1865 war ihm keine nähere Anlehnung an Blutsverwandte mehr übrig.

Verzichten, bewußtes, schmerzliches Verzichten galt ihm als Schicksalsspruch für sein Privatleben, wenn auch sein tiefes Gottvertrauen ihn davor bewahrte, mit dem Verhängniß zu rechten oder zu grollen. Entschlossener Muth, den inneren Schatz auch für äußeren Erfolg zu verwerthen, war ihm nicht gegeben. Selbst im geselligen Verkehr mußten seine feinen und stets auf eigenster Auffassung beruhenden Mittheilungen mehr erlauscht werden, als daß er selbst sie zur Geltung gebracht hätte. Um so wohlthuender berührte es, wenn in Augenblicken sorglosen Selbstvergessens eine zutrauliche Mittheilung ihm entschlüpfte; besonders waren es Erinnerungen aus der Kindheit, aus dem Vaterhause, wie nur ein reines Gemüth sie mit Vorliebe hegt, welche er zuweilen mit heiterer Lebhaftigkeit wiedergab.

Seine körperlichen Leiden wuchsen indessen immer mehr. Einseitige Lahmheit, nächtlicher Nervenschmerz, namentlich in der Herzgegend, waren schon zu stehenden Beschwerden geworden, als im Frühjahr 1871 ein Anfall von Lähmung eintrat. Unter zeitweiser Wiederholung solcher Zufälle verlor er nach und nach den freien Gebrauch der Glieder, die Sprache versagte mehr und mehr, das Augenlicht wurde immer unsicherer, bis der Tod ihn am 3. Januar 1874 von seinen schweren Leiden erlöste. Mit ihm war ein edler Mensch, ein treuer Beamter, ein gewissenhafter Forscher dahingegangen; seine wissenschaftlichen Leistungen werden unentwerthet durch die Zeit noch lange der historischen Erkenntniß dienstbar sein.

Zeitschrift f. Preuß. Gesch. u. Landeskunde, 11. Jahrg. Berlin 1874, S. 241—247.

Graap.

Morre: Karl M., dramatischer Dichter. Er wurde am 8. November 1832 zu Klagenfurt in Kärnten geboren, absolvirte dort das Gymnasium, wurde 1857 als Kanzleiassistent im Staatsdienste angestellt, rückte allmählich zum Official vor, als welcher er 1883 wegen Augenleidens in den Ruhestand versetzt wurde.

Als dramatischer Dichter, als Verfasser von echten und wahren Volksstücken war er ungemein fruchtbar; es erschienen von ihm das Singspiel „Der Statthalter von Hochanger" (1860), die Posse „Durch die Presse" (1862), der Schwank „Schorl" (1878), „Die Familie Schneck" (1881), „Die Statuten der Ehe" (1881), die Posse „Drei Drittel" (1882), „Die Frau Räthin" (1884), „s' Nullerl" (1884), „Der Glückselige" (1885), „Ein Regimentsarzt" (1887), „Der ganze Papa" (1890), „A Räuscherl" (1890), „Vorm Suppenessen" (1890).

Seine Volksstücke sind durchaus aus dem vollen Leben gegriffen, beruhen stets auf tiefen sittlichen Grundlagen und zeugen von großem theatralischen Geschick; sie wurden auf vielen Bühnen aufgeführt und haben überall lebhaften Beifall errungen. Das bekannteste und bedeutendste ist „s' Nullerl", welches auf den meisten deutschen Theatern die Runde machte. Es schildert die bedauernswerthe Lage der den Landgemeinden zur Versorgung zugewiesenen Dürftigen in ebenso drastischer und wahrer als rührender Weise.

Die Zuneigung und Anhänglichkeit, welche M. bei seinen steirischen Landsleuten genoß, bewirkte, daß er von dem Wahlbezirke Leibnitz, wo er ein kleines Gut besaß, 1886 in den steiermärkischen Landtag und 1891 in das Abgeordnetenhaus des Reichsrathes gewählt wurde; dort suchte er in demselben humanen Geiste zu wirken, von welchem sein bestes Bühnenwerk getragen ist: er verlangte die Altersversorgung der landwirthschaftlichen Dienstboten; sodann nahm er lebhaften Antheil an der Berathung über die Ermäßigung der Viehsalzpreise, an der Organisation des Sanitätsdienstes, an der Frage der Entschädigung der Bauern für Wildschäden, stellte Anträge auf Unterstützung der durch Hochwasser beschädigten Bauern, und über mehrere andere volksthümliche Angelegenheiten, er war ein fleißiger und gewissenhafter Abgeordneter, wenn auch kein geschulter Parlamentarier; die Sache stand ihm immer höher als die Form, seine Ueberzeugung immer höher als das Fraktionsinteresse; er war auch kein parlamentarischer Redner, aber niemand konnte wirksamer sprechen als er, der ein gewandter Improvisator und schlagfertiger Polemiker war. Wie in seinen Bühnenstücken, so stellte er auch im parlamentarischen Wirken seinen köstlichen Humor und seinen schlagfertigen Witz in den Dienst eines edlen idealen Strebens, während er oft mit seinen Einfällen das ganze Haus in stürmische Heiterkeit versetzte, klang aus dem Grundton der Rede immer der sittliche Ernst und das tiefe Gemüth des Mannes heraus, der mit unerschütterlicher Liebe an seinem Volke hing. Er war ein Volksvertreter im besten Sinne des Wortes. Aus seiner politischen Bethätigung fanden die zwei Broschüren „Arbeiterpartei und Bauernstand" und „Der Rückstandsausweis" ihren Ursprung. Schon lange leidend, zog er sich durch die Anstrengungen bei der Wahlcampagne gegen einen clericalen Gegencandidaten eine schwere Krankheit zu, der er am 20. Februar 1897 erlag.

Seine Freunde und Verehrer in Graz ließen an dem Hause (in der Annenstraße), in dem M. die letzten Jahre seines Lebens wohnte und wo er starb, eine Gedenktafel anbringen.

Grazer Tagespost vom 9. November 1892, vom 21. Februar und vom 5. Mai 1897.

Franz Ilwof.

Möschler: Heinrich Benno M., wurde am 25. October 1831 in Herrnhut geboren. Nachdem er zunächst die Schule in Herrnhut besucht hatte, bezog er im 13. Jahre die Herrnhuter Lehranstalt zu Niesky. Im J. 1846 wurde er confirmirt und trat als Lehrling in dasselbe Geschäft, in welchem sein Vater Buchhalter war. Seine freie Zeit benutzte M., um sich mit der Entomologie und namentlich der Lepidopterologie, für welche er eine besondere Vorliebe hatte, zu beschäftigen und veröffentlichte bereits 1848 im Alter von 16 Jahren seine erste Arbeit „Beiträge zur Schmetterlingsfauna von Labrador“ in der Stettiner entomologischen Zeitung 1848. In demselben Jahre wurde er ernstlich krank, und der Arzt empfahl ihm dringend, einen andern Beruf zu wählen, welcher ihm mehr frische Luft und Bewegung gestattete. M. wählte die Landwirthschaft und wurde 1849 Eleve zuerst in Klix, dann in Niederreunersdorf. 1853 wurde er Inspector auf dem Gute Sorichen bei Niesky und blieb dort bis zum Verkaufe dieses Gutes 1859. Alsdann nahm er seinen Wohnsitz in Herrnhut und widmete sich ganz der Lepidopterologie, indem er zugleich den schon früher begonnenen Handel mit Schmetterlingen in ausgedehnterer Weise fortsetzte. Er veröffentlichte in dem „Neuen Lausitzer Magazin 1858 und 1860 einen Aufsatz über die Schmetterlinge der Oberlausitz“ und in demselben Jahre „Beiträge zur Schmetterlingsfauna von Labrador“, in welchem er 20 neue Arten beschrieb in Wiener entom. Zeitschr. Bd. IV, 1860. Auch dem schwierigen Gebiete der Microlepidopteren wandte er sich zu und beschrieb ebendaselbst in demselben Bande eine neue Art, Acentropus latipennis, von Sarepta.

Im J. 1861 kaufte er das Gut Kronförsten bei Bautzen. Nachdem er dort 1866 eine Ziegelei angelegt hatte, gab ihm dieselbe einen auskömmlichen Ertrag und er fand noch hinreichend Zeit, sich mit seiner Lieblingswissenschaft weiter zu beschäftigen. Bald erschienen eine Reihe von beachtenswerthen Arbeiten: „Beiträge zur Schmetterlingsfauna von Surinam“ in den „Verhandlungen der k. k. zool. bot. Gesellschaft in Wien“ 1876, 1880, 1881 und 1882; „Neue exotische Hesperiden“, ebd. 1878, worin 42 neue Arten beschrieben sind; „Die Familien und Gattungen der europäischen Tagfalter“ in „Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz“, 36. Bd. 1878; „Familien und Gattungen der europäischen Schwärmer“, ebd. 18. Bd. 1880; „Beiträge zur Schmetterlingsfauna des Kaffernlandes“ in Verhandlungen der k. k. zool. bot. Gesellschaft in Wien 1883; „Die Nordamerika und Europa gemeinsam angehörenden Lepidopteren“, ebd. 1884. Seine letzten größeren Arbeiten erschienen in Abhandlungen der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft, und zwar 1886: „Beiträge zur Schmetterlingsfauna von Jamaica“ und 1887: „Beiträge zur Schmetterlingsfauna der Goldküste“. Ein größeres Werk über „die Lepidopterenfauna von Portorico unter Berücksichtigung der benachbarten Inselgebiete“ wurde nach seinem Tode von Oberstlieutenant Sallmüller bearbeitet. Zahlreiche kleinere Aufsätze erschienen in verschiedenen entomologischen Zeitschriften, namentlich in der Stettiner entomologischen Zeitung. Am 12. November 1888 erkrankte M. plötzlich an einer Lungenentzündung und starb am 21. November. Für seine Wissenschaft begeistert, hat sich M. durch unermüdlichen Fleiß außergewöhnliche Kenntnisse in derselben erworben und war einer der bedeutendsten Lepidopterologen seiner Zeit.

Nekrolog von Dr. Staudinger in Stettiner entomologischen Zeitung, 50. Jahrg., Nr. 4—6, S. 137. W. Heß.

Moser: Ludwig M., übersetzte lateinische Hymnen und Tractate ins Deutsche. Geboren gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts zu Weinfelden im

Thurgau, ward er Karthäuser des Convents St. Margarethenthorthal zu „mindern Basel“, d. h. zu Klein-Basel, dem am rechten Rheinufer gelegenen Theile der Stadt Basel. Im J. 1482 kam er als dritter Prior in die Karthause Ittingen bei Frauenfeld, kehrte von hier aber wieder nach Basel zurück, wo er im J. 1510 starb. Im J. 1497 erschien von ihm zu Basel: „Der guldin Spiegel des Sunders“, ein kleines Büchlein in Octav. Einen andern Druck dieses Werkes, der Augsburg 1497 erschien, erwähnt Hain unter Nr. 14951. Den Inhalt bilden deutsche Uebersetzungen mehrerer lateinischer Tractate von Mitgliedern seines Ordens, welche Anweisungen und Ermahnungen zur Beichte enthalten. (Einen ähnlichen Inhalt hat „Der Spiegel des Sunders“, der Augsburg 1470 erschien und hernach öfter gedruckt ist, aber nicht mit Moser's „goldnem Spiegel“ verwechselt werden darf.) M. widmete seinen „goldnen Spiegel“ in der Vorrede dem Nicolaus Rüsch, oberstem Zunftmeister der Stadt Basel, der ihn veranlaßt habe, etliche lateinische Büchlein ins Deutsche zu übersetzen. Andere Arbeiten der Art befinden sich von ihm in dem von Hain Nr. 3573 genannten Werke; es ist das eine Sammlung von Uebersetzungen verschiedener lateinischer Schriften von Augustin und Bonaventura (Basel, Michael Furter); zwei dieser Uebersetzungen werden M. zugeschrieben, nämlich die des Tractats Augustin's: „von dieser Welt Ueppigkeit“ und die der Schrift Bonaventura's: „von den vier Uebungen des Gemüths, genannt Soliloquium“; aber es scheint nicht ausgeschlossen, daß auch die übrigen von ihm herrühren. Dem „goldenen Spiegel“ hat M. anhangsweise eine Uebersetzung lateinischer Kirchengesänge hinzugefügt, von denen Wackernagel in sein großes Werk fünf aufgenommen hat. Die Uebersetzung hält sich meistens genau an das Original und ist mitunter ohne dies kaum verständlich; doch dient sie immerhin dem Bestreben, das Volk auch mit dem Liederschatz der Kirche bekannt zu machen. Daß man Moser's poetische Leistungen ernstlich mit denen Luther's hat vergleichen können (vgl. das Citat bei Odinga a. a. O.), bleibt freilich unbegreiflich.

Panzer, Annalen der älteren deutschen Litteratur I, S. 224, Nr. 424. — Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 2173. — Hain, Repertorium bibliographicum, Nr. 3573 und 14951. — Wackernagel, Bibliographie S. 5, Nr. XIV. — Theodor Odinga, Das deutsche Kirchenlied der Schweiz im Reformationszeitalter (Züricher Inauguraldissertation), Frauenfeld 1889, S. 5. — Hofmann v. Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit, 2. Ausgabe, Hannover 1854, S. 265 ff. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Bd. 2, S. 869 ff. — Jakob Baechtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, Frauenfeld 1892, S. 204. (Hier wird in den Anmerkungen verwiesen auf A. Schubiger, Die Pflege des Kirchengesanges u. s. f. in der deutschen kath. Schweiz, Einsiedeln o. J., S. 31, und auf v. Mülinen, Helvetia sacra I, 229.)

l. u.

Moufang: Franz Christoph Ignaz M., katholischer Theologe, geboren am 17. Februar 1817 zu Mainz, † am 27. Februar 1890 ebendaselbst. M. besuchte von Herbst 1826—1829 das bischöfliche Gymnasium in Mainz, nach dessen Aufhebung 1829—1834 das Staatsgymnasium, studirte von Herbst 1834—1837 in Bonn, dann noch ein Jahr in München Theologie, machte gegen Ende 1838 in Gießen die vorgeschriebenen theologischen Examina, trat dann in das Clericalseminar zu Mainz ein und wurde am 19. December 1839 zum Priester geweiht. Seine erste Anstellung erhielt er hierauf als Caplan in Seligenstadt a. M., wo damals sein Oheim Adam Franz Lennig, der spätere Mainzer Generalvicar und Domdecan, Pfarrer war. Am 20. De-

cember 1843 wurde er Pfarrverwalter zu Bensheim an der Bergstraße, am 27. März 1845 Pfarrverwalter zu St. Quintin in Mainz, im August 1845 Religionslehrer am Gymnasium in Mainz. Bei der Wiedereröffnung des Mainzer Seminars 1851 ernannte ihn Bischof v. Ketteler zum Regens desselben und zum Professor der Moral und Pastoral; am 6. November 1854 wurde er zugleich Domcapitular, am 2. December Geistlicher Rath und Mitglied des Ordinariats. 1864 verlieh ihm die theologische Facultät zu Würzburg die theologische Doctorwürde honoris causa. Im November 1868 wurde er zu den Vorbereitungen des Concils nach Rom berufen und der kirchenpolitischen Commission zugetheilt. Nach Bischof v. Ketteler's Tod 1877 wählte ihn das Domcapitel zum Capitelsvicar und Bisthumsverweser. Am 16. April 1886 wurde er päpstlicher Hausprälat. Nach der Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles (Haffner) und der Wiedereröffnung des seit 1877 geschlossenen Seminars übernahm er am 25. October 1887 wieder dessen Leitung als Regens.

Schon seit den ersten Jahren nach seiner Berufung nach Mainz betheiligte sich M. als hervorragendes Mitglied des Kreises, der sich um die bedeutende und energische Persönlichkeit Lennig's sammelte, eifrig an allen Bestrebungen zur Hebung der kirchlichen und socialen Verhältnisse. Er wirkte thätig mit im kirchlichen Vereinsleben, besonders im St. Vincenz- und Elisabeth-Verein und bei der Gründung des Pius-Vereins. Mit der Geschichte der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands ist sein Name wie der seines Collegen Heinrich untrennbar verbunden; er gehörte fast 40 Jahre lang zu den führenden Persönlichkeiten und hervorragendsten Rednern auf denselben. Er übte auch eine vieljährige parlamentarische Thätigkeit aus. Als Vertreter des Bischofs in der hessischen ersten Kammer trat er wiederholt in den kirchenpolitischen und socialpolitischen Verhandlungen bedeutsam hervor. Seit 1871 bis zu seinem Tode war er mit kurzer Unterbrechung Mitglied des Reichstags, als Mitglied des Centrums besonders als Socialpolitiker geschätzt.

Im Gebiete litterarischen Wirkens ist vor allem Moufang's Thätigkeit für den „Katholik“ zu erwähnen, den er mit Heinrich von 1851 bis zu seinem Tode redigirte; seit 1859 erhielt derselbe durch diese Herausgeber seine seither beibehaltene Ausgestaltung. Auf wissenschaftlichem Gebiete hat sich M. besonders durch seine Arbeiten zur Geschichte der älteren katholischen Katechismen verdient gemacht: „Die Mainzer Katechismen von Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“ (Mainz 1878; vorher im Katholik 1877, I, S. 613—634; II, S. 66—89, 159—184, 255—281, 369—388; Nachträge dazu im Katholik 1878, II, S. 309—314 und 1882, I, S. 427 bis 433); „Katholische Katechismen des 16. Jahrhunderts in deutscher Sprache. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen“ (Mainz 1881). Dazu gehört noch: „Abt Lambert v. Balven und sein catechismus ecclesiae 1550“ (Katholik 1880, II, S. 646—659). Von seinen zahlreichen kleineren Arbeiten seien noch genannt: „Der Informativ-Proceß. Eine kirchenrechtliche Erörterung“ (Mainz 1850); „Die katholischen Pfarrschulen in der Stadt Mainz“ (Mainz 1863); „Das Verbot der Ehen zwischen nahen Verwandten“ (Mainz 1863; auch im Katholik 1863, I, S. 143—160); „Die Handwerkerfrage. Rede, gehalten in der ersten Kammer der Stände zu Darmstadt“ (Mainz 1864); „Die Kirche und die Versammlung katholischer Gelehrten. Eine Erwiderung der Schrift des Dr. Michelis, Kirche oder Partei“ (Mainz 1864); „Cardinal Wiseman und seine Verdienste um die Wissenschaft und die Kirche“ (Mainz 1865); „Carl August, Cardinal von Reisach“ (Katholik 1870, I, S. 129—150); „Actenstücke, betreffend die Jesuiten in Deutschland. Gesammelt und mit Er-

läuterungen versehen“ (Mainz 1872); „Die Pflege des Kirchengesanges in der Erzdiöcese Mainz“ (Katholik 1884, II, S. 406—417). Sein Gebetbuch „Officium divinum“ (zuerst Mainz 1851) erschien bis 1905 in 19. Auflage.

Brück, Dr. Christoph Moufang; Katholik 1890, I, S. 481—493; II, S. 1—25. Lauchert.

Müchler: Johann Georg M., Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, Jugendbekannter Lessing's, wurde geboren am 23. September 1724 in Drechow in Schwedisch-Pommern. Er besuchte die Schule in Tribsees, dem Geburtsort Spalding's, studirte seit 1743 in Greifswald, wurde Hauslehrer in mehreren Familien, begab sich dann zu Spalding nach Lassahn, wo Spalding seit 1749 als Pastor wirkte. Durch ihn kam er als Erzieher eines jungen Adligen nach Göttingen und hörte dort noch Vorlesungen. In den fünfziger Jahren lebte er in Berlin, verkehrte mit Lessing, mit Mendelssohn und ihrem gemeinsamen Freunde Georg August v. Breitenbauch, wurde Lehrer am Gymnasium zum grauen Kloster und ging im Herbst 1759 als Professor der lateinischen Sprache, zugleich als Lector der französischen am Collegium Groeningianum nach Stargard. 1773 gab er dieses Amt auf und war Privatgelehrter in Berlin; erst 1784 wurde er Leiter des seit 1730 bestehenden Schindlerischen Waisenhauses als Nachfolger des ersten Directors J. H. Glörfeld: Müchler's Gönner Spalding, seit 1765 Propst von Berlin und Archidiakon an St. Nicolai, war als solcher auch Curator des Waisenhauses. Bis 1800 verblieb M. in dieser Stellung, in der er sich die Liebe der Zöglinge gewann, daneben war er seit 1785 Professor der lateinischen Sprache an der Militär-Akademie. Das Fest der silbernen Hochzeit feierte er am 31. Juli 1784, wie das Gedicht seines in Stargard 1763 geborenen Sohnes, des fruchtbaren Schriftstellers Karl Müchler (s. A. D. B. XXII, 438 f.) bezeugt: „An unsere Eltern bei ihrer fünfundzwanzigjährigen Verbindungsfeier“. Mit Moses Mendelssohn eröffnete er 1785 eine Subscription zu einer Denksäule mit Bildnissen für Leibniz, Lambert, Sulzer in Berlin. Friedrich der Große genehmigte den Antrag Müchler's laut Schreiben vom 24. April. Nach Mendelssohn's Tode wurde besonders auf Betreiben von Archenholz beabsichtigt, auch Mendelssohn zu den drei anderen Philosophen zu gesellen. Nach dem Bericht eines Hessen-Darmstädter Agenten in Berlin 1786, erwiderte Friedrich auf die Bitte Müchler's, er möge erlauben, daß auch Mendelssohn ein Bildniß erhalte: „Was frägt ihr mich, was geht mir die Einkleidung der Sache an; wisset ihr nicht, daß ich jede Religion und besonders den Gelehrten und Weisen schätze?“ Das Denkmal der vier Philosophen ist nicht errichtet worden. Im J. 1803 war M. zu Gast bei seinem Jugendfreund Breitenbauch in Bucha bei Artern in Thüringen. Seinen Freund Mendelssohn überlebte er noch 33 Jahre: er starb am 9. August 1819.

Lessing rühmte ihn 1755 öffentlich und erwartete wol von ihm mehr für die Zukunft. Aber zu bedeutenden Leistungen hat es M. nicht gebracht, dazu fehlten ihm Schwung und Phantasie; das Auftreten der großen Dichter und Denker wirkte auf ihn nicht ein. Allein seine zahlreichen, den Geist der Zeit spiegelnden Schriften und Uebersetzungen sind für die Kenntniß der Litteratur des 18. Jahrhunderts sehr lehrreich: ich hebe indeß nur die hervor, die ich selbst gesehen habe und die noch heute Interesse erregen oder dem Forscher nützlich sein können.

In Berlin erschien 1755 „Lehrreiche Unterredung eines Vaters mit seinem Sohne über die ersten Gründe der Religion und der Sittenlehre von Mylord D.. nebst einem Anhange Die Religion des Frauenzimmers. Aus dem Französischen übersetzt“. Berlin, Haude & Spener. Das von einem Engländer

verfaßte Buch erschien in französischer Sprache Amsterdam 1732. Er will das Christenthum, das an sich die Sanftmuth und den Frieden einflößt, aber die unschuldige Ursache der größten Gewaltthaten gewesen ist, mit der natürlichen Religion in Einklang setzen. Der Verfasser der Religion des Frauenzimmers ist nach Seite 142 Stephens, ein Theolog der englischen Kirche.

Wenn man sich erinnert, wie tiefe Wirkungen das Geschick Abälards und Heloisens im 18. Jahrhundert auf die Litteraten wie auf das deutsche Publicum geübt hat, so wird man das folgende Buch Müchler's beachten: „Die Geschichte und Briefe des Abelards und der Eloise, in welchen ihr Unglück und die verdrießlichen Folgen ihrer Liebe beschrieben sind nebst einem Gedichte Eloise an Abelard von Alexander Pope. Aus dem Englischen übersetzt". Berlin und Potsdam, Christian Friedrich Voß, 1755, 244 S. Nach der Erzählung der Schicksale der Liebenden aus dem kritischen Wörterbuch von Pierre Bayle folgen vier Briefe der Heloise, zwei von Abälard, dann die Uebersetzung des Gedichts von Pope. Lessing's Anzeige dieser Schrift im J. 1755 beginnt mit den Worten: „Es fehlt nicht viel, daß Abälard nicht itzt weit bekannter wegen seiner Liebeshändel als wegen seiner Gelehrsamkeit sein sollte. So ungewiß ist es, wodurch man seinen Namen am sichersten verewigen kann". Die gegenwärtige Uebersetzung, sagt Lessing am Ende, ist von einem Manne, „auf dessen Geschicklichkeit und Fleiß man sich auch in wichtigeren Proben zu verlassen gelernt hat". Von dem Gedichte Pope's rühmt er, es sei alle Zeit für ein Meisterstück in seiner Art erkannt worden. Auch in einem launigen, von Erich Schmidt zuerst veröffentlichten Briefe an seinen Jugendfreund Breitenbauch vom 12. December 1755 weist Lessing neben Moses auf M. als Kenner des Englischen hin. Im folgenden Jahre übersetzte M. „Anfangsgründe der philosophischen Sittenlehre von David Fordyce. Aus dem Englischen übersetzt". Berlin 1756, Haude & Spener, 400 S. Der Verfasser stellt die Pflichten des Menschen gegen sich selbst, gegen die Gesellschaft, gegen Gott dar, er untersucht die Beweggründe zur Tugend und spricht von der persönlichen Glückseligkeit, vom Dasein Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele. — Daß Lessing besonders durch Mendelssohn, aber auch durch eine Abhandlung von James Harris vielfach zu seinem Laokoon angeregt worden ist, haben Herder und Friedrich Schlegel gewußt, in neuer Zeit Wilhelm Dilthey und Erich Schmidt nachdrücklich betont. M. hat die für Lessing nicht weniger als für Mendelssohn bedeutungsvollen Aufsätze von Harris — englisch zuerst London 1744 — zum ersten Male ins Deutsche übertragen: „Drey Abhandlungen die erste über die Kunst, die andere über die Music, Mahlerey und Poesie, die dritte über die Glückseligkeit. Aus dem Englischen von J. Harris". Danzig 1756, J. Chr. Schuster. — Am 12. Juni 1758 war der älteste Bruder Friedrich's, der nach der Niederlage bei Kollin die heftige Unzufriedenheit des königlichen Bruders erfahren hatte, in Oranienburg gestorben. In den „Merkwürdigkeiten August Wilhelm's Prinzen von Preußen", Frankfurt und Leipzig 1758, gibt M. nur über die militärischen Begebenheiten eingehenden Bericht, ohne die Zwistigkeiten zu erwähnen. Daß aber dem König der frühzeitige Tod des Bruders nahe ging, betont auch M. Ein Jahr darauf veröffentlichte er „Schäfergedichte. Aus dem Englisch-, Französisch- und Italienischen übersetzt". Berlin und Leipzig 1759, J. H. Rüdiger, 285 S. Auch in diesem für die Kenntniß der Schäferdichtung und Poetik im 18. Jahrhundert nicht unwichtigen Büchlein hat sich M. nicht als Verfasser genannt. Vielleicht hat diese Sammlung Mendelssohn zum Nachdenken über das Wesen des Idylls mit veranlaßt: seine Abhandlung, in der er das Idyll „zuerst wieder auf den Boden des realen Lebens der unmittelbaren Gegenwart zurückführt, aber noch

Theokrit, Vergil und Geßner in eine Reihe stellt" (Netoliczka), erschien 1762 in den „Briefen die neueste Litteratur betreffend". Müchler's Sammlung enthält viele Beiträge von Breitenbauch, einige von dessen Gattin; ferner Uebersetzungen der 3., 5., 11. und 12. Ekloge von Jacopo Sannazaro; des „Schäfertrauerspieles" Dione von John Gray in fünf Aufzügen; mehrerer Eklogen und Gedichte von Antoinette Deshoulières, die wegen ihrer Idyllen und kleinen Gedichte im 17. Jahrhundert als zehnte Muse gefeiert wurde; endlich die Uebersetzung eines „Hirtengesprächs" bei Gelegenheit des Todes der Malerin und Dichterin Faustina Maratti, der Gattin des Dichters Zappi, eines der Stifter der Akademie der Arkadier.

Während des Aufenthalts in Pommern gab M. nach dem Muster des englischen Zuschauers „Die Musterung, eine Pommersche Wochenschrift" heraus. Stargard o. J. (1772), 314 S., 52 St. „Alle Sonntage ein halber Bogen für 6 Pfennig." „Fast eine jede Provinz Deutschlands hat eine solche Wochenschrift aufzuweisen. In unserm Pommern hat es bisher gänzlich an Schriftstellern gefehlt, die diesen Weg betreten und gesucht hätten." Von den Frauen erwartet er, daß sie allenfalls auch solche Wahrheiten, die ihnen mit pommerscher Ehrlichkeit und teutscher Freimüthigkeit gesagt werden möchten, lieber hören und lesen werden als verführerische französische Schmeicheleien und Tändeleien. Der Inhalt der Wochenschrift ist bunt genug: Sittensprüche, z. B. „nicht der Verstand, sondern das Herz macht uns tugendhaft"; „ich habe mehr Ehrfurcht vor einem Menschen, der Menschen kennt, als vor dem, der Bücher kennt". Neben eingesandten Briefen und Aufsätzen über den Charakter eines guten Bürgers und Handwerkers, über den Spargel, über den Aberglauben, auch eine Abhandlung über Johann Bugenhagen, den Doctor Pommer, endlich höchst mittelmäßige Gedichte und eine längere Geschichte von Stargard. — Als Uebersetzer nannte er sich wieder nicht in dem folgenden Werke „Empfindsame Reisen durch einen Theil der Niederlande von Coriat (so) Junior. Aus dem Englischen übersetzt." Erster Theil, Bützow und Wismar 1774, II 1775, III 1777. Der Verfasser des englischen Werkes Samuel Paterson ist nach Allibone (Critical dictionary London 1881 I, 43) ein Nachahmer Sterne's, nicht Thomas Coryate's († 1717). Uebrigens schon der Montaigne (II, 10) entlehnte Wahlspruch ist bezeichnend genug: „Ce sont icy mes fantasies par lesquelles je ne tasche point à donner à connoistre les choses mais moi". In Berlin sorgte M. auf mannichfache Art für Unterhaltung und Belehrung des Publicums. Als dort ein Elephant 1777 gezeigt wurde, gab er eine „Geschichte der Elephanten nebst Abbildung" Berlin 1777 (o. N.). — Der lernenden Jugend zeigte er sich durch seine praktisch angelegten englischen, französischen und italienischen Lesebücher nützlich. Noch im J. 1840 konnte in Berlin in zehnter, durchaus verbesserter und vermehrter Auflage das von J. L. Ideler bearbeitete französische Lesebuch J. G. Müchler's erscheinen. Und seine Ausgabe der Henriade avec des notes historiques erlebte 1805 die 3. Auflage zu Berlin. — Für uns wichtiger ist, daß M. seines Freundes Mendelssohn „Kleine philosophische Schriften mit einer Skizze seines Lebens und Charakters von D. Jenisch, Prediger an der Marienkirche", Berlin 1789, herausgegeben hat. Hier nennt sich M. in der Vorrede mit seinem vollen Namen. Von seinem verewigten Freunde Mendelssohn habe er diese kleinen, größtentheils satirischen und launigen Aufsätze als Beiträge zu einigen periodischen Blättern erhalten, an deren Herausgabe er damals theilgenommen, die jetzt schon längst in Vergessenheit begraben seien. Die zahlreichen Zeitschriften, die M. selbst herausgegeben, oder an denen er mitgearbeitet, lassen sich jetzt nur zum geringsten Theile auftreiben. In dieser Ausgabe aber der Kleinen

Schriften des Philosophen findet sich auch seine von Lessing vortrefflich genannte Uebersetzung des Hamletmonologes „Sein oder Nichtsein“, die erste in deutschen Versen; Mendelssohn hat sie 1757 veröffentlicht und später noch sorgsam verbessert, wie der Unterzeichnete eingehend im Shakespeare-Jahrbuch gezeigt hat. — Zuletzt verdient Erwähnung, daß M. eine lateinische Ausgabe des selten gewordenen Werkes von Thomas Ceva „Jesus als Knabe“ veranstaltet hat: „Jesus puer poema Thomae Cevae curante J. G. M. (so) editio novissima“. Berlin mit Vignette 1797, 138 S. gr. 8°. Schon zehn Jahre vorher hatte ein ungenannter Uebersetzer des Gedichtes in deutscher Prosa (Berlin 1787) auf dieses zwar wenig Handlung bietende aber wahrhaft poetische Epos aufmerksam gemacht und eine neue lateinische Ausgabe „eines geschmackvollen Kenners des Schönen“ angekündigt. Ceva selbst setzt sein Werk in die Reihe der komisch-heroischen Gedichte wegen der bald erhabenen, bald gemeinen Personen, die auftreten. Als seine Führer nennt er neben Sannazaro besonders Hieronymus Vida († 1566), dessen „Christias“ Klopstock, wie sein sorgsamer Biograph bemerkt, gekannt hat; im „Messias“ sind auch Anklänge an Vida's Gedicht zu finden. Eine geschmackvolle Uebersetzung des Gedichtes von Ceva in deutschen Hexametern erschien übrigens erst 25 Jahre nach der Ausgabe Müchler's von Johann David Müller, Magdeburg 1822: der Uebersetzer hat, wie sein Vorwort bezeugt, sie nicht gekannt.

Goedeke IV, § 222, 15. vom Unterzeichneten. — Schindlerianer-Album. Berlin 1905, S. 15. Das Geburtsjahr Müchler's S. 52 falsch angegeben. — Karl Müchler, Gedichte, Berlin 1802, S. 90. — Friedrich's Brief: s. A. Harnack, Geschichte d. Akad. d. Wiss. zu Berlin, 1900. I, 393. Vgl. L. Geiger, Zeitung f. d. Judenthum 1901. — Brief an Breitenbauch: Erich Schmidt, Vierteljahrschr. f. Littgesch. II, 271 f. — Lessing's Anzeige: Werke, Hempel 12, 603 f. — Harris: s. W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung, 1906, S. 30; E. Schmidt, Lessing I², 499. — Netoliczka, Schäferdichtung und Poetik im 18. Jahrh. Vierteljahrschr. f. Littgesch. II, 74 f. — Shakespeare-Jahrbuch: Der Hamletmonolog III, 1 und Lessing's Freunde Mendelssohn und Kleist. — F. Muncker, Klopstock's Leben, 1900, S. 112.

Daniel Jacoby.

Mühling: Julius M., Theaterdirector, wurde im J. 1793 zu Peine im Braunschweigischen als Sohn eines jüdischen Kaufmanns geboren. Für den Beruf eines Kaufmanns vorgebildet, trat er schon in jungen Jahren in die herzoglichen Dienste, indem er Bergfactor wurde. Er heirathete bereits mit einundzwanzig Jahren und war schon Vater von vier Kindern, als er sich überreden ließ, seiner schönen Tenorstimme wegen zur Bühne zu gehen. Nachdem er in Halberstadt Probe gesungen hatte, wurde er für die Hofbühne in Braunschweig engagirt (1819). Aber obwol sein Contract höchst günstig ausgefallen war, zog er es doch vor, schon nach kurzer Zeit um seine Entlassung einzukommen. Er fühlte das Bedürfniß, zu seiner Ausbildung möglichst viel zu singen und zu spielen. Er schloß sich daher verschiedenen Wandertruppen an und eignete sich sowol als Schauspieler wie als Sänger eine nicht alltägliche Routine an. Besonders gelang ihm die Darstellung von Lebemännern und Cavalieren, denn er besaß eine schöne Portion von Humor und eine große Zungengewandtheit. Er war in Düsseldorf, Aachen und Magdeburg thätig und leitete in den Jahren 1830—1837 die Theater in Aachen und Köln. Eine Einladung F. L. Schmidt's, mit in die Direction des Hamburger Stadttheaters einzutreten, die er im J. 1836 erhielt, bestimmte ihn, seine Stellung aufzugeben und nach Hamburg überzusiedeln. Er stand in dem Ruf eines gewandten und betriebsamen Geschäftsmannes und scheint nach Devrient's

Urtheil seine Direction in Hamburg hauptsächlich von dem Standpunkt eines solchen aufgefaßt zu haben, während Gutzkow, dessen in jener Zeit entstandene Dramen allerdings von M. zuerst auf die Bühne gebracht wurden, sich günstiger über das damalige Hamburger Stadttheater ausgesprochen hat. Jedenfalls pflegte er mit besonderer Vorliebe das Ballet und ließ die berühmtesten Tänzerinnen, wie Marie Taglioni und Therese Elßler, auf seiner Bühne auftreten. Daneben aber duldete er auch Possen der niedrigsten Art, und scheute auch nicht vor Schaustellungen und Kraftproductionen zurück, die heute das Feld unserer Variétés bilden. Als Schmidt am 31. März 1841 die Mitdirection aufgab, trat „der talentvolle und gescheidte“ Tenorist Julius Cornet in seine Stelle ein und übernahm die Leitung der Oper, während M. sich der Pflege des Schauspiels widmete. Er besaß ein hinreichendes Verständniß für die traurige materielle Lage der damaligen Bühnendichter und führte als der erste eine geregelte Bezahlung derselben ein, indem er ihnen nicht bloß Honorar, sondern auch gewisse Einnahmeantheile als besondere Vergünstigungen zubilligte. Aber so viel sich M. auch Mühe gab, den Ruhm des Hamburger Stadttheaters zu erhalten, so wenig war er der Mann dazu, das harmonische Zusammenspiel der verschiedenen Kräfte vor dem Verfall zu bewahren.

Während des Brandes von Hamburg vom 5. bis 8. Mai 1842 mußte das Theater geschlossen werden. Als es am 18. Mai wieder eröffnet wurde, schien sich die Neigung des Publicums dem ernsten Drama zuwenden zu wollen, doch bezeigten weder M. noch sein College Cornet Verständniß für diesen Zug der Zeit. M. brachte eine unglaubliche Menge neuer und neueinstudirter Schauspiele in raschester Folge zur Aufführung, aber es fehlte seinen Bemühungen der Charakter der Stetigkeit. Er überstürzte alles, und bei dieser Treibjagd stellte sich der gewünschte Erfolg nicht ein. Das classische Repertoire wurde immer mehr vernachlässigt, und wenn einmal ein Stück davon zur Darstellung kam, war die Aufführung so schlecht, daß sie Niemanden befriedigte. M. hoffte fortwährend darauf, daß das Theatercomité ihm infolge des Brandes die Pacht für das Jahr 1842 erlassen würde. Als er sich in dieser Erwartung getäuscht sah, kündigte er am 12. März 1845 seinen Contract und motivirte diesen Entschluß namentlich durch den Hinweis auf die Concurrenz, die ihm das Thaliatheater und die übrigen Vorstadttheater bereiteten. Als die Kündigung angenommen worden war, suchte er und Cornet die Zeit, die ihnen noch bis zum Ablauf des Vertrags blieb, nach Kräften für sich auszunutzen. Dabei brachten sie die Bühne immer mehr herunter. Trotzdem fiel der Abschied, den sie am 28. März 1847 von dem Hamburger Stadttheater nahmen, nicht unehrenvoll aus. M. privatisirte zunächst ein Jahr lang. Im folgenden Jahre ließ er sich jedoch bereit finden, gemeinsam mit Leonhard Meck die Leitung des Stadttheaters in Frankfurt a. M. zu übernehmen. Er mußte auch hier die Ungunst der Zeit an sich erfahren. Infolge der September-Revolution hatten die Diplomaten und die reichsten Bewohner die Stadt verlassen. Es vergingen Jahre, bis sich der Theaterbesuch wieder hob und für die Unternehmer ein finanzieller Erfolg sich ergab. M. versuchte auch in Frankfurt sein altes Mittel, „die Masse durch Masse zu zwingen.“ Ein Gastspiel jagte das andere, die seltsamsten Zusammenstellungen kamen an einem Abend vor, aber alle Bemühungen blieben ohne Erfolg. M. und Meck entschlossen sich daher bereits Ende October 1852, die Direction an den bisherigen Leiter des städtischen Theaters in Prag, Johann Hoffmann, abzutreten. M. blieb unter ihm artistischer Director, allerdings nur zwei Jahre, da sich Hoffmann nicht länger auf seinem Posten halten konnte. Als

das Theater am 1. August 1853 wegen Umbaues geschlossen wurde, zog sich M. für immer von der Bühne zurück. Ein immer drohender werdendes Augenleiden nöthigte ihn, bei Gräfe in Berlin Hülfe zu suchen. Er blieb in Berlin als Privatmann wohnen und erlebte noch seine goldene Hochzeit, bei welcher Gelegenheit er durch die Verleihung des Kronenordens ausgezeichnet wurde. Er starb im 81. Jahre zu Berlin am 7. Februar 1874.

Eduard Devrient, Geschichte der Deutschen Schauspielkunst. Leipzig 1874. Bd. V, S. 5 u. 20. — Friedr. Ludw. Schmidt, Denkwürdigkeiten. Hamburg 1875. Th. II (Register). — Die Gegenwart. Hrsg. von Paul Lindau. Berlin 1874. Bd. V, S. 40 fg. — K. Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben. Berlin 1875, S. 241. — Deutscher Bühnen-Almanach. Hrsg. v. A. Entsch. Berlin 1875. Jahrg. XXXIX, S. 116—118. — Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. Leipzig und Cassel 1875. Jahrg. III, S. 78—83. — H. Uhde, Das Stadttheater in Hamburg. Stuttgart 1879 (Register). — E. Mentzel, Das alte Frankfurter Schauspielhaus u. seine Vorgeschichte. Frankfurt a. M. 1902, S. 104 fg. u. 119.

H. A. Lier.

Mulberg: Johannes M., hervorragendes Mitglied des Dominicanerordens, † 1414. Johann von Mulberg (auch Maulberg, Muelberg, Muellberger genannt) war um 1350 als Sohn eines Klein-Baseler Schuhflickers geboren, dessen Handwerk auch der Sohn bis zum zwanzigsten Jahre trieb. Erst dann trat er in den Predigerorden und hat an der Einführung der Ordensreform in einer Reihe von süddeutschen Dominicanerklöstern hervorragenden Antheil genommen. Im J. 1395 wird er als Prior des Würzburger Klosters von der reformfeindlichen Partei verjagt, 1399 begegnet er als Prior des Colmarer Klosters, seit 1400 wieder in Basel. Hier eröffnete er einen überaus heftigen Kampf gegen die dortigen Beginen und Begharden, der auch in den benachbarten Diöcesen (Konstanz, Speyer, Lausanne, Straßburg) Wellen schlug. Trotz des heftigen Widerspruchs des Franziskanerordens setzte M. im J. 1405 die Schließung der Baseler Beginen- und Begharden-Häuser durch. Als die Franziskaner an Innocenz VII. appellirt hatten, begab sich M. im Herbste 1405 an den päpstlichen Hof, wo er bis 1411 verweilte. Bei seiner Rückkehr beauftragte ihn Papst Gregor XII., in Deutschland als Prediger für die Beseitigung des Schismas zu wirken. Nach Angabe seines Ordensgenossen Nider galt M. damals für den bedeutendsten Volksprediger seiner Zeit. In Basel wurde der Rath durch die Predigten, welche M. gegen die herrschenden Volkslaster hielt, zum Erlaß von strengen Sittenmandaten veranlaßt. Mulberg's Predigten schonten aber auch die sittlichen Schwächen der Geistlichkeit nicht und stellten ihr in prophetischen Gesichten strenges Strafgericht in Aussicht. Dieser leidenschaftliche Reformeifer Mulberg's mag wesentlich dazu beigetragen haben, daß man ihm in Basel, wo Johann XXIII. als Papst anerkannt war, wegen seines Festhaltens an der Obedienz Gregor's XII. als Ketzer und Schismatiker vor Gericht stellte und aus der Stadt vertrieb. Im J. 1414 starb er im Kloster Maulbronn, in weiten Kreisen im Ansehen eines gottgesandten Propheten stehend. Eine Anzahl seiner theologischen Schriften und Predigten sowie Streitschriften Mulberg's gegen die Baseler Beginen sind in Baseler Handschriften erhalten. Ein unter dem Namen Mulberg's gehender „Liber contra beginas et beghardos“ ist von Mosheim, eine von M. veranstaltete Sammlung von Abhandlungen und kirchlichen Verordnungen gegen die Beginen und Begharden von dem Unterzeichneten im Auszug bekannt gemacht worden.

J. L. v. Mosheim, De beghardis et beguinabus (Lips. 1790), S. 455, 554 ff. — W. Boehm, Friedrich Reiser's Reformation des K. Sigmund (Leipzig 1876), S. 145 ff. — H. Haupt, Beiträge zur Geschichte der Secte vom freien Geiste und des Beghardenthums, in der Zeitschrift für Kirchengeschichte Bd. VII (1885), S. 511. — Ders., Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Aufl., Bd. XIII, S. 566 und die dort citirte Litteratur.

Herman Haupt.

Müller: Johann Jakob Aegidius M., geboren am 26. Januar 1830 zu Bergheim an der Erft. Nach Absolvirung seiner Studien und Erlangung der priesterlichen Weihen am 1. September 1858 war er Hausgeistlicher auf Schloß Roßberg bei Bonn von 1859—61, dann Vicar zu Teveren bei Geilenkirchen und Vicar zu Gladbach bei Düren. Am 4. Februar 1871 ward er als Pfarrer nach Immekeppel im Decanate Deutz berufen. Schon früh hatte sich M. den geschichtlichen Studien des Niederrheins zugewandt. Diese Vorliebe empfing in dem neuen Wirkungskreise neue Impulse. Das kleine Kirchdorf Immekeppel, an der Sülz gelegen, reizte schon durch seinen eigenartigen, von der Sage anmuthig ausgebeuteten Namen und seine reiche historische Vergangenheit zum weiteren Versenken in die Geschichte der neuen Heimath. Aber bei dem bald liebgewonnenen Orte und seiner Vergangenheit blieb M. nicht stehen. Die alten Ortschaften des Thales, die Klöster, zahlreichen Schlösser und Ruinen lockten zu immer weitergehenden Forschungen, wobei die wenig anspruchsvolle pfarramtliche Thätigkeit in der kleinen Gemeinde wesentlich in Betracht kam. In allen Höfen und Hütten der Gemeinde war M. bald ein bekannter Gast, der nicht nur das Seelenheil seiner Gemeindeglieder im Auge hatte, sondern auch überall nach der Geschichte und ihren Belegen, nach Sagen und anderem Volksgut, Umschau hielt. Und gar manches hat er da gesammelt und gesichtet. Davon zeugen seine zahlreichen Werke und der bedeutende handschriftliche Nachlaß, in dem sich viele werthvolle Urkunden befinden. Später wurde M. gelähmt. Ein Unterkommen fand er im Augustinerkloster an der Severinsstraße in Köln, wo er lange Jahre im Lehnstuhle zu sitzen gezwungen war, bis ihn der Tod am 1. Mai 1898 von dieser Erde abrief. Trotz seines schweren Leidens verließ ihn sein heiterer Sinn niemals, und ein fröhlicher Scherz war ihm des Lebens Würze bis an sein Ende.

M. darf als einer der eifrigsten Erforscher der niederrheinisch-bergischen Geschichte bezeichnet werden, als ein liebenswürdiger Mensch, erfüllt von warmer Liebe zum Bergischen, wo er eine zweite Heimath gefunden hatte.

Durch sein Leiden lange Jahre ans Zimmer gefesselt, gab er sich mit rastlosem Eifer der weiteren Erforschung, namentlich des Kreises Mülheim am Rhein, in dem Immekeppel liegt, hin. Kaum eine Ortschaft desselben ist seinem Blick entgangen und von ihm nicht in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen worden. Die Frucht dieser Arbeiten sind die vielen Aufsätze, welche er in der Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins erscheinen ließ und welche dort in den nächsten Jahren noch zum Abdruck kommen werden. In diesen Arbeiten zeigt sich der echte Forscher, etwas nüchtern zwar, aber um so zuverlässiger.

Von den größeren Werken Müller's kommt zunächst „Siegburg und der Siegkreis“ in Betracht. Der Untertitel ist bezeichnend; er lautet: „Seine Sagen und seine Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“. 2 Bde. Siegburg 1859/60. Zum ersten Bande hat der Verfasser einen werthvollen Urkundenanhang gegeben. Die allgemeine Geschichte, besonders des Bergischen, ist stark in die Darstellung verwoben. Besonders werthvoll sind die speciellen Nachrichten über einzelne Ortschaften, Burgen, Familien u. s. w.,

welchem Forschungsgebiet der Verfasser bis zu seinem Lebensende treu blieb. Dieses umfassendste Werk, welches von M. im Druck erschienen ist, ist heute längst überholt, theilweise durch des Verfassers eigene Arbeiten, vor allen Dingen aber durch die Thätigkeit der verschiedenen historischen Vereine (Bergischer Geschichtsverein in Elberfeld, Historischer Verein für den Niederrhein in Köln) und einzelner Forscher (Heinekamp, Geschichte von Siegburg) u. s. w. Ferner gab M. heraus: „Anno II., der Heilige, Erzbischof von Köln und dreimaliger Reichsverweser von Deutschland 1056—1075", ein Werk, das auch heute noch Beachtung verdient. Auch hier dürfen neuere Arbeiten nicht außer Acht gelassen werden. Ferner müssen genannt werden: „Beiträge zur Geschichte des Herzogthums Jülich", 2. Bd., Bochum 1868; „Beiträge zur Geschichte der Cistercienserabtei Altenberg", Bensberg 1882, mit einem Anhang ungedruckter Urkunden; „Das Marterthum der thebäischen Jungfrauen in Köln", Köln 1896; „Beiträge zur Geschichte der Herrschaft Sayn-Hachenburg und Sayn-Altenkirchen sowie Geschichte des Klosters Marienthal". Wissen (o. J.). Die handschriftliche Sammlung Müller's mit vielen Originalurkunden und umfangreichen Collectaneen ging in den Besitz des Herrn Fabrikanten Eugen Becker in Bialystock (Rußland) über, welcher einen Theil dieses werthvollen Materials dem königl. Staatsarchiv in Düsseldorf überwies. O. Schell.

Müller: Andreas M., Historienmaler, ebenso wie sein jüngerer Bruder Karl, eine Hauptstütze der kirchlichen Malerei, wurde am 19. Februar 1811 als Sohn des Hofmalers Franz Hubert M. in Hessen-Kassel geboren. Seine Jugenderziehung erhielt er auf dem Gymnasium in Darmstadt, wo sein Vater 1871 als Galeriedirector fungirte. Die ersten Studien in der Kunst machte er unter der Leitung seines Vaters, dem er zugleich bei seinen Arbeiten eine hülfreiche Hand leisten konnte. Nach vier solcher Lehrjahre bezog er 1833 die Akademie in München, um sich hier unter der bewährten Leitung von Julius Schnorr v. Carolsfeld und Peter v. Cornelius weiter auszubilden. Da es ihn aber trieb, der Oelmalerei eine größere Aufmerksamkeit zu widmen, so siedelte er schon im nächsten Jahre nach Düsseldorf über, dessen Akademie unter Schadow's Directorium in malerischer Beziehung seit einigen Jahren einen bedeutenden Ruf erworben hatte. Unter seinem Lehrer C. Sohn wandte er sich zunächst dem romantischen Genre zu, und sein erstes Oelbild war dementsprechend „Der Knab vom Berg" nach dem Uhland'schen Gedicht. Durch den Umgang mit Ernst Deger beeinflußt, kehrte er aber bald zur religiösen Malerei zurück, der schon seine ersten Arbeiten in München gewidmet waren. Sein nächstes Bild „Drei singende Engel" (1836) wurde von dem Herzog von Cambridge in Hannover angekauft. Das dritte Bild „Ein lesender Mönch in einem Klosterhofe" kaufte der Kunstverein für Rheinland und Westfalen (1837). Durch diese Erfolge wurde es ihm ermöglicht, schon im Herbst 1837 eine Reise nach Italien anzutreten, wo er bis zum Frühjahre 1840 verweilte und diese Zeit in redlicher Pflichterfüllung zum Studium ausnutzte. Inzwischen hatte er vom Grafen von Fürstenberg-Stammheim den Auftrag erhalten, gemeinschaftlich mit Deger, Ittenbach und seinem Bruder Karl die St. Apollinariskirche bei Remagen auszumalen. Die Arbeit wurde im J. 1843 in Angriff genommen und 1851 vollendet. Wigmann zählt diese Gemälde „mit zu den erhabensten und vollendetsten, die auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst seit Jahrhunderten entstanden sind". Andreas war dabei die Aufgabe zugefallen, auf vier großen Wandflächen das Leben des heiligen Apollinaris darzustellen. Ferner schuf er dort eine Reihe von Bildern der Familien-

heiligen des Fürstenbergischen Hauses, sowie über der Orgelbühne die idealen Gestalten der heiligen Cäcilia und des königlichen Sängers David.

Im J. 1855 wurde Andreas als Professor der Düsseldorfer Kunstakademie, nach der Pensionirung des Professors Mosler zum Zeichenlehrer der Elementarclasse, zum Conservator der Kunstsammlungen und zum Lehrer der Kunstgeschichte ernannt, welchen Aemtern er mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit oblag. Bei dem großen Brande der Akademie in der Nacht vom 19.—20. März 1872 wurden mehrere seiner Arbeiten, namentlich ein fast vollendetes Altarbild und viele Mappen mit werthvollen Studien ein Raub der Flammen. Der unermüdliche Künstler malte das Altarbild, einen heiligen Josef, nach dem Brande zum zweiten Male und wurde 1877 damit fertig. Ein anderes Altarbild, die Mutter Gottes und Heilige darstellend, wurde für die Pfarrkirche in Lank im Auftrage der Gräfin Czerklaes gemalt. Ferner entstanden: 1867 eine lebensgroße heilige „Barbara", im Auftrage des Fürstbischofs Dr. Förster von Breslau gemalt, dann zwei Altarbilder für die Kirche in Zyfflich an der holländischen Grenze, das Rosenkranz- und das Josefbild. Im Auftrage des Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg malte er das Reliquiarium, welches in Kreuzform das Leiden Christi darstellt und das, später in größerem Maaßstabe ausgeführt, jetzt im Besitz der Nationalgalerie zu Berlin sich befindet.

Einen großen Theil seiner Thätigkeit widmete er dem Unterricht an der Akademie und den Kunstsammlungen. Auf dem letzteren Gebiete beschäftigte er sich auch litterarisch und verfaßte die im J. 1860 erschienene Schrift: „Ein Kupferstich von Rafael in der Sammlung der kgl. Kunstakademie zu Düsseldorf, beschrieben von dem Conservator dieser Sammlung, Andreas Müller, Historienmaler und kgl. Professor. Düsseldorf, Buddäus 1860". In den 60er Jahren beauftragte ihn der Fürst Karl Anton von Hohenzollern mit der decorativen Ausschmückung des Kunstsaales des fürstlichen Schlosses zu Sigmaringen. Für den Fürsten Adolf von Schaumburg-Lippe führte er die Restauration der vielen werthvollen alten Bilder aus. Seine Geschicklichkeit auf diesem Felde bekundete er namentlich durch die wohlgelungene Wiederherstellung des berühmten Bildes von Rubens: „Mariä Himmelfahrt", des einzigen bedeutungsvollen Bildes, das Düsseldorf als Rest seiner einstigen großen Galerie erhalten blieb. Die Restauration der Schloßcapelle in Bückeburg konnte M. nicht mehr ganz vollenden. Im J. 1881 traf ihn ein Schlaganfall, der ihn bis zu seinem Tode der freien Bewegung seiner Glieder und der Sprache beraubte. Er starb am 29. März 1890.

Eduard Daelen.

Müller: August M., Genremaler, geboren am 13. Juni 1836 zu Rottweil (Württemberg), † am 19. Mai 1885 in München. Verlebte seine Jugend in Tübingen, wohin sein Vater, früher Rechtsanwalt von Rottweil, als Justizsecretär berufen wurde, besuchte, nach dem Wunsche der Eltern zur Landwirthschaft bestimmt, die Realschule, trat 1858 zur Kunst über, errang, unter Rustige's Leitung, mehrfache Preise an der Stuttgarter Akademie, so daß M. vertrauensvoll 1865 nach München übersiedelte. Hier übten seine Landsleute Jakob Grünenwald, Heinrich Schaumann († am 6. Juni 1893 zu Stuttgart) und der eminente Thiermaler Otto Braith (geboren am 2. September 1836 zu Biberach, † am 3. Januar 1905 daselbst) u. A. einen so förderlichen Einfluß, daß der Münchener Kunstverein bald eines seiner Bilder („Schreibunterricht") ankaufte. Sie fanden, meist mit heiteren Motiven aus dem ländlichen Leben und in fleißiger Ausführung, freundlichen Anklang und in Folge davon Abnahme und Käufer in Nah und Fern. Darunter „Der

Landarzt" (1867), „Der Kunstfreund" (1868), „Häusliches Glück" und im humoristischen Gegensatz „Häusliches Kreuz" und „Das größte Kreuz" (1869); „Bittere Arznei" (1870); „Mutterliebe" (1871); „Zu Hause"; ein alter bäuerlicher Junggeselle auf Freiersfüßen (1873); „In der Laube", „Die genesende Mutter" (1880); „Aus Tirol"; ein „Schwäbischer Fuhrmann"; zwei kleine Mädchen, dem heiteren Treiben einer Henne und deren „Küchlein" zuschauend, das tragikomische „Zu theuer" (1885). — Von allen Bekannten und Freunden als braver und tüchtiger Mann geachtet und glücklich verheirathet, übte doch ein längeres Leiden und wiederkehrende Gehirnhautentzündung einen so schweren Druck auf sein Gemüth, daß er freiwillig aus dem Leben schied. Viele Kränze und ein prächtiger Lorbeer lagen auf seinem Grab. Sein aus 95 meist unvollendeten Gemälden, Skizzen und Studien bestehender Nachlaß wurde im Kunstverein ausgestellt, wo er bereitwillige Abnehmer fand, der aus zahlreichen Kostümen und reichhaltigen Ateliergegenständen bestehende Rest in einer Auction versteigert.

Vgl. Seubert 1878. II, 611. — Kunstvereinsbericht f. 1885, S. 66. — Singer 1898. III, 261. — Fr. v. Böttticher 1898. II, 94 (daselbst werden auch zwei Architekturbilder „Der schöne Brunnen in Nürnberg" und „Das alte Thor in Prag", nebst einigen Thierbildern „Gemsengruppe", „Fliehende Rehe vom Adler verfolgt" irrthümlich unter seinem Namen verzeichnet). Hyac. Holland.

Müller: Ernest Maria M., Bischof von Linz, geboren am 30. Juni 1822 zu Irritz in Mähren, † am 28. September 1888. Er wurde 1846 zum Priester geweiht, Cooperator zu Preßbaum, 1847 Studienpräfect im fürsterzbischöflichen Alumnat in Wien, 1849 Docent der Erziehungskunde an der Universität, 1850 Subrector des Priesterseminars, 1853 Dr. theol., 1857 bis 1868 ordentlicher Professor der Moraltheologie an der Universität, 1863 zugleich Director des Priesterseminars, bis 1885, und fürsterzbischöflicher Consistorialrath, 1868 Domcapitular zu St. Stephan in Wien, 1877 päpstlicher Hausprälat; am 17. Februar 1885 zum Bischof von Linz ernannt, am 27. März präconisirt, am 26. April von dem Fürsterzbischof von Wien, Cardinal Ganglbauer in Wien consecrirt, am 3. Mai in Linz inthronisirt.

Als Erzieher des Clerus genoß M. während seiner langjährigen Wirksamkeit als Seminardirector in Wien ein großes Ansehen. Als Bischof trat er in der kurzen Zeit seines Wirkens mit Ernst und Eifer in die Fußstapfen seines Vorgängers Rudigier. Auf dem Gebiete seiner Fachwissenschaft verfaßte er vor allem ein geschätztes, auch außerhalb Oesterreichs verbreitetes Lehrbuch: „Theologia moralis" (3 Bde., Wien 1868—76; 1887 erschien Bd. I und II in 5., Bd. III in 4. Aufl.; nach dem Tode des Verfassers bearbeitete A. Schmuckenschläger die seitherigen weiteren Auflagen; Bd. I und II in 8. Aufl. 1899, Bd. III in 7. Aufl. 1902). Als Bischof veröffentlichte M. die Schrift: „Lösung der für die Pastoral-Conferenzen des Jahres 1886 dem Linzer Diöcesan-Clerus vorgelegten Fragen" (Linz 1887), und das populär religiöse „Belehrungsbüchlein": „Geistliche Apotheke für Alle, die ewig leben wollen" (Steyr 1887, 3. Aufl. 1889; auch in verschiedene fremde Sprachen übersetzt). In der von Scheiner und Häusle herausgegebenen „Zeitschrift für die gesammte katholische Theologie" (Wien) waren Müller's erste moralwissenschaftliche Arbeiten erschienen: „Ueber Herbart's Begriff des Sittlichen und des Sittengesetzes. Ein Beitrag zur Würdigung seiner Moral" (Bd. VII, 1855, S. 82—105); „Ueber das höchste Gut in der katholischen Ethik" (Bd. VIII, 2, 1856, S. 189—228). Zahlreiche, in der Regel an der Spitze

der Quartalshefte gedruckte Beiträge aus dem Gebiete der praktischen Theologie enthält von seiner Hand die Linzer „Theologisch-praktische Quartalschrift“ in den Jahrgängen 1875—1885. Auch zu den „Blättern für Kanzel-Beredsamkeit“ lieferte er Beiträge.

Gustav Müller, Ernest Maria Müller, Bischof von Linz; Theol.-prakt. Quartalschrift, 42. Jahrg. 1889, S. 44—54, 296—307, 539—551. — Wappler, Geschichte der theol. Facultät der Universität Wien (Wien 1884), S. 313, 460. — Guppenberger, Bibliographie des Clerus der Diöcese Linz (Linz 1893), S. 135—137. Lauchert.

Müller: Ferdinand Jacob Heinrich Freiherr von M., Botaniker und Forschungsreisender, einer der besten Kenner der Flora Australiens, ist am 30. Juni 1825 zu Rostock als Sohn bürgerlicher Eltern geboren. Nachdem er die Schule seiner Vaterstadt besucht hatte, trat er in Husum als Lehrling in eine Apotheke. Nach Beendigung seiner Lehrzeit bezog er die Universität Kiel, wo er sich dem Studium der Pharmacie und der Naturwissenschaften, insbesondere der Botanik widmete. Da sich während seiner Studienzeit bei ihm Anzeichen einer beginnenden Lungenschwindsucht bemerklich machten, der auch seine Eltern erlegen waren, beschloß er auf ärztlichen Rath, ein warmes und trockenes Klima aufzusuchen. Er begab sich deshalb 1847 nach Australien, wo er sein ganzes übriges Leben zubrachte und in der That völlige Genesung fand. Sein deutsches Vaterland hat er niemals wiedergesehen. Zunächst trat er in Adelaide als Gehülfe in eine Apotheke ein. Später unternahm er zu Studien- und Sammelzwecken zahlreiche botanische Ausflüge durch Victoria und die übrigen Theile Südaustraliens, namentlich aber in die damals noch wenig bekannten australischen Alpen. Durch mehrere wissenschaftliche Veröffentlichungen in der Linnaea und andern botanischen Zeitschriften erregte er die Aufmerksamkeit der Fachgenossen, und so wurde er 1852 zum Regierungsbotaniker für die Colonie Victoria ernannt. Als solcher zog er unermüdlich und meist allein zu allen Jahreszeiten im Lande umher und stellte Hunderte von neuen Pflanzenarten fest. 1853 durchforschte er von neuem die australischen Alpen (Reisebericht in Petermann's Mittheilungen 1855, S. 353—360), im folgenden Jahre die Grampians und die benachbarten Bergketten, sowie die Uferlandschaften der Flüsse Murray und Darling. Die gewonnenen Ergebnisse faßte er in dem Werke „Definitions of rare or hitherto undescribed Australian plants (Melbourne 1855)“ zusammen. 1856 betheiligte er sich an Gregory's Expedition nach dem inneren und nördlichen Australien, um Spuren des verschollenen Reisenden Leichhardt aufzusuchen (Bericht in Petermann's Mittheilungen 1857, S. 199—203). Nach der Rückkehr von dieser Reise, von der er wiederum viele neue Arten mit heimbrachte, wurde er zum Director des neubegründeten botanischen Gartens in Melbourne ernannt, den er in wenigen Jahren zu einem der berühmtesten derartigen Institute erhob. Besonders verdient machte er sich um die Acclimatisation fremder Culturpflanzen. Daneben unternahm er nicht nur selbst wiederholt ausgedehnte Sammelreisen, sondern sendete auch nach den entlegeneren Landschaften des Erdtheils, selbst bis nach Neu-Guinea, wissenschaftlich geschulte Hülfsarbeiter. Außerdem gab er in rascher Folge eine große Anzahl meist in englischer Sprache geschriebener, umfangreicher Werke und Abhandlungen heraus. 1858 begann er seine „Fragmenta phytographiae Australiae“, Beschreibungen neuer Pflanzenarten mit Abbildungen, von denen bis 1882 elf inhaltreiche, jedoch wenig übersichtlich angelegte Bände vollendet wurden. 1860 und 1865 erschienen die beiden ersten Abtheilungen des großen, leider unvollendet gebliebenen Werkes: „The plants indigenous to the Colony of Victoria“. 1864 veröffentlichte er „The vege-

tation of the Chatham-Islands“ und „Analytical drawings of Australian mosses“, Studien über die in Australien vorkommenden Moose. 1865—1873 arbeitete er in hervorragendem Maaße an George Bentham's „Flora Australiana“ mit. 1873 trat er von seinem Amte als Director des botanischen Gartens zurück, da im Parlament der Colonie seine Thätigkeit mißfällig beurtheilt worden war. Doch behielt er seine Stellung als Regierungsbotaniker bei. 1875—1886 veröffentlichte er „Descriptive notes on Papuan plants“, eine Beschreibung der Pflanzen, die William Mac Gregor in den Gebirgen Neu-Guineas gesammelt hatte; 1876 sein am meisten verbreitetes Werk „Select plants readily eligible for industrial culture or naturalisation in Victoria“, das gegen 3000 Nutzpflanzen aufzählt, die für die Einführung und Cultur in Victoria und anderen Ländern mit subtropischem Clima geeignet erschienen, und das in 20 Jahren 9 Auflagen erlebte (eine deutsche Uebersetzung von Edmund Göze: „Auswahl von außertropischen Pflanzen, vorzüglich geeignet für industrielle Culturen und zur Naturalisation, mit Angabe ihrer Heimathsländer und Nutzanwendung“ erschien 1883 in Kassel); 1879 „The native plants of Victoria, succinctly defined“, eine kleine und populär gehaltene Excursionsflora, sowie in demselben Jahre eine „Eucalyptographia, a descriptive atlas of the Eucalypts of Australia and the adjoining islands“, worin er auf die Eigenschaft der Gummibäume hinwies, durch ihr außergewöhnliches Verdunstungsvermögen das Clima zu verbessern und das Wechselfieber zu vermindern, und dadurch die massenhafte Anpflanzung dieser Bäume in den Mittelmeerländern und andern Fiebergegenden veranlaßte. Dieser Monographie schlossen sich in den folgenden Jahren noch 4 weitere Arbeiten über australische Pflanzenfamilien an: „Description and illustrations of the Myoporinous plants of Australia“ (1883), „Iconography of Australian species of Acacia and cognata genera“ (1887), „Iconography of Australian Salsolaceous plants“ (1889—1891) und „Iconography of Candolleaceous plants“ (1892). Dazwischen erschienen noch folgende umfangreiche Werke: „Plants of North-Western Australia“ (1881), „Systematic census of Australian plants“ (1882—1889), eine nach dem natürlichen System geordnete Aufzählung aller australischen Pflanzen, und „Observations on new vegetable fossils of the Auriferous drifts“ (1883). Außer diesen selbständigen Werken veröffentlichte er eine große Zahl von Aufsätzen in vielen botanischen und geographischen Zeitschriften Australiens, Englands und Deutschlands. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich auch durch die Hülfsbereitschaft und Freigebigkeit, mit der er oft unter großen persönlichen Opfern europäische Museen, botanische Gärten und Forscher durch geschenkweise Ueberlassung von lebenden und getrockneten Pflanzen, von Sämereien sowie gelegentlich auch von paläontologischen, zoologischen, mineralogischen, anthropologischen und ethnographischen Objecten unterstützte. Kein Monograph wendete sich vergeblich an ihn, wenn es galt, seltenes und anderwärts nicht zu erreichendes australisches Material für seine Studien zu erlangen. Für diese Liebenswürdigkeit erntete er auch in reichem Maaße Anerkennungen und Ehrenbezeugungen, auf die er zeitlebens großen Werth legte, sodaß ihm gelegentlich der Vorwurf der Eitelkeit nicht erspart blieb. Die Universität Kiel ernannte ihn zum Doctor der Medicin. Der König von Württemberg verlieh ihm den Freiherrntitel, die Königin von England die Baronetswürde. Mehrere Akademien und gegen 150 gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zum correspondirenden oder Ehrenmitgliede. Die Geographen haben ihm zu Ehren einen Fluß in Queensland, einen Gipfel in Spitzbergen, eine Bergkette in Neu-Guinea, einen Wasserfall in Brasilien und einen Gletscher in Neuseeland benannt. Er blieb unverheirathet, führte ein

äußerst einfaches, ganz der wissenschaftlichen Arbeit zugewandtes Leben und starb am 9. October 1896 zu Melbourne.

Illustrirte Zeitung Nr. 1855 vom 18. Januar 1879, S. 46 (mit Bild). — Leopoldina XXXII (1896), S. 183; XXXIII (1897), S. 15 bis 17 (Hollrung), S. 142—150 (Drude). — Globus LXX (1896), S. 308. — Gardener's Chronicle 1896, S. 464. — Geographical Journal VIII (1896), S. 522—523. — Jahreshefte des Vereins für Naturkunde Württembergs LIII (1896), S. LXXII (Lampert). — Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft XV, Generalversammlungsheft S. 56 (Warburg). — Naturwissenschaftliche Rundschau 1897, S. 103 (Gräber). — Sitzungsberichte der math.-phys. Classe der kgl. bayrischen Akademie der Wissenschaften XXVII (1897), S. 436—440 (v. Voit). — Geogr. Jahrbuch XX (1897), S. 476 (Wolkenhauer).

Victor Hantzsch.

Müller: Friedrich M., österreichischer Sprachforscher und Ethnograph, seinem Studiengange nach zuerst classischer Philolog, dann Sanskritist, vergleichender Grammatiker und Orientalist überhaupt, der Begründer und Hauptvertreter der sogenannten linguistischen Ethnographie, wurde am 6. März 1834 in Böhmen in einem kleinen im Bunzlauer Kreise gelegenen Orte, namens Jemnik, geboren. Dort war sein Vater, ein armer Pharmaceut deutscher Zunge, damals in einer Schwefelsäurefabrik als Chemiker beschäftigt. Seine Kindheit jedoch verlebte Friedrich M. zu der Zeit wenigstens, da er die Volksschule besuchte, in Rötz in Niederösterreich. Im J. 1845 übersiedelten seine Eltern nach Wien, und hier begann er seine Gymnasialstudien und hier vollendete er sie auch, nachdem er die mittleren Classen in Znaim hatte fortsetzen müssen. Im J. 1853 maturirte er in Wien am k. k. Theresianum. Noch im Herbste desselben Jahres bezog er die Wiener Universität. Von besonderer Vorliebe für fremde Sprachen beseelt, wählte er, da es sich bei ihm um ein Brotstudium handelte, die classische Philologie als Hauptfach, um sich dem Gymnasiallehramte zu widmen. Die Vorträge über Sanskrit, die er bei Professor Boller hörte, entfachten jedoch in dem außerordentlich begabten Studenten ein unüberwindliches Interesse für den Orient. Einer ungewissen Zukunft entgegensehend, vertiefte er sich in das Studium morgenländischer Sprachen. Bei einer täglichen Arbeitszeit von zwölf bis vierzehn Stunden hatte er sich auf diesem schwierigen Gebiete durch eisernen Fleiß und noch dazu meistentheils als Autodidakt in kurzer Zeit selten vielseitige polyglotte Kenntnisse angeeignet. Verschiedene alte und neue Idiome Indiens und Irans, Armenisch und sämmtliche semitische Sprachen waren ihm bald wohlbekannt. Kaum vierundzwanzig Jahre alt, konnte er schon seine von staunenswerther Gründlichkeit und origineller Auffassung zeugende Erstlingsarbeit „Der Verbalausdruck im arisch-semitischen Sprachenkreise“, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien vorlegen. Auf Grund dieser Schrift erlangte der junge Gelehrte im J. 1859 auf der Universität Tübingen den Doctorgrad. Mittlerweile war es ihm, der bisher sein Brot durch Lesen von orientalischen Textcorrecturen für die k. k. Staatsdruckerei in Wien und durch Stundengeben sich hatte verdienen müssen, geglückt, an der Wiener Universitätsbibliothek eine Anstellung zu erhalten. Der Nahrungssorgen enthoben, konnte F. M. nunmehr doch der Wissenschaft leben, und so habilitirte er sich im J. 1860 an der Wiener Universität als Privatdocent für orientalische Linguistik. Ein Jahr darauf wurde er an die k. k. Hofbibliothek in Wien als Beamter berufen. Da waren es die seiner Fürsorge anvertrauten reichen Schätze dieser altehrwürdigen kaiserlichen Bücherei an orientalischen Handschriften, Inkunabeln

und anderen Druckwerken, die dem noch nicht dreißigjährigen Forscher fortgesetzt neue Anregung und Förderung brachten. Schon damals hatte er zu Missionären und Reisenden freundschaftliche Beziehungen angeknüpft, die er sich auch zeitlebens zu erhalten und zu erweitern wußte, um immer von neuem noch ganz unbekanntes fremdsprachliches Material für seine Untersuchungen zur Verfügung zu haben. Ein geradezu phänomenales Talent, fremde Sprachen mit Leichtigkeit in sich aufzunehmen und zu behalten, verstand er es wie selten einer, aus Sprachproben und den oft dürftigen Aufzeichnungen seiner Gewährsmänner über die Struktur eines Idioms sich Klarheit zu verschaffen. Diese wunderbare Gabe ihres Verfassers bekundeten bereits die den bloßen Anfängen seines später unerreicht universellen Wissens zu dankenden Arbeiten, wie „Die Sprache der Bari", „Ueber die Hararisprache im östlichen Afrika", „Die Musuksprache im centralen Afrika", „Der grammatische Bau der Algonkinsprachen, ein Beitrag zur amerikanischen Linguistik". So wurde es denn auch Friedrich M. ex officio anheimgestellt, die sprachwissenschaftlichen und ethnographischen Ergebnisse der rühmlichst bekannten österreichischen Novara-Expedition zur Ehre seines Vaterlandes durch sachgemäße Bearbeitung zu verewigen. Von Kaiser Franz Josef durch Verleihung der Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet, wurde F. M. im J. 1866 wirklicher Extraordinarius und schon drei Jahre nachher, also 1869, als Nachfolger seines Lehrers Boller ordentlicher Professor des Sanskrit und der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Wien, zugleich wirkliches Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ebendaselbst. Durch die Stellung, die Friedrich M. als Sprachforscher der Ethnographie gegenüber einnahm — er hatte den Grundsatz, jeder Rasse komme eine gemeinschaftliche Ursprache zu —, war er dazu berufen, sich in dieser Hinsicht auch auf dem Gebiete der Ethnographie zu bethätigen. Mit seinem Handbuche der „Ethnographie", das 1873 erschien und heute in manchen Einzelheiten natürlich schon überholt ist, schuf er doch ein Vademecum für alle, die sich mit dieser Disciplin befassen. Seine Eintheilung des Menschengeschlechts nach Sprachstämmen, die mit der von Haeckel eingeführten Classification nach der Beschaffenheit der Haare sich größtentheils in Einklang bringen ließ, ist bisher durch keine zutreffendere ersetzt worden und wird sich auch nicht so leicht durch eine bessere ersetzen lassen: sie bildet das Fundament, auf dem die Ethnographen ruhig weiter bauen können. Das genannte Werk war aber eigentlich nur die naturwissenschaftliche Basis für sein Meisterstück, den „Grundriß der Sprachwissenschaft", den er in 3 Bänden mit je 2 Abtheilungen und einem Supplement in den Jahren 1876—1888 publicirt hat und der ihm die Bewunderung, man könnte sagen der ganzen Welt eingetragen hat. Der erste Band macht uns in seiner ersten Abtheilung mit dem Wesen der Sprachwissenschaft und ihren Grundbegriffen bekannt und zeigt, wie Sprachen, wenn sie auch keine Naturproducte, sondern Erzeugnisse des menschlichen Geistes sind, doch nach naturwissenschaftlicher Methode analysirt werden können und müssen, um, wie Naturproducte, in ihrer Bauart erkannt, in ihrem geheimnißvollen Werden und Sein verfolgt und nach ihrer verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit gruppirt werden zu können. Wer die über 16 Seiten sich erstreckende Aufzählung der Sprachen des Erdenkreises überblicken kann, dem muß die Riesenarbeit fast übermenschlich erscheinen, die von Fr. M. vorerst hatte bewältigt werden müssen; rund 150 verschiedene Sprachen mußte er sich doch bis zu einem gewissen Grade zu seinem geistigen Eigenthume machen, um sie alle, genau nach demselben System, nach ihrem allgemeinen Charakter in grammatischer, syntaktischer und phonetischer Beziehung und ihren Verwandtschaftsverhältnissen schildern, besondere Eigen-

thümlichkeiten hervorheben, einen über bloße Skizzen zumeist weit hinausgehenden Ueberblick über die Formenlehre jeder einzelnen Sprache geben und zum Schlusse noch zum Beweise dafür, daß das theoretisch Gelehrte auch in der Praxis sich so verhält, transscribirte Sprachproben mit Interlinearübersetzung und erklärenden Noten beifügen zu können! Dabei wurde der colossale Stoff, der in diesem Buche aufgespeichert ist, von F. M. nur wieder Büchern und schriftlichen Mittheilungen seiner über die ganze Erde zerstreuten linguistischen Freunde entnommen. Sicherlich hat er in das chaotische Sprachengewirre der Welt Ordnung gebracht und schon in methodischer Beziehung allein einen zuverlässigen Führer allen jenen in die Hand gegeben, die noch unbekannte Sprachen erforschen und bestimmen wollen. Seine Arbeit lohnte internationaler Beifall: Deutsche, Ungarn, Russen, Franzosen, Holländer, Italiener, Engländer und Amerikaner stritten sich um die Ehre, ihn zu den Mitgliedern ihrer gelehrten Gesellschaften zählen zu dürfen. Neben dem „Grundriß der Sprachwissenschaft" verschwinden seine vielen kleineren Abhandlungen und zahllosen etymologischen Erklärungen aus dem Bereiche der iranischen Sprachen und des Armenischen nur dem Umfange nach. Jede einzelne Monographie Friedr. Müller's ist eine Fundgrube und regt an. So enthalten diese zum größten Theile in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und in der Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes veröffentlichten Schriften und Notizen beispielsweise eigentlich sämmtliche Vorarbeiten für eine vergleichende Grammatik der iranischen Sprachen und insbesondere die Grundsteine für ein vertieftes philologisches Studium des Armenischen, das F. M. meisterhaft verstanden hat und das sonst, wiewol es sich nach Form und Inhalt dem Lateinischen und Griechischen zur Seite stellen darf, philologischerseits unverdientermaßen vernachlässigt wird. Die armen unterdrückten Armenier halten sein Andenken zum Danke für die ihrer Muttersprache geleisteten Dienste hoch in Ehren.

Wie F. M. als Gelehrter und Sprachforscher das Muster gediegener Gründlichkeit in dem Meisten von dem Vielen war, das er wußte, kann er auch als Lehrer das Vorbild treuer Pflichterfüllung genannt werden. Das anstrengende Lesen der verschiedenartigsten fremden Schriften hatte seine Augen schon frühzeitig arg geschwächt, und als er noch im rüstigsten Mannesalter stand, mußte er sich oft mit dem Stocke tastend auf seinen Wegen zurecht zu finden suchen. Und doch erschien er auch beim schlechtesten Winterwetter immer pünktlich im Hörsaale. Bei der Seltsamkeit des von ihm Vorgetragenen war sein Auditorium nicht immer besonders zahlreich, ja mitunter machte seine Hörerzahl nicht einmal ein richtiges Collegium aus. Stets wußte er seine Schüler durch die eigene Sicherheit, mit der er den von Semester zu Semester variirten Stoff beherrschte, über die Schwierigkeit des Gegenstandes hinwegzutäuschen. Ob er Sanskrit-Grammatik lehrte, armenische Historiker las, altpersische Keilinschriften entzifferte oder vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen tradirte, ob er seinen „Grundriß der Sprachwissenschaft" in großen Zügen oder in einzelnen Partien erklärte und dabei auch die Entstehung der Schrift und ihre wichtigsten Vertreterinnen in Wort und Bild darstellte, seiner Zuhörer bemächtigte sich die Ueberzeugung, daß bei ihrem Lehrer trotz seiner Vielseitigkeit das Sprichwort „non multa, sed multum" in jedem einzelnen Falle galt. F. M. war eben ein Sprachengenie und ist mit Recht ein zweiter Mezzofanti genannt worden. In den meisten Sprachen, die er als Polyglott konnte, war er auch philologisch geschult. Lateinische und griechische Classiker waren bis zu seinem Lebensabende seine liebste Lectüre. In ihm waren die drei Kategorien, in die er selber die Sprachbeflissenen und

Sprachkundigen eintheilte, vereint: er war Praktiker, Philolog und Sprachforscher. Da es ihm nie vergönnt war, in fremden Landen unter fremden Völkern zu verweilen, bereitete es ihm umso größere Freude, mit jenen Vertretern überseeischer Rassen, welche seiner Zeit bei ethnographischen Schaustellungen in Wien zu sehen waren, wenigstens fern von der Heimath zusammenzukommen, um sie hier in ihrer Muttersprache anreden zu können. Eine Vorbereitung von wenigen Tagen genügte ihm. Mit heiliger Scheu umdrängten die exotischen Gäste, Samojeden, Nubier, Singhalesen und Indianer, den hochgestaltigen „Meister“ mit dem weißen Vollbarte und dem guten Augenpaare und ließen sich von ihm über ihre Herkunft befragen. Friedrich M. war auch ein Mensch seltener Herzensgüte und Weichheit. An das Können Anderer legte er nie den Maaßstab an, mit dem er seine eigenen Leistungen maß. Wurde er von Stümpern, die nur renommiren, oder von Kritikastern, die Jedem nahe treten, angegriffen — von Gelehrten wurde er wenigstens in seiner Eigenart nur anerkannt —, so wußte er zu schweigen oder durch einen mehr erzwungenen Sarkasmus seine Gegner zum Schweigen zu bringen. Der leider zu früh dahingeschiedene Paulitschke, einer seiner Lieblingsschüler, zu denen auch der Unterzeichnete sich zu zählen das Glück hatte, meinte in einem Nachrufe, man solle dem Meister die Dichterworte: „Er sah in jedem Soll ein Muß und Zwang, als höchste Pflicht war ihm die Wahrheit“, auf seinen Grabstein setzen. Pflichtgefühl war auch die Triebfeder seines Lebens und das Leitmotiv seiner so harmonisch gestimmten Seelen- und Geistesgröße. Nach fast vierzigjähriger Thätigkeit, während welcher er kaum eine Vorlesung wegen Unwohlseins abgesagt haben dürfte, brach bei dem damals 64 jährigen, aber noch körperlich und geistig rüstigen und regen Manne ein heimtückisches Leiden durch, das ihn nach einigen Tagen, am 25. Mai 1898, dahinraffte. Maximilian Bittner.

Müller: Hans Emil Felix M. wurde am 18. September 1854 zu Köln a. Rh. als Sohn des bekannten Dichters Wolfgang Müller von Königswinter geboren. Nachdem er die Gymnasien zu Köln und Wiesbaden besucht hatte, erkrankte er im J. 1873 an einem Lungenleiden und sah sich infolge dessen genöthigt, fast drei Jahre hindurch nur seiner Wiedergenesung an verschiedenen Curorten der Schweiz und Italiens zu leben. Als er sich gekräftigt genug fühlte, bezog er die Universität Leipzig, an der er wie später in Bonn hauptsächlich philosophische und kunstgeschichtliche Studien betrieb. Nachdem er in Leipzig promovirt hatte, ließ er sich als Kunstkritiker in Frankfurt a. M. nieder, wo er für die „Frankfurter Presse“ schrieb und eine Wochenschrift für Städtewesen, „Die Stadt“, herausgab. In Frankfurt verlegte er sich auch auf musikwissenschaftliche Studien, in deren Interesse er mehrmals größere Reisen durch Deutschland und das Ausland unternahm. Als Frucht derselben haben wir hauptsächlich die drei folgenden Abhandlungen zur Geschichte der mittelalterlichen Musik anzusehen: „Die Musik Wilhelm von Hirschaus. Wiederherstellung, Uebersetzung und Erklärung seines musik-theoretischen Werkes“ (Frankfurt a. M. 1883), „Hucbalds echte und unechte Schriften über Musik“ (Leipzig 1884) und „Eine Abhandlung über Mensuralmusik in der Karlsruher Handschrift St. Peter pergamen 29 a“. Die letzte dieser Arbeiten veröffentlichte M. in dem 6. Bande der „Mittheilungen aus der Großherzoglich Badischen und Landesbibliothek und Münzsammlung, hrsg. von W. Brambach und A. Holder“, da er 1885 an der Karlsruher Landesbibliothek eine Anstellung gefunden hatte; doch gibt es auch eine Sonderausgabe davon (Leipzig 1886). Noch in demselben Jahre, 1885, wurde er an die musikalische Abtheilung der königl. Bibliothek in Berlin berufen. Seltsamer Weise gab er

jedoch seitdem keine musikgeschichtlichen Werke mehr heraus; vielmehr kehrte er zu seiner schon früher betriebenen Beschäftigung mit der Poesie zurück, indem er ein Lustspiel („Der König schläft“, 1867) zu seinen früheren Dramen hinzufügte. Auch ließ er eine illustrirte Sammlung „badischer Fürstenbildnisse“ (Karlsruhe 1888—1892) in zwei Bänden erscheinen. Im J. 1889 zum Professor ernannt, übernahm er die Vorlesungen für Musikgeschichte an der kgl. Hochschule für Musik in Berlin. Am 1. October 1893 wurde er mit der Vertretung des erkrankten Robert Dohme beauftragt und erhielt am 2. April 1894 als dessen Nachfolger die Ernennung zum ersten ständigen Secretär der kgl. Akademie der Künste in Berlin. In dieser Stellung beschäftigte er sich auf das eingehendste mit der bisher noch wenig bekannten Geschichte dieser ältesten deutschen Kunstanstalt und veröffentlichte zur Erinnerung an ihr zweihundertjähriges Bestehen wenigstens noch den ersten Theil einer Festschrift, die den Titel führt: „Die königliche Akademie der Künste zu Berlin 1696 bis 1896“ (Berlin 1896). Leider konnte er auch nur den ersten Band seiner etwas zu breit angelegten, aber auf sorgfältigen Quellenstudien beruhenden Biographie Wilhelm Kaulbach's (Berlin 1893) zu Ende führen, da er, noch nicht ganz dreiundvierzig Jahre alt, am 11. April 1897 zu Berlin an den Folgen der Influenza starb. Kurz vorher war er zum Ehrenmitglied der kgl. Akademie der schönen Künste in Antwerpen ernannt worden.

Ad. Hinrichsen, Das literarische Deutschland, 2. Aufl. Berlin 1891, Sp. 932, 933. — Frz. Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter u. Prosaisten des 19. Jahrhunderts, 5. Ausgabe. Leipzig, o. J. Bd. 3, S. 108. — Kunstchronik. Neue Folge. Leipzig 1897, Sp. 347. — Die Kunst für Alle. München 1897. Jahrg. 12, S. 13 und 263. — Chronik der kgl. Akademie der Künste zu Berlin 1896/97, S. 87, 88.

H. A. Lier.

Müller: Heinrich M., Architekt, geboren in Bremen am 2. Februar 1819, † ebenda am 7. März 1890, hat, wie kaum ein anderer, dazu beigetragen, den Sinn für bildende Kunst in seiner Vaterstadt neu zu erwecken. Die Kirchspielschule, in der er, der Bildungsstufe seines Elternhauses entsprechend, die ersten Rudimente des Wissens in sich aufnahm, genügte seinem Bildungsdurste bald nicht mehr; er wußte es durchzusetzen, daß er auf das Gymnasium geschickt wurde. Aber, es hielt ihn doch auch hier nicht bis zum Schlusse fest. Mehr Anregung als aus den lateinischen Classikern hatte er inzwischen offenbar aus den alten und einzelnen neuen Bauten der Vaterstadt empfangen. Mit 17 Jahren wurde er Maurerlehrling und bald in allen Formen der Zunft Gesell. Als solcher wanderte er über Kopenhagen nach Riga und weiter nach Berlin. Dann aber ging er, zwanzig Jahre alt, nach München, um vornehmlich unter Friedrich Bürcklein's (s. A. D. B. III, 624) Leitung Architektur zu studiren. Ostern 1841 siedelte er nach Berlin über, wo er durch Strack (s. A. D. B. XXXVI, 484) mit der antikisirenden Richtung Schinkel's vertraut wurde. Der Hamburger Brand veranlaßte ihn, wie viele andere junge Architekten, im Sommer 1842 nach Hamburg zu gehen, um sich hier praktisch zu bethätigen. Zwei Jahre lang arbeitete er dort in Chateauneuf's Atelier und führte dann noch etwa drei Jahre lang selbständig Bauten aus. Im J. 1846, als der Bau der ersten Eisenbahn, die Bremen mit dem Binnenlande verband, eine beträchtliche locale Umwälzung im Gefolge hatte, kehrte M. in die Vaterstadt zurück. Hier wurde ihm in der Nähe des neuen Bahnhofs der Bau eines großen Hotels übertragen, das noch heute nach bald sechzig Jahren den ersten Rang unter den bremischen Hotels behauptet.

In der großzügigen Anlage, die durch die späteren Auf- und Anbauten nicht verändert worden ist, prägt sich Müller's Wesen vortrefflich aus. Die Erfolge, die er hierdurch und gleich darauf, wenn auch nicht geschäftlich, so doch als Architekt durch den Bau des Auswandererhauses in Bremerhaven und einiger Privathäuser in Bremen erzielte, stachelten die Mißgunst der zünftigen Gewerksmeister gegen ihn auf, vor der er nochmals der Vaterstadt den Rücken kehrte. Er ging auf etwa ein Jahr nach Wien, wo er u. A. an der Concurrenz für die Votivkirche sich betheiligte. 1855 aber kehrte er dauernd nach Bremen zurück, wo nicht nur seine Kunst, sondern auch die Lebhaftigkeit und Energie seiner Persönlichkeit sich nun rasch Geltung verschaffte. 1856 gehörte er zu den Gründern des Künstlervereins, dessen Präsident er etwa zwölf Jahre später wurde und dann mit einer kurzen Unterbrechung bis zu seinem Tode blieb. Er entdeckte die schöne gothische Halle am Dom wieder, die lange Zeit als Tabakslager mißbraucht worden war, und ruhte nicht, bis er sie als Vereinshalle für den Künstlerverein ausgebaut hatte. Daran schloß sich später der Bau eines großen Concert- und Festsaales, der über der dreischiffigen Halle und dem an sie anstoßenden Flügel des Domumgangs liegt, und wieder einige Jahre später der Anbau mehrerer anderer Säle, die nun dem Künstlerverein ermöglichten, zum Mittelpunkte einer glänzenden, je nach dem von ernster oder heiterer Kunst verschönten Geselligkeit zu werden. Bei Ausgestaltung dieser Feste trat seine lebhafte Phantasie, die Unermüdlichkeit seiner Schaffenslust, die bis ins Alter ihm verbliebene fröhliche Grundstimmung seines Wesens, sein unverwüstlicher Humor immer wieder in Geltung. Von 1861—64 erbaute M. die Börse am Markte, auch hier durch die Großartigkeit der Anlage imponirend, aber freilich auch durch die Nüchternheit der von ihm gewählten gothischen Formen den Eindruck seines Werkes beeinträchtigend. Er stand seit seiner Münchener Schülerzeit und blieb auch später beständig unter der irrigen Vorstellung, daß die Gothik der echteste architektonische Ausdruck germanischen Geistes sei. Auch die Rembertikirche hat er von 1869—71 und bald danach den erwähnten Saalbau des Künstlervereins in ungewöhnlich nüchternen gothischen Formen ausgeführt. Man hat, freilich sehr übertrieben, von M. wol gesagt, daß sein Interesse an seinen eigenen Bauwerken, wenn er einen guten Grundriß gezeichnet hatte, erlahmt sei; gewiß aber ist, daß er, wenn auch ein vornehmer, durch glückliche Vertheilung der Massen künstlerisch befriedigender Aufbau stets sein meist mit Erfolg durchgeführtes Bestreben war, doch keine Geduld hatte zur Ausarbeitung mannichfacher decorativer Formen. Ja, wenn die vorhandenen Mittel ihm erlaubten, wie beim Börsenbau, beim Bau des genannten großen Concertsaales und bei dem der Rembertikirche, Skulptur und Malerei heranzuziehen, so that er es gern, schon um auch diesen Gebieten der bildenden Kunst eine dauernde Pflege in Bremen zu sichern, aber man durfte nicht von ihm verlangen, daß er sich an das Studium und die Nachbildung der unendlichen Mannichfaltigkeit gothischer Werkstücke oder in einer späteren Periode der reizvollen Fülle der Renaissance-Ornamentik machte.

Auch die große Zahl von Privathäusern, die M. von 1852 an durch länger als dreißig Jahre aufgeführt hat, zeichnen sich aus durch einen zweckmäßigen Grundriß und durch eine vornehme Würde im Aufbau, sowol die ältesten, die unter dem Nachklange der in München in ihm erweckten romantischen Richtung entstanden, wie die späteren, in denen Schinkel's durch Strack und Chateauneuf ihm vertraut gewordener Geist eine zum Theil glänzende Wiederbelebung fand.

Von antikisirenden Formen zu denen der italienischen Renaissance

überzugehen, war ein kleiner Sprung. M. hat in diesen Formen neben einer Reihe imposanter und in der inneren Einrichtung vornehmer Privathäuser auch das stattliche Haus der Gesellschaft Museum in Bremen und ungefähr gleichzeitig die Börse in Königsberg erbaut, die lange Zeit für das prächtigste und künstlerisch hervorragendste Bauwerk der Provinz Ostpreußen galt. Zum Schlusse aber wandte er sich völlig der wieder aufblühenden deutschen Renaissance zu, die in seiner Vaterstadt noch immer durch eine stattliche Zahl von Werken des siebenzehnten Jahrhunderts vertreten ist. Merkwürdig, daß er, der einen der schönsten alten Renaissancegiebel Bremens zu Gunsten des Börsenbaues niedergelegt hatte, am Schlusse seines Lebens mit jugendlichem Feuer für die Wiederbelebung eben dieser Stilform eintrat.

Daß ein Mann von Müller's Schaffensdrang und künstlerischer Befähigung vor dem historisch Ueberlieferten nicht allzuviel Respect hatte, ist am Ende natürlich. Er hat sich nicht gescheut, zwei Flügel des alten Kreuzganges des Doms in aller Heimlichkeit niederzubrechen, weil sie in seinen Grundriß für den Saalbau des Künstlervereins nicht hineinpaßten, und gegen Ende seines Lebens hatte er es darauf abgesehen, die aus dem 11. und 12. Jahrhundert stammende Westkrypta des Bremer Doms niederzulegen zu Gunsten der von ihm durch lange Jahre erstrebten Restauration der halb in Trümmern liegenden Westfassade des Doms. Den Charakter des Doms als einer rein romanischen Anlage gröblich mißkennend, wollte er dem alten Bau eine gothische Front mit glänzendem Mittelportal aufdrängen. Nach einem lebhaften Kampfe, der darüber zwischen ihm und dem Schreiber dieser Zeilen entbrannte, mußte er seinen Plan aufgeben. An der dann für die Restauration des Doms ausgeschriebenen Concurrenz hat er sich im Frühjahr 1888 nicht mehr betheiligt. Er war im März von der Begräbnißfeier zu Ehren Kaiser Wilhelm's I., für den er eine lebhafte Bewunderung hegte, krank aus Berlin zurückgekehrt und verfiel bald darauf in zunehmende Schwäche, von der er sich nicht wieder zu erholen vermochte.

Eine kurze feine Schilderung der künstlerischen Leistungen mit Abbildungen von einer ganzen Reihe seiner Privatbauten und mit Porträt Müller's hat der Architekt Ed. Gildemeister in dem im J. 1900 von dem bremischen Architekten- und Ingenieur-Verein herausgegebenen Werke „Bremen und seine Bauten", S. 415 ff. gegeben. Ein Vortrag des Professors Dr. Kasten, bei der Gedächtnißfeier des Künstlervereins für Heinrich M. am 27. März 1890 gehalten, ist abgedruckt in der Weser-Zeitung vom 29. März, Morgenausgabe. Ein Medaillonporträt Müller's von Diedr. Kropp in Marmor ausgeführt, schmückt die nördliche Vorhalle der Börse in Bremen.

Bippen.

Müller: Heinrich Dietrich M., Philolog und Schulmann, † am 21. Juni 1893. — M., der seinen bleibenden Wohnsitz und sein Arbeitsfeld während seiner männlichen Jahre in Göttingen fand, mußte sich durch eine harte Jugend zu der Stelle, die er in der deutschen Gelehrtenrepublik später einnahm, emporringen. Er wurde am 28. April 1819 in Springe am Deister als Sohn eines Steuereinnehmers geboren, dessen anfängliche militärische, langsame Laufbahn im kurhannoverschen Dienste durch die Convention und Capitulation von Artlenburg (5. Juli 1803) abgebrochen war. Dessen Vater war Notar in Harburg a. d. Elbe gewesen und als erwählter Bürgermeister dort 1776 gestorben. Unter sieben Geschwistern, mit einem älteren Bruder Wilhelm (1812—90), dem späteren Deutschphilologen, und fünf Schwestern, wuchs Heinrich M. bis zu seiner Confirmation in der Enge der Kleinstadt und dem bescheidenen Haushalte des in seinem Kreise angesehenen Subalternbeamten

ungestört heran. In der Kirchspielschule des Ortes und demnächst in der Privatschule des „Herrn Kantors", eines wunderlichen Mannes, der die Schüler zu vielseitigen Interessen anregte, aber nicht gründlich zu unterrichten verstand, vorbereitet, hoffte M., wie es seinem älteren Bruder Wilhelm gelungen war, bei mäßigen Ansprüchen die lateinische Schule zu Holzminden und demnächst die Universität Göttingen besuchen zu dürfen. Da starb der Vater im Januar 1834 und hinterließ die Familie in dürftigster Lage. M. mußte nun selbst seinen Unterhalt verdienen und wurde Schreiber bei einem Zollbeamten zu Stöckte a. d. Elbe (unweit Winsen a. d. Luhe) gegen freie Station und Schreibgebühren, die sich monatlich auf etwa 10 Mark heutiges Geldes beliefen. Als dieser Vertrag sein Ende erreichte, hatte er zu wählen zwischen einer Schreiberstelle mit 144 Mark jährlich, wofür er sich selbst zu beköstigen hatte, und einer andern mit freier Station und 36 Mark bar im Jahre, wofür er überdies noch häusliche Dienste übernehmen sollte. Aber der Trieb, Tüchtiges und Höheres zu lernen, ließ ihn nicht ruhen. Er durchbrach die Fesseln, wanderte mit 2 Mark, die ihm vom Verdienste übrig blieben, zu Fuß durch die Lüneburger Heide und setzte daheim durch, daß er zurückkehren und bei dem vielseitigen Kantor sich für ein Gymnasium vorbereiten durfte. Indeß mußte er noch zweimal die Heide durchwandern, um in Winsen übernommene Arbeiten zu vollenden. Am 26. April 1836 begann das neue Leben. Wunderlich genug muß es nach Müller's Mittheilungen an den Bruder Wilhelm bei dem universalgelehrten Kantor hergegangen sein, der in Latein, Griechisch, Französisch, Hebräisch, Mathematik und Geschichte unterrichtete. Zum Glücke übersah ihn der begabte und unermüdliche Schüler bald und legte, ohne geradezu mit jenem zu brechen, das Hauptgewicht auf seinen eigenen Lernplan. Er stellte sich vor allem selbst unter die Kritik, zu der ihn der Vergleich seines Lehrers mit den Büchern, die er durch ihn kennen lernte, herausforderte. Unter dem Drucke einer häuslichen Nothlage, die manchen an seiner Stelle entmuthigt oder gar aufgerieben hätte, rang er sich heldenhaft durch. In der Hauptsache autodidaktisch, aber im ganzen doch gut vorgebildet, trat er Ostern 1837 in die Unterprima des Gymnasiums zu Holzminden und gelangte in drei Jahren an das Ziel der Schule, die er mit einem „recht guten" Reifezeugnisse verlassen durfte. Auch diese Holzmindener Jahre waren an Arbeit — besonders in Privatstunden — und Entbehrungen überreich. Doch wußte er durchzusetzen, daß er sich andererseits sogar den Luxus der Tanzstunde und der Theilnahme an einem Singvereine gestatten durfte. Ostern 1840 bezog er die Universität Göttingen, und zwar als Student nicht der Theologie, wie er ehedem beabsichtigt hatte, sondern der Philologie. Nicht Abneigung gegen jene, wie er ausdrücklich bezeugt, sondern die in den Schuljahren allmählich erstarkte Vorliebe für diese leitete ihn bei der Berufswahl. An der Georgia Augusta finden wir nun die beiden strebsamen Brüder vereint, „ein Loch wie zwei ehrsame Hamster" bewohnend. Wilhelm war damals Accessist an der Bibliothek. Seine spärliche Remuneration von 75 Mark p. a., einige litterarische Honorare sowie Heinrich's Gewinn aus Privatstunden und Stipendien mußten die Mittel für das gemeinsame Leben der hartgewöhnten Brüder liefern, die davon noch an die bedürftige Familie abgaben. Daß es nicht ganz ohne Schulden abging, die erst allmählich abgetragen werden konnten, ist verständlich. Auf der Universität scheint M. mehr aus eigenem Studium der Quellen, zu denen ihm der Zugang durch den Bruder erleichtert war, als aus den Vorträgen seiner Lehrer gewonnen zu haben. Doch gedachte er später mit begeistertem Danke K. Fr. Hermann's, der freilich erst Mitte 1842 von Marburg nach Göttingen kam, sodaß er ihn nur ein Jahr noch hören konnte. In

der Prüfung für das höhere Lehramt (1844) fanden die Examinatoren, daß er zwar nur einzelne Gebiete der philologischen Wissenschaft mit selbständiger Genauigkeit kannte, diese aber aus guten Quellenstudien beherrschte, mit scharfem Urtheile und ungetrübter Anschauung durchdrang und eine vorzügliche Fähigkeit zu wissenschaftlicher Darstellung besaß. Nach dieser Prüfung in das Göttinger pädagogische Seminar eintreten zu können, erwies sich als trügerische Hoffnung, da keine Stelle für ihn frei war; so mußte er aufs neue ein hartes Joch auf sich nehmen, um nur leben, seine Schulden abtragen und dann und wann etwas für die darbende Familie erübrigen zu können. Er trat als Lehrer in das Privatinstitut des Doctors Bülau in Hamburg ein. Er hatte dort wöchentlich 30 Stunden Unterricht und 9 Stunden Aufsicht beim Arbeiten der Schüler in theilweise starken Classen, daneben 192 Correcturen zu leisten. Nach Abzug der freien Station ohne Wohnung blieb ihm in dem theueren Hamburg ein Einkommen von etwa 550 Mark jährlich, das er trotz dieser schon übermäßigen Anspannung noch, wenn Gelegenheit war, durch ertheilten Privatunterricht etwas aufbesserte. Man kann in der That von ihm sagen: „Multa tulit, sudavit et alsit!“ und seine bitteren Klagen verstehen: „Meine philologischen Studien liegen ganz darnieder; ich kann garnicht daran denken! — Es ist doch etwas Trostloses, die Sonne nur mit dem Wunsche aufgehen zu sehen, daß der Tag erst wieder vorbei wäre, und bei dem Anfange der Woche nur das Ende im Auge zu haben. Und wenn dann noch die Arbeit selbst so wäre, daß sie geistige Anstrengung erforderte oder doch nur Interesse einflößen könnte. — Aber der Gedanke, daß ich, wenn ich einige Jahre hier zubrächte und mich soviel wie möglich einschränkte, für unsere Familie Beträchtliches thun könnte, erleichtert mir meine saure, saure Stellung!“ Der Mutter freilich konnte er kaum noch wirksam zu Hülfe kommen. Sie starb — und kurz nach ihr eine der Schwestern — im Frühjahre 1845.

Ostern 1846 trat M. in das pädagogische Seminar zu Göttingen ein und begann damit die langjährige Wirksamkeit am dortigen Gymnasium, an dem er, bald von dem gemeinsamen Leiter des Gymnasiums und des Seminars, Director August Geffers, als tüchtige Lehrkraft erkannt, als Collaborator festgehalten ward und später zum Conrector und Professor aufrückte, bis er im Herbst 1882 in den Ruhestand trat. Als Mitglied des Seminars traf er mit seinem gleichaltrigen Studiengenossen Julius Lattmann wieder zusammen, mit dem er vertraute Freundschaft schloß, aus der eine ganze Reihe gemeinsam bearbeiteter Lehrbücher für den Sprachunterricht am Gymnasium hervorging. Lattmann, der 1870 als Gymnasialdirector nach Klausthal berufen ward und ihn überlebte, hat nach des Freundes Tode diesem den Nekrolog geschrieben. Ebenso traf M. dort den jüngeren Studienfreund Ludwig Lange wieder, der 1849 zur akademischen Laufbahn übertrat und darin reiche Erfolge erntete. Dieser suchte den Freund zu dem gleichen Schritte zu bewegen. Allein M. konnte sich dazu nicht entschließen; nicht, wie er erklärte, der unsicheren Aussichten halber — darben hätte er gelernt, erklärte er, — sondern in dem Vorgefühle, daß die Besonderheit seiner wissenschaftlichen Ansichten ihm im akademischen Kreise kaum ein leichtes Aufkommen gestatten würden. Daß bei der Dürftigkeit der damaligen Besoldungen die Lebenslage des jungen Lehrers nur langsam sich besserte, ist zu verstehen. Doch es gelang seiner strengen, besonnenen Lebensordnung, das Gleichgewicht herzustellen; und als er 1855 in Bertha Kostede aus Minden († 1890) eine treue, wirthschaftliche und stets heitere Lebensgefährtin heimgeführt hatte, zog mit ihr auch frohes Behagen in das Hauswesen des ernsten Gelehrten ein, der nunmehr eine seiner ledigen Schwestern dauernd zu sich nahm. Der Ehe entsprossen eine Tochter, die nach

dem Tode der Mutter dem alternden Vater noch einige Jahre des Alters behaglich zu gestalten verstand, und ein Sohn, der als tüchtiger junger Gymnasiallehrer neben ihm eine Zeit lang an derselben Anstalt wirkte.

Wer M. in seinen besten Jahren kannte, wie der Schreiber dieser Zeilen, der wird von ihm das Bild eines treuen, unverdrossenen Lehrers bewahren, der bei allem unverkennbaren Vorwiegen der wissenschaftlichen Interessen und bei aller trockenen Gemessenheit seines Auftretens doch der Jugend aufrichtiges Wohlwollen entgegentrug und mindestens die geistig empfänglichen Schüler zu tieferem und eigenem Nachdenken dauernd anregte. Besonderen Fleiß verwandte er auf die schriftlichen Correcturen, deren Ausführlichkeit ihm von den Schülern wenig gedankt ward. Im höheren Alter scheint die Weltfremdheit des einsamen Gelehrten ihn gegen den Muthwillen der Jugend allerdings ziemlich blind gemacht zu haben. Er konnte, selbst in dem redlichen, entsagenden Fleiße seiner Jugend fortarbeitend, sich nicht vorstellen, daß so mancher leichtfertige und ausgelassene Jüngling des Lehrers argloses Vertrauen mißbrauchte und in der Schule mehr die Gelegenheit zu allerhand Ulk als zu mühsamer Arbeit an sich selbst suchte. Doch fehlt es nicht an Zeugnissen dankbarer Verehrung auch von den Schülern dieser späteren Jahre.

Der Schwerpunkt der eigenen Interessen lag allerdings für M. zweifellos in seinen wissenschaftlichen und litterarischen Arbeiten. Für diese scheint die innige Gemeinschaft mit seinem Bruder Wilhelm von wesentlichem Einflusse gewesen zu sein. Bei beiden Brüdern verband sich das Studium der Sprachgeschichte mit dem der Mythologie. War der eine mehr dem germanischen, der andere dem griechischen Alterthume zugewandt, so trafen sie doch zusammen in den Interessen für die Analogien und verwandtschaftlichen Zusammenhänge und in dem Rückgange auf die gemeinsame Grundlage in der indogermanischen Forschung; und mit Recht wird von kundiger Seite hervorgehoben, daß der jüngere Bruder Heinrich in diesem Austausche mindestens ebenso viel gab wie nahm. Für die sprachgeschichtliche und sprachtheoretische Thätigkeit war bei diesem außerdem die Schularbeit als auslösende Gelegenheit maßgebend und das Zusammenwirken mit Julius Lattmann als formbestimmend. Dieser berichtet darüber in seinem Nekrologe: „Die dauernde Verbindung, in der ich durch den Dienst in zwei aufeinander folgenden Classen mit ihm [M.] stand, führte zu der gemeinsamen Herausgabe von Lehrbüchern, die zunächst nur den Zweck hatten, dasjenige, was wir schon praktisch geübt hatten, zu fixiren: theils um selbst dem entsprechende Lehrbücher zu benutzen, theils um uns nach weiterem Vorrücken diese Grundlagen bei unseren Nachfolgern zu erhalten. Es handelte sich dabei zunächst um die griechische Formenlehre, die aber sogleich auch den Wunsch erweckte, die lateinische in conformer Behandlung vorangehen zu lassen. Unser Aufrücken in die Secunda und Tertia 1863 veranlaßte die Herausgabe der lateinischen Schulgrammatik. Es ist nicht recht, daß diese nur unter meinem, aus buchhändlerischen Rücksichten vorangesetzten Namen genannt wird; in wissenschaftlicher Beziehung und auch für die präcise Stilisirung, die wissenschaftlichen und schulmäßigen Ausdruck zu verschmelzen sucht, ist Müller der Autor, ich bin nur der Ausarbeiter gewesen. Auch die pädagogischen Principien, die ich später selbständiger verfolgt habe, stammen ihren Keimen nach aus unserem collegialischen Verkehr.“ Der Versuch, aus dem umfangreichen Müller-Lattmann'schen praktischen Schulschriftthum Müller's Antheil rein herauszuschälen, würde danach schwierig sein und jedenfalls hier zu weit führen. Es genüge, auf die fleißige Arbeit beider Verfasser und Müller's geistige Urheberschaft, sowie auf das Lebensbild Lattmann's in der A. D. B. und (dort dankbar benutzt) das seines Sohnes Hermann L. in den Neuen Jahr-

büchern für Philologie und Pädagogik hinzuweisen. Die schulpraktischen Arbeiten begleitete M. mit einer Anzahl von tiefer grabenden sprachwissenschaftlichen Schriften, wie „Syntax der griechischen Tempora“ (1874), „Der indogermanische Sprachbau in seiner Entwicklung“ (1879), „Sprachgeschichtliche Studien“ (1884), „Zur Entwicklungsgeschichte des indogermanischen Verbalbaus“ (1890). Es lag ihm daran, neben der damals oft einseitig bevorzugten physiologisch-phonetischen Seite der Sprache oder vielmehr über dieser auch die logisch-psychologische, culturhistorische geltend zu machen. Gewiß stak darin etwas Berechtigtes und Wahres. Eine große, bedeutsame Ansicht von Wesen und Werth der Sprache lag zu Grunde. Aber Müller's etwas starre, im einzelnen oft gebieterische, eigensinnige und schroffe Art reizte den Widerspruch der Kritiker und verhinderte nur zu sehr die unbefangene Würdigung des Guten, was er unleugbar brachte.

Dieselbe Tragik waltete über dem anderen Gebiete seiner Wissenschaft, das M. mit warmer Hingabe und bewundernswerthem Fleiße bearbeitete. Angeregt durch Otfried Müller, den er persönlich allerdings in Göttingen nicht mehr angetroffen hatte, glaubte er den griechischen Olymp aus dem Zusammenschmelzen zahlreicher einzelner Stammesculte und Stammessagen im Verlaufe der altgriechischen Geschichte, besonders im kleinasiatischen Siedellande verstehen, dagegen die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vorwaltenden Versuche, entweder griechischen, römischen, germanischen Polytheismus als verschieden gestaltetes indogermanisches Erbe oder die Göttermythen sozusagen als Bildersprache für die Vorgänge in der Natur zu deuten, verwerfen zu müssen. Das bekannte Zeugniß Herodot's, daß Homer und Hesiod erst den Hellenen ihre Götterlehre gegeben haben, sprach für ihn. Längst ist auch heute das Berechtigte seiner Grundansicht in der mythologischen Forschung durchgedrungen. Betrachtet man jetzt gern die örtlichen Culte als die Elemente, aus denen später die nationalen Göttergestalten sich bildeten, so betonte doch gerade auch M. folgerecht die „chthonische“, d. h. doch auch bodenständige Seite, die noch so oft durch das vergeistigte Götterbild des classischen und nachclassischen Zeitalters hindurchscheint. Aber bei seinen Zeitgenossen fand er anfangs meist heftigen Widerspruch und auf die Länge, je mehr er in seiner Art zu sehen und zu urtheilen gegen andere sich abschloß und der Kritik oft mit herber Antikritik antwortete, wenig Gehör. Erst eine jüngere Generation ist ihm entweder mit grundsätzlicher Zustimmung gerecht geworden, wie besonders O. Crusius, oder hat seine allerdings im Einzelnen oft eigenwilligen und allzukühnen Constructionen wenigstens mit schuldiger Achtung für seinen eindringenden Fleiß und Scharfsinn abgelehnt, wie z. B. Erwin Rohde in der Psyche, K. Robert in der griechischen Mythologie und Ed. Meyer in der Geschichte des Alterthums. Denn allerdings verfuhr zweifellos M. in der Auswahl und Benutzung der Quellen seinen Grundgedanken zuliebe ohne die nöthige kritische Strenge und hegte von der historischen Verwerthung der „mythischen Stammgeschichte“ Erwartungen, die sich mindestens bei dem dermaligen Stande der Forschung nicht erfüllen konnten. Immerhin: wenn Müller's Freunde oft bedauerten, daß er mit unbeugsamer Zähe an dem aussichtslosen Kampfe für seine eigenartige mythologische Theorie festhielt und sich in diese einspann, so rechtfertigte sich bald nach seinem Tode die Zuversicht des „lebenslang bei Seite geschobenen Mannes“ (O. Crusius), daß eine Zeit kommen werde, die sein Streben besser verstehe und billiger würdige. Näheres Eingehen auf die Frage ist hier ausgeschlossen. Die mythologischen Hauptschriften Müller's sind: „Ares. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der griechischen Religion“ (1848), womit er zunächst einigen Beifall — so bei K. Fr. Hermann und A. Geffers errang; „Zeus Lykaios“

(Gymnasialprogramm 1851), „Mythologie der griechischen Stämme" (2 Theile, 1857 und 61), „Jahresbericht über griechische Mythologie" (1858 im Philologus, Bd. XII), „Historisch-mythologische Untersuchungen" (I. Pelasger und Hellenen. II. Die Sage vom trojanischen Kriege und die Homerische Dichtung. 1892).

Den erregenden Ereignissen seiner Lebenszeit — namentlich denen der Jahre 1848, 1866 und 1870/1 — stand M. als aufmerksamer und scharfsichtiger Beobachter gegenüber, den „so leicht nichts aus seiner Ruhe brachte", wie er selbst von sich sagte. Zu eigener politischer Bethätigung fühlte er sich nicht berufen; aber der deutsch-patriotische Gesichtspunkt galt ihm als der leitende in allen öffentlichen Angelegenheiten. In seinem häuslichen Kreise fand der sonst ernste, gemessene Mann trotz seiner eifrigen wissenschaftlichen Arbeiten noch stets Muße, um als liebevoller Gatte und Vater auf die großen und kleinen Interessen der Seinigen freundlich theilnehmend einzugehen.

Vgl. besonders: Julius Lattmann, H. D. Müller; ein Nekrolog (in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik. Jahrg. 1894. S. 344 bis 352 und 392—400) und Cr. (Otto Crusius), H. D. Müller als Mythologe (Beilage 69 vom 24. März 1894 zur Münchener Allgemeinen Zeitung).

Sander.

Müller: Hermann M. wurde am 23. September 1829 in Mühlberg in Thüringen geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Von seinem Vater hatte er, ebenso wie sein Bruder Fritz M. (s. u. S. 516), große Liebe zum Naturstudium geerbt. Den Elementarunterricht erhielt er in der Dorfschule zu Mühlberg. Dann besuchte er, nachdem er von seinem Vater weiter vorbereitet war, das Gymnasium zu Erfurt. Nach Absolvirung desselben studirte er von Ostern 1848—1852 zuerst in Halle a. S., dann in Berlin Naturwissenschaften und Mathematik. 1852 bestand er das Staatsexamen für das höhere Lehrfach und leistete nach seiner Promotion das Probejahr an der Friedrich Wilhelmstädtischen Realschule in Berlin ab. Nachdem er von Michaelis 1854 bis Ostern 1855 als Lehrer der Naturwissenschaften gewirkt hatte, unternahm er eine entomologisch-botanische Sammelreise „auf Actien", auf welcher er namentlich die Höhlen von Krain nach augenlosen Höhlenkäfern durchforschte. Die Resultate dieser Forschungen veröffentlichte er in einem Aufsatze über die Lebensweise der augenlosen Höhlenkäfer in der „Stettiner entomologischen Zeitung" und beschrieb dort auch eine neue Gattung Glyptomerus cavicola. Im Herbste des Jahres 1855 wurde er als Lehrer der Naturwissenschaften an die Realschule zu Lippstadt berufen.

Zunächst beschäftigte er sich mit der Erforschung der Phanerogamenflora der Umgegend von Lippstadt, die er im Osterprogramm der Realschule 1858 veröffentlichte. Dann wandte er sich der Erforschung der Moosflora der Provinz Westfalen zu. Er sammelte eifrig alle vorkommenden Arten und erwarb durch Tausch mit allen Moosforschern Europas eine solche Fülle von Material, daß sein Moosherbarium bald eine seltene Vollständigkeit zeigte. Die Resultate dieser Forschungen veröffentlichte er unter dem Titel: „Geographie der Laubmoose Westphalens" in den Verhandlungen des naturhistorischen Vereins für die preußischen Rheinlande und Westphalens. Zugleich gab er ein sehr sorgfältig zusammengestelltes „Herbarium westphälischer Laubmoose", Lippstadt 1864—66, heraus.

Als im Jahre 1863 das epochemachende Werk seines Bruders Fritz in St. Catharina, „Für Darwin", erschien, wandte er sich dem Ausbau der Darwin'schen Theorie zu. Es entstand ein reger Schriftwechsel zwischen ihm und seinem Bruder, in welchem sich Beide gegenseitig ihre Entdeckungen mit-

theilten. Zunächst suchte M. die Darwin'sche Theorie an den Moosen nachzuweisen und veröffentlichte: „Thatsachen der Laubmooskunde für Darwin" in Verhandlungen des botanischen Vereins für die Provinz Brandenburg, 1866. Nachdem Darwin sein Werk über die Befruchtung der Orchideen veröffentlicht hatte, wandte sich M. dem Studium der Wechselbeziehungen zwischen Blumen und Insekten zu, welches von jetzt an seine Lebensaufgabe bildete. Zunächst erschien: „Beobachtungen an westphälischen Orchideen" in Verhandlungen des naturhistorischen Vereins für das preußische Rheinland und Westphalen, 1868 u. 1869. Dann dehnte er seine Beobachtungen über die Wechselbeziehungen zwischen Blumen und Insekten auch auf die übrigen Phanerogamen seiner Heimath aus und veröffentlichte: „Anwendung der Darwin'schen Theorie auf Blumen und Insekten", ebenda 1869. Während bisher nur die Anpassung der Blumen an die Insekten ins Auge gefaßt war, zog er auch die Anpassung der Insekten an die Blumen ins Bereich seiner Forschungen: „Anwendung der Darwin'schen Theorie auf Bienen", ebenda 1872. Bald darauf erschien sein Hauptwerk: „Die Befruchtung der Blumen durch Insekten und die gegenseitige Anpassung Beider", Leipzig 1873, dem noch zwei Nachträge: „Weitere Beobachtungen über die Befruchtung der Blumen durch Insekten in den Verhandlungen des Vereins für das preußische Rheinland und Westphalen, 1878 u. 1879, folgten. Diese Arbeit enthält eine staunenswerthe Fülle von sorgfältigen Beobachtungen und auch die Gegner der Darwin'schen Theorie werden ihr ihren hohen wissenschaftlichen Werth nicht absprechen können.

Da sich M. offen zum Darwinismus bekannt hatte, bemühte sich die in der dortigen Gegend sehr starke ultramontane Partei, obwol er gegen Andersdenkende durchaus nicht unduldsam war, ihn um seine Stellung zu bringen. Namentlich wurde ihm vorgeworfen, daß er gefährliche Hypothesen in der Schule lehre. Auch im Abgeordnetenhause wurde 1879 diese Beschuldigung vorgebracht. Er antwortete durch seine Schrift: „Die Hypothese in der Schule", Bonn 1879, und das Cultusministerium ließ den verdienstvollen Naturforscher, der auch als Lehrer einen hohen Ruf genoß, nicht fallen.

Nachdem M. die Blumen seiner Heimath in Beziehung auf die Wechselwirkung zu den Insekten erforscht hatte, wandte er sich den Alpenpflanzen zu und unternahm zu diesem Zwecke mehrere größere Reisen in die Alpen. Die Resultate dieser Beobachtungen legte er nieder in dem Werke: „Die Alpenblumen, ihre Befruchtung durch Insekten und ihre Anpassung an dieselben", Leipzig 1881. Bald darauf wurde ihm das Prädicat „Professor" beigelegt.

Die Sommerferien 1883 benutzte M. wieder zu einer Reise in die Alpen. Am 22. August übernachtete er in Trafoi am Stilfser Joch in Tirol. Am andern Morgen fühlte er sich krank. Er fuhr hinunter nach Prad und starb dort am 25. August im Alter von 54 Jahren an einem Lungenschlage viel zu früh für die Wissenschaft und seine zahlreiche Familie.

Nekrolog von E. Krause im „Kosmos", VII. Jahrg., 6. Heft.

W. Heß.

Müller: Joel M., Dr., hervorragender Hebraist und Talmudforscher, geboren am 4. November 1827 in Ung.-Ostra, † in Berlin am 6. November 1895. M. wurde von seinem durch Gelehrsamkeit und Charakter gleich ausgezeichneten Vater, der Rabbiner war, frühzeitig in das Studium der hebräischen und talmudischen Litteratur eingeführt und war dabei mit Eifer den Gymnasialstudien hingegeben, nach deren Absolvirung er die Universität in Wien bezog, um sich dem Studium der Jurisprudenz zuzuwenden. 1853 folgte er, da er auch theologisch völlig ausgebildet war, nach dem Tode seines Vaters dem Rufe seiner Heimathsgemeinde als Nachfolger desselben im Rabbineramte.

1867 tritt M. die Stelle eines Rabbiners in Böhm.-Leipa an, woselbst von ihm neben einzelnen Reden: „Die Spenden der Mutterfreude" (1868), „Der kriegerische Stamm; Rede, gehalten zur Feier des Friedensfestes zwischen Frankreich und Deutschland" (1871), eine Reihe von Kanzelvorträgen „Biblische Bilder" (1869) erschienen sind. Vom Jahre 1874—1882 wirkte er unter schwierigen Verhältnissen als Religionslehrer in Wien und folgte 1882 einer Berufung als Docent für die rabbinischen Fächer an die Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums in Berlin, an der er bis an sein Lebensende gewirkt hat. In Wien schon begann M. seine eigentlich litterarische Thätigkeit, die Frucht langjähriger früherer Arbeit zu entfalten und hat er sich besonders durch seine gediegenen Forschungen über die gaonäische Periode, die er vollständig beherrschte, große Verdienste erworben, die sich der Anerkennung in Fachkreisen erfreuten. Von seinen Werken sind zu nennen: „Chiluf Minhagim, Ritusverschiedenheiten zwischen den babylonischen und palästinensischen Juden"; „Maasecheth Soferim, der talmudische Tractat der Schreiber. Eine Einleitung in das Studium der althebräischen Graphik, der Massorah und der altjüdischen Liturgie nach Handschriften herausgegeben und commentirt"; „Teschuboth Geone Mizrach und Maareb"; „Die Responsen des R. Meschullam, Sohn des R. Kalonymos". Im J. 1882 erschien von ihm: „Dr. Adolf Jellinek. Gedenkblatt zur Feier seines vor 25 Jahren am 6. October 1857 erfolgten Amtsantritts in Wien", nebst einem Cataloge der litterarischen Productionen Jellinek's. Von seinen in Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen sei hier auf: „Leopold Kompert als jüdischer Geschichtsschreiber" und auf „König Saul in Sage und Dichtung" (Pop. wissenschaftliche Monatsblätter, Jahrg. 1888, S. 193, und Jahrg. 1891, S. 25) hingewiesen. Adolf Brüll.

Müller: Johann Georg M., Bischof von Münster (1847—1870), wurde am 15. October 1798 in Coblenz als Sohn eines Juristen geboren und in Neuwied in den Elementarfächern vorgebildet; am Gymnasium zu Coblenz bestand er das Abiturientenexamen und studirte Philosophie und Geschichte im bischöflichen Seminare zu Trier, sowie an den Universitäten Würzburg und Bonn. Am 9. September 1821 empfing er von dem damaligen Weihbischofe von Münster Kaspar Max Freiherrn v. Droste-Vischering, dessen Nachfolger auf dem Stuhle des heiligen Ludgerus er werden sollte, in Köln die Priesterweihe. Der apostolische Vicar für den rechtsrheinischen Theil der Diöcese Trier, Joseph v. Hommer, muß zeitig auf die hervorragende Begabung des jungen Priesters aufmerksam geworden sein, denn er machte ihn zu seinem Cooperator, veranlaßte ihn, eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Coblenz zu übernehmen und regte ihn, nachdem er 1824 Bischof von Trier geworden war, wie so viele andere Geistliche seiner Diöcese, zur Vertiefung und Erweiterung seiner wissenschaftlichen Ausbildung an, indem er ihn nach Wien und München reisen ließ; in München promovirte M. 1827 zum Doctor der Theologie, nachdem er außerdem noch umfassende Rechtsstudien getrieben hatte. Dann aber ermöglichte der Bischof dem kunstbegeisterten jungen Manne eine Reise nach Italien. M. verweilte dort — vorwiegend in Rom — vom October 1827 bis zum Frühjahr 1828 und empfing die bleibenden Eindrücke von der alten christlichen Kunst, welche später seinem Wirken in der Diöcese Münster die leitende Richtschnur gaben.

Nach der Rückkehr in die rheinische Heimath zogen Bischof v. Hommer und sein Nachfolger Arnoldi M. nach und nach zu immer einflußreicherer Mitwirkung bei der Verwaltung der Trierer Diöcese heran: zuerst fungirte er als Geheimsecretär Hommers, dann als Assessor beim Generalvicariat, Professor am Priesterseminar und geistlicher Rath, bis er 1842 zum General-

vicar ernannt wurde. 1844 erhielt er von Papst Gregor XVI. die Würde eines Titularbischofs von Thaumacia i. p. i. und übernahm das Amt eines Weihbischofs der Diöcese Trier.

Nach Kaspar Max' Tode erwählte ihn das Domcapitel von Münster am 1. Juli 1847 zum Bischofe, und am 22. December d. J. erfolgte seine Inthronisation als solcher.

Seine 22jährige Regierung war segensreich für seine Diöcese. In hoher Begeisterung für die christliche Kunst war er bemüht, damit auch die Geistlichkeit seines Sprengels zu erfüllen, wie er denn auch in seinen ersten Regierungsjahren selbst Vorlesungen über Kunstgeschichte am Priesterseminare gehalten hat. Vor allem aber machte er seine Kenntnisse auf diesem Gebiete nutzbar bei den überaus zahlreichen Neubauten und Erneuerungen von Kirchen, welche zu seiner Zeit in der Diöcese Münster vielfach auf seine unmittelbare Anregung hin ausgeführt wurden. Auch unterstützte er bereitwilligst kunstgeschichtliche Forschung, z. B. Lübke's „Mittelalterliche Kunst in Westfalen", so daß ihm der Verfasser als „einem ebenso einsichtsvollen Kenner wie eifrigem Beförderer der Kunst" für „die nachdrücklichste Unterstützung" besonders dankte. So sehr er auch den damaligen Enthusiasmus für Stilreinheit theilte, hütete er sich dennoch vor Uebertreibung und war nicht zu bewegen, den berühmten gothischen Lettner aus dem romanischen Dome in Münster zu entfernen, was leider nach seinem Tode die Puristen trotz des lebhaftesten Widerspruches von A. Reichensperger durchsetzten. Dagegen kam er selbst zu Reichensperger in Gegensatz, als er die Grablegung Christi und die Pietà des Bildhauers Achtermann in derselben Kirche zur Aufstellung gelangen ließ. Praktisch bethätigte er ferner sein Kunstinteresse durch Gründung des Diöcesanmuseums, welchem er auch seine eigenen, nicht unbedeutenden Sammlungen letztwillig zuwandte. Er war dadurch bestrebt, Künstlern und Kunsthandwerkern gute Vorbilder vor Augen zu stellen und hat so die Blüthe, welche die religiöse Kunst in Münster erreicht hat, wesentlich mit gezeitigt.

Aber nicht nur die bildende Kunst, sondern auch die religiöse Musik bemühte er sich zu reformiren, indem er den gregorianischen Gesang zur Grundlage des Choralgesanges machte und für den Volksgesang ein neues Diöcesangesangbuch veranlaßte, an dessen Herstellung er ebenso wie bei der des Trierer Gesangbuches sich auch selbst betheiligte.

Nachdem noch in den letzten Lebensjahren seines Vorgängers über das Volksschulwesen mit der preußischen Regierung ein friedliches Abkommen getroffen war, kamen zu seiner Zeit ernste Zwistigkeiten um so weniger vor, als der von 1850—1872 in Münster amtirende Oberpräsident v. Duesberg stets zu Entgegenkommen und Vermittlung bereit war. Aber seine Thätigkeit erstreckte sich auch über die Grenzen seiner Diöcese hinaus: so brachte er als Bevollmächtigter des Papstes die seit dem Jahre 1824 mit der damaligen hannoverschen Regierung schwebenden Verhandlungen über die Wiederherstellung des 1803 säcularisirten Bisthums Osnabrück 1857 endlich glücklich zum Abschluß.

M. war in der Jugend von der Hermesianischen Lehre nicht unbeeinflußt geblieben, trat aber im Alter immer mehr für den engen Anschluß an Rom ein, so daß er sogar unter Aufgabe des besonderen altmünsterschen das allgemeine römische Brevier und Missale in seinem Sprengel einführte.

Er starb kurz nach seinem 25jähr. Bischofsjubiläum am 19. Januar 1870.

Vgl. Raßmann, Nachrichten von dem Leben Münsterl. Schriftsteller, S. 266 und Neue Folge S. 151, wo auch Nachrufe angeführt und die kunstgeschichtlichen Schriften des Bischofs angegeben sind. — Ferner mündl. Mittheilungen des Herrn Prälaten Dr. Hülskamp. Philippi.

Müller: Johann M. (Argoviensis), Botaniker, geboren am 9. Mai 1828 zu Teufenthal im Aargau (Schweiz), † am 28. Januar 1896 zu Genf. Nach dem Besuch der heimathlichen Dorfschule und der Bezirksschule in Reinach absolvirte M. die Reifeprüfung auf dem Gymnasium in Aarau und studirte in Genf Mathematik, nebenher seinen floristischen Neigungen auf wiederholten Ausflügen in den Jura und die Voralpen nachgehend. Von seinen Excursionsgenossen sind Ludwig Fischer, nachmals Professor der Botanik in Bern und der bekannte Pharmakognost C. Flückiger zu nennen. An Alphons Decandolle empfohlen, berief ihn dieser 1851 zum Conservator seines großen weltberühmten Herbars. Fast gleichzeitig unternahm M. als Begleiter Duby's eine floristischen Zwecken dienende Reise nach Südfrankreich, dann mit Boissier nach der Lombardei, Tirol und Salzburg und ein Jahr später nach Oberitalien bis Turin. Weitere wissenschaftliche Reisen hat er nicht unternommen. Während der mehr als 20 Jahre dauernden Thätigkeit am Decandolle'schen Herbar richteten sich Müller's specielle Studien fast ausschließlich auf die Systematik der Blüthenpflanzen. Es entstammen dieser Periode die monographischen Arbeiten über die Familien der Resedaceae, Apocynaceae und Euphorbiaceae, hauptsächlich für Decandolle's Prodromus, die beiden letzteren nebst den noch später behandelten Rubiaceae auch für die Martius'sche Flora brasiliensis. Zur Unterscheidung von gleichnamigen Botanikern fügte M. auf Martius' Vorschlag seinem Namen das Beiwort Argoviensis zu. Sämmtliche Monographien Müller's zeichnen sich durch Sorgfalt und Klarheit der Bestimmungen aus. Er besaß einen wunderbaren Blick für die richtige Classificirung selbst ganz entlegener exotischer Pflanzenformen. Die Bearbeitung der Resedaceae trug ihm die philosophische Doctorwürde seitens der Universität Zürich ein. Trotz alledem gehörte seine wahre Neigung den Kryptogamen, deren Erforschung er alle freie Zeit widmete. Vor allem warf er sich auf das Studium der Flechten, besonders in seiner späteren Stellung als akademischer Lehrer, und errang auf diesem Gebiete den Ruf einer anerkannten Autorität, so daß seine außerordentlich zahlreichen Schriften über diese Pflanzengruppe dem Systematiker zu unerläßlichen Hülfsmitteln wurden. Freilich konnte sich M. mit der von Schwendener begründeten und jetzt allgemein anerkannten Theorie, wonach die Flechten als durch Symbiose von Pilzen und Algen hervorgegangene Gebilde aufzufassen sind, niemals befreunden. Seiner Ueberzeugung von dem einheitlichen Charakter seiner Lieblingsgewächse gab er in seinen Schriften wiederholt recht scharfen Ausdruck. Es findet sich ein Verzeichniß sämmtlicher wissenschaftlichen Arbeiten Müller's in den beiden unten angegebenen Nekrologen. Um das Jahr 1868 trat M. in die akademische Laufbahn ein, indem er als Privatdocent an der alten Genfer Akademie Vorlesungen über vergleichende Morphologie und Systematik der Moose hielt. Aber erst nach Auflösung seines Verhältnisses zum Decandolle'schen Herbar, im J. 1874, konnte er sich ganz der Lehrthätigkeit widmen. Diese Aufgabe seiner Stellung war die Folge davon, daß ihn der Rath der Stadt Genf zum Conservator des Herbars Delessert wählte, welches 1869 durch Schenkung in den Besitz der Stadt übergegangen und aus Paris überführt worden war und um dessen Installirung sich M. große Verdienste erworben hatte. Bald darauf wurde er auch zum Director des städtischen botanischen Gartens ernannt. Seit 1871 wirkte er als außerordentlicher Professor für medicinische und pharmaceutische Botanik an der neu gegründeten Universität Genf und erhielt 1876 das Ordinariat für Systematik. M. las bloß während der Sommermonate und hielt sich in seinen Vorlesungen ohne Rücksicht auf systematische Stellung nur an die jeweilige Blüthezeit der zu besprechenden Familien, um

den Studirenden die Pflanzen immer im frischen Zustande vorführen zu können. Sein Vortrag war klar und durchdacht und fesselte durch die wissenschaftliche Begeisterung, die ihn beseelte. 1889 zog sich M. aus Gesundheitsrücksichten vom Lehramt zurück und lebte nur noch seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, behielt aber die Direction des Botanischen Gartens und seine Stellung am Herbar Delessert bei. Seine wissenschaftlichen Verdienste um die botanische Systematik fanden gebührende Anerkennung. Von vielen gelehrten Gesellschaften war er Mitglied oder Ehrenmitglied. Eine Cucurbitaceen-Gattung von der Insel Timor ist durch Alf. Cogniaux nach ihm Muellerargia und eine neue Section des Genus Hyptis von John Briquet Müllerohyptis benannt worden. Mitten aus erfolgreicher Arbeit entriß ihn nach nur kurzem Krankenlager der Tod im 68. Lebensjahre. Seine großen lichenologischen Sammlungen sowie seine Bibliothek gingen durch Kauf in den Besitz des Herbarium Barbey-Boissier über.

Berichte der Deutschen Botan. Gesellsch. Bd. XIV, 1896, S. 55—65: Nachruf von R. Chodat. — Bulletin de l'Herbier Boissier IV, Genève 1896: Nachruf von John Briquet, S. 111—133.

E. Wunschmann.

Müller: Johann Friedrich (Fritz) Theodor M. wurde am 31. März 1822 in Windischholzhausen bei Erfurt als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Den ersten Unterricht erhielt er in der Dorfschule zu Mühlberg, dann unterrichtete ihn sein Vater selbst und brachte ihn so weit, daß er in die Tertia des Gymnasiums in Erfurt eintreten konnte. Nach Absolvirung dieser Anstalt trat M. als Lehrling in eine Apotheke in Naumburg ein, um sich der Pharmacie zu widmen. Doch gab er diesen Vorsatz bald wieder auf und bezog 1840 die Universität in Berlin, um Mathematik und Naturwissenschaften zu studiren. Nachdem er 1844 auf Grund seiner Dissertation: „De Hirundinibus circa Berolinum observatis“, Berolini 1844, promovirt, veröffentlichte er noch in demselben Jahre zwei kleine Abhandlungen: „Ueber „Hirundo tessulata“ im Archiv f. Naturgesch. 1844, Jahrg. 10, Bd. 1, S. 370—376, und „Ueber Gammarus ambulans“, ebd. 10. Jahrg., Bd. 1, S. 296—300. 1845 bestand er das Staatsexamen für den höheren Schuldienst und fand am Gymnasium zu Erfurt Beschäftigung. Allein die Lehrthätigkeit sagte ihm nicht zu. Seine Liebe zu der Natur erweckte in ihm das unwiderstehliche Verlangen, das Thier- und Pflanzenleben fremder Länder kennen zu lernen. Schon nach einem halben Jahre gab er seine Stellung auf, bezog die Universität Greifswald und studirte dort von 1845—48 Medicin. Daneben trieb er jedoch eifrig zoologische Studien und veröffentlichte mehrere kleinere Arbeiten. Zunächst betheiligte er sich an der Herausgabe einer Uebersetzung des Werkes von Steenstrup: „Untersuchungen über das Vorkommen des Hermaphroditismus in der Natur. Aus dem Dänischen von C. F. Hornschuh. Mit Bemerkungen von Creplin, Fr. Müller, Karsch, Max Schulze und dem Uebersetzer“, Greifswald 1846. Dann schrieb er: „Ueber die Geschlechtstheile von Clepsine“ in Müller's Archiv f. Anatomie 1846; „Ueber Begattung von Clepsine complanata“ in Zeitschr. f. Zoologie, Bd. 1, 1848 und „Ueber Orchestia Euchore und Gryphus“ im Archiv f. Naturgeschichte, 14. Jahrgang 1848.

Die Promotion in der medicinischen Facultät unterblieb, weil ein kirchlicher Eid verlangt wurde, den er als Freidenker nicht leisten zu können glaubte. Nachdem er noch kurze Zeit als Hauslehrer thätig gewesen war, entschloß er sich 1854, wie er schreibt, der religiösen Unduldsamkeit in Preußen müde, nach Brasilien auszuwandern. Dort ließ er sich als Farmer in der

Colonie Blumenau nieder und schuf sich mit unermüdlichem Eifer ein neues Heim, aber seine wissenschaftlichen Arbeiten mußten während dieser Zeit ruhen. Er war daher sehr erfreut, als er 1855 eine Stelle als Lehrer der Naturwissenschaften am Lyceum zu Desterro erhielt. Hier beschäftigte er sich mit der Erforschung der Meerthiere und namentlich mit der Entwicklung der Krustaceen. Bald erschienen eine Reihe von kleineren Abhandlungen, die ebenso wie seine früheren Arbeiten, von einer außerordentlich gründlichen Beobachtungsgabe Zeugniß ablegen. Ich erwähne nur: „Die Magenfäden der Quallen" in Zeitschr. f. wiss. Zoologie, Bd. 9, 1858; „Zwei neue Quallen von Santa Catharina", Halle 1859; „Polypen und Quallen von Santa Catharina" im Archiv f. Naturgesch., Jahrg. 25, 1859, Bd. 1; „Das Colonialnervensystem der Moosthiere", ebd. 26. Jahrg. 1860, Bd. 1; „Ueber Balanus armatus", ebd. 33. Jahrg. 1867, Bd. 1.

Als Darwin's Werk über die Entstehung der Arten erschien, wurde M. ein begeisterter Anhänger der neuen Lehre. 1864 erschien sein Werk „Für Darwin", welches großes Aufsehen erregte. Es zeichnet sich durch Exactheit der Forschung und großen Scharfsinn in der Deutung des Beobachteten höchst vortheilhaft aus. Er entwickelt in demselben auch zuerst die Ansicht, welche Häckel später weiter fortsetzte, daß die Entwicklung des Individuums (Ontogenie) eine kurze Wiederholung der Entwicklung des Stamms (Phylogenie) ist. Dieses Werk trug viel zur Verbreitung der Darwin'schen Lehre in Deutschland bei.

Als 1865 die Schule zu Desterro einging, kehrte M. nach Blumenau zurück. Es gelang ihm, die Stelle eines „Naturforschers der Provinz Santa Catharina" und bald darauf die eines „naturalista viajante" des Museums zu Rio de Janeiro zu erhalten. In dieser Stellung hatte er vollkommen Muße seine naturwissenschaftlichen Studien fortzusetzen und er lieferte auf den verschiedensten Gebieten der biologischen Wissenschaft ein unschätzbares Material. Leider sind seine zahlreichen Schriften aus dieser Periode sehr zerstreut. Darwin, welcher ihn den „Fürsten der Beobachter" nennt, spricht in einem Briefe den Wunsch aus, daß er seine zahllosen und höchst interessanten Entdeckungen zusammenstellen möge, denn, sagt Dr. Krause, seine Beobachtungen sind derartig in in- und ausländischen Zeitschriften zerstreut, vielfach sogar nur in Briefen niedergelegt, daß nur wenig Menschen eine Ahnung davon haben, wie unendlich viele und wichtige Beobachtungen dieser deutsche Naturforscher der brasilianischen Regierung auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften zu Tage gefördert hat. Dabei war er für das Museum außerordentlich thätig, und dasselbe verdankt ihm eine Fülle des werthvollsten Materials. Aber nur Undank war sein Lohn. 1891 wurde ihm mitgetheilt, daß alle „naturalistas viajantes" in Rio de Janeiro ihren Wohnsitz nehmen sollten und er also auch dorthin übersiedeln müsse. Aber seine Besitzung in Blumenau war seine Beobachtungsstation. Diese konnte er nicht aufgeben, ganz abgesehen davon, daß sein Gehalt ihm in der Stadt nur eine sehr kärgliche Existenz bot. Als M. sich weigerte, der Aufforderung nachzukommen, setzte die brasilianische Regierung den verdienstvollen Naturforscher, dem sie so viel zu danken hatte, ab. Die brasilianische Regierung hielt es nicht einmal der Mühe werth, ihn sogleich davon zu benachrichtigen. Er erfuhr die Thatsache durch den Steuereinnehmer, der ihm sein Gehalt nicht mehr auszahlte, und aus den Zeitungen. Wenn seine Besitzung ihm bei seinen bescheidenen Ansprüchen auch die nöthigen Existenzmittel gewährte, so sah er sich doch beschränkt in den Ausgaben für seine wissenschaftlichen Arbeiten, da er sich die nöthigen Werke aus Berlin kommen ließ. Aber wenn M. auch bei der bra-

silianischen Regierung keine Anerkennung fand, das Vaterland versagte sie ihm nicht. Zu seinem 70. Geburtstage übersandten ihm 117 deutsche Naturforscher, Darwinisten und Anti-Darwinisten, ein künstlerisch ausgestattetes Album mit ihren Photographien und einer Adresse, in welcher es hieß: „Es führt uns der Wunsch zusammen, Ihnen, dem scharfsinnigen Meister biologischer Forschungen die herzlichsten Glückwünsche bei Vollendung des 70. Geburtstages auszusprechen". Zugleich wurde ihm eine kleine Summe für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung gestellt. Doch nur wenige Jahre waren ihm noch beschieden. Er starb am 21. Mai 1897. W. Heß.

Müller: Joseph M., Philolog und Geschichtsforscher, geboren in Brünn am 2. Mai 1823, † in Turin am 13. Juli 1895. In Wien zur Bekleidung philologischer Lehrstellen vorgebildet, hielt er zuerst ebenda Vorlesungen an der Technischen Hochschule (um 1850), siedelte aber bald (1852) in die damals noch österreichische Lombardei über, um da zunächst am Lyceum in Mailand zu unterrichten, bis sich ihm die Universitätslaufbahn erschloß. Wir finden ihn mindestens seit 1856 in Pavia als Professor für deutsche Sprache und Litteratur, dann für das gleiche Fach in Padua (Anstellungsdecret vom 29. August 1859). Als aber im Verlauf der italienischen Befreiungskämpfe auch die ganze Lombardei sammt Venetien den Oesterreichern entrissen wurde, verließ M. seine unhaltbar gewordene Stellung in Padua und begab sich zurück nach Wien (1866). Hier ehrte ihn nun zwar die Akademie durch Ernennung zum correspondirenden Mitglied ihrer philosophisch-historischen Classe (bestätigt am 3. August 1866); aber ein Lehramt mit Besoldung fand sich für ihn in der alten Heimath nicht. So ging er denn wieder nach Italien und erhielt noch im selben Jahr einen Ruf auf die Lehrkanzel der griechischen Philologie in Palermo, wurde jedoch von dem Archivdirector Donaini in Florenz bei archivalischen Arbeiten festgehalten (1867). Mittlerweile erging an M. ein anderer Ruf, welcher ihn für die übrige Zeit seines Lebens (Herbst 1867 bis Sommer 1895) an die Turiner Hochschule fesselte. Er begnügte sich nicht damit durch seine Vorlesungen ideale classische Bildung zu verbreiten und in der „Rivista di Filologia e d'istruzione classica" (bestehend seit Juli 1872) ein wissenschaftliches Organ für Philologen zu gründen, er suchte noch als Universitätsprofessor durch Schul- und Handbücher den griechischen (und deutschen) Unterricht in Secundärschulen zu heben („Dizionario greco italiano" 1871; „Corso pratico di lingua tedesca" 1873 ff.). Außerdem erwarb er sich das Verdienst, deutsche Hauptwerke seines Lehrfaches wie Otfr. Müller's griechische Literaturgeschichte (1858—59), G. Curtius' griechische Grammatik (1874), E. Curtius' griechische Geschichte (1877 ff.) durch Uebersetzungen zum Gemeingut der Italiener zu machen. Lernen wir durch die bisher erwähnten Schriften in M. den Schulmann kennen, welchem das classische Griechisch zum Lieblingsstudium geworden, so befremdet uns einigermaßen das Interesse für das Idiom und die Geschichte der späteren Griechen, welches gerade in seinen frühesten litterarischen Hervorbringungen sich geltend macht. Schon in seinen Heimathjahren schwebte ihm als Ideal die Sammlung der in Archiven, Klöstern, Druckwerken noch übrigen Reste byzantinischer Urkunden vor (siehe Sitzungsberichte der philos.-hist. Classe d. Wiener Akademie 1851, S. 323 ff.; 1852, S. 336 ff.) und es gelang ihm im Bunde mit dem Slavisten Miklosich allmählich sechs Bände „Acta et diplomata graeca medii aevi sacra et profana" zusammenzubringen (1860—90). Da ihm bei diesem Werk (speciell für den dritten Band) die Durchsuchung der italienischen Archive nach Urkunden profaner Natur als Aufgabe zufiel, begegneten sich seine Studien mit

denen von Tafel und Thomas, Heyd (Colonie commerciali degli Italiani in Oriente nel medio evo . . . recate in italiano da Gius. Müller, 1. 2, 1866 bis 68), Amari (zu dessen Diplomi arabi dal R. Archivio Florentino M. im Supplementband 1864 eine reiche Nachlese gab) und Anderen, welche vom Standpunkt der italienischen Handelsgeschichte aus zum Theil die gleichen Stoffe bearbeiteten, und er stellte sich ganz an die Seite dieser Forscher, indem er als Pendant zu den Veröffentlichungen ähnlicher Art aus venetianischen und genuesischen Archiven die „Documenti sulle relazioni delle città toscane coll' oriente cristiano e coi Turchi fino all'anno 1531" herausgab (1879). — Das Zugänglichmachen von Geschichtsquellen ging ihm über die eigene schriftstellerische Production; wenn er den Stoff dazu nicht gerade immer innerhalb der eben beschriebenen Kreise suchte, so verfiel er jedenfalls nie auf Werthloses. Es war zweifellos verdienstlich, daß er (1856—57) eine Sammlung ungedruckter lombardischer Chronisten ins Leben rief, wovon er die größere Hälfte selber besorgte. Noch werthvoller ist die Herausgabe der Briefe des großen Mailänder Staatsmannes Girolamo Morona und anderer ihn betreffenden Documente („Miscellanea di storia italiana" 2. 1863, 3. 1865), wie auch die des Carteggio di Vittoria Colonna (im Verein mit Erm. Ferrero 1889).

Wurzbach, Biogr. Lexikon 19, 389 f. — Nekrologe in Rivista di Filologia N. F. I, 445—448 und in den Sitz.-Ber. d. philos., philol. u. hist. Cl. d. Münch. Akad., Jg. 1896, S. 151. — Briefl. Mittheilungen von Müller.

Heyd.

Müller: Karl M., Historienmaler, ein Hauptvertreter der Düsseldorfer kirchlichen Kunst, wurde in Darmstadt am 29. October 1818 als der jüngste Sohn des Porträtmalers und Galerieinspectors Franz Hubert Müller geboren. Den ersten Unterricht empfing Karl von seinem Vater und zeigte dabei ein sehr früh entwickeltes Talent; schon als neunjähriger Knabe zeichnete er nach Giulio Romano Miniaturen, Grabdenkmäler, Ritterfiguren, aus Trachtenwerken und nach Originalen. Mit elf Jahren malte er ein paar Aquarelle, die h. Barbara und h. Katharina, letztere mit Marterwerkzeugen, darstellend, außerdem eine Bußscene, wahrscheinlich nach damaligen Aschaffenburger mittelalterlichen Bildern gemacht, die durch die geschickte Pinselführung in Erstaunen setzten.

Im Herbst 1855 folgte Karl seinen älteren Brüdern Andreas und Constantin nach Düsseldorf, wo er sofort auf der Akademie als Schüler Karl Sohns den rechten Weg fand, um sich mit Sicherheit weiter zu entwickeln. Schon nach zwei Jahren malte er, hauptsächlich unter dem Einflusse Schadow's, des Directors der Akademie, sein erstes Bild „Heimsuchung Mariä", mit dem er gleich einen bedeutenden Erfolg erzielte. Es zeigte eine gewisse künstlerische Wahlverwandtschaft mit der Art Ernst Deger's, mit dem er aufs innigste befreundet war. Noch im selben Jahre seines Entstehens wurde das Bild vom Kunstverein für Rheinland und Westfalen angekauft. Nun entstanden in schneller Reihenfolge seine weiteren Bilder; 1837 ein Aquarell „Der auferstandene Christus in seiner Jünger Mitte" sowie „Christus mit seinen Jüngern im Aehrenfelde", „Die Parabel vom Säemann und der Erndte" in drei durch Arabesken verbundenen Bildern, zu Anfang 1838 ein kleines Bild „Tobias mit dem Engel", ferner „Charitas" u. A. Zugleich erhielt er den Auftrag mit Deger, Ittenbach und seinem Bruder Andreas zusammen die Apollinariskirche bei Remagen mit Fresken zu schmücken; doch wurde die Ausführung der Arbeit durch den inzwischen nothwendig gewordenen Umbau der Kirche noch längere Zeit hinausgeschoben. Ende September 1839 trat M.

seine erste Romfahrt an; er schloß sich in Rom namentlich Overbeck freundschaftlich an. Im ersten Winter begann der Künstler mit dem Karton der Krönung Mariä's und zeichnete dazu zahlreiche Studien; auch verfertigte er Copien nach alten Bildern. Nach vierjährigem Aufenthalt in Italien kehrte er nach der Heimath zurück, um nunmehr mit den Genossen die Arbeiten auf dem Apollinarisberge, zu denen die Vorstudien und Compositionen im Laufe der Zeit gereift waren, an Ort und Stelle in Angriff zu nehmen. Er übernahm die Ausschmückung der rechten Seite der Kirche, für deren drei Wandflächen er die den Bildern zu Grunde liegenden Stoffe aus dem Leben der heil. Maria wählte, und zwar „Die Krönung Marias" (1845), „Die Verkündigung, die Heimsuchung und Vermählung Marias" (1847) und zuletzt „Die Geburt Marias". Im J. 1850 vollendete er diese große Aufgabe, wodurch sein Ruf als einer der ersten Meister in der religiösen Malerei der damaligen Zeit begründet wurde. Er hatte damit auch die Höhe seines Schaffens erreicht.

1851 entstand eine „Verkündigung", der 1852 ein „Abendmahl" folgte; 1854 eine Madonna mit dem Kinde, inmitten der Heiligen Heinrich und Hedwig für den Fürstbischof Heinrich Förster von Breslau. In dessen Besitz ging auch das 1859 entstandene, vielbewunderte Gemälde „Maria und Elisabeth" über. Die zarte Farbengebung der Bilder, die vielfach als übertrieben süßlich bezeichnet wurde, veranlaßte den Kritiker der „Vossischen Zeitung" bei Gelegenheit der Ausstellung der „Jünger zu Emmaus" darin Christus mit den Jüngern als „in Glacéhandschuhen" dargestellt zu bezeichnen. Wie Finke sagt, „gab es aber auch Künstlerkreise, denen die ‚Jünger zu Emmaus' gefielen".

Am 1. October 1858 wurde ihm die Lehrerstelle für Historienmalerei als Professor der Düsseldorfer Kunstakademie an Stelle des ausgeschiedenen Historienmalers Christian Köhler übertragen, in der er lange Jahre mit Eifer gewirkt hat. Im Jahre 1858 erhielt er wieder einen großen Auftrag für Freskomalereien, mit denen die Wallfahrtskirche Notre dame de la garde bei Marseille ausgemalt werden sollte. In dem abgeschlossenen Vertrag war eine zehn- bis fünfzehnjährige Arbeitszeit vorgesehen und für die ganze Leistung incl. Cartons ein Honorar von 300 000 Francs festgesetzt worden. Nachdem der Künstler schon mehrere Jahre hindurch die Vorarbeiten gefördert hatte, wurde durch Eintreten verschiedener mißlicher Umstände, wobei der Tod des Bischofs von Marseille und auch der deutsch-französische Krieg mitwirkten, der Auftrag rückgängig gemacht. Diese bittere Enttäuschung mit all ihren ärgerlichen Aufregungen übte natürlich auf die Gemüthsstimmung des Künstlers einen höchst niederschlagenden und lähmenden Einfluß aus. Dabei blieb diese schlimme Erfahrung nicht die einzige. Noch tiefer verletzte sein Empfinden das Resultat der Verhandlungen, durch welche die Ausmalung der Münsterkirche in Bonn als eine abgeschlossene Sache zu betrachten war. Schon waren die Skizzen entworfen, Cartons gezeichnet und die Gerüste zur Ausführung aufgeschlagen, die im Frühjahr 1867 begonnen werden sollte. Nur die Genehmigung der erzbischöflichen Behörde zu dem mit dem Meister abgeschlossenen Vertrag stand noch aus. Da geschah das gänzlich Unerwartete: diese Genehmigung wurde verweigert, weil der Erzbischof meinte, daß die Münsterkirche sich nicht dazu eigne in moderner Weise ausgemalt zu werden. In tiefster Erbitterung über eine so deprimirende Entscheidung vernichtete M. den bereits angefertigten, vollständig ausgeführten Carton des jüngsten Gerichts, damit eine seiner besten Arbeiten selbst zerstörend.

Durch so schmerzliche Erfahrungen wurde die künstlerische Schaffenskraft

längere Zeit gelähmt; doch stellten sich allmählich wieder Verhältnisse ein, deren günstige Einwirkung ihm über die Leidenszeit tröstend hinweghalfen und zu neuen Leistungen stärkten. Diesen Aufschwung zeigen die folgenden Bilder: „Pietas", „Die heil. Familie", „Immaculata Conceptio", „Anna und Maria", „Josef mit dem Jesusknaben", „Heil. Nacht" und „Jünger zu Emmaus", von denen er namentlich „Die heil. Familie" häufiger wiederholte. Auch verschiedene Christus- und Madonnenbilder entstanden, unter denen namentlich die „Madonna vor der Grotte" (1876) hervorgehoben wird. Auch ein neuer Auftrag für Bonn beschäftigte ihn jetzt, zwei Altarbilder: „Josef mit dem Jesusknaben" und „Anna mit Maria", die im J. 1882 fertig wurden. Sodann begann er für den Hochaltar der Remigiuskirche ein dreitheiliges Bild „Die Kirche", in welchem das himmlische Opfer über dem Altare, d. h. den Gottmenschen Christus in seiner gnaden- und lebenspendenden Beziehung zur Kirche, als das Haupt dargestellt war. Doch war es dem unermüdlich Schaffenden nicht vergönnt, diese Arbeit noch ganz zu vollenden. Vielfach gehindert wurde er darin durch die seit Mai 1883 übernommene Leitung der Düsseldorfer Kunstakademie, der er mit großer Gewissenhaftigkeit oblag. Mehrere auswärtige Akademien hatten ihn zum correspondirenden oder Ehrenmitgliede ernannt; auch an anderen Auszeichnungen, Anerkennungen und Orden fehlte es ihm nicht. Er starb am 15. August 1893.

Eduard Daelen.

Müller: Karl Otto M., Geheimrath und Professor der Rechte an der Universität Leipzig während fast 50 Jahren, wurde als Sohn eines Architekten in Wittenberg am 12. Juli 1819 geboren. Er studirte auf den Universitäten Leipzig und Halle die Rechtswissenschaft und scheint während dessen hauptsächlich Interesse für das Strafrecht gewonnen zu haben. Diesem Gebiete gehören wenigstens seine ersten, freundlich aufgenommenen Arbeiten an, nämlich seine Doctordissertation „De auctorum et ministrorum criminis differentia, Halle 1842, und die Habilitationsschrift „De plagis commentatio", ebenda 1843, sowie die Studie über eine ganz neue Materie: „Ueber die Verbrechen gegen die materielle Integrität der Eisenbahnen", Leipzig 1846. Im J. 1850 für kurze Zeit nach Greifswald übergesiedelt, ließ er sich dann in Leipzig nieder, wo er sich dem Römischen Recht zuwandte, besonders mit folgenden Arbeiten: „Die Lehre des Römischen Rechts von der Eviction 1. Th.", Halle 1851; „De falsa demonstratione heredis institutioni vel legato adjecta commentatio I et II", Leipzig 1861 u. 1865; namentlich aber dem „Institutionen-Lehrbuch" von 1858, das lebhaft anerkannt und schnell vergriffen war, aber leider keine Neubearbeitung erfuhr. Das Werk brachte ihm die Ernennung zum Ordinarius des Römischen Rechts, 1859, zugleich aber kam er mit dem geltenden Sächsischen Privatrecht in Berührung, indem er in demselben Jahre außerordentlicher Beisitzer, 1863 Rath am Appellationsgericht wurde, welchen Aemtern er mit Eifer oblag. Dadurch wurde er zur akademischen und wissenschaftlichen Bearbeitung dieses Rechtszweigs veranlaßt: 1869 Ordinarius desselben in Leipzig geworden, trat er, in schon höhcrem Alter, mit reichem gesammelten Stoff, an die litterarische Gestaltung heran; so entstand „Das Sächsische Privatrecht in seinen Grundzügen systematisch dargestellt", Leipzig 1892—1895, das stets einen ehrenvollen Platz in der Litteratur dieses Gebiets behaupten wird.

Mit großem Erfolge hat M. seiner Lehrthätigkeit obgelegen, während vieler Decennien, mit stets gleicher geistiger Frische und Spannkraft. Seine Liebe galt der akademischen Jugend, der er selbst trockene und heikle Fragen anschaulich und interessant zu machen verstand. Von wesentlich conservativer

Gesinnung, wurde er für seine Verdienste vielfach staatlich ausgezeichnet. Im J. 1892 konnte er sein 50jähriges Doctorjubiläum feiern, wofür Windscheid und Kuntze eine Festschrift verfaßten. Mit großer Vorliebe pflegte er die Musik, war 37 Jahre lang Ehrenvorstand des „Arion“, Ehrenmitglied des „Paulus“ und gehörte fast 50 Jahre der Loge „Minerva“ an, deren Saal sein aus der Mitte der 60er Jahre stammendes Bild schmückt, gemalt von Souchon. Eine treffliche Büste von ihm verfertigte Seffner 1898, kurz vor seinem am 13. December 1898 eingetretenen Tode.

Dr. theol. Wilh. Haan, Sächsisches Schriftsteller-Lexikon, Leipzig 1875, S. 224. — Bettelheim's biogr. Jahrbuch III, 128. — Deutsche Juristen-Zeitung III, 15, 16. A. Teichmann.

Müller: Dr. Karl Wilhelm M., ein vielseitiger und gründlicher Gelehrter, stammte aus einer Handwerkerfamilie der Fabrikstadt Apolda, wurde geboren 1801 (?), besuchte die Schule seiner Vaterstadt und erhielt seine akademische Vorbildung auf dem Gymnasium zu Weimar, welches damals unter der Leitung des ausgezeichneten Directors Gotthilf Gernhard (s. A. D. B. IX, 37) stand, der einer der ersten Schüler des großen Leipziger Philologen Gottfr. Hermann und Beck's sich um die Herausgabe Ciceronischer Schriften und des Quintilianus Verdienste erworben hat. Besonders schloß sich M. an den Professor der griechischen Litteratur E. Weber an. Im J. 1821 bezog er die Universität Jena, um Philologie zu studiren. Eichstaedt, Hand, Goettling, Luden, Osann (s. A. D. B. XXIV, 459), der später nach Gießen berufen wurde, waren seine trefflichen Lehrer; auch in das philologische Seminar trat M. ein. Ostern 1824 siedelte er nach Berlin über, wo er vor allem die Vorlesungen des berühmten Philologen August Böckh hörte. Schon im Herbst dieses Jahres wurde er am Gymnasium in Weimar als Hülfslehrer angestellt, wo er in den mittleren und oberen Classen Lateinisch und Deutsch unterrichtete. Besonders verdient machte sich M. durch Einführung der Turnübungen. In Weimar veröffentlichte er seine erste, seinem Lehrer Karl Goettling gewidmete Schrift: „De cyclo Graecorum epico et poetis cyclicis Lipsiae“, 1829; später (1835) ist diese Schrift durch den epischen Cyclus des um die Alterthumswissenschaft so hochverdienten Friedrich Gottlieb Welcker in Schatten gerückt worden. Im folgenden Jahre schrieb er ein Programm: „Nonnulla ad interpretandum carmen Simonidis Amorgini de mulieribus cett“. Vimariae. 1831 und 1832 gab er heraus: „Goethe in seiner letzten Thätigkeit und seinem Scheiden“ (Jena). Außerdem betheiligte sich der strebsame Gelehrte durch Recensionen an verschiedenen philologischen und pädagogischen Zeitschriften und schrieb Beiträge zu der zweiten Abtheilung der großen Encyklopädie von Ersch und Gruber. Obwohl seine Schrift über den epischen Cyclus von G. Hermann und Aug. Böckh Anerkennung fand und er hoffte, durch seine philologischen Arbeiten eine besser ausgestattete Stellung an einem anderen Gymnasium zu finden, so gelang ihm trotz vieler Verwendung zunächst doch nicht, seinen Wunsch zu erreichen. Endlich im J. 1833 folgte er einem Rufe an das neu errichtete Gymnasium in Zürich, und trat als Privatdocent der Philologie an der neu gegründeten Universität ein. Zugleich sollte ihm die Stelle eines Aufsehers der Turn-, Schwimm- und Waffenübungen der Gymnasiasten übertragen werden, aber aus besonderen Gründen nahm er das ihm angebotene Amt nicht an. Noch im Herbste des Jahres ging M. als Director des obern Gymnasiums und Privatdocent der Philologie an der Akademie nach Bern. Da man damals damit umging, das ganze Erziehungswesen des Kantons zu reorganisiren, so wurde ihm der Entwurf des Unterrichtsplanes des höheren Gymnasiums übertragen. Im Herbst 1834 wurde er

zum außerordentlichen Professor der Philologie an der neu errichteten Hochschule und zum Lehrer der griechischen Sprache am neu organisirten höheren Gymnasium ernannt, und das Zutrauen der Collegen erwählte ihn zum Director dieser Anstalt. In den letzten zwei Jahren hat M. auch den Unterricht in der deutschen Sprache und Litteratur ertheilt. Bis zum 12. December 1846 stand M. im Dienste der Republik Bern und hat sich durch Herausgabe von vier Heften „Analecta Bernensia“ um die classische Alterthumswissenschaft Verdienste erworben. Die werthvolle Berner Bibliothek ist von Philologen, namentlich von dem trefflichen Berner Professor Herm. Hagen später viel benutzt worden. In der Schweiz hatte M. manche Erfahrung gemacht, so daß er dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt sehr dankbar war, daß er am 29. November 1846 zum Nachfolger des ausgezeichneten Gymnasialdirectors Christian Lorenz Sommer in Rudolstadt ernannt wurde (s. Programm Rudolphopoli, 1847 und Programm Rudolstadt, 1851; Christian Lorenz Sommer, Consistorialassessor und Professor am Gymnasium, nach seinem Leben und Charakter gezeichnet von Robert Wächter, Professor). In Bern erhielt M. am 12. December 1846 seine nachgesuchte Entlassung „in allen Ehren mit Verdankung der geleisteten Dienste“. In der Geschichte der Hochschule Bern in den Jahren 1834—1884 von Dr. Ed. Müller, Professor der Theologie, Bern, 1884 herausgegeben, heißt es S. 48: „Als Lehrer und Professor der griechischen Sprache am höheren Gymnasium und der Universität war er anregend und fördernd durch Methode, geistige Regsamkeit und beißenden Humor. Er hat sich durch eine Anzahl Universitätsprogramme einen Namen erworben. Dieselben behandeln meist Berner Handschriften, darunter mehrere Inedita, die sich auf die spätrömische und mittelalterige Litteratur beziehen. Das Bedeutendste darunter ist die in vier Gymnasialprogrammen von Rudolstadt aus erschienene erste Herausgabe der sogen. Berner Scholien zu Vergil's Bucolica und Georgica (1847—54), wovon Herm. Hagen eine zweite Ausgabe veranstaltete“. In Rudolstadt hat er sich durch seine Berufstreue, seine Gelehrsamkeit und seine pädagogischen Erfahrungen um das Gymnasium in Verbindung mit tüchtigen Lehrern, wie Ernst Klußmann, Rudolf Hercher (später als Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin thätig), Berthold Sigismund, Albert Lindner, Wilhelm Dittenberger u. A. große Verdienste erworben, so daß ihm aus dem Munde des preußischen Schulraths Dr. G. Heiland, der auf Ersuchen des fürstlichen Ministeriums den Unterricht auf dem Gymnasium zu Rudolstadt einer Revision unterzog, die Anerkennung zu Theil wurde, daß in seiner Prima im Griechischen mehr geleistet werde als in den meisten Gymnasien der Provinz Sachsen (1868). Von 1847 bis 1868 hat er seines Amtes mit Treue und Geschick gewartet und es seinem Nachfolger, dem ausgezeichneten Philologen und Pädagogen C. Redantz übergeben. Nachdem er in Halle sich einer glücklichen Staaroperation unterworfen hatte, trat er in Pension und siedelte nach Weimar über, wo er mit vielen alten Freunden herzlich verkehrte. Im Sommer 1874 hatte sich Oberschulrath M. nach Bad Salzungen begeben, um sich durch einen Sommeraufenthalt gesundheitlich zu stärken. Hier wurde er am 5. August, 74 Jahre alt, von einem Nervenschlag getroffen. Sehr richtig hat ihn der Geh. Schulrath Professor Dr. Klußmann in dem Programm von Rudolstadt 1874 beurtheilt: „Nach Rudolstadt berufen, verwuchs M. bald mit der ihm untergebenen Anstalt in Geist und Herz so innig, daß er bei seinem Scheiden von uns wol sagen durfte, sein Gymnasium sei ihm Weib und Kind und das trauliche Heim seines Lebens gewesen. Mit seinem weitschichtigen Wissen, seiner Offenheit und seiner stets bereiten Schlagfertigkeit in Rede und Gegen-

rede war er für Schule, Stadt und Land ein typischer Charakter geworden, dessen lautere Gesinnung selbst von denen nicht bezweifelt wurde, welche sich von der Form, in welcher sich dieselbe äußerte, keineswegs angezogen fühlten." Seinen Namen trägt die „Müller'sche Stiftung", von ihm selbst zur Belohnung tüchtiger Turner dem Gymnasium verliehen. Im Verein mit Sigismund und noch einem Amtsgenossen begründete er die „Goethe-Schillerstiftung" zur Aufmunterung für solche Primaner, welche sich im schriftlichen oder mündlichen Gebrauche der Muttersprache und in der Kenntniß der vaterländischen Litteratur auszeichnen. Der Schreiber dieser Biographie hatte den schriftlichen Nachlaß des Oberschulraths M. erworben und besaß so die Gelegenheit, von den umfassenden Studien des so gelehrten Mannes Einsicht zu nehmen. Mit großer Gewissenhaftigkeit hatte M. seine Vorlesungen, die er in Zürich und Bern über die alten Schriftsteller, über griechische und deutsche Litteratur, über Philosophie und Kunst u. s. w. gehalten hatte, ausgearbeitet. M. war innig befreundet mit dem trefflichen Jenenser Philologen C. W. Goettling, dem Medicinalrath Theile, dem Professor Weber und anderen ausgezeichneten Männern. Müller's biederer Charakter und seine gründliche Gelehrsamkeit fanden überall Anerkennung. Seinen schriftlichen Nachlaß werde ich der großherzoglichen Bibliothek in Weimar zuwenden.

Lothholz.

Müller: Leopold Karl M. Der Künstler wurde auf einer Reise seiner Eltern am 9. December 1834 in Dresden geboren. Da sein Vater Leopold M. in Wien ein lithographisches Atelier besaß, lernte er die Kunst schon im Elternhause kennen. Obwol der Knabe frühzeitig künstlerisches Talent offenbarte und auch dem Vater gelegentlich bei der Arbeit helfen durfte, z. B. an den Lithographien zu den 1851 von Rivero und Tschudi herausgegebenen Antigüedades Peruanas, so mußte er doch, nachdem er die Realschule absolvirt hatte, auf das Polytechnikum gehen. Ludwig Ferdinand Schnorr v. Karolsfeld, der damalige erste Custos an der Gemäldegalerie im nahe gelegenen Belvedere, interessirte sich lebhaft für das Zeichentalent des jungen Menschen, der es seiner und des im selben Hause wie die Famlie M. wohnenden Historienmalers Karl Blaas Fürbitte zu danken hatte, daß sein Herzenswunsch in Erfüllung ging und er sich der Malerei widmen und die Akademie besuchen durfte. Von seinem 18. Jahre an der Schüler von Blaas, der ihn schon 1854 an den Fresken in der Kirche zu Fóth in Ungarn mitarbeiten ließ, trat er, 20 Jahre alt, in die damals von Christian Ruben geleitete Meisterschule ein, wo Sigmund L'Allemand, Arthur Grottger, Ferdinand Laufberger, Karl Swoboda, Michael Rieser und Josef Trenkwald seine Mitschüler wurden. 1855 malte er sein erstes größeres Bild „Friedrich der Schöne im Kerker". Eine knappe Chronik, die M. in seinem Todesjahre als Grundlage einer — leider nicht zu Stande gekommenen — Autobiographie seiner Schwester Luise diktirte und deren Einsicht mir von der Familie in liebenswürdiger Weise gestattet wurde, berichtet, daß er 1856 während eines Aufenthalts in der Ramsau mit Laufberger seine ersten Landschaftsstudien machte. 1857 besuchte er mit Trenkwald zum ersten Male Venedig, wo ihn „Farbenskizzen nach alten Meistern" beschäftigten. Im folgenden Jahre entstehen das Aquarell „Ramsauer Bauern" und die beiden Oelgemälde „Soldaten aus dem 30jährigen Kriege" und „Philippine Welser". Für letzteres erhielt er den Reichel-Preis. 1859 malte er die „Zigeuner im Dorfe", die „Hl. Elisabeth", die „12 Apostel" und die „Tigerfamilie". Ungarischen Aufenthalten in den Jahren 1860 und 1861 verdanken die Bilder „Bettelnde Zigeuner", „Fischende Knaben" und „Mädchen mit Enten"

ihre Entstehung. Nachdem M. 1860 die Mutter verloren hat, legt ihm der Tod des Vaters im J. 1862 die Verpflichtung auf, für die vier unverheiratheten Schwestern zu sorgen. Um sich ein festes Einkommen zu verschaffen, wird er Illustrator des Wiener politischen Witzblattes „Figaro“. Diese Stellung, in der er seinem Freunde Laufberger nachfolgt, hat er bis 1870 inne. Seine Beobachtungs- und Charakterisirungsgabe, sein satyrisch gefärbter Humor und schließlich wol auch sein lebhaftes und verständnißvolles Interesse an den großen und kleinen politischen Ereignissen jener bewegten Jahre machen ihn zum vorzüglichen Caricaturenzeichner. Selbstverständlich erlaubt es ihm die anstrengende Tätigkeit beim „Figaro“ nicht, viel auf Reisen zu gehen und viel zu malen. Doch fällt immerhin in das Jahr 1867 ein Aufenthalt in Paris, der gewiß seinen Entschluß, so bald als möglich wieder ganz zur Malerei zurück zu kehren, befestigt und gezeitigt hat, und es sind auch in jenen Jahren nicht nur Bildnisse (1865: Dr. Pokorny und Frau Hock, 1866: Herr und Frau Waldheim, der Redacteur des „Figaro“ Sitter und Johannes Nordmann, die Schwestern Luise, Bertha und Marie), sondern auch Compositionen entstanden: 1866 die im Auftrag des Unterrichtsministeriums gemalte „Ueberschwemmung Wiens im Jahre 1862“ (Akademie der bildenden Künste in Wien), „Gereizte Mutterliebe“ (Hunde) und das Aquarell „Mariazeller Prozession“, 1869 „Flickschneider“, „Engländer“, „Hausmütterchen“ (Kunsthistorisches Hofmuseum in Wien), „Wandersmann“, „Fischer“, „Kleine Hunde“, „Mädchen an der Theiß“ und „Trauernde am Grabe“. Das folgende Jahr verbringt der nunmehr freie Künstler, den es mit immer klarerer und stärkerer Sehnsucht nach dem Süden zieht, größtentheils in Italien. Bedeutungsvoll für seine weitere künstlerische Thätigkeit, ja für sein ganzes ferneres Leben ist der Aufenthalt in Venedig, wo er mit Pettenkofen im Palazzo Rezzonico in demselben Atelier arbeitet, das sie auch im Winter 1871 auf 72 wieder vereint. Hier gedieh die Bekanntschaft der beiden Wiener Künstler zu einem Freundschaftsbündniß seltener Art, das für Beide die schönsten Früchte bringen sollte. Sicherlich trug damals der intime Verkehr mit Pettenkofen nicht weniger als der Aufenthalt in der italienischen Natur und das Studium der alten Meister dazu bei, in M. den feinfühligen Coloristen zu erwecken. 1870 malt M. die „Spielenden italienischen Knaben“, das Bild „Carità, un centesimo, Signore!“ (Akademie der bildenden Künste in Wien), einen decorativen Plafond und mehrere Porträte, 1871 das „Mädchen am Altar“, die „Letzte Tagesmühe“ (Kunsthistorisches Hofmuseum in Wien), das Bild „Im Portikus“ (der Markuskirche) und „Die Lautenschlägerin“, 1872 die „Scheune“, den „Hühnerhof“, den „Alten Hahn“, den „Weinkeller“ und den „Bauernhof“. Den Winter 1872 auf 73 verbringt er in Palermo, wo er den „Rothen Sakristan“, die „Streitenden Pfaffen“ und den „Strand von Palermo mit dem Monte Pellegrino“ malt. Nachdem er in Wien, das damals in der Weltausstellung aufging, noch ein paar palermitanische Reminiscenzen festgehalten hat („Blühende Aloe“ und „Palmenhof“), folgt er dem Zug seines Herzens und reist nach dem Orient. Ueber Smyrna und Constantinopel geht es nach Cairo, und hier findet er die Quelle fast aller seiner späteren Werke, zu denen seine früheren gewissermaßen nur Vorbereitungen sind. Die ägyptischen Bilder sind es, woran man denkt, wenn Müller's Name genannt wird. M. ist nicht nur wie kein Zweiter im Stande, die Farbenwunder, die Aegyptens Sonne wirkt, wiederzugeben, sondern er versteht auch, in der Seele des Volkes zu lesen und dessen Leben und Treiben unübertrefflich zu schildern. Dabei wächst seine Darstellungskraft von Jahr zu Jahr. Zeichnung und Colorit, Composition und Charakteristik reifen zu gleicher Meisterschaft heran.

Von nun an bis zum Jahre 1885 bringt M. jeden Winter am Nile zu. Den Winter von 1874 auf 75 ist er mit Makart, Lenbach, Huber und dem Architekten Gnauth, der nachmals seine Bekanntschaft mit Ebers vermittelt hat, in Cairo. Ein altes Mamlukenschloß wird da zur fidelsten Künstlerherberge. 1879 dringt er bis Assuan vor, wo ihn Kronprinz Rudolf durch seinen Besuch auszeichnet. Außer in Aegypten hielt er sich fast jedes Jahr längere Zeit in Wien, in Italien und in den Alpen auf. 1875, 76 und 82 reist er nach London. In dem dortigen Kunsthändler Wallis hat er einen Käufer seiner Bilder gefunden, der ihm Preise zahlt, wie sie sonst auf dem Continent nur wenige Künstler erzielen. So kommt es, daß die meisten und bedeutendsten von Müller's Arbeiten in englischen und amerikanischen Privatbesitz gewandert sind. 1876 soll M. den Prince of Wales nach Indien begleiten, doch zerschlagen sich die Verhandlungen. 1877 und 78 verwendet er den größten Theil seiner Zeit auf die Illustrationen zu Ebers' „Aegypten". Die Verleihung einer Professur an der allgemeinen Malerschule der Wiener Akademie im J. 1877 läßt ihn diese Thätigkeit nicht ganz zu Ende führen, aber mehr als 40 Zeichnungen hat er für das Werk geliefert, und darunter finden sich ausgezeichnete Arbeiten. An Ebers gewinnt er einen treuen Freund. 1880 erkrankt er an einer Lungen- und Rippenfellentzündung, und nachdem er schon früher häufig an Augenentzündungen gelitten hat, muß er sich 1887, da er Professor der Specialschule für Historienmalerei wird, einer Staaroperation unterziehen. Trotz seines Augenübels aber obliegt er aufs gewissenhafteste und mit ausgezeichnetem Erfolge den Pflichten seines Lehrberufs. Unter seinen Schülern sind Bacher, Delug, Hirschl, Jovanovic, Krämer, Ottenfeld, Tichy und Wilda zu nennen. 1890 und 91 ist er Rector der Akademie. In letzterem Jahre erhält er auch das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft. Obwol auf einem Auge blind und auf dem anderen operirt, vermag er noch ein so wunderbares Werk wie die Skizze zu den „Aegyptischen Gauklern" zu schaffen. Am 4. August 1892 erliegt er zu Weidlingau bei Wien einem Herzleiden, dem seine starke Natur lange Widerstand geleistet hatte. Er ruht mit seinem Freunde Pettenkofen in einem Grabe, dessen Denkmal nach einer Skizze des letzteren von Tilgner modellirt wurde. M. war nicht nur ein hervorragender Künstler, sondern vor allem ein ganzer Mensch, in dem seltene Gaben des Geistes und des Herzens den künstlerischen die Waage hielten.

Ich zähle nunmehr, abermals der schon erwähnten Chronik folgend, die natürlich nicht vollständig ist, aber eine vom Künstler selbst getroffene Auswahl gibt, die seit dem ersten Aufenthalt in Cairo geschaffenen Werke auf: 1873: „Beduinenlager bei den Pyramiden", Zigeunerköpfe (entstanden in Szolnok). 1876: Studienköpfe, „Beduinenlager", „Palmzweig", „Sautina", „Nilda", Porträte des Kaufmanns Bircher, des Barons Seilern und des Barons Prokesch-Osten. 1877: die drei Studien „Beduinen", „Ali-Moschee" und „Palmenzweigverkäuferin". 1878: „Beduinen" (für Amerika), „Großer Markt" (im Auftrag des Unterrichtsministeriums gemalt, heute in der Modernen Galerie zu Wien). 1879: „Arabischer Bettler", „Schule", „Flohsucherin", „Interieur", „Saugbrunnen", „Sängerin", „Trik-Trak-Spieler", „Marktplatz in Cairo". 1880: „Wasserträgerin". 1881: „Wechsler" (1883 in München mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet), „Bazar". 1882: „Tänzerin", „Saugbrunnen". 1883: „Interieur", „Garküche". 1884: „Trik-Trak-Spieler", „Spinner", „Wasserträger", „Porträt Tilgners" (Akademie der bildenden Künste in Wien). 1885: „Trommlerin", Bildnisse der Gräfin Clam-Gallas und Daniel Spitzers, des Wiener Spaziergängers; in diesem Jahre wird ihm in Antwerpen die außerordentliche Ehrenmedaille verliehen. 1886: „Limonadever-

käufer", Porträt der Frau Blum-Pascha. Andere Bildnisse aus ungefähr derselben Zeit sind die der Mimikerin Oberti und des Bauraths Streit. 1887: „Hamida". 1888: „Kameelmarkt" (wofür er im folgenden Jahre die Karl Ludwigs-Medaille erhält). 1889: „Betender Beduine", „Kleinhändler". Zum Schlusse seien noch folgende aus dem Nachlaß stammende Bilder erwähnt „Nafusa" (Kunsthistorisches Hofmuseum in Wien), „Sphinxgesicht von heute", „Aegyptische Sängerin" (beide in der Modernen Galerie zu Wien) und „Junge Koptin" (München, Neue Pinakothek).

Georg Ebers, Leopold Karl Müller (Die Kunst unserer Zeit. München. 1893. S. 57 ff.). Derselbe, Vorwort zum Katalog der Nachlaßauction (Wien. 1893). — Karl v. Lützow, Die Graphischen Künste (Wien. 1894. XVII, S. 1 ff.). — Friedrich von Boetticher, Malerwerke des neunzehnten Jahrhunderts (Dresden. II. 1898. S. 102 ff.).

Arpad Weixlgärtner.

Müller: Otto M., geboren am 1. Juni 1816 zu Schotten am Vogelsberg in Hessen, erhielt seine erste Bildung auf den Gymnasien zu Büdingen und Darmstadt und wollte sich zuerst auf den Wunsch des Vaters der Theologie widmen, änderte aber nach dem Tode desselben seinen Lebensplan und wählte die kameralistische Laufbahn. Indessen gab er auch diese bald wieder auf, um 1836 die Stelle eines Bibliothekars an der Darmstädter Hofbibliothek anzunehmen, mit welcher später die eines Privat-Bibliothekars des Prinzen Karl von Hessen und bei Rhein verbunden wurde. In diesen, seinen Neigungen und seinem Wissensdrange, besonders auf historischem Gebiete, zusagenden Verhältnissen verblieb er bis 1843, wo er die Redaction des zur fürstlich Thurn- und Taxis'schen Oberpostamts-Zeitung gehörenden belletristischen Blattes, „Frankfurter Conversationsblatt", übernahm, das unter seiner Leitung und Anregung in ästhetischer und litterarischer Hinsicht einen bedeutenden Aufschwung nahm, und an dem sich bald vorzügliche jüngere, später in weitesten Kreisen bekannt gewordene Talente betheiligten. Im J. 1848 trat M., einem Rufe der liberalen Partei folgend, unter den schwierigsten Verhältnissen zur Redaction des „Mannheimer Journals" über, welches während der Zeit der badisch-pfälzischen Anarchie unter Müller's besonnener Leitung das einzige unabhängige constitutionelle Organ blieb, das ungeachtet seiner entschieden freisinnigen Tendenz dennoch die Interessen der rechtmäßigen, im Auslande weilenden Regierung vertrat. Wie man nach der Pacifikation des Landes dieses loyale, muthige Verhalten Müller's in solcher exponirten Stellung gelohnt hat, gehört nicht hierher. Mit Recht konnte er, dem selbst seine politischen Gegner Achtung und Anerkennung zollten, von sich sagen, er sei stolz darauf, daß die Reaction ihm für seine, dem Landesherrn und der gesetzlichen Ordnung geleisteten Dienste mit keinem anderen Dank gelohnt habe, wie mit dem bekannten „Dank vom Hause Oesterreich". Inzwischen hatte M. sich durch seinen ersten Roman „Bürger" als Schriftsteller vortheilhaft eingeführt, durch denselben auch die Liebe seiner nachmaligen Gattin Gustava, geborenen Fritze aus Bremen, erworben. Leider verlor er dieselbe schon im J. 1852 durch den Tod, nachdem sie ihm einen Sohn geschenkt, und er siedelte nun nach Bremen über, wo er fast zwei Jahre im angesehenen Hause der Schwiegereltern weilte und sich im Umgange mit treuen Freunden, wie Thomas Arens, F. Ruperti, F. Pletzer, Herm. Allmers u. A. von diesem schweren Schicksalsschlag erholte. Im Frühjahr 1854 ging er nach Frankfurt a. M. zurück, leitete hier kurze Zeit im Auftrage der Meidinger'schen Verlagsbuchhandlung die „Deutsche Bibliothek", jene weit verbreitete Sammlung deutscher Originalromane, die aufs glänzendste mit berühmt gewordenen

Romanen eines Th. Mügge, H. Kurz, G. Kühne, V. J. Scheffel u. A. debütirte, und gründete darauf mit Th. Creizenach und Ludw. Braunfels die ästhetische Wochenschrift „Frankfurter Museum“. Im Spätherbst 1856 schloß M. mit der Schwester seiner verstorbenen Gattin eine neue Ehe und lebte er seitdem in unausgesetzt fleißiger schriftstellerischer Thätigkeit in Stuttgart. Dort starb er am 6. August 1894.

Man hat M. von verschiedenen Seiten in der Presse den, allerdings ehrenden, Vorwurf gemacht, er habe es niemals verstanden, die Lärmtrommel für sich zu rühren, und habe es verschmäht, sich zu einer praktischen Auffassung seines Berufes zu animiren; aber er konnte — wie er mir schrieb — „es nun einmal schlechterdings mit seinem Wesen nicht vereinbaren, sich um den materiellen Erfolg seiner Arbeiten viel zu bekümmern; wenn das Buch möglichst fehlerfrei gedruckt war, so hatte er seiner Meinung nach seine Schuldigkeit gethan, und da er nicht so glücklich war, daß der eine oder der andere bedeutende Zeitgenosse sich damit zufrieden erklärte, so war er in seinem Gemüthe beruhigt und hatte auch meist schon eine neue Arbeit unter der Feder, die seinen ganzen Brüteeifer neuerdings absorbirte, so daß er das ausgeschlüpfte Küchlein ruhig seinem Schicksal überließ“. Müller's erstes Werk war ein Drama „Rienzi“ (1839), das als Manuscript gedruckt wurde und deshalb ganz unbekannt geblieben ist, aber von Gutzkow in seinem „Telegraphen“ einer ganz besonderen Achtung gewürdigt ward. Alle übrigen Werke Müller's sind Romane und Novellen, und darin zeigt er sich als ein tüchtiger, ernst zu nehmender und hochverdienter Poet von gesundem Realismus und idealer Gesinnung. „Er hält in seinen Productionen an der Weise des echten deutschen Romans fest, indem sie ihre Inspirationen aus der Tiefe des Gemüths schöpfen, häufig einen lyrischen Grundton vorwalten lassen und einen Zug nach dem Idealschönen offenbaren. Die Darstellung des inneren Lebens bildet den Hauptreiz seiner Schöpfungen. Sie sind die Producte eines nicht bloß berechnenden, scharf combinirenden Verstandes, sie verrathen auch niemals Spuren moderner Blasirtheit, sondern athmen eine warme, hingebende Frische und Lebendigkeit, welche die Herzen gewinnt; und nur selten hat sich M. den reinen Strom seiner auf allgemein menschlichen Intentionen beruhenden Schöpfungen durch das Beiwasser der Tendenz trüben lassen.“ „Bürger. Ein deutsches Dichterleben“ (1845; 3. Aufl. 1870) ist ein biographischer Roman, der mit der ersten Hochzeit Bürger's beginnt, durch ausführlich psychologische Entwicklung des Charakters Bürger's Theilnahme für den Dichter zu wecken und das Verhältniß zu Molly, der Schwester seiner Frau, so darzustellen sucht, daß das sittlich Anstößigste bedeckt bleibt. Ein zweiter biographischer Roman ist „Charlotte Ackermann. Hamburger Theaterroman“ (1854), in dem nur die letzten Lebensjahre der talent- und gemüthvollen Künstlerin dargestellt werden, welche sich in unseliger Verblendung von dem wüsten Werbeofficier Major v. Sylburg fesseln und ins Verderben ziehen läßt. Der Roman ist auch noch besonders werthvoll durch seine culturhistorische Unterlage; es werden uns nämlich darin die Theaterzustände in Hamburg zur Zeit Lessing's und die damals berühmten Schauspieler Schröder, Eckhof, Brockmann u. A. in lebendigster Darstellung vorgeführt. Ferner gehören hierher „Eckhof und seine Schüler“ (II, 1863), ein Roman, von dem der berühmte Schauspieler Theodor Döring bekannte, er sei der einzige gewesen, bei dessen Lesen er Thränen vergossen habe; „Der Professor von Heidelberg“ (III, 1870; 2. Aufl. 1881), der uns ein unheimliches Lebensbild des Professors und Dichters Lotichius bietet; „Altar und Kerker“ (III, 1884), der das Schicksal des edlen hessischen Pfarrers Frdr. Ludw. Weidig († 1837) behandelt.

Zu den culturhistorischen Romanen sind zu zählen „Der Klosterhof. Ein Familienroman" (1859; 2. Aufl. 1862), „Aus Petrarca's alten Tagen" (II, 1862), „Petrus von Vinea" (Novelle, im Frankfurter Conversationsblatt, 1846), „Diadem und Maske" (III, 1875), „Schatten und Höhen" (II, 1881; 2. Aufl. 1884); zu den historischen „Die Mediatisirten" (II, 1848), „Georg Volker. Ein Roman aus dem Jahre 1848" (III, 1851), „Roderich. Eine Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1812" (II, 1861), „Der Wildpfarrer" (III, 1866) und „Der Fall von Constanz" (III, 1872). Eine Reihe anderer Romane und Erzählungen, wie „Der Majoratsherr" (1873), „Der Postgraf" (II, 1876), „Der Stadtschultheiß von Frankfurt" (1856, 3. Aufl. 1878), „Der Tannenschütz" (1851), die „Erzählungen und Charakterbilder", Andrea del Castagno — Die Liebe im Grabe — Der Museumsweiler — Der Delicatessenhändler (III, 1865), „Zwei Sünder an einem Herzen" (II, 1863), „Die zwei Krüglein" (1868), „Die Förstersbraut von Neunkirchen" (1868), „Monika" (1872), „Münchhausen im Vogelsberg" (1875) behandeln das gesellschaftliche Leben oder das Leben der Bewohner Oberhessens, des Vogelsberges, und die Erzählungen der letzteren Art haben dadurch einen besonderen Reiz, daß in ihnen auch die dem Dichter innewohnende, nicht geringe Gabe des trockenen Humors und der behaglichen Einzelmalerei mehr zur Geltung kommt.

Persönliche Mittheilungen. — Ueber Land und Meer, Jahrg. 1874, S. 1034 und Jahrg. 1888, Nr. 32. — Heinrich Kurz, Litteraturgeschichte, Bd. 4, S. 792. — Karl Leimbach, Die Dichter der Neuzeit und Gegenwart, Bd. 7, S. 64. Franz Brümmer.

Müller: Wilhelm M., Schauspieler und Schriftsteller, soll am 13./24. März 1780 in St. Petersburg als Sohn eines Bauraths v. Müller geboren sein; wo er erzogen ist, wo er seine Jugend verbracht hat, bleibt unbekannt. Aus seinen Schriften scheint hervorzugehen, daß M. seine Jugend in Rußland, meist in St. Petersburg verlebt hat. Mit schwärmerischer Liebe hängt er an Rußland; er soll immer russische Erde in einer kleinen silbernen Kapsel auf der Brust bei sich getragen haben. Nach einer anderen — aber nicht verbürgten — Nachricht ist M. in St. Petersburg als Sohn eines kaiserlich russischen Stallmeisters geboren; der Name Müller ist nur ein angenommener; der eigentliche Familienname ist unbekannt. Infolge eines Duells soll M. das elterliche Haus verlassen haben. In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts (19.) taucht M. als Schauspieler in Riga auf; sein Aufenthalt in Riga ist durch Personen, die sich Müller's erinnerten, sicher begründet. In Riga verheirathete er sich mit einer Wittwe, die ihm einen Sohn mitbrachte; er hatte die Frau am Sarge ihres Mannes kennen gelernt. Nachdem er eine Zeitlang als Schauspieler in Reval gewirkt hatte, wandte er sich nach Deutschland und erwarb sich die Concession in Cöslin und Stettin spielen zu dürfen. In Colberg verließ ihn seine Frau; sie fand es für geeignet, mit einem Officier durchzugehen; ihren Sohn ließ sie zurück. M. heirathete zum zweiten Mal, eine seiner Schauspielerinnen, aber das Glück der Ehe war nur kurz; die Frau, sowie der dieser Ehe entstammte Sohn starben. M. verkaufte seine Theatereinrichtung, seine Bibliothek und zog nach Berlin. Hier lernte ihn J. Brunold (eigentlich Meyer, Pfarrer in Joachimsthal) kennen; Brunold ist der einzige, dem wir einige Mittheilungen über M. verdanken (Gartenlaube 1865, S. 589 Sancta Libertas; 1872, S. 397 ein litterarisches Geheimniß). In Berlin beschäftigte sich M. nur mit schriftstellerischen Arbeiten — einsam stand er da. Er siedelte nach Charlottenburg über, wo er bei einem Fräulein

Bonin wohnte und am 20. April 1862 gestorben ist; sein Vermögen, etwa 10 000 Thaler, soll er milden Stiftungen hinterlassen haben. Ein Porträt Müller's ist dem Taschenbuch „Des Bettlers Gabe" 1844 beigegben.

Als Schauspieler soll M. unbedeutend, höchstens in Spitzbubenrollen erträglich gewesen sein; bei seinen Fachgenossen hat er den Spitznamen „Todtenkopf-Müller" geführt.

Nachdem M. von der Schauspielkunst Abschied genommen hatte, widmete er sich mit großem Eifer der Schriftstellerei (1835—1850). Er war außerordentlich fleißig; er hat Romane, Novellen, Dramen, Volks- und Jugenderzählungen verfaßt. Viele seiner Romane und Erzählungen sind auffallend düster, aber alle sehr anziehend und spannend geschrieben; seine Jugenderzählungen (in G. Nieritz' Volksbibliothek erschienen) erlebten mehrere Auflagen, Der Stoff zu den meisten seiner Novellen und Romane ist der russischen Geschichte und dem russischen Volksleben entnommen; auch die baltische Geschichte war ihm nicht fremd geblieben. Daß M. der russischen Sprache mächtig war, unterliegt keinem Zweifel; seinen Werken sind vielfach russische Worte beigemischt. Er scheint aber auch russische Originale benutzt zu haben. Wissenschaftliche Werke hat M. nicht veröffentlicht; seine historischen Schriften sind einfach erzählend, ohne Quellenangabe verfaßt.

M. soll auch Dramen geschrieben haben und zwar unter dem Namen Adami, doch habe ich darüber nichts sicheres ermitteln können. Ich habe mich vergeblich bemüht, alle Schriften Müller's zu sammeln; es ist nicht möglich gewesen. Viele in den Katalogen angegebene Werke sind vollständig verschwunden. Es kann hier nicht alles genau angeführt werden. Von seinen historischen Werken nenne ich: „Russen und Mongolen", 4 Bde., 1830—1840, „Groß-Nowgorod, die Freistätte der russischen Slaven" 1843, „Jermak und seine Genossen" 1843, „Rußland und seine Völker", I. (einziger) Theil 1844. Wenn wir von einigen besonders herausgegebenen Novellen und Romanen („Dämmerzustände" 1837, „Die Verworfenen" 1836) absehen, so findet sich die weitaus größere Menge der Arbeiten Müller's in dem von ihm herausgegebenen Taschenbuch „Des Bettlers Gabe", 14 Jahrgänge, 1835—1848. Es sei nur auf einige der hier abgedruckten Erzählungen hingewiesen. Im I. Jahrgang (1835) liefert M. in den „Schattenbildern" Skizzen aus Livland und Petersburg; er läßt einen Deutschen, Waller, seine Lebensgeschichte erzählen, wie Waller von Pommern nach Rußland gelangt sei. Im II. Jahrgang (1836) führt er abermals einen — unschuldig verurtheilten — Deutschen ein, der Schauspieler geworden war, seine Geliebte durch einen Officier verlor u. s. w., alles erinnert vielfach an Müller's eigenen Lebensschicksale.

M. hat außerdem noch für Zeitschriften vielfach Beiträge geliefert (z. B. für den Preußischen Volksfreund 1836—1847). Sicher ist es, daß er seit 1847 den früher von Puttkamer herausgegebenen „Preußischen Volksfreund" übernahm und mehrere Jahre leitete. In diesen Bänden finden sich vielfach größere und kleinere Beiträge von M., die hier aufzuzählen unmöglich ist.

L. Stieda.

Müller: Wilhelm Konrad Hermann M., deutscher Philolog, wurde unter dem Scepter König Jerôme's am 27. Mai 1812 zu Holzminden geboren: als ältester Sohn zweiter Ehe eines lutherischen Steuerbeamten, der nach der Wiederherstellung des Königreichs Hannover in Springe einen Posten fand und dort im J. 1834 als Kreissteuereinnehmer hochbetagt, mit Hinterlassung einer zahlreichen unversorgten Familie gestorben ist. In Springe mit seiner waldreichen Umgebung hat M. zunächst fröhliche Knabenjahre verlebt und durch den Candidaten Buck vortrefflichen Privatunterricht in Lateinisch und

Griechisch sowie die frühe Ermunterung zu wissenschaftlicher Arbeit empfangen. Nach dessen Fortgang von Springe (1827) trat der Ernst des Lebens an den Fünfzehnjährigen heran: er siedelte als Hauslehrer zu einem kinderreichen Landpfarrer über, der ihm seinerseits versprach, ihn selbst für das Universitätsstudium weiter vorzubereiten. Aber diese Zusage wurde nicht gehalten, und so bezog M., nachdem er ein Jahr für seine höhern Zwecke verloren hatte, das Gymnasium in Holzminden, das ihn zu Michaelis 1832 mit einem ehrenvollen Abgangszeugniß zur Universität entließ. Die Kunst mit Wenigem auszukommen und den entschlossenen Verzicht auf jeden sorgenfreien Lebensgenuß brachte er mit nach Göttingen, wo er am 26. October 1832 als stud. phil. et theol. immatrikulirt wurde und während acht Semestern die Vorlesungen von Ewald, Otfried Müller, Dahlmann, Jacob Grimm, Benecke und Herbart besuchte. Am stärksten hat auf ihn Otfried Müller gewirkt, in dessen philologischer Societät er einen fruchtbaren Eifer entfaltete, während er Jacob Grimm in den Studienjahren nicht näher getreten ist und bei Benecke nur eben eine Interpretation, gegen den Schluß seiner Studienzeit hin, belegt hat. In seinem sechsten Semester, am 4. Juni 1835, wurde eine Preisschrift von ihm „De Corcyraeorum republica“ gekrönt und bald darauf durch den Druck veröffentlicht. Im Frühjahr 1836 übernahm er die Erziehung der beiden Söhne des Hofraths Bergmann, ließ sich im Herbst exmatrikuliren und legte am 13. Juni 1837 vor der wissenschaftlichen Prüfungscommission das Staatsexamen in den alten Sprachen, Geschichte und Deutsch ab: das von Jacob Grimm als Vorsitzenden ausgefertigte Zeugniß läßt deutlich erkennen, wie bis dahin die classische Philologie in Müller's Arbeit und Interesse durchaus überwogen hatte und für das Deutsche nur eben erst die Ansätze zu einem historischen Studium der Sprache vorhanden waren.

Die Vorgänge vom November 1837, welche dreien seiner Lehrer die Amtsentsetzung brachten und auch Otfried Müller im Tiefsten erregten, hat M. als Hausgenosse des damaligen Prorectors Bergmann erlebt, dessen schlaffe und selbstzufriedene Objectivität in den Briefen Wilhelm Grimm's mit verächtlichem Spott verfolgt wird. Er verblieb in dieser Stellung auch, nachdem er im Sommer 1838 seine Probelection am Gymnasium gehalten hatte und bald darauf als Accessist bei der Bibliothek vereidigt worden war. Erst im Frühjahr 1839 verließ er das Bergmann'sche Haus, im Herbst gab er auch seine Stellung am Gymnasium auf, um sich ganz der Vorbereitung auf die akademische Laufbahn widmen zu können. Daß er dafür die deutsche Philologie wählte, dazu war er wol durch die Verwaisung dieses Faches bestimmt worden, das nach dem Ausscheiden der Brüder Grimm nur noch matt von dem 77jährigen Benecke im Nebenamt versorgt wurde. Sein erster wissenschaftlicher Plan war ein Specialwörterbuch zu Wolfram von Eschenbach, das Jacob Grimm im December 1839 brieflich willkommen hieß und für das sich Lachmann noch 1844 erbot, Georg Reimer als Verleger zu werben: die Vorarbeiten dafür sind dann dem großen „Mittelhochdeutschen Wörterbuch“ zu gute gekommen. — Durch lange Jahre harter Arbeit und unausgesetzt geübter Entsagung, in denen M. noch obendrein für Ausbildung und Unterhalt seines sieben Jahre jüngeren Bruders Heinrich Dietrich (s. d.) aufopfernd gesorgt und sich um das Ergehn von Mutter und Schwestern selbstquälerisch gebangt hat, ist er zu dem Ziele gelangt, das ihm offenbar früh vorgeschwebt hat. Die gleiche zähe Energie hat aber auch der Bruder bewiesen: in Beiden arbeitete sich eine Familie wieder zu der Höhe des Lebens empor, die, wie es scheint, nicht ohne die Schuld des Großvaters auf den Abstieg gerathen war, und Beide schlugen dabei einen Weg ein, für den ihnen der ehrenwerthe Vater,

ein alter Soldat, nur eben den Muth und die Kraft des Entbehrens mitgeben konnte.

W. Müller's ganzes weiteres Leben ist an Göttingen und die Georgia Augusta geknüpft geblieben. Im Januar 1841 hat er hier promovirt, gleich darauf, am 13. Februar, die venia legendi für deutsche Sprache und Litteratur erlangt und mit dem Beginn des Sommersemesters seine Vorlesungen eröffnet. Zu seinen lexikographischen Arbeiten, deren gegebenes Vorbild Benecke blieb und die ihm somit auch das Rüstzeug zu einem tüchtigen Editor lieferten, waren inzwischen eindringende Studien auf dem Gebiete der deutschen Heldensage und Mythologie getreten, für deren Richtung er sich von vornherein mehr noch Otfried Müller als Jacob Grimm und Lachmann verpflichtet glaubte. Aber freilich ist dieser Einfluß Otfried Müller's in seinen späteren Arbeiten weit stärker zu Tage getreten, als in dem „Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage" von 1841. Eine Ausgabe des „Armen Heinrich" mit Wörterbuch (1842) war für seine Vorlesungen bestimmt und durfte sich auch nach Wackernagel's von Lachmann geförderter Recension und neben der bald darauf ans Licht tretenden Haupt's sehen lassen. Für die ersten Bände der „Zeitschrift für deutsches Alterthum" (1841—1845) lieferte M. eine Reihe von Beiträgen, die der Herausgeber mit freudigem Danke aufnahm; ich hebe hervor: in Band 1 die Bearbeitung der Bruchstücke des „Crane", mit denen M. seinen Landsmann Berthold v. Holle in die Litteraturgeschichte einreihte, aus Bd. 3 die Abhandlung über „Siegfried und Freyr" und den sachlich verfehlten, aber im Hinblick auf spätere Anläufe Anderer nicht uninteressanten Versuch, Hildebrandslied und Muspilli in Strophen abzutheilen, schließlich aus Bd. 5 die erste Veröffentlichung des hochbedeutsamen altfranzösischen „S. Alexis" aus Lammspringe. An die Stelle des langgewohnten Gedrücktseins durfte jetzt wachsendes Selbstgefühl, ja eine gewisse Hoffnungsfreudigkeit treten. Briefe Jacob Grimm's, dem er seit Anfang 1840 für das Deutsche Wörterbuch beisteuerte, Uhland's, der bei abweichender Grundanschauung doch der Selbständigkeit seiner germanistischen Erstlingsschrift hohe Anerkennung zollte, Lachmann's, der ihm unterm 3. December 1844 schrieb: „Wie könnte das Wörterbuch [Benecke's] in bessere Hände kommen, als in die Ihrigen?", Wilhelm Wackernagel's (der ihm sogar gegen Jacob Grimm später Recht gab) bezeugten ihm die Anerkennung der Besten, und wenn auch aus der von der kurhessischen Regierung geplanten Marburger Professur, für die ihn Moriz Haupt schon im Herbst 1843 als einzigen Candidaten vorgeschlagen hatte, schließlich gar nichts wurde, so traf doch die Anerkennung von Hannover nach dem Erscheinen seines ersten größeren Buches: „System und Geschichte der altdeutschen Religion" (1844) ziemlich prompt ein: im Januar 1845, fast genau vier Jahre nach seiner Promotion, wurde M. außerordentlicher Professor, allerdings mit einem recht bescheidenen Gehalt.

Aber freilich, eben dies Buch, das ihm seine Stellung an der Landesuniversität einbrachte und ihn aus der drückendsten Noth befreite, wurde zugleich das tragische Verhängniß seines Lebens. M. strebte über Jac. Grimm's „Mythologie" hinaus mit einer „Geschichte der Religion": dazu hatte er ein Recht, und das faktische Verdienst dieser seiner Aufgabestellung würde noch größer sein, wenn er es nicht selbst durch das gleichzeitige Streben nach einem „System" abgeschwächt hätte. Er übte ferner Kritik an Jacob Grimm's Werthung wirklicher und vermeinter Quellen, und auch hier hat er im Princip wie in vielen Einzelheiten unsern Beifall, umsomehr als die zweite Auflage der „Deutschen Mythologie" den Beweis geliefert hatte, daß ihr Verfasser in der Aufsuchung zweifelhafter Zeugnisse durchaus nicht vorsichtiger geworden

war. M. hob scharf hervor, daß er eine Darstellung des alten Heidenthums, nicht eine solche des heutigen Volksglaubens liefern wolle, an dessen Herausbildung allzuviele Factoren betheiligt seien. Man kann auch ganz und gar nicht behaupten, daß sich M. von vorn herein im Tone vergriffen und den schuldigen Respect gegen den Altmeister verletzt hätte. Aber Jacob Grimm hatte mit keinem seiner Werke solches Glück gehabt wie gerade mit der „Mythologie“: sie war aus einer überquellenden Entdeckerfreude geboren und mit einer fast allgemeinen Begeisterung aufgenommen worden, der Autor hatte sich daran gewöhnt, nicht nur die Anordnung und die Gedankenarbeit, sondern auch das Material, das er zusammengebracht, als sein Eigenthum anzusehen. Und nun wehte ihm aus dem trockenen und mit wenig Stilgefühl geschriebenen Buche eines Jüngeren, der naturgemäß auf die gleichen stofflichen Grundlagen angewiesen war, ein nüchterner, kritischer Geist entgegen, und eine bald als irrig widerrufene Mittheilung ließ ihm M. geradezu als einen Plagiator erscheinen, der unter der Correctur der zweiten Auflage seines Werkes ihm die Früchte eigenster Arbeit entwendet haben sollte. Zornwüthig, wie es nie zuvor und niemals später seine Art war, schlug er auf das Concurrenzwerk los (Jahrbücher f. wiss. Kritik 1844, Nr. 91. 92 = Kleinere Schriften 5, 336—344), und auch nachdem die Aufklärung erfolgt war, welche M. von einem ehrenrührigen Verdacht befreite, verwirklichte er die Hoffnung nicht, die W. Wackernagel brieflich aussprach, daß er „Gelegenheit finden werde, seine Uebereilung gut zu machen“. Vielmehr antwortete er auf Müller's „Offenes Sendschreiben an Herrn Jacob Grimm als Nachtrag zu dem Buche Geschichte und System der altdeutschen Religion“ (1845), das eine durchaus berechtigte Selbstvertheidigung darstellte, mit neuen, gleichheftigen Anklagen und Ausfällen (Allgemeine Zeitung 1845, Nr. 102, Beilage = Kleinere Schriften 7, 600—602). Allerdings war sein Unmuth in durchaus begreiflicher Weise gesteigert worden durch ein schwer zu entschuldigendes Manöver, eine grobe Tactlosigkeit, zu der sich die Jacob Grimm wahrlich zu Danke verpflichteten Göttingischen Gelehrten Anzeigen hergaben: hier erschienen im Spätjahr 1844 kurz nach einander eine zum mindesten überflüssige Besprechung der zweiten Auflage der „Deutschen Mythologie“ von M. selbst (Nr. 174—176) und eine solche von Müller's eigenem Werke, deren Verfasser, der M. befreundete Historiker Adolf Schaumann, als gänzlich unberufen bezeichnet werden durfte. Diese Anzeigen geschrieben und veranlaßt zu haben ist Müller's einzige Schuld — er hat sie schwer gebüßt! Denn sie steigerten zunächst in Göttingen selbst die Verstimmung bei den zahlreichen und einflußreichen Freunden, die die Grimms hier hinterlassen hatten, sie vereitelten eine Wiederannäherung Müller's an Jacob, die ihm persönlich noch lange Bedürfniß war, aber obendrein von seinen Freunden, vor allem von Schaumann und dem Bruder Heinrich Dietrich als eine Selbstentwürdigung energisch verhindert wurde, und sie hielten M. für alle Folgezeit dem Kreise derjenigen Gelehrten fern, deren Würdigung er bisher mit freudigem Stolze genossen hatte. M. war kein großer Geist, aber er war ein methodischer Kopf und ein consequenter Denker; er hatte einen ausgesprochenen Sinn für Probleme und centrale Aufgaben unserer Wissenschaft, er besaß eine vortreffliche sprachwissenschaftliche Bildung, an der neben den Werken von Grimm und Bopp auch dem Unterricht Ewald's sein Antheil gebührt, und er hatte sich durch ein eindringendes Studium der Ausgaben Lachmann's und Benecke's zu einem Verständniß des mittelhochdeutschen Idioms hingearbeitet, das ihn als Herausgeber, Conjecturalkritiker und wirklich interpretirenden Lexikographen dieser Meister nicht unwürdig erscheinen ließ. Seinem ganzen wissenschaftlichen Habitus nach gehörte er zu dem Kreise der Lachmann,

Haupt und Müllenhoff — und ihnen wurde er damals entfremdet. Es war für ihn wirklich keine volle Entschädigung, und er hat es auch kaum als solche empfunden, als sich ihm später die Pfeiffer, Bartsch und Zarncke näherten und er einen losen Anschluß an den Kreis der „Germania“ fand, der im wesentlichen durch berechtigten und unberechtigten, aber doch durchweg mehr persönlichen als sachlichen Widerwillen gegen die „Berliner“ zusammengehalten wurde.

M. war von Haus aus eine nach außen spröde, doch innerlich weiche Natur, aber das Leben war für ihn von Jugend auf ein Kampf, und die Isolirung, in die er gedrängt wurde mit dem Gefühl, sein Recht und sein Verdienst verkannt zu sehen, gab ihm mehr und mehr eine Starrheit, die durch den beständigen Verkehr mit dem knorrig zähen jüngern Bruder noch gesteigert wurde. Er blieb in Göttingen und und hat sich hier mühsam in die Höhe quälen müssen. Den geringen Erfolg seiner Lehrthätigkeit schob er darauf, daß man das Deutsche als Prüfungsfach wieder beseitigt hatte, und so war er bemüht, den Kreis seiner Vorlesungen zu erweitern, in die er nach dem Vorbilde Jacob Grimm's seit 1847 auch die historischen Hülfswissenschaften aufnahm. Nachdem er endlich für sein Lehrfach die Anerkennung der Oberschulbehörde erlangt hatte und dann im J. 1854 unmittelbar nach einander der 1. Band des „Mittelhochdeutschen Wörterbuches, mit Benutzung des Nachlasses von G. F. Benecke ausgearbeitet“ und die in der Hauptsache von Schambach gesammelten, von M. geordneten und wissenschaftlich bearbeiteten „Niedersächsischen Sagen und Märchen“ erschienen waren, erreichte er 1856 auch die Beförderung zum Ordinarius, mußte aber weitere zwölf Jahre bis zum Aufrücken in die Honorenfacultät warten. Das Jahr, in dem er sein großes lexikalisches Werk abschloß, 1866, brachte dem treuen Hannoveraner, der sich gerade in der letzten Zeit wiederholter Gnadenerweise von Seiten seines Königs erfreuen durfte, schweren Kummer, und er hat ihn erst nach den Ereignissen von 1870/71 langsam überwinden gelernt.

Nichts im Leben hat er mühelos und nichts früh erreicht — dafür ist es ihm beschieden gewesen, das Erreichte lange und dankbar zu genießen und insbesondere seine geistigen Kräfte bis in sein hohes Alter zu bewahren. 1851 hatte er mit einer Verwandten einen glücklichen Ehebund geschlossen, zwanzig Jahre später konnte er das freundliche Häuschen beziehen, das er sich vor dem Albanithore erbaut hatte. Seine litterarische Production schien nach 1866 völlig zu stocken — nur ein Aufsatz im 14. Bande der „Germania“ (S. 257—269) hatte 1869 daran erinnert, daß M. seine eigene Auffassung von der Nibelungensage principiell umgebildet habe. Da überraschte der alte Herr die Fachgenossen 1886 mit der Zusammenfassung seiner in langen Jahren still fortgehegten Lieblingsstudien zu einer „Mythologie der Deutschen Heldensage“, ließ diesem Buche 1889 noch ein zweites „Zur Mythologie der Griechischen und Deutschen Heldensage“ folgen und führte in der Vertheidigung seiner selbständigen und eigenartig consequenten Methode gegen die Recensenten eine so sichere und scharfe Klinge, daß der unbetheiligte Zuschauer an der geistigen Frische des 77jährigen seine Freude haben durfte. Nachdem er dann noch im Spätjahr 1889 die in seinem Besitz befindlichen „Briefe der Brüder Grimm an G. F. Benecke (1808—1829)“ herausgegeben hatte, begann er um die Weihnachtszeit zu kränkeln und starb am Geburtstage Jacob Grimm's, am 4. Januar 1890.

Wilhelm Müller's wissenschaftliche Arbeit ist, von kleineren Jugendschriften und gelegentlichen kritischen Beiträgen aus späterer Zeit (besonders wichtig die zum „Erec“, Germania Bd. 7, S. 129 ff.) abgesehen, zwei Gebieten unserer Wissen=

schaft zugewandt gewesen, der mittelhochdeutschen Lexikographie und der Mythologie und Heldensage: auf ersterem liegt sein größeres Verdienst, auf letzterem hat er die stärkere Originalität entfaltet. Das Verdienst des Lexikographen ist anerkannt worden, obwol sein Name mehr als billig hinter dem Werke zurücktrat, für den Mythologen hat sich bei seinen Lebzeiten selten eine Stimme des Dankes und der Anerkennung erhoben.

Das „Mittelhochdeutsche Wörterbuch“ sollte das Lebenswerk G. F. Benecke's krönen, der dafür seit drei Jahrzehnten gesammelt hatte und im 1. Bande von Haupt's Zeitschrift (S. 39—56) sich über die Principien der Anordnung aussprach, indem er zugleich ein paar Probeartikel mittheilte. Nach Benecke's Tode (1844) erwarb M. den handschriftlichen Nachlaß und entschloß sich, das Wörterbuch gemäß den Grundsätzen Benecke's auszuarbeiten: dieser Anschluß an eine unpraktische und auch wissenschaftlich nicht zu rechtfertigende Anordnung nach „Stämmen“, wie man sie dem Dialectwörterbuche Schmeller's und allenfalls noch dem „Althochdeutschen Sprachschatz“ Graff's zugestehen mochte, die aber für das Mittelhochdeutsche mit seinen eben durch Benecke und Lachmann festgelegten Normalformen entschieden zu verwerfen war, hat in Verbindung mit dem allzu bescheidenen Titel der ersten Lieferung (1847) zunächst die Vorstellung erweckt, als ob Benecke ein nahezu druckfertiges Manuscript hinterlassen habe: der Vorbericht Müller's zum 1. Bande gibt über den mangelhaften Zustand der Vorarbeiten genügenden Aufschluß, läßt aber noch immer nicht hervortreten, wie viel M. neben der Vermehrung der Stichwörter und Belege für die reichere Ausgestaltung der Interpretation gethan hat. Davon kann man sich ein annäherndes Bild machen, wenn man den einen Halbband 2 I (M—R), welchen Zarncke bearbeitet hat, vergleicht mit Müller's Leistung, insbesondere mit Band 2 II, dem Buchstaben S, mit welchem M. an Stelle des damals kränkelnden Zarncke das Werk 1866 abschloß (Bd. 3 war schon 1861 herausgekommen) und zugleich die Höhe seines Könnens erreichte. Das „Mittelhochdeutsche Wörterbuch von Benecke, Müller und Zarncke“, das nach Müller's bescheidenem Vorwort als ein „erster Versuch“ gelten sollte, ist heute noch unveraltet und unentbehrlich und wird in absehbarer Zeit durch kein Werk ersetzt werden, das für das Verständniß der mittelhochdeutschen Dichter auf breiterer und mehr gesicherter Basis Aehnliches leistete. Und das Hauptverdienst, der meiste Dank gebührt Wilhelm Müller.

Schwerer ist es, den Leistungen Müller's auf dem Gebiete der Mythologie und Heldensage gerecht zu werden. Daß er vor Müllenhoff auf strengere Sichtung der Quellen gedrungen hat, daß er den Aberglauben als ein Gebiet ansah, dessen Wurzeln erst für sich erforscht werden müßten, daß er auch die „Mythologie der Volkssage“ „auf ihre eigenen Füße stellen“ wollte, ehe er aus ihr direct das alte Heidenthum erläuterte, das alles steht fest und war in der Zeit J. W. Wolf's und des jungen Mannhardt gewiß ein Verdienst. Auch daß er eine schärfere Scheidung von Religionsgeschichte und Mythologie anstrebte, hätte mit Fug und Nutzen anerkannt werden sollen, mochte man sich nun seinen Begriff der Mythologie aneignen oder nicht.

Als M. 1841 seine germanistische Erstlingsarbeit schrieb und die Siegfriedssage aus einem alten Freysmythus ableitete, stand er in Ziel und Methode Lachmann recht nahe (bei dessen Verleger G. Reimer ja auch das Büchlein herauskam); auch mit der Schrift „Ueber die Lieder von den Nibelungen“ (1845, aus den „Göttinger Studien“), welche die Vielheit der Lachmann'schen Lieder auf eine ursprüngliche Fünfzahl reducirte, konnte er sich als einen Fortbildner des Bahnbrechers der Nibelungenkritik fühlen und er selbst trug sich mit der Vorstellung, Lachmann abgelöst zu haben. Zehn Jahre später

aber zeigt der Recensent von Müllenhoff's Streitschrift in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen (1855, St. 70—72) und der Verfasser des Aufsatzes „Die geschichtliche Grundlage der Dietrichssage" (in Henneberger's Jahrbuch für deutsche Litteraturgeschichte Bd. 1, S. 159—179) ein ganz anderes Gesicht. Er fühlt sich jetzt ausgesprochen als der Vertreter einer von Lachmann und Müllenhoff grundverschiedenen Auffassung der germanischen Heldensage, wenn er auch an gewissen Hauptpunkten seiner ursprünglichen Erklärung der Sage zeitlebens festhält, und er hat diesen neugewonnenen Standpunkt festgehalten und seine Methode immer straffer ausgebildet über den Germaniaaufsatz von 1869 bis zu den beiden Büchern, welche er als sein wissenschaftliches Testament ansah. Erst jetzt trat, weit deutlicher als in der „Altdeutschen Religion", der Einfluß von Otfried Müller's „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie" (1825) und desselben Gelehrten „Geschichte hellenischer Stämme und Städte" (seit 1820) hervor, aber stärker noch als die Werke des alten Lehrers wirkte der beständige Verkehr mit dem Bruder, dem Verfasser der „Mythologie der griechischen Stämme" (1857—1869). Wieweit sich W. M., der stets ein starkes Gefühl der Selbständigkeit besaß, über diese Einflüsse klar gewesen ist, läßt sich um so schwerer sagen, als die neue Methode seiner eigensten Art so sehr entsprach, daß sie ihr immerhin auch direct hätte entspringen können. Denn sie schaltete Momente aus, für die M. kein Organ besaß, dichterische Phantasie und künstlerische Gestaltung, und sie strebte nach „Formeln der historischen Symbolik", die sich wie grammatische Gesetze und wie feste Linien des Bedeutungswandels greifen ließen. Schon daß M. nicht müde wurde zu betonen, Mythologie, religiöse und historische, habe nur dann ein Anrecht auf den Namen einer wissenschaftlichen Disciplin, wenn sie über die volle Beweiskraft einer sicheren Methode verfüge, und das könne und müsse sie, zeigt die Stärke und zugleich die Schwäche seines Verfahrens, das kein vorsichtig tastendes Einfühlen in diese oft so zarten Gebilde kannte.

Müller's Fortschritt, und gewiß war es principiell ein solcher, liegt darin, daß er neben den historischen Grundlagen einer Heldensage und etwaigen durch unzweideutige Parallelen gesicherten Resten des religiösen Mythus ein drittes anerkannte und forderte: die mythische Umgestaltung des Geschichtlichen, die sich unter ähnlichen Formen vollziehe, wie die religiöse Symbolik. So erblickte er in der Sage Dietrich's von Bern, deren Grundlagen er (im Gegensatze zu Wilhelm Grimm) in der Geschichte Theoderich's des Großen gegeben fand, zugleich wesentliche Züge aus der Geschichte des ostgothischen Volkes vor und nach Theoderich, in symbolischer Umformung in die Lebensgeschichte des Nationalhelden eingereiht. Er sah mit Recht ein Verlegenheitszeugniß der Lachmann'schen Methode darin, daß sie den Rüdiger von Pöchlarn zu einem mythischen Localheros (religiöser Natur) stempelte, bloß weil er historisch nicht zu greifen war. Indem er nun aber diese Erkenntniß des „historischen Mythus" neben der „historischen Sage", den die Forschung auf dem Gebiete der griechischen Heldensage längst anerkannt hat, methodisch auszugestalten strebte, gelangte er seiner strengen und nüchternen Art gemäß zu einer Allegorisirung der Geschichte, welche mit Schablonen arbeitet: eine Brautwerbung bedeutete ein und für alle Mal die Eroberung eines Landes, und wenn sich die Brautwerbung wiederholte, dann mußte eben das Land zwei Mal erobert sein. So ist es gekommen, daß von den positiven Aufstellungen Müller's wenig oder gar nichts anerkannt wurde, daß aber auch die faktischen Voraussetzungen seiner Methode nicht die unbefangene Prüfung gefunden haben, die sie unzweifelhaft verdienen.

H. F(ischer) in der Beilage z. Münchener Allgemeinen Zeitung 1890, Nr. 24. — Lattmann, Nekrolog des Bruders Heinrich Dietrich Müller in den Neuen Jahrbüchern für Philologie 1894, II. Abtheilung, S. 344 bis 352. 392—400 (darin Mittheilungen aus der Familiengeschichte). — Der Nachlaß, soweit er nicht auf Veranlassung des Bruders vernichtet wurde, ist mir durch die Wittwe und Tochter M.'s zur Verfügung gestellt worden.

Edward Schröder.

Mundt: Christoph M. (Mount, Montius), politischer Agent Heinrich's VIII. in Deutschland. Ueber die Jugend wie überhaupt die Herkunft des späteren Agenten Christoph M. wissen wir gar nichts; soviel steht nur fest, daß er aus Köln gebürtig war und bereits in frühen Jahren nach England gekommen ist; in welcher Eigenschaft ist unbekannt. Zunächst trat er dort in Thomas Cromwell's Dienste; wie es scheint, hat er ihm gegenüber eine ähnliche Stellung eingenommen wie sein wol ungefähr gleichaltriger niederrheinischer Landsmann und späterer politischer wie persönlicher Freund Johann Sleidan am französischen Hof gegenüber dem Cardinal Johann du Bellay; auch in der Art seiner wissenschaftlichen Bethätigung erinnert M. an den zukünftigen Geschichtsschreiber des deutschen Protestantismus: er übersetzte Bücher, das heißt doch wol, er bearbeitete wie jener Chroniken; eine Belohnung, welche M. im J. 1532 dafür von seinem Herrn erhielt, ist amtlich beglaubigt.

Seit dem Sommer 1533 wurde M. zu auswärtigen Gesandtschaften herangezogen, zunächst noch in Verbindung mit anderen Agenten, und auch nur um über die politische Lage zu referiren, weniger um selbständig irgend welche Verhandlungen anzuknüpfen. Wir finden ihn damals in Oberdeutschland, in Nürnberg und Augsburg, in Verbindung mit den Mitgliedern des schwäbischen Bundes. Seit dieser Zeit ist er nur mit kurzen Unterbrechungen vier Jahrzehnte hindurch einer der vornehmsten englischen Berichterstatter über deutsche Angelegenheiten geblieben.

Welche Stellung M. damals zur religiösen Frage einnahm, wissen wir nicht. Das nahe Verhältniß zu Thomas Cromwell, „dem Hammer der Mönche", läßt ja allerdings vermuthen, daß er nicht mehr ganz auf dem Boden der alten Kirche stand; auch daß Heinrich VIII. ihn im folgenden Jahre mit einer Sendung an die deutschen Fürsten betraute, um über die ihm von Seiten der römischen Curie zugefügten Beleidigungen Klage zu führen, läßt zum mindesten auf den Beginn einer inneren Wandlung schließen. Völlig gewonnen für die neue Lehre erscheint M. ein Jahr später, denn sonst hätte man ihn wol kaum ausgesandt, um Melanchthon aufzuforderen, statt dem Rufe nach Paris zu folgen, nach England zu kommen. Damals suchte M. den berühmten Magister persönlich in Wittenberg auf, und wenn er auch nicht die Erfüllung seines diplomatischen Auftrages in seinem ganzen Umfange erreichte, so gelang es ihm doch, sich die Freundschaft des großen Gelehrten zu erwerben. Seine Stellungnahme zur Cardinalfrage des Jahrhunderts war damit gegeben.

Hierdurch war seine Haltung gegenüber dem schmalkaldischen Bunde bedingt. Sein politisches Ziel war fortan, bis zum Ausbruch des Religionskrieges in Deutschland, ein Hand-in-Handgehen Englands mit den deutschen Protestanten herbeizuführen. Seine Thätigkeit culminirte mithin weniger in einer Antagonie gegen das kaiserliche Cabinet als in einer Durchkreuzung der Versuche Franz' I., die Kräfte des deutschen Protestantismus, soweit er im schmalkaldischen Bunde politisch organisirt war, den Interessen der französischen Krone dienstbar zu machen. Kurze Zeit schien Mundt's Bemühungen voller

Erfolg zu winken, während der Vorverhandlungen über das Heirathsprojekt Heinrich's VIII. mit Anna von Cleve, der Schwägerin des sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich. Aber die Unbeständigkeit und Sinnlichkeit des englischen Königs, die bekanntlich wenige Monate nach der vollzogenen Trauung im Sommer 1540 zur officiellen Scheidung führte, trug diese Hoffnungen bald zu Grabe, ja machte ein ferneres Zusammengehen des Inselreiches mit dem schmalkaldischen Bunde, dessen vornehmstes Mitglied Johann Friedrich sich durch die schimpfliche Behandlung einer nahen Verwandten tief verletzt fühlte, nahezu unmöglich. Auch M., den man zu den Vorverhandlungen zumal mit dem kursächsischen Hofe hinzugezogen hatte, wurde von dem jähen Abbruch der Beziehungen unangenehm betroffen. Ob er nach der Hinrichtung seines Gönners Thomas Cromwell direct in Ungnade gefallen ist, wissen wir nicht; immerhin ist es auffallend, daß von Juni 1540 — am 28. Juli endete nach längerem gerichtlichen Verfahren Cromwell auf dem Schaffott — bis Juli 1542 in den State papers kein Bericht von M. an Heinrich VIII. mitgetheilt wird; soviel scheint festzustehen, daß er seit jener Zeit sich die Möglichkeit hat verschaffen wollen, anderweitig Dienste anzunehmen; der Fortgang der religiösen Bewegung in England mag nicht zum wenigsten mitbestimmend für ihn gewesen sein. Zu Beginn der 40er Jahre finden wir denn M. in Speier, am Sitze des Kammergerichts, wo er Rechtsstudien trieb und sich auch den Doctorhut erwarb.

Nach der Beendigung des Speierer Reichstages (Herbst 1544) wandte sich M. nach Straßburg, um sowol Erkundigungen einzuziehen über den Inhalt des auffallenden Friedensschlusses von Crespy, als auch um Verhandlungen anzuknüpfen über seinen Eintritt in den Dienst dieser Stadt als Rechtsgelehrter sowie über Lösung seines Dienstverhältnisses zu England. Der Versuch scheiterte, so warm sich auch Martin Bucer, mit dem M. aufs innigste befreundet war, bei dem Altstättmeister Jakob Sturm für ihn verwandte. Wie es scheint, kehrte er daraufhin (nach einer diplomatischen Mission zu Landgraf Philipp von Hessen im December) nach Speier zurück. Während des Reichstages zu Worms im Frühjahr und Sommer 1545 finden wir M. am Sitz der Reichsversammlung, später hielt er sich meist in Frankfurt auf, vorübergehend auch noch in Worms, bis er im October 1546, in den Zeiten des schmalkaldischen Krieges, als die kritischen Wochen des Donaufeldzuges herannahten, in Frankfurt das Bürgerrecht erwarb. Zwei Jahre später siedelte M. dauernd nach Straßburg über und wurde dort unter die Schirmverwandten der Stadt aufgenommen. Nach einigen Monaten, am 13. Januar 1549, verheirathete er sich dort mit Rosine Quintner aus dem Geschlechte der Quintner von Saarburg; im November desselben Jahres wurde ihm die erste Tochter geboren.

Erst seit dem Frieden von Crespy (Sept. 1544) ist M. wieder activ in die große Politik eingetreten; die Jahre, welche jetzt folgen bis zur Katastrophe des schmalkaldischen Bundes, bilden unbestreitbar den Höhepunkt seines Lebens. Vorher war er nur politischer Berichterstatter gewesen, der lediglich zu referiren hatte über die Stimmungen und politischen Strömungen innerhalb Deutschlands; später sank er wieder in diese mehr secundäre Stellung zurück, so oft man auch seinen Rath einforderte, wenn es galt, eine Action diplomatisch vorzubereiten. Jedoch während dieser beiden für den gesammten deutschen Protestantismus so entscheidungsvollen Jahre war es M. vergönnt — freilich ohne augenblicklichen, endgültigen Erfolg — an der Durchsetzung seiner eigenen politischen und mehr noch religiösen Ueberzeugungen rege mitzuarbeiten. „Seine Hauptaufgabe sah er . . . jedenfalls darin, sein ursprüngliches und

adoptirtes Vaterland auf dem Grunde der Reformation politisch zu einigen" (Lenz, Bucerbriefwechsel II, 269). Scheinbar kam der Kreis von Publicisten und Staatsmännern, in welchen er durch seine zeitweise Uebersiedlung nach Straßburg gerathen war, diesen seinen Bestrebungen entgegen, freilich nur scheinbar, wenigstens nur in einer, in der religiösen Richtung. Gegen einen zu engen politischen Anschluß an England sträubte man sich dort vornehmlich aus Furcht vor dem benachbarten Frankreich aufs äußerste. Erst mußte der Friede zwischen Heinrich VIII. und Franz I. hergestellt seien, bevor die deutschen Protestanten an ein Hand-in-Handgehen mit dem fernen Inselreich denken konnten. Dieser politischen Nothlage entsprang im Sommer 1545 Mundt's energische Mitarbeit an den Verhandlungen, welche zur Friedensvermittlung der Schmalkaldener zwischen England und Frankreich im Spätherbst und Winter des Jahres 1545 führten. Sie scheiterten bekanntlich infolge der diplomatischen Ungeschicklichkeit der protestantischen Unterhändler — auch Johann Sleidan gehörte zu ihnen — wie an der überlegenen politischen Position des Kaisers, dem die Fortdauer der kriegerischen Verwicklungen im Interesse seiner internationalen Stellung erwünscht war. Doch schon war wieder ein anderer Boden bereitet, von dem aus mit noch mehr Aussicht auf Erfolg eine gemeinschaftliche Action zwischen dem Inselreiche und der protestantischen Vereinigung inaugurirt werden konnte: die gemeinsame Gegnerschaft gegen das im December 1545 eröffnete Concil von Trient. In den ersten Monaten des Jahres 1546 war M. unermüdlich thätig, ein solches Zusammengehen herbeizuführen, selbstverständlich nur um später den Abschluß eines politischen Bündnisses folgen zu lassen mit der wenn auch officiell verheimlichten, so doch nach Lage der Dinge unverkennbaren Spitze gegen Frankreich. Soweit waren seine Bemühungen bereits von Erfolg gekrönt, daß das rührigste und nach außen hin angesehenste Mitglied des schmalkaldischen Bundes, Philipp von Hessen, sich für seine Person nicht abgeneigt zeigte, mit Heinrich VIII. einen Pensionsvertrag abzuschließen; nur auf den dringenden Rath der Straßburger Politiker insbesondere, welche den Zorn des benachbarten französischen Königs fürchteten, unterließ der Landgraf den letzten entscheidenden Schritt (April und Mai 1546). Wenige Monate später brach der längst gefürchtete schmalkaldische Krieg aus. Da noch nichts Definitives mit England abgemacht war, kam man nach den schweren Niederlagen der Protestanten auf die früheren Verhandlungen nicht mehr zurück. Auch Mundt's selbständige politische Wirksamkeit hatte durch den überwältigenden Sieg Kaiser Karl's V. ein baldiges Ziel gefunden.

Seit seiner Uebersiedlung nach Straßburg im Spätherbst des Jahres 1548 und seit seiner Verheirathung blieb Mundt's dauernder Wohnsitz die oberdeutsche Reichsstadt, so oft er auch im Dienste seines Adoptivvaterlandes zur Unterstützung diplomatischer Missionen berufen wurde. Nur wenige Jahre mußte er seine Thätigkeit unterbrechen: unter der Regierung der blutigen Maria war für einen so entschiedenen Protestanten wie M. war, der dazu noch in Straßburg, dem internationalen Zufluchtsort vieler wegen ihres Glaubens verfolgten Bekenner des Evangeliums, lebte, kein Platz in der englischen Beamtenhierarchie. Doch kaum hatte Elisabeth den Thron bestiegen, als M. mit allen Ehren wieder in seine frühere Stellung eingesetzt wurde, nicht zum Schaden der englischen Berichterstattung über Deutschland. So sehr genoß er das Vertrauen seiner Herrscherin, daß er sogar einmal, in den sechziger Jahren, zu ganz vertraulichen Verhandlungen über ein, allerdings wie viele andere nicht zu Stande gekommenes Heirathsprojekt Elisabeth's mit Erzherzog Karl von Oesterreich, dem jüngsten Sohne Kaiser Ferdinand's I.

hinzugezogen wurde. Im Sommer des Jahres 1572 starb M. in Straßburg, das genaue Datum ist nicht bekannt.

Die englische Litteratur über Mundt ist angegeben im Dictionary of National Biographie Bd. XXXVIII (London 1894), S. 205, wo (S. 204 f.) auch einige kurze biographische Notizen zu finden sind. — Vgl. noch außer den bekannten Actenpublicationen über die 30er und 40er Jahre des 16. Jahrhunderts, wo Mundt häufig erwähnt wird, A. O. Meyer, Die englische Diplomatie in Deutschland zur Zeit Eduards VI. und Mariens (Breslauer Dissertation 1900), S. 89—96 sowie Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. V (Göttingen 1865), S. 1—68: Aktenstücke über jenes oben erwähnte Eheprojekt Elisabeths von England.

Adolf Hasenclever.

Mundy: Jaromir Freiherr von M., Militärarzt zu Wien, geboren am 3. October 1822 auf Schloß Eichhorn in Mähren, studirte anfänglich Theologie, war dann zwölf Jahre lang Soldat, machte als Officier die Feldzüge von 1848, 1849 mit, nahm, 1852 zum Hauptmann avancirt, 1855 den Abschied, um in Würzburg Medicin zu studiren, wurde daselbst bereits nach dem vierten Semester Dr. med., besuchte darauf noch verschiedene deutsche Universitäten, indem er aus der Irrenheilkunde und gerichtlichen Medicin ein Specialstudium machte und sich bei der ersteren für die freie Irrenbehandlung oder das coloniale System erklärte. Nachdem er den Feldzug von 1859 in Italien wieder in seiner früheren Charge als Hauptmann mitgemacht, nahm er einen mehr als halbjährigen Aufenthalt zu Gheel in Belgien, besuchte mehrere Hunderte von Irrenanstalten und hielt in vielen Haupt- und Universitätsstädten Europas Vorträge über jenes System der Irrenbehandlung, dem er überall Eingang zu verschaffen suchte. Diese Vorträge finden sich 1860—67, hauptsächlich in französischer und englischer Sprache, veröffentlicht im Journal publié par la Société des sciences méd. et nat. de Bruxelles, Journal de méd. de Bruxelles, Procès verbaux du Congrès méd. de Lyon, Annales méd.-psychol., ferner im Medical Critic and Psychol. Journal, Journal of Mental Sciences, Lancet, Brit. Med. Journal. Er hielt sich für diese Zwecke in Großbritannien über sieben und in Frankreich mehr als zehn Jahre auf und studirte gleichzeitig die Fortschritte des öffentlichen und Militär-Sanitätswesens. Den Feldzug von 1866 machte er als k. k. Regimentsarzt mit, leitete und improvisirte in demselben Sanitätszüge, übernahm in Böhmen die Feldspitäler von den Preußen u. s. w., und erhielt den Charakter als Stabsarzt a. D. Seine Bestrebungen in den folgenden Jahren waren, außer Fortsetzung der früheren, namentlich auf eine Reorganisation des österreichischen Militär-Sanitätswesens gerichtet. Er war Delegirter des Reichskriegsministeriums bei verschiedenen Congressen und Commissionen, ferner bei dem Aufstande in den Bocche di Cattaro (1869) und während des deutsch-französischen Krieges, in welchem er theils Lazarette zu Paris und Umgebung einrichtete und leitete, theils die Evakuation von vielen Tausend verwundeter und kranker Franzosen aus Deutschland in die Heimath organisirte und überwachte. 1872 wurde er zum Prof. e. o. des Militär-Sanitätswesens an der Wiener Universität ernannt, legte diese Stelle aber bald wieder nieder, unterstützte dagegen die Organisation des Deutschen Ritterordens, als Factors der freiwilligen Krankenpflege, richtete (1875) als General-Chefarzt des souveränen Malteser-Ritterordens die für den Verwundeten-Evakuationsdienst bestimmten Sanitätszüge desselben ein, war oberster Militär-Sanitätschef im serbisch-türkischen Kriege (1876, 1877), und während des russisch-türkischen Krieges (1877, 1878) in Constantinopel als Organisator bei dem Vereine vom rothen

Halbmond thätig. In dieser Zeit erschienen von ihm: „Studien über den Umbau und die Einrichtung von Güterwaggons zu Sanitätswaggons“ (Wien 1875, m. 9 Tafeln); „Der freiwillige Sanitätsdienst des souveränen Malteser-Ritter-Ordens u. s. w.“ (1879, m. 4 Tafeln); „Beschreibung der Sanitätszüge des souveränen Malteser-Ritter-Ordens“ (2. Aufl. 1880), außerdem: „Kleiner Katechismus einer radicalen Reform des Irrenwesens“ (1879); „Die freie Behandlung der Irren auf Landgütern“ (1879). 1881 wurde auf seinen Antrieb die „Wiener freiwillige Rettungsgesellschaft“ gegründet, in deren Interesse er als ihr Schriftführer zahlreiche Publikationen theils selbst verfaßt, theils veranlaßt hat. Von seinen sonstigen Schriften erwähnen wir noch, abgesehen von der ungezählten Menge von Denk-, Gelegenheits-, Flugschriften und Zeitungsartikeln in den verschiedensten Sprachen: „Zur Sanitätsreform in Oesterreich“ (1860); „Die Militär-Sanität der Zukunft“ (1882); „Van Swieten und seine Zeit“ (1883). Auch am serbisch-bulgarischen Kriege (1885, 1886) nahm er in Serbien thätigen Antheil. In einem Anfall von Geistesgestörtheit erschoß sich M. am 23. August 1894.

Vgl. Biographisches Lexikon ed. Hirsch und Gurlt IV, 314.

Pagel.

Munsch: Joseph M., Historien- und Genremaler, geboren am 4. October 1832 zu Linz, † am 28. Februar 1896 in München, arbeitete erst als Vergolder im Geschäfte seines Vaters, kam zu seinem Oheim Radspieler in gleicher Thätigkeit nach München, zeigte aber eine solche Freude und Begabung zur Kunst, daß er an der Akademie Aufnahme fand und seit 1853 unter Professor Philipp Foltz rasch und sicher in seine Bahn lenkte. Mit einem Concurrenzbilde, darstellend wie dem letzten Staufer „Konradin und dessen Freunde Friedrich von Baden das Todesurtheil verkündet wird“ (vgl. Julius Grosse im Abendblatt 262 „Neue Münchener Zeitung“ vom 1. November 1856), trat M. glückhaft in die Offentlichkeit (1856); ein neuer Stoff „Rudolf von Habsburg nach der Schlacht auf dem Marchfeld vor der Leiche König Ottokars“ fand gleich günstige Aufnahme. Darauf entstand: „Herzog Alba auf dem Rudolstädter Schlosse“ (1860). Diese echt akademisch behandelten Bilder galten als ausgiebige Empfehlung, den jungen Maler mit drei Fresken für die große Galerie des Bairischen National-Museums zu betrauen: der „Pilgerzug des Grafen Ekkehart von Scheyern nach Palästina“, eine am Fuße des Peißenberg spielende Scene „Aus dem Bauernkrieg“ und „Herzog Wilhelm V. als Armenvater“. Zwischen seinen eigenen Arbeiten malte M. auch eine große Freske des verstorbenen Adam Huber (s. A. D. B. XIII, 228) zum Besten der armen Relikten. Der nicht allein über die Leistungen des Malers, sondern auch über dessen Edelmuth erfreute König hegte für M. noch weitere Pläne, welche jedoch der frühe Tod des hochgesinnten Monarchen vereitelte. M. schuf, obwol ohne Auftrag, noch ein größeres, die „Ermordung des Herzogs von Guise“ behandelndes Staffeleibild (1864), wozu er nach langen Vorstudien, damaliger Sitte gemäß einen großen, sorgsam durchgeführten „Carton“ gezeichnet hatte; dann erledigte er, eigenen, längstgehegten Plänen folgend, eine Reihe von kleineren, selbstgewählten Stoffen, welche M. in fesselnder und feinster Farbenstimmung liebevoll durchführte, 1865: die militärische „Einquartierung“ in einem hochfürstlichen Prunkschlosse; 1866: die mildherzige Rettung eines „Findlings“ durch fromme Frauen, allerlei verheißende „Leckerbissen“ und einen „Abschied“; 1867: eine wahrsagende „Zigeunerin“, ein fröhliches „Concert“, die Premiere einer „Virtuosin“; 1868: täppische „Rekruten“; 1869: einen köstlichen „Brautzug“ mit dem architektonischen Motiv aus der alten Münchener Peterskirche; 1870: eine zärtliche

„Erklärung“, die Frage verirrter Wanderer „nach dem Wege“; 1871: Werber aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, die mit Wein einem jungen Burschen zum Schmerze eines weinenden Mädchens lebhaft zusetzen; eine Scene „Im Rathskeller“, „Die Würfelspieler“ und 1873 die „Kriegsabenteuer-Erzählung“ — ein kleines Bild von außerordentlich coloristischer Zartfühligkeit, wodurch M. fast gleichzeitig mit Anton Seitz (s. Bettelheim, Jahrbuch V, 138) und Wilhelm Löwith zum eigentlichen Cabinetsstück überging. Damit errang M. den wohlverdienten Ehrennamen eines „deutschen Meissonier“ und gefeierten Kleinmeisters. Im J. 1874 erschienen die „Maler auf der Studienreise“, die „Schachspieler“; 1876: ein „Festessen“, die „Weinprobe“; 1878: eine „Wichtige Berathung“, das „Bildniß der Geliebten“; 1879: das „am Burgfenster“ Tauben-fütternde Edelfräulein; 1883 der seine in der Schlacht von Leuthen gewonnenen Erlebnisse berichtende Reiter; 1886 eine „Portraitsitzung“ in Rococokostüm, ebenso „Ein Accord“ (ein Dämchen am Clavier, vierhändig spielend mit einem Cavalier, wobei ein anderer mitfühlend zuhört); 1888 der mit Pistolen im Walde hoffentlich nicht lebensgefährlich in Action tretende „Ehrenhandel“; 1889: das „Billet“; 1890: eine „Sonate“; neckende Unterhaltung beim „Nähunterricht“, zwei gelehrte Bücherwürmer; eine Scene „In der Bibliothek“ (1892), eine figurenreiche, spannende „Testamentseröffnung“ (1895), ein „Toast“ und dergleichen mehr oder minder aufregende Vorgänge, alle im zierlichen Zopfkostüm und in bester Gesellschaft abspielend.

In früheren Jahren lieferte M. heitere Tanzkarten zu den Faschingsfesten und Maientagen „Jung-Münchens“ und der „Tafelrunde“ (1862) mit musicirenden Amoretten und neckischen Genien; mit Robert Beyschlag (1838 bis 1903) eine Serie von Schattenbildern „Aus dem Anglerleben“ zum „Deutschen Fischertag“ (1885). Der kerngesunde, blühende Mann erlag mitten im besten Schaffen einer plötzlichen Lungenentzündung. Holzschnitt und Photographie haben einen großen Theil seiner Illustrationen und Bilder vervielfältigt. Sein reicher Nachlaß wurde zugleich mit den Sammlungen des Malers Karl Appold (s. A. D. B. XLVI, 26) Ende Januar 1897 durch Georg Mößel versteigert.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon, 1868. XIX, 461. — Morgenblatt 62 der Allgem. Zeitung v. 3. März 1896. — Kunstvereins-Bericht f. 1896, S. 79. — Bettelheim, Biogr. Jahrbuch, 1897. I, 54. — Luise v. Kobell, König Ludwig II., 1898. — Fr. v. Bötticher, 1898. II, 114.

Hyac. Holland.

Munzinger: Eduard M., Musiker, geboren zu Olten im schweizerischen Kanton Solothurn am 24. Juni 1831.

Die Familie stammt ursprünglich aus Basel, wo ihre Anwesenheit schon im J. 1393 urkundlich nachgewiesen ist. In diesem Jahre hatte einer dieses Namens am Kriegszug der Basler gegen Muttenz theilgenommen und sich dadurch das Bürgerrecht der Stadt erworben. Ein Johann Heinrich Munzinger wurde bischöflich Eichstädtscher Hofmedicus und ist im J. 1555 von Kaiser Karl V. geadelt worden. In der Reformationszeit hielt ein Zweig der Familie Munzinger am alten Bekenntniß fest und siedelte nach dem katholisch gebliebenen Olten über. Diesem Zweige entsprossen im 19. Jahrhundert eine Reihe tüchtiger Männer, von denen einige als Staatsmänner ihrem Lande in hervorragender Weise dienten, andere sich als Aerzte, Musiker, und in anderen Berufsarten nützlich und verdient gemacht haben. Große Berühmtheit erlangte, auch außerhalb seines Vaterlandes, Werner Munzinger, der, vom ägyptischen Khedive zum Pascha ernannt, 1885 im Kampfe gegen die Abessynier fiel (s. A. D. B. XXIII, 50). Mit diesem nahe verwandt

war der Vater Eduard Munzinger's, der Arzt und Musiker Dr. Viktor M. Er studirte 1820 und 21 in Heidelberg Medicin und befreundete sich dort mit seinem Landsmanne H. G. Nägeli, der um jene Zeit, in wissenschaftlichem Streite mit Thibaut, eine Anzahl Vorträge musikphilosophischen Inhaltes in Heidelberg gehalten hat. Angeregt durch Nägeli, gründete V. M. später in Olten einen Chorgesangverein, dessen Uebungen und Aufführungen er Jahrzehnte hindurch leitete und mit dem er eine große Zahl bedeutender Chorwerke, auch Opern, zur Aufführung brachte. Bei seiner Gattin, Rosa v. Arx, einer geistig hochstehenden und musikalisch fein empfindenden Frau, fand er tiefgehendes Verständniß für seine künstlerischen Bestrebungen. In dieser Umgebung wuchs der Sohn Eduard heran; er besuchte die Primar- und Bezirksschule in Olten, erhielt daneben vom Vater Clavierunterricht, und als sich bei dem Knaben immer mehr der glühende Wunsch kundgab, Musiker zu werden, entschlossen sich die Eltern, ihn das von Mendelssohn neugegründete Conservatorium in Leipzig besuchen zu lassen. Hier trat er im Frühling 1846 als Schüler ein und genoß den Unterricht von Hauptmann, Moscheles, Becker und Wenzel. Als Hospitant an der Thomasschule vervollständigte er auch seine wissenschaftliche Ausbildung. Eine seiner frühesten Compositionen, ein Lied zur Verherrlichung des schweizerischen Generals Dufour, der im Sonderbundsfeldzuge den Feind siegreich überwunden hatte, wurde bei einer Festlichkeit der Thomasschule mit großem Beifall zu Gehör gebracht. Die „Leipziger Illustrirte Zeitung“ brachte kurz nachher einen Abdruck des Liedes.

Als tüchtiger Clavierspieler und Organist, ausgerüstet mit gründlichen theoretischen Kenntnissen, verließ M. Leipzig nach dreijähriger Studienzeit und kehrte in die Heimath zurück, wo er zunächst in Yverdon und Morges als Musiklehrer wirkte und sich gleichzeitig in der französischen Sprache vervollkommnete. 1854 wurde er zum Director des Cäcilienvereins in Aarau gewählt. Hier entwickelte er als Dirigent und als Lehrer eine reiche Thätigkeit; auch trat er häufig in den von ihm geleiteten Concerten als Clavierspieler auf und wirkte durch gut gewählte Programme hebend und veredelnd auf den Geschmack des Publicums. Von Aarau, wo er sich mit Justine Imhof, der Tochter eines angesehenen Arztes vermählt hatte, siedelte er im J. 1863 nach Zürich über und übernahm hier die Leitung des Stadtsängervereins, eines Männerchors, der bis dahin den beliebten Liedercomponisten Wilhelm Baumgartner zum Dirigenten gehabt hatte. Zu dieser Zeit entstanden die ersten größeren Tonwerke, die seinen Namen als Componisten in weiteren Kreisen bekannt machten. Die Cantate „Der Schwur im Rütli“, welche infolge einer Concurrenzausschreibung des eidgenössischen Sängervereins mit dem ersten Preis gekrönt worden war, erlebte am eidgenössischen Sängerfest in Bern im Juli 1864 ihre erste Aufführung, bei der Jos. Schild, der später berühmt gewordene Tenorist, die Partie des Hirtenknaben sang. Nach Beendigung der Aufführung wurden dem Dichter, Prof. Tobler in Bern, und dem Componisten jubelnde Ovationen gebracht. Im Herbste des gleichen Jahres kam in Zürich ein umfangreicheres Werk „Helgi und Kara“ zur Aufführung, dessen Text ebenfalls Tobler zum Verfasser hatte. Das Werk füllt einen ganzen Concertabend und konnte innerhalb einer Woche drei Mal bei ausverkauftem Saale aufgeführt werden. 1866 begab sich M. nach Neapel, wo er als Lehrer thätig war und häufig in Privatconcerten bei den am dortigen Hofe accreditirten Gesandten als Pianist auftrat. 1868 berief ihn der deutsch singende Sängerverein „Frohsinn“ in Neuenburg zu seinem Director, und im gleichen Jahre wurde er daselbst zum Musiklehrer an der école normale cantonale und zum Organisten an der protestantischen Kirche ernannt.

1870 war er Festdirigent des in Neuenburg abgehaltenen eidgenössischen Sängerfestes und fand als energischer Dirigent der Massen nicht weniger Anerkennung als mit seiner ins Festheft aufgenommenen Composition „Die schweizerischen Schlachtfelder“. 1875 wählte ihn auch der französisch singende Sängerverein Orphéon zu seinem Dirigenten. Mit diesem Vereine betheiligte er sich mit Erfolg am Wettsingen bei den eidgenössischen Sängerfesten in Zürich 1880, St. Gallen 1886 und Basel 1893, sowie auch an den internationalen Sängerwettstreiten in Annecy 1879 und Macon 1881, wo dem Vereine an beiden Orten erste Preise zufielen; ferner an den Concursen in Genf 1882 und 1890, sowie in Thonon 1885, an welch letzterem Orte der Verein ebenfalls mit dem ersten Preise gekrönt wurde. Im J. 1883 übernahm M. zu seinen anderen Obliegenheiten noch die Leitung des chœur national. In Neuenburg trennte sich die protestantische Kirche im J. 1873 in eine église nationale und in eine église indépendante de l'état. Die Chöre dieser kirchlichen Gemeinschaften, denen es obliegt, an hohen Festtagen den Gottesdienst durch ihre Vorträge feierlicher zu gestalten, führen den Titel chœur national und chœur indépendant. Trotz dieser vielseitigen Beschäftigung fand M. doch noch Zeit zu eigenen Arbeiten. In Neuenburg entstanden und wurden aufgeführt: die Cantate „Sempach“, das Oratorium „Jeanne d'Arc“, ein kleineres Chorstück „Die hohle Gasse“; ferner zwei Symphonien und ein Streichquartett. Sein Oratorium „Boas und Ruth“, das 1892 in Paris bei einem internationalen Wettstreit für Dichter, Maler und Musiker mit dem zweiten Preise gekrönt worden ist, und das Kenner für sein bestes Werk halten, hat noch keine Aufführung erlebt. Von seinen zahlreichen Compositionen sind nur wenige im Druck erschienen. M. war eine hochgewachsene, männlich schöne Erscheinung; er besaß einen offenen, lauteren Charakter und zeigte sich selbstlos und gütig gegen Jedermann. Sein am 29. März 1899 in Neuenburg erfolgter Tod rief am Orte seiner langjährigen Wirksamkeit allgemeine Trauer hervor und die große Theilnahme an seiner Bestattung legte beredtes Zeugniß ab von der Liebe und Verehrung, die dem Dahingeschiedenen gezollt wurden.

Nach Mittheilungen des Herrn Dr. Eugen Munzinger in Olten und Musikdirector Röthlisberger in Neuenburg, und mit Benutzung des von A. Niggli geschriebenen Nekrologs in Nr. 15 der Schweiz. Musikzeitung vom 22. April 1899. Friedrich Hegar.

Mutter: Leopold M., Bildhauer, geboren am 22. December 1827 zu Unteralpfen (Großherzogthum Baden), † am 2. Mai 1887 in München. Von seinem Vater, dem Drechslermeister Fidelis M., frühe zu dessen Geschäft und ebenso zur Landwirthschaft angehalten, verwendete er alle freien Stunden unter Anleitung eines Jugendfreundes zur Uebung in der Bildnerei. Weitere Förderung suchte der mit guten Vorkenntnissen ausgerüstete M. in Arlesheim (Basel), Solothurn und München, wo er 1855 bei dem geschickten Plastiker Johann Petz (geboren am 16. Mai 1818 in Leermoos, † am 7. März 1880 zu München) und dem Altarbauer Ferdinand Preckle in „Condition“ trat. Auf einer Studienreise nach dem Elsaß erreichte ihn der Ruf seines schwer kranken Meisters Preckle, welchem er noch auf dem Sterbelager gelobte, dessen in Arbeit befindlichen Hochaltar mit allen Figuren für die Pfarrkirche in Donauwörth auf Rechnung der Wittwe Preckle's zu vollenden (1865). Er löste sein Versprechen und übernahm dann als selbständiger Meister die Fortsetzung dieses Ateliers. Mit eisernem Fleiß schuf M. eine Reihe von Büsten (des Schießbaumwolle-Erfinders Schönbein, des Landtagsabgeordneten Kapfhammer, des Dichters Jakob Balde), Heiligenstatuen und Altäre für zahl-

reiche Kirchen in Süddeutschland, die ihm einen geachteten Künstlernamen eintrugen, insbesondere für Mindelheim, Neustadt (1866), Mainburg (1867), Weißenhorn (1869), Türkheim, Westerheim, Breitenbrunn, Bettenbach, Grönenbach, Unterrieden, Wildpoldsried, die Wallfahrtskirche in Wemding, Rain, Ziemetshausen, Rettenbach im Günzthal u. s. w. Auch König Ludwig II. betraute ihn mit kleineren Arbeiten zur Ausschmückung seiner Prachtbauten. Eine seiner letzten Leistungen war der Pfarraltar für seine Heimath Unteralpfen; die Freude, denselben selbst an Ort und Stelle zu bringen und aufzustellen, vereitelte der Tod. Er starb in sechzehnjähriger glücklicher Ehe nach kurzer aber schwerer Krankheit, allgemein geschätzt und geachtet ob seiner anspruchslosen Gediegenheit.

Vgl. Münchener Kunstvereins-Bericht für 1887, S. 76.

Hyac. Holland.

Mylius: Christlob M. wurde am 11. November 1722 zu Reichenbach an der Pulsnitz als fünfter und jüngster Sohn des Pastors Caspar Mylius geboren, dessen erste Frau die Schwester Johann Gottfried Lessing's, und der selbst ein Vetter des Camenzer pastor primarius war; denn Caspar Mylius' Vater und Johann Gottfried Lessing's Mutter waren Geschwister. Christlob M. stammt aus einer zweiten Ehe, die sein Vater mit der Tochter eines Pfarrers Ehrenberg geschlossen hatte. Eine dritte Ehe blieb kinderlos. Der jüngste Sohn wurde bis zu seinem siebzehnten Jahre von dem Vater und dem greisen Dorfcantor Istrich unterrichtet; ihm blieb noch überreiche Zeit, in Garten und Feld herumzustreifen und Sterne und Wetter zu beobachten. Die Liebe zu den Naturwissenschaften offenbarte sich schon in dem Knaben. Ostern 1739 kam M. in die Schule des nahen Camenz, die er mit 18 Jahren beendete, um dann bis Ostern 1742 als „adjungirter Schulhalter" im Orte zu bleiben. Hier übte der junge Rector Johann Gottfried Heinitz, der zum Mißvergnügen des Camenzer Bürgermeisters und des Oberpredigers im Theater eine Schule der Beredsamkeit sah, eine Schulbühne einrichtete, ein Schäferspiel dichtete, Gottsched's „sterbenden Cato" aufführte, Destouches und Holberg auf die Bühne brachte, wesentlichen Einfluß auf den jungen M. Heinitz war Gottschedianer.

Zu Gottsched bekannte sich auch M., als er, ein angehender Mediciner, im April 1742 die Universität Leipzig bezog und mathematische, philosophische, juristische und schönwissenschaftliche Vorlesungen besuchte. Aber schon im Juni 1742 starb sein Vater. M. war fortan bei den mehr als armseligen Vermögensverhältnissen seiner Familie auf Stipendien, Gelegenheitsgedichte, Privatstunden und journalistische Lohnarbeit angewiesen. Seine Armuth trug er in vernachlässigter Kleidung zur Schau. Doch an Freunden, die zwar selbst nicht viel hatten, fehlte es ihm während seines ganzen Lebens nicht. So war Abraham Gotthelf Kästner sein Lehrer und wurde sein Freund. Die gleichen naturwissenschaftlichen Interessen vereinigten Beide zu Excursionen und gemeinschaftlichen Studien. Im Colleg bei Gottsched hörte M. bewundernd, was der Meister verkündete und gedachte dann des Camenzer Rectors, für den er ein Glückwunschgedicht drucken ließ, als Heinitz 1743 das „rohe Volk" und die „tolle Stadt" verließ, um nach Löbau zu gehen. Der Camenzer Magistrat faßte dies Gratulations-Carmen als Schmähschrift auf, das den pastor primarius ebenso beleidigte, wie den Bürgermeister Lessing. Also wurde der Student, der in den Ferien nach Camenz kam, ins Gefängniß gesperrt und vom Schöppenstuhl in Wittenberg ein Urtheil eingeholt, das dem Verbrecher eine Geldstrafe und öffentliche Abbitte der Beleidigten auferlegte. Von

Mylius' scharfer Beobachtungsgabe hatten die Camenzer eine überzeugende Probe gesehen. — Heinitz und dessen Kampf für die Schulbühne war auch der Ausgangspunkt zu einem Mylius'schen Aufsatze in Gottsched's „Beyträgen zur critischen Historie" (Bd. 8, 1742/4, Stück 30, S. 297 ff.), der zu erweisen sucht, daß „die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung bei den Schauspielen ebenso nöthig ist, als die innere Wahrscheinlichkeit derselben"; M. forderte, die Kunst solle die Natur copiren. In diesem ersten Aufsatz, der vor die Oeffentlichkeit kam, behauptete M., der Pastorensohn, es sei nur richtig, die Bühne auf die gleiche Stufe mit der Kanzel zu stellen! Weitere Aufsätze in den „Beyträgen" zeigen den von Gottsched abhängigen Schüler, der den Naturalismus verficht, mit Schlagworten des Leipziger Dictators arbeitet und, wie der Meister, die Schweizer bekämpft oder verspottet. Auch in Versen feierte M. in Schwabe's „Belustigungen des Verstandes und Witzes" (Bd. 5, 1743, S. 203 ff.) Gottsched's Verdienste um das Schauspiel. Dieser junge Student, dem die „Belustigungen" zu weiteren Beiträgen geöffnet waren, mußte ein brauchbares Werkzeug für Gottsched abgeben, zumal Mylius' kecke Feder verrieth, daß er sich vor Niemandem, auch nicht vor den mächtigen orthodoxen Theologen, fürchtete. Er hatte in Kästner's Rednergesellschaft „Betrachtungen über die Majestät Gottes" vorgetragen („Belustigungen", Bd. 5, S. 373 ff., 472 ff.), um zu zeigen, daß dem Naturforscher die Erkenntniß der Gottheit am nächsten liege, da er die Gesetzmäßigkeit des Weltalls zu seinem Studium mache, und hatte weiterhin — was schlimmer war — das Wunder aus Jesaia 38, 8 höchst rationalistisch auf physikalischem Wege erklärt. Ein Orthodoxer predigte von der Kanzel gegen M., schrieb gegen ihn, aber M. blieb bei seiner Erklärung. Seine Bibelkritik weist auf die Gedankenrichtung Wolff's hin, den Gottsched zu popularisiren suchte. Und Gottsched suchte M. für seine eigennützigen Zwecke zu mißbrauchen.

Um seine in dem Litteraturkriege mit den Schweizern gefährdete Herrschaft zu vertheidigen, hatte Gottsched ein ihm blind ergebenes Blatt, das nur dem Kampfe dienen sollte, nöthig. M. und Johann Andreas Cramer, zwei Studenten, sollten dies Blatt, die „Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks" — nach dem Verlagsort: „Hällische Bemühungen" genannt — schreiben; das heißt, sollten schreiben, was ihr Lehrer Gottsched befahl. Das erste Heft erschien im Juli 1743. Dem Kampf um die litterarische Führung lag, neben persönlicher Eitelkeit, der enge dogmenmäßige Glaube zu Grunde, daß nur eine alleinrichtige Kunst möglich sei. Daß M. sich zu Gottsched hielt, ist sehr natürlich. Er war ein Schüler von Heinitz, war mit zwanzig Jahren nach Leipzig gekommen, fand hier die Autorität und fertige Urtheile, kannte aber nicht die Vorzüge der Gegenpartei, der Schweizer. Es war kein Kampf mit offenem Visir. Gottsched erklärte, er kenne die Verfasser der „Hällischen Bemühungen" nicht, die aber jedenfalls sehr erfahrene, gerechte und unparteiische Kunstrichter seien; in Wahrheit dictirte er ihnen ihr Arbeitspensum. Sahen die Schweizer in Milton ihr Vorbild, so bekämpften die Leipziger Milton und legten an die Schriften der Schweizer, so an Bodmer's „Noah", den Maßstab der Parteikritik. M. hatte Haller's Gedicht vom „Ursprunge des Uebels" Zeile für Zeile durchzuhecheln, weil in Haller sich die poetische Potenz der Schweizer am deutlichsten offenbarte. Ihn zu vernichten, war nach Gottsched's Meinung ein entscheidender Sieg; und M. war dreist genug, den anerkannten Dichter wie einen elenden Stümper zu behandeln. Keckheit und verstandesmäßige Schärfe zeichneten schon den jungen Kritiker aus, der bei seiner Begabung der rücksichtsloseste Recensent der Gottschedischen Schule wurde. Die Haller-Kritik machte großes

Aufsehen und rief die Gegner Gottsched's zum Wort. Besonders in dem Berliner Conrector J. J. Pyra gewannen sie einen streitbaren Bundesgenossen, der den „Erweis daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe" im October 1743 und eine „Fortsetzung des Erweises" im Sommer 1744 lieferte. Gegen ihn hatten sich M. und Cramer zu wenden. Keine der zahlreichen Gegenschriften blieb in diesem Streite unbeantwortet. Von vornehmer, sachlicher Ruhe war von Anfang an nicht die Rede gewesen; beide Parteien zerrten je länger, je mehr persönliche Dinge in ihre Auseinandersetzungen. Die Kritik verlor dabei ihr Ansehen. Wer aber, wie M., der für den hauptsächlichen Verfasser der „Bemühungen" galt, im Kampfe stand, wer, wie er, von der einen Seite anerkannt und gelobt, von der anderen dafür aufs heftigste bekämpft und befehdet wurde, der lernte die Waffen, die in diesem litterarischen Streite dienten, auf das genaueste kennen und lernte es, sich mit ihnen zu wehren. Zum Dank für ihre „Bemühungen" schenkte Gottsched seinen beiden Schülern zu Weihnachten abgelegte Pelzröcke. — So ermüdend wie die Streitigkeiten waren, mußte auch der Inhalt des Parteiblattes sein. Nur vereinzelt findet sich ein fruchtbarer Gedanke. Wird zum Urtheil über die „malende Dichtkunst" der Schweizer als Sachverständiger Homer geladen, so weist diese weiterführende Gegenüberstellung auf Lessing's „Laokoon" hin. Und wird auch bei gelehrten Untersuchungen statt des Lateinischen und Französischen aus nationalen Gründen der Gebrauch der Muttersprache gefordert, so verräth M. seine Neigung zum Journalisten, der mit einem großen Publicum rechnet, das er belehren und aufklären will, und der zeigt, daß er vor den lateinisch schreibenden Gelehrten noch keinen Respect hätte, weil sie mit ihrem Wissen auch ihre Unwissenheit hinter der nur wenigen verständlichen Sprache verbargen. M. blieb bei der Gottschedischen Partei, so lange Pyra lebte, der die Herausgeber der „Bemühungen" aufs heftigste angegriffen hatte. Als Pyra am 14. Juli 1744 gestorben war, zeigten M. und Cramer eine durchaus andere Haltung. Sie schlossen würdig den Streit, um dem Todten volles Lob als Dichter und Kritiker, als Schulmann und Mensch zu spenden. Der Gottschedianer Mylius hatte damit die Sache seines Lehrers verlassen. Es finden sich schon früher kleine Anzeichen, daß die Herausgeber selbständiger wurden und sich leise von Gottsched entfernten. Die Vorrede des zweiten Bandes (9. Stück, 1744) sprach es dann deutlicher aus; und das Ende des zweiten Bandes (16. Stück, 1747) enthält bei Gelegenheit einer Auseinandersetzung mit Lange, dem Lessing später sein „Vademecum" widmete, die bündigste Absage an den einstigen Meister. Dies scharfe Schlußwort von M. hatte Gottsched selbst hervorgerufen. Denn Gottsched, der neue Streitschriften beförderte, war zu feige, sich zu ihnen zu bekennen und erklärte die „Bemüher" für die Verfasser einer gemeinen Schimpfschrift, des „Volleingeschänkten Tintenfässels". „Wer kann von uns verlangen — sagte da M. — daß wir aus unzeitiger Gefälligkeit und Erkenntlichkeit gegen einige Verdienste, vor der ganzen vernünftigen Welt zur Abscheu werden sollen?" Mylius' und Gottsched's Wege waren fortan getrennt. M. war der „Todfeind" Gottsched's. — Die „Hällischen Bemühungen" sind ebensowol das Document für Mylius' blinde Anhängerschaft an Gottsched, wie für seine allmähliche Abkehr, die durch Gottsched's unwürdige Art, auf Kosten Anderer seine Stellung zu behaupten, zu einem schroffen Bruche führte. Das Interesse an der Kampfschrift war seit Pyra's Tode bei den Herausgebern erlahmt; die einzelnen Stücke erschienen nach immer größeren Pausen, eine Uebersetzung aus Pope, Gedichte, die mit der Kritik nichts zu thun haben, und anakreontische Lieder füllten die Bogen.

Während des Erscheinens der „Hällischen Bemühungen" war M. im Dienste Gottsched's an einer Lucian-Uebersetzung thätig, die erst 1745 erschien („Lucians auserlesene Schriften durch verschiedene Federn verdeutscht, mit einer Vorrede von Gottsched", Leipzig), hatte — von Cramer nur wenig unterstützt — ein eigenes, von Gottsched unabhängiges Journal, die „Philosophischen Untersuchungen und Nachrichten" (Leipzig 1744—46) begründet, um in populären Abhandlungen seine Leser über Optik, Elektricität und Astronomie zu belehren, und zur Michaelismesse 1744 „Drei Gespräche über wichtige Wahrheiten" erscheinen lassen. Wiederum ein Angriff auf die Orthodoxie. In der Form dramatisch zugespitzter Dialoge untersuchte M. „ausgemachte Wahrheiten" und zweifelte, daß die „heiligen Schriftsteller" „nur so hingeschrieben, was ihnen, ganz ohne ihr Zuthun, von sich selbst, durch Hülfe des heiligen Geistes, eingekommen wäre", zweifelte, daß die Bibel „aus lauter unmittelbaren Gedanken des heiligen Geistes bestehe". Die Orthodoxie eiferte gegen M.; später noch mehr gegen Lessing; denn Mylius' „Drei Gespräche" sind nur ein bescheidener Vorläufer der Lessing-Reimarus'schen Bekenntnißschriften. Wäre es zwischen M. und dem Leipziger Dictator auch zu keinem Bruche gekommen, Mylius' Gesichtsfeld war nicht so eng, daß Gottsched's kritische Händel sein Leben hätten ausfüllen können. Auch ihn drängte es, wie die Bremer Beiträger, zu denen er Beziehungen hatte (Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, Bremen und Leipzig 1744 ff.) auf andere Wege.

In einer moralischen Wochenschrift, deren Titel — „Der Freygeist", (Leipzig 1745) — die Strenggläubigen reizen mußte, gab M. sein Glaubensbekenntniß; es zeigt, daß er keineswegs gottlos war, auch wenn der Titel seines Wochenblattes sein ständiger Beiname wurde. Gern und oft entwickelte M. den alten Gedanken, daß die aufmerksame Betrachtung der Natur zu einem tugendhaften und glückseligen Leben führe, und daß die Hauptbeschäftigung des Menschen sein müsse: Gott kennen zu lernen. Das geschehe, sobald „man den Fußtapfen seiner Allmacht und Weisheit in dem unendlichen Reiche der Natur, ohne Aufhören, nachgehet". „Wie solte auch ein Mensch, der nur etwas über die Sphäre der unvernünftigen Thiere erhaben ist, bey Erblickung des Glanzes unzählicher Sonnen, ohne Empfindung seyn können, und nicht im Geiste sich von allen Enden der Welt, mit lauter Stimme, zuruffen hören: Es ist ein Gott!" Nicht der Wortlaut der Bibel und das kirchliche Dogma, sondern die Werke des Schöpfers zwingen zum Glauben an Gott. Also Gedankengänge der englischen Deisten vertrat M. und predigte, daß mit der Verehrung des Höchsten die Ausbreitung der Tugend Hand in Hand gehe. Daneben bekämpfte er rationalistisch das Wunderbare, indem er das Wunder erklärte. Der moralische Schriftsteller zeichnete typische Charaktere, entlehnte einzelne Züge mitunter dem wirklichen Leben, um die Sitten zu bessern oder ließ seine Leser über die Albernheiten der Stutzer lachen — ganz nach dem Muster der englischen Wochenschriftsteller. Mylius' Vorbild war der „vortreffliche Addison", und ehe er sich hinsetzte ein Stück zu schreiben, las er in Steele's Wochenblättern, ließ Verse mit Prosa und Dialogen wechseln und rückte zahlreiche Briefe, die ihm angeblich zugegangen waren, in sein Blatt. Nicht alle Briefe waren erdichtet. Christian Nicolaus Naumann war ein Mitarbeiter am „Freygeist", ebenso Kästner. Den einzelnen Blättern hat M. Citate als Mottos vorangestellt; sie stammen aus den Alten, aus Pope, Addison u. s. w. Worte Haller's zieren den Anfang von sechs Stücken; Gottsched theilt diese Ehre nur einmal mit seinem Gegner. Und nannte der „Freygeist" auch die Oper „eine an sich schlechte Sache", recht ketzerisch erklärte

er: die Regeln der Dichtkunst seien noch nicht „aus unumstößlichen Gründen erwiesen“, die Dichtkunst noch zu keiner „Wissenschaft“ geworden. Darin war M. jedoch mit Gottsched einig, daß die Alten die besten Muster wären, und was der „Freygeist“ von der Schäferpoesie sagte, war im Grunde kein Auflehnen gegen die Regeln des Magisters; eher eine Kritik Gellert's oder Uhlich's. Die Handlung der Schäferspiele sollte sich nur auf unschuldiger Liebe gründen. Was M. aber in einem sogenannten „Originalstück“, in der „Schäfer-Insel“ (zuerst gedruckt in der „Deutschen Schaubühne zu Wien“ Bd. I, 1749 gegen Mylius' Willen), selbst leistete, erscheint in hohem Grade albern und abgeschmackt.

Als Dramatiker war M. ein Compilator, der aus Molière und Holberg schöpfte. — Krüger's „Geistliche auf dem Lande“ waren confiscirt worden. Ein Buchhändler glaubte ein Geschäft zu machen, wenn er satirische Komödien über andere Stände in Verlag nähme und bestellte bei M.: „Die Aerzte, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Zu finden in den Buchläden. 1745“. Also brachte M. eine eingebildete Kranke auf die Bühne, die in zwei unwissenden Medicinern, ihren Leibärzten, ihre Lebensretter sieht, diese unverschämten Herrn mit ihrem Reichthum unterhält und eine so hohe Meinung von den groben Patronen hat, daß sie ihre einzige Tochter den Medicinern zur Ehe bestimmt. Wer von ihnen die kranke Köchin curirt, soll die Hand der Tochter bekommen. Die Köchin hat einen dicken Bauch. Dr. Pillifex wird auf Wassersucht loscuriren. Dr. Recept müßte besser wissen, was es mit der Krankheit auf sich hat. Daß ihnen Beiden geholfen sei, machen die Collegen einen Contract; denn Pillifex will nur das Geld heirathen, und Recept freit nach Schönheit. Sie einigen sich: wie die Cour auch ende, und wer die Tochter erhielte — Pillifex soll ihr Geld, Recept ihren Leib besitzen. — Aber die schwangere Magd kommt mit einem Knaben nieder und gibt den Doctor Recept als Vater an. Da erkennt die eingebildete Kranke, die an den famosen Contract der Aerzte nicht glauben wollte, daß sie zwei Betrüger so lange mit ihrem Gelde genährt und weist ihnen die Thür. Den elenden Fuschern steht ein junger, gebildeter Arzt gegenüber, der die Tochter heirathen wird. So hat M., selbst ein Mediciner, nicht alle Aerzte als schmutzige und geldgierige Ignoranten zeichnen wollen. Sein Stück wurde auch nicht verboten. Dialog und dramatischer Bau sind hier besser als in Mylius' zweiter Komödie: „Der Unerträgliche, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Zu finden in den Leipziger Buchläden. 1746“. Der Unerträgliche, Herr Unhold, ist der aufdringlichste Mensch. Weil er glaubt, daß ein Mädchen ihn lieben würde, wenn er ein Officier wäre, verkleidet er sich in einen Bramarbas, wischt sich mit Kohle einen Knebelbart ins Gesicht und trägt dem Mädchen in prahlerischer Rede sein Herz an. Vergebens. Weil ein anderes Mädchen angeblich nur einem Gelehrten ihr Herz schenken würde, wechselt er das Kostüm, wird ein Schulmeister, spickt seine Rede mit lateinischen Phrasen und hält wiederum seiner Herzensdame eine ellenlange, schwülstige Rede. Wieder wird der Unerträgliche abgewiesen. Und endlich ist es nur eine Variation des gleichen Themas, wenn Unhold zum Schluß der Kammerzofe seine Liebe gesteht, die dem Ewig-verliebten in ihrer Verkleidung als Dame begehrenswerth erscheint und ihn dadurch straft, daß sie sich den Verlobungsring von ihm anstecken läßt. Die Gesellschaft, die den lästigen Menschen nicht los werden konnte, hatte ihn zu seinen Verkleidungen beredet oder die Zofe herausgeputzt, daß er für seine Werbungen doch noch Gehör fände, und sie über den Narren lachen könnte. Also ist die lustige Person die Hauptfigur des Stückes; der alte Gottsched-Schüler gibt dem Harlequin die erste Rolle und läßt seinen Späßen freien Raum; denn die scenarische

Anweisung ruft den abgehenden Narren beim zweiten Actschluß zu neuen Fragen auf die Bühne; aber der immer wieder hervortretenden lustigen Person sind keine bestimmten Worte für die Fragen vorgeschrieben. Statt auf die von Gottsched gereinigten Muster zu sehen, griff M. auf die Stegreif-Komödie zurück!

M. versuchte sich in allen Gattungen der Poesie; er schrieb, um zu leben; war ein Schriftsteller geworden. Sein medicinisches Studium brachte er nicht zum Abschluß. Dennoch hatte er die Neigungen des Gelehrten, sammelte eine Bibliothek um sich, machte seine Stube zum Naturaliencabinet und beobachtete unverdrossen ein ganzes Jahr lang die Sonnenflecke. Seine Journale waren die dürftigen Quellen für seinen Unterhalt. Er begann mit einer neuen Zeitschrift, ehe er die alte zu Ende geführt, und übernahm Aufsätze aus dem einen Blatt in das andere und saß mit seinen Freunden und Mitarbeitern in der Kneipe oder vor der Bühne der Neuberin. Das war ein Leben, das keine Aussicht auf eine feste Stellung bot, mochte es bei Witzen, Satiren und Cynismen noch so anregend sein. Es war ein Leben, daß in seiner Vielseitigkeit den jungen Lessing, der nur die strenge Zucht des Vaterhauses und die klösterliche Enge St. Afras kannte, ungemein fesselte, als er im Herbst 1746 die Leipziger Universität bezog und bald darauf von dem älteren Vetter, von den Büchern weg, in das bunte Treiben der Wirklichkeit geführt wurde. Nicht zur Freude der Eltern. Ihnen galt der Freigeist Mylius schon seit dem Gedicht auf den Rector Heinitz als ein verlorener Mensch. M. wurde der Führer des um sieben Jahre jüngeren Gotthold Ephraim Lessing; Lessing der Mitarbeiter, der „anakreontische Freund“ von M.

Vom 1. Juli 1747 bis zum Schluß des Jahres 1748 gab M. in Leipzig den „Naturforscher, eine physikalische Wochenschrift“ heraus. Statt durch moralisch-satirische Betrachtungen nach dem Muster der bis zum Ueberdruß nachgeahmten englischen Wochenschriften das Publicum zu unterhalten, plauderte M. hier von seiner liebsten Wissenschaft und suchte in populärer Form einzelne Erscheinungen aus dem Reiche der Natur zu erklären. So plauderte er über die Entstehung des Gewitters, über Gespensterhistorien und Walfischfang, von Versteinerungen und seiner eigenen Naturaliensammlung, sprach vom Wetter, wenn es gerade schlechtes Wetter war, von der Kalendermacherei und den Gestirnen, oder wünschte sich aufmerksame und unparteiische Leserinnen zu seiner Abhandlung: „Von der Schädlichkeit der Schnürleiber“. M. dachte nicht an eine systematische Belehrung. Aber da er sein Gebiet beherrschte — mochte er aus eigener Erfahrung sprechen, oder zur Abwechslung eine ältere physikalische Nachricht bringen —, war er belehrend, räumte hier und da abergläubische Vorurtheile weg, vertrat seinen alten Satz, daß die Betrachtung der Natur zur Liebe und Verehrung Gottes führen müsse, und war doch zugleich unterhaltend. Das wollte er sein. Ihn unterstützten dabei Lessing, Heinrich August Ossenfelder, Christian Nicolaus Naumann u. A. vielfach mit anakreontischen Versen, die dem Blatte noch mehr den unterhaltenden Charakter gaben; mit Versen, die an den von M. gerade behandelten Gegenstand anknüpften; oder die Freunde lieferten Beiträge in Prosa, so daß der Herausgeber für eine Woche und länger das Blatt ihnen ganz überlassen konnte. „Der Naturforscher“ ist ein Denkmal des Leipziger Freundeskreises, dem der junge Lessing angehörte. Naturwissenschaft in populärer Form, Anakreontik und das Theater waren die drei Themen, welche die Freunde in gemeinschaftlichem Verkehr abhandelten. Sie Alle schwärmten für die Demoiselle Lorenz; und der „Naturforscher“ bringt auch Verse an die Sängerin, welche die Phillis im „Kuß“ gespielt. Das Zwischenspiel: „Der Kuß, oder das ganz neu musikalische Schäfer-Spiel, so

in einer Comödie aufgeführt, 1748. Frankfurt u. Leipzig", zu dem M. auf Wunsch der Neuberin das Libretto geliefert — dieser Druck ist entstellt —, war seit Weihnachten 1747 wiederholt in Leipzig gegeben worden.

„Der Naturforscher" war gleichsam Mylius' Tagebuch. Er berichtete in ihm von seinen physikalischen Excursionen und auch von der Sonnenfinsterniß, die er in Berlin am 25. Juli 1748 im Garten des Barons v. Dobreslaw beobachtete.

Diese Reise nach Berlin ist ein Wendepunkt in Mylius' Leben.

Er hatte schon nach der preußischen Hauptstadt geblickt, als er die Preisaufgabe der Berliner Akademie für das Jahr 1746 zu lösen versuchte. Sein „Versuch einer Bestimmung der Gesetze der Winde wenn die Erde überall mit einem tiefen Meere bedeckt wäre", den M. seinen Grundsätzen entsprechend in deutscher Sprache der Akademie einreichte, wurde zwar nicht gekrönt, aber von der Akademie zum Druck befördert (Reflexions sur la cause génerale des vents. Pièce qui a remporté le prix proposé par l'academie royale pour l'année 1746 par M. d'Alembert, à laquelle on a joint les pieces qui ont concouru. Berlin 1747, S. 177—224). Immerhin eine Anerkennung. M. hatte weiter als Gratulations-Schriften zu den Promotionen seiner Freunde C. T. E. Reinhard und Christian Gottlieb Istrich ein „Sendschreiben von den Saamentierchen" (Hamburg 1746) und „Gedanken über die Atmosphäre des Mondes" (Hamburg 1746) veröffentlicht. Die „Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen" beachteten die zweite Schrift (1746 S. 557, 1747 S. 750). Es schien M. zu glücken, in der gelehrten Welt festen Fuß zu fassen; er wollte wol mit der Tagesschriftstellerei, die ihm nur so viel brachte, daß er unter Schulden leben konnte, ein Ende machen. Die Zeit, in der er in Leipzig auf den Ertrag seiner Feder angewiesen war, zunächst in Gottsched's Dienste geschrieben, dann eigene Journale herausgegeben und schnell hingeworfene Beiträge zu den belletristischen Sammlungen seiner Freunde geliefert, so für Naumann's „Liebhaber der schönen Wissenschaften" (Jena 1747[46]—48) und für C. W. Agricola's „Schriftsteller nach der Mode" (Jena 1748 ff.) — Journale, die zeigen, daß die Herrschaft Gottsched's überwunden war —, die Zeit, in der M. neben seinem wöchentlichen „Naturforscher" gleichzeitig noch eine Monatsschrift, die „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths" (Hamburg 1747—48, 9 Stücke) herausgab und auch hier seine Freunde Lessing, Ossenfelder, Agricola, Freytag u. A. um sich sammelte — von Friedrich Gotthilf Freytag stammt die Uebersetzung der „Vénus physique" —, diese Zeit konnte nicht fortdauern, wollte M. nicht an der Lohnarbeit zu Grunde gehen. Er zerplitterte sich, wenn er wahllos, um des Honorares Willen übersetzte, auf Bestellung Komödien schrieb, zahllose Gelegenheitsgedichte, Oden und Lehrgedichte machte und, musikalisch nicht unbegabt, Texte zu Compositionen lieferte, so ein „Oratorium auf die Kreuzigung Christi", und konnte nie sein Ziel erreichen, der Naturforschung zu dienen.

Die Aufforderung in Berlin die ringförmige Sonnenfinsterniß zu beobachten, riß M. mit einem Male aus dem alten Kreise, der in ihm nur den geschäftigen Litteraten und den ewigen Candidaten der Medicin sah. M. blieb neun Wochen in der preußischen Hauptstadt, in dem „deutschen Paris", wie er sie nannte, und fühlte sich hier als Gelehrter im Verkehr mit Mitgliedern der Berliner Akademie, die dem aufgeweckten, talentvollen Menschen Beachtung schenkten, weil er tiefere Interessen hatte, als seine Vielschreiberei vermuthen ließ. Auf der Sternwarte beobachtete er mit dem Astronomen Kies noch eine Mondfinsterniß und lernte Euler kennen. Zu astronomischen Beobachtungen fehlten in Leipzig die Hülfsmittel, welche Berlin bot. M. war mit Euler und

Kies auf dem Schießplatz, um an Versuchen mit schwerem Artilleriegeschütz theilzunehmen. Aber es fand sich zunächst keine Verwendung für den jungen Gelehrten, der sich mit Recht weit mehr dünkte, als den Redacteur einer Zeitung. Der Leiter der Haude- und Spener'schen Zeitung, Joseph Victor Krause, war für M. nur „ein einfältiger Zeitungsschreiber". Und doch sollte M. in Berlin, wie Krause, Zeitungsredacteur werden. Als er nach Leipzig zurückgekehrt, berief ihn der Besitzer der Rüdiger'schen, später Vossischen Zeitung zum Redacteur seines Blattes. Am 6. November 1748 traf M. wieder in Berlin ein und begann seine neue Thätigkeit. Vom Journalismus mußte er wieder leben. Bei der primitiven Form der Berichterstattung, die sich im wesentlichen mit dem Abdruck von Nachrichten aus fremden Blättern begnügte, beschränkte sich die eigene Thätigkeit des Redacteurs, dem jede selbständige Leitung des politischen Theiles versagt war, auf Gedichte zum Jahresanfang und -schluß, auf die Ode zu des Königs Geburtstag und auf die Bücheranzeigen im Artikel: „Von gelehrten Sachen". Für dieses Geschäft hatte M. bald auch an dem jungen Lessing, den er nach Berlin gezogen, einen Gehülfen. Der Wissenschaft ist es bisher noch nicht gelungen, den Antheil der einzelnen Mitarbeiter sicherzustellen. Bis zum 28. Februar 1752 war M. als Redacteur oder als Mitarbeiter an der Vossischen Zeitung, die unter seiner Leitung gegen Gottsched sehr entschieden Stellung nahm, thätig. Gewissermaßen als Feuilleton zur Zeitung gab M. seit dem 2. Januar 1749 unter dem Titel: „Der Wahrsager" wiederum eine satirisch-moralische Wochenschrift heraus, die lediglich als eine Erwerbsquelle von M. zu nennen wäre, hätten sich die Schullehrer Berlins nicht über das 7. Stück des „Wahrsagers", in dem sie sich gezeichnet glaubten, beschwert. Dies Stück darf man eine ironische Empfehlung der La Mettrie'schen Philosophie nennen. Es gab, wie das 9. Stück, das ein satirisches Lob der Hahnreihe brachte, den Ministern Friedrich's des Großen Anlaß, beim Könige ein neues Censur-Edict zu beantragen und den Verfasser und Verleger des „Wahrsagers" zu verwarnen. Daß die Leser satirischer Blätter stets nach lebenden Modellen suchten, war ein alter Uebelstand. Nach Mylius' Ankündigung zum „Wahrsager" hatten sie vielleicht auch ein Recht dazu. Jetzt, wo M. gewarnt war, lenkte er sein Blatt in die ruhige Bahn einer wohlgesitteten Wochenschrift und wurde nicht müde zu versichern, daß er Niemanden im Bösen meine; aber Friedrich der Große verbot trotzdem den „Wahrsager" und erließ am 11. Mai 1749 das von den Ministern vorgeschlagene Censur-Edict. Das letzte (20.) Stück des „Wahrsager" datirt vom 15. Mai 1749.

Wie der „Wahrsager" zeigt, mußte M. auch in Berlin sein altes Leben als Schriftsteller fortsetzen. Nur hatte er in seiner Stellung als Redacteur hier einen festen Rückhalt, und die Gelehrten der Hauptstadt sahen in ihm nicht den Studenten, wie die Leipziger Professoren, zu deren Füßen er gesessen. M. wollte auch mehr geben, als satirische Aufsätze in Wochenschriften. Im Verein mit Lessing ließ er seit dem October 1749 „Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" (1.—4. Stück, Stuttgart 1750) erscheinen. Die Freunde stellten ein umfassendes Programm auf. Sie wollten eine Uebersicht geben, was bisher über die „Einrichtung der Schauspiele" geschrieben sei, wollten zur Ergänzung ihre eigenen Ansichten mittheilen, sich dabei auf die Muster der Alten und Neuen stützen und die Regeln, die sie gefunden, zur Beurtheilung der neuesten Stücke anwenden; sie wollten vorbildliche Stücke aus dem Griechischen und Lateinischen, dem Französischen, Italienischen, Englischen, Spanischen und Holländischen übersetzen, Nachahmungen, die die Classiker gefunden, durchmustern und wollten endlich der Schauspielkunst, der Leistung

der Komödianten gedenken. Lessing nahm später — als Mylius gestorben war — den Plan dieses großen Unternehmens für sich in Anspruch. Von ihm stammen im wesentlichen aber nur die Plautus-Studien und eine Uebersetzung von Riccoboni's „Schauspielkunst". M. suchte durch Vielseitigkeit eher dem Programme gerecht zu werden. Er knüpfte an seine ersten dramaturgischen Abhandlungen wieder an, übernahm als Einleitung zum Ganzen aus den „Ermunterungen" seinen „Beweis, daß die Schauspielkunst eine freie Kunst sei" — ein Aufsatz, der Ekhoff's Beifall fand — und bejahte die Frage, „ob man in Lustspielen die Charaktere übertreiben solle". M. vertrat also auch in der Theorie nicht mehr, wie früher, den Standpunkt absoluter „Wahrscheinlichkeit", forderte nicht mehr unbedingt, daß „man in der Dichtkunst die Natur nachahmen soll", sondern sah in der bewußten Uebertreibung das beste Mittel der Komödie von der Bühne her zu wirken. M. berichtete an der Hand Voltaire's über Shakespeare, übersetzte Hamlet's Monolog:

Seyn, oder nicht zu seyn, das ist die Frage jetzt! . . . .

und, von den Engländern zu den Italiern schweifend, brachte er im 3. Stück die „Clitia" des Macchiavell. M. kannte kein besseres Stück der italienischen Bühne; auch Lessing kannte damals kein besseres. Zu einem so umfassenden Journal, wie es die „Beyträge" sein sollten, fehlte die gründliche Beherrschung des Stoffes noch beiden Freunden; nicht der gute Wille, der sich durch keine Schwierigkeit schrecken ließ. Ihre Schrift sollte eine Vorarbeit zur „Historie des Theaters" sein, und Lessing selbst dachte am wenigsten daran, daß der großartige Plan mit dem vierten Stücke ein Ende erreichen würde. Im 4. Stück versprach Lessing vielmehr, weitere Abhandlungen Riccoboni's „ehestens" in die „Beyträge" einzurücken und wollte im 4. Stücke auch nicht das „letztemal" vom Plautus „in dieser Monatsschrift" gesprochen haben. Aber ein fünftes Stück erschien nicht.

Was Lessing über das Aufhören des Blattes im Vorwort seiner 1754 begonnenen „Theatralischen Bibliothek" sagt — dem widersprechen seine eigenen Worte im vierten Stück der „Beyträge". Lessing brach das Journal nicht ab, weil M. sich und ihn blamirt hatte, wo er von der italienischen Bühne kein besseres Stück, als die „Clitia" wußte, sondern der Verleger war für eine Fortsetzung, die Lessing wünschte, nicht zu haben. Doch, wenn dies Unternehmen, das mit vollen Backen angekündigt war, nur ein so kurzes Leben hatte, so hat das M. ebensowenig, wie das Verbot des „Wahrsagers" bei seinen Berliner Gönnern geschadet. M. stand in dem Rufe, daß er genug Kenntnisse in der historia litteraria besäße, daß er fremde Sprachen beherrsche, bei seiner vorwiegend verstandesmäßigen Veranlagung auch die nöthige Urtheilsfähigkeit hätte und ein gutes Deutsch schriebe. Diese Eigenschaften waren nöthig, um eine gelehrte Zeitung zu schreiben. Auf Eulers Empfehlung hin übernahm er mit dem Jahre 1751 die Redaction der „Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" (Berlin, Haude & Spener). M. versprach dieser gelehrten Wochenschrift eine größere Reichhaltigkeit zu geben und sie wirklich mit gelehrten Nachrichten zu füllen. Darin lag ein Tadel für die früheren Herausgeber Sulzer und Ramler, die ihr Amt hatten niederlegen müssen. Aber es ist bezeichnend für Mylius' gewandtes Auftreten, daß er zu Sulzer die besten Beziehungen hatte. Als Gegner Gottsched's stand M. den Schweizern freundlich gegenüber, war aber keineswegs ihr blinder Anhänger, nahm vielmehr in wichtigen Fragen einen eigenen Standpunkt ein. Haller kritisirte er nicht mehr; der war ihm jetzt der einzige wirklich große Dichter; seinen Ruhm hätten „die ohnmächtigen Bemühungen des Neides, welcher seine Einfalt und Bosheit dadurch am meisten bloß gegeben hat, niemals . . . hemmen können".

Stand M. doch mit Haller jetzt in lebhaftem Briefverkehr und spitzte gern, gegen Haller's Gegner, gegen La Mettrie, seine Feder aufs neue. Auch Euler wurde von M. nur mit bewundernder Hochachtung genannt. Es waren Männer ersten Ranges, welche die höchste Anerkennung verdienten — und doch darf man fragen, ob M. mit seinen Kritiken, in Lob und Tadel, nicht auch zugleich persönliche Zwecke verfolgte? Das wäre für jene Zeit nichts auffallendes. Mußte der Kritiker damals doch auch auf die Verlagswerke seines Verlegers weitgehende Rücksicht nehmen und von Neuerscheinungen sprechen, die er lieber verschwiegen hätte. Mylius' Recensionen verrathen, wie viele seiner Prosa-Aufsätze, den glänzenden Stilisten, der den Leser gerade bei der Anzeige elender Schriften durch witzige Pointen erfreut. Gegen jämmerliche Scribenten hat M. stets „eine gewisse Art von Schertz“ geübt. Wo M. die Gelegenheit hatte sich öffentlich auszusprechen, bedeutete er als Schriftsteller, der die Schärfe des Urtheils mit der Schärfe des Wortes verband, und der zugleich als Gelehrter in Ansehen stand, eine Macht im geistigen Leben. So sollte seine Vorrede den „Satiren des Prinzen Kantemir“, die der Oberstlieutenant Freiherr v. Spilcker übersetzt hatte, zur Empfehlung dienen (Berlin Haude & Spener, 1752).

Mit einzelnen Adeligen, mit Mitgliedern der Akademie, mit einem Musikgelehrten wie Friedrich Wilhelm Marpurg stand M. in Berlin in dauernder, wenn nicht freundschaftlicher Verbindung. Für Kästner's bändereiches „Hamburgisches Magazin, oder gesammlete Schriften zum Unterricht und Vergnügen, aus der Naturforschung und den angenehmen Wissenschaften überhaupt“ (Hamburg 1748 ff.) schrieb und übersetzte er. Mit Interesse las er fremde Reiseberichte von fernen Ländern; es zog ihn auch dahin. Seinen „Naturforscher“ setzte er in Berlin in den „Physikalischen Belustigungen“ (Stück 1—20, Berlin 1751—52), einem Blatte wissenschaftlichen Charakters, fort. Hier machte er u. a. den Vorschlag zur Errichtung eines Wetterobservatoriums und theilte seine Wetterbeobachtungen mit. Neben ihm war Johann Gottlob Lehmann, der Theilnehmer seiner Berliner Excursionen, ein fleißiger Mitarbeiter, und Briefe wissenschaftlicher Größen, mit denen M. in Correspondenz stand, wurden abgedruckt. Zur Füllung der Monatshefte dienten Uebersetzungen, z. B. die „Beschreibung des großen Wasserfalls des Flusses Niagara“. Die Mittheilungen der „Physikalischen Belustigungen“ gehen weit über das Gebiet von Deutschland hinaus. War doch die Sehnsucht, selbst in fremde Länder zu gehen, bei M. allmählich so groß geworden, daß er in den Dienst der holländisch-ostindischen Gesellschaft treten wollte. Es sollte ihm noch möglich werden, zu reisen. Bis zu seiner Abreise redigirte M. die „Physikalischen Belustigungen“; dann vertrat ihn Kästner (Stück 21—30, Berlin 1753 bis 54) in der Erwartung auf des Freundes Heimkehr.

Sulzer hatte den Plan, einen Naturforscher nach Ostindien zu senden, angeregt; M. schien der rechte Mann für dies Unternehmen zu sein. Sein Eifer und seine Forschungslust waren bekannt. Euler hatte eine gute Meinung von ihm, der Astronom Kies war Mylius' Freund, und auch Haller hatte den Herausgeber der „Physikalischen Belustigungen“ mit Anerkennung genannt. Mit ihm stand M., seit er die Redaction der „Critischen Nachrichten“ übernommen hatte, in regem Briefwechsel. Ihn, den bedeutenden Gelehrten, bat M. nun, Leitung und Aufsicht über das ganze geplante Reiseunternehmen zu führen. Vereinten Bemühungen, und besonders Haller's Ansehen, gelang es, zahlende Mitglieder der sogenannten Reisegesellschaft, die M. drei Jahre lang reisen lassen sollte, zu gewinnen. Seit Haller an die Spitze getreten, war das Project gesichert. Aber an dem Plane selbst wurde

noch manches geändert. Nicht Ostindien, sondern Surinam und weiterhin Nord-Amerika sollte das Reiseziel sein. M. drängte schon zur Abreise, als die nöthigen Summen noch nicht gezeichnet waren. Er war bei dem Plane mit Leib und Seele, winkte ihm doch nach überstandener Reise eine Professur in Göttingen, und schon jetzt hatte ihn Haller zum Correspondenten der Göttinger Akademie gemacht. Da trat der Leibarzt Maria Theresia's, der Baron van Swieten, mit dem Angebot hervor, M. solle für das kaiserliche Naturalien-Cabinet die Reise unternehmen, 3000 Thaler Reisekosten erhalten und nach Wien seine Sammlungen abliefern. Das Angebot war verlockend; auf Kosten eines Einzigen zu reisen war sicherer, als sich auf den guten Willen einer ganzen Gesellschaft, die sehr verschiedene Wünsche hatte, zu verlassen; zudem waren bei Haller damals noch nicht 3000 Thaler für die Mylius'sche Reise gezeichnet. Dennoch schlug M. aus Hochachtung für Haller den Wiener Antrag aus. Haller warb neue Mitglieder zur Reisegesellschaft; der König von Dänemark steuerte 300 Thaler schweren Geldes bei; M., der im April 1752 seine Uebersetzung von Clairaut's „Anfangsgründen der Algebra" drucken ließ, gab die Absicht, weitere Schriften Clairaut's zu verdeutschen, auf und ließ sich von Sulzer einen Vorschuß geben, um sich für den großen Zweck recht vorzubereiten. Die Empfehlungsbriefe waren für ihn geschrieben. Jetzt hätte er reisen können und sollen. Aber er blieb noch Woche um Woche in Berlin. — Die Streitigkeiten zwischen dem allmächtigen Präsidenten der Berliner Akademie, Maupertuis, und dem Professor Samuel König im Haag, an denen Voltaire mit seiner „Diatribe du docteur Akakia" theilnahm, fesselten den Journalisten. Es war für ihn eine Ehre, bei Voltaire vorgelassen zu werden, oder bei der Gräfin v. Bentinck zu speisen. Er kritisirte das Urtheil der Berliner Akademie, das Samuel König für einen Fälscher erklären wollte, gebührend; gab sich aber das Ansehen, als sei er nur auf Maupertuis' Ruhm bedacht. Kurz, er hatte Freude daran, bei diesem Streite der Großen, in dem Friedrich II. sich für Maupertuis erklärt hatte, selbst eine Rolle zu spielen. Daß er in Wahrheit *gegen* Maupertuis schrieb — was Haller nicht unangenehm war —, konnte auf die Dauer nicht verborgen bleiben. M. gerieth dabei auch zu Euler in Gegensatz, kam sich aber durch sein Eintreten, Seite an Seite mit Voltaire, für Samuel König's gerechte Sache bedeutender vor. M. übersetzte die „Diatribe", die Friedrich der Große verbrennen ließ, und fertigte auf die Verbrennung ein Bänkelsängerlied, das er geschrieben in Berlin ausbreitete. Als er fürchten mußte, in Berlin arretirt zu werden, verließ er die Hauptstadt, sang seinen Freunden einen „Abschied aus Europa" und reiste über Leipzig und Gera nach Göttingen, um sich von Haller die letzten Instructionen zu seiner Amerika-Fahrt zu holen.

Am 28. Februar 1753 hatte M. Berlin verlassen; am 28. März traf er in Göttingen ein. Aber Haller war nicht mehr dort; um seine Tochter zu verheirathen, war er nach der Schweiz gereist. So empfing M. vom Professor Hollmann 715 Thaler und 20 Groschen als Reisegeld fürs erste Jahr; selbst hatte M. in Berlin schon 391 Thaler zu seiner Ausrüstung für die ganze Reise erhoben. Mit dem Reste der fürs erste Jahr gezeichneten Gelder, mit 715 Thalern, wollte M. nicht reisen. Er bat um 200 Thaler Zuschuß; Hollmann versagte ihn; Haller bewilligte den Zuschuß; Hollmann glaubte es nicht, fragte deshalb bei Haller an, und erst am 9. October 1753 wurde M. der erbetene Zuschuß fürs erste Jahr ausgehändigt. So lange war M. natürlich nicht in Göttingen geblieben. Er hatte hier die Streitschriften gegen Maupertuis neu drucken lassen, um sich den Professor König besonders zu verbinden; denn von Holland wollte er die Ueberfahrt nach Amerika machen;

war dann nach dem Harze gegangen, um nach Sulzer's Wunsche barometrische und thermometrische Beobachtungen in Bergwerken anzustellen; hatte den Brocken bestiegen und sich darauf nach Hannover gewandt. Hier gab ihm der Kammerpräsident v. Münchhausen eine Instruction mit — zum Besten des Forstwesens sollte er sich in Amerika umsehen — und ließ ihm eine erste Jahresrate von 100 Thalern auszahlen. So warb M. noch auf dem Wege neue Theilhaber zur Reisegesellschaft. Allerdings wurde der Reiseplan dadurch wieder verändert. Münchhausen wünschte, daß M. nach London ginge, sich dort Empfehlungsbriefe abhole und dann zunächst nach Nordamerika, nicht nach Surinam, reise. Deshalb gab aber M. seine Absicht, den Professor König im Haag zu besuchen, nicht auf. Ueber Hamburg und Bremen, wo er es sich wohl sein ließ, sich der Beachtung freute, die ihm, dem Weltreisenden, entgegengebracht wurde, und er manche unnütze Lustfahrt auf der Elbe und Weser machte, langte er am 8. Juli 1753 im Haag an, um wiederum wochenlang zu säumen. Er sandte seinen Auftraggebern zwar Naturalien aus Deutschland und Holland; das war aber nicht der Zweck der Reise. In Holland wartete er auf die erbetenen 200 Thaler, las die Briefe, die Voltaire, Kästner u. A. ihm dorthin gesandt, freute sich, daß er den Häschern Maupertuis' entgangen war und entschloß sich endlich, auch ohne den geforderten Zuschuß, nach London weiter zu fahren.

Seit er in Hannover Münchhausen's Ansicht gehört, konnte die Route über Holland nur ein kostspieliger und zweckloser Umweg sein. M. war jetzt nicht mehr der eilig drängende Reisende, der so schnell wie möglich auf das Schiff zur Abfahrt strebte. Es entsprach seiner Anlage, in der Gesellschaft und bei Gelehrten hervorzutreten, und er machte gern Aufsehen mit seinen neuesten Nachrichten über den König-Maupertuis'schen Streit; es gefiel ihm, auf Kosten der Gesellschaft, wie ein großer Herr, in Europa zu reisen. Einen festen Contract, der dem Reisenden einen bestimmten Weg vorgeschrieben hätte, hatte Haller mit Mylius nicht geschlossen. Haller war in Bern, Hollmann mit der Casse in Göttingen, M. seit dem 22. August 1753 in London. Er besuchte Sammlungen und Theater, die Sitzungen der Gesellschaft der Wissenschaften, beobachtete eine Sonnenfinsterniß, übersetzte noch eine Kleinigkeit für das „Hamburgische Magazin“ (Bd. 13, S. 1—8), veröffentlichte die „Beschreibung einer neuen Grönländischen Thierpflanze in einem Sendschreiben an Hrn. Albrecht von Haller“ (London 1753) zum Beweise, wie er seine „Zeit auf Reisen anwende“ und verdeutschte Hogarth's „Zergliederung der Schönheit, die schwankenden Begriffe von dem Geschmack festzusetzen“ (London 1754; 2., billiger Abdruck: Berlin 1754). In der Vorrede vom 11. December 1753 klagte M., daß seine Durchreise durch London sich ohne seine Schuld in einen „ziemlich langen Aufenthalt“ in der Stadt verwandelt hätte, freute sich aber, in der Uebersetzung, nach Antritt seiner „weitern Reise“ ein „so angenehmes Andenken“ seines „Aufenthalts in London hinterlassen zu haben“. M. schrieb und übersetzte, aber reiste nicht. Das Reisegeld war ihm unter den Händen zerflossen; er bemühte sich um neue Vorschüsse und kam nicht von London fort. Haller war entschlossen, von dem Unternehmen zurückzutreten und M. für einen Hochstapler und Betrüger in den Göttinger Zeitungen zu erklären. Flehende Briefe bestimmten ihn, einen letzten Versuch zu machen. Er wollte noch fünfzig Pfund Sterling schicken, und M. sollte dann sofort nach Amerika abfahren — da starb Mylius, der nicht allzukräftig war, nach vierwöchentlichem Krankenlager an einer Lungenentzündung in der Nacht vom 6. und 7. März 1754 in London. Er war gerade ein Jahr auf Kosten der

Gesellschaft gereist. An baarem Gelde fanden sich nur 36 Schillinge bei ihm, und dem Gastwirthe schuldete er 120 Pfund.

Das 23. Stück der „Physikalischen Belustigungen" brachte Kästner's — wiederholt gedruckten — Aufsatz zum „Andenken seines Freundes Christlob Mylius", eine freundliche, biographische Charakteristik.

Von Mylius' zahlreichen Aufsätzen fand nur einer in unserer Zeit größere Beachtung. Seine „Untersuchung, ob man die Thiere, um physiologischer Versuche willen, lebendig eröffnen dürfe", wurde als „eine Abhandlung aus dem vorigen Jahrhundert über die Vivisektionsfrage" (Rothenburg a. Tbr. und Leipzig) 1880 als Flugschrift gegen die unwissenschaftlichen Bestrebungen der Thierschutzvereine neu gedruckt. Der Aufsatz war in den „Belustigungen" (Bd. 8 — 1745 — S. 325 ff.) zuerst veröffentlicht worden. Der populäre Stil, der klare und zugleich gefällige Vortrag, mit dem sich M. als Aufklärer an die breite Masse zu wenden liebte, machten diese Schrift zum brauchbaren Agitationsmaterial. In solcher Verwerthung der Ideen, die M. vertreten, liegt nicht seine Bedeutung. Aber sein Vorbild hat dem jungen Lessing den Weg zur Schriftstellerei gewiesen. Durch ungünstige Vermögensverhältnisse war M. auf diesen Weg getrieben worden. Nicht viel glänzender als seine eigene, war Lessing's Lage. M. machte dem jungen Freunde einen Weg, der ihn von den Traditionen seiner Familie entfernte, leicht und gab in seinen Journalen den Erstlingen Lessing's einen Platz. M. stand im litterarischen Streite. Von der Partei ausgegangen, wußte er sich selbständige Geltung zu verschaffen. Auch darin war er das Vorbild Lessing's, dessen anakreontische Gedichte und dramatische Versuche dem Leipziger Kreise, dessen Mittelpunkt M. war, ihre Entstehung verdanken, ebenso wie M., den die Fülle der verschiedensten Interessen in steter Spannung erhielt, den jungen Lessing in Berlin, wo M. mehr als in Leipzig, wissenschaftlichen Aufgaben lebte, in die Kritik einführte. An Mylius' Seite wagte Lessing nichts ungeheuerliches, als er sein Studium aufgab und den Beruf als Journalist wählte. M. hatte gezeigt, daß dieser Beruf eine Existenz zu geben vermochte und hatte den jungen Lessing in seiner schwersten Zeit, so weit er es konnte, auch materiell unterstützt. Bald zehn Jahre sind sie einen gemeinsamen Weg gegangen. Mylius' Gönner wurden Lessing's Förderer. So lange M. lebte, hat Lessing stets mit Anerkennung über den älteren Freund gesprochen. Als er gestorben war, gab Lessing seine „Vermischten Schriften" (Berlin, Haude & Spener 1754, mit Birnstiel'schen Vignetten) heraus. Es ist keine glückliche Auswahl aus der Masse vieler nichtssagender Publikationen, die vielfach dem Zwange zu schreiben ihr Dasein verdanken. Lessing schrieb dazu eine Vorrede von großem feuilletonistischem Reize; aber sein Urtheil, das er über den Todten kalt und lieblos zu Papier gebracht, ist so ungerecht, daß man bei dem jahrelangen engen Verhältniß der Beiden erst nach einem Gesichtspunkt suchen muß, um diesen schlimmen Nachruf des Freundes zu verstehen. Freilich war M. in den Verdacht gekommen, daß er ein leichtsinniger Schuldenmacher sei. Pekuniäre Bedrängnisse jedoch konnte Lessing sehr wohl mitfühlen. M. hatte sich aber auch in Berlin vor Maupertuis und Friedrich dem Großen unmöglich gemacht, und gerade in Berlin, beim Könige, hoffte Lessing auf eine Verwendung. So suchte er als Herausgeber der Mylius'schen Schriften dem eigenen Interesse zu dienen und wurde dem Freunde gegenüber ungerecht.

Carl Heine, Ein Journalistenleben des 18. Jahrhunderts. (Hamburger Nachrichten, belletrist.-litterarische Beilage 1904, Nr. 10, 11, 12.) Dr. Carl Heine's Artikel ist der Auszug aus einer umfangreichen Monographie, deren

Manuscript mir der Verf. frdlst. zur Verfügung stellte. — Joh. Christoph Mylius, Historia Myliana Bd. II. Jena 1752, S. 104 ff. — H. Graeve, Etwas über Chr. Mylius (Neues Lausitzisches Magazin, Neue Folge Bd. I — 1836 — S. 303 ff. — Consentius, Der Wahrsager. Zur Charakteristik von Mylius und Lessing. Leipzig 1900. — Consentius, Lessing und die Vossische Zeitung. Leipzig 1902. — Mylius' Briefe an Haller: Euphorion Bd. 10 (1903) S. 518 ff., 776 ff.; Bd. 11 (1904) S. 65 ff. — [Chr. G. v. Murr] Der Zufriedene, 1763/64, Stück 43; auch Stück 15 und 27. — Chr. G. v. Murr, Anmerkungen über Lessings Laokoon. Erlangen 1769, S. 53 ff. — Olla Potrida, Bd. I. Berlin 1778, S. 153 ff. — R. M. Meyer, Vivisektionsdebatten im 18. Jahrhundert (Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage 1903, Nr. 51). — Gustav Waniek, Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit. Leipzig 1897. — Gustav Waniek, Immanuel Pyra und sein Einfluß auf die deutsche Litteratur des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1882. — Ludwig Hirzel, Albrecht v. Haller's Gedichte. Frauenfeld 1882. — Erich Schmidt, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 2. Aufl., Berlin 1899. Ernst Consentius.

Martersteig *): Friedrich Wilhelm M., Historienmaler, geboren am 11. März 1814 in Weimar, † am 6. September 1899 in Berlin.

Er wurde 1829—34 in Weimar, dann in Düsseldorf unter Hildebrandt und Schadow, namentlich seit 1838 in Paris unter Delaroche ausgebildet und arbeitete an einigen größeren Gemälden von Ary Scheffer und Delaroche mit. 1848 kehrte er nach Deutschland zurück und wurde im selben Jahre zum Mitglied der Akademie der Künste in Berlin ernannt. 1854 übernahm er eine Zeichenlehrerstelle am großherzoglichen Sophienstift in Weimar. Als Auszeichnung erhielt er die kleine goldene Medaille.

Seine Werke sind äußerst zahlreich. In der Jugend mehr dem rührseligen Genrebild zugewandt, ging er immer mehr zum großen historischen Figurenbild über. Weg und Stoffkreis seiner Kunst sind am besten gekennzeichnet durch folgende, wenn auch nicht vollständige Aufzählung seiner Oeuvres.

Bildniß eines sinnenden jungen Mädchens; lesender Page; betender Knabe (Museum in Weimar); Großvaters Mittagsschläfchen im Lehnstuhl; Abendgebet der Kinder; Spinnerin (1838); Lustiger Schuster; Abschied des Schneidergesellen von der Familie; Großvater nimmt das Enkelchen mit auf die Jagd; der beim Naschen überraschte Bäckergeselle; Bilder aus „Hermann und Dorothea"; eine Anzahl Bildnisse aus Hofkreisen. — Historienbilder: Scenen aus dem Leben des Herzogs Bernhard von Sachsen (im Rathhaus zu Weimar); Ankunft der hl. Elisabeth (im Rathhaus zu Eisenach; Huttens Dichterkrönung durch Kaiser Max (1861, im Museum zu Köln); drei Bilder aus der Reformation (in der Ravené-Galerie zu Berlin, darunter „Huß auf dem Concil zu Constanz", 1848); Thomas Münzers letzter Gang; die Geschichte Savonarolas (in sieben Cartons; — Illustrationen zu dem Leben Körner's. Sein bekanntestes Werk ist die Uebergabe der Augsburger Confession.

Schon Nagler erwähnt in seinem Künstlerlexikon den damals fünfund-

*) Zu S. 219.

zwanzigjährigen Künstler und zählt ihn mit viel zu überschwänglichem Lobe zu den vorzüglichsten Künstlern seiner Zeit. Ein sehr einzuschränkendes Urtheil. Im Carton hatte M. mehr Glück als im Oelbild. Seine gut gezeichneten und gut wenn auch theatralisch componirten großen Figurenbilder wirken gewöhnlich glatt und kalt im Farbenton und matt im Gefühlsinhalt. Der Grund dafür mag der Mangel eines starken Temperamentes sein.

Nagler, Allgem. Künstler-Lexikon, Bd. 8 (München 1839). — Müller, Lexikon der bild. Künste (Leipzig 1883). — Seubert, Allgem. Künstlerlexikon (Stuttg. 1878). — H. W. Singer, Allgem. Künstlerlexikon (Frankfurt a/M. 1898). — Totenliste des „Deutschen Necrologs" v. Jahre 1899, Bd. 4, 1900. Franz Vallentin.

Mendelssohn*): Joseph M., Belletrist und Publicist, wurde am 10. September 1817 zu Jever im Großherzogthum Oldenburg geboren. Sein Name mag nach dem ältesten Sohne des Philosophen Moses Mendelssohn — so hieß auch J. Mendelssohn's Vater, vielleicht auf Grund der damaligen Begeisterung der deutschen Judenheit für ihren „Befreier", außerdem (Moses Mendelson) ein mit ihm nicht zu verwechselnder Hebraist in Hamburg, der da 1782 oder 1783 geboren und mit ihm zugleich 1842 noch litterarisch thätig war — festgesetzt worden sein. J. Mendelssohn's Eltern übersiedelten bald nach Hamburg und dort hat er seine zweite Heimath gefunden, so daß er daselbst nicht nur richtig eingewurzelt, sondern auch ein Localschriftsteller geworden ist. Vom Januar 1823 bis Mai 1831 besuchte er dort die sog. Israelitische Freischule unter Direction Dr. E. Kley's. In letzterem Jahre kam er als Lehrling in die große Buchdruckerei der Firma Friedrich Vieweg in Braunschweig, worin er, nachdem er ausgelernt, 1836 bis Juni 1839 als Gehülfe verblieb. Damals kehrte er nach Hamburg zurück, ließ als Erstling drucken: „Blüthen. Gedichte und Novellen eines Schriftsetzers. Mit einer Vorrede des Geheimraths Fr. v. Strombeck" (1839) und widmete sich nun ausschließlich litterarischer Beschäftigung. Von Heinrich Heine's Onkel, dem reichen Bankier Salomon Heine, einem rühmlichst bekannten Wohlthäter, unterstützt, ging M. noch 1839 behufs weiterer litterarischer und allgemeiner Ausbildung nach Paris, kehrte 1841 zurück und erhielt sich künftig als freier Litterat durch die verschiedensten schriftstellerischen Arbeiten. Neben seinen „Pariser Briefen" (3 Bände, 1841), mit denen er zweifellos in L. Börne's und Heines Fußtapfen treten wollte, war eine Frucht des französischen Aufenthalts, die, vielleicht irgendwie inspirirte actuelle Schrift: „Ferdinand Philipp, Herzog von Orleans, Kronprinz von Frankreich. Biographie und Charakteristik. Genaueste Schilderung der Katastrophe vom 13. Juli [1842; Todestag]. Würdigung der politischen Stellung des Prinzen, Hinblick auf das System Louis Philipps, auf die veränderte Lage der Parteien in Frankreich, die neugebildete Deputirten-Kammer und die französische Regentschaftsfrage" (1842). Mit Bildniß des jung verunglückten allbeliebten Fürsten, bildet sie bis heute nun wol die einzige Darstellung der Hoffnungen, die das französische Volk und Herrscherhaus vergebens auf diesen gesetzt hatten. Jedoch hatte sich M. am Seinestrande mit neupolitischen Ideen vollgesogen. Wenigstens bringt deren wol poetischen Niederschlag der gleichzeitig veröffentlichte Band mit dem Untertitel „Dichtungen" in einer Ausprägung, welche den damaligen deutschen „vormärzlichen" Tendenzdichtern eben erst anfing geläufig zu werden. Letzteren reiht ihn der Antisemit Wolfgang Menzel ein: „Auch ein Jude, Joseph Mendelssohn, rief 1843 in seinen ‚wilden Blumen' seinen Glaubens-

*) Zu S. 316.

und Stammgenossen zu, sie sollten das alte Testament und den Talmud ins Feuer werfen und dem Messias entgegengehen, der mit dem Schwert und den Flammen daherkomme (die Revolution)". Seinem Gönner — † am 23. December 1844 — widmete M. die Gedächtniß-Monographie „Salomon Heine. Blätter der Würdigung und Erinnerung für seine Freunde und Verehrer" mit Bildniß (1. u. 2. Aufl. 1844; 3., vervollständigte 1845; s. A. D. B. XI, 361), seinem Geburtslande das Duodezheft: „Eine Ecke Deutschlands. Reisesilhouetten, Oldenburger Bilder, Charaktere und Zustände" (1845).

Im übrigen hat er seit seiner definitiven Niederlassung in Hamburg journalistisch, als Tagespublicist, überhaupt ums Brot seine Feder schaffen lassen müssen. Sogleich begann er das — übrigens nicht einschlagende — „Panorama der Gegenwart. Redigirt und verlegt von Joseph Mendelssohn. Gedruckt und herausgegeben von W. L. Anthes", Nr. 1—54, Januar bis 5. Mai 1842 (432 Spalten), mit artistischen Beilagen und dem Beiblatte „Hamburgischer Guckkasten" (Nr. 1—4, 2.—23. April 1842). Der nervöse Karl Gutzkow, erbittert über die allgemeine üble Aufnahme seiner „Schule der Reichen" bei der Hamburger Erstaufführung (25. October 1841), mochte sich „so wegwerfen und blamiren", trotz einhelliger Ablehnung des Stücks durch die Presse einen einzelnen Vertreter seinen Ingrimm ausbaden zu lassen, indem er M. wegen dessen Kritik in dem kaum beachteten „Panorama" öffentlich zur Rede stellte. Darauf schrieb Franz Dingelstedt's Kasseler Unterhaltungsblatt „Der Salon" in Nr. 1 vom 1. Januar 1842 S. 4: „Das sonst so treffliche ‚Athenäum' wirft in der letzten Novembernummer von 1841 Gutzkow wegen seines Artikels gegen Mendelssohn — wenn es auch sein Wort glauben will, daß er ihn nicht aus persönlichem Interesse geschrieben — doch großen Mangel an Klugheit vor." Von Februar 1843 bis Juli 1844 wirkte M. als Mitredacteur der „Jahreszeiten", mit deren unabhängigem Redacteur C. F. Vogel er dann aber bös aneinander gerieth. Vogel stellte 1846 in diesem ernst gehaltenen und ernst aufgenommenen Journal (I, 1087) M. an den Pranger als direct „für die Thaliatheater-Kritik engagirt" auf Grund von Director Ch. Maurice's (s. oben S. 249) „großer Erfindung, durch die bezahlte Presse Bühne und Publicum zu dirigiren", nannte (I, 552) das Gehalt dieses „dramatischen Dienstboten" mit 400 Thalern und spöttelte (I, 612) darüber, daß ein Hamburger Litterat sich „auf das Geschäft förmlich etablire, Bürger werde und ein Weib nehme". Die Folge war Mendelssohn's Pamphlet „Die Vogel-Scheuche oder Jahreszeiten-Unfug. Veröffentlicht zur Warnung für Publicum und Litteratur" (1. u. 2. Abdruck 1846), wie die meisten seit 1845 selbständig gedruckten Arbeiten Mendelssohn's vom Hamburger Buchhändler B. S. Behrendsohn verlegt, dessen Tochter Radisch (Rosa) M. am 1. Februar 1846 heirathete († 28. Nov. im Wochenbett — ein harter Schlag für M.); darauf geht Vogel's Anspielung.

Am längsten, nämlich von September 1844 bis Ende 1848, war M. Referent über Kunst- und Tagesleben bei den angesehenen „Wöchentlichen Nachrichten". Ferner arbeitete er thätig mit an: Wiener Theaterzeitung, Humorist, Rosen, Dresdener Abendzeitung, Grenzboten, Komet, Freischütz, Illustr. Zeitung, Illustr. Theaterzeitung, Europa (hrsg. von A. Lewald) u. a. Kaum griff er in Zeit- und Streitfragen ein: „Der neue Luther!!", Originalien von Johs. Ronge und über die Deutsch-Katholiken (1845) stammt nicht, „Ueber Zettelbanken, mit besonderer Hinsicht auf eine preußische Landesbank. Nebst Auszügen aus den Statuten und Reglements der österreichischen, bayerischen, französischen und englischen Bank" (1846) kaum von M., wie die Stoffe seinem Gesichtskreise ferne lagen. Während er am frühen Ende seines Lebens — Tod 4. April

1856 im Allgem. Krankenhause — ein Bündel leichter Waare als „Eine Weihnachtsgabe“ (1855/56), 2. Auflage als „Mosaik“ (1856), vorlegte, zog ihn immer wieder eine unstillbare Liebe zum Theater. Ihre Früchte sind: „Er muß aufs Land. Lustspiel in 3 Akten. Freie [deutsch-aktuelle] Bearbeitung nach Bayard und de Vailly“ (1845), „Ein Weib aus dem Volke, nach Dennery und Mallion“ (1846), „Ueberall Jesuiten! Schwank in einem Akt“ (1846; neue Bearbeitung 1853). Letzteren anscheinend am meisten durchgedrungenen politisch-heitern Einfall Mendelssohn's, den er in der „Illustrirten Gallerie dramatischer Scenen“ seines „Theater-Teufels“ einmal, wie seine Bearbeitung „Ein Weib aus dem Volke“ viermal in bezeichnenden Gruppen, ohne Autor-Namen allerdings, den Theaterfreunden empfiehlt, bringt Heinr. Kurz mit den weiter für M. unter der Rubrik „Posse“ genannten Stückchen „Eine quittierte Rechnung“ und „Civil und Militär“ (diese zwei ungedruckt?) unter einen Hut, urtheilend, sie „sind nicht ohne komische Kraft“.

Im Mittelpunkt eines einschlägigen journalistischen Unternehmens sehen wir endlich M. bei der curiosen, wol unabsichtlich beim ersten Jahrgang stecken gebliebenen Gründung: „Der Theater-Teufel. Humoristisch-satyrischer Almanach für 1848. Mit Beiträgen von M. G. Saphir, Adolph Glaßbrenner, Carl Töpfer, Joh. Nestroy, Ludw. Löwe, Baron Klesheim, Feod. Wehl, Wilh. Marr, Th. Drobisch, C. A. Schlönbach, W. Gerstel, u. A. m. Herausgegeben von Joseph Mendelssohn. Mit vielen Original-Holzschnitten“, 1848 bei Mendelssohn's Schwiegervater als Band von 204 Seiten erschienen. Der Herausgeber ist daran mit einer ganzen Anzahl kleiner Artikel und Scherze (meistens „M.“ oder „Theater-Teufel“ gezeichnet), durchweg mit (Hamburger) Zeit- oder Localfärbung, betheiligt, wovon manche gar nicht unwitzig sind. Im übrigen stellt dieser „Theater-Teufel“ sowol in theater- wie in zeitgeschichtlicher Hinsicht eine interessante Publikation, hie und da sogar mit documentarischem Quellenwerth, dar: er ist heute sehr selten und gesucht, aber mannichfach inhaltlich noch auszunutzen.

Lebensdaten über M. nebst genauer Bibliographie in Hans Schröder's u. A. Lexicon d. hamburg. Schriftsteller V (1867/70), S. 199/201, authentisch (Unterschrift „N. S.“ wol = Nach Selbstbericht; vgl. auch ebenda S. 198 Nr. 2527). Danach sowol Frz. Brümmer, Lexikon der dtsch. Dichter und Prosaisten des 19. Jhs.[5] III, 51, als Adolf Kohut, Berühmte israelitische Männer u. Frauen II (1900), S. 121. Einzelnachweise für M. als Theaterkritiker bei Herm. Uhde, Das Stadttheater in Hamburg 1827—1877 (1879), S. 213 f., 150, 238. Die oben angezogene Erwähnung bei W. Menzel in dessen Geschichte der deutschen Dichtung III, 481, diejenige aus Kurz Geschichte der dtsch. Literatur IV, 527 (vgl. 974 a). M(oritz) K(ayserling) in dem kurzen, angegebenermaßen nach Brümmer (s. o.) gefertigten Artikel über M. in The Jewish Encyclopedia VIII (1904), S. 475 gibt die Schrift „Ueber Zettelbanken“ nicht an, welche der wol auch auf Kayserling (wenigstens ist dessen Monographie über Moses Mendelssohn S. 479a dazu citirt) zurückgehende Artikel über des Philosophen Sohn Joseph ebd. S. 479 a diesem Namensvetter (1770—1848; vgl. A. D. B. XXI, 324 f.) zuschiebt. Kayser's Bücherlexikon X (1848), S. 84 stellt diese Bank-Monographie unter unseres Hamburgers übrige Veröffentlichungen. In Maximilian Heine's „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie“ (1868; vorher i. d. „Gartenlaube“ 1866) findet sich weder S. 187—217 im Sondercapitel, noch an andern auf den Onkel Salomon bezüglichen Stellen der geringste Bezug auf Joseph Mendelssohn's Buch über diesen, wie man gemäß Goedeke, Grundriß zur

Gesch. d. dtsch. Dichtung [2] VIII, 542, Nr. A, II, e annehmen muß; im Gegentheil scheint weder Heinrich Heine noch sein von ihm designirter „künftiger Biograph“ Bruder Max von M.s schon vorhandener „Biographie des Alten“ (M. Heine, Erinnerungen u. s. w. S. 208) etwas gewußt zu haben. — Der 1846 am sogen. Kassetten-Diebstahl im Mainzer Hof zu Köln mit Assessor Oppenheim, angeblich in Ferd. Lassalle's Auftrag, zu Gunsten der Gräfin Hatzfeldt betheiligte „Dr. Mendelssohn“ ist mit dem unserer Lebensskizze also nicht identisch! Ludwig Fränkel.

Mertens*): Franz M., Architekt und Kunsthistoriker, geboren 1808 in Düsseldorf, † am 30. Mai 1897.

Nicht nur den Ursprung der Gothik endgültig in der Isle de France gefunden, sondern auch mit seiner Methode und seinem System der kunstgeschichtlichen Forschung neue Wege gewiesen zu haben, ist sein Verdienst. Jedoch blieb sein in denkbar ungünstigen wirthschaftlichen Verhältnissen mühsam und hartnäckig ringendes Streben ohne äußere Anerkennung, trotzdem es für die Baugeschichte des Mittelalters von grundlegender Bedeutung wurde. Mit der Mertens'schen Lebensarbeit wurde die gesammte Baugeschichte des Mittelalters, die bis dahin kaum als eine Wissenschaft angesehen werden kann, eigentlich erst begründet, und die völlig ungeklärte und ungeordnete Anschauungsweise des romantischen und des classicistischen Zeitalters, die sich theils mit zu wenig, theils mit zu vielem Eifer, aber immer ohne tieferes Eindringen und nur dilettantisch um diese Fragen kümmerten, in feste Bahnen geleitet. Der Name Mertens aber wird als kunstwissenschaftlicher Factor von den Fachgenossen, geschweige denn in der Oeffentlichkeit noch heutigen Tages nicht genannt, kaum gekannt und noch weniger gewürdigt.

Während seiner Ausbildung zum praktischen Architekten auf der Berliner Bauakademie hatte ihn das Studium der Baugeschichte derart gefesselt, daß er sich ihm völlig zuwandte. Seit 1830 beschäftigte ihn bereits die Idee, eine Baugeschichte des Mittelalters zu schaffen und sich dieser Lebensaufgabe ganz zu widmen. Ein umfassendes Werk sollte nach einem wohldurchdachten Plan und in zusammenhängender Darstellung alle neuen Gesichtspunkte und Ergebnisse dieser von ihm geschaffenen Wissenschaft zu einem Ganzen vereinigen. Trotz seines neunzigjährigen Lebens war es M. jedoch nicht vergönnt, diesen Wunsch verwirklicht zu sehen. Das intendirte Gesammtwerk erschien nur bruchstückweise in gesonderten Einzelcapiteln und wurde der Nachwelt in dieser unvollständigen Gestalt hinterlassen.

1835 veröffentlichte er in Kugler's „Museum“ seine erste Arbeit: „Die bisherigen Studien über die Baukunst des Mittelalters“. Im selben Jahre begab er sich nach Paris, um von dort aus an Ort und Stelle während ungefähr sieben Jahren die mittelalterlichen Baudenkmäler aus eigener Anschauung eingehend zu studiren. Noch 1835 erschienen in der „Vossischen Zeitung“ von ihm „Briefe aus Paris“. Bis 1840 arbeitete er dort sein weiterhin zu besprechendes System der Baugeschichte des Mittelalters aus, und damit beginnt die Reihe seiner eigentlichen Forschungsergebnisse. 1840 bringt Förster's Allg. Bauzeitung von ihm eine Abhandlung über „die karolingische Kaiserkapelle zu Aachen“, 1841 und 1843 zwei Artikel über „Paris baugeschichtlich im Mittelalter“. 1841 verläßt er Paris und geht nach Deutschland zurück. In diesem Jahre publicirt er die Schriften: „Ueber die Baugeschichte des Mittelalters und die allgemeine Monumentalgeschichte überhaupt. Programm zu Vorlesungen“, Cöln 1841; „Der Louvre und seine Kunstschätze

---

*) Zu S. 329.

zu Paris" in Förster's Allgem. Bauzeitung. In der Rheinischen Zeitung erscheint 1842 ein Aufsatz über die „Wallonische Eisenbahn", 1845 in Förster's Allgem. Bauzeitung „Prag und seine Baukunst"; 1846 ebenda „Salzburg und seine Baukunst". 1846 befindet sich M. wieder in Berlin. 1847 bringt die letztgenannte Zeitung seinen dritten Artikel über „Paris baugeschichtlich im Mittelalter", Gerhard's Archäologische Zeitung (Berlin) eine Abhandlung über „S. Lorenzo zu Mailand", der Berliner Taschenkalender „Etwas über Serbien", Kugler's Museum": „Ueber das System der Weltgeschichte. Programm zu Vorlesungen" (dasselbe im Verlag Carl Reimarus, Berlin 1847). Im Sommersemester 1850 hält er als Lehrer an der Berliner Bauakademie Vorlesungen über Baugeschichte. 1850 erscheint endlich seine erste größere zusammenfassende Arbeit: „Die Baukunst des Mittelalters. Geschichte der Studien über diesen Gegenstand", Berlin 1850 (Nicolai'sche Buchhandlung), mit der ersten Publikation der statistischen Tafeln. Der erste Theil stellt den Ursprung der Gothik ins Klare; der zweite Theil gibt die „Begründung der wahren Chronologie oder der Altersfolge der Bauwerke des Mittelalters". Darauf folgte 1850/51 „Die Baukunst in Deutschland von 900—1600". Mit Tafeln und Text. Verlag des Verfassers, sein zweites Hauptwerk. 1856 hält er sich wieder kurze Zeit in Paris auf und kehrt noch im selben Jahre nachBerlin zurück. 1858/59 lehrt er abermals Baugeschichte an der Berliner Bauakademie. 1857—59 veröffentlicht er: „La question etc. oder die Frage der Baugeschichte des Mittelalters", Verlag des Verfassers, 1862 in Erbkamm's Zeitschrift (Berlin) „Die Gründung des Kölner Doms und der erste Dombaumeister", 1870 in der Deutschen Bauzeitung „Die Grenze deutscher und französischer Baukunst in Lothringen". Das dritte und werthvollste Hauptwerk Mertens' erschien 1864 unter dem Titel: „Das Abendland während der Kreuzzüge oder Denkmalskarte des Abendlandes". Erste Ausgabe, mit Text. Berlin 1864, Franz Duncker, 1868 unter dem Titel „Denkmalskarte des Abendlandes im Mittelalter". Text. Vermehrte Ausgabe. Berlin 1868. Verlag des Verfassers. Dasselbe Werk wurde noch drei Mal: 1870, 1872 und 1876 verbessert herausgegeben.

Als M. mit seinen Studien begann, fand er einen fast gänzlich unbebauten Boden vor. Man besaß keinerlei klare Kenntniß und Vorstellung vom Zusammenhange der mittelalterlichen Baugeschichte. Die Folge davon war, daß man auch bei der häufigen Divergenz zwischen den überlieferten Baudaten und dem Baustil der noch vorhandenen Monumente diese weder zeitlich noch stilistisch zu bestimmen und einzufügen wußte. Der Begriff der Bauschule war unbekannt. Ein methodisches Vorgehen von wissenschaftlicher Seite fehlte und war von poetischer Seite noch weniger zu erwarten. Die centrale Frage war der Ursprung der Gothik. Eine Fülle willkürlicher Hypothesen machte dafür mit Ausnahme von Italien fast alle europäischen Länder geltend, besonders Deutschland, Spanien, England und Byzanz, und erschöpfte den Kreis aller Möglichkeiten und Ahnungen, ohne zu irgend einem annehmbaren Ergebniß zu gelangen. M. schränkte nun zunächst den in Betracht gezogenen Länderbereich auf Nord-Frankreich ein und erkannte hier endgültig in der Abteikirche St. Denys bei Paris, unternommen vom Abt Suger in den Jahren 1137—1144, den ersten gothischen Bau. In der Abkehr von der umgebenden allgemein gebräuchlichen romanischen Formenwelt, in der Constituirung eines neuen Bauprincips, in der geographisch bestimmbaren Eigenthümlichkeit und gemeinsamen Tendenz lagen alle Elemente des in der Geschichte der Malerei bereits üblichen Begriffes einer Schule. Die Bauschule der Isle de France wurde so als die erste gothische Bauschule erkannt und

mit ihr in die Geschichte der Architektur der Begriff der Schule eingeführt. Damit war zum ersten Mal ein fester Kernpunkt gegeben, eine Grenze, ein Uebergang und ein neuer Anfang. Die weitere Ausgestaltung und Ausbreitung der gothischen Baukunst stellt M. in folgender Weise dar.

Die Schule der Isle de France hat, von diesem verhältnißmäßig beschränkten Landgebiet ausgehend und allmählich vorschreitend, die Kunstweise aller damals bestehenden Schulen und damit sie selbst zersetzt, verdrängt und vernichtet. Eine Weiterbildung der neuen gothischen Formenwelt fand an einer Anzahl anderer französischer Bauwerke statt. Die geographische Ausbreitung der Schule begann vom Jahre 1200 ca. ab. In England erschien die Gothik zuerst mit dem Chorbau an der Cathedrale zu Canterbury 1174 bis 1184. In Deutschland gewann die Gothik schon um 1200 Einfluß, wurde seit der Regierung des Kaisers Friedrich II. von Hohenstaufen (1215—1250) allgemein eingeführt und ist 1300 das herrschende Formenelement. Um 1270 ist die neue Baubewegung sowol nach ihrer Formenentwicklung wie nach ihrer geographischen Ausbreitung in der Hauptsache vollendet.

Um zu einem so klaren Bilde zu gelangen, bedurfte es einer praktisch-methodischen Handhabe. Diese schuf sich M. mit seinen statistischen, chronographischen und kartographischen Tafeln, in denen sich ein ebenso erfinderischer wie ordnender Geist bekundet. Der Denkmalskarte sind fast alle in die Baugeschichte des Mittelalters einschlägigen Hauptfragen und alle jeweilen möglichen Antworten immanent. Auf ihr sind nur die Orte, wo Baudenkmäler vorhanden, verzeichnet. Sie gibt ein Bild von der geographischen Ausbreitung der Baudenkmäler; der Ausbreitung der Schulen, gekennzeichnet durch verschiedene Schriftgröße der Ortsnamen; der künstlerisch-verwandtschaftlichen oder gegensätzlichen Beziehungen, gekennzeichnet durch Farbenverwandtschaft und -gegensatz; und schließlich der Baudichtigkeit, d. h. der quantitativen Verhältnisse der Bauthätigkeit, gekennzeichnet durch schwächere und stärkere Intensitätsgrade der Farbe. Die statistischen und chronographischen Tafeln ergänzen dieses Bild nach der chronologischen und statistischen Seite hin, indem sie auf einem tabellarischen Netz von über 8000 vorhandenen und untergegangenen Bauwerken zugleich ihre geographische Zugehörigkeit, ihre Zeitstellung, ihre Unvollständigkeit bezw. Bruchstücklichkeit, sowie ihre stilistischen Charaktere veranschaulicht. So bieten alle diese Tafeln und Karten eine erste der Anlage nach unübertreffliche Zusammenfassung aller Gesichtspunkte, von denen eine Baugeschichte betrachtet, und aller Ergebnisse, die eine Baugeschichtsforschung schaffen kann: eine Chronologie, Geographie, Statistik, eine Formengeschichte der Baukunst und letzthin ein Culturbild.

Es handelt sich hier schon deshalb nicht um eine bloße Sammlerarbeit oder um eine trockene Compilirung historischen Materials, weil Erkenntnisse in diesen Dingen, wo sie nicht aus litterarischen Quellen geschöpft werden, auf ein feinfühliges und productives Eindringen in Leben und Wesen der Bauorganismen gegründet sein müssen. Wie die Tafelu und Karten, so gibt auch der Text zu diesen Arbeiten mit seinen großzügigen, knappen und präcisen Charakteristiken stets nur das sauber geformte Substrat eines verarbeiteten Wissens. Das war, nur andeutungsweise wiedergegeben, der mühsame Weg, auf dem M. der Kunstwissenschaft die für die Baugeschichte des Mittelalters noch heute gültige Grundlage erarbeitete.

Es liegt eine eigenthümliche Tragik über dem Schicksal dieses tief religiösen Mannes, der trotz einer geradezu verzweifelten Zähigkeit und Unbeugsamkeit seinem neunzigjährigen Leben den erreichbaren Abschluß, um den er unablässig gerungen, nicht hat geben können aus keinem andern Grunde, als

weil er unbegütert war und auch vom Staat keine regelmäßigen und genügenden Subventionen hat erlangen können. Zu entscheiden, ob und wie weit die geheime oder offenkundige Engherzigkeit oder Feindseligkeit seiner auch staatlicherseits gesicherten Gegner an diesem unglücklichen Leben Schuld trägt, ist hier nicht der Ort. Jedenfalls aber ist nachzuweisen, daß Kugler wie Schnaase, mit denen er in steter Fehde lag, von der Mertens'schen Forschung profitirten, ohne sich zu einer genügenden öffentlichen Würdigung ihrer Quelle verpflichtet zu fühlen, zumal es ihnen überhaupt unbequem war, ihre Hypothesen nach M. berichtigen zu müssen. Und es ist bedauerlich, die Klagen und Sorgen dieses rastlos arbeitenden Gelehrten nicht nur um die pekuniäre Ermöglichung seiner Forschung, sondern auch um sein tägliches Brot hören zu müssen. Fast bei jeder Publikation einer seiner Arbeiten richtet er Gesuch um Gesuch wegen einer Subvention an König und Ministerien. Wenn er das Gewünschte auch wirklich ab und zu erhält, sei es vom Staat oder von unbekannter Gönnerhand, so reicht es eben nur knapp gerade zur gegenwärtigen Arbeit und zur Deckung angehäufter Schulden. Einmal geschieht es sogar, daß sein Gesuch vom Unterrichtsminister abgewiesen und vom Minister für Handel und Gewerbe genehmigt wird. Er ist gezwungen, gegen Alexander v. Humboldt anzulaufen. Der Minister v. Raumer stellt sich ihm beim König in den Weg. Nach Raumer's Tod schreibt M.: „Was hilft es, daß er von mir gesagt haben soll: Man hat diesen Mann nicht richtig behandelt". Er mußte zusehen, wie Kugler und Schnaase, die mit ihm zusammen studirt und nachher von ihm gelernt hatten, ihn nicht nur verleugneten und ignorirten, sondern über ihn hinweg in staatliche Aemter einrückten. Der Architekt v. Quast, dem M. Einsicht gab in die Fortschritte seiner Bemühungen, und dem er, nachdem v. Quast ihm manches werthvolle Material zugetragen hatte, alles Vertrauen schenkte, zog sich aus irgend einem geheimen Grunde von ihm zurück und wurde indeß zum Conservator der Denkmäler in Preußen ernannt. Die politischen Wirrnisse trugen noch das ihrige dazu bei, die Interessen von dem zurückgestoßenen Dasein dieses einsamen Mannes, der kaum einen einzigen Freund hatte, abzuziehen. Von den Staatsgeldern mußte das meiste dem Kriegsfond zugeführt werden; die von ihm erstrebte jährliche Unterstützung von tausend Thalern wurde ihm daher nie gewährt.

In Frankreich begegnete er nicht minder hartnäckigem Widerstand. Während er in Albert Lenoir, dem Herausgeber der Statistik der Denkmäler von Paris, einen verständnißvollen Vertrauten fand, stieß er bei Merimée, Senator, Conservator der Denkmäler in Frankreich, auf eine feindselige Abwehr, ebenso wie bei dem Kunstschriftsteller und Unterrichtsminister Fortoul. Theils eitler Eigendünkel, theils mißgünstiger Nationalstolz spielten hier in der That eine große Rolle. Schließlich, als man dort auf Umwegen von anderen mehr publiken deutschen Kunstschriftstellern die Lehren Mertens' angenommen hatte, schmeichelte man sich mit dem Monopol auf die „Architecture française", dessen Eigenthumsrecht Frankreich aber erst durch einen armen unscheinbaren deutschen Gelehrten hatte zuerkannt werden müssen. So kam es, daß sich M. immer verbitterter in sich selbst zurückzog, verstummte und fast gänzlich vergessen wurde.

Zum Schluß sei noch die sorgfältige Behandlung der Sprache in den Schriften Mertens' betont, ein Vorzug, der bei dem mehr romantischen Schwulst und speculativen Geist der Kunstschriftsteller um die Mitte des vorigen Jahrhunderts besonders wohlthuend wirkt. Er selbst äußert sich hierüber: „Die Sprache, wenn die Gedanken bis zu einer gewissen Tiefe gefunden sind, kann nicht genug gepflegt werden. Die Sprache ist das Werkzeug, womit

alles in der Welt bewegt wird. Sie muß bis zur äußersten Klarheit gebracht werden. Die Befreiung des Gedankens, das ist die große Frage. Daß das sehr schwer ist, je tiefer die Gedanken gehen, beweisen alle deutschen Philosophen".

Mag das hier Gesagte ein Bild von der Stellung geben, die M. in der Baugeschichtsforschung einzunehmen hat. Wenn auch schon 1809 ungehört und ungekannt, erst viel später bemerkt, ein Engländer Namens Wittington auf die Abteikirche von St. Denys als den muthmaßlich ersten gothischen Bau aufmerksam gemacht hatte, wenn auch zur gleichen Zeit mit M. 1835 Wetter in Mainz, unabhängig von ihm, Frankreich hypothetisch als das Geburtsland der Gothik bezeichnet hatte, so waren das nichts als unbegründete oder ungenügend begründete Vorschläge, von denen M. nichts wußte und die auch sonst keinerlei Wirkung hatten. Die Erkenntniß dieser Thatsachen gehört durchaus M. an, der sie als Ergebniß tiefgreifenden Studiums, einer ganzen Lebensarbeit, fand, als Erster beweiskräftig dargestellt und für die weitere Kunstgeschichte fruchtbar gemacht hat. Mag auch, was im Wesen der Sache liegt, die Forschung ihn mittlerweile überholt haben, so erweist er sich doch in jedem Punkte als ein durchaus originaler Geist. Und es gebührt ihm daher, als solcher erkannt zu werden. Mit Recht nennt der einzige mir bekannte Nekrolog, der dem Todten gewidmet wurde, M. den Begründer der Baugeschichte des Mittelalters.

Centralblatt der Bauverwaltung XVII und derselbe Artikel im Deutschen Nekrolog vom Jahre 1897 (herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Georg Reimer, 1898). — Eingehendste Würdigung der Arbeiten Mertens' in der Vossischen Zeitung vom 16. Mai 1868: „Denkmalskarte &c. von Franz Mertens" besprochen von L. Lohde.

Franz Vallentin.

Morelli*): Giovanni M., Kunstforscher und Kunstkenner, geboren in Verona am 25. Februar 1816, † in Mailand am 28. Februar 1891. Der Name dieses hervorragenden Mannes, der für die Kunstwissenschaft bleibende Bedeutung hat, lautete ursprünglich Morel. Die Familie stammte aus Südfrankreich, hatte wegen ihres protestantischen Glaubens die Heimath verlassen müssen und sich in Genf angesiedelt, und war später nach dem Kanton Thurgau gegangen, wo sie sich Morell nannte. Erst nach 1859 nahm Giovanni, der letzte seines Geschlechtes, den Namen Morelli an, nachdem er von der piemontesischen Regierung zum Commandanten der Nationalgarde von Magenta ernannt und italienischer Bürger geworden war. Als Schriftsteller ist M. unter dem Pseudonym Ivan Lermolieff in die Oeffentlichkeit getreten.

Morelli's Vater war Kaufmann und starb kurze Zeit nach der Geburt seines Sohnes; die Wittwe, eine Zavaritt von Bergamo, zog deshalb vor, in ihre Heimath zurückzukehren, um dort für die Erziehung Giovanni's den Rath der Ihrigen einzuholen. Es wurde beschlossen, den Knaben, als er das Alter von zehn Jahren erreicht hatte, in die Schweiz zu schicken, wo er in Aarau am Gymnasium die nöthige Vorbildung zur akademischen Laufbahn erhielt. Im Herbst 1834 bezog der Jüngling dann, 18 Jahre alt, die Universität München. Er ließ sich an der medicinischen Facultät immatriculiren, an der er auch später den Doctorgrad erwarb, nachdem er schon 1835 unter der Leitung des Anatomen Ignaz Döllinger, des hervorragenden Begründers der wissenschaftlichen Entwicklungsgeschichte der organischen Wesen, Vorlesungen über den Bau des menschlichen Gehirns gehalten hatte. Im Juli 1837 weilte M.

*) Zu S. 470.

noch in der Stadt an der Isar, im October setzte er seine Studien in Erlangen fort, wo er bis 1838 blieb, in welchem Jahre er sich nach Berlin wandte. Ein Aufenthalt in Paris schloß 1839 die Lehr- und Wanderjahre Morelli's vorläufig ab.

Es liegt auf der Hand, daß M., kraft der Erziehung, welche er der Schweiz und Deutschland verdankte, sich spielend mit deutschem Wesen und deutscher Wissenschaft vertraut machte. Es ist keine Phrase, wenn der Historiker Gino Capponi ihn „Italiano d'animo e Tedesco di studi“ nennt; handhabte M. doch Deutsch wie seine Muttersprache, so daß er im Stande war, seine Aufsehen erregenden Bücher deutsch zu schreiben. Durch Empfehlungen der mit C. F. v. Rumohr und August v. Platen befreundeten Gebrüder Frizzoni in Bergamo wurde der Student in die besten Kreise Deutschlands eingeführt. In München kam er mit Peter v. Cornelius, Wilhelm Kaulbach und Bonaventura Genelli in Berührung, dem er zu einem Prometheus (in Mailänder Privatbesitz) Modell saß; in Erlangen verkehrte er mit Friedrich Rückert und dem Theologen Engelhardt; in Berlin sorgte Goethe's Freundin, Bettina v. Arnim, dafür, daß M. mit den geistreichen Männern der damaligen Zeit Fühlung erhielt. In den Briefen, welche sein Biograph und getreuer Schildknappe Gustav Frizzoni veröffentlicht hat, sind die Lehr- und Wanderjahre lebendig geschildert. M. bedauert, daß sich Genelli keine seiner würdigen Aufgaben darbieten. „Es ist wirklich jammerschade, daß dieser herrliche Geist, der jetzt gerade in seiner Blüthe ist, keine größere Arbeit zur Ausführung bekommt. Wäre ich ein Enkel des Krösus, gleich müßte sein Pinsel sich in Bewegung setzen; fürs erste ließ ich mir ein Zimmer in Fresco ausschmücken.“ Weniger ist er von Kaulbach's „Hunnenschlacht“ erbaut. „Als ich neulich in Kaulbach's Atelier war, kamen mehrere Frauenzimmer auch hinzu, und da fragte denn eine davon: ‚Wie viel Figuren sind wol darauf?‘ — So dumm und albern diese Frage damals klang, so treffend wäre sie aus dem Munde eines Verständigen; denn so viele Figuren wie schon da sind, so könnten doch noch mehrere Tausende angebracht werden, ohne daß die Composition gewinnen und verlieren würde, was aber in der Composition eines Raffael, eines Giulio Romano oder eines Michelangelo nie der Fall ist; bei ihnen hat jede Figur ihre hohe Bedeutung, d. h. ihre Compositionen sind rein historisch, die von Kaulbach aber genremäßig.“

Es ist charakteristisch, daß M. schon in der Zeit, wo die Medicin sein Brotstudium war, sich intensiv mit künstlerischen Dingen befaßte. Wie in München, hielt er es in Erlangen. Er hatte von Albrecht Dürer's Bildnisse Holzschuher's gehört, welches damals noch in Nürnberg war. „Da Nürnberg nur einen Katzensprung weit von Erlangen liegt, so nahm ich“, schreibt er, „meinen Stab und pilgerte dahin, und wahrlich, es reut mich nicht, daß ich es gethan habe. Das Bild hat mir ausnehmend wohl gefallen.“ Nun stellt er dem Gemälde wie ein Kunsthistoriker den Paß aus und kommt auf andere Eindrücke zu sprechen, die er in Nürnberg empfangen hat. „Auf dem Trödelmarkt, der berühmt ist, fand ich um einen sehr billigen Preis des Erasmus von Rotterdam ‚Lob der Narrheit‘ mit den Holbein'schen Kupfern, ferner von Tassoni die ‚Secchia rapita‘. Ich war zwar nie in Rom, aber ich glaube, daß Nürnberg für Deutschland das ist, was jenes für Italien.“ Wie sehr übrigens M. die Fortschritte empfand, die er in der Kunstwissenschaft machte, beweist der Brief vom 21. Februar 1838 an Fr. Frizzoni. „Sinn für das Intensiv-Schöne hat mir die Natur verliehen. Daß ich also das Herrliche in den Leistungen eines Holbein und Dürer, das Schöne in denen eines Cranach, Culmbach, Schäufelein u. s. w. empfinde, würdest Du mir zugeben müssen,

wenn wir miteinander in München oder in der Moritzcapelle in Nürnberg oder in Pommersfelden vor ihren Bildern gestanden wären. Die Wärme des Gemüths, das aus den deutschen Kunstwerken spricht, läßt mich im Gegentheil oft ihre dürren, fleischlosen Gestalten vergessen — allein sie über die südlichen Schulen zu erheben, wie dieses das ganze Geziefer der deutschen Mystiker und sogar H. Leo thut — das kann ich nach meinem Geschmack nicht zugeben. Mich freut und bezaubert an der menschlichen Gestalt ebenso sehr das Fleisch wie der Geist, und über den Anblick der Fülle einer jungen weiblichen oder männlichen Gestalt geht mir nichts. Darum sind mir auch die letzten Dürer's und die herrlichen Porträts Holbein's lieber als ihre früheren Arbeiten, wenn diese auch geistreicher gedacht sind. (Ich rede von dem quae usque adhuc vidi)." Sehr scharf äußerte M. sich damals schon über gewisse als Autoritäten geltende Kunstschriftsteller; man lese nur nach, was er über Vasari, den Historiographen der italienischen Kunst im 16. Jahrhundert und über den Biographen Raffael's, Passavant, sagt: „Mag er sonst ein sehr rechtschaffener und gelehrter Mann sein; aber sobald er vom Factenerzählen abgeht, scheint er mir die Bügel zu verlieren." Man muß diese Briefe, in denen er von allem Möglichen redet, ganz lesen, um den Schalk, der er auch im Alter blieb, kennen und lieben zu lernen und um den Humor wie den sprudelnden Witz zu begreifen, der gelegentlich wol eine sarkastische Wendung nahm, M. aber im persönlichen Umgang unwiderstehlich erscheinen ließ. Seine Charakteristik Rückert's ist meisterhaft; was er über den Mysticismus in Deutschland schreibt, scharf pointirt. Von bewundernswerther Vielseitigkeit, sieht er sich in den heterogensten Disciplinen um und sammelt jene mannichfaltigen Kenntnisse, welche seine Bücher widerspiegeln.

Während seines einjährigen Pariser Aufenthaltes 1839 ist M. noch durchaus der Medicin und den Naturwissenschaften ergeben. Er vertieft seine Studien bei dem Physiker Arago, dem Chemiker Dumas, bei Milne Edwards und gibt sich im Sommer in der Schweiz mit dem Waadtländer Louis Agassiz Untersuchungen über die Gletscher hin. Es beschäftigte ihn damals auch eine Monographie über die Eidechsen. In den Louvre führte ihn Otto Mündler ein, der feine Kunstkenner, der später in dem „Essai d'une analyse critique" des Louvre-Kataloges von Villot (1850), der Vorläufer des Kunstschriftstellers Lermolieff geworden ist. Der modernen Kunst stand er kritisch gegenüber. Er besuchte den Salon, bemerkte jedoch mit Bezug auf die ausgestellten Porträts: „Der Besucher wird eher verleitet, nach der Handlung, wo das schöne Tuch verkauft wird, zu fragen, als nach dem Maler. Landschaften sind mehrere da, die mir gefallen haben; namentlich hübsche aus Italien und von dem Genfer Diday, dem Lehrer Calame's, einige Schweizergegenden, die allgemein ansprechen."

1840 kehrte M. nach Italien zurück, um zunächst in Florenz im Umgange mit dem Dichter Giuseppe Giusti, Nicolo Antinori und dem Historiker Capponi neue Anregungen zu empfangen. Für Capponi's Geschichte der florentinischen Republik, die 1875 erschien, besorgte er die Abschnitte über die Florentiner Künstler. 1842 treffen wir ihn in Rom, von wo aus sich eine lebhafte Correspondenz mit Antinori entwickelt, der inzwischen sein Busenfreund geworden war und bis zum Tode (1882) auch geblieben ist. Das Bedürfniß nach Ruhe ließ M. sodann die Einsamkeit suchen, Ende 1844 lebte er in Bergamo und bald darauf bezog er in der Brianza ein Landgut (S. Fermo), zwischen Como und Lecco. Das Jahr 1848 zeigt den Patrioten in der Reihe der für die Freiheit ihres Vaterlandes kämpfenden Revolutionäre. An der Spitze von Freischaren dringt er in Mailand ein und erklärt sich gegen Oesterreich. Die provisorische Regierung schickt ihn nach Frankfurt, um dort als Abgesandter

für die Unabhängigkeit der Lombardei zu wirken. Der Erfolg blieb jedoch aus und als einziges Resultat des von einem glühenden Patriotismus getragenen Versuches ist eine in Frankfurt erschienene Broschüre Morelli's da, die den Titel führt: „Worte eines Lombarden an die Deutschen". Die Worte verhallten ungehört; die Sonne der Freiheit ging für Italien erst später auf.

Nun folgten für M. wieder einsame Tage der Sammlung, in der Villa Arconati am Comersee, wo er 1851 Antinori für eine Studienreise nach Deutschland vorbereitete, während welcher er, mit seinem Freunde im lebhaften Briefwechsel, nochmals geistig durchlebte, was er als Jüngling im Lande der Denker genossen hatte. Er selbst allerdings wandte sich nur vorübergehend wieder nach Deutschland, denn sein Vaterland ließ ihn nicht mehr los. Als in der Mitte der fünfziger Jahre der schweizerische Staatsmann Kern ihm die Professur für italienische Litteraturgeschichte an dem neugegründeten eidgenössischen Polytechnikum anbot, lehnte M. sie ab, indem er auf De Sanctis hinwies. Der Rolle, welche er 1859 spielte, wurde schon gedacht; 1866 noch zog er als Freischarenführer aus, zur Vertheidigung der Grenze beim Stilfserjoch. Von 1860—1870 vertrat er Bergamo in der Deputirtenkammer, 1873 wurde er Senator. Allein die Politik nahm ihn glücklicherweise nur wenig in Anspruch. Von 1874 an, wo seine Uebersiedlung nach Mailand stattfand, galt seine Neigung in erster Linie der bildenden Kunst. In strenger Arbeit eignete er sich nun jene Kennerschaft an, die ihn befähigte, Bücher zu schreiben, welche epochemachend geworden sind und die es gerechtfertigt erscheinen lassen, daß ihm 1895 in der Brera ein Denkmal gesetzt wurde.

Am 21. Februar 1838 schrieb M. von Erlangen aus seinem Freunde Frizzoni in Bergamo: „Ich verspreche feierlich, in Zukunft nie mehr die bildende Kunst zu berühren, wenigstens Dich mit meinem Urtheil darüber zu verschonen. Ich sage: ich verspreche dies — ob ich es halte, das ist wieder ein anderer Casus, über den sich erst in der Folge streiten läßt." M. hat sein Versprechen nicht gehalten, aber doch erst in später Zeit das Bedürfniß empfunden, seine kunstkritischen Studien über italienische Malerei den Fachgenossen mitzutheilen, als Karl v. Lützow ihm seine „Zeitschrift für bildende Kunst" zur Verfügung stellte, in der er 1874, 1875 und 1876 seine Wahrnehmungen über die Galerie des Fürsten Borghese in Rom publicirte. 1890 hat Lermolieff „jene verfrühten Auslassungen", wie er sie bescheiden nannte, gänzlich umgearbeitet als ersten Band seiner Galeriestudien erscheinen lassen, indem er diesem Bande noch seine Ausführungen über die Bilder der Galerie Doria-Panfili beifügte. Inzwischen war schon 1880 bei E. A. Seemann in Leipzig sein kritischer Versuch über „Die Werke italienischer Meister in den Galerien von München, Dresden und Berlin" herausgekommen, in welchem er als fingirter russischer Gelehrter eine Reihe von Umtaufen vornahm, die berechtigtes Aufsehen machten. Das Buch war bald vergriffen, so daß der Autor 1889 bereits den Entschluß faßte, eine neue Auflage vorzubereiten. Er theilte nun aber das Buch in zwei Bände: der eine, den er noch selbst veröffentlichte, ist den Galerien von Dresden und München gewidmet; der andere, den 1893 nach seinem Tode mit dem Bildnisse Morelli's von Lenbach und seiner Biographie Gustav Frizzoni herausgab, dreht sich um die Galerie zu Berlin. In diesem letzten Bande seiner kunstkritischen Studien über die italienische Malerei findet der Leser im Anhange auch die drei polemischen Abhandlungen Morelli's:

1. „Perugino oder Raffael? Einige Worte der Abwehr", in der Zeitschrift für bildende Kunst von 1881 erschienen; 2. „Raffael's Jugendentwicklung. Worte der Verständigung gerichtet an Herrn Professor Springer in Leipzig",

aus dem Repertorium für Kunstwissenschaft von 1881; 3. „Noch einmal das venetianische Skizzenbuch“, Zeitschrift für bildende Kunst von 1887.

Wer über die empirische Methode, die M. anwendet, um bei der Bestimmung der Bilder zu sicheren Resultaten zu gelangen, sich Klarheit verschaffen will, der lese nach, was er über „Princip und Methode“ in dem Werke über die Galerien Borghese und Doria-Panfili geäußert hat. Die große Kennerschaft erwarb M. sich auf zahlreichen Wanderungen. Da er selbst Sammler war, gingen unzählige Bilder durch seine Hände, an denen er in aller Ruhe nachprüfen konnte, was die Erfahrung ihm bisher offenbart hatte. Er beeilte sich nicht, seine „Kennzeichenlehre“ an den Mann zu bringen, sondern griff erst im Alter von sechzig Jahren zur Feder, um die Tradition zu bekämpfen, Crowe's und Cavalcaselle's Beeinflussungstheorie entgegenzutreten und vor Ueberschätzung des Totaleindrucks eines Kunstwerkes sowie des schriftlichen Documents zu warnen. Vom Experiment im Einzelnen, von der stilkritischen Untersuchung ging er aus. Er besaß die feinste Beobachtungsgabe, eine seltene künstlerische Empfindung, und beherrschte gründlich das, was er die „Grammatik der Kunstsprache“ nannte. Indem er die mannichfaltigen Formen der Körpertheile und besonders der Extremitäten, wie sie jeder Meister in der eigenen Handschrift zu bilden pflegt, sich genau einprägte, lernte M. richtig sehen. Seiner „Kennzeichenlehre“ aber verdankt die Kunstwissenschaft eine Reihe geradezu verblüffender Resultate.

Ueber Morelli's Leben: Jean Paul Richter, Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 6. April 1891. — E. Visconti-Venosta, Perserveranza vom 3. März 1892. — Sigmund Münz, Italienische Reminiscenzen und Profile, Wien 1898, S. 86—105, 317. — W. Oechsli, Festschrift zur Feier des 50 jährigen Bestehens des Eidgen. Polytechnikums I, 204—205, 400. — Meyer's Konv.-Lexikon, 6. Aufl., XIV. Bd., S. 139—140. — C. J. F., Encyclopaedia Brittanica, vol. XXX, p. 830—832. — Ueber Morelli's Lehre: Frizzoni, Perseveranza v. 1881. — Deutsche Rundschau v. 1881, S. 130—133. — Malvida v. Meysenbug, Deutsche Revue v. 1881, S. 132 bis 133. — Moriz Thonsing, Neue Freie Presse v. 22. December 1880. — Schmarsow, Lermolieff, Raffael und Finturicchio. Preußische Jahrbücher v. 1881, S. 49—56. — Wilh. Lübke, Zeitschr. f. bild. Kunst v. 1881, S. 121—126. — J. P. Richter, Repertorium für Kunstwissenschaft v. 1881, S. 219—223. — Rassegna settimanale v. 3. April 1881, S. 219—221. — G. Frizzoni, Zeitschrift f. bild. Kunst v. 1891, S. 201—206, 243—245. — Karl v. Lützow, Zeitschrift für bildende Kunst v. 1895, S. 330—334.

Carl Brun.

N.

Nagel: Albrecht N., Augenarzt, geboren am 14. Juni 1833 zu Danzig, studirte zu Königsberg und in Berlin, wo er speciell Schüler A. v. Graefe's war. Promovirt 1855, widmete er sich der Ophthalmologie, habilitirte sich 1864 und wirkte seit 1867 als außerordentlicher, seit 1874 als ordentlicher Professor dieses Faches und Director der Universitäts-Augenklinik in Tübingen bis zu seinem am 22. Juli 1895 erfolgten Ableben. Seine hervorragendsten Publikationen sind: „Das Sehen mit zwei Augen rc." (1861); „Die Refractions- und Accommodations-Anomalien des Auges" (1866); „Die Behandlung der Amaurosen und Amblyopien mit Strychnin" (1871) und weitere entsprechende Beiträge zu Graefe's und Saemisch's Handbuch. N. begründete 1870 den von ihm herausgegebenen „Ophthalmologischen Jahresbericht" und ließ seit 1881 „Mittheilungen aus der ophthalmologischen Klinik in Tübingen" erscheinen.

Vgl. Pagel's Biogr. Lexikon, S. 1185. Pagel.

Nagel: Ludwig von N. zu Aichberg, bair. Major, Pferdezeichner und Maler, geboren am 29. März 1836 zu Weilheim, Sohn eines kgl. bair. Landgerichtsassessors, † am 8. September 1899 in seinem Sommerfrisch-Atelier zu Krailing (nächst Planegg bei München), zeichnete schon auf der Schule zu Regensburg und Amberg als Autodidact Caricaturen und Porträts seiner Mitschüler und Professoren, trat 1852 als Cadett bei den Chevauxlegers in die militärische Laufbahn, 1858 als Junker und dann Lieutenant bei den Cürassieren, wo er den Grund legte zu seinen Pferdestudien; damals schon ein Liebling der Officiere ob seiner originellen Zeichnungen. Nagel's autographirte „Skizzen" zum neuen Reitsystem (32 Tafeln in Fol., Landshut 1862—63), welche der zu Landshut auf kurzen Besuch weilende Meissonier sah, fanden bei dem Maler solches Interesse, daß er dem jungen Autor ernstlich den Rath ertheilte, sich ganz der Kunst zuzuwenden. Dem Wunsch seiner Familie folgend, blieb N. dem erwählten Stande treu, hospitirte aber, freilich nur kurze Zeit, den Unterricht im Oelmalen bei dem Schlachtenmaler Feodor Dietz (s. A. D. B. V, 309) zu München, der damals seine „Schlacht bei Leipzig" begonnen hatte. — Den Krieg 1866 machte er als Oberlieutenant mit, zog 1870 als Regimentsadjutant und Rittmeister nach Frankreich, wurde zum Generalcommando in Würzburg placirt, trat aber infolge körperlichen Leidens 1877 als Major in den erbetenen Ruhestand.

Eine Auswahl seiner zahlreichen, vom Kriegsschauplatze eingeheimsten Studien und Skizzen war in Hanfstängl's photographischem Verlag 1872 erschienen. Nun warf er sich auf die Malerei, legte aber bald Palette und Pinsel nieder, um dafür den ihm mehr zusagenden Stift des Zeichners und Illustrators immerdar festzuhalten. Als Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter" und der „Münchener Bilderbogen" errang er ein höchst dankbares Publicum. Anfangs erschienen seine heiteren Beiträge unter dem Pseudonym eines „Van Dos", welches N. in der von ihm gegründeten Rittergesellschaft der „Niederländer" führte: Zuerst „Die militärischen vier Jahreszeiten" (humoristische Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden) mit 65 Illustrationen, der unübertreffliche „Major Kreuzschnabel" von Karl Zastrow, mit den famosen Felddienstübungen, den Unterabtheilungen von dem schwerhörigen Major, dem Rekruten in der Klemme und Lust und Leid in der Soldatenküche, nebst der Fortsetzung „Wie es dem Oberstleutnant von Kreuzschnabel im großen Generalstab erging". Dann die „Heiteren Scenen aus dem Leben der Reiter und Fahrer": viel Schneidiges „Aus der guten alten und der allerneuesten Zeit" und als Quintessenz das „Nagel-Album" — die Krone seines Schaffens — insgesammt in Buchform, mit zahllosen Holzschnitten und Auflagen im weltbekannten Verlag von Braun & Schneider. N. schilderte nicht die hetzende Noblesse des hohen Sport mit dem Totalisator-Schwindel, sondern das im Dienste des Menschen mit redlicher, fleißiger, mühevoller Arbeit, als Zug- und Lastthier, aber auch zur Freude, zum vergnüglichen Schmucke des Lebens verwendete Thier. Darin hatte N. viel Aehnlichkeit mit dem verwandten Radirer Johann Adam Klein (1792—1875), der freilich des Humors ermangelte. Dazu präcisirte N. den unabsehbaren Troß der Pferdehändler und Roßtäuscher mit ihren Praktiken, die Zwischenglieder der Zigeuner und Hebräer; das Pferd im Militärdienst und unter der bäuerlichen Faust, das Ackerpferd und den gequälten Karrengaul, das Thier an der Droschke und beim Train, am stattlichen Fuhrmannswagen und der Sandfuhre, am Wasserfasse des Straßenspritzers wie unter der leichten Last des Sonntagsreiters, die Freuden, Leiden und lächerlichen Accidenzen der Manège — kurz die Hippologie mit allen Varianten. Und diese zwei- und vierbeinigen, ernsten und burlesken Geschöpfe brachte er, wie Heinrich Heine seine Verse, mit einer anscheinenden Nonchalance aufs Papier, daß den erheiterten Beschauer nicht die leiseste Ahnung überkam von der vielen Mühe und dem vorausgehenden beobachtenden Studium; so kam es, daß er sogar Fachgenossen verblüffte, die ihn nur als Dilettanten gelten ließen. Seiner flüssigen Darstellung wegen hat man N. mit dem Erzähler Hackländer auf die Waage gebracht; dabei bewährte sich wieder das alte Wort, daß trotz großer Familienähnlichkeit doch alle Vergleiche hinken.

Mit derselben Equilibristen-Leichtigkeit handhabte N. die Caricatur, wobei er, wie ein echter Bohemien und Virtuos, sich selbst am wenigsten verschonte. Diese Prachtleistungen cursirten sachgemäß nur im engern Kreise, gleichsam als Xenien, beispielsweise bei den „Pappenheimern" und in seiner Domäne der „Niederländer", wo N. als die verkörperte Heiterkeit und unversiegbare Quelle der fröhlichen Laune und burlesken Satire verehrt und gefeiert wurde (vgl. Fritz v. Ostini im 15. Heft der „Kunst für Alle", 1892). Auf den Kunstausstellungen erschien er nie als Maler, bisweilen als Aquarellist, meist als Zeichner, z. B. in München 1879 (Cavallerie-Attaque), 1883 (Kroaten in Baiern), Wien 1884 (Unteroffizier-Rennen, General mit Suite), Berlin 1886 (Pferdetypen), München 1888 (Allerlei Reiter aus vergangener Zeit), München 1890 und Berlin 1891 (Mustangs bei Buffalo Bill). Seine Freunde

überraschte er ziemlich regelmäßig mit autographirten Neujahrkarten, Menus und bei anderen Gelegenheiten, z. B. mit einem Plakat zum ersten Münchener-Pferdemarkt 1883. Fünf Blätter schildern den uraltherkömmlichen „Georgi-Ritt“ zu Stein im Chiemgau, auch allerlei „Manöver-Pech“ (in Nr. 1 „Ueber Land und Meer“ 1883). Ein treffliches Reliefporträt modellirte Otto Lang als Erinnerungs-Plakett an den Stifter der „Niederländer“.

Vgl. Singer, 1898. III, 280. — Fr. v. Bötticher, 1898. II, 123. — Nr. 251 d. Allgem. Zeitung v. 10. Septbr. 1899. — „Kunst für Alle“, 1899. XV, 68 (m. Bildniß). — Kunstvereins-Bericht f. 1899, S. 76. — Bettelheim's Jahrbuch 1900. IV, 140.

Hyac. Holland.

Nägeli: Karl Wilhelm von N., Botaniker, geboren am 27. März 1817 zu Kilchberg bei Zürich, † zu München am 10. Mai 1891. — Nägeli's Vater, Caspar, Landarzt und später Erziehungs- und Regierungsrath, war Mitbegründer einer Privatelementarschule, auf welcher der Sohn den ersten Unterricht empfing, den er dann auf dem Züricher Gymnasium fortsetzte. Ostern 1836 bezog Wilhelm N. die neugegründete Universität Zürich, um dem väterlichen Wunsche folgend zunächst Medicin zu studiren. Aber schon während der ersten Studienjahre reifte in ihm der Entschluß, sich ganz den Naturwissenschaften zu widmen und so ging N. im Frühjahr 1839 nach Genf, um vor allem A. Pyr. Dekandolle zu hören. Er wandte sich mit Eifer der theoretischen und praktischen Botanik zu und erlangte auf Grund seiner Promotionsschrift: „Die Cirsien der Schweiz“, die er seinem Lehrer Oswald Heer gewidmet hatte, am 8. Mai 1840 die Würde eines Dr. phil. Das Wirken Hegel's zog ihn im folgenden Sommer nach Berlin. Aber dem Geistesfluge dieses Philosophen vermochte er nicht zu folgen. Wie er selbst angibt, konnte er „in den vorgetragenen Abstractionen mit dem besten Willen nichts Verständliches und Vernünftiges finden“, denn es versagte ihm „ein strenger Realismus, der eine Verallgemeinerung nur dann begriff, wenn sie an concreten Beispielen klar gemacht werden konnte, jedes Verständniß für metaphysische Dinge“. Daher ging N. nach Jena, um unter Schleiden's Leitung praktische Mikroscopie zu treiben. Hier blieb er anderthalb Jahre, ohne indessen für seine wissenschaftliche Vertiefung viel zu gewinnen, da seine strenge Methodik der weniger ernsten Lehrweise seines Lehrers bald überlegen wurde. Doch gab der Aufenthalt in Jena die Veranlassung zur Gründung der von ihm und Schleiden später herausgegebenen „Zeitschrift für wissenschaftliche Botanik“. Eine im Frühjahr 1842 mit seinem Freunde Köllicker, dem späteren Würzburger Anatomen, unternommene Reise nach Italien schloß Nägeli's eigentliche Studienzeit ab. In demselben Jahre habilitirte er sich in Zürich als Privatdocent und wurde Lehrer an der dortigen Thierarzneischule. Nach seiner Verheirathung im J. 1845 besuchte er die Südwestküste Englands, von wo er reiches Material für seine späteren algologischen Arbeiten heimbrachte. Nach Ablehnung einer Berufung nach Gießen wurde N. 1848 außerordentlicher Professor in Zürich, übernahm aber schon vier Jahre später das Ordinariat für Botanik an der Universität Freiburg i. Br., deren medicinische Facultät ihn am 5. December 1854 zu ihrem Ehrendoctor ernannte. Die Zeit des Freiburger Aufenthaltes war für N. nach der wissenschaftlichen wie der rein menschlichen Seite hin eine der erfreulichsten seines Lebens. Es fallen in dieselbe ein großer Theil der Arbeiten, die er später in den mit Cramer zusammen herausgegebenen „Pflanzenphysiologischen Untersuchungen“ veröffentlichte, sowie die Vorstudien zu dem großen Werke über die Stärke-

körner. Außerdem trug die landschaftliche Schönheit der Gegend und eine angenehme Geselligkeit wesentlich zur Behaglichkeit seines Daseins bei. Doch nur drei Jahre währte sein Aufenthalt daselbst. Schon 1855 folgte er dem Rufe seines Heimathlandes als ordentlicher Professor der Botanik an das neugegründete Polytechnikum in Zürich. Unter ungünstigen Auspicien erfolgte seine Uebersiedlung dahin. An demselben Tage, an dem sie stattfand, starb seine ihm überaus theure Mutter und später zwang ihn ein schweres Augenleiden, für einige Zeit seine wissenschaftliche Thätigkeit ganz einzustellen. Glücklicherweise wurde es ohne bleibenden Nachtheil für ihn in nicht zu langer Zeit gehoben.

Im Sommer 1857 erfolgte Nägeli's Berufung nach München, wo er von nun an bis an sein Lebensende in reich gesegneter Wirksamkeit verblieb. Nach einiger Zeit der Unruhe, veranlaßt durch Reisen nach Petersburg und Paris, die er im Auftrage der Regierung behufs Organisation eines neuen botanischen Instituts unternahm, folgte eine gegen dreißig Jahre währende Periode ungestörten wissenschaftlichen Wirkens, für das ihm auch die Anerkennung nicht versagt geblieben ist. In der Verleihung des Adelstitels, in seiner Berufung zum Mitgliede und Ehrenmitgliede der bedeutendsten wissenschaftlichen Körperschaften, sowie in der Uebertragung seines Namens auf einige Pflanzengattungen fand dieselbe ein äußeres Zeichen ihrer Bethätigung. Abgesehen von regelmäßigen Ausflügen in die Alpen während der Herbstferien, hat N. auf längere Zeit hin München wol kaum verlassen. Ueberdies nöthigte ihn sein schwächlicher Gesundheitszustand zu manchen Einschränkungen in der Lebensweise. Doch hielt er sich bei zäher Willenskraft leidlich kräftig bis zu seinem 60. Lebensjahre. Da stellten sich Störungen im Nervensystem ein, die ihn zwar nur zeitweise von seiner angestrengten Thätigkeit abhielten, dennoch aber infolge wiederholten Auftretens gegen Ende der 80er Jahre zum vollen Verzicht auf seine Lehrthätigkeit zwangen. Ein Influenzaanfall im Winter 1889/90 zehrte vollends die Kräfte auf und veranlaßte ihn zu einem Aufenthalte an der Riviera während des folgenden Winters. Scheinbar gekräftigt kehrte er im April 1891 nach München zurück; allein kurz nachdem ihm aus Anlaß seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums von der gelehrten Welt großartige Huldigungen zu Theil geworden waren, überfiel ihn eine neue Erkrankung, die ihn schon nach wenigen Tagen im 74. Lebensjahre dahinraffte.

Ein schlichtes, nach außen hin geräuschlos verlaufenes Gelehrtenleben fand damit seinen Abschluß. Tief aber waren die Spuren, die seine geistige Wirksamkeit in der Wissenschaft hinterließ. N. gehörte zu den führenden Geistern in der Botanik. Durch die Vielseitigkeit seines Wissens, die strenge Forschungsmethode und sein kritisches Urtheil steht er unter den Naturforschern des 19. Jahrhunderts in erster Reihe. Ein berufener Beurtheiler der geistigen Eigenart Nägeli's, sein Schüler und späterer Assistent Prof. Schwendener in Berlin, hebt in einem seinem Lehrer gewidmeten Nachruf (siehe Litteratur) folgende charakteristische Seiten in seinen Schriften hervor: den streng mathematischen Zug, die logische Schärfe des Gedankenganges und die Neigung zu naturphilosophischer Speculation. In der That muthet es sonderbar an, in botanischen Schriften, wie beispielsweise in Nägeli's Buch über die Stärkekörner, in seinen Aufsätzen über Scheitelwachsthum, über Bastardirung u. a. einer solchen Fülle von algebraischen Formeln zu begegnen. Er empfand eben das Bedürfniß, alle Dinge nach Maß und Zahl und nach ihrer Lage im Raum zu begreifen und darzustellen. Natürlich kam es ihm dabei zunächst auf sichere Erkennung des Thatsächlichen an als Grundlage für seine Rechnung.

Selbst ein Meister in der Handhabung des Mikroscops, verstand er es, auch bei seinen Schülern den Sinn zu schärfen und sie zu selbstthätiger Fragestellung an das Object zu veranlassen. Die logische Verknüpfung der thatsächlichen Vorgänge verleihen allen Schriften Nägeli's die überzeugende Kraft, die sie auf den Leser ausüben, wie sie sich in seinem großen Werke über die Theorie der Abstammung, sowie in seiner Gärungstheorie besonders deutlich ausspricht. Allen Forschungsfragen voran aber stellte N. diejenige über das Causalitätsgesetz in den Erscheinungen der natürlichen Welt. Darin liegt der philosophische Zug, der vielen seiner Arbeiten eine universelle wissenschaftliche Bedeutung verleiht. Dem Gelehrten und Forscher gegenüber trat der Lehrer in N. etwas zurück. Zwar mangelte ihm keineswegs die Lehrgabe, denn sein Vortrag war stets klar durchdacht, fesselnd und gehaltvoll. Dennoch war die Originalität Nägeli's nicht für Jedermann erreichbar und eine Schule im gewöhnlichen Sinne hat er trotz seines einschneidenden Einflusses auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Botanik nicht herangebildet. Dazu war schon das von ihm beherrschte Gebiet zu vielseitig und seine Anhänger zersplitterten sich auf einzelne Specialfächer. Bei dieser Vielseitigkeit des litterarischen Schaffens ist es schwer, Nägeli's Bedeutung in einer zusammenfassenden Uebersicht der von ihm für die Wissenschaft neu gewonnenen Auffassungen und Ergebnisse zu schildern. Es mag genügen, die Hauptresultate seiner Forschung aus den gruppenweise geordneten wichtigsten Schriften hervorzuheben. Eine vollständige Uebersicht über sämmtliche Arbeiten Nägeli's findet sich in der in der Fußnote an erster Stelle angeführten biographischen Quelle.

Eine erste Gruppe von Schriften behandelt die Entwicklungsgeschichte der Organe und Gewebe.

Während in dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts die inductive Untersuchungsmethode nur auf dem Gebiete der Physik und Chemie zur Herrschaft gelangt war, wandte sie sich mit den vierziger Jahren auch dem Studium des organischen Lebens zu. N. war es, der hier Allen voranging. In einem Aufsatze vom Jahre 1844: „Ueber die gegenwärtige Aufgabe der Naturgeschichte, insbesondere der Botanik" (Zeitschrift f. wiss. Botanik von Schleiden und Nägeli. 1. Bd. 1. Heft S. 1—33; 2. Heft, 1845, S. 1—45) sprach er den Grundsatz aus, daß es nicht genüge, aus den beobachteten Erscheinungen Begriffe und Naturgesetze abzuleiten, sondern es müsse jedesmal zugleich das Ziel festgestellt werden, zu welchem die inductive Forschung hinführen soll. Da in der Natur alles Bewegung ist, wie sie im organischen Leben die Entwicklungsgeschichte darstellt, so müsse mit letzterer begonnen werden. Von dieser Anschauung aus gelangte N. zu einer neuen Theorie der Zellenbildung, welche die ältere Auffassung Schleiden's beseitigte. Einer gründlichen Arbeit: „Zur Entwicklungsgeschichte des Pollens bei den Phanerogamen" (Zürich 1842, 3 Tafeln), worin er zuerst den Begriff der Specialmutterzellen in die Wissenschaft einführte, folgten kleinere Abhandlungen über Hautdrüsenzellen und Spaltöffnungen von Lebermoosen, Zellenbildung an der Wurzelspitze und Bildung von Pilzsporen (Linnaea XVI, 1842, S. 237 bis 285). Die Hauptpunkte seiner Zellenlehre aber sind enthalten in der umfangreichen Schrift: „Zellenkerne, Zellenbildung und Zellenwachsthum bei den Pflanzen" (Zeitschr. f. wiss. Bot., 1. Bd., 2. Heft, S. 34—133; 3. u. 4. Heft 1846, S. 22—93). Hierin wies N. zuerst die hervorragende Bedeutung des Protoplasmas für die Zellbildung, sowie seine stickstoffhaltige Beschaffenheit nach und gelangte zu dem Resultat, daß die Zellvermehrung im Pflanzenreich sich auf zwei verschiedenen Wegen vollziehe. Während die Reproductionszellen der meisten Pflanzen durch „freie Zellbildung" entstehen, ist die vege-

tative Zellbildung aller pflanzlichen Organe und bei manchen Algen und Pilzen auch die reproductive eine „wandständige", welche heute allgemeiner als „Zelltheilung" bezeichnet wird. Sodann zeigte N., daß die Zellhaut durch Ausscheidung stickstofffreier Moleküle aus dem Protoplasma hervorgehe. Er erkannte ferner die Gesetzmäßigkeit in dem Auftreten der Theilungswände, insofern er die Existenz der Scheitelzelle und die Hauptformen feststellte, unter denen die Segmentirung der letzteren sich vollzieht. Jene Resultate sind niedergelegt in den Arbeiten: „Caulerpa prolifera Ag" (Zeitschr. f. wiss. Bot. 1. Heft, S. 134—167); „Wachsthumsgeschichte von „Delesseria Hypoglossum" (ebenda 2. Heft, S. 121—137) und: „Wachsthumsgeschichte der Laub- und Lebermoose" (ebenda S. 138—210). Das Studium der Zelle führte N. auf das der Zellcomplexe und Gewebesysteme. Unter dem Titel: „Ueber das Wachsthum des Gefäßstammes" (ebenda 4. Heft, S. 129—152) und: „Ueber das Wachsthum und den Begriff des Blattes" (ebenda S. 153 bis 187) hatte N. bereits 1847 zwei Arbeiten erscheinen lassen, im Anschluß an welche er 1858 eine umfangreichere Darstellung: „Das Wachsthum des Stammes und der Wurzel bei den Gefäßkryptogamen und die Anordnung der Gefäßstränge im Stengel" (Beiträge z. wiss. Bot. I. Heft, 19 Tafeln) veröffentlichte. Hier stellte N. eine Classifikation der Gewebeformen nach rein morphologischen Gesichtspunkten auf. Die bisher als Gefäßbündel bezeichneten Gewebestränge nannte er, da sie durchaus nicht bloß Gefäße enthalten, Fibrovasalstränge und stellte die Arten ihres Verlaufes fest. Auch die anatomische Structur der Wurzeln untersuchte N. als einer der ersten aufs eingehendste in einer mit H. Leitgeb zusammen verfaßten, 1868 publicirten Arbeit (Beitr. z. wiss. Bot. IV. Heft). Durch alle diese Arbeiten hat N. die Grundlagen geschaffen, auf welchen heute mit der damals unbekannten Färbetechnik und wesentlich besseren optischen Hülfsmitteln weiter gebaut wird, so daß in der Erforschung der Vorgänge pflanzlichen Wachsthums die morphologisch-anatomische Seite gegenwärtig als die am besten durchgearbeitete gelten kann.

In einer zweiten Gruppe seien die Arbeiten Nägeli's über das Wachsthum der Stärke durch Intussusception und die von ihm begründete Micellartheorie zusammengefaßt. Eine Folge schwieriger und lang ausgedehnter Untersuchungen war das 1858 unter Beigabe von 16 Tafeln herausgekommene Buch: „Die Stärkekörner; morphologische, physiologische, chemisch-physikalische und systematisch-botanische Monographie, unter Mitwirkung von Dr. C. Cramer und Dr. B. Wartmann" (Pflanzenphys. Untersuchungen von Nägeli u. Cramer, Bd. II), das zu Nägeli's bedeutendsten Leistungen gehört. Er verfolgt darin den Gegenstand seiner Untersuchungen nach drei Hauptrichtungen: erstens in Hinsicht des Baues und Wachsthums, sodann inbezug auf die physikalischen und chemischen Eigenschaften, und endlich betreffs des Vorkommens der Stärkekörner. Während die beiden letzten Abschnitte nur erst als Studien aus noch nicht abgeschlossenen Versuchen hingestellt werden, haben die Verfasser über Bau und Wachsthum der Stärke eine in ihren Hauptzügen fertige, für die Wissenschaft neue Lehre aufgestellt, die an Wichtigkeit dadurch gewinnt, daß sie in ihrer Ausdehnung auf andere geschichtete Gebilde, vor allem auf die Zellmembranen zu weitgehenden Consequenzen geführt hat. N. gelangte hierbei zu der Vorstellung, daß die gesammte Substanz eines Stärkekorns aus unsichtbar kleinen, polyedrisch geformten Molekülgruppen — Micellen — bestehe, die von krystallinischer Beschaffenheit sind, wie Krystalle wachsen und die im imbibirten Zustande an der ganzen Oberfläche sich mit Wasser benetzen, indem sie bis auf eine geringe Entfernung eine größere Anziehung zu Wasser, darüber hinaus aber eine größere Anziehung zu Substanz geltend machen.

Das Wachsthum des Stärkekorns geht allgemein durch Einlagerung oder Intussusception vor sich, d. h. dadurch, daß immer neue Micellen zwischen die vorhandenen sich einschieben. Die Stärkemicellen sind aus Molekülgruppen verschiedener chemischer Natur zusammengesetzt. Indem nun N. seine Micellartheorie auf alle organisirten Körper ausdehnte, steckte er seiner Lehre das Ziel, das Wachsthum und die innere Structur der Organismen überhaupt auf physikalisch-chemische und mechanische Vorgänge zurückzuführen. Zunächst übertrug er seine Anschauung auf das Wachsthum der Zellmembran. Auch hier nahm er Intussusception an und suchte nachzuweisen, daß die Structurverschiedenheit, welche in der Flächenansicht der Zellhaut gewöhnlich als doppelte, gekreuzte Streifung auftritt, die ganze Dicke einer geschichteten Zellhaut durchsetze. Er verglich die Structur der Membran mit der eines nach drei Richtungen spaltbaren Krystalls. Diese Vorstellung vom Bau der Zellhaut sprach N. zuerst 1862 aus (Sitzungsbericht der Münchener Akademie vom 8. März 1862), um sie dann 1864 in seinem Aufsatze: „Ueber den inneren Bau der vegetabilischen Zellmembranen" (ebenda 7. Mai und 9. Juli 1864) weiter zu begründen.

Im J. 1863 erschien eine auf langwierigen Studien beruhende Arbeit: „Die Anwendung des Polarisationsmikroscops auf die Untersuchung der organischen Elementartheile" (Beiträge z. wiss. Bot. III. Heft, 7 Tafeln), während schon ein Jahr früher eine Reihe von Einzelergebnissen publicirt wurde, denen die genannte Untersuchungsmethode zu Grunde lag (Sitzber. d. Münch. Akad. 1862). Auch nach dem Erscheinen seines großes Werkes über die Stärkekörner hat N. seine auf den nämlichen Gegenstand bezüglichen Untersuchungen nicht ruhen lassen und namentlich das chemische Verhalten der Stärke nach allen Richtungen aufzuhellen versucht. Die sich mit dergleichen Fragen beschäftigenden Aufsätze füllen das zweite Heft der „Botanischen Mittheilungen" vom Jahre 1863. Im Anschluß an diese Arbeiten sei gleich eines auch in praktischer Hinsicht werthvollen Werkes gedacht, nämlich des zusammen mit S. Schwendener in erster Auflage 1867 herausgegebenen Buches: „Das Mikroscop. Theorie und Anwendung desselben". Das Werk reicht in seiner Bedeutung weit über die Grenzen der Botanik hinaus. Der erste theoretische Theil bespricht in der Einleitung die optischen Verhältnisse; in weiteren Abschnitten behandeln die Verfasser alsdann die mechanische Einrichtung des Mikroscops, seine Prüfung, die Theorie der mikroscopischen Wahrnehmung und zum Schluß das einfache und das Bildmikroscop. Umfangreicher noch ist der zweite Theil. Er umfaßt die ganze mikroscopische Technik, die Polarisationserscheinungen, Mikrophysik und Mikrochemie und schließt mit der Anwendung des Mikroscops zur Deutung botanischer Präparate aus allen Gebieten der Morphologie und Anatomie. Eine zweite, durch werthvolle Zusätze vermehrte Auflage des Werkes erschien 1877.

An dritter Stelle mögen Nägeli's Schriften zur Kryptogamenkunde Erwähnung finden. Seine Ergebnisse über die Zelle und Zellbildung hatte N. vorzugsweise aus dem Studium der niederen Gewächse gewonnen. Daneben aber kamen auch wichtige Entdeckungen über die damals noch unbekannten sexuellen Vorgänge innerhalb der kryptogamen Pflanzengruppen zu Tage. Er entdeckte zuerst die Spermatozoiden an dem Vorkeim der Farne und bei den Rhizocarpeen, deren Keimungsgeschichte er aufklärte, und gab über die Entwicklung der niederen Algen die wichtigsten Aufschlüsse. Auf die beiden erstgenannten Entdeckungen beziehen sich die Arbeiten: „Bewegliche Spiralfaden (Samenfaden?) an Farren" (Zeitschr. f. wiss. Bot. von Schleiden u. Nägeli,

2. Heft, 1845, S. 168—188) und: „Ueber die Fortpflanzung der Rhizocarpeen" (ebenda 3. u. 4. Heft, 1847). Zum ersten Male wird in diesen Arbeiten der genaue Bau und die Entwicklung der Farrn-Antheridien angegeben, die Bewegung der Spermatozoiden erkannt und auf die Zellenreaction in der Substanz der letzteren aufmerksam gemacht. N. zeigte die Aehnlichkeit dieser Körper mit den entsprechenden Gebilden bei Moosen, Charen und den Thieren, wenngleich ihm ihr Charakter als das befruchtende Element noch entgangen war. Bezüglich der Rhizocarpeen beseitigte N. den Schleiden'schen Irrthum hinsichtlich der Mikrosporen dieser Pflanzen, die Schleiden für Phanerogamen hielt und deren kleine Sporen er als Pollenkörner deutete. N. fand nunmehr außer den Spermatozoiden auch den Vorkeim und die Archegonien der Wurzelfarne. Den Algen widmete er auf Grund eines umfangreichen Materials eine sehr eingehende Arbeit: „Die neueren Algensysteme und Versuch zur Begründung eines eigenen Systems der Algen und Florideen" (1847). Er gab hier zuerst genaue Rechenschaft über das Wachsthum der vegetativen Organe, das er bis zur Entstehung der Scheitelzelle verfolgte, besprach das Auftreten verschiedener Farbstoffe und verwerthete die gewonnenen Resultate als Classifikationsprincip. Neben den Algenformen des Meeres erfuhren auch die Süßwasseralgen durch N. eine gleich sorgfältige Behandlung. Sie bilden den Hauptgegenstand seines 1849 veröffentlichten Werkes: „Gattungen einzelliger Algen". Endlich führten ihn seine Studien über die Zellenfolge auch zu Untersuchungen über die Moose und Gefäßkryptogamen (Pflanzenphys. Untersuchungen von Nägeli u. Cramer, 1855, 1. Heft). Ueber Entstehung und Wachsthum der Wurzeln bei letzteren liegt eine, zusammen mit Leitgeb verfaßte mustergültige Arbeit vor (Sitzber. d. Münch. Akademie 1866).

Einen erheblichen Umfang nehmen Nägeli's systematische Schriften ein.

Seine erste wissenschaftliche Arbeit, die schon erwähnte Promotionsschrift vom Jahre 1840: „Die Cirsien der Schweiz" war vorwiegend descriptiver Art und noch in der üblichen Weise systematischer Schriften verfaßt. Doch tritt schon in dieser Jugendschrift der Charakter hervor, den seine späteren systematischen Arbeiten zeigen. Sie sind in letzter Linie auf die Beantwortung der Fragen nach dem Zusammenhange der Pflanzenspezies und der Entstehung der Art gerichtet. Am 28. März 1865 hielt N. in der Münchener Akademie einen Vortrag: „Entstehung und Begriff der naturhistorischen Art", worin er diese Frage im Lichte der Theorie Darwin's discutirt. In dem von dem englischen Forscher zuerst entwickelten Moment der natürlichen Zuchtwahl glaubt er jedoch eine ausreichende Erklärung für die Entwicklung der Art nicht finden zu können, meint vielmehr, daß jede Variation eine im voraus bestimmte Richtung haben müsse und zwar im Sinne der größeren Complicirtheit und Vervollkommung des Organismus. Er nimmt die spontane Erzeugung in gewissen Epochen zu Hülfe und erklärt damit die gleichzeitige Existenz höherer und niederer Pflanzenformen nebeneinander. Diese Gedanken Nägeli's wiederholen sich in einer Reihe von Vorträgen, welche er in den sechziger Jahren in der Münchener Akademie der Wissenschaften gehalten hat. Sie sind auch in dem Sammelwerke „Botanische Mittheilungen" gesondert abgedruckt. Die erste dieser Schriften ist betitelt: „Ueber den Einfluß der äußeren Verhältnisse auf die Varietätenbildung im Pflanzenreich" (Bot. Mitth. II, S. 103—158). Das Resultat, zu dem N. hierbei gelangt, ist folgendes: Die Bildung der mehr oder weniger constanten Varietäten oder Rassen ist nicht die Folge äußerer Agentien, sondern wird durch innere Ursachen bedingt. Diese finden ihren Ausdruck in Verschiedenheiten der Molekularconstitution,

der chemisch-physikalischen Beschaffenheit, der inneren Structur und der äußeren Form. Selbstverständlich, fügt N. hinzu, existirt daneben eine ursprüngliche Abhängigkeit der „inneren Ursachen" von äußeren Einflüssen höherer Ordnung. Inhaltlich zusammenhängend mit dieser Schrift ist eine zweite: „Ueber die Bedingungen des Vorkommens von Arten und Varietäten innerhalb ihres Verbreitungsbezirkes" (Bot. Mitth. II, S. 159—187). Weder der physikalischen noch der chemischen Bodenbeschaffenheit räumt N. einen ausschlaggebenden Einfluß auf das Vorkommen der Gewächse ein. Zwei Momente müssen als wesentlich mitbestimmend noch hinzutreten: die Mitbewerbung verschiedener Pflanzen um den gleichen Standort und das Wanderungsstadium, in welchem eine jede Art sich befindet. Drei fernere Abhandlungen Nägeli's in den „Botanischen Mittheilungen" beschäftigen sich mit der Frage der Hybridisation im Pflanzenreich. Die erste: „Die Bastardbildung im Pflanzenreich" (Bot. Mitth. II, S. 187—235) enthält die Hauptresultate seiner Untersuchungen, die übrigens nur aus künstlichen Bastardirungsversuchen gewonnen wurden, zusammengefaßt und durch gesperrten Druck auch äußerlich gekennzeichnet. In der zweiten Arbeit: „Ueber abgeleitete Pflanzenbastarde" (Bot. Mitth. II, S. 237—259) macht N. Vorschläge zur Feststellung der Bezeichnungsweise, der Erbschaftsformel, des Bastardirungsäquivalentes der abgeleiteten Bastarde und gibt Mittheilungen über deren Fruchtbarkeit. Die letzte Abhandlung endlich: „Die Theorie der Bastardbildung" (Bot. Mitth. II, S. 259—293) wendet sich vornehmlich gegen Wichura's Auffassung. Während dieser Forscher die Fähigkeit, Abänderungen hervorzubringen, hauptsächlich in die Geschlechtszelle verlegt, will N. dieselbe allen Zellen eines Individuums zugesprochen sehen. Mehr rein systematischer Natur, aber zeitlich und inhaltlich mit den soeben erwähnten Schriften Nägeli's zusammenhängend, sind folgende, als Vorarbeiten zu seiner Monographie der Hieracien anzusehende Aufsätze: „Die Zwischenformen zwischen den Pflanzenarten" (Bot. Mitth. II, S. 294—339), „Die systematische Behandlung der Hieracien rücksichtlich der Mittelformen und des Umfangs der Spezies" (ebenda S. 340 bis 369; 393—428) und „Synonyme und Litteratur der Hieracien" (ebenda S. 449—470).

Endlich, nach zwanzigjährigen Vorarbeiten erschien 1885 Nägeli's großes Werk über die Hieracien, bei dessen Abfassung er in den letzten Jahren sich der Mithülfe seines Schülers, des Prof. A. Peter zu erfreuen hatte, unter dem Titel: „Die Hieracien Mitteleuropas. Monographische Bearbeitung der Piloselloiden mit besonderer Berücksichtigung der mitteleuropäischen Sippen", I. Band. Das Werk zerfällt in 15 Abschnitte; den 16. bildet der Index. Das umfangreiche, der Arbeit zu Grunde liegende Material resultirt theils aus wildwachsenden Exemplaren besonders des Alpengebietes, theils aus Herbariumpflanzen der größten Sammlungen, theils aus den durch Culturversuche im Münchener botanischen Garten gewonnenen Arten, bei denen mehr als 2000 Sätze von Pilosellen zur Beobachtung kamen. Das vollständige Manuscript enthielt die ausführlichen Beschreibungen von gegen 3000 constanten Varietäten. In dem gedruckten Werke wurde das Material beschränkt auf die weiter verbreiteten oder morphologisch und phylogenetisch wichtigsten Gattungen. Ueber die Wahl der Hieracien als Object der Bearbeitung und das erstrebte Ziel äußert sich N. in der Vorrede folgendermaßen: „Der Verlauf der natürlichen Descendenz erfolgt so langsam, daß er sich der Beobachtung und dem Experiment völlig entzieht und daß er nur durch Vergleichung von verschiedenen Sippen, die sich in ungleichen Stadien der Speziesbildung befinden, sich er-

schließen läßt. Nun ist aber keine der polymorphen Pflanzengattungen so geeignet und bietet so schöne Anfänge der Speziesbildung, wie die Gattung Hieracium". Nägeli's Absicht, die Monographie der Archihieracien folgen zu lassen, kam bei seinen Lebzeiten nicht zur Ausführung. Prof. Peter unternahm sie in einem zweiten Bande.

Die Summe seiner reichen Erfahrungen, gleichsam die Quintessenz seines geistigen Schaffens, bildet das letzte große Werk Nägeli's, das er sieben Jahre vor seinem Tode veröffentlichte: „Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre" (1884). Veranlaßt wurde das Werk durch einen schon im J. 1877 anläßlich der 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in München gehaltenen Vortrag: „Die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntniß". Derselbe richtete sich gegen die über das nämliche Thema und bei ähnlicher Veranlassung 1872 in Leipzig von E. Dubois-Reymond gehaltene Rede, die seiner Zeit berechtigtes Aufsehen erregte und in den Schlußworten gipfelte: Ignoramus et ignorabimus. N. untersuchte dagegen in seinem Vortrage dieselbe Frage nicht nur nach der negativen Seite hin; vielmehr bemühte er sich als positives Ergebniß festzustellen, in welchem Umfange und bis zu welcher Grenze ein Naturerkennen überhaupt möglich sei. Seine mit großer Geistesschärfe entwickelten Anschauungen gipfeln in folgenden Sätzen: Können wir zwar nur das Endliche erkennen, so können wir aber auch alles Endliche erkennen, sofern es in den Bereich unserer sinnlichen Wahrnehmungen fällt. Grundsätzlich geschiedene Gebiete kommen in der endlichen Natur nicht vor; namentlich besteht zwischen der unorganischen und organischen oder zwischen der materiellen und geistigen Natur keine unüberschreitbare Grenze. Zur weiteren Ausführung der in dem Vortrage kurz angedeuteten Gedanken schrieb N. das große, oben erwähnte Werk. Da er für jede naturwissenschaftliche Forschung die mathematische exacte Methode fordert, so sucht er dieselbe in dem Schlußcapitel seines Werkes: „Kräfte und Gestaltungen im molekularen Gebiet" zur Erklärung der chemischen und physikalischen Erscheinungen auf der Grundlage einer neuen „Atomistik" anzuwenden. Indessen bezeichnet er selbst die von ihm aufgestellte Lehre als einen theoretischen Versuch. Der Zweck der „Theorie der Abstammungslehre" ist, zu ermitteln, ob und inwiefern in den sicher ermittelten Thatsachen bereits mechanisch-physiologische Principien zur Anwendung zu gelangen vermögen. Denn auch die Abstammung beruht auf dem Kausalgesetze. Das zusammengesetzte Organische kann nur aus dem einfacheren Organischen hervorgehen. Das mechanische Princip zur Erklärung dieser Erscheinung hat zuerst Darwin gegeben, aber nicht in ausreichender Weise. N. sucht für die Bildung des Formenreichthums das mechanische Moment in der Vervollkommnung und Anpassung; das Wort „Vervollkommnung" im Sinne einer zusammengesetzteren Organisation genommen, die rein mechanischer Natur ist. Er setzt dafür auch gelegentlich das Wort „Progression". Eine solche Progression ist aber nicht, wie Darwin annimmt, richtungslos, nur bedingt durch die äußeren Einflüsse der Nahrung, Temperatur, Schwerkraft, des Lichtes und der Elektricität, sondern die Ursachen der Veränderung sind innere, in der Beschaffenheit der Substanz liegende. Soll eine Mechanik des organischen Lebens aufgebaut werden, so muß sie erklärt werden aus der molekularen Bewegung der kleinsten Theilchen dieser Substanz. Eine solche Erklärung versucht die Arbeit in sieben Hauptcapiteln, deren Inhalt jedoch im Rahmen eines biographischen Abrisses auch nur andeutungsweise nicht wiedergegeben werden kann.

Eine letzte Gruppe der Nägeli'schen Schriften behandelt die Gärungstheorie und die Bakterienfrage.

Das Bestreben, in der Erklärung natürlicher Vorgänge auf ein mechanisches Princip zurückzukommen, ließ N. in den letzten Jahren seiner wissenschaftlichen Thätigkeit auch an das Problem der Gärungserscheinungen mit der an ihm gewohnten Gründlichkeit herantreten. Die Endresultate seiner Forschungen legte er in dem 1879 erschienenen Werke nieder: „Theorie der Gärung. Ein Beitrag zur Molekularphysiologie". Nach N. ist Gärung nichts weiter als die Uebertragung von Bewegungszuständen der Moleküle, Atomgruppen und Atome verschiedener, das lebende Plasma zusammensetzender Verbindungen auf das Gärmaterial, wodurch das Gleichgewicht in dessen Molekulen gestört und diese zum Zerfall gebracht werden. Mit dieser rein mechanischen Erklärungsweise weicht N. von allen vor ihm aufgestellten Gärungstheorien nicht unwesentlich ab. Sie ist daher auch nicht ohne Widerspruch geblieben; doch ist freilich eine allseitig befriedigende Lösung dieses verwickelten Problems auch bis heute noch nicht gefunden worden. Ein eingehendes Studium widmete N. der Frage nach der Ernährung der Pilze. Seitdem Pasteur die frühere Ansicht, daß den Pilzen bloß eiweißartige Stoffe als Nahrung dienen können, widerlegt hat, sind von verschiedenen Autoren neue Thatsachen über die biologisch-chemischen Vorgänge bei niederen Pilzen festgestellt worden. Auch N. hat sich an derartigen Versuchen betheiligt, die er 1867 begann, dann mit seinem Sohne Walter und zuletzt unter Mithülfe von Oskar Loew fortsetzte. Seine Ergebnisse veröffentlichte er in den Abhandlungen: „Ernährung der niederen Pilze durch Kohlenstoff- und Stickstoffverbindungen" (Bot. Mitth. S. 395—485), „Ernährung der niederen Pilze durch Mineralstoffe" (ebenda) und „Gärung außerhalb der Hefezellen" (Zeitschrift f. Biologie 1882, Bd. XVIII, Heft 3). Nägeli's Studium der Gärungspilze führte ihn auf das nahe liegende Gebiet der pathogenen Mikroorganismen, deren in das praktische Leben tief einschneidende Bedeutung er zu einer Zeit erkannte, als jene Fragen eben erst das Interesse der Biologen zu erwecken anfingen. In einer für einen weiteren Leserkreis bestimmten, daher in mehr populärer Form gehaltenen Schrift: „Die niederen Pilze und ihre Beziehungen zu den Infektionskrankheiten und der Gesundheitspflege" (1877) brachte er seine, von der heute herrschenden Ansicht der Fachmänner theilweise abweichenden Anschauungen zum Ausdruck. Die wichtigsten Resultate der Schrift wurden bereits von Januar bis März 1877 in der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München vorgetragen und zur Orientirung in „Vorläufigen Sätzen über die niederen Pilze" zusammengefaßt. Indem N. die Constanz der Formen bei Spaltpilzen und demnach die Möglichkeit der Aufstellung specifischer Formenkreise bestreitet, vielmehr dem Substrat die Hauptrolle bei den Formenveränderungen zuschreibt, setzte er sich allerdings in einen irrthümlichen Gegensatz zu den von Robert Koch gefundenen neueren Thatsachen. Dennoch hat N. wichtige physiologische Punkte, wie beispielsweise die Veränderlichkeit in der Virulenz gewisser Spaltpilzformen, wie sie in seinem Laboratorium zuerst am Milzbrandbacillus nachgewiesen wurde, mit voller Klarheit in ihrer universellen Bedeutung erkannt.

Neben den theoretischen Erörterungen nehmen einen breiten Raum praktische Fragen über die gesundheitsschädlichen Wirkungen der niederen Pilze und die Infektionsstoffe ein und es gelangt N. auf Grund seiner Ansichten über die Natur der Infektionsträger zu bestimmten Vorstellungen über die hygienischen Eigenschaften des Wassers, der Luft und des Bodengrundes. Die üblen Gerüche der Luft, durch Gase bedingt, sind zwar unangenehm aber nicht schädlich. An und für sich ist vielmehr die inficirte Luft geruchlos. Eine faulende Substanz wird erst dann gefährlich, wenn sie trocken geworden und

den Geruch verloren hat. Der Satz, daß unsere Sinne, insofern sie uns Wohl- oder Mißbehagen empfinden lassen, Wächter unserer Gesundheit, d. h. des uns Zuträglichen oder Schädlichen sind, ist nach N. nur bedingt richtig. Sie sind zwar nützliche Instincte, die sich während der langen Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts unter einfachen Verhältnissen durch Anpassung ausgebildet haben, die aber für unsere durch die Cultur complicirten Verhältnisse nicht mehr ausreichen, ja in manchen Beziehungen mit denselben geradezu in Widerspruch gerathen sind. Die Schlußcapitel des Buches behandeln allgemein praktische Regeln über Desinfection, Abfuhr der Auswurfstoffe, Bestattung der Leichen und die Gesunderhaltung der menschlichen Wohnungen, welche in ihren Grundzügen von den Lehren der heutigen Hygiene kaum in nennenswerther Weise abweichen.

E. Wunschmann, Carl Wilhelm v. Nägeli. Wissenschaftl. Beilage z. Progr. d. Charlottenschule. Berlin 1893. — Nekrologe: S. Schwendener, Berichte d. deutschen Botan. Gesellsch. IX, 1892. — A. Zander, Deutsche Medizin. Wochenschrift 1891, Nr. 28. — William G. Farlow, American Academy of arts and sciences, 1891. — K. Prantl, Hedwigia XXXI, Heft 1/2, 1892. — E. D. H. Scott, Nature vom 15. October 1891. — K. Cramer, Actes de la Société Helvétique des sciences naturelles à Fribourg 1892. — Neue Züricher Zeitung 16. Mai 1891. — Züricher Post 15. Mai 1891. E. Wunschmann.

Naecke: Gustav Heinrich N. (auch Naeke), Maler, geboren am 4. April 1785 in Frauenstein in Sachsen, † am 10. Januar 1835 in Dresden.

Nachdem er als Schüler Giuseppe Grassi's an der Dresdener Akademie ausgebildet worden war, setzte er seine Studien 1817—25 in Rom fort. 1825 wurde er, als Professor Vogel in Dresden starb, an seine Stelle zum Professor an der Akademie berufen und kehrte in diesem Jahre nach Dresden zurück. Im Colorit seiner Gemälde behielt N. den Einfluß seines Lehrers Grassi, wenn er sich auch im übrigen von ihm freimachte. Seine langsame und sorgfältige Arbeitsweise gibt seinen Werken den Vorzug einer ruhigen Ausgeglichenheit. Eine originale Formengebung war ihm jedoch nicht eigen. Nebst zahlreichen Zeichnungen, Studien und Copien von ihm in Stift, Tusche und Sepia seien hier erwähnt: „Amor sucht Juppiters Adler den Donnerkeil zu rauben"; „Besuch der h. Elisabeth bei St. Anna und Maria"; „Faust und Gretchen" (1811, Leipziger Museum"); „Egmont und Klärchen"; „H. Genovefa" (1816, im Besitz des Herzogs von Coburg); Darstellungen aus Dante (Fresken in der Villa Massimi); „H. Elisabeth" (1826); „Christus erscheint seinen Jüngern" (1840, Dom zu Naumburg); „Christus und die Schriftgelehrten"; Selbstporträt (1814, Dresdener Galerie); Copien in Sepia in der Sacristei des Domes zu Wurzen. Sein Porträt zeichnete 1819 C. Vogel in Rom.

Nagler Allgem. Künstlerlexikon, München 1841. — Seubert, Allgem. Künstlerlexikon, Stuttg. 1878. — Singer, Allgem. Künstlerlexikon, Frankfurt a. M. 1898. Franz Vallentin.

Nasemann: Johann Friedrich Otto N. ist in Cochstedt im Kreise Aschersleben geboren am 21. Januar 1821, † als Gymnasialdirector in Halle a. S. am 31. März 1895. Der Vater Nasemann's hatte sich dem Studium der Jurisprudenz gewidmet, war aber der Fahne seines Herzogs Friedrich Wilhelm gefolgt und hatte als freiwilliger Husar bei Waterloo mitgekämpft. Nach der Rückkehr aus dem Kriege war er Landwirth geworden, hatte sich mit Sidonie Winkler, einer Pfarrerstochter, verheirathet; war aber bei ungünstigen sonstigen

Verhältnissen in der Bewirthschaftung seines Gutes nicht glücklich gewesen, verfiel auch bald nach Otto's Geburt in eine langwierige Krankheit, welche die Ueberführung in eine Halberstädter Heilanstalt nöthig machte, wo er, als Otto 3 Jahre alt war, starb. Der Vater, eine vornehme Natur, hatte es wol nicht recht verstanden, seine untergebenen Leute in Zucht und Ordnung zu halten; er hatte den ungebildeten Leuten zu viel Vertrauen geschenkt. Auch der Sohn hatte vielleicht ein zu großes Vertrauen zu seinen Mitarbeitern; die schwärmerische Liebe zum Vaterlande war ihm mit dem Vater gemein. Die treffliche Mutter hatte mit der Erziehung der Kinder gewiß ihre Noth, hatte sich aber durch ihr liebenswürdiges Wesen so viel Liebe unter ihren Landsleuten erworben, daß alle, die sie näher kannten, ihr das schwere Loos, das sie betroffen, erträglich zu machen suchten. So wurde Otto, dessen munteres und offenes Wesen überall beliebt war, in das Haus des Pfarrers Buttstedt aufgenommen und dort bei aller Strenge doch liebevoll und sorgsam erzogen und für die Aufnahme in ein Gymnasium vorbereitet. Ostern 1837 trat N., 16 Jahre alt, in die Obersecunda des Halleschen Pädagogiums ein, das damals unter der Leitung H. Niemeyer's (s. A. D. B. XXIII, 628 [von Nasemann]), des jüngsten Sohnes des Kanzlers N., stand. Vortreffliche Lehrer waren an der Anstalt thätig: Friedrich August Eckstein, Moritz Seyffert, der vortreffliche Geograph H. A. Daniel und später der tüchtige Philolog R. Unger.

Im J. 1840 verließ N., wohl vorbereitet zu akademischen Studien, das Pädagogium, um sich historischen und philologischen Studien auf der Hallischen Universität hinzugeben; vor Anderen zogen ihn die Vorlesungen Max Duncker's (über die segensreiche Wirksamkeit M. Duncker's in Halle vgl. die treffliche Schrift R. Haym's: „Das Leben Max Duncker's. Mit Max Duncker's Bildniß.“ Berlin 1891), seines späteren Freundes, an; auch war er Mitglied des pädagogischen Seminars, das H. Niemeyer leitete. Als lebensfroher Student trat er in das Corps der Marchia und bewährte auch hier seinen ihm angeborenen Sinn für ehrenhaftes Wesen. Sehr wichtig wurde für ihn ein anderer Kreis von Bekannten: Albert Ritschl, der später berühmte Göttinger Professor der Theologie, Friedrich Hinrichs, der spätere Mühlhäuser Gymnasialdirector C. W. Osterwald, der als Mensch und Gelehrter ausgezeichnete Prof. R. Haym; der treffliche Robert Franz und später der überaus tüchtige Philolog Heinrich Keil. Eine enge Freundschaft verband N. mit dem bekannten Philologen und Pädagogen Fr. Aug. Eckstein u. A. Als N. in Berlin seine Studien beendet hatte, wurde er von H. Niemeyer, der seine pädagogische Befähigung kannte, als Lehrer an das Pädagogium gezogen (1845). Schon Ostern 1849 ging er als Collaborator an die lateinische Hauptschule über, die damals von dem berühmten Eckstein geleitet wurde. Aus einer Aeußerung, die er seinem Freunde Ritschl in einem Briefe that: Die Jungen hängen an mir — vielleicht weil sie einen vor sich haben, der die Marotte hat, nicht bloß Lehrer, sondern auch Nasemann zu sein“ (S. 3). Die finanziell schwache Lage Nasemann's hatte ihn gezwungen, sein kärgliches Gehalt durch Nebenverdienste in Privatunterricht und Lesen von Correcturen aufzubessern, so daß ihm zu umsichtiger Vorbereitung zur Staatsprüfung die Zeit fehlte. In dieser für ihn so trüben Epoche seines Lebens traf ihn die Kunde von der Erhebung der Herzogthümer Schleswig-Holstein gegen die dänischen Ansprüche. Die unglückliche Schlacht bei Idstedt war geschlagen, sein geliebter Lehrer Duncker hatte in zündender Rede alle Patrioten an ihre Ehrenpflicht, dem bedrängten Bruderstamme beizustehen, erinnert. Da faßte der für deutsches Wesen so begeisterte N., wie einst sein Vater, den Entschluß, an dem Kampfe sich zu betheiligen. Mit Beginn der großen Sommerferien ging er nach Kiel ab. Er wurde dem

6. Jägercorps zugetheilt und in der 4. Compagnie als Oberjäger eingestellt. Als solcher hatte er, der in Preußen Landwehrlieutenant gewesen war, zunächst in Rendsburg Rekruten einzuexerciren. Von hier aus bat er seinen Director Niemeyer, seinen Urlaub über die Ferien hinaus zu verlängern; da ihm dieser nicht gewährt wurde, brach er die Brücke hinter sich ab und blieb in Schleswig; er blieb auch, als die preußische Regierung bei einer Mobilmachung gegen Oesterreich alle auswärts dienenden Wehrpflichtigen zur Rückkehr zu den preußischen Fahnen aufforderte, widrigenfalls sie als Deserteurs angesehen werden sollten. „Ich gehe," so schrieb er an Duncker mit Beziehung auf die Mahnung seines Directors, „trotzdem und alledem nicht nach Preußen zurück. Was soll ich im Lande der Blamage? Zumal da ich meine Stellung einmal aufgegeben und nun doch kein Krieg wird. Die Hallenser können es nur aufgeben, mich je in ihren Dreckmauern wiederzusehen." Er rückte ins Feld und kam ins Feuer bei Groß-Wittensee (S. 4). Bald darauf wurde er infolge seiner tapferen Haltung zum Officier befördert und mit der Führung eines Zuges betraut, mit welchem er am zweiten Weihnachtsfeiertage einen Recognoscirungsvorstoß der Dänen von Osterby gegen Damendorf bei dem Bauernhofe Dam zurückwarf. In der Sylvesternacht aber wurde er bei Möllhorst mit seinem Zuge von neuem in ein Vorpostengefecht verwickelt; er sah, wie der dänische Officier auf ihn zielte, wollte aber des guten Beispiels wegen sich nicht mehr decken — da traf ihn der Schuß und zerschmetterte ihm das linke Knie. Zwei Tage darauf wurde ihm im Rendsburger Lazareth das Bein abgenommen. Der Armeebefehl des commandirenden Generals v. d. Horst rühmte das ausgezeichnete brave Benehmen Nasemann's; aber das konnte ihn über seinen Verlust wenig trösten, zumal die Sache, für die er gekämpft hatte, auch verloren war; denn die Schleswig-Holsteinsche Landesversammlung wurde am 11. Januar 1851 infolge österreichischer und preußischer Intervention zur Abdankung gezwungen, die Armee aufgelöst und Schleswig von den Dänen besetzt.

Die Verwundung des Patrioten N. machte natürlich auf die hallischen Freunde einen sehr schmerzlichen Eindruck, und sie thaten alles, um seine Lage erträglich zu gestalten. Die Frau Prof. Duncker insbesondere ließ es sich angelegen sein, den verwundeten Freund aufzurichten. Die Heilung der Wunde ging nur langsam von Statten, und am Anfang März mußte der Kranke in das akademische Krankenhaus in Kiel überführt werden. Hier auch war die Stimmung bei dem langsamen Fortschreiten der Heilung der Wunde eine sehr gedrückte, zumal aus der Vergangenheit ihn manch anderer Schuh drückte. Die letzten Worte waren von seinem gütigen Director Niemeyer nicht ganz richtig aufgefaßt worden. Er hatte dem jungen Freunde quittirte Rechnungen zugeschickt in der Meinung, daß das Drücken des Schuhes dadurch beseitigt würde; aber er hatte sich da sehr geirrt, denn in Geldsachen war N. sehr feinfühlig. „Wenn Sie nebst den Herren X, Y, Z geglaubt haben, mir durch das Quittirenlassen der Rechnungen einen Gefallen zu thun, so irren Sie sich. Es ist mir diese — ich kann das Wort nicht zurückhalten — unberufene Einmischung in meine Angelegenheiten eine schmerzliche. Warum haben Sie die Papiere herausgegeben? Ich habe gesorgt und gebangt für mein Leben, weil ich nicht gern sterben mochte, ohne meinen Gläubigern gerecht zu werden; ich habe deshalb nach Halle und nach Arbeit mich zurückgesehnt. Auf diese Weise ist mir das abgeschnitten . . . Wenn das Bettelstolz ist, so mag das sein; aber ich habe ihn einmal" (S. 6). Vor allem lag nun den hallischen Freunden daran, zu bewirken, daß, da er bei der Mobilmachung Preußens gegen Oesterreich der Aufforderung, zu den preußischen Fahnen zurückzukehren, nicht Folge gegeben

hatte und demnach als Deserteur angesehen wurde, N. wieder nach Preußen zurückkehren durfte. Durch Vermittlung seiner Freunde wurde am 25. Juni 1851 durch die Civilbehörde seine Begnadigung von Sr. Majestät und die Erlaubniß strafloser Rückkehr ausgesprochen. Es nahm auch die Heilung seiner Wunde einen günstigen Verlauf, sodaß er mit Sehnsucht an die Rückkehr nach Halle dachte. Im Mai 1852 vollendete er seine Inauguraldissertation: „De rerum inter Ottones et Byzantinos actarum ratione“, und bald darauf bestand er mit bestem Erfolge seine Staatsprüfung. Bei der damaligen reichlichen Fülle von Lehramtscandidaten empfahl ihn Freund Duncker dem Oberburggrafen von Brünneck als Erzieher für seinen Sohn Wilhelm. In diesem vornehmen Hause gewann der geistvolle patriotische Mann gar bald eine ihm zusagende Stellung. Die Gleichheit der politischen und militärischen Anschauung, die er mit dem Hausherrn theilte und die Liebenswürdigkeit des jungen Gelehrten gewannen ihm die Herzen aller Familienglieder. Auch nach dem Ablaufe der zweijährigen Lehrzeit in dem Brünneck'schen Hause blieb er im Verkehr mit der Familie; insbesondere hatte er sich das Mahnwort des lebenserfahrenen Grafen eingeprägt, daß Geld zwar Dreck sei, aber Dreck kein Geld!

Im Sommer 1854 wurde ihm infolge eines Gesuchs an Minister v. Raumer die Erlaubniß zum öffentlichen Unterricht wieder zugesprochen, und durch Vermittlung des Geh. Oberregierungsraths Wiese erhielt er eine Anstellung an dem Gymnasium in Königsberg in der Neumark, das damals unter der Leitung des sinnreichen Herausgebers der Lieder des Horatius, K. W. Nauck, stand. Hier übernahm er den Geschichtsunterricht in Prima und Tertia und freute sich, daß er wieder in sein ihm so zusagendes Fahrwasser und in den Verkehr mit Schülern gekommen war. Nun konnte er auch, der Stimme seines Herzens folgend, sich mit der Tochter seines verehrten H. Niemeyer verloben und am 29. Mai 1855 verheirathen. Die Ehe war eine überaus glückliche, durch zwei Töchter gesegnete, zumal er seit 1858 als erster Oberlehrer an der Realschule der Francke'schen Stiftung wieder thätig sein konnte. Damals war Director der Francke'schen Stiftungen der berühmte Herausgeber des Strabo und anderer Schriften. Dr. Kramer, der einer religiös und politisch sehr positiv gerichteten Lebens- und Weltanschauung zugethan war, richtete an N. die Frage nach seinem Standpunkte. Die Beantwortung dieser Frage, die auf S. 9 in dem Programm des Dr. Riehm mitgetheilt ist, gibt von neuem den Beweis des trefflichen Charakters Nasemann's. So sehr ihm daran lag, zu den alten Freunden in Halle zurückzukehren, so setzt er doch ganz unverhohlen auseinander, „daß die religiösen und politischen Anschauungen Kramer's nicht die seinigen sind; er gehöre nicht der confessionellen Richtung an, habe auch nie an dem eigentlichen Rationalismus Befriedigung gefunden, weil es für seine Natur allezeit einer intensiveren gemüthlichen Betheiligung bedurfte; aber ich halte dafür, daß derselbe die Leute seiner Zeit für Ehrlichkeit und Redlichkeit, für uneigennützige Hingebung, für straffe Pflichterfüllung vielleicht mehr gefördert hat, als die heutige Richtung, die das Dogma betont“. N. fügte hinzu, daß es für einen, der sich mit der Geschichte Preußens etwas genauer abgegeben habe, nicht zweifelhaft sei, daß für den Staat nur Heil ist in der Dynastie, in dem Festhalten monarchischer Institutionen; „und für mich wird die Anhänglichkeit an das Haus des Königs noch durch ganz andere und tiefere Gründe bedingt als durch solche historisch-politische Abstractionen. Damit ist es aber keineswegs gegeben, daß ich alle Schritte der Diener Sr. Majestät für gerechtfertigt hielte, ja es wird dies durch eben jene Treue und Ergebenheit öfter verboten, oder daß ich mich zu den Partisanen der neuen preußischen

Zeitung zählen müßte. Wollte ich beispielsweise die Umwandlung in der Politik des Jahres 1850 gut heißen, so müßte ich mein eigenes in gerechter Sache vergossenes Blut verleugnen — und das sei ferne. Diese wenigen Züge", so schließt er den für ihn sehr charakteristischen Brief, „werden genügen, um E. H. zu orientiren. Ich weiß nicht, ob, aber ich verberge mir nicht, daß es möglich ist, daß Sie darin Veranlassung finden könnten, mein Gesuch nicht zu gewähren. Ich kann deshalb meine Bewerbung nicht zurückziehen; ich stelle sie vielmehr wiederum Ihrer Entscheidung anheim, die ich ehren werde, wie sie auch ausfalle. Schließlich liegt es mir sehr am Herzen, E. H. zu bitten, falls etwas in der Form gefehlt sein sollte, dies nicht für unziemliche Ueberhebung zu halten, sondern es mit dem Ernste der Sache und mit dem Bestreben entschuldigen zu wollen, daß ich frank und gerade sein wollte" (S. 10). Es war natürlich, daß nach diesem Beweis ehrenhaftester Gesinnung ihm das erwünschte Amt übertragen wurde. Director der Realschule war Dr. Ziemann, den N., da er kränklich war, als erster Oberlehrer oft monatelang vertreten mußte. Das Gehalt war in der damaligen Zeit kärglich, sodaß er durch Bearbeitung einiger Bände der Becker'schen Weltgeschichte, durch die Correctur von Duncker's Geschichte des Alterthums, durch Betheiligung an philologischen und theologischen Zeitschriften (Beyschlag's Monatshefte) und durch Aufnahme von Pensionären sich Nebeneinnahmen verschaffen mußte. Dadurch und durch sein arbeitsreiches Amt wurde seine Zeit so in Anspruch genommen, daß er zur Abfassung eines größeren Werkes keine Muße fand. In dieser arbeitsreichen Zeit machte ihm M. Duncker den Vorschlag, die Leitung einer in Frankfurt a. M. zu gründenden politischen Zeitung zu übernehmen. Er schlug das Anerbieten mit den Worten ab: „Ich bin nun wieder Lehrer und will es, so lange ich kann, bleiben: es ist doch einmal mein Beruf, auf der Jugend herumzuhämmern."

Im Osterprogramm des Gymnasiums in Königsberg i. N. hatte N. 1855 eine Abhandlung „über die Römerzüge der beiden ersten Ottonen" veröffentlicht. In den von seinem Freunde R. Haym begründeten preußischen Jahrbüchern brachte er eine Reihe von Aufsätzen, unter anderen über den Minister v. Schön (1860) und über Veit Ludwig v. Seckendorf (1862); manche Anzeige seiner Feder fand in dem litterarischen Centralblatt Aufnahme; in dem Osterprogramm der Realschule behandelte er „A. H. Francke und der Unterricht in den Realgegenständen". Seine pädagogische Thätigkeit wurde dadurch anerkannt, daß er 1863 an die Stelle des nach Leipzig als Rector an die Thomasschule abgehenden Fr. A. Eckstein in die städtische Schulcommission berufen wurde. An die von der Stadt 1861 gegründete Vorbereitungsschule, die sich bald einer großen Anerkennung erfreute, wurde, als 1863 und 1864 die Errichtung der obersten Classen sich nöthig machte, besonders auf Nasemann's Befürwortung der als tüchtiger Historiker bekannte Dr. Opel als Rector gewählt. Die Schule nahm so zu, daß man daran dachte, sie zu einem vollen Gymnasium auszugestalten. Zum Director des neuen Gymnasiums wurde N. gewählt, dessen pädagogische Tüchtigkeit in Halle allgemein bekannt war. N. war nicht gewillt, dem verdienstvollen Rector Opel, der darauf gerechnet hatte, Director des Gymnasiums zu werden, in den Weg zu treten, und richtete am 16. December 1867 ein Schreiben an den Magistrat, in welchem er dringend bat, mit Rücksicht auf seine persönlichen Verhältnisse wie auch im Interesse der emporblühenden Schule, die einen mit den classischen Sprachen mehr vertrauten Mann an der Spitze haben müsse, von seiner Wahl abzusehen. Was er an pädagogischer Erfahrung und an Lehrgeschick etwa besitze, könne er der Anstalt auch als einfacher Lehrer darbringen. Wenn daher

der Magistrat geneigt wäre, ihm eine Lehrerstelle mit 800 Thlr. zu verleihen, so würde er mit Freuden unter der Leitung des Herrn Rector Opel in die Anstalt eintreten und darum bitten, bei eventueller Einrichtung von Oberlehrerstellen mit berücksichtigt zu werden, da er bereits 10 Jahre in diesem Range an einer höheren Schule unterrichtet habe. Doch die maßgebenden Persönlichkeiten, der Oberbürgermeister v. Voß, der um hallisches Schulwesen verdiente Landrath v. Bassewitz u. A. hielten die Wahl aufrecht. Der Oberbürgermeister v. Voß erklärte in seiner Einführungsrede: „Man hätte ihn erwählt: als einen Mann, der für das, was er für recht gehalten, mannhaft die höchsten Güter des Lebens eingesetzt habe, als einen guten Hirten, der jeden einzelnen der ihm anvertrauten Zöglinge, den begabten und strebsamen wie den schwachen und leichtfertigen mit gleicher Liebe auf seinem Herzen tragen und, so viel an ihm ist, darüber machen werde, daß keiner ihm verloren gehe, auch nicht einer, der auch für dies Amt wiederum sein Herzblut freudig einsetzen werde." N. nahm die Wahl an und wurde auch trotz der Gegenpetition von Seiten des Lehrercollegiums bestätigt und am 23. April 1868, gelegentlich der feierlichen Eröffnung des Gymnasiums und der Einweihung des neuen Gebäudes, vom Schulrath Dr. G. Heiland in sein Amt eingeführt. Das Vertrauen, was man bei seiner Wahl in ihn setzte, hat er vollständig gerechtfertigt; mit seinem Lehrercollegium hat er trotz einiger widerstrebenden Elemente in freundlicher Beziehung gestanden, ihre Interessen nach jeder Richtung hin zu fördern gesucht; insbesondere war ihm der Schulrath Unger, ein tüchtiger Philolog, der in Friedland in M. seine Stelle aufgegeben hatte und an dem städtischen Gymnasium als Oberlehrer eingetreten war, ein treuer Freund und Gehülfe. Das Vertrauen zu seiner charaktervollen Persönlichkeit hat wesentlich zu dem schnellen Emporblühen der neuen Anstalt beigetragen. Seit dem Eingehen des alten Lutherischen Gymnasiums war die Anstalt die erste höhere Schule in Halle. Ein Curatorium, das die Interessen der Anstalt wahrzunehmen hatte (v. Bassewitz, Fubel u. A.) wurde eingesetzt; mit der Zeit änderte sich die Zusammensetzung des Curatoriums und auch der Director N. nahm eine andere Stellung zu ihm ein. Taktvoll hat N. seines Amtes gewaltet und die Liebe seiner Schüler durch sein freundliches Auftreten in reichem Maaße erworben. Der Verfasser seiner Biographie erzählt treffliche Züge aus seiner Verwaltung und seiner pädagogischen Thätigkeit (S. 16 flg.); insbesondere wird sein Unterricht in der Geschichte und seine Behandlung des Horatius gerühmt. R. Haym sagt: „Nasemann's Regiment sei ‚gut constitutionell' gewesen, aber es hätte vielleicht ein wenig monarchischer sein sollen"; sein Biograph nennt sein Regiment vielmehr patriarchalisch (S. 18). Mehrere geistvolle Abhandlungen und Recensionen hat er neben seinem Amte, das seine ganze Kraft in Anspruch nahm (S. 26) veröffentlicht. Nachdem sein Freund Unger seine Stellung aufgegeben hatte, reichte auch N. sein Abschiedsgesuch ein (am 10. August 1888), und am 30. März 1889 entließ er zum letzten Male die Abiturienten und nahm Abschied von seiner geliebten Schule in einer geistvollen Rede. Vielen seiner Schüler ist er ein rechter Wegweiser geworden in patriotischer und religiöser Beziehung; mit Dankbarkeit werden seine Schüler gern des treuen Lehrers gedenken. In seiner Mußezeit beschäftigte er sich mit schriftstellerischen Arbeiten, gab Unterricht in französischer und englischer Litteraturgeschichte, wurde von Freunden und alten Schülern gern besucht. Ein Influenzaanfall hatte ihn Ende März 1895 kurze Zeit aufs Krankenlager geworfen, und schon war er wieder auf dem Wege der Genesung, als ein Schlaganfall am 31. März seinem arbeitsreichen Leben ein Ziel setzte. Am 3. April wurde er unter großer Betheiligung alter Schüler und guter hallischer Freunde bestattet. Sein An=

denken wird in der Geschichte der Anstalt und in der Geschichte der Pädagogik unvergessen sein. Er hat die große Freude gehabt, von der theologischen Facultät der Göttinger Hochschule zum Dr. theol. honoris cansa gewählt zu werden.

Benutzt ist das treffliche Programm des Gymnasialoberlehrers Dr. G. Riem, Otto Nasemann, der erste Director des Stadtgymnasiums zu Halle a. S. 1898 und eigene Bekanntschaft mit dem ausgezeichneten Manne.

Lotholz.

Nasse: Werner N., ist geboren am 7. Juni 1822 in Bonn als Sohn des Klinikers Fr. Nasse, welcher mit M. Jacobi die Entwicklung der Irrenheilkunde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr wesentlich beeinflußte, und die klinische Beobachtung in die Psychiatrie einführte. Nach vollendetem Studium in Bonn und Marburg besuchte er zur weiteren Ausbildung die Kliniken in Prag, Wien und Paris. 1845 erlangte er in Bonn die Doctorwürde mit einer Dissertation: „De singularum cerebri partium functionibus ex morborum perscrutatione indagatis“. Nach einigen Jahren der Praxis errichtete er 1847/48 eine Privatirrenanstalt, anfangs mit seinem Vater gemeinsam; 1854 wurde er als Nachfolger Flemming's zum Director der mecklenburgischen Staatsirrenanstalt Sachsenberg bei Schwerin berufen. Am 6. November 1863 übernahm er die Leitung der verwilderten Irrenanstalt Siegburg in seiner heimathlichen Provinz, deren Irrenwesen damals nicht gut war; er that es daher mit schwerem Herzen und mußte in dem ein halbes Jahr später eintretenden Verluste seiner Gattin, welche am Typhus starb, den schlechten Einrichtungen gleich noch dies schwere Opfer bringen. Er reorganisirte dann die alte als Irrenanstalt eingerichtete Abtei Siegburg unter dem Widerstande von Behörden und Publicum, welche glaubten, die beste der möglichen Irrenanstalten zu besitzen; aber er setzte auch die Gründung mehrerer anderer neuer Anstalten durch. Nachdem er von diesen eine Zeitlang Andernach geleitet hatte, übernahm er am 3. Mai 1881 die Direction von Bonn mit der Verpflichtung zu klinischen Vorträgen. Fast 25 Jahre rheinischer Anstaltsdirector, später ständiger Vorsitzender des Vereins rheinischer sowie des Vereins der deutschen Irrenärzte, starb er am 19. Januar 1889 in Bonn. Seine zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen erstreckten sich über weite Gebiete der Psychiatrie, behandelten aber mit Vorliebe praktische Fragen; besonders war er bahnbrechend in der Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs. Dies that er vorzüglich auch in Versammlungen, wobei seine gesamte Persönlichkeit, sein versöhnliches Wesen, seine geschäftliche Gewandtheit und sein reiches Wissen ihn zum geeignetsten Leiter machten. Unermüdlich in seiner Pflichterfüllung hat er vielfach über seine Kräfte gearbeitet. Seine strenge klinische Schulung machte ihn zum guten Arzt und zu einem stets anregenden und erfolgreichen Lehrer.

Vergl. Pelmann's warmen Nekrolog in der Allgem. Zeitschrift für Psychiatrie und psychische-gerichtliche Medicin XLVI, 128—137. — Litteraturverzeichniß in derselben Zeitschrift XXXVIII, 40, und in Laehr's Gedenktagen der Psychiatrie 1893, S. 171.

Th. Kirchhoff.

Natter: Heinrich N., Bildhauer, geboren am 16. März 1844 zu Graun (Tirol), † am 13. April 1892 in Wien, der Sohn eines Schulmeisters, der später umsattelte und Wundarzt geworden war. — Guten Vorunterricht genoß N. fünf Jahre lang zu Meran bei dem Bildhauer Pendl, besonders in der Technik der Holzskulptur. Der Zufall brachte ihn nach Augsburg; eine für den Bischof geschnitzte Christus-Statue fand Beifall. Weitere Schulung suchte

er an der Münchener Akademie bei Max Widnmann. Auf dringenden Rath der Aerzte ging N. nach dem Süden, „conditionirte“ in Bozen, Verona und Venedig, wo er sich als Holzbildhauer durchbrachte. Im Kriege des Jahres 1866 diente er seine Militärzeit ab. Mit Hülfe eines reichen Engländers erweiterte N. sein Wissen an den italienischen Plastikern und Malern. Von Giotto und den folgenden Cinquecentisten, insbesondere dem Bildhauer Mino da Fiesole in Florenz, vermochte er sich kaum zu trennen. In Rom erweckte der „Moses“ des Michelangelo einen überwältigenden Sturm; lange stand N. lautlos vor dem Julius-Denkmal und verschwand dann plötzlich; sein Freund entdeckte ihn endlich hinter einem Pfeiler mit thränenüberströmtem Antlitz. — In München verarbeitete er die gewonnenen Eindrücke mit einigen Maskarons und Brunnen-Faunköpfen als Terracotten im Sinne der della Robbia's; sein titanischer Zug drängte aber nach dem Colossalen. So machte er sich an eine Wuotan's-Statue. Das weit überlebensgroße Modell erregte Anerkennung, aber keine Bestellung, auch nicht in Wien. Dessen ungeachtet wagte er die Ausführung in Stein, mit Aufwand der letzten, schwer verdienten Mittel. Aber Zeit und Arbeit schien verloren. Da fand sich ein Mäcen in dem Architekten und Maler Anton Höchl (s. A. D. B. L, 377), der nicht allein das Geld, sondern auch in seinem Tusculum am Priel bei Bogenhausen einen Platz besaß in den letzten Beständen eines vielhundertjährigen Eichenwaldes, dem huldreichen Vater der Götter und der Menschen ein passendes Asyl zu gewähren. Der Bann war für den Künstler gebrochen; Aufträge zu Büsten kamen, der schönen, gefeierten Hofopernsängerin Sophie Stehle, die sich als Baronin v. Krüdener ins Privatleben zurückzog; des Augsburger Bürgermeisters Fornbran; auch ein „Shakespeare“ wurde verlangt. Der flügge gewordene Künstler begab sich nun nach Wien, wo man auf seine Ankunft wartete. N. fand nicht nur Bestellungen, sondern auch eine mit Glücksgütern gesegnete Frau, die ihm gern die Hand reichte. Ehre, Ruhm und klingender Lohn folgten. Bei vielen Concurrenzen wurde ihm nicht nur der erste Preis, sondern auch die Ausführung zugetheilt. N. vollendete den schon in München entworfenen „Siegfriedbrunnen“ für die Gartenanlagen eines kunstsinnigen, österreichischen Grundbesitzers und das „Schumann-Monument“ für Leipzig. Mit seinem „Zwingli“ (Abbildung und Text in Nr. 2114 der „Illustr. Ztg.“ Bd. 50, S. 3, 5. Januar 1884) für Zürich siegte er über 42 Concurrenten und gewann, als er das Riesenwerk des mit Wort und Schwert so streitbaren Reformators überbrachte, die auch mit dem Ehrenbürgerrecht lohnende Stadt so lieb, daß er daselbst leben und bleiben wollte. Doch riefen ihn neue Arbeiten nach Wien. Zuerst das in Carraramarmor ausgeführte, am 31. Mai 1887 im Esterhazy-Park zu Mariahilf feierlichst enthüllte Denkmal für Josef Haydn, den Vater der Instrumentalmusik und Meister der unsterblichen „Schöpfung“ (vergl. Nr. 2233 „Illustr. Ztg.“, Leipzig, 17. April 1886, mit dem begeistert aufblickenden Haupt des Tondichters). Dann das „Schleining-Denkmal“ für Darmstadt; abermals viele Büsten, darunter Bismarck's für Frankfurt, wozu ihm der eiserne Kanzler eine eigene Sitzung in Berlin gewährte, den bärbeißigen Laube und den vornehmen Baron v. Dingelstedt im Foyer-Vestibule des neuen Burgtheaters, dazu die Schauspieler Laroche und Meixner, des Bürgermeisters Uhl, das Grabmal der leichtbeschwingten Fanny Elßler, das Standbild des Erzherzogs Franz Karl und des Kaisers Franz Josef, welches mit dem Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens belohnt wurde. Ferner der Brunnen mit dem Standbild Walther's von der Vogelweide für Bozen (vergl. Nr. 2393 „Illustr. Ztg.“, Leipzig, vom 11. Mai 1889, und der Festbericht in Lützow's „Zeitschrift“ 1890, N. F. I, 53), die

„Nornengruppe“ (gehoben durch die altnordisch stilisirte Architektur von Hieser) im unheimlich feierlich wirkenden Flesch'schen Grabgewölbe zu St. Veit. Zuletzt das colossale Erzbild des Andreas Hofer, dessen Aufstellung und Enthüllung der Künstler nicht mehr erlebte (vergl. Nr. 2566 „Illustr. Ztg.“. Leipzig, 3. September 1892, und „Kunst für Alle“ 1893, S. 61). Leider blieb sein Werk anfänglich nicht ohne Einspruch. Es hatte sich im Laufe der Zeit ein apokrypher Typus dieses kaisertreuen Landvertheidigers herausgebildet und festgesetzt. Das mußte auch Defregger bei seinen Bildern erfahren, der gleichfalls auf die ältesten authentischen Hofer-Porträts zurückgriff. N. hielt sich an das von Franz Altmutter (geboren 1746 in Wien, † 1817 zu Innsbruck), der ja den „Sandwirth“ unzählige Male gesehen hatte; der Bildner durchwanderte dann wiederholt das Passeierthal, um in Hofer's Heimath an den markigen Volksgestalten seine Studien zu machen und aus heute noch gangbaren Ueberlieferungen brauchbare Züge zu sammeln. Möglich, daß N., wie überhaupt jeder Künstler unbewußt thut und selbst Hevesi zugibt, eine Spiegelung seines eigenen titanischen Wollens und Strebens, ein sozusagen autochthon-biographisches Selbstgefühl mit hineinbrachte. Das Standbild wurde ebenso enthusiastisch belobt wie maulend benörgelt. Unerschütterlich fest steht die kraftstrotzende Gestalt des Sandwirth, in seine echte Landestracht gekleidet: schwere, gestulpte Lederstiefel reichen bis zu den muskulösen Waden, dicke Wollenstrümpfe kommen darüber zum Vorschein; Knie und Leib stecken in engen Lederhosen, über der Brust liegt das grobgesponnene Hemd; die Hüfte umschließt der breite, gestickte Ledergurt und der kurze Passeier Lodenrock. Sein bekannter, bis zur Brust reichender Bart umrahmt das zornig über den Feind blickende, vom breitkrämpigen Filzhut überschattete Antlitz, den ausdrucksvollen Kopf etwas vorgebeugt, zeigt Hofer mit der ausgestreckten Rechten wie zum Kampfe gebietend, nach Innsbruck hinunter; die markige Linke drückt die hoch über ihn breit und ruhig niederwallende Fahne an die Brust. So steht er da, jeder Zoll ein ganzer Mann im lebenathmenden Linienzug, ein bäuerlicher Leonidas. Der Künstler hätte ein wohlberechtigtes „Mach's nach!“ für Jeden darunter setzen können.

N. besaß unbewußt eine hinreißende Erzählergabe. Eines Tages berichtete er dem so stilgewandten Ludwig Speidel (geboren am 11. April 1830 in Wien, † am 3. Februar 1906 zu Wien) von seinem Besuche beim Steiner Josele in Passeier, jenem uralten Männchen, das in seiner Jugend dem Sandwirth Hofer während des Tiroler Aufstandes Botendienste geleistet hatte. Alles lebte zu Speidel's Staunen in dieser Erzählung, Menschen, Thiere und Felder. Speidel bat, die Erzählung aufzuschreiben. Als dann der Bericht, frisch von der Pfanne, in der „Neuen Freien Presse“ erschien und alle Leser packte, wollte niemand, selbst N. nicht, glauben, daß er das Ding geschrieben; selbst in dessen Familie mußte Speidel, der nichts an Natter's Niederschrift verändert, weder ein Wort hinzugethan, noch eines hinweggenommen, nur hin und wieder dem leichteren Satzbau zuliebe ein Wort verschoben hatte — ebenso wie der Berichterstatter es seiner Zeit bei der Herausgabe der Memoiren des Schlachtenmalers Albrecht Adam (Stuttgart 1886) machte — hören, wie er den Ton Natter's vorzüglich getroffen hätte. Daß N. selbst an seine Autorschaft nicht glauben wollte, ist nur aus dem magischen Eindruck erklärbar, den es auf den Menschen macht, sich zum ersten Male gedruckt zu sehen. Auch Goethe hatte dasselbe bei seinem „Götz“ erfahren! Auf Speidel's dringendes Bitten brachte N. noch etliches in Schrift: die Schilderung eines „Widderkampfes“, die Memoiren eines „Murmelthieres“ und etliche „Träume“: Wie N. von einer Gesellschaft einem verstorbenen Freunde (Ludwig Porges) ins Jenseits nach-

gesendet wird, um zu sehen, wie er sich dort befinde. Dieser Bericht ist in den echten deutschen Kindermärchenton gekleidet mit specifisch Tirolerfärbung. An der Himmelsthür steht die Aufforderung: „Stark klopfen!“ Die Behausung des hl. Petrus sieht aus wie eine Tiroler Bauernstube — ganz im Stile, wie Vogel von Plauen seine Einsiedlerklausen zeichnet: ein großer, grüner Kachelofen mit einer ringsumlaufenden Lotterbank, in der Mitte ein schwerer Eßtisch aus Eichenholz, von lehnenlosen Stühlen umstellt. An der glatten bis zum schmucklosen Plafond reichenden Holzvertäfelung hängen Bilder: Porträts von Gott Vater und Sohn, der hl. Jungfrau und der Apostel. In einer Hecke von frischen Fichtenzweigen flattern zwei Kreuzschnäbel. St. Peter ist der leutseligste Wirth; als er darangeht, seinen Gast tiefer in den Himmel hineinzuführen, sagt er: „Bevor wir gehen, laßt uns die Krügel leeren und trinken auf das ewige Wohl unsers erhabenen Schöpfers.“ Das ist alles so treuherzig gedacht und gesagt, wie es nur ein ehemaliger „Herrgottschnitzer“ thun konnte. Mit der Natur stand N. auf vertrautem Fuße, kannte alle ihre Reize und Launen. Dem Sohne des Hochgebirges war die Besteigung der höchsten Berge nur ein Spaziergang. Sämmtliche Singvögel waren seine guten Kameraden; er pfiff lockend ihre Stimmen nach und verstand „ihr Latein“ (ihre Sprache). Einmal habe er den Gesang eines großen, buntgefiederten Vogels gehört, welchen er nachmals vergeblich in der „Naturgeschichte“ suchte; er habe ihn immer tiefer in den Wald hineingelockt und sei endlich auf einer Buche sitzen geblieben. „Merk' auf, Heini“ (die volksthümliche Abkürzung seines Vornamens Heinrich), habe er ihm vorgesungen, „was ich dir sage: In zehn Jahren werde ich silberne Eier legen, und wieder in zehn Jahren goldene. Wenn du nicht dumm bist, so wirst du sie finden.“ Damit war der Vogel verschwunden. Aufgeregt sei er nach Hause gegangen und noch oft habe er von dem seltsamen Vogel geträumt. Der Vogel habe nicht gelogen. Seine Vorhersagung traf ein. Nach zehn Jahren verweilte N. als armer Bursche in Venedig, und ein fremder Mann, ein Engländer, habe sich wohlwollend und hülfreich seiner angenommen; nach zehn Jahren habe er mit Wuotan-Höchl's Hülfe seine Existenz als Mann und Künstler begründet. In Wien fand er dann die goldenen Eier: Ehre, Ruhm und Glück. — Der Traum seiner schwergeprüften Jugend hatte sich glänzend erfüllt. — Mit dankbarer Begeisterung sprach er immer von Zürich und dessen großherzigen Bürgern. Sein letzter Gedanke galt dieser Stadt; hier sollte seine Asche ruhen. Den Wunsch besorgte das Crematorium.

Vgl. v. Vincenti in Nr. 5 der Allg. Ztg. vom 14. April 1892. — Nr. 5 Ueber Land und Meer, Stuttgart 1893, 71. Bd., S. 107. — J. C. Platter in Nr. 36 d. Gartenlaube 1893. — Ludwig Hevesi's Nachruf in seinen „Wiener Todtenkranz“ betitelten Nekrologen. Stuttgart 1899, S. 257—71 und in dessen „Oesterreichische Kunst 1848—1900“. Leipzig 1903, S. 182. — Natter's Kleine Schriften hat Ludwig Speidel mit einer einleitenden Biographie und dem Bildniß des Künstlers Innsbruck 1894 bei Edlinger in einem kleinen Bändchen herausgegeben. — Vergl. auch Nr. 361 d. Neuen Züricher Zeitung vom 27. December 1863.

Hyac. Holland.

Natzmer: Ernst Hans Karl Gneomar von N., königlich preußischer Oberst, am 17. Mai 1832 zu Schivelbein in Hinterpommern geboren, trat am 11. November 1850 beim 9. Infanterieregimente in den Dienst, wurde am 3. April 1852 Officier, am 10. November 1864 Hauptmann und Compagniechef im 16., machte als solcher bei der Elbarmee den Feldzug in Böhmen mit und erhielt bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich das Commando des Landwehrbataillons Unna, mit dem er an der Einschließung von Metz, dann

das eines Bataillons des letztgenannten Regiments, mit welchem er am Loirefeldzuge theilnahm. Hier wurde er am 30. November 1870 im Gefecht bei Maizières schwer verwundet, schied, mit dem Eisernen Kreuze I. Classe heimgekehrt, 1883 als Commandant von Memel aus dem Frontdienste, wurde 1884 als Oberst in gleicher Eigenschaft nach Torgau versetzt, trat am 13. November 1890 in den Ruhestand und starb am 2. October 1896 zu Arnstadt in Thüringen.

N. entfaltete eine reiche schriftstellerische Thätigkeit, die besonders den Ueberlieferungen seines alten pommerschen Geschlechtes galt. Dabei nannte er sich nur „Gneomar Ernst v. N.", während seine militärischen Papiere die obigen Vornamen verzeichnen. Zuerst erschien „George Christof v. N., Chef der weißen Husaren", die 1741, als die ersten preußischen Ulanen errichtet wurden (Hannover 1870); dann folgten „Aus dem Leben des Generals Oldwig v. N.", eines Officiers, der unter den Königen Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. militärisch wie politisch eine Rolle spielte (Berlin 1876), und als Fortsetzung davon, mit dem Jahre 1820 beginnend, ein vierbändiges Werk „Unter den Hohenzollern" (Gotha 1887 ff.); „Lebensbilder aus dem Jahrhundert nach dem großen Kriege" (Gotha 1892), hauptsächlich dem Andenken des brandenburgischen Generalfeldmarschall Dubislaw Gneomar v. N. gewidmet, und ein Buch: „Von dem Heldenleben eines Reiterführers und den 8. Dragonern bei Nachod", (Gotha 1895), dessen Inhalt den Titel nicht rechtfertigt, da es sich nur um einen Natzmer handelt, der als Escadronchef beim ersten Zusammentreffen mit dem Feinde fiel. Die eigenen Erlebnisse im Kriege gegen Frankreich schildert N. in „Bei der Landwehr vor Metz und die Schlacht bei Beaune la Rolande" (Gotha 1894).

Biogr. Jahrbuch, hrsg. von A. Bettelheim I, Berlin 1897, S. 103.

B. v. Poten.

Naudé: Albert N., deutscher Historiker, geboren zu Jüterbogk am 13. November 1858, † zu Marburg am 17. December 1896. — N. hat seine Kinderjahre in Jüterbogk und zumal in dem geschichtsreichen Potsdam verbracht; aber seine Familienerinnerungen wiesen den Nachkommen des 1687 eingewanderten Hugenottengeschlechtes durchaus nach Berlin: er war auf seinen französischen Ursprung ebenso stolz wie auf die feste, alte Verbindung seiner Vorfahren mit dem hohenzollerischen Staate. Er selbst wuchs in einem behaglich wohlhabenden Elternhause heran; 1876 zerstörte der Tod des Vaters diesen Wohlstand: der jugendliche Sohn wurde zu früher verantwortungsvoller Anspannung gezwungen und wurde bald zur besten Stütze seiner Mutter und seiner Geschwister. Er studirte, wesentlich auf die eigene Kraft angewiesen, von 1879—83 an der Universität Berlin und ging von der Philologie bald zur Geschichte über. Die historischen Hülfswissenschaften, in die ihn Harry Breßlau einführte und denen seine scharfsinnige und ergebnißreiche Dissertation („Die Fälschung der ältesten Reinhardsbrunner Urkunden", Berlin 1883) angehörte, haben immer einen Theil seiner wissenschaftlichen Neigung bei sich festgehalten: aber seine tiefste Liebe wandte sich früh der neueren politischen Geschichte, insbesondere der preußischen Geschichte zu. Er hörte bei J. G. Droysen und H. v. Treitschke; sein Lehrer im vollen Sinne wurde der nur um 6 Jahre ältere Reinhold Koser, der seit 1880 in Berlin docirte und in den 80er Jahren in immer stärkerem Maße der eigentliche Vertreter der kritischen Schulung in neuerer Geschichte an der Berliner Universität wurde. Daneben trat seit 1882 Gustav Schmoller, der selber geschildert hat, wie warm sich N. ihm alsbald anschloß, wie werthvoll die Arbeiten zur preußisch-absolutistischen Wirthschaftspolitik ihm sofort erschienen, die der ältere Student und der junge Doctor in

seinem Seminar vortrug — N. seinerseits hat die väterliche Güte Schmoller's nie vergessen, die damals den Lehrer bei einer Blinddarmentzündung in schweren Nächten zum Pfleger seines Schülers werden ließ.

Die Stimmung dieser 80er Jahre durchdrang N. tief. Die Einseitigkeit der preußischen Geschichtsauffassung des alten Droysen war damals auch in Berlin im Verblassen; aber was man erlebt hatte und noch um sich herum erblickte, das erfüllte in diesem letzten Jahrzehnte Kaiser Wilhelms und seines Kanzlers die Heranwachsenden mit starkem politischem, patriotischem Stolze von preußisch-nationalem und monarchischem Schwunge. Auch N. hat dem Vereine deutscher Studenten in seinen Anfängen angehört, die ersten Erfolge der deutschen Colonialbewegung mit leidenschaftlicher Freude begleitet, die Luft des Bismarckischen Berlins mit vollen Zügen eingeathmet: Fürst Bismarck wurde auch für seine Lebensanschauung die bestimmende Gewalt. Und seine Studien führten ihn in die Vorgeschichte dieses preußischen Deutschlands zurück: zu Friedrich d. Gr., dessen Gesammtwirksamkeit man soeben unter dem entsiegelnden Einflusse der Gegenwart tiefer und lebendiger als zuvor erfaßte, über dessen innere Arbeit ihr Wiederentdecker Schmoller die Publication der Acta Borussica vorbereitete, deren äußere Politik in den Bänden der Politischen Correspondenz ihre breite, actenmäßige Aufhellung erhielt. R. Koser, der damals seine in ihrer festen, märkischen Eigenart classische Biographie des großen Königs anlegte und zu veröffentlichen anfing — märkisch vor all unseren bedeutenden Geschichtswerken in ihrer Gesinnung und zumal in ihrem Temperament, ihrer männlich verhaltenen und doch überall durchleuchtenden Wärme, und ihren geistigen Wurzeln nach ein Erzeugniß auch wieder des Bodens dieser Tage —: er hatte auch die ersten 10 Bände jener Correspondenz herausgegeben; er schlug 1882 N. in dieser Thätigkeit zu seinem Nachfolger vor, und dieser hat das Vertrauen, das man dem eben Ausstudirten erwies, in vollem Maaße belohnt. Die 13 Bände (XI—XXIII, 1755—1764, 1883—96), die N. in rastlosem und pünktlichem Fleiße erst (XI—XVIII) selber allein, später (XIX) mit einem Anderen zusammen herausgab, zuletzt (XX—XXIII) nur noch genau überwachte, bis dann seine Schüler an seine Stelle traten, sind musterhaft an peinlicher Sorgfalt der Stoffsammlung und der Edition: das dauernde, monumentale Ergebniß entsagender und doch glücklicher Arbeit, für ihn die Stufe, die ihm den Schritt nicht nur in die Welt hinaus, auf weiten Archivreisen, sondern — so wünschte er es sich — auch in die eigentliche wissenschaftliche Production, in Forschung und Darstellung hinein ermöglichen sollte. So hat er in der That bereits 1885/6 (im 55. und 56. Bande der Historischen Zeitschrift, auf 100 Seiten) den Ausbruch des 7jährigen Krieges selber eingehend nach den Acten erzählt, die er herausgegeben hatte: in einer darstellenden Untersuchung, die den Hauch ihrer Entstehungszeit ausströmt, vor allem den jugendlichen Hauch der unmittelbaren inneren Theilnahme des Verfassers an seinem Helden und dessen Schicksalen, die volle Freudigkeit und Lebendigkeit seiner 27 Jahre. Er hatte Neues in Menge vorzutragen; er that es schwungvoll, in durchaus friedericianischer Stimmung. Man kann ihm vorrechnen, daß er im Tone weder Oesterreich noch England gerecht wird, und sicherlich stellt er sich mit ganzem Herzen auf den Standpunkt des Königs, dessen Erlebnisse er, sammelnd, sichtend, klärend, Tag für Tag in seinen Acten miterlebt hatte und nun, an den Entscheidungspunkten fast dramatisch, darstellte: sicherlich ohne die Spur einer fälschenden Tendenz, aber mit der ihm selbstverständlichen Wärme jenes Mitempfindens, die seiner Arbeit und seinem gesammten politischen wie persönlichen Fühlen entsprang und entsprach. Er wies aus den Acten von neuem, genauer als es die Vorgänger gekonnt hatten,

nach, daß Friedrich den Krieg nur widerstrebend, als Nothwehrkrieg, aufgriff. Der Aufsatz wurde freudig aufgenommen. Anderes verwandten Inhalts lief in diesen Jahren neben der Edition her, Beiträge zur „Allgem. Deutschen Biographie", Kritiken in der „Historischen Zeitschrift", eine Abhandlung über ungedruckte Memoiren der Prinzen Heinrich und August Wilhelm, die ebenfalls dem Ursprunge des 7 jährigen Krieges und in ihm besonders der Rolle Winterfeldt's galt, der Stellung der königlichen Brüder zu Friedrich und seinem Günstling (Forsch. zur brandenb. u. preuß. Gesch. I, 1888). Dann führte ihn 1888 seine Habilitation an der Berliner Universität auf ein neues und weiteres Thätigkeitsfeld hinaus: in eine Lehrthätigkeit, in der sein Dasein von nun an gipfelte. Er war der geborene akademische Lehrer; seine Begabung, sein Temperament, mit allem, was sich harmonisch und unharmonisch in ihm mischte, kam dieser Wirkung zugute. Er war von ungemeiner Empfänglichkeit und Lebendigkeit, warmherzig, erregbar, sprühend, von raschem Wort und gutmüthiger Bosheit, dem Augenblicke freudig und schmerzhaft hingegeben: das französische Blut eilte schnell durch seine Adern, und eine Nervosität, die er selber in trüben Stunden als krankhaft empfinden wollte, peitschte es noch vorwärts. Er war gewandt, liebenswürdig, gewinnend, von stattlicher Erscheinung, schöner feingewölbter Stirn, von ungewöhnlich schönen, großen, leuchtenden blauen Augen. Er grübelte und rechnete gern und wünschte weltklug und diplomatisch zu sein: im Grunde warf jene hastige Beweglichkeit alle ausgetiftelten Klugheitsforderungen doch immer wieder über den Haufen, und im Grunde folgte er doch stets den Antrieben seines Gefühls, ihrem Wechsel von Licht und Schatten, von Glück und Klage; aber auch ihrer Wärme, ihrem strömenden Liebes- und Hingabebedürfniß, ihrem Drange nach unablässiger Thätigkeit, unablässiger Mittheilung, hülfsbereiter Unterstützung. Er hatte sich durch pflichttreue, erfolgreiche Arbeit, deren Ertrag er den Seinigen zuwandte, ein Heim geschaffen, aus dem ein tragisch jäher Tod ihm die wesensverwandte Schwester wieder herausriß; er warb um Freunde, die er mit der ganzen idealisirenden Wärme seines Wesens umfaßte, mit allen seinen Kräften selbstlos förderte und denen er dann wieder in dunklen Tagen zweifelnd grollen konnte; er stand in einem regen, emporstrebenden Austausche. Und in den zog er jetzt, als Lehrer und älterer Freund, seine Studenten hinein, in Vorlesungen, die lebendig und praktisch, in Uebungen, die scharf, vielseitig und anregend waren und aus dem Einzelnen stets ins Ganze hinauswiesen, mit natürlicher Frische und natürlichem, pädagogischem Takte; er zog sie, daheim und im Wirthshaus, auf eindrucksvollen Ausflügen durch die Mark, auf das persönlichste an sich, entfaltete ihnen gegenüber alle Kräfte seines Geistes und Herzens absichtslos und freudig, streute Keime aus und wurde durch eine warme, dankbare Anhänglichkeit belohnt. Uebrigens auch durch reichen zahlenmäßigen Lehrerfolg, und, als Koser 1890 nach Bonn ging, durch die frühe und dennoch wohlverdiente Uebertragung von dessen außerordentlicher Professur auf ihn, den Schüler, der, in persönlich etwas anderer Art, doch Koser's Einwirkung an der Universität fortsetzte. Es waren für ihn, bei manchem schweren persönlichen Leide, Jahre hellen Aufstiegs; er arbeitete stark, vielleicht überstark; aber fröhliche Reisen frischten ihn auf: er durchzog Deutschland und die germanischen Nachbarländer, wandernd wie ein Student, immer zugleich mit offenem Auge lernend — der romanische Süden und Westen reizte den Hugenottenenkel nicht, der so ganz Preuße geworden war. Er arbeitete seine Vorlesungen aus, hülfswissenschaftliche wie preußisch-geschichtliche; sie und die Politische Correspondenz, wie die Redaction der Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, die er (für Bd. V—IX, 1892—96) hingebend führte, ließen ihm nur zu

kleineren Aufsätzen aus der Geschichte des 7jährigen Krieges Zeit; ein inhaltreicher größerer über den preußischen Staatsschatz unter Friedrich Wilhelm II. (Forsch. V) ist nicht vollendet worden, war aber vielleicht, wie Schmoller es auffaßt, ein erster Schritt zu einer Finanzgeschichte Preußens im 18. Jahrhundert, die N. neben anderen weiten Plänen wol als eine Zukunftsaufgabe vor der Seele schwebte.

Zunächst stellten sich ihm andere Aufgaben in den Weg. Gegen den von dem weggehenden Fachvertreter Max Lehmann beeinflußten Wunsch der Facultät übertrug ihm Ostern 1893 die Regierung die ordentliche Professur für Geschichte in Marburg, für deren Eigenart ihr aus manchen Gründen gerade N. besonders wohlvorbereitet erschien. Er nahm nach einigem Hin und Her den Ruf an und wollte sich den neuen, widerstrebenden Boden recht persönlich erobern. Er hat, nach seiner Art, zu viel Mühe und Absicht darauf verwandt, die Dinge zu wenig sich selber überlassen; er hat Aergerniß und Kämpfe in Marburg zu bestehen gehabt, aber er gewann doch das Gefühl, allmählich voranzukommen. Auch in Marburg blieb ihm sein Lehrerfolg, äußerer und innerer, getreu: schon von Berlin aus waren ihm eine Anzahl seiner Schüler nachgefolgt, neue schlossen sich an; er dehnte den Kreis seiner Vorlesungen rastlos aus. An litterarischen Früchten brachten die ersten Marburger Jahre demgemäß nur das Rectoratsprogramm von 1893: „Friedrich's d. Gr. Angriffspläne gegen Oesterreich im 7jährigen Kriege (I, der Feldzug von 1757)", eine musterhafte Untersuchung, die von den einzelnen entscheidenden Aussagen aus dem Jahre 1757 ausgehend Friedrich's so viel umstrittene strategische Absichten zunächst für diesen Feldzug festlegt, dann diese engeren Ergebnisse mit den älteren und allgemeineren Aeußerungen des Königs in Beziehung setzt und so zu einer Anschauung von einem Normalangriffsplane des Königs gelangt, die sich, streng aus den Quellen abgeleitet, für die gesammte Auffassung des 7jährigen Krieges und der friedericianischen Strategie fruchtbar erweist. Er hat auch diese Pfade, die ihm die schönsten Erfolge verhießen, nicht weitergehen dürfen: seit 1894 riß ihn ein litterarischer Streit in seine Strudel hinein, der ihn dann nicht mehr freigegeben hat bis an sein Lebensende.

Max Lehmann veröffentlichte damals sein Büchlein über „Friedrich d. Gr. und den Ursprung des 7jährigen Krieges": sachlich — denn Lehmann glaubte den Krieg als vorbedachten preußischen Angriffs- und Eroberungskrieg erklären zu können — wie gegen viele Andere, so auch gegen Naudé's Aufsätze von 1885 gewendet; persönlich, vermöge eines Anhanges, der gerade jene Aufsätze polemisch besprach, eine unmittelbare Anklage und Verdammung von Naudé's Arbeit, Arbeitsweise und wissenschaftlich-moralischer Persönlichkeit. Es ist hier nicht der Ort, den allgemeineren, zeit- und wissenschaftsgeschichtlichen Wurzeln und zugleich den persönlichen Entwicklungen, Gesinnungen, Stimmungen nachzuspüren, aus denen die damals überaus viel verhandelte Streitfrage, aus denen Lehmann's leidenschaftlicher Grimm gegen die sog. „borussische" Geschichtsauffassung, die angebliche „Legende" und ihre Vertreter entsprang; auch nicht der Ort, die Summe des Streites im allgemeinsten zu ziehen, zu fragen, wie viel Anregung für die Gesammtauffassung Friedrich's II. aus diesem Anstoße, wie ihn, neben und über Lehmann, sein Kampfgenosse Hans Delbrück den Problemen gab, etwa hervorgegangen ist, oder wie viel Vorsicht auch gegenüber den allgemeinen Constructionen von Friedrich's Charakter und Politik, die damals vorgetragen wurden, dauernd am Platze sein mag. G. Schmoller hat in seinem Nachrufe über diese weiten Fragen ruhige und weise Worte gesprochen: genug, daß hinter dem persönlichen Gelehrtenstreite doch auch dieses Mal allgemeine Gegensätze standen, die ihm in der Entwicklung

unseres geistig-politischen Lebens und unserer Historiographie immerhin ein höheres als ein bloß kritisches oder persönliches Interesse sichern. Die These selber, die Friedrich zum unbedingten Angreifer stempelt und ihn insbesondere im J. 1756 planvoll, aus sich heraus, angreifen läßt, ist, das darf man heute sagen, beinah überall als irrig anerkannt: man darf sie als völlig und unzweifelhaft falsch bezeichnen. Für Albert N. aber, von dem hier zu reden ist, handelte es sich um zweierlei: auch er wies einmal jene neue Gesammtauffassung seines Königs ausdrücklich als quellenwidrig zurück; er betonte der rasch und weit ausgreifenden, psychologischen Construction gegenüber als Nächstes das Recht und die Pflicht zur nüchternen kritischen Verwerthung und Ausschöpfung der vorhandenen positiven Quellen, der Einzelaussagen, der Einzelthatsachen. Vor allem aber fiel ihm das Zweite zu: die Behauptung nachzuprüfen, nach welcher Friedrich insbesondere 1756 Angreifer, nicht aus Nothwehr, sondern aus Eroberungssucht gewesen sei; und damit zugleich, seine eigene frühere Forschung und seinen eigenen Charakter zu vertheidigen. Denn Lehmann's Anhang war nicht einfach eine der gebräuchlichen Auseinandersetzungen mit einem litterarischen Gegner; er war eine öffentliche Wiederaufnahme der Anklagen, die Lehmann der Marburger Facultät und dem Berliner Ministerium 1893 vorgetragen hatte; Lehmann selber spielte auf diese Zusammenhänge an. Die Verurtheilung von damals sollte jetzt, in wissenschaftlicher Begründung, zu allgemeiner Wirkung erhoben werden: Naudé's wissenschaftliche Existenz wurde durch den Angriff bedroht, der auch in der Form seine Absicht mit rücksichtsloser Schärfe zu Tage treten ließ. Ich wies darauf hin, daß hinter Lehmann's Abweichungen Gegensätze allgemeiner Art standen; persönliche waren dazugetreten; der frühere Freund deutete jetzt unzweifelhaft auch Naudé's persönlichen Charakter, von dessen Zusammensetzung ich gesprochen habe, mit unfreundlicher und ungerechter Härte aus: nicht begreifend, sondern verurtheilend. Nicht nur gegenüber den Marburgern, sondern den Fachgenossen, den Standesgenossen überhaupt gegenüber handelte es sich dem bitter und hitzig Angegriffenen um die Wahrung seiner wissenschaftlich-persönlichen Ehrlichkeit, seiner Ehre, eben seines gesammten Daseins. Er hat diesen Kampf mit der ganzen leidenschaftlichen Erregbarkeit und Verwundbarkeit seines Gefühls aufgenommen: wie er war, mußte er ihn so aufnehmen; es ging um sein Leben; er hat sein Leben dabei eingesetzt. Er hat, nach einigen ersten, abwehrenden Worten, zwei größere Aufsätze veröffentlicht: „Beiträge zur Entstehungsgeschichte des 7jährigen Krieges“, die in den „Forschungen“ VIII und IX (1895 und 1896), und zugleich als Sonderhefte erschienen und zusammen über 300 Seiten umfaßten (dort auch das Nähere über die Streitlitteratur von 1894—96). Sie ruhen auf eifrig betriebenen Untersuchungen in den Berliner und Wiener Archiven. Sie prüfen — und dabei setzte N. der Polemik des Gegners in seiner Nothwehr eine schneidende Polemik entgegen — die Angaben nach, die Lehmann aus Friedrich's allgemeineren, programmatischen Aeußerungen (dem politischen Testamente von 1752) gemacht und aus denen er für 1756 auf Angriffsabsichten gefolgert hatte, und finden diese Angaben in erstaunlichem Maaße einseitig und irreführend: bereits das Bild der subjectiven, grundsätzlichen Erklärungen des Königs verschiebt sich ihm, Lehmann gegenüber, vollkommen. Nicht minder dasjenige der österreichischen Geheimacten, der österreichischen Politik und Rüstungen, der internationalen Lage. Die zweite Reihe der Beiträge geht genauer, an der Hand der für die objectiven Thatsachen, und damit zugleich für die Pläne Friedrich's, eigentlich ausschlaggebenden, technischen Specialacten, auf den Stand der preußischen Vorbereitungen ein (Truppenbestand, Festungen, Kriegsschatz):

sie sind 1756 keineswegs soweit gediehen, wie der König es als Voraussetzung für einen denkbaren Krieg selber forderte; dann werden, an der Hand von Friedrich's politisch-militärischer Correspondenz, die einzelnen Stadien des Jahres 1756 erörtert: überall folgt Friedrich lediglich dem Drucke seiner ausländischen Gegner schrittweise nach, nicht bei ihm ist die Initiative. Polemische Anhänge machen den Beschluß. N. hat diese „Beiträge" in heftiger Spannung niedergeschrieben, unter dem Zwange, den Anklagen nach mühseliger und zeitraubender archivalischer Sammlung seines Stoffes nun möglichst rasch zu antworten. Sie könnten vielleicht knapper sein; sie greifen vielleicht in diesem und jenem Urtheile fehl. Nach seinem Tode haben seine Schüler G. B. Volz und G. Küntzel die von ihm zuerst zusammengebrachten Materialien in selbständig durchgearbeiteter, ergänzter und gesichteter Form, mit kritischen Einleitungen veröffentlicht („Prß. u. österr. Acten zur Vorgeschichte d. 7jähr. Krieges"; Public. a. d. prß. Staatsarchiven Bd. 74, 1899): sie sind in einigem von ihm abgewichen, und das ist eine Gewähr der Unbefangenheit und des Werthes ihrer Forschung; in den Hauptsachen aber bestätigt ihre Arbeit die seine durchaus — eine posthume Vollendung seines Werkes, die zugleich dem Verstorbenen wissenschaftlich zu seinem Theile mit zugerechnet werden darf. Alle seine schmerzlichen Mühen dieser Jahre sind nicht verloren gewesen: der Ausbruch des großen Krieges ist erst durch sie vollends aufgeklärt worden. Und für diesen Ausbruch ist das Ergebniß ganz klar: Albert N. ist in diesem Streite als Sieger aus dem Leben geschieden. Aber freilich, er hatte den Sieg mit seinem Leben erkauft. Ein Herzleiden, das vorhanden war, war durch die ungeheure Aufregung und die Ueberarbeitung, die ihm der Angriff gebracht hatte, gefährlich und tödlich geworden. Er war gewarnt worden: er hatte geantwortet, er müsse seine litterarische Ehre reinwaschen, koste es ihn, was es wolle. Schmoller hat über die sittliche Seite dieses Kampfes, über die Beweggründe, aber zugleich über die Kampfesweise des Gegners fein und würdig geurtheilt. Der Thatbestand bleibt, daß der Angriff Naudé's wissenschaftliche Persönlichkeit vernichten gesollt und davon das Gegentheil erreicht hatte; was er bewirkt hat, das war etwas ganz anderes; aber es war Naudé's körperlicher Tod. Er hat in seiner durch Monate hingezogenen Krankheit von alten Schülern und neuen Freunden reine Treue genossen; er erlebte die Freude, daß die neugeschichtliche Professur in Freiburg, nach der er zwei Jahre zuvor, weil er von Marburg nicht weichen wollte, die Hand nicht hatte ausstrecken mögen, ihm jetzt in aller Form ehrenvoll dargeboten wurde, und blickte mit Hoffnungen auf das neue Wirkensfeld hinaus. Aber da entführte oder erlöste ihn der Tod.

Gustav Schmoller hat ihm (Forschungen zur brandenb. u. preuß. Gesch. Bd. IX, 1897, S. V—XVIII, „Zum Andenken an Albert Naudé") einen schönen Nachruf geschrieben, der, aus eigenem Urtheil und eigener Erinnerung hier und da ergänzt, durchaus die Grundlage auch dieser Zeichnung bildet. Auch aus den Worten des väterlichen Freundes klingt die Klage heraus, daß dieses Leben und sein Werk so vor der Zeit zerrissen worden ist. Was davon bleibt, ist weniger als was bleiben konnte. Werthvolle Ansätze, eine werthvolle Publication, Untersuchungen, Vorbereitungen, Steine zum Bau; eine reiche Wirkung auf Schüler, die sich in deren Dasein und Wirken fortpflanzt; eine Persönlichkeit, die sich in ihrer Zeit, an der sie lebhaft Antheil nahm, auch erst noch weiter entfaltet und bethätigt hätte: Alles zu früh von der Tafel der schaffenden Kräfte weggewischt, sodaß nur denen, die Albert Naudé gekannt haben, das Bild des Ganzen verbleibt — voller Wärme und strömenden inneren Lebens. Erich Marcks.

Naves: Johann von N., Reichsvicekanzler. — Das Geburtsjahr des späteren Reichsvicekanzlers Johann v. N. kennen wir nicht; doch soviel steht fest, daß er um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts geboren ist. Seine dem Adel angehörige, recht angesehene Familie scheint bereits seit längerer Zeit im Herzogthum Luxemburg angesessen gewesen zu sein, daher erklärt es sich auch wol, daß N. schon in verhältnißmäßig jungen Jahren im Verwaltungsdienste seines Heimathlandes eine angesehene Stellung inne hatte. Im übrigen müssen wir bekennen, daß wir über seine Jugend, über seine geistige Entwicklung gar nichts wissen; wir vermögen selbst nicht einmal anzugeben, auf welchen Hochschulen er studirte, wo er sich den Doctorgrad erworben hat. Im J. 1524 weilte er in Straßburg, ob vorübergehend, ob Studien halber, wir wissen es nicht. Bemerkenswerth an diesem Aufenthalt ist, daß er sich damals von protestantischen Kreisen nicht ferngehalten hat: an der Hochzeit Kaspar Hedios, eines früheren katholischen Priesters, nahm er Theil. Damals also schon gehörte er nicht zu den Heißspornen der altgläubigen Partei; auch später ist er, soweit das mit seiner hohen Stellung im Reichsdienst und mit seinen nahen Beziehungen zu Kaiser Karl V. vereinbar war, stets einer liberaleren Richtung treu geblieben.

Ueber Naves' Familienleben sind wir gar nicht genauer unterrichtet. Vermählt war er, wie mir ganz sicher festzustehen scheint, mit Madeleine v. Schauenburg, durch die er mit einigen reichsdeutschen Kriegsleuten und Diplomaten in verwandtschaftliche Beziehungen trat. Soweit ich habe ermitteln können, ist dieser Ehe eine Tochter entsprungen. Seine Frau hat ihn viele Jahrzehnte überlebt: erst im September 1584 ist sie gestorben.

Vom Jahre 1525 ab können wir Naves' äußeren Lebensgang, wenigstens in größeren Umrissen, genauer verfolgen; freilich auch jetzt bleibt noch manches Räthsel ungelöst. Das Amt eines greffier, welches ihm damals übertragen wurde, machte ihn nicht nur mit den inneren Angelegenheiten seines Heimathlandes Luxemburg vertraut; bedeutsamer wurde es für die Gestaltung seiner Lebensschicksale dadurch, daß es ihn in unmittelbare Berührung mit den benachbarten Mächten brachte, insbesondere mit der Regierung der Niederlande und, wenn auch vorläufig nur indirect, mit Kaiser Karl V. Vierzehn Jahre lang, bis zum Jahre 1539, hatte er dieses wichtige Amt inne; erst als er die Verwaltung der Propstei zu Marville übernahm, trat er davon zurück; zur Belohnung für seine gewandte und gewissenhafte Geschäftsführung wurde ihm fortan sein bisheriges Gehalt als greffier weiterhin ausgezahlt.

In den ersten Jahren seiner Thätigkeit als greffier hören wir nichts von ihm übertragenen diplomatischen Missionen. Erst nach dem Regierungsantritt der neuen Statthalterin der Niederlande, der verwittweten Königin Maria von Ungarn, der Schwester Karls V., wurde der begabte junge Beamte mehr herangezogen, zunächst noch in speciell luxemburgischen Angelegenheiten: im September 1531 entsandte ihn Maria zur Regelung einer Streitigkeit zwischen dem Markgrafen von Baden und Grafen von Wied und Neuenahr um den Besitz der Herrschaft Rodemach; Erfolg hatte diese Mission nicht. Im J. 1535 führte ihn eine Verhandlung mit dem Reichskammergericht nach Speier; über den Ausgang sind wir nicht unterrichtet.

Wenige Jahre später jedoch, im Sommer 1538, finden wir N. an einer der wichtigsten Stellen der deutschen und auch internationalen Politik ziemlich selbständig thätig, am Hoflager in Kassel, bei Landgraf Philipp von Hessen, einem der Häupter des schmalkaldischen Bundes. Philipp selbst hatte die Entsendung des luxemburgischen greffiers angeregt; Königin Maria, die Statthalterin der Niederlande, scheint stillschweigend eingewilligt zu haben. Dem

Hessenfürsten kam es zunächst darauf an, Fühlung mit dem kaiserlichen Cabinet zu gewinnen, die protestantenfeindlichen Machenschaften des derzeitigen Reichsvicekanzlers Mathias v. Held und der unter seinem Einfluß stehenden Kammerrichter in Speier ließen auf den baldigen Ausbruch von gewaltsamem Vorgehen gegen die Anhänger der neuen Lehre schließen. Indem Philipp in kluger Berechnung vorzugsweise das Thema des Türkenkriegs variierte, der nach dem jüngsten glücklichen Zuge gegen Tunis dem Kaiser besonders am Herzen lag, suchte er die Concessionen zu erforschen, welche Karl V. in Sachen des Glaubens für eine wirksame Unterstützung gegen Sultan Suleiman den Protestanten zuzugestehen gewillt sei. Doch mochte der Landgraf auch seine lebhafte Geneigtheit, dem Kaiser einen Reiterdienst gegen die Türken zu thun, immer wieder betonen, N. ließ sich aus der ihm anscheinend auferlegten Reserve, über allgemeine Vorbesprechungen nicht hinauszugehen, nicht herauslocken.

Nicht mehr positiven Erfolg hatte eine zweite Sendung Naves' nach Kassel, direct im Auftrage der Regierung der Niederlande nach dem am 30. Juni 1538 erfolgten Tode des Herzogs Karl von Geldern. Der inzwischen zu Nizza abgeschlossene 10jährige Waffenstillstand zwischen Karl V. und Franz I. von Frankreich war nur zu sehr geeignet, den Landgrafen fester an seine Glaubensgenossen zu ketten; so lehnte er denn auch ein von N. angeregtes getrenntes Vorgehen in der clevischen Frage trotz seiner persönlichen Antipathieen gegen den eben zur Regierung gelangten jugendlichen Herzog Wilhelm, den Schwager Kurfürst Johann Friedrich's von Sachsen, unumwunden ab.

In zweifacher Hinsicht sind diese beiden Missionen vom Sommer 1538 bedeutsam für N. geworden: hier zum ersten Male, wie es scheint, trat er in unmittelbare Fühlung mit den Häuptern der protestantischen Partei, und gleich bei dieser ersten Gelegenheit sollte er erkennen, daß unter gewissen Voraussetzungen für die kaiserliche Diplomatie Hoffnung vorhanden sei, in dieses scheinbar so starke Gefüge einen trennenden Keil hineinzutreiben. Die Sonderbestrebungen des Landgrafen innerhalb der protestantischen Partei traten gleich damals, wenn auch noch ziemlich verhüllt, vor Augen. Zudem gerieth er durch diese beiden Missionen in einen unverkennbaren Gegensatz zu dem damaligen Reichsvicekanzler Mathias v. Held. Es konnte nicht ausbleiben, daß man in gewissen protestantischen Kreisen den bisher sicher noch gänzlich unbekannten Greffier von Luxemburg am kaiserlichen Hoflager und besonders bei der Regierung der Niederlande als wichtigen Gegenpol gegen die immer unzweideutiger hervortretenden feindlichen Tendenzen Held's erblickte. Nachdem zwei Jahre später, im Sommer 1540, Granvella's versöhnliche Politik im kaiserlichen Rathe die Oberhand gewonnen hatte, griff man naturgemäß auf den Unterhändler vom Jahre 1538 zurück, während Held's Einfluß auf die Entschließungen seines Herrn immer mehr zurückgedrängt wurde. Aeußerlich kennzeichnete sich dies in der zunächst nicht ganz unter Karl's V. Billigung erfolgten Ernennung Naves' zum adlatus des mit großen Vollmachten zum Religionsgespräch nach Worms entsandten kaiserlichen Ministers Granvella. Der erste Schritt zur späteren Uebernahme des Reichsvicekanzleramtes war geschehen, die endgültige Uebertragung schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Freilich gleich in Worms sollte N. erfahren, daß sein Herr aus der eigemächtigen Führung der Geschäfte seitens Mathias v. Held gelernt hatte: ungeachtet aller nach außen hin öffentlich gespendeten Anerkennung war er lediglich der Dolmetsch, das Sprachrohr seines Mandatars; so faßte er selbst auch seine Aufgabe auf, als er auf der Reise nach Worms in Straßburg seinem alten Bekannten, dem Prediger Kaspar Hedio, in längerer Unterredung

ein allerdings etwas subjectiv gefärbtes, recht sympathisches Bild von der Persönlichkeit und den in politischer und religiöser Beziehung versöhnlichen und friedfertigen Zielen Granvella's entwarf; selbst an heftigen Ausfällen gegen die Pfaffenwirthschaft am kaiserlichen Hof ließ er es, wol nicht nur aus kluger Berechnung, sondern in diesem Falle aus persönlichster Ueberzeugung, nicht fehlen. Politisch selbständig trat N. bei den nunmehr folgenden wichtigen Verhandlungen in Worms gar nicht hervor; ja, zeitweise sah er sich durch einen anderen Rathgeber Granvella's, durch Gerhard Veltwyk, in den Hintergrund geschoben. Diese Stellung blieb ihm auch gewahrt in den nun folgenden Wochen bis zur feierlichen Eröffnung der Regensburger Reichsversammlung. Bei den mannichfachen Audienzen, welche der Kaiser den Abgesandten der deutschen Fürsten zu ertheilen hatte, fungirte er für den nicht tiefer eingeweihten Beobachter lediglich als der Dolmetsch seines Herrn, und doch bahnte sich eben damals der entscheidende Umschwung an, insofern Mathias v. Held trotz seiner Anwesenheit am kaiserlichen Hoflager, wohin ihn die eifrig katholischen Elemente in Karl's Umgebung, die Herzoge von Baiern und Herzog Heinrich von Braunschweig, in letzter Stunde gerufen hatten, gar keinen entscheidenden Einfluß auf die Führung der Geschäfte mehr gewinnen konnte. Am 5. April, gelegentlich der Reichstagseröffnung, als N. die kaiserliche Proposition nach Pfalzgraf Friedrich vorzulesen fortfuhr, wurde die große Wandlung auch Fernerstehenden bemerkbar; wenige Wochen später, Anfang Mai, verließ Mathias v. Held voll Unmuth den kaiserlichen Hof: seine politische Rolle war ausgespielt.

Gleich darauf übernahm N. dessen Obliegenheiten, mochte er auch noch nicht officiel zu seinem Nachfolger ernannt sein, wie wir denn den genauen Tag, von dem ab seine Reichsvicekanzlerschaft zu datiren ist, bisher überhaupt nicht anzugeben vermögen. In den wichtigen Verhandlungen mit Landgraf Philipp, die zu dem für die protestantische Sache so verhängnißvollen Regensburger Geheimvertrag vom 13. Juli 1541 führten, trat er, allerdings auch nur wieder neben Granvella und abhängig von dessen letzten Entschließungen, schon etwas selbständiger hervor. Jetzt erst lernte er die gewaltigen internationalen Machtmittel Karl's V. kennen; er entwickelte sich in dieser großartigsten Schule für einen angehenden Diplomaten aus dem Politiker, dessen Anschauungen über das Verhältniß der Mächte zueinander meist noch in die engen Schranken eines kleinen Territorialstaates mit eng umzogenen Bedürfnissen gebannt waren, zu dem Staatsmann, welcher sich befähigt zeigen sollte, die weltumspannende Politik seines kaiserlichen Herrn von großen Gesichtspunkten aus an seiner Stelle zu leiten und durchzuführen. Er erkannte andrerseits — deutlicher und bedeutungsvoller als bei seinem ersten Auftreten in Deutschland im J. 1538 — daß die Isolirung einzelner Mitglieder des schmalkaldischen Bundes dasjenige Ziel sei, welches vorläufig die kaiserliche Politik zu erstreben habe, wenn sie die protestantische Fronde der Reichsfürsten und Reichsstädte niederwerfen oder doch ihren gefahrdrohenden Charakter paralysiren wollte. Hatten Kaiser Karl und Granvella vornehmlich in Regensburg durch die geschickte Einfangung des Landgrafen ihr Meisterstück geliefert, so war, wie wir noch sehen werden, Naves' hauptsächlichstes Bestreben fortan darauf gerichtet, die andere geschlossene Einheit des schmalkaldischen Bundes, das Contingent der geldmächtigen Reichsstädte, der Bundesidee abspenstig zu machen: Bestrebungen innerhalb einer jeden einzelnen dieser Communen kamen diesen Plänen scheinbar recht lebhaft entgegen.

Es kann im folgenden nicht unsere Aufgabe sein, eine chronologisch genaue Aufzeichnung der Gesandtschaften und diplomatischen Actionen zu geben, welche

N. während der nächsten sechs Jahre, bis zu seinem im Februar 1547 erfolgten frühzeitigen Tode, übertragen wurden. Es hieße die Geschichte dieser bedeutungsreichen, für den deutschen Protestantismus so verhängnißvollen Jahre schreiben; denn nahezu bei jeder der damals innerhalb Deutschlands eingeleiteten und durchgeführten politischen Actionen war N. wenigstens bis zu einem gewissen Grade betheiligt. Fassen wir lieber vorerst — ungeachtet aller chronologischen Aufeinanderfolge — die ihn beherrschenden leitenden Ideen ins Auge.

Es ist nicht möglich, seine Haltung gegenüber der alle Güter so heftig bewegenden Frage des Jahrhunderts, seine Stellung zur neuen Lehre, genau zu umgrenzen. Daß er Zeit seines Lebens ein Anhänger der katholischen Kirche geblieben ist, steht außer Frage, trotzdem er seit seiner Jugend eine freiere Stellung gewissen Einrichtungen der Kirche gegenüber eingenommen hat. Soweit wir bei der Dürftigkeit der Quellen urtheilen können, war es vorwiegend der Politiker in ihm, der seine Haltung dictirte, der Wunsch, durch einige Concessionen den Andersgläubigen gegenüber den drohenden Bürgerkrieg zu vermeiden. Die Zugeständnisse, welche später im Augsburger Interim gemacht worden sind, finden sich schon bis zu einem gewissen Grade in seinem Programm, wie er sich gelegentlich darüber äußert. Wir wissen nicht, ob N. zu jener großen Vermittlungspartei während der 30er und 40er Jahre des 16. Jahrhunderts, deren Seele die Grafen und kleinen Dynasten am Niederrhein waren, persönliche Beziehungen gehabt hat; möglich, ja sogar recht wahrscheinlich ist es; in seinen politischen Zielen begegnete er sich mit ihnen aufs engste. Wenn N. weniger markant, nur gelegentlich und dann auch mehr improvisirt, seine Uebereinstimmung mit diesen versöhnlicheren Tendenzen betonte, so lag das vornehmlich an seiner bedeutsamen Stellung im Dienste des Kaisers; aus seiner Mißbilligung über die antinationale und besonders papistische Umgebung Karl's V. hat er niemals ein Hehl gemacht.

Gerade diese seine liberalere Richtung in der kirchlichen Frage war es, welche ihm in den durch den sich immer mehr entwickelnden Territorialstaat bedrohten Reichsstädten das Vertrauen der Bürger erwarb; besonders seit dem Jahre 1541, zumal seit der Regensburger Declaration, an deren Zustandekommen N. eifrigst mitgewirkt hatte, wandten sie sich mit ihren mannichfachen Beschwerden immer wieder an ihn, baten sie immer wieder um seine Vermittlung bei dem im fernen Spanien weilenden Kaiser. Es war natürlich, daß N. diese Vertrauensstellung im eigensten Interesse seines kaiserlichen Herrn auszunutzen suchte. Damals schon — November 1541 — faßte er den kühnen Plan, unter der unmittelbaren Leitung Karl's V. einen sich über ganz Deutschland erstreckenden allgemeinen Städtebund mit strikter Ausschließung sämmtlicher Territorialfürsten zu errichten. Es war eine Idee, welche in hohem Maaße sein politisches Denken während der nächsten Jahre beherrscht und beeinflußt hat, die aber nach Lage der wirthschaftlichen, staatsrechtlichen und politischen Verhältnisse innerhalb Deutschlands damals nicht und wol überhaupt niemals durchführbar war, selbst nicht mit den wesentlichen Modificirungen, welche sie später, seit dem Sommer 1543, durch das kaiserliche Cabinet erhielt. Sie bekundet uns nur aufs lebhafteste das Ziel ihres Urhebers: die Macht des schmalkaldischen Bundes innerhalb Deutschlands zu brechen. Noch unmittelbar vor Ausbruch des Krieges, im Juni 1546, griff N. bekanntlich darauf zurück, als er im Auftrage seines kaiserlichen Herrn in der Stunde der höchsten Gefahr versuchte, die mächtigsten der oberländischen Communen der Einungssache abspenstig zu machen; wie sich die Verhältnisse damals zugespitzt hatten, ohne Erfolg.

In der auswärtigen Politik ist es vornehmlich das Verhältniß zu Frankreich, das N. in erster Linie beschäftigte, die Beziehungen der deutschen Stände zum westlichen Nachbar. Richtig erkannte er, daß vorzugsweise der unüberbrückbare Gegensatz zwischen Karl V. und König Franz I. die Existenz vieler deutschen Fürsten und ihre — wie er es von seinem Standpunkte aus nicht ohne eine gewisse Berechtigung empfand — anmaßende Geltendmachung nach außen hin bedinge. Mit Schmerz sah N., wie die Idee des Reiches, die Vertheidigung auch der Außenposten desselben, sich nur geringer Sympathien erfreue; zeitweise sollte er durch den Verlust der Heimath nach der Besetzung des Luxemburger Landes durch das französische Heer unter dem Herzoge von Orleans im J. 1543 diese nationale Gleichgültigkeit der deutschen Stände persönlich aufs bitterste empfinden. Es ist die Aufrechterhaltung der Macht seines kaiserlichen Herrn, worauf sich sein gesammtes politisches Denken concentrirt; nur unter diesem Gesichtspunkte kann man sein oft widerspruchsvolles Verhalten den deutschen Ständen gegenüber verstehen. Am deutlichsten zeigt sich das an seiner Stellungnahme in der bekannten braunschweiger Frage. Einen persönlichen Freund oder auch nur Gesinnungsgenossen Herzog Heinrich's, wie Mathias v. Held, seinen früheren Vorgänger im Reichsvicekanzleramt, wird man N. unter keinen Umständen nennen dürfen. Wenn er sich zeitweise für ihn verwandte, so geschah das lediglich, um den Einbruch der Katastrophe von dem Glaubensgenossen, dem letzten Bollwerk des Katholicismus in Norddeutschland, nach Möglichkeit fernzuhalten; auch für die sichere, ungestörte Verfügung über die reichen Mittel der Niederlande im Interesse der habsburgischen Politik war die Selbständigkeit des streng katholischen Herzogs Heinrich von Braunschweig eine wesentliche Vorbedingung. Machten sich doch in den kaiserlichen Erblanden wie überhaupt in Niederdeutschland bereits protestantische Regungen allenthalben bemerkbar.

Skizziren wir noch kurz Naves' äußeren Lebensgang vom Herbst 1541 ab bis zu seinem frühzeitigen Tode, im Februar 1547, freilich ohne jede einzelne Mission, zu der er ausgesandt, jede diplomatische Action, zu welcher er hinzugezogen wurde, zu erwähnen.

Den Höhepunkt seines gesammten politischen Wirkens müssen wir in die Zeiten von Karl's V. Aufenthalt in Spanien setzen, von September 1541 bis Mai 1543, einer Epoche, wo in Karl V. der Plan zum Protestantenkrieg endgültig gereift ist: als er am 23. Mai 1543 in Genua landete, vom Reichsvicekanzler empfangen, da war er, so wird man wol behaupten dürfen, fest entschlossen, mit den verhaßten Ketzern gewaltsam Abrechnung zu halten. Zeit und Art des Vorgehens waren damals freilich noch nicht festgesetzt, aber alle seitdem unternommenen politischen Actionen zielten nur dahin, die mannichfachen Hindernisse, welche sich der Ausführung des kühnen Planes noch entgegenthürmten, aus dem Wege zu räumen: eine Darstellung der Geschichte des schmalkaldischen Krieges hat meines Erachtens mit der Landung des Kaisers in Genua, am 23. Mai 1543, einzusetzen.

Bald nach der Beendigung der Regensburger Reichstagsverhandlungen vom Jahre 1541 eilte N. seinem kaiserlichen Herrn nach, an den Berathungen mit dem Papst in Lucca (12.—18. September) nahm er Theil. Unmittelbar darauf wurde er — wahrscheinlich entgegen der ursprünglichen Absicht Karl's V. — wieder nach Deutschland zurückgesandt, da der unglückliche Fortgang des Türkenkrieges, insbesondere die Eroberung Ofens, seine Anwesenheit im Reiche nothwendig machte. Zunächst begab sich N. nach Linz ans Hoflager König Ferdinand's. Das Ergebniß ihrer Berathungen, über die wir im einzelnen nicht unterrichtet sind, war die Umwandlung des auf Grund des letzten Regens=

burger Reichsabschiedes für den Beginn des kommenden Jahres nach Speier ausgeschriebenen Versammlungstages in einen Reichstag.

Naves' Aufgabe bestand nach dieser Vereinbarung darin, möglichst viele Stände zum Besuche dieser Versammlung zu bewegen; persönlich besuchte er die Höfe von München, Stuttgart, Heidelberg und Mainz; auch an mächtige Reichsstädte wie Augsburg und Ulm wandte er sich. Von Erfolg waren seine Bemühungen nicht immer gekrönt, so lebhaft man auch an den meisten Orten die nicht wegzuleugnende Noth des Reiches zugeben mochte; zu viel persönliche, oft sehr berechtigte Interessen standen einer Erfüllung der Forderungen des Reichsoberhauptes, die doch im letzten Grunde eine Stärkung seiner Stellung im Reich bedeutete, gegenüber.

Es ist hier nicht der Platz, eine eingehende Darstellung der Verhandlungen des seit dem Februar 1542 tagenden Speierer Reichstages zu geben, auf dem N. als einer der Commissare des Kaisers, nachdem er sich nur kurze Zeit in seiner luxemburgischen Heimath aufgehalten hatte, fungirte. Die Noth des Reiches im Osten war so groß, daß an eine runde Ablehnung von Abwehrmaaßregeln gar nicht zu denken war. Der in dem gegenwärtigen Moment so durchaus unpolitische Versuch des durch eine eigene Gesandtschaft in Speier vertretenen französischen Königs, Spaltung unter den deutschen Ständen hervorzurufen, mußte unbedingt scheitern. Für N. war es eine dankbare Aufgabe, die Angriffe der französischen Politik auf seinen kaiserlichen Herrn in einer längeren Denkschrift thatkräftig zu widerlegen; der Boden für eine günstige Aufnahme seiner Darlegungen war bei der Noth des Vaterlandes trotz mannichfacher Hinneigungen bei den deutschen Ständen zu dem westlichen Nachbar gut bereitet.

Ueber Naves' Thätigkeit als einer der kaiserlichen Commissare auf den nun folgenden beiden Reichstagen zu Nürnberg können wir kurz hinweggehen. Seine Aufgabe war vorzugsweise zu vermitteln; politisch trat er schon wieder etwas mehr in den Hintergrund, seitdem Granvella in Deutschland weilte. Bald darauf tritt er ganz zurück als irgendwie selbständiger Acteur, nachdem Karl V. wieder deutschen Boden betreten hatte. In Genua begrüßte ihn N., wie bereits erwähnt, bei der Landung am 23. Mai 1543; fortan blieb er bis zur Beendigung des clevischen Feldzuges in seiner unmittelbaren Umgebung, aber nur als Rathgeber, ja oft lediglich als Dolmetscher der Kundgebungen seines kaiserlichen Herrn wurde er herangezogen. Und doch gerade diese Zeit, die letzten vier Jahre seines Lebens, sind, soweit wir erkennen können, die bewegtesten seiner Laufbahn. Damals hat er durch seinen großen Eifer im Dienste seines Herrn das Vertrauen in glänzendster Weise gerechtfertigt, das einst Königin Maria und Kaiser Karl dem jungen unbekannten Beamten entgegengebracht haben; freilich hat er auch — das wird man ohne Bedenken behaupten dürfen, wenn es auch nicht möglich ist, den strikten Beweis dafür zu erbringen — eben damals durch sein im höchsten Grade aufreibendes Wanderleben als kaiserlicher Diplomat den Keim gelegt zu seinem frühen Ende.

Vornehmlich mit den rheinischen Fürsten hatte N. fortan zu verhandeln, in erster Linie natürlich mit Hermann v. Wied, dem Kurfürsten und Erzbischof von Köln, der eben damals von der alten Kirche abzufallen drohte. Persönlich scheint N. dem ehrwürdigen Kirchenfürsten nicht ohne gewisse Sympathien gegenüber gestanden zu haben, jedoch sie irgendwie in die That zu Gunsten Hermann's umzusetzen, war er bei seiner Stellung im kaiserlichen Rath nicht der Mann. Unangenehm auch in politischer Hinsicht wird N. die Aufgabe gewesen sein, dräuend und drohend dem Freunde und baldigen Anhänger der Protestanten gegenüber zu treten. Die Sympathien, deren er sich

in den evangelischen Reichsstädten erfreute, konnten durch nichts schneller und radikaler vernichtet werden, als durch den Schein einer, wenn auch vielleicht unfreiwilligen Zustimmung zu Gewaltthätigkeiten gegen den gerade in diesen Kreisen wegen seines mannhaften Muthes so sehr verehrten Kirchenfürsten.

Bemerkenswerth, freilich nach einer anderen Richtung hin, ist eine Sendung des Kaisers, welche ihn im November 1545 nach Mainz gelegentlich der Neuwahl eines Erzbischofs nach dem am 24. October erfolgten Tode Albrecht's von Hohenzollern führte. Karl beauftragte N., die Wahl des neuen Reichserzkanzlers zu überwachen und im kaiserlichen Sinne zu beeinflussen. Durch nichts wird die große Wendung deutlicher, welche in den letzten Jahren seit Naves' Amtsverwaltung das Reichsvicekanzleramt durchgemacht hatte, als durch diesen Befehl. Der Vicekanzler war ursprünglich als Reichsbeamter gedacht, der seine Instructionen vom Erzbischof von Mainz als Reichserzkanzler empfing. Schon während des Regensburger Reichstages vom Jahre 1541 war Albrecht's von Mainz Einfluß auf die Leitung der Geschäfte trotz seiner dauernden Anwesenheit am Sitz der Reichsversammlung wenig hervorgetreten. Wenn Karl V. jetzt, im November 1545, N. mit dem Auftrage entsandte, die Wahl seines zukünftigen Vorgesetzten zu überwachen, so wird man darin einen Fühler erblicken dürfen, wie weit er wohlverbriefte, wenn auch halb unbewußt, halb unfreiwillig ertheilte Rechte ignoriren könne. Die Gleichgültigkeit, mit welcher man diesem sicher sehr wohlberechneten Schritte damals begegnete, hat Karl V. nicht vergessen: nach Naves' Tode zog er die Consequenzen aus dieser Haltung der deutschen Stände, indem er unmittelbar aus seinem Cabinet, ohne Befragung der rechtlichen Instanzen, die Berufung eines neuen Reichsvicekanzlers anordnete. Viel hat zu dieser Wandlung Naves' Geschäftsführung beigetragen; wie er aus dem speciellen habsburgischen Dienste hervorgegangen war, so hat er sich stets viel mehr als unmittelbaren Diener seines kaiserlichen Herrn wie als Reichsbeamter gefühlt. Freilich, das muß man zu seiner Entlastung betonen, die politischen Verhältnisse, die überlegene Stellung Karl's nach Beendigung des schmalkaldischen Donaufeldzuges kamen den kaiserlichen Bestrebungen zu statten. Die schließliche Folge war, daß dieses Amt für die nächste Zukunft ganz in den Behördenorganismus der habsburgischen Monarchie überging. An dieser Wandlung der Dinge müssen wir zu einem guten Theil N. die Schuld zumessen.

An den Reichstagen von Speier (1544), Worms (1545) und Regensburg (1546) nahm N. selbstverständlich Theil; doch wissen wir nicht, inwieweit er an dem Zustandekommen einzelner Beschlüsse betheiligt war; bestimmend trat er niemals hervor, so oft uns auch bei den verschiedenartigsten Verhandlungen über auswärtige und innere Politik sein Name begegnet. Daß er keinen entscheidenden Einfluß im Rathe seines Herrn gehabt hat, kann man schon daraus entnehmen, daß seine Versöhnungspolitik den protestantischen Ständen gegenüber völlig gescheitert ist; man wird wol annehmen dürfen, daß er in die geheimen Absichten Karl's V. überhaupt nicht eingeweiht war. Von Fall zu Fall wurde er instruirt; der innere große Zusammenhang all der verschiedenen, oft sich kreuzenden Actionen wird ihm verborgen geblieben sein.

Es war nur eine logische Consequenz seiner früheren Haltung, wenn N. nach Ausbruch des schmalkaldischen Krieges immer wieder zu Versöhnung und Milde rieth. Deshalb fiel ihm vorzugsweise im Spätherbst 1546 nach dem Aufbruch der Verbündeten von Giengen die Last der Einzelverhandlungen mit den oberländischen Ständen, Fürsten wie Städten, zu. Mitten aus diesem Wirken, über das wir näher noch gar nicht unterrichtet sind, wurde N. in Ulm nach ganz kurzer Krankheit durch einen frühzeitigen Tod am 20. Februar

1547 abberufen. Tags darauf setzte man ihn provisorisch in Söflingen bei; nach langen Jahren wurde seine Leiche in seine luxemburgische Heimath überführt. —

Hasenclever, Johann v. Naves aus Luxemburg, Reichsvicekanzler unter Kaiser Karl V. (Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung XXVI, 280—328. 1905).

Adolf Hasenclever.

Neipperg: Erwin Franz Graf N., österreichischer General der Cavallerie, geboren am 6. April 1813, † am 2. März 1897.

Die Grafen Neipperg entstammen einem uralten schwäbischen reichsunmittelbaren Rittergeschlechte, dessen Mitglieder im 17. Jahrhundert in kaiserlich österreichische Dienste traten und durch Stiftung einer Reihe von Familiengütern die niederösterreichische und oberösterreichische Landstandschaft, sowie das ungarische und helvetische Indigenat erlangten. Den Freiherrntitel erwarb Eberhard Wilhelm v. N. († am 21. Februar 1672); dessen Enkel Wilhelm Reinhard kaiserlicher Feldmarschall und Commandant zu Wien, Vließ-Ritter (Sohn des am 17. Februar 1655 geborenen, am 10. August 1725 gestorbenen kaiserlichen Feldmarschalls Baron Eberhard Friedrich), geboren am 27. Mai 1684, † am 26. Mai 1774, wurde von Kaiser Karl VI. am 5. Februar 1726 mit dem Prädikate „Hoch- und Wohlgeboren" in den Reichsgrafenstand erhoben, am 20. Juli 1748 in den oberösterreichischen, am 9. Januar 1771 in den niederösterreichischen Herrenstand und am 8. Juni 1766 mit Sitz und Stimme in das reichsständische schwäbische Grafencollegium aufgenommen.

Infolge der rheinischen Bundesacte vom Jahre 1806 wurden die Neipperg'schen Herrschaftsgüter theils dem Königreich Württemberg, theils dem Großherzogthum Baden unterstellt.

Die erbliche Standesherrlichkeit im Königreich Württemberg mit Sitz und Stimme in der I. Kammer der königlichen württembergischen Landstände erlangte das Haus Neipperg am 25. September 1819 und in der Bundesversammlung vom 13. Februar 1829 wurden die Neippergs als deutsche Standesherren mit dem Prädikate „Erlaucht" angemeldet.

Erwin Franz Graf v. N. war zu Schwaigern am 6. April 1813 als viertgeborener Sohn der ersten Ehe des Grafen Adam Adalbert (s. A. D. B. XXIII, 408) mit der (am 23. April 1815 gestorbenen) Gräfin Theresia Josefa v. Pola entsprossen, frequentirte vom 2. September 1825 bis 11. März 1830 die k. k. Ingenieurakademie in Wien und wurde am 16. Juni desselben Jahres zum Lieutenant im Husarenregimente Sachsen-Coburg (heute Husarenregiment Nr. 8) ernannt. Unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberlieutenant kam er am 4. Juli 1831 zu Hohenzollern-Chevauxlegers Nr. 2 (heute Ulanenregiment Nr. 7), wo er am 27. August 1836 zum II. und am 20. September 1840 zum I. Rittmeister avancirte. Seit 16. März 1838 k. k. Kämmerer, heirathete Graf Erwin am 19. April 1845 zu Dux-Leitomischl die am 23. December 1823 geborene Gräfin Henriette v. Waldstein-Wartenberg, welche ihm drei Monate nach der Hochzeit ein jäher Tod entriß. Gräfin Henriette erlag in der Manöverstation Fulnek in Mähren am 18. Juli 1845 einem Nervenfieber.

Als II. Major von Hohenzollern-Chevauxlegers (Rang vom 6. December 1847) betheiligte sich N. an der raschen und energischen Unterdrückung des polnischen Aufstandes, nahm an den Straßenkämpfen des 25. und 26. April 1848 in Krakau theil, wodurch der Widerstand des Adels, der Emigranten und des Bürgercomités gebrochen wurde. Später übernahm er das selbständige Commando der Oberstlieutenants-Division seines Regiments und der

Cavalleriebatterie Nr. 41, mit welchem Detachement er in Doppelmärschen über Teschen und Prerau zur Pacifikation Wiens entsendet wurde. Am 22. October traf er in Stammersdorf bei der Brigade Generalmajor v. Wyß ein (J.-R. 29/I., 24/I., 56/III. Bataillon und eine 12pfündige Batterie), focht mit derselben am 23. und 24. in der Brigittenau, unternahm aus dem Divisionslager bei Jedlersdorf Streifungen im Marchfelde bis Groß-Enzersdorf, machte am 26. October den Angriff am Tabor und in der Jägerzeile, am 28. den Hauptangriff auf Wien, am 29. die Vorrückung aufs Glacis und die Attacke gegen die Bürgercavallerie mit, worauf durch seine Streifungen den im Prater plündernden Kroaten Einhalt gethan wurde.

Am 30. October betheiligte sich N. an der Schlacht bei Schwechat und als im Verlaufe derselben, beim Herannahen der ungarischen Insurgenten, die Wiener die am 28. eingegangene Capitulation brachen, wurde N. mit seinem Detachement zu einer Streifung durch Wien bis zum Lusthause im Prater, dann zur Sicherung der Kaiserebersdorfer Canalbrücke beordert. Nachdem Wien unter Neipperg's Mitwirkung am 31. October wieder erobert war, zog er mit der Brigade Wyß am 3. November nach Wagram und übernahm am 4. mit seinem Streifcommando von Angern aus die Sicherung der Marchgrenze gegen die Ungarn. Mitte November erhielt N. das Commando der I. Majorsdivision des nunmehrigen Chevauxlegersregiments Nr. 2 Erzherzog Karl Ludwig, welches der Brigade Sossai im Corps des Feldmarschalllieutenants Simunich zugetheilt war. Im Vorrücken auf Tyrnau zeichnete sich N. bei der Forcirung von Jablonic (6. December) in den Scharmützeln vor dem Schlosse Osuska und Ljeskov (6. und 9.), im siegreichen Gefechte vor Nádas (14.) und gelegentlich der Schlacht und Einnahme von Tyrnau am 16. December aus. Vom 20. December an hatte er mehrere Streifcolonnen im oberen Waagthale, bei Vaghuyhely, Leopoldstadtl und Neutra zu führen, bis er am 25. und 30. December der Einschließung und Beschießung Leopoldstadts beiwohnte. Am 27. Februar 1849 rückte er in der Brigade Sossai von Neuhäusl auf die große Schütt zur Cernirung Komorns, während welcher er an mehreren Gefechten, so beim feindlichen Ausfall gegen O'Gyálla (am 12.), dann an den Gefechten und Scheinangriffen vom 30. und 31. März und an dem blutigen Treffen bei Nemes-Oers am 22. April hervorragenden Antheil nahm. Vom 30. April bis 28. Mai in der Brigade Weigl, recognoscirte N. bei Duna-Szerdahély, focht am 14. Mai beim Meierhofe Loipersdorf und Tags darauf bei Schütt-Sommerein. Am 1. Juni wurde N. mit den übrigen drei Divisionen des Regiments bei der Brigade Benedek eingetheilt, zeichnete sich am 28. Juni im Gefechte bei Rafalu, dann bei der Schlacht und Einnahme von Raab, am 2. und 11. Juli in den siegreichen Schlachten bei Komorn, am 5. August im Gefechte bei Szöreg (Szegedin), am 8. und 9. August im Gefechte bei Orczidorf, ferner in der Schlacht und beim Entsatze von Temesvár aus; am 17. August überfiel er im Marosdefilé bei Birkis den feindlichen Train, erbeutete 1500 Wagen mit Kriegsvorräthen und nahm die zahlreiche Bedienung gefangen. Für sein thatkräftiges, umsichtiges und ersprießliches Wirken während der Wirren 1848/49 wurde Graf Erwin N. am 1. December 1848 zum I. Major, am 14. September 1849 zum Oberstlieutenant befördert, am 8. Januar 1850 zum Obersten und Commandanten des 2. Dragonerregiments (heute Husarenregiment Nr. 15) ernannt; auch wurde ihm der Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit, ferner der österreichische Orden der Eisernen Krone III (K.-D.), das Militärverdienstkreuz (K.-D.) und der kaiserlich russische St. Annenorden II. Classe zu Theil.

Seit dem 27. Juli 1854 Generalmajor und Brigadier im IX. serbisch-banatischen Armeecorps, trat N. am 14. Januar 1856 in Disponibilität, um noch am 16. November desselben Jahres ein Brigadecommando im I. Armeecorps zu übernehmen, das er am 13. März 1858 mit einem solchen im III. Armeecorps und am 2. October beim I. Cavalleriecorps vertauschte. Im Kriegsjahre 1859 war er zugetheilter General beim I. Corps Wimpfen, dann im IV. Corps Schlick, schließlich bei der III. Armee unter Erzherzog Albrecht, ohne Gelegenheit zu finden, sich rühmlich hervorzuthun. Am 19. März 1863 erfolgte seine Ernennung zum Feldmarschalllieutenant und Cavalleriedivisionär in Oedenburg und am 6. Februar 1864 seine Zutheilung zum VI. Armeecorpscommando als Stellvertreter des Feldmarschalllieutenants Baron Gablenz. Hier führte er beim Einmarsche in Jütland am 8. März die linke Angriffscolonne (österreichische Brigaden Dormus und Thomas, dann die preußische Brigade Münster), wurde aber durch Elementarereignisse gehindert, die Koldingau rechtzeitig zu überschreiten und traf erst nach der Entscheidung des Gefechtes in Veile ein. Vom 19.—21. März war er Commandant der österreichischen Streitkräfte bei der Beschießung und Berennung Fridericias. Für seine Thätigkeit in diesem Feldzuge ward ihm die Anerkennung seines obersten Kriegsherrn und der königlich preußische Kronenorden I. Cl. mit Schwertern zum Lohn.

1866 übernahm Feldmarschalllieutenant Graf N., der seit dem 24. September 1864 Commandant der Bundesfestung Mainz war, das Commando der 4. Division im VIII. Bundesarmeecorps unter Feldmarschalllieutenant Prinz Alexander von Hessen. Seine Division bestand aus der österreichischen Brigade Generalmajor Hahn: 7 Bataillone mit 7053 Mann und 16 Vorderladgeschütze mit 381 Mann, ferner aus der herzoglich nassauischen Brigade Generalmajor v. Roth, die aber bei Neipperg's Operationen ebensowenig in Betracht kam, wie die großherzoglich hessische III. Division unter Generallieutenant v. Perglas. Diesen Kräften stand gegenüber: von der preußischen Mainarmee unter dem General der Infanterie Vogel v. Falckenstein dessen 13. Infanteriedivision (Generallieutenant v. Göben) mit den Infanteriebrigaden Generalmajor v. Wrangel und v. Kummer, bestehend aus 13 Bataillons mit 13 368 Mann, 31 Geschützen mit 850 Mann, dann der Cavalleriebrigade v. Tresckow 9 Escadronen mit 1405 Reitern, also mehr als die doppelte Uebermacht.

Nach dem Siege von Kissingen (10. Juli) verfolgte General der Infanterie Vogel v. Falckenstein nicht die auf Schweinfurt zurückweichenden Baiern, sondern warf sich auf das VIII. Bundescorps, das sich im Raume Aschaffenburg-Babenhausen sammelte. Die preußische Avantgarde unter Generallieutenant v. Göben rückte in 3 Colonnen von Goldbach gegen Aschaffenburg und stieß bei Lausach auf die III. Division des Generallieutenants v. Perglas, der hier geschlagen, seine Hessen ohne jeden Grund mainabwärts führte, wiewol er den Befehl hatte, Flanke und Rücken der IV. Division zu decken. (Um den Bundesgenossen nicht zu verletzen, war es vermieden worden, N. als dem älteren der beiden Generale den Oberbefehl zu übertragen.) Hierauf traf v. Göben auf die österreichische Division des Grafen Neipperg bezw. die österreichische Brigade Hahn, welche vom Corpscommando den strikten Befehl erhalten hatte, über Darmstadt nach Aschaffenburg zu rücken, diese Stadt und den Mainübergang bis zum Eintreffen der Württemberger und Badenser zu sichern und gleichzeitig der vorgeschobenen III. Division Perglas zur Aufnahme zu dienen. Inzwischen waren aber die Nassauer (Generalmajor v. Roth) auf Befehl ihres Herzogs zur Vertheidigung Wiesbadens abmarschirt.

N., ohne Reiterei und ohne jede Hülfe, zog nun nach tapferem doch ver-

geblichem Widerstande die Brigade Hahn über die Mainbrücken. Die zunächstgelegene derselben war jedoch schon von den Preußen besetzt, weshalb ein Theil der so abgeschnittenen Oesterreicher hier und auf einer infolge Ueberlastung auf Grund gerathenen Fähre in Gefangenschaft gerieth. Im Kampfe vor und in Aschaffenburg verlor die Brigade Hahn 37 Officiere und 2280 Mann, während der Verlust der Preußen sich auf 17 Officiere und 163 Mann beschränkte. Im Treffen von Tauber-Bischofsheim (24. Juli) kam N. am Kützberg en reserve nur mit der Artillerie zur Thätigkeit; die badische Division unter dem Prinzen Wilhelm ist während des Gefechtes verschwunden, hatte Werbach verlassen und zog sich ohne Befehl von oben gegen Würzburg. Auch am folgenden Tage, an welchem diese Division ihre Stellung bei Ober-Altertheim zu halten hatte, setzten die Badenser während des Gefechtes bei Gerchsheim ohne jedweden höheren Befehl ihren Rückzug auf Würzburg fort, so daß der Commandirende Prinz von Hessen sich genöthigt sah, der Division bezw. Brigade Neipperg den Befehl zum Rückzuge zu geben, bevor sie noch recht in Action getreten war. Die Division nahm dann noch am 28. Juli an dem Geschützkampfe gegen Wüzburg theil.

Das Gefecht von Aschaffenburg, in dem man Alt-Oesterreichs Krieger allein und unter den seltsamsten Umständen mit altem Heldenmuth kämpfen sah, war eine der letzten Scenen des Trauerspieles von 1866. Sie machte den österreichischen Soldaten den Abschied von der romantischen deutschen Bundeszeit leichter. N., der letzte österreichische General, der mit deutschen Bundestruppen auf reichsdeutschem Boden gegen deutsche Gegner gefochten hat, hat traurige Erfahrungen dabei gemacht, aber die Ehre der kaiserlichen Fahnen hochgehalten an der Spitze der letzten „schwarz-roth-goldenen“ Truppen.

Nach Beendigung des Krieges erhielt N., der — wie der Prinz von Hessen relationirte — die schwierigsten Aufgaben des VIII. Bundescorps selbständig und richtig gelöst, energisch auf Geist und Disciplin der Truppen gewirkt und gehoben, sie im Kampfe zweckmäßig geführt und mit hoher persönlicher Tapferkeit vorangeleuchtet hat, das Commandeurkreuz des österreichischen Leopoldordens mit der Kriegsdecoration, das Großkreuz des herzoglich nassauschen Adolforderns mit den Schwertern und wurde am 8. August für kurze Zeit dem 10. Armeecorps zugetheilt, um schon am 6. September 1866 das Commando der 14. Truppendivision in Preßburg zu übernehmen, von welchem Posten er — der sich kaiserlicher als der regierende Kaiser eines vielgegliederten, polyglotten Staates zeigen durfte — unter merkwürdigen Umständen schied. Im Fasching des Jahres 1868 arrangirte der Preßburger Honvéd-Verein zur Unterstützung von Wittwen und Waisen nach Honvéds einen Ball, zu welchem N. sammt dem Officiercorps durch den Vorstand Udvárnoky und ein Comité eingeladen wurde. N. sagte diesen Herren nach kurzer politischer Einleitung: er erkenne zwar den Honvédverein als ein gesetzlich constituirtes untadelhaftes Humanitätsinstitut, allein er wisse ganz bestimmt, daß die Honvéds solche Zwecke verfolgen, denen er als kaiserlicher Officier ferne bleiben müsse. Er wisse bestimmt, daß die Honvéds dahin trachten, die kaiserlich österreichische Armee eher heute als morgen über die Grenze zu bringen, daß sie Denkmäler einer traurigen Vergangenheit errichten und an der Geschichte der ruhmvollen österreichischen Armee mäkeln; ferner, daß an der Einheit der kaiserlichen Armee, die den Gesammtstaat nach außen allein zu schützen im Stande war und ist, und die Ruhe nach innen allein garantirt, nicht gerüttelt werden dürfe. Nach all' dem sei ihm leid, den Herren erklären zu müssen, daß er die Einladung zum beabsichtigten Ball ablehne und auch nicht gestatten könne, wie ers schon bei Gelegenheit der jüngst stattgehabten Theatervorstellung

gethan, daß die Officiere der Garnison Preßburg an dem Balle theilnehmen. Kurz darauf überbrachten Baron Vay und Graf Bethlén die Forderung Udvárnoky's; N. wählte Generalmajor Bertlin und Oberst Blasitz als Secundanten; dem Kaiser und König wurde pflichtgemäß Vortrag erstattet, doch Seine Majestät verbot das Duell und entsandte den Grafen Wenkheim zur Intervention nach Preßburg. N. wurde hierauf abberufen und erhielt am 20. März 1868 das Commando der II. Truppendivision. Die Tendenzen der Honvéds sind seitdem die gleichen geblieben, die Gesammtarmee jedoch und jeder vorurtheilsfreie Staatsbürger pflichten heute mehr denn je den Worten Neipperg's bei: „An der Einheit der Armee darf nicht gerüttelt werden".

Am 3. Juli 1869 wurde Graf N., der seit 27. Februar nach Feldzeugmeister Graf Hartung das Wiener Generalcommando provisorisch führte, commandirender General von Lemberg, am 19. August 1869 wirklicher Geheimer Rath, am 16. Mai 1870 General der Cavallerie ad honores, am 20. December 1871 wirklicher General der Cavallerie, erhielt am 5. Januar 1873 in Anerkennung seines hervorragend verdienstvollen und vorzüglich befriedigenden Wirkens auf seinem Dienstposten als Commandirender den österreichischen Orden der Eisernen Krone I. Classe mit der Kriegsdecoration III. Classe, wurde am 17. April 1873 Ritter vom goldenen Vließe und am 9. Juni 1876 Großkreuz des österreichischen Leopoldordens mit der Kriegsdecoration des Commandeurkreuzes. Unter gleichzeitiger Ernennung zum Hauptmann der k. k. Trabanten-Leibgarde und Hofburgwache wurde am 13. October 1878 Gen. d. Cav. Graf Erwin Neipperg's wiederholt angestrebte Enthebung vom Activdienste und von dem Posten eines commandirenden Generals Allergnädigst genehmigt und ihm hierbei für die vieljährige und jederzeit ausgezeichnete Dienstleistung bei der Truppe der Allerhöchste Dank ausgesprochen. In seiner neuen und abschließenden Verwendung wurde N. 1890 noch durch Verleihung des Großkreuzes des ungarischen St. Stefansordens ausgezeichnet.

Am 2. März 1897 starb N. in seinem 84. Lebensjahre auf seinem Stammsitze Schwaigern in Württemberg, aufrichtig betrauert von der k. u. k. Armee, die in der alten strammen „Erlaucht" mit dem grimmigen, dennoch liebenswürdigen Antlitz einen von wahrhaft adeliger Gesinnung erfüllten Grandseigneur, einen tapfern, klarblickenden Führer im Kampfe und einen beispielgebenden Commandanten für Arbeiten im Frieden verlor.

Seit dem 16. Mai 1865 Inhaber des Cürassierregiments Nr. 12 (heute Dragonerregiment Nr. 12 Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch) besaß er außer den schon genannten noch eine Reihe anderer Decorationen.

Am 25. August 1852 schloß N. einen zweiten Ehebund mit Prinzessin Maria Rosa v. Lobkowitz (geb. am 13. Juni 1832, † am 15. Februar 1905), welchem folgende Kinder entsprossen: Graf Maria Reinhart Georg Ignaz, geb. am 30. Juli 1856 zu Hořin, seit 30. Juni 1880 zu Prag vermählt mit der am 19. August 1857 geborenen Gräfin Gabriela v. Waldstein-Wartenberg, welcher Ehe 5 Söhne und 2 Töchter entstammen; Gräfin Marianna Anna Bertha Theresia, geb. am 7. August 1857 zu Prag, vermählt seit 4. September 1884 mit dem Fürsten Ferdinand Zdenko v. Lobkowitz, Herzog zu Raudnitz. Dieser Verbindung entsprossen 4 Söhne und 6 Töchter; und Gräfin Maria Hedwig Sidonia Bernhardine, geb. am 22. Juli 1859 zu Hořin, welche am 12. Juni 1881 zu Wien den Grafen Franz v. Königsegg-Aulendorf ehelichte und ihn mit 4 Söhnen und 6 Töchtern beschenkte.

I. Acten, Protokolle und sonstige authentische Quellen des k. und k. Kriegsarchivs und der beiden Registraturen des Reichskriegsministeriums, sowie das Grundbuch der Fachrechnungsabtheilung in Wien; ferner Mittheilungen der Tochter des Grafen Neipperg, der Fürstin Bertha, Ferdinand Zdenko Lobkowitz in Raudnitz.

II. Gedruckte Litteratur: Bettelheim, Deutscher Nekrolog II, 325 f. — Geschichte der k. u. k. techn. Militärakademie I, 751 f. — Geschichte des k. u. k. Ulanen-Regmts. Nr 11. — Gesch. des Dragoner-Regmts. Nr. 12, S. 245 ff. — Gothaischer Hoffkalender 1834 III, 186 ff., 1848 III, 263 u. a. — Hübner, Geneal. Lexikon, S. 350. — Kneschke, Deutsche Grafen-Häuser II, 150 ff. — Erwin Neipperg, Das Gefecht bei Aschaffenburg. — Oettinger, Moniteur des Dates. — Ranfft, Genealog. Archivarius IV, 288, VIII, 335, XI, 230, III, Suppl. 709 f., XVII, 181, 193, XX, 475, IV, Suppl. 653 ff., XXXII, 182, 192, XXXV, 488, XL, 941, XLIV, 263, XLIX, 746 ff. — Desselben Genealog.-hist. Nachrichten VI, 562, 565 ff., 571 ff. — Silberer, Generalität der k. und k. Armee I, 78 ff. — Wurzbach, Lexikon des österr. Kaiserstaates XX, 146—162. — Zedler (Leipzig und Halle 1732—54) XXIV, 301 ff. — Armeeblatt 1897, Nr. 10. — Kamerad 1867, Nr. 13, S. 111. — Vedette (Reichswehr) 1897, Nr. 47. — Die officiellen Werke über die Feldzüge 1848/49, 1859, 1864, 1866 und andere Broschüren.

Ritter Binder Edler v. Degenschild.

Neipperg: Wilhelm Reinhard Graf N., k. k. Feldmarschall und Ritter des goldenen Vließes, geboren am 27. Mai 1684 als Sohn Eberhard Friedrich's Freiherrn v. N. aus dessen Ehe mit Margarethe Lucretia v. Hornberg. Gleich seinem Vater, der kaiserlicher Feldzeugmeister war, trat auch Wilhelm Reinhard 1702 in kaiserliche Dienste, war bereits 1716 Oberst im Regimente seines Vaters, zeichnete sich im Türkenkriege bei Temesvár und Belgrad aus und legte so bedeutende militärische Anlagen an den Tag, daß sich General der Cavallerie Graf Mercy seiner bei allen wichtigeren Angelegenheiten im Banate bediente. N. bewirkte auch nach dem Friedensschlusse die Grenzregulirung in Serbien. Schon am 15. März 1717 ernannte ihn der Kaiser zum Oberst-Inhaber des Infanterieregiments Nr. 7, welches unter seiner persönlichen Führung in den denkwürdigen Schlachten bei Peterwardein, Belgrad und Temesvár großen Kriegsruhm erworben hatte. Im J. 1719 wurde er in der Schlacht bei Francavilla in Sicilien verwundet; 1723 zum Generalmajor befördert und gleichzeitig zum Erzieher des Herzogs Franz Stephan von Lothringen, nachmaligen Kaisers Franz I., dessen vertrauter Freund er später wurde, ernannt. Im J. 1730 kam er als Commandant nach Luxemburg; nach seiner Beförderung zum Feldmarschalllieutenant 1733 machte er den Krieg in Italien mit, zeichnete sich dortselbst 1734 bei Quistello und Guastalla aus und entsetzte Mirandola. 1735 zum Feldzeugmeister befördert, übernahm er das Commando am Oglio, später bei Borgoforte und und am Monte Baldo. 1737 zum Gouverneur in Temesvár ernannt, nahm er in den folgenden zwei Jahren rühmlichen Antheil an dem Feldzuge wider die Türken. Nachdem er im J. 1738 besonders durch das siegreiche Gefecht von Kornja den Entsatz von Orsova bewirkt hatte, wurde ihm 1739 ein besonderes Corps von 13 000 Mann anvertraut. Graf Wallis wies jedoch in der unglücklichen Schlacht bei Grocka (20. Juli 1739) die Mitwirkung des Corps Neipperg zurück, und so ging diese Schlacht, eine der blutigsten, die je geschlagen worden, verloren. N. eilte zwar auf die Nachricht von der Schlacht mit seinem Corps zu Hülfe, konnte jedoch nur mehr die gänzliche

Niederlage des kaiserlichen Heeres verhindern. Graf N. wurde noch in demselben Jahre mit den ausgedehntesten Vollmachten, jedoch nicht mit bestimmten Aufträgen, den Frieden zu unterhandeln, versehen; leider kam durch seine Voreiligkeit der schimpfliche Belgrader Friedensschluß zu Stande. Der Graf, durch die entmuthigendsten Berichte über die Unmöglichkeit, Belgrad zu halten, irregeführt, begab sich in das Lager des Großvezirs, welcher ihn in seinem Uebermuth mehr als Gefangenen, denn als kaiserlichen Gesandten behandelte. Zudem unterließ es Graf Wallis aus Haß gegen N., letzteren von allen ferneren für ihn bestimmten Nachrichten und Weisungen in Kenntniß zu setzen. So sich selbst überlassen, ganz in des Großvezirs Gewalt, von dem französischen Gesandten Villeneufve, der aus dem Schimpfe der kaiserlichen Waffen nur Vortheil ziehen mußte, überredet und irregeführt, vereinbarte N. am 1. September 1739 die höchst traurigen Präliminarien, vermöge deren der Pforte Belgrad und Szabats mit Schleifung der neuen Festungswerke, dazu Serbien, die ganze österreichische Walachei, die Insel und Festung Orsova und die Elisabethschanze zuerkannt wurde; und 17 Tage darauf schloß er unter Frankreichs Gewährleistung nach dem Inhalte der Präliminarien den förmlichen Friedensvertrag auf 27 Jahre. Schweren Herzens unterzeichnete der Kaiser am 2. October den schimpflichen Frieden und erklärte in einem Circularschreiben an seine Gesandten bei den auswärtigen Höfen, Graf N. habe seine Vollmacht überschritten, sich ohne kaiserlichen Befehl und ohne Auftrag ins türkische Lager begeben. Er als Kaiser habe von der Friedensunterhandlung nicht eher erfahren, als bis die Präliminarien berichtigt gewesen und sei durch die übereilte Vollziehung derselben ganz außer Stand gesetzt worden, dasjenige, was seine Diener wider die ihnen ertheilte Vollmacht zugestanden hätten, zu mißbilligen. Graf N. und Graf Wallis wurden infolge dieses für Oesterreichs Waffenehre so schimpflichen Staatsactes verhaftet. N. kam zuerst in Contumaz nach Raab, sodann auf die Festung Glatz; nach dem am 20. October 1740 erfolgten Tode des Kaisers hob Maria Theresia die gegen die beiden Generale noch im Zuge befindliche Untersuchung auf und beließ ihnen ihre bisherigen Würden und militärischen Grade. Als König Friedrich von Preußen den Krieg gegen die Kaiserin Maria Theresia begonnen hatte, wurde Graf N. 1741 mit dem Obercommando der in Schlesien aufgestellten Armee betraut. Der damals junge König hatte das von Truppen völlig entblößte Schlesien reich besetzt, während N. erst von allen Seiten der Monarchie seine Armee sammeln mußte. Mit dieser rückte er in den ersten Tagen des April vor, in der Absicht, die Preußen in ihren Winterquartieren zu überfallen. Da aber die darauf abzielenden Bewegungen nicht rasch genug ausfielen, errieth Friedrich die Absicht derselben, und um den ihm drohenden Schlage zuvorzukommen, sammelte er seine Truppen und beschloß, selbst anzugreifen. Am 10. April 1741, um 2 Uhr Nachmittags, erfolgte dieser Angriff bei Mollwitz. Die Oesterreicher zählten kaum 20 000 Mann und waren den Preußen an Cavallerie überlegen. Hingegen war die preußische Infanterie und Artillerie an Zahl und Güte weit voraus. Feldmarschallieutenant Römer, der die österreichische Cavallerie befehligte und den Aufmarsch der Infanterie deckte, welche von dem Geschütz der Preußen ungemein litt, griff mit dem größten Ungestüm den rechten Flügel der Preußen an und warf ihn. Friedrich, die Schlacht bereits verloren gebend, floh vom Schlachtfelde und Feldmarschall Schwerin übernahm den Oberbefehl des preußischen Heeres. Da unternahm Römer mit seiner Cavallerie einen Angriff auf das zweite Treffen der Preußen; dieser aber scheiterte an der eisernen Ausdauer der von Leopold von Anhalt-Dessau befehligten Truppen. Die österreichische Cavallerie hatte

furchtbar unter dem kleinen Gewehrfeuer der preußischen Infanterie gelitten. Römer fiel zu Tode getroffen und seine Reiter eilten durch die preußischen Linien auf den rechten Flügel Neipperg's; da griff Schwerin mit seinem Fußvolke das österreichische Fußvolk an und hier bewies der eiserne Ladstock sein Uebergewicht. Ein neuer Angriff der österreichischen, nun von Berlichingen geführten Cavallerie auf die Cavallerie des preußischen linken Flügels war auch mißlungen. Eine allgemeine Vorrückung der Preußen mit dem Bajonette entschied den Sieg. Graf N. mußte um 7 Uhr Abends den Rückzug befehlen, der in ziemlicher Ordnung vollzogen wurde. Die Oesterreicher zählten an Todten, Verwundeten und Vermißten 4419, die Preußen 4618.

N. zog sich nun mit seiner Armee nach Mähren zurück. Uebrigens darf dieses Mißgeschick Neipperg's bei Mollwitz ihm nicht zu sehr zur Last gelegt werden. Friedrich II., in dieser Hinsicht ein gewiß beachtenswerther Gewährsmann, gestand selbst zu, daß seine Erfolge von 1741 nicht die Schuld Neipperg's gewesen, und sprach ungeachtet seines Sieges mit der größten Achtung von dem Grafen N., ja mit größerer als von Browne und Daun. Am 12. April 1741 zum Feldmarschall befördert, wurde N. 1742 von der Armee abberufen. Noch wohnte er 1743 der Schlacht bei Dettingen bei und führte im August desselben Jahres das österreichische Corps über den Rhein. Bald darauf nach Wien berufen, wurde er im J. 1753 commandirender General in Oesterreich und 1755 mit der Würde des Hofkriegsrathspräsidenten bekleidet. 1762 zum Stadt-Obersten von Wien ernannt, starb der Graf im hohen Alter von 90 Jahren am 26. Mai 1774 in Wien.

N. war mit Maria Franziska Theresia Gräfin Khevenhüller vermählt, aus welcher Ehe ein Sohn, Graf Leopold Johann Nepomuk, welcher sich dem Staatsdienste widmete, und eine Tochter Maria Wilhelmine Josepha, nachmalige Johann Adam Joseph Fürst Auersperg, entsprossen.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Mittheilungen des k. und k. Kriegs-Archivs 1881. — Zedler, Universal-Lexikon. — Wurzbach, Biographisches Lexikon. — Ranfft, Genealogischer Archivar.

Sommeregger.

Nesmüller: Joseph Ferdinand N., der ursprünglich Müller hieß, wurde am 9. März 1818 zu Trübau in Mähren als der Sohn eines Schuhmachers geboren. Für den geistlichen Stand bestimmt, besuchte er seit 1829 das Gymnasium in Politschka in Böhmen. Nach zwei Jahren starb ihm plötzlich die Mutter, und weil der Vater kränklich war, so rief er den Sohn zurück, damit dieser sein Geschäft fortsetze und ihm im Alter eine Stütze werde. So wurde N. Schuhmacher, hielt auch geduldig seine Lehrzeit aus; dann aber war es mit Pech und Leder zu Ende, auf die Dauer ließ sich der aufstrebende Geist des Jünglings nicht in Fesseln schlagen. Zum Studium fehlten allerdings die Mittel; um daher seinem Geiste doch etwas Nahrung geben zu können, trat N. mit 17 Jahren in das Lehrerseminar zu Olmütz und erhielt noch in demselben Jahre durch Vermittlung des Olmützer Bischofs, Freiherrn v. Sommerau-Boeckh, der dem jungen Manne wohl gesinnt war, eine Schulgehülfenstelle zu St. Michael in Olmütz. Da N. sich auch von Jugend auf fleißig in der Musik gebildet hatte, so versah er, um seine Einkünfte zu verbessern, gleichzeitig die Stelle eines Hülfsmusikus im Theaterorchester. Der tägliche Anblick der wechselnden, die Phantasie anregenden Erscheinungen auf der Bühne reiften in ihm den Entschluß, Schauspieler zu werden, und gern nahm ihn der damalige Director des Olmützer Theaters, Burghauser, gegen ein Monatsgehalt von 6 Gulden in den Chor auf. Am 1. November 1835 betrat N. zum ersten Male die Bühne. Im folgenden Jahre nahm er in

Proßnitz bei dem Director v. Leuchart, seinem späteren Schwiegervater, ein Engagement an und führte mit dessen Gesellschaft viele Jahre ein Wanderleben. Im J. 1845 beginnt seine Laufbahn sich nach oben zu wenden; er wird als Ersatz für Albert Köckert an das Breslauer Stadttheater berufen. Drei Jahre später finden wir ihn als jugendlichen Komiker am Thaliatheater in Hamburg, wo sein weitverbreitetes, viel beliebtes Liederspiel „Die Zillerthaler" entstand, zu dem er auch die Musik geschrieben hat. Dieses Spiel erschien dann, vereinigt mit den Stücken „Eine Soldatenfamilie", „Die Pflegekinder", „Die Frau Tante", „Der Gnome und sein Narr" unter dem Titel: „Theater. Erster Band" (1862; Neue Ausg. 1864). In den Jahren 1850 bis 1854 wirkte er zur Vervollkommnung seiner dramaturgischen Befähigung gastweise an verschiedenen großen Bühnen und erhielt am 4. Mai 1854 die Erlaubniß zur Errichtung eines „Zweiten Theaters" in Dresden, das er trotz vieler Kämpfe und Widerwärtigkeiten aller Art bis zum 1. Juli 1881 leitete. Hinfort beschränkte er seine Thätigkeit auf die dramatische Schriftstellerei, die er auch bis an seinen Tod fortsetzte. Er siedelte 1887 nach Altona über, lebte theils hier, theils in Eimsbüttel oder Hamburg und starb am letztgenannten Orte am 9. Mai 1895.

Nesmüller's Eigenthümlichkeit als Schauspieler charakterisirt ein Fachmann derart, daß er „N. für berufen hält, die köstlichen von dem alten reinen Volkshumor belebten Gestalten Raimund's bis in die feinsten Schattirungen harmonisch wiederzugeben. Edle Komik und Sentimentalität verbinden sich bei ihm und erklären auch die gleichzeitige Befähigung für das Tragische". In den Berliner Possen wirkten in Nesmüller's Spiel besonders seine glückliche Verbindung der Wiener Gutmüthigkeit mit dem Berliner Witz, wodurch seine Charaktere eine wohlthuende Gemüthlichkeit erlangen, ohne gerade an ihrer satirischen Schärfe einzubüßen. Als Schriftsteller entfaltete N. eine große Fruchtbarkeit; er schrieb außer den vorhin genannten Stücken noch deren mehr als 30, theils Dramen, theils Possen, Schwänke und Liederspiele, z. B. „Die Thalmühle" (P., 1851), „Ein armer Teufel" (Lustsp., 1852), „Ein Theaterskandal" (P., 1859), „Sechs Stunden Durchlaucht" (Schw., 1873), „Die wilde Toni" (Liedersp., 1881), „Am Freitag" (Dr., 1882), „Gräfin Flavia" (Dr., 1882), „Der Dorfteufel" (Kom. mit Gesang, 1882), „Trotzköpfe" (Schw., 1884), „Alle täuschen sich" (Lustsp., 1873), „Konfektionsschwindel oder: Nur reell" (P., 1894) u. a. Es sind meist ansprechende, von Frivolitäten freie Stücke. Der Dichter stellt sich niemals auf schlüpfrigen Boden, wenngleich seine Couplets auch zuweilen ausgelassen und trivial sind. „Bei seiner außerordentlichen Bühnenvertrautheit erreichte er auch die wirksamsten scenischen Effecte, und die Fabel der Stücke weist zwar oft auf starke Ausgelassenheit, aber auch auf Reichthum der Erfindung und Glück im Aufbau der dramatischen Handlungen hin."

Wurzbachs Lexikon, 20. Band, S. 192. — Kürschners Jahrbuch für das deutsche Theater, 2. Band (1880), S. 63. — Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart, 7. Band (1897), S. 207.

Franz Brümmer.

Neßler: Victor E. N., Componist. N. ist am 28. Januar 1841 zu Baldenheim bei Schlettstadt im Elsaß geboren. Sein Vater, der dort Pfarrer war, wurde bald nach Barr versetzt, und hier hat auch Victor N. seine Jugend verlebt. Er hatte erst im Sinn, den Beruf des Vaters zu ergreifen und studirte in Straßburg Theologie, bildete sich aber daneben unter Leitung von G. Fr. Th. Stern zum Musiker aus. Als seine Oper „Fleurette" von ihm 1864 in Straßburg mit gutem Erfolg aufgeführt war, widmete er sich ganz

der Tonkunst und ging nach Leipzig, um dort seine Studien zu vollenden, und in Leipzig fand er eine zweite Heimath. Er wurde Chordirector am Stadttheater und Dirigent des Gesangvereins „Sängerkreis“, und er schrieb hier auch die Werke, die seinen Namen weit bekannt gemacht haben. Seine ersten Opern kamen zwar über Leipzig nicht wesentlich hinaus: „Dornröschens Brautfahrt“ (1867), „Die Hochzeitsreise“ (Operette, 1867), „Nachtwächter und Student“ (Einakter, 1868), „Am Alexandertag“ (1869) und „Irmingard“ (1876); „Der Rattenfänger von Hameln“ (1876) machte jedoch Aufsehen, ebenso „Der wilde Jäger“ (1879), und mit dem „Trompeter von Säkkingen“ (1884) errang N., was die Zahl der Aufführungen anbetrifft, den größten Opernerfolg der letzten dreißig Jahre. Die Beliebtheit dieses Stückes und der beiden vorhergehenden beruhte zunächst auf dem Stoff. Julius Wolff's Dichtungen waren weit verbreitet, Scheffel's Sang vom Oberrhein war mit Begeisterung aufgenommen worden, und diese Zuneigungen für die poetischen Urbilder übertrug das Publicum auch auf die Opern, die aus ihnen gewonnen wurden. Hierzu kam, daß Neßler's Musik für den Durchschnittsgeschmack wie geschaffen war: sie war nicht beschwert durch Originalität und ästhetische Ambitionen, die kleinen Liedersätze gingen leicht ins Ohr, die sentimentale Trivialität der Melodik, der ganze Liedertafelton fanden in breiten Schichten der Bevölkerung lebhaften Wiederhall. So flammte der Erfolg auf wie ein Strohfeuer — und erlosch ebenso schnell. Neßler's letzte Opern, „Otto der Schütz“ (1886) und „Die Rose von Straßburg“ (1890), eine Huldigung für das Heimathland des Componisten, wurden kaum mehr beachtet. Neben den Opern haben Neßler's volksthümliche Chorlieder ein großes Publicum gefunden: „Der Blumen Rache“, für Chor, Soli und Orchester, der Doppelchor „Sängers Frühlingsgruß“ für Männerstimmen, „Von der Wiege bis zum Grabe“, ein Liedercyklus für Männerchor, u. a. m. Während der letzten Jahre seines Lebens hatte sich N. in Straßburg niedergelassen, wo er am 28. Mai 1890 starb.

Carl Krebs.

Neumeister, österreichischer Waldenserbischof, † um 1315. — Nachdem die im südöstlichen Deutschland weit verbreiteten Waldenser im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts wiederholt die Aufmerksamkeit der Inquisition auf sich gezogen hatten, brach zu Beginn des 14. Jahrhunderts ein neuer Verfolgungssturm gegen sie los. Ein Opfer desselben wurde auch der als Bischof der Waldenser bezeichnete N., der um 1315 zu Himberg (südöstlich von Wien) verbrannt wurde, nachdem er sein Amt fünfzig Jahre lang verwaltet hatte. Auf dem Scheiterhaufen wies er triumphirend auf die vielen Tausende von Anhängern hin, die seine Sekte in Oesterreich, Böhmen und Mähren gewonnen hatte.

G. E. Frieß, Patarener, Begharden und Waldenser in Oesterreich während des Mittelalters, in der Oesterreichischen Vierteljahresschrift für katholische Theologie, Jahrg. XI, 1872, S. 227 f., 256. — H. Haupt, Waldenserthum und Inquisition im südöstlichen Deutschland (Freiburg 1890), S. 21 f. und die dort angeführten Quellen.

Herman Haupt.

Neustätter: Louis N., Genremaler, geboren am 5. September 1829 in München, † am 24. Mai 1899 zu Tutzing (am Starnbergersee). Erst nach dem Vorgang des Vaters zum Kaufmann bestimmt, wurde N. durch den Lithographen und Kupferstecher Peter Lutz (1797—1867) der Zeichnungskunst zugeführt, besuchte die Akademie 1847, widmete sich seit 1850 als Schüler des damals gefeierten Joseph Bernhardt (s. A. D. B. XLVI, 431) der Porträtmalerei. Nach einem neunmonatlichen Besuch bei Léon Cogniet in

Paris (1852) ging N. nach Rom und Neapel (1853) und machte sich im folgenden Jahre zu Wien seßhaft. Hier malte er viele Damenbildnisse, auch eine „Bacchantin“ und Herrenporträts, den Hofopernsänger Walther, Fabrikanten Ritter von Spörlin, Dichter Leopold Feldmann, aber auch viele hübsche Genrestücke: eine betende „Italienerin“, „Dame am Klavier“, „Tröstende Freundin“, den „Liebesbrief“, eine „Siesta“, auch den „Stillen Wunsch“ eines Lehrlings vor dem Schaufenster eines Fleischerladens. Im J. 1862 fungirte N. als Mitglied der Kunstausstellungs-Commission in London und entledigte sich seiner Vertrauensstellung in ausgezeichneter Weise. Noch in Wien entstand das Brustbild einer jungen, mit wohlgeformten Zügen und vielsagenden Augen, aus dem malerischen weißen Burnus herauslugenden Dame, welche als „Schwärmerin“ bei Neustätter's Uebersiedlung nach München (1864) im Kunstverein Aufsehen erregte (Nr. 313 d. „Bayer. Zeitung“ vom 12. Nov. 1864). Ihr folgten „Die Waisen“, eine „Wittwe“ (1865), fünf „Häusliche Scenen“ mit spielenden Kindern (1869), „Vögleins Begräbniß“ (1871), „Heimkehr vom Walde“ (1872) und der mit dem Porträt des Kaiser Wilhelm I. auf dem Lande hausirende „Bilderhändler“ (1872) — ein glücklicher Griff ins echte Volksleben! Weiter kamen die „Abweisung eines Brautwerbers“ (in Nr. 12 „Ueber Land und Meer“ 1872), der „Findling“ (1873), „Nach der Preisevertheilung“ (1874), das „gefangene Häselein“, „Der Schulzwang“, die „Pfändung einer armen Wittwe“ (1875), „Katzenmusik“, die lustige „Schützengesellschaft“ mit den Schneeballen-werfenden Jungen (in Nr. 13 „Ueber Land und Meer“ 1889, S. 289), ein „Besuch bei den Großeltern“, „Proviantfassen“ d. h. Hühner, welche der eingeschlafenen Alten das zu Klößen bestimmte Brot aus der Schüssel wegessen u. s. w. Viele seiner Schöpfungen wurden durch Holzschnitt in Zeitschriften, besonders in der „Illustrirten Welt“, wenige durch photographische Reproduction bekannt. — Die letzten zwanzig Jahre verlebte N. zu Tutzing; hier erhielt N. für seine Bemühungen um Hebung und Verschönerung der Umgegend, für Stiftungen zur Feuerwehr und allerlei anderen Wohlthaten von der dankbaren Gemeinde das Ehrenbürgerrecht. N. wurde am 26. Mai 1899 auf dem alten israelitischen Friedhof zu München unter zahlreichem Trauergefolge begraben.

Vgl. Münchener Propyläen, 1869, S. 487. — Wurzbach, Lexikon, 1869. XX, 307. — Singer, 1896. II, 300. — Fr. v. Böttichcr, 1898. II, 147. — Morgenblatt 145 d. Allgem. Zeitung v. 27. Mai 1899. — Bettelheim, Jahrbuch 1900. IV, 113.

Hyac. Holland.

Nibling: Johannes N., Cistercienser, geboren zu Volkach in Unterfranken ca. 1463, † 1526 zu Ebrach im 63. Lebensjahre. N. trat in der Abtei Ebrach in den Cistercienserorden, studirte an der Universität Heidelberg, wo er Artium liberalium determinator und S. Theologiae baccalaureus formatus wurde, lehrte dann einige Jahre Theologie in Ebrach und wurde ca. 1500 Prior daselbst, welches Amt er etwa 24 Jahre bekleidete, bis er am 3. April 1524 wegen zunehmender körperlicher Schwäche auf dasselbe resignirte. Im Jahre 1510 wurde er mit dem Propst Johannes Pandler von St. Gangolf zur Zeit des damaligen Reichstags nach Augsburg an das kaiserliche Hoflager gesandt, um von Kaiser Maximilian die Bestätigung der Privilegien des Klosters Ebrach zu erlangen. — N. hinterließ handschriftlich vier Bände „Compilationes“, die, in der Zeit seines Priorates abgefaßt (der 4. Band wurde nach seinem Tode von dem Prior Heppestein fortgesetzt), größtentheils aus Predigten und Predigtentwürfen, Gedichten, Briefen und Notizen verschiedenster Art zur Geschichte und Culturgeschichte Ebrachs wie

zur Zeitgeschichte bestehen. Einige Stücke daraus, besonders zur Geschichte des schwäbischen Bundes und des Bauernkrieges, veröffentlichte Const. v. Höfler im VIII. Bande des Archivs für Kunde österreichischer Geschichts-Quellen (1852). Die Bände II—IV des seitdem längere Zeit verschollenen Manuscriptes entdeckte P. Wittmann 1879 wieder im kgl. Archiv zu Bamberg und veröffentlichte später (siehe unten) vermischte Auszüge daraus, geistliche Gedichte in deutscher und lateinischer Sprache, Briefe und Mittheilungen an befreundete Klöster und einzelne Mitglieder derselben, historische und culturhistorische Aufzeichnungen und Notizen, endlich die „Series abbatum“ des Klosters Ebrach.

P. Wittmann, Johannes Nibling, Prior in Ebrach und seine Werke; Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und dem Cistercienser-Orden, 17. Jahrg. 1896, S. 583—600; 18. Jahrg. 1897, S. 68—79, 286—293, 429—438, 598—608; 19. Jahrg. 1898, S. 100—107, 271 bis 278. Ders., Series abbatum monasterii Eberacensis aus Bd. IV resp. III von Nibling's Werken mitgetheilt; ebd., 19. Jahrg. 1898, S. 630 bis 647. — W. Weigand, Geschichte der fränkischen Cistercienser-Abtei Ebrach, herausgegeben von A. Ruland (Landshut 1834), S. 51 f.

Lauchert.

Nicolovius: Alfred N., als Sohn des bekannten Georg Heinrich Ludwig Nicolovius (s. A. D. B. XXIII, 635) und Enkel von Goethe's Schwester Schlosser zu Königsberg i. Pr. am 13. November 1806 geboren, † zu Bonn am 22. März 1890. Er legte die Vorstudien zurück auf dem Friedrich Werder'schen Gymnasium in Berlin, die juristischen in Berlin, Bonn und Göttingen, erwarb an letzterer Universität den juristischen Doctorgrad am 30. März 1831, habilitirte sich als Privatdocent der Rechte im J. 1832 zu Königsberg, wurde hier 1834 außerordentlicher Professor und im folgenden Jahre als solcher nach Bonn versetzt. Damit war seine Laufbahn abgeschlossen; er hat Kirchenrecht, Staats- und Völkerrecht, Lehnrecht, besonders regelmäßig bis 1865 preußisches Landrecht ohne jeden Erfolg gelesen, 1866 einen zweijährigen Urlaub erhalten, nach dessen Ablauf ohne jede Erneuerung des Urlaubs und ohne daß Facultät oder Minister sich rührten, nicht zu lesen fortgefahren. N. war ein Opfer des väterlichen Willens, der ihn zum Studium der Jurisprudenz getrieben hatte, wozu ihm alle Neigung fehlte. Er würde als Litterarhistoriker seine Aufgabe glänzend erfüllt haben, zum Juristen hatte er keine Anlage. N. war in seinem Aeußeren Goethe sehr ähnlich, ein geistreicher Mann, von kaustischem Humor, infolge des ihm widerwärtigen Berufes zu einem leeren Treiben gekommen, das in Stadtneuigkeiten, pikanten Erzählungen, Spazierengehen und Unterhaltungen mit aller Welt aufging. Als junger Mann war er ein Jahr bei Goethe gewesen, dessen Biographen ihm manche Notiz verdanken. Er hatte durch seine Beschäftigung mit Stolberg eine Neigung zum Katholicismus bekommen, soll sogar die Conversion beabsichtigt und nur durch den Einfluß der Verwandten nicht ausgeführt haben.

Schriften: „Ueber Goethe. Literarische und artistische Nachrichten“, 1. (einziger) Theil, Leipzig 1828, 440 S.; „De potestate ecclesiastica coercitiva et criminali“, Regiom. 1833; „Die bischöfliche Würde in Preußens evangelischer Kirche. Ein Beitrag zur Geschichte des evangelischen Kirchenrechts“, Königsberg 1834, 332 S.; „Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius“, Bonn 1841, 348 S.; „Johann Georg Schlossers Leben und literarisches Wirken“, Bonn 1844, 284 S.; „Friedrich Leopold Graf zu Stolberg“, Bonn 1846, 148 S.; „Lebensabriß von Ferdinand Delbrück“ (in der von ihm herausgegebenen zweiten Sammlung der Ergebnisse akademischer For-

schungen von Ferdinand Delbrück), Bonn 1848; „Der deutsche Heraldiker Ferdinand Bernd. Ein Lebensbild", 1854.

Chronik der Rhein. Friedrich-Wilhelms-Univ. zu Bonn. Bonn 1890.

v. Schulte.

Niebergall: Ernst Elias N., Dialektdichter und Novellist, wurde am 13. Januar 1815 als das siebente Kind des großherzoglichen Kammermusikers Johann Georg N. in Darmstadt geboren, wuchs in beschränkten Verhältnissen auf, durfte sich aber nach des Vaters frühem Tode — dieser starb 1826 — der Unterstützung seiner Verwandten erfreuen und konnte nun 1827 das Gymnasium in seiner Vaterstadt besuchen, das er 1832 verließ, um zur Universität Gießen überzutreten, an welcher er als armer Stipendiat keine andere Wahl hatte als Theologie zu studiren. Der revolutionären Bewegung in der Studentenschaft zu Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, der sich in Gießen unter Niebergall's Freunden besonders Karl Vogt und Georg Büchner anschlossen, blieb N. fern, da er bald einsah, daß die Reformbestrebungen der Studenten, so ideale und nationale Gesinnung auch immerhin bei Vielen die Triebfeder sein mochte, zu nichts führen konnten. Er fand sich mit den engsten, kläglichsten und langweiligsten Verhältnissen ab, suchte seinen Humor im Wein und wurde schließlich ein Trinker. Noch als Student schrieb N. sein erstes Lustspiel „Des Burschen Heimkehr oder der tolle Hund" in Darmstädter Mundart, das er dann 1837 einer völligen Neubearbeitung unterzog und auf eigene Kosten unter dem Pseudonym E. Streff drucken ließ. Das Stück, dessen 5. Ausgabe 1899 erschien, ist eine echte und rechte Charakterkomödie, die sich ganz und gar aus einem Charakter entwickelt, und deren Conflict aus einer Persönlichkeit hervorgeht und in derselben beruht. N. erscheint schon in diesem ersten dramatischen Werk als origineller, lyrischer Humorist; es wächst aus seinem Leben organisch hervor. „Er stellt sich keine ‚Probleme' zur Verarbeitung, macht keine ‚Studien' zu Reflexionen, sondern das Werk entquillt aus innerer Nothwendigkeit seinem Ich und seinem Leben." Im Herbst 1835 hatte N., nachdem er sein theologisches Facultätsexamen bestanden, die Hochschule verlassen, und da es nicht in seiner Absicht lag, Geistlicher zu werden, so nahm er zunächst eine Hauslehrerstelle bei dem Forstmeister Reitz in Dieberg an. Hier entstanden bis 1840 eine Reihe von Erzählungen, die zunächst in der „Didaskalia", der Unterhaltungsbeilage zum „Frankfurter Journal" erschienen und erst nach Jahrzehnten vereinigt u. d. T. „E. E. Niebergalls gesammelte Erzählungen" von Franz Harres (1896) herausgegeben wurden. Sie bezeugen, daß N. als Erzähler doch nicht in seiner eigensten Sphäre war und sich leicht durch die Modelitteratur der Romantik beeinflussen ließ. Im Jahre 1840 übernahm N. eine Lehrerstelle an dem Schmitz'schen Knabeninstitut in Darmstadt. Hier entstand noch in demselben Jahre sein zweites Lustspiel in 6 Bildern in Darmstädter Mundart, der „Datterich", der bei seinem Erscheinen (1841, 8. Aufl. 1899) von der Censur arg verstümmelt und um die glänzendsten Partien gebracht worden war. Dieses Stück, das noch zu Lebzeiten des Dichters mehrmals, wenn auch nur von Dilettanten und kleinen Truppen aufgeführt wurde und auch in neuerer Zeit auf Privatbühnen stets mit jubelndem Erfolge zur Darstellung gebracht wird, ist nicht nur das bedeutendste des Dichters, sondern auch eins der besten Lustspiele der deutschen Litteratur überhaupt. „Es ist eine Tragikomödie von genialem Humor, von so tiefer, sicherer Schöpferkraft und Erfassung der menschlichen Seele, von so starker Realistik, daß es aus dem poetischen Kreise seiner Zeit wie ein Wunder heraustritt." Was nun die Behandlung der Mundart betrifft, in der N. seine beiden Dramen geschrieben, so zeichnet sich

dieselbe vor allen Dialektdichtern durch die Syntax aus. „Sein Dialog ist in seinem Ursprunge schon mundartlich gedacht, nicht erst hochdeutsch formulirt und dann in die Volkssprache zurück übersetzt. Die Mundart in Niebergall's Stücken ist durchaus organisch und läßt sich daher nicht von ihnen trennen. Bei einer Uebertragung in die Schriftsprache würden sie daher zwar nichts von ihrer Lebenswahrheit, aber sehr viel von ihrem Humor und ihrem ganzen Stimmungsgehalt einbüßen." Im Frühling des Jahres 1843, nachdem die Folgen des Trunkes seinen Körper bereits gebrochen und widerstandsunfähig gemacht hatten, fiel N. in eine schwere Krankheit, der er am 19. April dss. J. erlag. 50 Jahre später gab Dr. Georg Fuchs in München Niebergall's „Dramatische Werke" (1894) heraus und leitete sie durch eine mustergültige und erste erschöpfende Biographie ein, welche auch für diesen Artikel als Quelle gedient hat. Franz Brümmer.

Niedbruck: Johann Bruno von N., Arzt und Diplomat, von seinen deutschen Zeitgenossen gewöhnlich Dr. Hans von Metz, in Frankreich und England Dr. Bruno genannt, latinisirt Johannes Nidepontanus, entstammte einer wohlhabenden Familie, die an der Nied, einem Nebenflüßchen der Saar in Deutsch-Lothringen (Kreis Bolchen), Allodialgut besaß. Die Niedbrucks erscheinen hie und da im Dienst der Herzöge von Lothringen; sonst ist wenig über sie bekannt. (Vergl. Siebmacher, Wappenbuch.) Die von Katterfeld aufgestellte und seitdem oft wiederholte Behauptung, Johann Bruno sei ein Halbbruder der Grafen Johann und Philipp von Nassau-Saarbrücken, mit anderen Worten: ein unehelicher Sohn des Grafen Johann Ludwig gewesen, ist durchaus unbegründet; sie beruht lediglich auf mißverständlicher Auffassung eines englischen Berichtes, wie ich nächstens im Jahrbuch für lothringische Geschichte genauer nachweisen werde.

Die Jugend- und Studienzeit Niedbruck's liegt noch völlig im Dunkel. Vermuthlich wurde er im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts geboren (wol spätestens 1495) und widmete sich zunächst allgemein humanistischen, späterhin namentlich medicinischen Studien. Von 1520 ab finden wir ihn als „Rath und Redner" im Dienst der Stadt Metz, die er 1521 auf dem bedeutungsvollen Wormser Reichstag sowie weiterhin auch auf anderen Reichsversammlungen (u. a. 1541 in Regensburg, 1545 in Worms) vertrat. (Hdschr. Instruction für den Reichstag von 1521 in der Metzer Stadtbibl. Hs. 164, S. 271.) Daneben wirkte er als Stadtarzt in Metz und gab 1529 auf Anregung des Bischofs Wilhelm von Straßburg zusammen mit Laurentius Frisius eine lateinische Abhandlung über den „englischen Schweiß" heraus, eine Seuche, die damals von Norden her eindringend, auch im Elsaß viele Opfer forderte. Sonst wissen wir nichts über seine ärztliche Thätigkeit, die jedenfalls hinter der diplomatischen bald in den Hintergrund trat. Der Dienst der Stadt Metz allein konnte seinen politischen Ehrgeiz nicht befriedigen, und so knüpfte er zunächst mit dem Herzoge von Lothringen und dem Grafen Wilhelm von Fürstenberg, der in Lothringen Güter erworben hatte, Beziehungen an. Fürstenberg bewog dann 1539 die schmalkaldischen Verbündeten, N. gegen ein Jahrgeld von 100 fl. als Agenten und politischen Berichterstatter zu bestellen, wozu er sowol durch seine Sprachkenntnisse (deutsch, französisch, lateinisch) wie durch Neigung und Beanlagung trefflich paßte. Ueberdies war er der evangelischen Sache von Herzen treu ergeben, was sich besonders deutlich in seinem Eifer für die Kirchenreform in der Stadt Metz zeigte. Mit Hülfe des schmalkaldischen Bundes hoffte er die katholische Mehrheit des Stadtmagistrats einzuschüchtern und die Duldung der evangelischen Lehre und Predigt zu erzwingen.

Im August 1542 verhandelte er darüber persönlich mit dem einflußreichsten Bundesfürsten, dem Landgrafen Philipp von Hessen. Allein die Verbündeten scheuten vor thatkräftiger Einmischung in die Metzer Verhältnisse schließlich doch zurück, und ihre gütlichen Ermahnungen machten auf die städtische Obrigkeit nur geringen Eindruck. Nachdem das entschiedene Auftreten Wilhelm's von Fürstenberg den Metzer Protestanten vorübergehend einige Erleichterungen verschafft hatte, wurde die „Ketzerei" im Herbst 1543 mit kaiserlicher Unterstützung völlig unterdrückt. Von da an fühlte sich N. in Metz nicht mehr recht heimisch. Zwar behielt er seine Behausung in der Stadt und gab auch sein Dienstverhältniß zum Magistrat nicht ganz auf, lebte aber fortan meist in dem evangelischen Straßburg, wo er auch das Bürgerrecht erwarb (Straßb. St. Arch.). Während des Krieges zwischen Karl V. und Franz I. 1544 lieferte er den deutschen Protestanten aus dem günstigen Standquartiere Metz dankenswerthe Nachrichten über den Verlauf des Feldzuges, und als im folgenden Jahre die Schmalkaldener zwischen Frankreich und England Frieden zu vermitteln suchten, war es fast selbstverständlich, daß sie ihren gewandten Agenten N. zur Theilnahme an diesen Unterhandlungen bestimmten. Seine Genossen waren der Straßburger Schulrector Johann Sturm, der Württemberger Christoph v. Venningen, der während der Reise starb, der hessische Marschall Baumbach und der Geschichtsschreiber Sleidan. Mit Geschick wußten sie die Herrscher Frankreichs und Englands zur Annahme der Vermittlung zu bewegen; aber an der wirklichen Herstellung eines Waffenstillstandes und Friedens scheiterte ihre Kunst, da die überlegene kaiserliche Diplomatie ihre Bemühungen meisterhaft zu durchkreuzen wußte. Für N. persönlich hatte aber die Mission das wichtige Ergebniß, daß er sich das Vertrauen des englischen Gesandten William Paget erwarb, der bei Heinrich VIII. großen Einfluß hatte. Während Paget sich über Baumbach's und Sleidan's diplomatische Fähigkeiten recht abfällig äußerte, schrieb er seinem König über N., er habe in seinem ganzen Leben noch keinen Deutschen kennen gelernt, der zum Politiker so viel Anlage hätte wie dieser. Auch in Miene und Haltung fand er ihn würdig und wohl abgemessen, eher einem Spanier als einem Deutschen ähnlich. Da außerdem N. aus seiner Zuneigung für das protestantische England kein Hehl machte, so war es bald ausgemacht, daß er gegen eine Jahrespension von 500 bis 600 Kronen dem König als politischer Berichterstatter dienen sollte. Das war eine Form der Verpflichtung, wie sie N. liebte; denn er wurde dadurch in der Freiheit des Handelns und der Bewegung nicht weiter beeinträchtigt und konnte seine alten, ähnlich gearteten Beziehungen zu Metz, Straßburg und den Schmalkaldenern ruhig beibehalten. Wenn er sich Paget gegenüber ausbedingt, daß die Verpflichtung gegen England erst beginnen sollte nach völliger Beendigung seiner gegenwärtigen Mission, so zeugt das von seiner Vorsicht und Gewissenhaftigkeit. Bemerkenswerth ist ferner, daß er bei den Verhandlungen mit Paget erzählte, er sei früher bei dem Kaiser sehr gut angeschrieben gewesen, aber jetzt in Ungnade, weil er das Evangelium begünstige und sich geweigert habe, in kaiserliche Dienste zu treten.

Soviel wir wissen, hat N. nur *einen* politischen Bericht an seine englischen Auftraggeber gerichtet (aus Frankfurt vom 8. Februar 1546); kurz darauf berief man ihn nach England selbst, um ihn als Gesandten bei den Verhandlungen zu verwenden, die auf ein Bündniß zwischen Heinrich VIII. und den Schmalkaldenern abzielten. Der ausbrechende schmalkaldische Krieg brachte jedoch diesen Versuch bald ins Stocken, zumal als sich der Sieg auf die Seite Karl's V. neigte. Dem Kaiser war es nicht entgangen, mit welchem Eifer N. bis zum Frühjahr 1547 daran gewesen war, England gegen ihn

aufzureizen, und die Straßburger hatten daher große Mühe, bei ihrer Unterwerfung zu erreichen, daß N. in den Frieden eingeschlossen würde. Noch im Sommer 1548 wußte dieser nicht recht, wessen er sich zu den Kaiserlichen zu versehen hätte; ja, er gerieth von neuem in den jedenfalls ungerechtfertigten Verdacht, in Frankreich gegen den Kaiser zu prakticiren.

Sein politisches Ideal blieb noch auf Jahre hinaus die Verbindung aller protestantischen Mächte unter Englands Führung. Erst die Ereignisse von 1552, vor allem die Ueberrumpelung der Stadt Metz, an deren Geschicke er er noch immer regen Antheil nahm, gaben seinen Gedanken eine andere Richtung. Schon im März 1552 hatte er, das drohende Unheil voraussehend, in Straßburg um Hülfe für Metz gegen Frankreich angesucht, jedoch vergeblich! Nachdem dann die Franzosen die Stadt in ihre Gewalt gebracht, that er alles, was in seinen Kräften stand, um dem Kaiser die Rückeroberung der alten Grenzfeste zu ermöglichen. Man weiß, wie wichtig es damals für Karl war, den Markgrafen Albrecht Alcibiades, der sich mit Frankreich verbündet hatte, aber des Bundes bereits überdrüssig war, ganz auf seine Seite herüberzuziehen. Man wandte sich zu diesem Zweck an den Grafen Johann von Nassau-Saarbrücken, der mit Albrecht persönlich befreundet war, und dieser betraute mit der heiklen Aufgabe, die zweifellos große Umsicht erforderte, unsern Hans v. N. Vermuthlich hatte die Nachbarschaft der beiderseitigen Besitzungen die Bekanntschaft zwischen N. und den Saarbrücker Grafen vermittelt. 1553 findet sich N. gelegentlich als „Rath“ des Grafen Philipp, der ein Bruder des Grafen Johann war, genannt. (Vgl. J. G. Lehmann, Gesch. der Grafsch. Hanau-Lichtenberg II, 400.) Vielleicht war dieser Titel — denn ein eigentliches Amt darf man sich darunter nicht vorstellen — die Belohnung für die erfolgreiche Unterhandlung Niedbruck's mit Albrecht Alcibiades; denn es gelang ihm thatsächlich, im October 1552 dessen Verbindung mit dem Kaiser zu bewirken. Trotz dieser Hülfe mußte Karl freilich unverrichteter Dinge von Metz abziehen, zum großen Leidwesen Niedbruck's, der nun allen näheren Verkehr mit der französisch gewordenen Stadt abbrach und die letzten Jahre seines Lebens theils in Straßburg, theils in dem Schwarzwaldstädtchen Hornberg zubrachte, wo ihm das Klima besonders gut behagte. Im Sommer 1555 erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr recht erholte, und um 1558 machte der Tod seinem Leiden ein Ende.

Zu erwähnen sind noch Niedbruck's Beziehungen zu Sleidan, dem berühmten Geschichtsschreiber der Reformation. Die beiden wurden wohl 1544 in Straßburg miteinander bekannt, und bald nachher verlobte sich Sleidan mit Niedbruck's jüngster Tochter Jola. Im März 1546 folgte die Heirath. Schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit Paget suchte N. seinem Schwiegersohn, der ja in ziemlich bedrückten Verhältnissen lebte, eine Anstellung als politischer Correspondent der englischen Regierung zu verschaffen, und nach wiederholtem Drängen erhielt er wirklich eine Zusage. Indessen hat Sleidan thatsächlich niemals einen Heller aus England empfangen. Baumgarten meint auf Grund einer Aeußerung Asham's, N. selbst habe dies durch heimliche Ränke hintertrieben; doch halte ich das für wenig glaubwürdig, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß das freundschaftliche Verhältniß zwischen N. und Sleidan allmählich recht kühl wurde, namentlich seitdem Sleidan's heißgeliebte Gattin Jola 1553 gestorben war. N. und seine Frau kümmerten sich nur wenig um die mutterlosen Kinder ihres Eidams; dazu kam, daß N. die noch ledige Schwester Jola's trotz aller Gegenvorstellungen Sleidan's mit dem leichtsinnigen und tief verschuldeten Freiherrn Franz v. Mörsberg vermählte und außerdem noch eine Bürgschaft für den Junker übernahm. Wie es Sleidan befürchtet hatte, wurde

infolge dessen nach Niedbruck's Tode die Hinterlassenschaft von den Gläubigern Mörsberg's beschlagnahmt, sehr zum Nachtheil der übrigen Erben. N. seinerseits war sehr ungehalten, daß sich Sleidan nicht eifriger bemühte, eine gesicherte Lebensstellung zu erringen. Auch die Herausgabe der berühmten „Commentare“ verurtheilte er als eine große Unklugheit seines Eidams. So waren die Beziehungen zwischen dem idealgesinnten, aller Streberei abholden Gelehrten und dem weltklugen, ehrgeizigen und etwas eitlen Diplomaten, der bei aller Hingebung an die evangelische Sache doch den persönlichen Vortheil nie aus dem Auge verlor, zuletzt wenig erfreulich. Deshalb über Niedbruck's Charakter so schroff abzuurtheilen, wie Baumgarten es thut, scheint mir doch übereilt. Dazu kennen wir den zweifellos bedeutenden Mann noch viel zu wenig. Hoffentlich werden weitere Forschungen noch mehr Licht über ihn verbreiten. Wie Siebmacher behauptet, soll Karl V. N. 1541 in den Reichsadelstand erhoben haben. Ich habe dafür keine authentische Bestätigung finden können. Vielleicht handelt es sich bei diesem Gnadenbeweis um Niedbruck's Bruder Johann, der zeitweise als Kriegsmann in kaiserlichen Diensten stand.

Vgl. State papers: King Henry VIII, T. X und XI. — Katterfeld, Roger Asham (Straßb. 1879). — H. Baumgarten, Ueber Sleidan's Leben (Straßb. 1878). — Ders., Sleidan's Briefwechsel (Straßb. 1881). — M. Lenz, Briefwechsel des Landgrafen Philipp mit Bucer. — Politische Correspondenz der Stadt Straßburg im Zeitalter der Reformation II u. III. — A. Hollaender, Straßburg im Schmalkaldischen Kriege (Straßb. 1881). — Ders., Straßburg im französischen Kriege 1552 (Straßb. 1888). — Ders., in Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, N. F. IV, 337 ff. — O. Winckelmann, ebd. XIV, 566 ff. — J. Bernays, ebd. XVI, 32. — Winckelmann, im Jahrbuch für lothringische Geschichte IX, 202 ff. — Kleinwächter, Der Metzer Reformationsversuch (Marb. 1894). — A. O. Meyer, Englische Diplomatie in Deutschland (Breslau 1900). — Ficker & Winckelmann, Handschriftenproben des XVI. Jahrh., Bd. I (Straßb. 1902), T. 26.

O. Winckelmann.

Niedbruck: Kaspar von N., Staatsmann und Humanist, Neffe des Vorigen, Sohn des kaiserlichen Feldhauptmanns Johann Marschall v. N. (eines jüngeren Bruders von Johann Bruno v. N.) und seiner Gemahlin Margarethe v. Seulheim (Sulon), die wie die Niedbrucks einer lothringischen Adelsfamilie angehörte. Kaspar wurde ums Jahr 1525 in Bolchen geboren; in den 40er Jahren war Metz der Wohnsitz seiner Familie, zu der auch sein jüngerer Bruder Nicolaus v. N. gehörte. (Der Vater ist vielleicht identisch mit dem in der Politischen Correspondenz der Stadt Straßburg 2, Straßburg 1887, S. 664, begegnenden Hans Nidbrücker.) — Von den Eltern wohl von vorn herein für die staatsmännische Laufbahn in Aussicht genommen, erhielt K. v. N. eine sorgfältige humanistische und juristische Bildung auf verschiedenen deutschen und ausländischen Universitäten. Ums Jahr 1539 finden wir ihn in Straßburg, wo er u. A. Calvin (über den Römerbrief) hörte; dann studirte er 1544 in Orléans, 1546 in Erfurt und in Wittenberg, wo er Schüler Melanchthon's war und auch bei Matthias Flacius Vorlesungen (über die Politik des Aristoteles) besuchte, schließlich 1547 in Padua und Bologna; hier war es vermuthlich, wo er sich den Titel eines Doctors der Rechte erworben hat. Außerdem aber gewann er auf diesen Reisen zu seiner Kenntniß des Lateinischen und Griechischen auch eine nicht unbeträchtliche Fertigkeit in den lebenden Sprachen. Das Französische beherrschte er nach eigener Angabe (1550) fast so gut wie seine deutsche Muttersprache; ferner konnte er geläufig italienisch und verstand auch, wenngleich nicht ebenso vollkommen, spanisch.

Im October des Jahres 1550, während des Augsburger Reichstages, gelang es N. trotz seines Protestantismus, eine Anstellung im Dienst der Habsburger zu erlangen. Er bediente sich dabei der Vermittlung des Dr. Constantino Ponce de la Fuente, eines gesinnungsverwandten Spaniers, der mit Philipp II. nach Deutschland gekommen war und am Hofe Kaiser Karl's V. dem seine protestantische Gesinnung damals noch verborgen war, eine einflußreiche Rolle spielte. N. hatte sich ein Empfehlungsschreiben an Ponce de la Fuente von Franz Dryander (Francisco d'Enzinas) verschafft, der demselben spanischen Protestantenkreis angehörte und um diese Zeit in Straßburg weilte, wo er mit den deutschen Protestanten bereits engere Fühlung gewonnen hatte. Freilich war bei dem Versuche, mit Hülfe solcher Leute bei Karl V. eingeführt zu werden, auf allen Seiten große Vorsicht nöthig. Wie Ponce de la Fuente selbst, dessen Stellung compromittirt wurde, wenn durch seine Vermittlung Protestanten einen Platz am Hofe der Habsburger fanden, so mußte auch N. seine religiösen Anschauungen zu verschleiern suchen, und er scheute sich daher nicht, Dryander zu bitten, sein Empfehlungsschreiben danach einzurichten: an welchen Orten und mit wem N. verkehrt habe, brauche er nicht darin zu erwähnen, und überhaupt möge er sich über die Religion „nicht allzu sehr genau" auslassen, obgleich sich das ja (wie N. selbst hinzufügt) für ihn und alle Frommen in Wahrheit so schicken würde. Behutsam vorzugehen war allerdings um so mehr erforderlich, als N. bei dem jungen Maximilian angestellt sein wollte, dem späteren Kaiser Maximilian II., dessen Hinneigung zu protestantenfreundlichen Anschauungen schon seit 1548 in weiteren Kreisen bekannt war, während sein Vater, König Ferdinand I., wie auch der Kaiser selbst, ihn eben deshalb vor jeder näheren Berührung mit Protestanten fern zu halten suchten. N. hat auf die geschilderte Weise seinen Zweck wirklich erreicht: er trat als Rath in den Dienst Maximilian's, der damals den Titel eines Königs von Böhmen führte und eben aus Spanien zurückkehrte, sodaß der anfängliche Gedanke Niedbruck's an eine Reise nach Spanien und eine Thätigkeit in Spanien nicht zur Ausführung kam.

Ueber die ersten Jahre der neuen Thätigkeit Niedbruck's hören wir nur wenig; im April 1552 scheint er in Regensburg gewesen zu sein, um hier (zusammen mit Heinrich V. Reuß von Plauen) den Kurfürsten Moritz von Sachsen zum Besuch der Linzer Verhandlungen zu bewegen. Seit dem November 1552 finden wir ihn dann bei Maximilian in Graz, und während der hier in den folgenden Monaten gepflogenen Pläne behufs Gründung eines Fürstenbundes mit Moritz zur Aufrechterhaltung des Passauer Vertrags, denen sich König Ferdinand anschloß, wurde N., der sich offenbar als geschickt und brauchbar erwiesen hatte, auch zum Rath Ferdinand's erhoben (Anfang 1553); seitdem stand er gleichzeitig im Dienst des Vaters und des Sohnes und nahm eine hervorragende Stelle in der Politik der deutschen Habsburger ein (1554 erhielt er von Ferdinand monatlich 10 Gulden, außer dem Gehalt, den er als Rath Maximilian's bezog).

Dem sächsischen Bundesplan, zu dessen Verwirklichung im Frühjahr 1553 ein Fürstentag nach Eger berufen werden sollte, galt die erste größere Verwendung, die N. im Dienst der beiden Könige fand. Im März 1553 wurde er von Graz aus nach Dresden geschickt, um von da zusammen mit einem kursächsischen Gesandten (Anselm v. Zeschwitz) den Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz, den Herzog Albrecht V. von Baiern, den Landgrafen Philipp den Großmüthigen von Hessen, die fränkischen Stände (Würzburg, Bamberg und Nürnberg, die wegen der Raubzüge des Markgrafen Albrecht Alcibiades an dem Abschluß des Bundes ein besonderes Interesse hatten) und Heinrich V. von Reuß=

Plauen zum Besuch des Egerer Tages aufzufordern (nach Brandenburg und Mitteldeutschland gingen zwei andere Gesandte). Der geringe Erfolg dieser Sendung fällt nicht dem Boten zur Last, sondern der Gründung des Heidelberger Bundes, dem auch Moritz sich anschloß und der dem Egerer Plan seine Lebensfähigkeit nahm. Eben während die Heidelberger in Neuschloß (bei Lampertheim) zu Ende kamen, wurde N., der in Hessen bereits günstigen Bescheid erhalten hatte, dort empfangen (31. März), ohne aber Pfalz und Baiern noch gewinnen zu können; danach waren die besseren Erfolge, die er Anfang April in Franken und Reuß davontrug, ohne rechten Zweck mehr. Mitte April traf er in Prag wieder mit Maximilian zusammen und kehrte mit diesem bei der Aussichtslosigkeit der weiteren Verhandlungen bald darauf nach Wien zurück. Hatte schon Moritz seit seinem Beitritt zum Heidelberger Bunde das Interesse an dem Bündniß mit den Habsburgern verloren, so hatte sein Nachfolger August (seit Juli 1553), der sogar den Krieg gegen Albrecht Alcibiades einstellte, zu solchen Plänen noch weniger Lust. Als N. in der zweiten Hälfte October 1553 noch einmal nach Sachsen geschickt wurde, begnügte sich August mit einigen allgemeinen Freundschaftsversicherungen. Seitdem begann auch Ferdinand die Verhandlungen wegen seines Eintritts in den Heidelberger Bund.

Ein zweites Mal wurde N. 1554—55 zu wichtigen Geschäften bei den Vorbereitungen zu dem neuen Augsburger Reichstag sowie bei den Verhandlungen selbst, die den Religionsfrieden endlich zum Abschluß brachten, verwandt. Es handelte sich für Ferdinand wieder darum, die Fürsten zu persönlichem Erscheinen zu bewegen. Zu diesem Zweck wurde N. (zusammen mit dem Ritter Hans Philipp Schad) Ende Februar 1554 an die vier rheinischen Kurfürsten, die Herzoge Christoph von Württemberg und Wilhelm von Jülich-Cleve sowie an einige kleinere Fürsten abgeordnet. Er reiste im März über Augsburg und Bruchsal (wo er Pfalz, Mainz und Württemberg auf einer Versammlung des Heidelberger Bundes traf) an den Niederrhein, trat im April vom Herzogthum Cleve aus den Rückweg an (Xanten, Wesel, Köln), nahm nochmalige Rücksprache mit dem Pfälzer und versuchte, auch an anderen Orten, zu besserem Ergebniß zu gelangen, sodaß er seine ursprüngliche Absicht, schon vor Pfingsten (13. Mai) fertig zu sein, aufgeben mußte. Im Juni finden wir ihn in Speyer, Baden, Straßburg und Ensisheim, von wo aus er resignirt an Maximilian schrieb, daß alle seine Bemühungen wegen des Reichstags vergebens waren. In der That hatte nur der Württemberger sein Erscheinen in bestimmte Aussicht gestellt, was aber von besonderem Interesse ist, da an ihn N. geheime mündliche Aufträge von Maximilian mitbekommen hatte, die wir leider im Einzelnen nicht kennen. Der Mißerfolg bei den andern kann wieder nicht dem Gesandten zur Last gelegt werden, dessen Verhalten vielmehr von dem erprobten Geschäftsträger Ferdinand's, J. U. Zasius (der damals in Bruchsal die Verhandlungen über den Eintritt des Königs in den Heidelberger Bund zum Abschluß brachte), ausdrücklich belobt wurde. Im Sommer 1554 begab sich N. über Regensburg (28. Juli) nach Wien zurück, wo er in der Umgebung Maximilian's blieb, bis ihn Ferdinand im December mit nach Augsburg nahm, wo nun endlich der mehrmals verschobene Reichstag zusammentreten sollte. Im Januar 1555 wurde N. von Augsburg aus nochmals an die rheinischen Kurfürsten geschickt, ohne daß er diesmal besseren Erfolg gehabt hätte. Als am 5. Februar der Reichstag eröffnet wurde, waren nur wenige Fürsten in Person anwesend, darunter Herzog Christoph, der bis zum April in Augsburg weilte, und mit dem N. wieder intime Verhandlungen im Namen Maximilian's pflog. Diesem (der gegen seine Wünsche in Wien hatte zurück-

bleiben müssen) stand keiner seiner Räthe so nahe wie N., und es ist natürlich, daß er sich seiner gerade bei den Verhandlungen mit den protestantischen Fürsten bediente; hatte er ihm doch auch an Philipp von Hessen und andere Fürsten, für den Fall, daß sie erschienen, ähnliche mündliche Aufträge mitgegeben. Die zahlreichen Berichte, welche N. aus Augsburg an Maximilian schickte, sind eine wichtige Quelle für die Verhandlungen über den Religionsfrieden. Im August 1555 unternahm N. eine neue Gesandtschaftsreise. Ferdinand, der an einem Erfolg der Verhandlungen mit den Botschaftern verzweifelte, wollte den Abschluß des Religionsfriedens auf einen neuen Reichstag, der im folgenden Frühjahr in Regensburg zusammentreten sollte, vertagen und die Fürsten auffordern, wenigstens auf diesem zu erscheinen. N. reiste nach Heidelberg (3. August), nach Hessen und nach Württemberg (wo er den Herzog am 20. August zu Münsingen auf der Jagd traf). Aber alle Fürsten sprachen sich gegen eine Vertagung aus, und es gelang ja auch wirklich, im September in Augsburg den Religionsfrieden zu Stande zu bringen. Bald nach dem Schluß des Reichstags kehrte N. nach Wien zurück.

Wohl am interessantesten ist aber die Verwendung, die N. im J. 1556 fand, gelegentlich der großen Reise, die Maximilian im Sommer dieses Jahres zu Karl V. und Philipp II. nach den Niederlanden unternehmen mußte. Es war die Zeit, da Maximilian seinen Entwicklungsgang zum Protestantismus innerlich vollendet hatte, und er wollte daher die Gelegenheit zu einer Auseinandersetzung mit den protestantischen Fürsten und Gelehrten im Reiche benutzen. Dazu bediente er sich natürlich wieder Niedbruck's, den er schon Anfang Juni von Linz aus, unmittelbar nach dem Antritt der Reise, nach Sachsen und Brandenburg schickte, einmal, um mit Kurfürst August für die Rückreise eine Zusammenkunft zu Rheinfels bei St. Goar, an der auch Philipp von Hessen theilnehmen sollte, zu verabreden, und sodann, um auch mit den beiden Brandenburgern (Joachim II. und Hans von Küstrin) sowie mit einer Reihe von Theologen Fühlung zu gewinnen und sie alle über die Gesinnung Maximilian's authentisch zu unterrichten. Damals setzte sich N. in Prag mit den Utraquisten, in Joachimsthal mit Mathesius in Verbindung; dann reiste er nach Dresden (19./20. Juni) und von da nach Brandenburg, darauf nochmals nach Sachsen zurück: in Wittenberg scheint er Anfang Juli Peucer besucht zu haben, in Leipzig Melanchthon, an den er besondere Aufträge hatte, und auch nach Magdeburg ist er gekommen. Dann begab er sich zu Maximilian nach Brüssel, wo er Ende des Monats eintraf und von wo aus er mit Kurfürst August und Landgraf Philipp wegen der beabsichtigten Zusammenkunft correspondirte. Dennoch hat sich, als Maximilian (den N. auf der Rückreise begleitete) im August in St. Goar erschien, nur Philipp's ältester Sohn Wilhelm daselbst eingefunden, der seinen Vater mit Geschäften entschuldigte, während der bequeme Kurfürst von Sachsen von der Rückkehr Maximilian's zu spät gehört zu haben behauptete; damals zuerst hat Maximilian erfahren müssen, was manche protestantische Fürsten, nicht zum wenigsten der gealterte Landgraf, für vorsichtige Herren geworden waren. Dagegen hat N. auf der Weiterreise mit Otto Heinrich, dem neuen Kurfürsten von der Pfalz, verhandelt, während Maximilian den Rückweg (wie schon die Hinreise) namentlich zu intimen Conferenzen mit Christoph von Württemberg benutzte. Einen neuen Auftrag erhielt N. am 7. September, als er mit seinem Herrn auf der Fahrt donauabwärts an Neuburg vorbeikam, wo damals der geächtete Albrecht Alcibiades weilte. Da Maximilian im Gegensatz zu seinem Vater und den katholischen Fürsten die Sache des Markgrafen gern zu einem gütlichen Ausgleich gebracht hätte, schickte er N. zu ihm und dieser hatte eine zweistündige Unter=

redung mit Albrecht; aber der trotzige Sinn des Markgrafen wies jeden Gedanken an Verhandlungen zurück. Am Abend des 11. September kam N. in Maximilian's Begleitung in Regensburg an, wo ein neuer Reichstag tagte.

Ueber Niedbruck's letztes Lebensjahr sind wir verhältnißmäßig wieder weniger gut unterrichtet. Zunächst blieb er ein halbes Jahr lang in Regensburg, in den Geschäften des Reichstags verwandt, beständig gewärtig, aufs neue ausgeschickt zu werden, ohne daß es diesmal dazu gekommen wäre. Am 20. März 1557, vier Tage nach der Verkündigung des Reichsabschieds, verließ er Regensburg, um nach Wien zurückzukehren. Hier finden wir ihn noch Anfang Juni in Verhandlungen mit Joh. Blahoslaw, einem Gesandten der Böhmischen Brüder, die von Maximilian eine Besserung ihrer bedrängten Lage erhofften. Dann trat er noch einmal eine Reise nach den Niederlanden an, im Auftrage Ferdinand's, um mit Philipp II. wegen des französischen Krieges zu verhandeln (das Reich hoffte auf die Rückgabe von Metz, Toul und Verdun). Er sollte nicht mehr zurückkehren. Am 26. September 1557 starb er in Brüssel, wenig über 30 Jahre alt, so plötzlich, daß sich an die unvermuthete Kunde von seinem Tode das unbegründete Gerede von einer Vergiftung heftete. Laute und aufrichtige Klage von Maximilian, Melanchthon, Flacius und Anderen folgten ihm ins Grab.

Die gesammte gelehrte Welt, insonderheit aber die protestantische, hatte Grund zur Trauer. Denn die wissenschaftliche Thätigkeit, die N. neben seiner staatlichen entfaltete, war eine ganz erstaunliche. Alle seine Reisen benutzte er zu umfassenden Studien und Nachforschungen. Beim Antritt der Gesandtschaft vom Frühjahr 1554 sprach er alsbald die Hoffnung aus, über 30 deutsche Bibliotheken besuchen zu können; einen Monat später hatte er den Plan bereits auf über 100 erweitert. In Wien kam sein Eifer der Hofbibliothek zu gute, für die er u. a. im April 1554 zu Köln den Codex Carolinus und die Bonifaciusbriefe erwarb; auch die Gewinnung der zahlreichen, kostbaren griechischen Handschriften aus Constantinopel und Amasia durch Auger Gislen v. Busbeek ging auf die Anregung Niedbruck's zurück. Seine Verdienste haben einige ältere Gelehrte zu der irrigen Annahme geführt, er sei Director der Wiener Hofbibliothek gewesen. Aber daneben und darüber standen ihm bei seiner Thätigkeit noch ganz andere Interessen. In erster Linie lag ihm die Förderung der Magdeburger Centurien am Herzen: seit 1552 stand er deshalb mit Flacius und seinen Mitarbeitern in beständiger Verbindung, eifrig bedacht, die Pläne für diese erste protestantische Kirchengeschichte, diese hervorragende geistige Waffe im Kampf gegen den Katholicismus, zu begutachten und zu verbessern, ihnen finanzielle Unterstützung zufließen zu lassen und vor allem neue Mitarbeiter zu gewinnen und selbst Material aus allen Theilen Europas zu sammeln. Aus der Hofbibliothek sowohl wie aus der Privatbibliothek Maximilian's gingen Flacius Bücher in reicher Fülle zu, und auch sonst zeigte sich N. mit Erfolg bemüht, den Centuriatoren solche Bibliotheken, die ihnen verschlossen waren, zu öffnen. Bis nach Italien, Corsica, Spanien, Frankreich und England, Ungarn, Siebenbürgen, Polen, Rußland, Griechenland und der Türkei erstreckten sich seine Nachforschungen für sie. Christoph von Württemberg und Otto Heinrich von der Pfalz wurden um Empfehlungsbriefe angegangen. Auch mit Johann Wigand und den anderen Mitgliedern des Magdeburger Fünfer-Collegiums trat N. in Beziehung. Er hat ferner die Verbindung mit einer ganzen Anzahl hervorragender Gelehrten vermittelt, deren Rath, Wissen und Arbeit ebenso wie ihre Bücher dem Werke zu gute gekommen sind, wenn sie auch nur zum Theil mit Flacius selbst in Corre-

spondenz traten. Dahin gehören namentlich die österreichischen Juristen Georg Tanner und Georg Aigmayr sowie der Brabanter Philologe Arnold Arlen (Bibliothekar Cosimos I. von Florenz), die in Italien für N. arbeiteten, ferner der weitgereiste Burgunder Historiker Hubert Languet, den er in Wien persönlich kennen gelernt hat, und das Brüggener Dioscurenpaar Georg Cassander und Cornelius Wouters (Gualterus), die damals in Köln weilten und durch die N. auch mit dem französischen Gelehrten Jean du Tillet (Joh. Tilius), dem ersten Herausgeber der Libri Carolini (1549), in Berührung kam. In Wesel verhandelte N. im April 1554 mit dem englischen Bischof John Bale (Joh. Balaeus), einem Schotten, der nach dem Regierungsantritt Maria's der Katholischen England verlassen hatte, und den er für eine dauernde Mitarbeit an den Centurien in Aussicht nahm. Weiter dienten demselben Werke Niedbruck's Beziehungen zu den böhmisch-utraquistischen Gelehrten, namentlich zu Matthaeus Collinus, aber auch zu Thaddaeus Hájek, Thomas Mitis u. A.; 1553 und 1556 konnte er mit ihnen in persönlichen Verkehr treten. Auch mit dem Juristen Simon Schard, mit dem Philologen Hieronymus Wolf (Bibliothekar Joh. Jak. Fugger's) und mit dem istrischen Convertiten Pietro Paolo Vergerio (damals in Württemberg) hat er im Interesse der Centurien correspondirt, und zu gleichem Zwecke wies er Flacius auf die Theologen Valentin Paceus in Leipzig, Andreas Gerhard Hyperius in Marburg, Nicolaus Gallus in Regensburg und Konrad Pellikan in Zürich sowie auf den Buchdrucker Petrus Perna in Basel hin. In das Haus des Gallus pflegte N., um Aufsehen zu vermeiden, die Bücher zu schicken, welche er den Centuriatoren zur Verfügung stellte, und Marcus Wagner hat hier u. a. ein halbes Jahr lang Excerpte angefertigt. Sogar mit Calvin hat N. über den Plan der Magdeburger Briefe gewechselt.

Neben diesen Beziehungen pflog N. jedoch noch einen reichen anderen wissenschaftlichen Briefwechsel, der nicht, oder doch nur nebenbei, sich auf das große kirchenhistorische Werk bezog. So stand er mit dem Wittenberger Kreis (Melanchthon, Joach. Camerarius, Paul Eber, Kaspar Peucer) dauernd in Verbindung und war auch hier so geschätzt, daß Melanchthon ihm einmal versicherte, keine Zeit und kein Schicksal könne seine Liebe zu ihm je auslöschen. Aehnliche litterarische Interessen verknüpften ihn mit Johann Mathesius in Joachimsthal, mit Kaspar Brusch, der damals in der Oberpfalz weilte und die Dienste Niedbruck's für sein Werk über die Bisthümer Deutschlands in Anspruch nahm, sowie mit Konrad Gesner in Zürich, der von ihm sogar Förderung seiner zoologischen Interessen erfuhr und ihm den Anhang seiner Bibliotheca universalis widmete (1555). Besonders starke Beziehungen verbanden ihn schließlich mit Straßburg, dem Wohnort seines Oheims. Schon mit Butzer war er gelegentlich in schriftlichen Verkehr getreten; einen dauernden Briefwechsel führte er mit Johann Sturm, Sleidan und Konrad Hubert. Sleidan correspondirte mit ihm namentlich über die Aufnahme seiner Commentare in Wien und über seine Wünsche nach einer Anstellung im Hofdienst; Hubert empfing von ihm reiches Material und werthvollen Rath für die Sammlung lateinischer geistlicher Lieder, die er zu veröffentlichen beabsichtigte (vgl. über ihn jetzt Joh. Ficker und O. Winckelmann in den Handschriftenproben des 16. Jahrhunderts 2, Straßburg 1905, Text zu Tafel 67).

Bei alledem aber fand N. in seinem kurzen, vielbeschäftigten Leben auch noch Zeit zu eigenen Arbeiten. Sieben wissenschaftliche juristische und philologische Schriften von ihm bewahrt die Wiener Hofbibliothek. Andere Werke zum Betrieb des gelehrten Unterrichts scheinen verloren zu sein. Im Druck ist keines seiner Bücher erschienen.

Niedbruck's politische und religiöse Stellung dürfte sich wol so ziemlich mit der seines Herrn, Gönners und Freundes Maximilian gedeckt haben, seit dieser, nicht zum wenigsten durch Niedbruck's Einfluß, innerlich dem Protestantismus gewonnen war. Sie documentirt sich in einer starken deutsch-nationalen Gesinnung und in einer versöhnlichen religiösen Haltung. Die Beilegung des Haders der protestantischen Parteien, insonderheit des Zankes zwischen Melanchthon und Flacius, war sein Wunsch und Ziel, gegen alles sectirerische Wesen hatte er eine tiefe Abneigung (daher auch sein Mißtrauen gegen die Böhmischen Brüder). Freudig begrüßte er sogar innerhalb der katholischen Kirche Anzeichen zu einer „rechtschaffenen" Reform, wie die Wahl des Papstes Marcellus II. im April 1555. Doch blieb er sich der Grundlagen seiner evangelischen Anschauung immer bewußt. Als er im Juni 1554 im Kreuzgang des Dominicanerklosters zu Straßburg das Grab Tauler's sah, freute er sich der einfachen Inschrift, die den Zusatz „orate pro eo" vermissen ließ, während ein Lamm, auf das der große Mystiker im Bild mit dem Finger wies, und die Worte „in Christo Jesu" ihm anzudeuten schienen, „daß er auf diesen allein all sein Vertrauen auf Rechtfertigung setze, nicht auf die Vermittlung und Unterstützung anderer". Schon als N. im Sommer 1555 gegenüber Flacius die Hoffnung aussprach, daß ein mächtiger König einmal die Reformation der Kirche in die Hand nehmen möge, mag er an Maximilian gedacht haben; jedenfalls hat er das Band zwischen diesem und den protestantischen Fürsten (namentlich Christoph, August und den Brandenburgern) ebenso wie dasjenige zwischen ihm und den protestantischen Theologen (Flacius, Melanchthon, Vergerio) geknüpft. Freudig preist er bei Markgraf Hans von Küstrin den Protestantismus seines Herrn, und Pfauser, der bedrängte evangelische Prediger Maximilian's, gegen den sich der ganze Sturm der Katholiken richtete, wurde noch 1557 nur durch N. zum Ausharren bewogen. Gern nahm er sich auch aller österreichischen Protestanten, die nach anderen deutschen Ländern gingen, bei seinen Correspondenten an. Freilich fehlt auch die Gegenseite in diesem Bild nicht ganz, eine große äußere Zurückhaltung, die, wie bei Maximilian, gelegentlich als bedenkliche Schwäche erscheint. Daß N. seinen Briefwechsel mit den protestantischen Gelehrten (namentlich mit Flacius und Sleidan) nur mit außerordentlicher Vorsicht und zum Theil unter fingirten Namen führte, mag begreiflich sein; Sleidan glaubte immerhin, viel Grund zur Klage zu haben darüber, daß sich N. seiner und seiner Commentare am Wiener Hofe nicht genügend annehme (einmal hatte man ihm übrigens sogar hinterbracht, daß N. sich im Januar 1555 in Heidelberg abfällig über die Commentare geäußert habe), und bedenklich muß jedenfalls die Art scheinen, wie N. sich im J. 1550, als es sich um seinen Eintritt in den Dienst der Habsburger handelte, alle Mühe gab, seine protestantische Gesinnung und seinen protestantischen Umgang zu verheimlichen. Jede Andeutung der protestantischen Gelehrten, mit denen er in Verbindung stand, über seine oder Maximilian's religiöse Haltung blieb ihm auch in Zukunft peinlich, sodaß er Tanner gegenüber einmal ausdrücklich bat, davon Abstand zu nehmen. Die ihm zugedachte Dedication der Gedichte Brusch's hat er abgelehnt (1555), und die Dedication eines Werkes von Hubert erklärte er sich nur dann anzunehmen bereit, wenn er vorher die Vorrede lesen dürfte. — Man hat sich gelegentlich gewundert über die Zahl der protestantischen oder doch zum Protestantismus neigenden Männer, die am Hof Ferdinand's wirkten. Durch das Laviren und die übergroße Vorsicht, auf die sie hier gewiesen waren, konnte leicht ihr Charakter in Mitleidenschaft gezogen werden, und es muß Bewunderung erregen, daß N. dennoch so außer-

ordentlich stark im Dienst der protestantischen Sache thätig zu sein vermochte.

Niedbruck's nachgelassene Schriften sowie sehr zahlreiche Briefe von ihm und an ihn beruhen auf der Wiener Hofbibliothek; vgl. Tabulae codicum manu scriptorum in bibliotheca Palatina Vindobonensi asservatorum 6 (Wien 1873), sowie auch 7 (1875) no. 11 835. Die Briefe Niedbruck's an Hubert (1554—57) befinden sich im Thomasarchiv zu Straßburg (und wurden zu obiger Darstellung benutzt). Eine Ausgabe des gesammten Briefwechsels läßt noch immer auf sich warten. Den Briefwechsel mit Melanchthon veröffentlichte theilweise Adalbert Horawitz in den Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, philos.-hist. Cl. 76 (1874), S. 299 ff. (mit beachtenswerthen Angaben über Niedbruck's Leben und Werke), vollständig Victor Bibl im Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich 18 (1897), S. 34 ff. Briefwechsel mit Brusch bei A. Horawitz, Caspar Bruschius (Prag und Wien 1874), S. 217—229; mit Sleidan bei Hermann Baumgarten, Sleidan's Briefwechsel (Straßburg 1881). Die beiden interessanten Briefe an Dryander (1550) druckt Edward Boehmer, Bibliotheca Wiffeniana, Spanish reformers of two centuries II (Straßburg und London 1883), S. 21 f. Briefwechsel mit Mathesius bei Georg Loesche, Johannes Mathesius 2 (Gotha 1895), S. 223 ff. (der Brief S. 279 Nr. 66 trägt aber im Original, wie mir V. Bibl mittheilt, keinerlei Tages- oder Monatsdatum, und das, welches ihm der Herausgeber wol versehentlich vorangestellt hat, ist sicher irrig und würde eine falsche Anschauung vom Zeitpunkt des Eintritts Niedbruck's in den königlichen Dienst geben); vgl. auch G. Loesche im Jahrbuch der Gesellsch. f. d. Gesch. des Protestantismus in Oesterreich 11 (1890), S. 31 ff. Den wichtigen und umfangreichen Briefwechsel mit Flacius veröffentlichte V. Bibl in demselben Jahrbuch 17—20 (1896—1899). Ueber Niedbruck's Verhältniß zu den Utraquisten in Böhmen siehe Ferd. Menčik ebd. 18 (1897), S. 48 ff.; über N. und Tanner V. Bibl im Archiv für österreichische Geschichte 85 (1898), S. 379 ff. Durch diese Arbeiten sind ältere Drucke fast ganz entbehrlich geworden; nur bei Joseph Chmel, Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien 2 (Wien 1841), S. 236—258 finden sich einige seither nicht wieder gedruckte Briefe von Languet, Arlen, Peucer, Calvin und Gesner, solche von und an Calvin ferner im Corpus Reformatorum 44 u. 48 (1877, 1879). Ein sehr reichhaltiges Verzeichniß der Correspondenten Niedbruck's, das aber noch nicht einmal ganz vollständig ist, gibt Horawitz in den Sitzungsberichten a. a. O., S. 303; auf Grund der gedruckten Litteratur vermag ich hinzuzufügen: Johann Camerarius, Dryander, Sigmund Jordan Geleus, Johann Hommel, Sleidan. — Vgl. ferner: Anton Gindely in den Fontes rerum Austriacarum 2. Abth. 19 (1859), S. 177—182 (über N. und die Böhmischen Brüder); J. Siebmacher's Wappenbuch, N. Aufl. 2, 11, bearb. von M. F. A. Gritzner (Nürnberg 1873), S. 51; Briefe und Acten zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts 4 (Beiträge zur Reichsgeschichte 1553—1555 von August v. Druffel, ergänzt und bearb. von Karl Brandi, München 1896) und 5 (Beiträge zur Geschichte Herzog Albrecht's V. und des Landsberger Bundes 1556—1598 von Walther Goetz, München 1898); [Ernst] Schaumkell, Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Magdeburger Centurien (Ludwigslust 1898), S. 20 ff.; Gustav C. Knod, Deutsche Studenten in Bologna (1899), S. 375 f. mit dem Bruchstück einer Selbstbiographie Niedbruck's (ich verdanke dem Verf. auch eine Mittheilung aus der Matrikel von Orléans); Viktor Ernst, Briefwechsel des Herzogs Christoph

von Wirtemberg 2 u. 3 (Stuttgart 1900, 1902); Robert Holtzmann, Kaiser Maximilian II. bis zu seiner Thronbesteigung (Berlin 1903).

R. Holtzmann.

Niemeyer: Paul N., Arzt und Popularhygieniker zu Berlin, jüngerer Bruder des bekannten Klinikers Felix v. N. (1820—71), geboren am 9. März 1832 zu Magdeburg, studirte in Halle und Berlin, wo er 1854 mit der Dissertation: „De mandibulae ancylosi novaque ejus curatione operativa" Doctor wurde, ließ sich zuerst in Neustadt-Magdeburg, dann in Magdeburg nieder, wurde 1875 Privatdocent an der Universität Leipzig und lebte zuletzt in Berlin, wo er am 24. Februar 1890 starb. Er hat sich durch sein gründliches „Handbuch der theoretischen und klinischen Percussion und Auscultation" (2 Bde., 1868—71) einen Namen gemacht; einen Auszug aus diesem größeren Werke bildet der „Grundriß der Percussion und Auscultation" (2. Aufl. ebd. 1873; portugiesische Uebersetzung von Felix Pereira, Lissabon 1874). Ferner veröffentlichte N.: „Physikalische Diagnostik" (Erlangen 1874); „Medicinische Abhandlungen" (3 Bde., ebd. 1872—75). In weiten Kreisen bekannt wurde er durch seine zahlreichen populär-medicinischen und diätetischen Schriften, wie: „Gesundheitslehre des menschlichen Körpers" (München 1876); „Die Lunge" (2. Aufl., ebd. 1876); „Aerztlicher Rathgeber für Mütter" (Stuttg. 1877); „Die Sonntagsruhe vom Standpunkte der Gesundheitslehre" (Berlin 1876) u. s. w., in denen er für arzneilose Heilkunde, hygienische Lebensweise, Wasserheilverfahren ꝛc. eintrat.

Vgl. Pagel's Biogr. Lex. S. 1209. Pagel.

Nies: Friedrich N., geboren 1839 in Leipzig, studirte dort bei F. A. Naumann und später in Heidelberg Geologie, wo promovirte mit der Arbeit: „Eine geologische Skizze des Kaiserstuhlgebirges", 1863. Zuerst als Volontär bei der geologischen Landesuntersuchung Sachsens thätig, wurde er dann Assistent bei A. Sandberger in Würzburg, wo er sich 1868 als Privatdocent an der Universität habilitirte mit einer Arbeit: „Beiträge zur Kenntniß des Keupers im Steigerwald". Im J. 1874 kam er als Professor der Mineralogie und Geologie an die landwirthschaftliche Hochschule in Hohenheim und verblieb dort bis zu seinem 1895 erfolgten Tode. Neben seiner Lehrthätigkeit, der er mit großem Eifer oblag, veröffentlichte er eine Reihe kleinerer hauptsächlich mineralogischer Arbeiten.

Am bedeutendsten waren wol diejenigen seiner Arbeiten, in denen er das schwierige Problem, ob und welche Schmelzmassen beim Erstarren sich ausdehnen, experimentell zu lösen versuchte, wobei er zu dem Ergebniß gelangte, daß wahrscheinlich sehr viele Metalle und Silicate im Momente des Ueberganges aus der gluthflüssigen in den festen Aggregatzustand eine Ausdehnung erfahren. („Ueber Volumenänderungen einiger Metalle beim Schmelzen", zusammen mit A. Winkelmann, erschienen im Sitzungsbericht der Akademie der Wissenschaften in München, II. Classe, 1881, S. 63 und in Poggendorff's Annalen Bd. 13, 1881; „Ueber das Verhalten der Silicate beim Uebergang aus dem gluthflüssigen in den festen Aggregatzustand", Programm zur 70. Jahresfeier der Akademie Hohenheim. Stuttgart 1888.)

A. Rothpletz.

Niese: Karl Eduard N. sen., evangelischer Theolog, geboren am 21. October 1804 in Torgau, † am 14. October 1882 in Bahrendorf bei Magdeburg. Seine Schulbildung empfing N. seit 1818 auf dem Lyceum zu Wittenberg, seit 1820 auf dem Gymnasium zu Erfurt, wohin er dem dorthin versetzten Professor Frz. Spitzner nachzog. In Erfurt schloß er mit seinem

Mitschüler Fr. Ritschl, dem nachmaligen princeps philologorum, enge Freundschaft, die lebenslang von Bestand blieb. Ausgerüstet mit gründlichen classischen Kenntnissen, die ihn z. B. noch in hohem Alter zum Abfassen tadelloser lateinischer Oden und Elegieen befähigten, besuchte er 1823—1826 die Universität Leipzig, um Jura zu studiren. In dieser Zeit des Jugenddranges, in der er auch Philosophie und Philologie tractirte, schrieb N. ein handschriftlich erhaltenes Drama „Die Akademiker". Nach Berlin übergesiedelt, wo er mit dem Philosophen und Aesthetiker H. Ulrici eine zweite Lebensfreundschaft anknüpfte, wandte er sich, angezogen von Neander, Schleiermacher und besonders Hegel, der Theologie zu, legte 1831 dort die erste, und, nach abermaligem Besuch der Leipziger Universität, 1832 in Magdeburg die zweite theologische Prüfung ab, worauf er unmittelbar zum dritten Diakonus der Stadtkirche seiner Heimath Torgau berufen ward. Im J. 1839 ernannte ihn das Ministerium zum ersten Prediger, geistlichen Inspector und Professor an der Landesschule Pforta. Bei sehr zarter Constitution war N. eine edle, milde, von johanneischem Geiste beseelte Natur, gemüthvoll und treu, von lebhaftem und beweglichem Geist, anregend und dialektisch gewandt, gewissenhaft und von unermüdlichem Fleiß. Mehr als durch Predigt und Unterricht wirkte er in Pforta durch seine cura animarum und das väterlich-wohlwollende Verhalten gegenüber den Zöglingen. So erwarb er sich die Achtung und Liebe seiner Collegen, das Zutrauen und die Verehrung der Schüler, die ihm den Beinamen „Vater Niese" gaben und ihm nachrühmten, daß er Vergehungen niemals vor die Lehrerconferenz gezogen, sondern stets unter vier Augen abgemacht habe. Um bessere geistliche Versorgung der wachsenden Gemeinde Kösen, die nach Pforta eingepfarrt war, bemühte sich N. mit dem Erfolg, daß ein eigner Geistlicher für Kösen angestellt und der Ort 1867 bald nach seinem Weggang zur eignen Parochie erhoben wurde. In der freigemeindlichen Bewegung nahm er 1845 Stellung gegen Wislicenus durch die Broschüre „Ob Schrift? Ob Geist?" Für die Sache des Gustav-Adolf-Vereins trat N. durch Wort, Schrift und That bis an sein Lebensende auf das wärmste ein: er bereiste die böhmische Diaspora, gründete die Gustav-Adolf-Frauenvereine zu Torgau und Naumburg a. S., schrieb für den „Boten des Gustav-Adolf-Vereins aus Thüringen" zahlreiche Aufsätze über Vorreformatoren, Reformatoren, evangelische Märtyrer, kirchengeschichtliche Ereignisse u. dgl., die zum Theil auch in Sonderdruck herauskamen, und veranlaßte seine herangewachsenen Kinder zu schriftstellerischen Arbeiten auf dem gleichen Gebiete. An dem wissenschaftlichen Leben in Pforta und an den Bestrebungen des litterarischen Vereines zu Naumburg a. S. nahm er regen Antheil und ließ bei seiner poetischen Begabung zu festlichen Gelegenheiten gern ernste oder schalkhafte Gedichte vom Stapel. Beim 300jährigen Jubelfeste der Landesschule (1843) schrieb N. in das Collectivprogramm eine „Aussicht auf Pforta" und ließ mit seinem Collegen Bittcher „Abendgebet und Predigt" der Feier im Druck erscheinen. Zwei andere Programmabhandlungen von N. beschäftigen sich mit dem Evangelisten Johannes, dem er sich geistig so verwandt fühlte und in dessen Ideenwelt er sich gern versenkte: „Die Grundgedanken des Johanneischen Evangeliums" (1850) und „Die Johanneische Psychologie" (1865); und noch wenige Jahre vor seinem Tode kehrte er zu diesem Lieblingsgegenstande seiner Studien zurück in einem populär geschriebenen „Leben des heiligen Johannes" (1878), das sich freilich über die Grundlagen der historischen Kritik hinwegsetzte und den Beifall der Wissenschaft nicht erlangen konnte. Als Früchte seiner pädagogischen Erfahrungen veröffentlichte N. 1855 ein Buch „Das christliche Gymnasium" und 1857 anonym ein „Liederbuch für

deutsche Gymnasien", das mit seinen 400 verschiedenartigen Liedern hauptsächlich unter den Gymnasiasten von Pforta Verbreitung fand. Im J. 1864 feierte er das Fest seiner 25 jährigen Thätigkeit in Pforta. Anfang 1866 ward er auf die Pfarrstelle Bahrendorf bei Magdeburg versetzt, wo es ihm, wenn auch unter allmählicher Erlahmung, vergönnt war, weitere 16 Jahre zu wirken und zuletzt noch zwei seltene Feiern in Heiterkeit zu begehen: am 7. Juni 1882 sein 50 jähriges Dienstjubiläum und am 17. Juli desselben Jahres im fast vollzählig versammelten Kreise seiner zahlreichen Familie die goldene Hochzeit. Die Gemeinde Bahrendorf übergab ihm dabei ein gesammeltes Capital als „Niesestiftung" mit der Bestimmung, daß der Zinsertrag den Ortsarmen zu gute kommen und dadurch sein Name dauernd in gesegnetem Andenken bleiben solle. Sein Wunsch, noch einige Jahre des Ruhestands zu genießen, ging nicht in Erfüllung. Kurz vor der erbetnen Pensionirung nahm ihn ein Schlagfluß am 14. October 1882 ohne vorgängige Krankheit dahin. Die Kreissynode und Geistlichkeit des Bezirks bezeichneten ihn in ihrem Nachruf als eine „anima candida, ein durch wissenschaftliche Bildung, glaubenstreue Herzenswärme und stets gleichbleibende collegialische Liebenswürdigkeit und Aufrichtigkeit ausgezeichnetes Mitglied" ihres Kirchenkreises.

Stammtafeln der Familie Niese aus Torgau (1893). — Kirchner, Die Landesschule Pforta in ihrer geschichtlichen Entwicklung, S. 145. — Programme der Landesschule Pforta, 1839 S. XII; 1864 S. XI; 1866 S. XI. — C. Steinhart, Niso carissimo gratulatur etc. (1864). — H. Jacoby in den „Grenzboten" 1878, I, S. 336 f. — Ecce der Landesschule Pforta 1882, S. 29—32 und 1903, S. 6. — Bote des Gustav-Adolf-Vereins aus Thüringen 1882 Nr. 11, S. 89—90 und 1904 Nr. 1, S. 1—3. — K. Plath, Die goldene Hochzeit, in der „Kleinen Biene auf dem Missionsfeld" 1882 Nr. 11 S. 147—150. — B. Rogge, Pförtnerleben, S. 47, 63, 119. — P. Deußen, Erinnerungen an Fr. Nietzsche, S. 20. — O. Ribbeck, Fr. Wilh. Ritschl I, S. 12, 26, 49, 76, 95, 132; II, S. 390, 461 f., 467. — Album des litterarischen Vereins in Naumburg a. S. 1846 S. 33, 37; 1871 S. 24, 28, 43, 58, 59, 62. — Chr. Johnen, Festbuch zur 100 jährigen Jubelfeier der deutschen Kurzschrift (1896), S. 42. — G. Plath, Karl Plath, ein Lebensbild (1904), S. 48 f., 56 f., 84, 86.

Mitzschke.

Niese: Karl Eduard N. jun., zweiter Sohn des Vorigen, Pädagog, geboren am 4. April 1837 in Torgau, † am 7. April 1890 in Bensheim (Hessen). Im J. 1839 siedelte er mit nach Pforta über und durchlief von 1849 bis 1856 das dortige Gymnasium. Von da an studirte er in Leipzig, Halle und Berlin Theologie und legte 1859 die erste Prüfung ab. Eine litterarische Frucht seiner Studentenzeit, aber wesentlich Compilation, war das anonyme „Leben Gustav Adolfs, Königs von Schweden" (Naumburg a. S. 1858), das er auf Anregung seines für die Gustav-Adolf-Sache begeisterten Vaters „für Freunde der Gustav-Adolf-Stiftung" herausgab. Als Hauslehrer bei dem damaligen russischen Gesandten in Berlin Baron Andreas v. Budberg beschloß N., sich fortab ganz der Erziehung der Jugend zu widmen. Nach seiner Verheirathung (1861) mit Mary Marinack aus einer feingebildeten englischen Familie begann er zunächst in Berlin eine private Lehrthätigkeit und gründete dann 1862 in Kösen eine eigne Knabenerziehungsanstalt, die er zu Ehren seines früheren Principals und Förderers „Andreas-Institut" nannte. Gleichzeitig promovirte er zum Dr. phil. mit der Dissertation „De matrimoniis, in quae filii dei filias hominum duxerunt". Das Ziel des Andreas-Instituts,

das 1863 nach Sulza (Oberneusulza bei Bad Sulza) verlegt ward und dort die staatliche Anerkennung als concessionirtes Privat-Progymnasium erhielt, war die Vorbereitung der Zöglinge bis zum Eintritt in die Tertia eines Gymnasiums. Das unterrichtliche und erzieherische Geschick des Leiters und seiner Ehefrau, die strenge Handhabung von Zucht und feiner Sitte, die sorgfältige Berücksichtigung der körperlichen Pflege und Uebung, sowie das ganz familienartige Leben verschafften der Anstalt einen guten Ruf und machten sie zu einer gesuchten Stätte, besonders für Söhne des hohen und höchsten Adels, die von N. dann meistens auf die Gymnasien zu Roßleben, Pforta, Dresden (Vitzthum'sches), Liegnitz und Brandenburg (Ritterakademie) gebracht wurden. Als zwei Prinzen von Sachsen-Weimar dem Andreas-Institut angehörten, erhielt N. 1872 vom Großherzog Karl Alexander den Titel „Professor". Durch zunehmende Kränklichkeit sah sich N. 1879 genöthigt, seine blühende Anstalt wesentlich zu verändern, da er den Unterricht der Zöglinge nicht mehr selbst besorgen konnte. Es erfolgte die Umwandlung in ein Pensionat und die Uebersiedlung nach Weimar, wo der Unterricht der Schüler dem Gymnasium überlassen wurde. Auf Grund seiner Erfahrungen in der lateinischen Elementarpraxis veröffentlichte N. unter dem Pseudonym „Philebus" zwei den „Lateinschülern aller Schulen" gewidmete Heftchen, die aber kaum Beachtung fanden: „Tachymathie. 1. Die lateinischen Genusregeln, 2. Die sogenannten unregelmäßigen Verba der lateinischen Sprache schnell und sicher zu erlernen" (Bernburg 1881). Da sich sein Gesundheitszustand nicht besserte, gab er 1884 seine Anstalt auf und zog nach Bensheim in das milde Klima der Bergstraße, begleitet von einigen wenigen Zöglingen, die sich von der Familie nicht trennen mochten. Dort starb er kinderlos am 7. April 1890. Seine Ehefrau (geb. 1829 in London), die ihm ein Jahr im Tode voranging, ist Herausgeberin einer sehr umfänglichen Sammlung classischer englischer Gedichte: M. Marinack, Selection from the works of the British classical poets from Shakespeare to Shelley (Leipzig 1861), und übersetzte außerdem mehrere Hefte der Virchow-Holtzendorff'schen Vortragssammlung ins Englische.

Stammtafeln der Familie Niese aus Torgau (1893). — Ecce der Landesschule Pforta 1890, S. 23, Nr. 11. — Weimarische Zeitung 1890, Nr. 83 vom 10. April (Oertliche Nachrichten). — Hoffmann, Pförtner-Album (1893), S. 422, Nr. 10 137. — H. Lohse, Das Andreasstift in Sulza, in der „Cornelia" II. Bd. (1864), 5. Heft, S. 176—179. — Verzeichniß sämmtlicher Zöglinge des Andreas-Instituts 1862—1874. — Das Andreas-Institut. Satzungen über Erziehung, Unterricht, Hausordnung u. Aufnahme.

Mitzschke.

Nikola: Josef N., Wiener Communalpolitiker und Volks-Dramatiker, wurde am 14. Januar 1816 zu Wien geboren. Er absolvirte das Gymnasium und gewann da die Grundlage seiner selbständigen Weiterbildung. Jedoch widmete er sich dem Handelsstande und übernahm 1840 ein Kaffeehausgeschäft auf der Mariahilfer Hauptstraße. Im J. 1847 übersiedelte er damit in die sog. Innere Stadt, nämlich in die Färbergasse, brachte es durch Fleiß und Umsicht in die Höhe und überließ es nach jahrzehntelanger Leitung seinem, dann vor ihm verstorbenen Sohne. Verhältnißmäßig früh trat N. in die Oeffentlichkeit. Schon 1842 finden wir ihn als Oberlieutenant und Adjutant im 2. Wiener Bürger-Regimente. An den Kämpfen des Jahres 1848 nahm er, Hauptmann der Nationalgarde im sog. Wiener Viertel der inneren Stadt, was er bis zu deren Auflösung blieb, lebhaftesten Antheil. Er gehörte zu den überzeugtesten Anhängern der damaligen demokratischen Bewegung in Oesterreich, in der er mitten drin stand, und blieb den 48er Traditionen treu. Während der Reactionsära

widmete er sich der Sorge für Familie und Geschäft und begründete in letzterem für später einen behaglichen Wohlstand. Als infolge der politischen Reformen, die nach 1859 im Kaiserstaate durchdrangen, auch die Angelegenheiten der Großgemeinde Wien an eine freigewählte Vertreter-Versammlung übergingen, wählte ihn 1861 der I. Wahlbezirk, die Innere Stadt, in den Gemeinderath. Hier besaß er bald auf Grund seiner Verläßlich-, Ehrenhaftig- und Tüchtigkeit großen Einfluß, den er dann auch für die ihm naheliegenden communalen Vorkommnisse wirkungsvoll geltend zu machen wußte. Ward er allmählich daselbst auch in allen Fragen sattelfest, so war doch die Armenpflege seine unbestrittene Specialität. Eifrig und unermüdlich hat er ihre Hebung betrieben. Zeugniß für seine Menschenliebe legten vielfach die von ihm eingeleiteten Sammlungen zu humanen Zwecken ab, sodann die in den Versorgungshäusern eingeführten Verbesserungen. Das Asyl für Obdachlose mit dem Asylverein rechnet zu Nikola's segensreichsten Gründungen. Hervorragendes leistete er auch für Waisenpflege und -Verpflegung. Seit 1870 war N. Mitglied des niederösterreichischen Landtags, und zwar wieder als Abgeordneter der „Inneren Stadt“ Wien, seit 1878 außerdem des niederösterreichischen Landesausschusses. Da wurden es nun ihrerseits die Provinzial-Wohlthätigkeitsanstalten, die er sich mit Zeit- und Kraftaufwand zum Felde rastlosen Eingreifens erkor. Gegenstand besonderer Fürsorge dieses stramm freiheitlich gesinnten Politikers war auch die Pflege politischen Pflichtgefühls unter seinen Mitbürgern: in diesem Sinne hat er den ersten politischen Verein in Wien, den der Fortschrittsfreunde, als ausgesprochenen Bürgerverein begründet, der bis heute noch die alte Tendenz verficht. Ein echter Sohn seiner Vaterstadt, ein Wiener von altem Schrot und Korn, von dem fast ausgestorbenen Typus jener gebildeten, wohlwollenden, gemüthvollen und heiteren Naturen — so hat der vortreffliche und schier allbeliebte Mann, trotz seiner ganz populären und offen demokratischen Art mit dem Titel „Kaiserl. Rath“ ausgestattet, unermüdlich und opferwillig seine Ehrenämter in humanitärer und volksfreundlicher Richtung ausgeübt, bis er sie 1890 — 30 Jahre mit ganz kurzer Pause Gemeinderath gewesen — sämmtlich niederlegte, um seine Tage bei voller körperlicher und geistiger Frische in Ruhe zu beschließen. Immer wieder raffte er sich von Kränklichkeit empor, starb aber, nachdem ihm ein Sturz ernste Verletzungen gebracht, an einem Herzschlage am 9. October 1892 in seiner Vaterstadt, wo er ständig gelebt, geschaffen und gewirkt. Unter zahlreichster Theilnahme politischer, staatlicher, städtischer, industrieller, gesellschaftlicher, litterarischer Kreise gingen am 12. October Leichenfeier und Beisetzung des hochverdienten Bürgers und Philanthropen vor sich: man feierte den ausgezeichneten und unantastbaren öffentlichen Charakter.

Daß Josef Nikola sich schon so früh der wärmsten Sympathien seiner Mitbürger erfreuen durfte, beruht zweifellos mit auf den schriftstellerischen Erfolgen seiner Jugend. Der 24jährige „Kaffeesieder“ brachte als Erstling seiner dramatischen Muse „Eine Alpenblume“ auf die Bretter: 46 Mal mußte dies Stück wiederholt werden. Hatte sein Interesse für das Theater N. auf das dramatische Gebiet geführt, so sein angeborener Witz und sein frohes Temperament zu Volksstück und Posse. Hat er sich doch bis ins hohe Alter glücklichen Humor, unverwüstliche Heiterkeit, sowie einen kaustischen Spott bewahrt, der im Gemeinderath nicht wenig gefürchtet war: manchen unglücklichen Redner machte ein hingeworfenes Wort Nikola's zum Gegenstande homerischen Gelächters, und manches Scherzwort, das in Wien von Mund zu Munde lief, dankte ihm den Ursprung. So nimmt es denn angesichts seiner volksthümlichen, naiven und lustigen Ader nicht wunder, daß N. in den vierziger und

fünfziger Jahren des Jahrhunderts — unter dem Pseudonym N. J. Kola — auf den Wiener u. a. Vorstadtbühnen ein fruchtbarer, viel gespielter, äußerst beliebter Theaterdichter war. 20 Volksstücke hat er geschrieben und sie haben sich lange auf dem Repertoire deutschösterreichischer Volkstheater erhalten. Neben das genannte Zaubermärchen traten mit noch durchschlagenderem Erfolge, derselben Gattung angehörig: „Krone und Herz“ und seine überaus bekannt und beliebt gewordene Glanznummer „Der letzte Zwanziger“, als Zug- und Cassenmagnet des Wiener „Theaters in der Josefsstadt“ 150 Mal aufgeführt. Auch die Posse „Die Steinbrüderln“, auf demselben, und „Cagliostro“, auf dem Theater an der Wien zur Darstellung gebracht, erzielten beim Publicum sehr starke Sympathien. Daß seine Volksmuse, nachdem sie Jahre lang den Spielplan geradezu mit beherrscht hatte, ihre Wirkung und damit ihre Stellung infolge gänzlich veränderter Zeit-, Bildungs- und Theaterzustände völlig eingebüßt hat, benimmt ihr keineswegs den Werth für eine weniger anspruchsvolle Periode, der österreichischen Kaiserstadt zumal, untrügliche Dokumente des Bühnen- und Unterhaltungsgeschmacks geliefert zu haben.

Wurzbach XX (1869), 356 (citirt M. Bermann u. Frz. Evernbach, D. neuen Väter d. Großcommune Wien, 1861, S. 13); L. Eisenberg, D. geistige Wien, I (1893), 381 f. Hauptquelle: N. Fr. Pr., Nr. 10 104 Abdbl. S. 3; 10 105 Mrgnbl. S. 7; 10 107 Mrgnbl. S. 6 (mit Matzenauer's Grabrede); 10 107 Abdbl. S. 1. In Ferd. Groß' Ueberblick „Der Wiener Witz“ im Buch „Was die Bücherei erzählt“ (1889), S. 275 fehlt er. Gemäß Frdr. Schlögl, Vom Wiener Volkstheater (1883), S. 87 „Der letzte Zwanziger“ Haupt- u. Cassestück d. Josephstädter Theaters in Wien 1848—53.

Ludwig Fränkel.

Rinck: Karl Wilhelm Theodor R., evangelischer Pastor, geboren am 28. Mai 1834 in Staffel, einem nassauischen Dorf bei Limburg a. d. Lahn, † am 17. September 1887 auf der Anscharhöhe bei Hamburg, war in den Werken der inneren Mission in einer Vielseitigkeit und mit einer Hingebung thätig, die an Wichern (s. A. D. B. XLII, 775) erinnert. Beiden gemeinsam war die natürliche Begabung, mit dem Geringsten aus dem Volke verkehren zu können, beide glichen sich in der von Gottes Geist gewirkten und getragenen Liebe zu den Aermsten und Verlassenen und in dem nimmer ruhenden, in dieser Liebe erfinderischen und stets neu gestaltenden Bestreben, Rettung und Heil den Gefährdeten und Verlorenen zuzuführen. R. war das erste Kind des Pfarrers Georg Karl R. und dessen Gattin Charlotte geb. Reuß, die auch aus einem Pfarrhause stammte. R. hat später wohl gesagt, daß in seiner Kindheit nichts so sehr bleibenden Eindruck auf ihn gemacht habe als die vier Worte seiner Mutter, die sie ihm täglich vorgehalten habe: „Du, Gott, siehest mich“. Der Vater, nach Herborn als zweiter Prediger und Professor am Predigerseminar berufen, wurde 1841 auf seine Bitte wegen Kränklichkeit auf die Pfarrei Bergebernbach im Westerwald versetzt. In der ländlichen Abgeschiedenheit mit den Kindern der bäuerlichen Gemeinde aufwachsend, erfuhr der Knabe hier, wie das Volk denkt und fühlt; an den ländlichen Arbeiten nahm er eben so sehr theil als an den Sorgen der Armen: es kam dem Pfarrerssohn nicht darauf an, wol einmal einen Sack Kartoffeln selbst zu einer armen Familie in ein eingepfarrtes Dorf zu schleppen. Aber auch an lustigen und waghalsigen Knabenstücken that er es seinen Kameraden trotz der väterlichen Zucht zuvor. Trotzdem erschien ihm nichts schöner als der Beruf des Vaters, und als dieser den langgehegten Plan, eine Kleinkinderschule zu errichten, endlich ausführen konnte, stand es bei dem Knaben fest, auch einmal Prediger zu werden. Für das Gymnasium bereitete ihn der Vater vor, in der Dorfschule erhielt er den Elementarunterricht

und an schulfreien Nachmittagen mit den übrigen Kindern Unterweisung im Stricken, Korbflechten und der Anfertigung kleiner Ackergeräthe. Mit 15 Jahren bezog R. das Gymnasium in Weilburg und zu Ostern 1854 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Julius Müller und besonders Tholuck waren es, die ihn anzogen. Aber es stiegen in dem jungen Studenten Zweifel auf, die ihn zu dem Entschlusse brachten, ein anderes Studium zu ergreifen. Der Vater gab seine Zustimmung nur unter der Bedingung, daß der Sohn erst das Examen bestanden haben müsse, um in das Seminar zu Herborn aufgenommen zu werden; habe er bewiesen, daß er fleißig studirt habe, so sollte es ihm frei stehen, einen andern Lebensberuf zu erwählen. Ehe noch die Herbstferien 1855 beendigt waren, brachte aber der plötzliche Tod eines blühenden Mädchens, dessen Eltern mit den seinen eng befreundet waren und welches Rinck's Neigung wol nicht unerwidert gelassen hatte, einen tiefen Eindruck auf den zwanzigjährigen Jüngling hervor. Tod und Ewigkeit traten ihm vor die Seele und der Glaube seiner Kindheit kehrte wieder in sein Herz zurück. R. war nun entschlossen, das Studium der Theologie, und zwar in Erlangen, fortzusetzen. An Hoffmann und Delitzsch schloß er sich vor Anderen an. Nach einem Jahr wurde er unter die Candidaten des Predigerseminars in Herborn aufgenommen, nachdem er unter seinen Mitexaminanden am besten das Examen bestanden hatte.

Nach dem zweiten Examen empfing R. die Ordination. Sein Wunsch, in die Rauhhäuslerbrüderschaft zu Horn bei Hamburg einzutreten, erfüllte sich nicht, da er bereits im April 1858 als Caplan in Westerburg angestellt wurde. Hier blieb er bis zum Jahre 1865 und begann hier das, was er in größerem Umfang später in Hamburg ausführte. Es war R. von seiner Oberbehörde zur besonderen Aufgabe gemacht worden, sich mit dem bejahrten rationalistischen Pfarrer zu Westerburg in Weisheit und Liebe zu vertragen. Und dieser Aufgabe entledigte er sich in trefflicher Weise, wie er es denn überhaupt verstand, durch seine Freundlichkeit und Selbstlosigkeit auch ihm Fernerstehende zu gewinnen. Bei der Gemeinde fand er durch Predigt, Seelsorge und durch den Jugendunterricht leicht Eingang: die Jünglinge vereinigten sich aus eigenem Antriebe zu einem Verein zur Hebung des gottesdienstlichen Gesanges; die jüngsten Kinder vereinigte er in einer Kleinkinderschule. R. führte Missionsfeste ein; hatte er doch schon als Knabe die ersten Eindrücke von der Mission durch den polnischen Missionar Zaremba (s. A. D. B. XLIV, 696) empfangen, der den Kindern von seinen Erlebnissen im Kaukasus erzählt hatte. In Westerburg gründete R. auch den Nassauischen Colportageverein zur Verbreitung christlicher Schriften, in welchem er als Vorstand gewissenhafter Sorgfalt auf die Auswahl der Schriften und der geeigneten Colporteure verwandte. Diese Arbeiten hatten ihn auch mit gleichgesinnten Kreisen im Wupperthal zusammengeführt; in der sogenannten Festwoche war er dort ein wohlgelittener Gast im Hause des Herrn Klein gewesen. Die einzige Tochter desselben, Anna, war diejenige, die bestimmt war, ihm eine treue Lebensgefährtin zu werden, die ganz und gar sich mit ihm eins wußte im Glauben, der sich in der Nächstenliebe bethätigt. Am 1. Juli 1862 wurde das Paar von Rinck's Vater getraut, der inzwischen Decan und Pfarrer in Ems geworden war. Schmerzlich war für den Sohn der Abschied von Westerburg, als er 1865 auf Veranlassung seines Landesbischofs Wilhelmi Pfarrer in Frücht wurde, dem durch die dort befindliche Grabstätte des Freiherrn vom Stein bekannten Dörfchen bei Ems. Auf dieser kleinen Pfarre blieb R. bis 1873. Die Muße, die sein Amt ihm ließ, benutzte der Pfarrer, um den Colportageverein in einem Umfange zu erweitern, daß er weder wie bisher auf die Unterstützung der englischen Tractat=

gesellschaft noch auf Liebesgaben angewiesen war, sondern für die Schriftenniederlage konnte R. sogar noch ein eigenes kleines Haus ankaufen und einrichten. Nach kaum einem Jahre brach der Krieg aus, in dem die 4000 Mann nassauischer Truppen, zum achten Armeecorps gehörig, mit den übrigen Süddeutschen unterlagen. Im Taubergrund und in Würzburg lagen die meisten Lazarethe des nassauischen Contingentes. Hierhin eilte R. mit einem andern Pastoren und einigen Helferinnen, als an ihn die Aufforderung ergangen war, in die Reihe der Pfleger einzutreten. Eine Organisation der freiwilligen Krankenpflege im Kriege bestand damals noch nicht. Die im J. 1866 gesammelten Erfahrungen kamen aber den im J. 1870 eintretenden Anforderungen an die Pflege der Verwundeten, der sich auch R. mit der ganzen Thatkraft seiner liebevollen Persönlichkeit widmete, zu gute. Im J. 1867 schlug er, obgleich er die innere Mission als „sein Element“ ansah, den Antrag, Leiter derselben in Bremen zu werden, ab; denn er sah es auch als seine Aufgabe an, den bejahrten Eltern, die in seiner Nähe weilten, Trost und Stütze zu sein. Beide Eltern waren gestorben, als der Krieg 1870 ausbrach. Auch für R. galt die Losung: „Mobil gemacht.“ Auf Anfrage seiner kirchlichen Oberbehörde erklärte er sofort, als Lazareth- oder Feldprediger dahin zu gehen, wo man ihn brauchen könne. R. blieb ungefähr ein Vierteljahr in Corny vor Metz, zeitweilig mit dem Prinzen Friedrich Karl unter demselben Dach wohnend. Hier bewährte sich u. a. auch die Organisation, die R. seinem Colportageverein gegeben hatte, indem die Colporteure ihm halfen, die aus den verschiedensten Gegenden eingesandten Schriften zu prüfen und den nach Lectüre begierigen Kranken zu reichen. Daß dadurch Rinck's seelsorgerliche Thätigkeit in den Lazarethen nicht beeinträchtigt wurde, ist selbstverständlich. Am 7. November wurde er nach Straßburg versetzt. Durch seine aufopfernde Fürsorge unter den Soldaten hat R. auch die Aufmerksamkeit von Straßburger Familien auf sich gezogen, die den preußischen Gouverneur baten, R. als Garnisonpfarrer in Straßburg zu belassen. Der Feldpropst fragte bei R. an, ob er bereit sei, den Ruf anzunehmen. Allein die Sache zerschlug sich, und R. kehrte im Frühjahr, mit dem eisernen Kreuze geschmückt und in Begleitung von zwanzig Straßburger Waisenkindern, in sein heimathliches Dorf zurück, zu der früheren Thätigkeit noch in einer neuen Anstalt die Pflege der Idioten hinzufügend.

Im Sommer 1872 traten an R. von Seiten hamburgischer Badegäste in Ems die ersten Aufforderungen heran, in Hamburg Prediger an der St. Anscharcapelle zu werden. Sie ist keine Pfarrkirche, sondern war 1860 von Männern der inneren Mission erbaut worden, um in dem St. Michaeliskirchspiel mit etwa 80000 Seelen eine zweite Stätte für die Predigt, für Bibelstunde und Sonntagsschule zu haben. Es konnte nicht fehlen, daß, nachdem R. am 27. December 1872 an St. Anschar gewählt worden war und im März 1873 sein Amt angetreten hatte, diese Capelle durch ihn mehr und mehr ein Mittelpunkt der inneren Mission geworden ist. Den Grund hierzu hatte schon Rinck's Vorgänger, der Pastor Wilhelm Baur († 1897 am 19. April als Generalsuperintendent der Rheinprovinz, s. A. D. B. XLVI, 270) durch die Gründung eines Anschar-Armenvereins gelegt; eine Volksschule bestand in dem Erdgeschoß der Capelle, eine Sonntagsschule und eine Kleinkinderschule hatten sich gebildet; ein Asyl für gefährdete junge Mädchen war errichtet. In diese Arbeit trat R. ein. Seine Predigten wurden gern gehört; vielleicht noch mehr zog neben seinem ernsten Eifer in der Seelsorge auch seine Freundlichkeit an und die Gabe, mit aller Welt umgehen zu können. Auch Personen, die seinen Bestrebungen fern standen, schlugen ihm nicht leicht eine Bitte ab, wenn er ihre

Hülfe, ihre Vermittlung, auch ihre Zeit zur Mitarbeit in Anspruch nahm. Vor allem erstrebte R. eine mit christlichem Leben und Geist erfüllte Gemeinde und eine mitarbeitende, helfende Gemeinschaft zu schaffen, ohne sich selbst und die entstehende Gemeinde sectirerisch abzuschließen, sondern vielmehr Anschluß an die bestehende städtische „Landeskirche“ suchend und fördernd. Hatte R. schon in seinen bisherigen kleineren Pfarren in vielseitiger Weise gesucht, geistliche und leibliche Noth zu lindern, so traten ihm in Hamburg noch mehr solche verschiedenartige Aufgaben zu lösen entgegen. „Es geht mir oft“, so schrieb er im Anfang seines Hamburger Aufentshalts seinen Schwiegereltern, „alles wie ein Rad im Kopfe herum, besonders wenn eine Sitzung die andere, ein Besuch den andern ablöst; das Arbeitsfeld ist ein sehr großes, auch wenn ich es thunlichst beschränke. Schon alle die Besuche bei unseren Armen und bei den Eltern unserer Schulkinder ist bei den Dimensionen dieser Stadt eine wirkliche Aufgabe.“ — Die verschiedenen Gebiete der Liebesthätigkeit, die er pflegte, können der Hauptsache nach unterschieden werden als die der inneren und die der äußeren Mission und das der christlichen Volkslitteratur. Um Helferinnen für die Pflege der Kranken und Armen zu gewinnen, wurde die weibliche Diakonie weiter ausgebildet: auf dem Anscharplatz wurde ein Diakonissenhaus, Bethlehem genannt, für zehn Pflegerinnen errichtet, das 1881 für 40 Diakonissen und auf vier Krankenzimmer für weibliche Kranke und Kinder erweitert wurde. Die „Bethlehem-Schwestern“ wurden aber außer zur Krankenpflege auch zur Beaufsichtigung der Kinder in der „Krippe“ und im „Kinderheim“ und mehrere nach bestandenem Examen als Lehrerinnen in der Mädchenschule von St. Anschar verwandt. Ihre Zahl betrug beim Tode Rinck's sechzig. Als der Platz um die Anscharcapelle mit den genannten Anstalten besetzt war, kaufte und schenkte eine Wohlthäterin den Anstalten eine Fläche von achtzehn Morgen Landes auf holsteinischem Gebiete, die sogenannte Anscharhöhe. Eine Ansiedlung neuer Häuser erhob sich hier, die zur Aufnahme von altersschwachen Männern, als Erholungsstätte für die Diakonissen und zur Erziehung verwahrloster Mädchen dienten. Eine Kirche mit eigenem Prediger bildete den Mittelpunkt der Anscharhöhe. Da R. im Orient so gut wie im skandinavischen Norden die geistliche Fürsorge für britische und nordische Seeleute wahrgenommen und dabei schmerzlich den Mangel für die deutschen Seeleute empfunden hatte, so ließ er es sich angelegen sein, für diese in Hamburg ein Seemannsheim zu gründen, das noch wenige Wochen vor seinem Ende ins Leben trat. — In Hamburg setzte R. auch seine Wirksamkeit für die Heidenmission fort, und zwar im Anschluß an die Norddeutsche Missionsgesellschaft zu Bremen. Durch ihn wurde es ermöglicht, daß Anscharschwestern ein Diakonissenhaus in Togo zur Pflege und Erziehung der Negerkinder bezogen. Zur Verbreitung christlicher Volkslitteratur wurde R. zunächst als Vorsitzender der Niedersächsischen Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften veranlaßt. Diese Stelle hatte bisher der Engländer Dr. Craig inne gehabt, durch den die Gesellschaft zwar reichlich mit englischen Geldmitteln unterstützt, aber auch veranlaßt wurde, vielfach methodistisch gefärbte englische Tractate zu übersetzen und zu verbreiten. R. gelang es bald, die Gesellschaft pekuniär von England unabhängig zu machen und die für Deutschland ungeeigneten Tractate auszumerzen. Seine Gabe, auch in Schriften einen volksthümlichen Ton anzuschlagen, bethätigte R. besonders in der Redaction des „Nachbarn“, eines wöchentlich erscheinenden christlichen Volksblattes. Auch dieses hatte er vorgefunden, aber als ein Blatt, das nur durch die Opferwilligkeit des Verlegers bei kaum 800 Abonnenten sich halten konnte. Auf Ersuchen war R. zunächst stellvertretend, dann bleibend in die Redaction eingetreten und verschaffte dem

Blatt durch gediegenen Inhalt eine Verbreitung, die 1887 auf 94 000 Exemplare in ganz Deutschland gestiegen war. Das einzige periodische Blatt aber, das er selbst ins Leben gerufen hat, ist der monatlich erschienene „Jugendfreund“, von Erwachsenen ebenso gern wie von der Jugend gelesen. Von bleibender Bedeutung sind Rinck's Erinnerungen an seine Orientreise im J. 1884, zusammengefaßt in dem Werke „Auf biblischen Pfaden“, das 1897 bereits in fünfter Auflage erschienen ist. „Auch den geringen Leuten,“ schreibt er, „wollte ich es gern ermöglichen, ein Buch über das heilige Land in würdiger Ausstattung und vielen trefflichen Illustrationen zu besitzen; darum ist der Preis auf das Niedrigste gestellt.“ Und trotz des niedrigen Preises konnte er den Ertrag dieses litterarischen Unternehmens dem Diakonissenhaus der Anscharschwestern übergeben. „R. stellte nämlich das Seinige freudig in den Dienst Gottes und sah dabei selbst große und bedeutende Opfer nicht an.“ In dieser Gesinnung hatte R. den Ertrag des Nachbarn für die Unterhaltung einer Schule in der Missionsstation Ho im Togolande bestimmt und der Ertrag des „Kinderfreundes“ kam der „Kinderstation“ und der „Krippe“ der Bethlehemschwestern zu gute. „So waren es etwa 100 000 Mark, welche er allein als Gewinn aus seiner litterarischen Thätigkeit für seine Anstalten und Vereine mit Freudigkeit dahingab.“

Von der Orientreise kehrte R. zwar auch in seiner Gesundheit gekräftigt zurück, aber bald stellte sich ein Herzleiden ein, dessen Anfänge sich zuerst und sogleich besorgnißerregend 1871 in Straßburg gezeigt hatten. Im Herbst 1886 brachte er mit seinem Schwager, Pastor Cuntz in Bremen, noch einige Wochen in dem Pinzgauer Bade Fusch zu, aber ohne eine wesentliche Besserung zu spüren. Trotzdem hielt er noch im folgenden Jahre Bibelstunden und Predigten, die letzte am 26. Juni 1887. Eine große Freude gewährte es ihm, daß an seinem letzten Geburtstage ihm von der edlen Wohlthäterin, die die Anscharhöhe geschenkt hatte, ein hinreichendes Capital überreicht wurde zum Bau einer Capelle auf derselben Anhöhe. Hierhin war auch R. in den letzten Wochen des Sommers übergesiedelt und in einem der von ihm gegründeten Häuser ist er nach schwerem Leiden am 17. September 1887 selig entschlafen.

F. Cuntz, C. W. Th. Rinck. Ein Lebensbild. Herborn, Buchhdl. d. nassauischen Colportagevereins. 1890. W. Sillem.

Nobile: Peter von N., k. k. Hofbaumeister, geboren 1774 zu Campestre im Kanton Tessin, † am 7. November 1854 in Wien.

Seine erste wissenschaftliche Ausbildung erhielt er in Triest, seiner Geburtsstadt und der Grabstätte Winkelmann's, des litterarischen Begründers des neuzeitlichen Classicismus. In jener Zeit, in der man als einzigen Canon und Nährboden für jeden Zweig der bildenden Kunst die Antike betrachtete, schien es auch für Nobile unumgänglich, seine Schulung in Rom zu vollenden. Er fand hier sowol die letzte Vorbildung zu seiner späteren Thätigkeit als praktischer Ingenieur wie die Festigung seines Geschmackes und der Richtung seiner eigenen architektonischen Formenwelt, für die er Vitruv, Vignola und Palladio zum Codex erhob. Nach Triest zurückgekehrt, beginnt er seine eigentliche Schaffenszeit und genießt als Ingenieur bald einen anerkannten Ruf, der ihm zunächst den Titel eines k. k. Oberingenieurs für die Bezirke Triest, Istrien, Görz, Adelsberg und Fiume verschafft. In den Jahren 1815—1818 leitet er so im Auftrage der Regierung mehrere öffentliche Bauten. Hierher gehören eine Brücke über den Canal, die gegenwärtige Handels- und nautische Akademie und der 1817—1818 erbaute säulenartige Leuchtthurm von St. Salvore. Aufsehen erregte damals hierbei der erste Versuch, die Laterne

des Leuchtthurms mit Gas anstatt mit Oel zu speisen. Eine eigene Broschüre darüber wurde, mit einer lithographirten Darstellung versehen, 1822 in Wien gedruckt. Auch einige Privatbauten wurden in Triest nach seinen Entwürfen und Plänen ausgeführt. Für die Ausgrabungen um Pola und Aquileja wurde er mit der Leitung der Arbeiten betraut und zu diesem Zwecke immer wieder, wenn man den damals arg mitgenommenen Staatsfond in Betracht zieht, mit verhältnißmäßig hohen Geldern unterstützt. Dafür waren aber bedeutende Fortschritte zu verzeichnen. Zwei dem Einsturz nahe Bogen des Amphitheaters daselbst werden unter anderen hergestellt, die Triumphbogen und die zwei schönen Tempel von den angebauten kleinen Häusern und Gartenmauern befreit, gereinigt und gestützt, wie man überhaupt die energische Inangriffnahme einer archäologischen Freilegung dieser ganzen Gegend nicht zum kleinen Teil Nobile's Wirksamkeit zu verdanken hat. Es erfolgt nun seine Berufung nach Wien, wo er zum k. k. Hofbaumeister avancirt und zum Director der Architekturschule an der Akademie der bildenden Künste ernannt wird. In dieser Stellung war er bis in sein hohes Alter thätig, schuf neben vielen kleineren und größeren Utilitätsbauten jene beiden Wiener Monumente, die wegen ihrer vornehmen künstlerischen Erscheinung und ihres engen Zusammenhanges mit dem öffentlichen Leben immer wieder das Augenmerk auf sich ziehen und zugleich den compromisfreien schroffen Ausdruck einer Persönlichkeit wie einer Zeitströmung verkörpern: das Burgthor und den Theseustempel. Diese seine Hauptwerke bedeuten den Höhepunkt seines Schaffens und seiner Laufbahn. Das äußere Burgthor, erbaut 1821—24, ist mit seinen drei nach außen beabsichtigt schmucklos und massig wirkenden Gliedern und seiner vorherrschenden Längentendenz gedacht als eine fünfthorige Oeffnung der ehemaligen Festungsmauern. Daher ist auch der ganzen Außenseite der Charakter einer schwerfälligen, gedrängten, massiven Mauerfront gegeben: einfach, trotzig und starr. Die beiden Seitenflügel haben in ihrer monotonen breiten Fläche nach außen hin keine andere Unterbrechung als je ein niedrig über dem Erdboden angebrachtes vergittertes Rundbogenfenster. Vier breite, gedrungene, dorische Pfeiler tragen die Bogen des Thoreinganges. Ueber das Ganze lagert sich der einfache, dorische Triglyphenfries mit Gesims und einer einzigen Attika über dem Mitteltheil. Die Durchgangshalle selbst (38 Klafter Länge, die Säulen 27 Fuß hoch bei 4 Fuß 7 Zoll Durchmesser) wird von fünf Stützenreihen gebildet: zwei Reihen von je vier dorischen Pfeilern nach außen, von denen je zwei hinter einander stehende durch Mauerwerk verbunden sind, und drei Reihen von je vier dorischen Säulen nach innen hin. Demgemäß wirkt die Structur der inneren Façade mit der auch in den Seitenflügeln beibehaltenen Säulenarchitektur um vieles leichter und bewegter. Den vorspringenden Seitenflügeln lagert sich ein Porticus von vier dorischen Säulen, die von zwei starken Eckpfeilern flankirt werden, vor, sodaß sich der Rhythmus des Thordurchganges hier wiederholt findet. Zugleich bilden die Säulen an sich einen vornehmen Schmuck, der als Vorklang und Entree zu einem Palastinnern wohl angebracht ist. Jedoch geben dem Ganzen der Contrast zu dem zierlichen Empire der Hofbauten des Paradeplatzes, den das Thor abschließt, wie das Fehlen der Mauer, als deren Oeffnung es einzig gedacht ist, das Aussehen eines überflüssigen zweckberaubten Daseins. Vielleicht mag es auch wirklich nicht lange dauern, so wird es möglicherweise einem Plane weichen, der die beiden Museen durch große Triumphbogen mit dem Paradeplatz verbinden und so das ganze Areal zu einem großen zusammenhängenden Complex gestalten will. Welche Bedeutung aber bei seiner Entstehung diesem Monument beigemessen wurde, erhellt aus einem Berichte der Grundsteinlegung, die am 22. September 1821 stattfand. Derselbe ist auch

„Predigtsammlungen“, „Ueber kanonisches Gerichtsverfahren gegen Cleriker“ (1856), „Das Theater in seiner Bedeutung und in seiner gegenwärtigen Stellung“ (1866), „Ueber Goethe's Faust“ (1869), „Papst Pius IX. in seinem Leben und Wirken“ (mit Dr. Hülskamp, 3. Aufl., 1873) und „Rom. Wegweiser durch die ewige Stadt“ (mit Wittmer, 1866). Nach Molitor's Tode erschienen seine „Gedichte“ (1884), größtentheils Gelegenheitsgedichte im engsten Sinne, die aber den formgewandten, geistvollen und frommen Poeten deutlich erkennen lassen. „Ebenso hervorragend wie an Geistesgaben, war M. an edlem Charakter. Die katholische Kirche der Pfalz hat durch seinen Tod einen empfindlichen, ja kaum ersetzbaren Verlust erlitten. Dies das Urtheil eines streng lutherischen Geistlichen der Pfalz.

Pfälzisches Memorabile. Gabe des evang. Vereins für die protestantische Pfalz (von Joh. Schiller), 1880; 8. Heft, S. 164; 9. Heft, S. 39. — Heinrich Keiter, Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands, 1884, S. 225 ff. — Karl Leimbach, Die Dichter der Neuzeit und Gegenwart, 6. Bd., S. 359. — Joseph Kehrein, Biographisch-litterarisches Lexikon, 1. Bd., S. 266. — Deutscher Hausschatz, Jahrg. 1879/80, Bd. 6, S. 341. — Alte und Neue Welt, 14. Jahrg., 1880, S. 408.

Franz Brümmer.

Möller: Andreas M., auch Moller oder Müller genannt, Polyhistor, verdient als Chronist der Stadt Freiberg, entstammte einer alten Freiberger Patricierfamilie und wurde am 22. März 1598 als Sohn eines lutherischen Pfarrers zu Pegau bei Leipzig geboren. Da er bereits in früher Jugend gute Geistesgaben verrieth, unterrichtete ihn sein Vater in den Anfangsgründen des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen. Später schickte er ihn in die Pegauer Stadtschule, doch förderte er ihn auch zu Hause weiter, indem er mit ihm die alten Classiker las. 1613 kam der Knabe auf die Fürstenschule in Pforta, wo er sich eine ungewöhnliche Geläufigkeit in der lateinischen Sprache und Dichtkunst aneignete. Ostern 1616 bezog er die Universität Leipzig. Hier betrieb er vorzugsweise philosophische und nebenher als Famulus des Professors Siglicius auch medicinische Studien. Nach einem Jahre sah er sich wegen seiner Armuth gezwungen, den Sohn eines reichen Frankfurter Kaufmanns als Informator nach Heidelberg zu begleiten. Hier wollte er anfangs Theologie studiren, doch fürchtete er durch die calvinistischen Professoren an seinem Glauben irre zu werden. Deshalb begnügte er sich, philosophische, philologische und medicinische Vorlesungen zu hören. Durch einen glücklichen Zufall gewann er die Freundschaft des berühmten niederländischen Philologen Janus Gruterus, der als Bibliothekar in Heidelberg lebte und dem er vielfache Anregung und Förderung verdankte. Da dem streng lutherisch gesinnten Vater der Aufenthalt des Sohnes in dem reformirten Heidelberg gefährlich erschien, rief er ihn im Herbste 1617 wieder nach Hause zurück. Er setzte nun unter großen Entbehrungen seine Studien in Leipzig fort und vervollkommnete sich namentlich im Hebräischen. Daneben eignete er sich auch die Anfänge des Chaldäischen, Syrischen und Arabischen an. Nachdem er 1620 die Magisterwürde erworben hatte, gedachte er die akademische Laufbahn einzuschlagen und hielt deshalb Vorlesungen über hebräische Grammatik. Diese erregten die Aufmerksamkeit eines reichen Gutsbesitzers, des Herrn v. Mosdorff auf Obereula bei Nossen, der trotz seines hohen Alters den Wunsch hegte, das alte Testament in der ihm bis dahin völlig unbekannten Ursprache zu lesen. Er forderte den jungen M. auf, ihn auf seinem Gute zu besuchen. M. kam der Einladung nach und verweilte länger als 1½ Jahr bei seinem lernbegierigen Gastfreunde. Dieser hätte ihn gern dauernd an sich gefesselt und bot ihm

deshalb die Pfarrstelle in dem benachbarten Dorfe Deutschenbora an, doch lehnte M. ab, als er 1622 einen Brief des Freiberger Superintendenten Abraham Gensreff erhielt, der ihn zum Informator seines einzigen Sohnes begehrte und ihm gute Beförderung für später versprach. M. glaubte in der wohlhabenden, blühenden und geistig regsamen Stadt Freiberg eine aussichtsreiche Zukunft vor sich zu haben und nahm deshalb das angebotene Amt an. Da er sich durch seine vielseitige Gelehrsamkeit bald allgemeine Achtung erwarb, wurde ihm 1624 die Stelle des Tertius an der Stadtschule übertragen. Als solcher entfaltete er eine sehr verdienstliche Thätigkeit. Neben seinen Schulstunden hielt er Vorlesungen über hebräische Grammatik und veranstaltete mit den älteren Schülern öffentliche Disputationen. Diese Neuerungen hoben das Ansehen der Schule, sodaß auch von auswärts mehr Zöglinge als sonst herzuströmten. Um möglichst enge Fühlung mit der alteingesessenen Bürgerschaft zu gewinnen, verheirathete er sich noch im J. 1624 mit Salome Köhler, der Tochter eines Schichtmeisters, die von mütterlicher Seite her einem der ältesten Freiberger Patriciergeschlechter entstammte. Da er sich seines Schuldienstes eifrig und mit Erfolg annahm, wurde er 1627 zum Conrector befördert. Daneben versah er noch das Amt eines Bibliothekars. Er ordnete die reiche und werthvolle, aber seit Jahrzehnten vernachlässigte Büchersammlung der Schule und sorgte auch für ihre Vermehrung, indem er seine gelehrten Freunde zu einer Beisteuer veranlaßte. In seinen Mußestunden verfaßte er deutsche und lateinische Gedichte, schrieb Schulkomödien und begann umfassende Sammlungen für eine von ihm geplante Chronik von Freiberg anzulegen. Seit 1630 verschlechterte sich seine Lage von Jahr zu Jahr, da die Stadt unter den Beschwerden des dreißigjährigen Krieges zu leiden begann, der ihren Wohlstand allmählich völlig zu Grunde richtete. Die häufig wiederkehrenden Contributionen und Truppenverpflegungskosten erschöpften in wenig Jahren die öffentlichen Cassen. M. erhielt seine Besoldung nur noch unregelmäßig und in minderwerthiger Münze ausgezahlt und gerieth dadurch, da er von Hause aus vermögenslos war, in drückende Verhältnisse. Wiederholte Blockaden, Einquartierungen, Seuchen und Hungersnöthe verschärften die allgemeine Nothlage. Am höchsten stieg das Elend, als die Stadt im Herbste 1632 von den Kaiserlichen unter Gallas beschossen und eingenommen wurde. Inmitten der allgemeinen Verwirrung hatte M. das Unglück, seine Frau durch den Tod zu verlieren. Doch schloß er bereits im folgenden Jahre eine neue Ehe mit Regina Thorschmied, der Tochter eines angesehenen Arztes. Da infolge der andauernden Kriegsunruhen die Schule allmählich verkümmerte und schließlich völlig einzugehen drohte, sah sich M. genöthigt, eine andere Beschäftigung zu suchen. In dieser Verlegenheit kam es ihm zu statten, daß er früher medicinische Studien betrieben hatte. Er beschloß jetzt, sich ganz der Heilkunde zuzuwenden und durch eine akademische Prüfung die Erlaubniß zur Ausübung der ärztlichen Praxis zu erwerben. Da er in Leipzig infolge der Kriegswirren nicht zur Promotion gelangen konnte, meldete er sich in Jena, aber erst nach mehrjähriger Verzögerung durch Geldmangel und allerhand Unglücksfälle gelang es ihm, 1637 die medicinische Doctorwürde zu erlangen. Er legte nun sein Schulamt nieder und widmete sich der ärztlichen Praxis. Einige glückliche Curen, namentlich während der Belagerung der Stadt durch die Schweden unter Baner 1639, verschafften ihm großen Zulauf, und bald suchte man auch von auswärts bei ihm Rath und Hülfe. Dadurch kam er allmählich in bessere Vermögensverhältnisse. 1641 konnte er sich ein eigenes Haus mitten in der Stadt am Obermarkte erwerben. Die zweite schwedische Belagerung der Stadt durch Torstenson 1643 überstand er ohne wesentlichen

Hevesi, Oesterreichische Kunst im 19. Jahrhundert. Leipzig, A. Seemann. 1903. Franz Vallentin.

Noë: Heinrich August N., einer der besten deutschen Naturschilderer und anziehendsten Reiseschriftsteller, ist als Sprößling einer alten Hugenottenfamilie am 16. Juli 1835 in München geboren. Sein Vater, ein königlicher Beamter, wurde von hier aus zunächst nach Augsburg, dann nach Aschaffenburg versetzt. Der Sohn besuchte die Gymnasien dieser Städte und studirte dann seit 1853 in München, später in Erlangen Naturwissenschaften und vergleichende Philologie. Unterstützt durch ein hervorragendes Sprachentalent und ein vortreffliches Gedächtniß, eignete er sich allmählich in 18 fremden Idiomen vom Sanskrit bis zum Russischen gute Kenntnisse an. Dadurch erregte er die Aufmerksamkeit des Professors Karl Halm, eines ausgezeichneten Sprachforschers. Als dieser 1857 die Leitung der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München übernahm, bot er ihm eine Assistentenstelle an diesem berühmten Institut an. N. ging auf den Antrag ein und wirkte mehrere Jahre bei der Ordnung und Vermehrung der fremdsprachlichen Bücherbestände mit. Auch übernahm er infolge seiner Sprachgewandtheit den Verkehr mit den ausländischen Besuchern. Der dadurch vermittelten Bekanntschaft mit einigen englischen Gelehrten verdankte er es, daß ihm ein gut bezahlter Posten am Britischen Museum in Aussicht gestellt wurde. Er lebte einige Zeit in London, um einen Einblick in die Verhältnisse zu gewinnen, in denen er leben sollte. Indes vermochte er sich weder mit dem Klima noch mit dem Getriebe der Weltstadt zu befreunden, und so kehrte er bald nach München in die gewohnten Verhältnisse zurück. Im Laufe der Jahre glaubte er zu bemerken, daß die Sehkraft seiner Augen wesentlich abnahm. Auch schien es ihm, als ob die sitzende Lebensweise seiner Gesundheit nicht zuträglich sei. Da er überdies schon seit früher Jugend einen starken Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit empfand, wurde ihm der tägliche Dienststundenzwang, den sein Beruf mit sich brachte, allmählich unerträglich. Jahrelang kämpfte er mit dem Gedanken, sein Amt niederzulegen, doch schreckte ihn die Besorgniß vor völliger Mittellosigkeit immer wieder ab. Erst als es ihm gelungen war, Beziehungen zu einigen angesehenen Zeitungen anzuknüpfen, die seine schriftstellerischen Versuche gern annahmen, glaubte er den Schritt ins Ungewisse wagen zu dürfen. Sehr gegen den Willen seiner Angehörigen gab er 1863 seine Stellung an der Hofbibliothek auf und begann nun, nachdem er noch für alle Fälle in Erlangen den philosophischen Doctortitel erworben hatte, im berauschenden Wohlgefühle seiner völligen Ungebundenheit als Landfahrer umherzuziehen. Er durchstreifte Süddeutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich und einen Theil Spaniens, kehrte aber immer wieder nach den deutschen Alpen zurück, die er über alles liebte. Wo es ihm gefiel, ließ er sich zu längerem Aufenthalte nieder, nirgends aber vermochte er dauernd Fuß zu fassen. Anfangs wählte er München zum Ruhesitze, um seinen alten Freunden nahe zu sein. Als er aber hier in den einflußreichen Kreisen durch zwei politisch-satyrische Flugschriften: „Ach wie dumm geht es in Baiern zu“ und „Gottes Zorn“ (beide 1866) Anstoß erregt hatte, siedelte er nach Mittenwald über, das nun für mehrere Jahre der Ausgangspunkt seiner Alpenwanderungen wurde. Im Herbst 1875 ließ er sich in Wien nieder, um die Redaction der „Alpenzeitung“ zu übernehmen. Aber auch hier hielt er nicht lange aus. Dann zog er als Culturnomade in den österreichischen Alpen und den Donauländern umher. Den Sommer verbrachte er meist in Tirol, Kärnten, Krain oder Istrien, den Winter vorzugsweise in Oberitalien, am Gardasee oder in dem von ihm als Curort entdeckten und eindringlich empfohlenen Abbazia. 1879 trug er sich mit dem Plane,

sein Heim in dem eben erst occupirten Bosnien aufzuschlagen; doch schreckte ihn die Unsicherheit der politischen Verhältnisse schließlich wieder davon ab. Seit 1884 fand er eine Zuflucht in Görz; doch wurde ihm der Aufenthalt bald durch verdrießliche Streitigkeiten mit italienischen Irredentisten verleidet. Als ihn die Beschwerden des vorzeitig herannahenden Alters zu drücken begannen, zog er 1890 für mehrere Jahre nach Abbazia, dessen mildes Seeklima ihm wohl that. Aber finanzielle Sorgen lasteten schwer auf ihm, und so sah er sich im Sommer 1893 genöthigt, eine ihm angetragene Stellung als Redacteur der „Laibacher Zeitung" anzunehmen. Auf diesem vorgeschobenen Posten des Deutschthums vertrat er kräftig seine nationalen Ueberzeugungen. Aber dadurch zog er sich die unversöhnliche Feindschaft einiger Wortführer der slovenischen Bewegung zu, die ihn auf alle Weise bekämpften. Da er sich nicht mehr frisch genug fühlte, um den unaufhörlichen Angriffen der Gegner Stand zu halten, legte er sein Amt nieder und verließ Laibach. Wiederum zog er ruhelos in Steiermark und Tirol umher, bis er endlich in Gries bei Bozen eine Heimath fand. Ein schwerer Schicksalsschlag war für ihn der unerwartete Tod seiner ältesten Tochter Maria Walpurgis, die ihn seit Jahren als verständnißvolle und unentbehrliche Helferin bei seinen litterarischen Arbeiten unterstützt hatte. Seitdem fühlte er Lebensmuth und Spannkraft unwiederbringlich schwinden. Anzeichen eines beginnenden Gehirnleidens stellten sich ein, das von ärztlicher Seite bald als unheilbar erkannt wurde. In seiner Noth suchte er im Wein noch mehr als früher Trost und Vergessenheit. Eine Kaltwassercur in Thalkirchen bei München brachte nur scheinbare Besserung. Schließlich sah er sich genöthigt, das Bozener Krankenhaus aufzusuchen. Hier starb er am 26. August 1896 nachts 12 Uhr. Auf dem evangelischen Friedhofe fand er seine Ruhestätte. Ein bescheidenes Denkmal, von Freunden gestiftet, schmückte sein Grab.

N. war ein Mann von großem, kräftig gebautem Körper und überaus lebhaftem Geiste. An Unterhaltungsgabe kamen ihm Wenige gleich. Auch im Fußwandern nahm er es mit Jedem auf; doch liebte er die gemächlichen Thalwege und mied die lebensgefährlichen Gipfel. Auf Aeußerlichkeiten legte er nicht den geringsten Werth. Es störte ihn nicht im mindesten, wenn er unterwegs wegen seiner nachlässigen Kleidung mit einem Holzknecht verwechselt wurde. Die Grenzen, welche Convention und Sitte ziehen, hielt er niemals ängstlich inne; aber sein angeborenes Feingefühl bewahrte ihn vor groben Ausschreitungen und vor Verwilderung. Wein, Weib und Gesang wußte er zeitlebens hoch zu schätzen. Einen guten Trunk verschmähte er nie, und in späteren Jahren ergab er sich dem Alkohol mehr, als ihm zuträglich war. Die Frauen verwöhnten ihn um seines stattlichen Wuchses, seiner edlen Gesichtsbildung und seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit willen, die sich in frohen Stunden entfaltete. Trotzdem verlief seine erste Ehe unglücklich und endigte mit einer wenig erfreulichen Trennung. Später lebte er mit einer Freundin in einer Art Gewissensehe, aus der zwei Töchter hervorgingen. Manchmal überkam ihn ein Hang zur Einsamkeit. Dann zog er sich in irgend ein entlegenes Alpenthal zurück und hauste wochenlang fern von jeder Cultur als bedürfnißloser Naturmensch in einer unbewohnten Sennhütte oder gar in einem offenen Heuschuppen. Die Unbilden der Witterung ertrug er mit bewunderungswürdiger Widerstandsfähigkeit. Gern verglich er sich mit dem nordamerikanischen Einsiedler Henry David Thoreau, dessen tiefsinniges Buch „Walden oder das Leben in den Wäldern" ihn immer von neuem anzog. Wie dieser philosophische Waldmensch gelangte er allmählich durch seinen vertrauten Umgang mit der Natur zu einer mystischen Weltanschauung, die ihn lehrte, auch

die unbedeutendsten Ereignisse im Lichte der Ewigkeit zu betrachten. Kirchliche Frömmigkeit lag ihm allerdings fern, und so hatte er wiederholt verdrießliche Auseinandersetzungen mit der Geistlichkeit. Seine unbegrenzte Liebe zur Natur und das feinsinnige Verständniß, das er ihrer Schönheit entgegenbrachte, kommt auch in vielen seiner Schriften zum Ausdruck und verleiht ihnen einen eigenartigen Reiz. Die Zahl seiner Werke ist sehr beträchtlich. Allerdings sind nicht alle von gleichmäßiger Güte. Neben ausgereiften glänzenden Leistungen von dauerndem Werthe finden sich Arbeiten, welche der Auftrag eines Verlegers oder die Sorge ums Brot in wenig Wochen ohne Lust und Liebe entstehen ließ und die sich darum nicht über die gewöhnliche Reiselitteratur erheben. Beim großen Publicum fanden seine Bücher im allgemeinen nicht den verdienten Anklang, sodaß nur wenige mehrere Auflagen erlebten. Am höchsten stehen nach Inhalt und Form seine Landschaftsschilderungen aus den Alpen und ihren Nachbargebieten, die eine reiche Fülle anregender Gedanken und feinsinniger Naturbeobachtungen enthalten und noch heute von jedem Freunde der Berge gelesen werden sollten: „Bairisches Seebuch" (München 1865), „In den Voralpen" (ebd. 1865), „Oesterreichisches Seebuch" (ebd. 1867), „Neue Studien aus den Alpen" (ebd. 1868), „Der Frühling von Meran" (Meran 1868), „Brennerbuch" (München 1869), „Dalmatien und seine Inselwelt" (Wien 1870), „Bilder aus Südtirol und von den Ufern des Gardasees" (München 1871), „Italienisches Seebuch" (Stuttgart 1872), endlich das vierbändige „Deutsche Alpenbuch" (Glogau 1875—78). Sie bieten eine willkommene Ergänzung zu den rein praktischen Zwecken dienenden Reisehandbüchern, indem sie vor Antritt der Reise den Leser in die rechte empfängliche Stimmung versetzen und seine Aufmerksamkeit auf die zu erwartenden Schönheiten lenken, nach der Rückkehr aber das Gesehene geistig und gemüthlich vertiefend deuten und erklären und dadurch aus einem flüchtig vorübergerauschten Sinneseindruck in einen dauernden Gewinn verwandeln. Von bewunderungswürdiger Treue und Anschaulichkeit sind namentlich die Schilderungen der Alpenwelt im Wechsel der Jahreszeiten und die Betrachtungen über Charakter und Sitten des Volkes in einzelnen Gegenden. In späteren Werken Noë's mischt sich ein nicht Jedem ohne weiteres verständliches und genießbares grüblerisches und mystisches Element in die Naturschilderung. Hierher gehören: „Winter und Sommer in Tirol" (Wien 1876), „Ein Tagebuch aus Abbazia" (Teschen 1884), „Die Jahreszeiten" (Görz 1888), „Sinnbildliches aus der Alpenwelt" (Klagenfurt 1890), „Bergfahrten und Raststätten" (München 1892), „Deutsches Waldbuch" (ebd. 1894), „Edelweiß und Lorbeer" (ebd. 1896). Als sein Ruf als gründlicher Kenner der Alpen feststand, wurde er von buchhändlerischer Seite wiederholt aufgefordert, Reisehandbücher über größere Gebiete oder Monographien über einzelne vielbesuchte Gegenden und Orte zu verfassen. Für Meyer's Reisebücher bearbeitete er den 1. Band der „Deutschen Alpen" (Leipzig 1877), für den Verlag von Leon in Klagenfurt mehrere kleine Führer (Ampezzo und seine Dolomiten; Gastein und seine Nebenthäler; Von Klagenfurt nach Villach, Tarvis und zu den besuchtesten Kärtner Seen, sämmtlich 1880) und für die Direction der österreichischen Südbahngesellschaft eine Beschreibung ihrer Brennerlinie (Wien 1881). Zu der in Zürich erscheinenden Sammlung „Europäische Wanderbilder" steuerte er mehrere Hefte bei, die auch in französischer und englischer Uebersetzung erschienen: „Villach und seine Umgebung" (1882), „Die österreichische Südbahn" (1883), „Die Brennerbahn vom Innstrom bis zum Gardasee" (1883), „Von der Drau zur Adria" (1884), „Gmunden" (1890). Andere Localführer behandeln Bozen (zuerst 1880, dann in veränderter Gestalt 1898 mit dem Bildniß und Lebensabriß des Verfassers von seinen Freunden

herausgegeben), Gossensaß (1898), Innsbruck (1889), Arco (1890), Görz (1891), Mittenwald in Tirol (1894) und das Berchtesgadener Land (1898).

Man würde Noë's litterarische Thätigkeit nicht allseitig überschauen, wenn man nicht auch seiner dichterischen Neigungen gedenken wollte. Schon als Student übte er sich im Uebersetzen fremdsprachlicher Dichtungen. 1861 ließ er eine Auswahl aus den Werken des russischen Lyrikers Tschjutschew erscheinen. Später wendete er sich hauptsächlich dem Roman und der Novelle zu. Viele dieser Arbeiten blieben unvollendet, nur wenige wurden veröffentlicht: „Dies irae“ (München 1872), „Erzählungen und Bilder“ (ebd. 1873), „Die Brüder“ (Berlin 1873), „Der Zauberer des Hochgebirgs“ (ebd. 1874), „Gasteiner Novellen“ (Wien 1875), „Robinson in den hohen Tauern“ (Jena 1875) und „Geschichten aus der Unterwelt“ (Wien 1892). Als seine Kinder heranwuchsen, schrieb er zunächst für sie, dann aber auch für andere allerlei Jugenderzählungen, in denen aber zuweilen das Unheimliche und Schauerliche allzu stark hervortritt: „Die Reise in den Naßwald“, „Die Pioniere der Unterwelt“, „Am Hofe der Babenberger“, „Der Wildgärtner von Heiligenblut“, „Die Fahrt der Sibylle“, „Primus und Samo“ (sämmtlich Teschen 1886). Außer diesen selbständigen Werken verschiedensten Werthes und Umfangs hat N. noch eine unübersehbare Zahl von kleineren, meist gern gelesenen Aufsätzen schildernden, beschreibenden oder erzählenden Inhalts verfaßt, die er theils in den von ihm selbst vorübergehend herausgegebenen Zeitungen, theils in der Allgemeinen Zeitung, der Neuen Freien Presse, der Wiener Zeitung und anderen angesehenen Tagesblättern, endlich auch in der Gartenlaube und ähnlichen populären Zeitschriften veröffentlichte. Einige seiner Bücher sind aus solchen Feuilletons hervorgegangen. Manche, die zu guter Stunde in glücklicher Stimmung geschaffen waren, verdienen es, gesammelt und durch einen Neudruck gerettet zu werden, die meisten aber sind mit Recht versunken und vergessen.

Biographisches Jahrbuch I, 1897, S. 447 f. (Franz Brümmer) und II, 1898, S. 417—424 (Hans Grasberger). — Persönliche Mittheilungen von Friedrich Ratzel †. — Mittheilungen des Deutschen und Oesterreich. Alpenvereins XXII, 1896, S. 219 f. (J. C. Platter). — Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1898, Nr. 148 (Friedrich Ratzel).

Viktor Hantzsch.

Noeggerath: Emil N., bekannter deutsch-amerikanischer Frauenarzt, geboren zu Bonn 1827, wo er seit 1848 studirte und 1852 promovirte, war dann mehrere Jahre lang Hülfsarzt an der Bonner Frauenklinik unter Kilian und siedelte 1856 nach New-York über, wo er als Gynäkolog zu großem Ansehen gelangte, Arzt der gynäkologischen Station am dortigen Hospital war und eine Zeit lang die Professur der Gynäkologie am Med. Coll. bekleidete. Um 1885 verließ N. New-York und wählte Wiesbaden zum Wohnsitz, wo er am 3. Mai 1895 starb. N. hat die Gynäkologie manche Neuerungen zu verdanken, so besonders die Erweiterung der Untersuchungsmethoden, der chirurgischen Technik, die Verwendung der Elektrolyse und Elektrokaustik in der Therapie, die Vervollkommnung der Ovariotomie. Seine Schriften sind theils in deutschen, theils in amerikanischen Journalen erschienen. Mit A. Jacobi (New-York) gab er 1859 eine übersichtliche Darstellung des damaligen Standes der Lehre von den Frauen- und Kinderkrankheiten. Eine seiner letzten selbständig erschienenen Schriften ist betitelt: „Beiträge zur Structur und Entwicklung des Carcinoms“ (1892). Auch durch seine Arbeit „Ueber latente Gonorrhoe und deren Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Frauen“ (Transact.

of Am. Gynäkol. Soc. 1876, Boston 1877), hat sich N. ein großes Verdienst erworben.

Vgl. Pagel's Biogr. Lex. S. 1211. Pagel.

Nölting: Friedrich Theodor N., Philolog und Schulmann, geboren am 14. Februar 1811 zu Hamburg, † am 5. März 1890 zu Wismar. Nölting's Vater, der Lehrer der neueren Sprachen war, wurde seiner Familie frühzeitig durch den Tod entrissen. Nölting's Großvater war der als Dichter geistlicher Lieder nicht unbekannte Professor der Philosophie und Beredsamkeit am akademischen Gymnasium zu Hamburg, Joh. Heinr. Vincent N. († am 23. August 1806), ein Sohn des aus Mustin im Lauenburgischen stammenden Pastors an der St. Michaeliskirche Joh. Andr. N.

N. besuchte anfangs das Johanneum, von Ostern 1830 an das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt, das er ein Jahr darauf verließ, um sich dem Studium der Philologie zu widmen. Er hörte dann vier Semester lang Vorlesungen in Halle, besonders bei Bernhardy und Leo, und von Ostern 1833 bis Michaelis 1834 in Berlin bei Schleiermacher, Böckh, Lachmann und Trendelenburg. Auf beiden Universitäten war er auch Mitglied der dortigen philologischen Gesellschaften. Nachdem er am 20. September 1834 von der philosophischen Facultät zu Halle auf Grund einer Dissertation „De Zenonis Eleatae philosophia“ zum Doctor promovirt worden war, kehrte er in die Heimath zurück. Hier gab er Privatstunden und war an einem von ihm mitbegründeten Institut thätig, das sich die Beaufsichtigung und Leitung des Privatfleißes der Johanneumsschüler zur Aufgabe machte; auch unterrichtete er von Ostern bis Michaels 1835 freiwillig am Johanneum. Da sich ihm in Hamburg jedoch keine Aussicht auf feste Anstellung bot, bewarb er sich um die durch den Abgang Dr. Friedrich Lübker's nach Schleswig erledigte Lehrerstelle an der Großen Stadtschule zu Wismar und wurde am 7. November 1835 zum ordentlichen Lehrer daselbst gewählt; seine Einführung fand am 4. Januar 1836 statt.

In Wismar wirkte N. mit ganzer Hingabe an dem Lehrerberuf unter drei Leitern, dem Rector Professor Dr. Crain, dem Rector Dr. Haupt und dem Director Dr. Sonne, nach dessen Tode (3. Mai 1873) er selbst an die Spitze der Großen Stadtschule berufen wurde. Unter seiner Direction aber gedieh dieselbe zu einer umfangreichen Anstalt (8 Gymnasial-, 6 Real- und 3 Vorschulclassen) und erwarb sich den Ruf einer der leistungsfähigsten Schulen im Lande. Außer den Directoratsgeschäften führte er das Ordinariat der Gymnasialprima und ertheilte hauptsächlich in dieser Classe wöchentlich etwa 11 Unterrichtsstunden (Deutsch, Griechisch, Lateinisch). Ferner veröffentlichte er mehrere Programmabhandlungen, die sich durch gründliche Forschung und edle Sprache auszeichnen: „Ueber den genetischen Zusammenhang des Aorist. II. mit dem Perfect. II. der griechischen Sprache“ (1843); „Ueber den Gebrauch der deutschen Anredefürwörter in der Poesie“ (1853); „Ueber das lateinische Deponens“ (1859); „Ueber den Charakter des Schicksals in Schiller's Tragödien“ (1870); „Ueber Lessing's Emilia Galotti“ (1878) und „Ueber Goethe's Iphigenie“ (1883). Besonders die der Erklärung von Meisterwerken der deutschen Litteratur geltenden Arbeiten fanden anerkennende Beachtung.

Bald nach seinem 50jährigen Lehrerjubiläum, bei welcher Gelegenheit ihm der Charakter eines Schulrathes vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin verliehen wurde, trat N. in den Ruhestand, den er drei Jahre genießen sollte.

Heinrich Klenz.

Nopp: Hieronymus N. (so die stets von ihm selbst gebrauchte Schreibung), tüchtiger Schulmann und Begründer des evangelischen Kirchenwesens zu Regensburg, geboren gegen Ende des 15. Jahrhunderts zu Herzogenaurach, westlich von Erlangen, † am 9. August 1551 zu Nürnberg. Er gehörte einer offenbar eines gewissen Wohlstands sich erfreuenden Familie an, deren Söhnen wir in stattlicher Zahl seit den sechziger und siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts unter den Hörern der Hochschulen Erfurt, Heidelberg und besonders Leipzig begegnen. Ueber den früheren Studiengang von Hieronymus sind wir nicht unterrichtet, jedenfalls widmete er sich den alten Sprachen und mit Vorliebe dem Griechischen. Wenn er aber am 1. Juni 1519 als Student in Wittenberg eingetragen ist, so haben wir daraus höchstens zu schließen, daß ihn die von dort ausgehende reformatorische Bewegung früh in ihre Kreise zog, nicht aber, daß er sich dem geistlichen Berufe widmen wollte. Ein treuer Sohn Wittenbergs und Verehrer Luther's und Melanchthon's ist er jedoch bis an sein Ende geblieben. Da er schon im J. 1519 mit Georg Agricola an die berühmte Lateinschule zu Zwickau berufen wurde und ein Jahr darauf als Unterlehrer an die vereinigte lateinische Schule überging, so wird er damals einige zwanzig Jahre alt gewesen sein. In Zwickau erklärte er die griechischen Schriftsteller, wird auch als Grieche 1529 mit Anerkennung erwähnt und von Luther als tüchtiger Schulmeister bezeichnet. Für die damals üblichen geistlichen Schulkomödien trat er entschieden ein, freilich nur unter der Voraussetzung, daß darin Wahrheit, Würde und Ehrfurcht vor dem Heiligen beobachtet würden und zum Ausdruck gelangten. Von Zwickau ging N. 1537 als Rector an die Schule der Bergstadt Schneeberg über, versah dieses Amt aber nur bis zum Jahre 1540. Er begab sich dann wieder nach Wittenberg, wo wir ihm wenigstens bereits Anfangs 1542 mitten unter den Größen der Reformation begegnen. Da wir aus verschiedenen, allerdings erst späteren Briefen erfahren, daß er eine zarte Gesundheit hatte, so dürfen wir wol vermuthen, daß ihm das Amt eines Rectors auf die Dauer zu schwer wurde und daß er in Wittenberg den Studien leben wollte. Die Mittel schienen für den anspruchslosen Mann hinzureichen, hatte er doch in Zwickau ein Haus erworben, das er auch bis 1548 behielt. Drei Jahre früher stiftete er mit seinem Erbgut zu Niederndorf ein Stipendium für seine Vaterstadt. Da seine jedenfalls zu Zwickau geschlossene Ehe kinderlos blieb, so brauchte er um so weniger an das Ansammeln von Vermögen zu denken. Jedenfalls haben wir zuverlässige Nachricht, daß N. einige Zeit in Wittenberg lebte und einen musterhaften Wandel führte. Indem er nun seine Studien hier eifrig fortsetzte, war seine Thätigkeit besonders auf das Studium des Hebräischen und Griechischen gerichtet, beides zum Zweck des Verständnisses der heiligen Schriften. An die Uebernahme eines geistlichen Amts dachte er aber noch nicht, aber die Zeit bedurfte seiner.

In Regensburg, wo die evangelischen Regungen schon in frühere Zeit zurückreichten, wo im Frühjahr 1541 bei Gelegenheit des dortigen Religionsgesprächs das Verlangen nach einem tüchtigen Leiter des Kirchenwesens immer dringender geworden war, wünschte man einen solchen durch Luther vermittelt zu sehen. Zunächst gewährte der Rath zu Nürnberg eine nachbarliche Hülfe, indem er den Regensburgern den Propsteiverwalter zu S. Lorenz, Dr. Johann Forster, von October bis Ende 1542 überließ. Dieser empfahl seinen von Zwickau her ihm bekannten Freund Nopp, worauf der Rath zu Regensburg sich an diesen wandte und auch Luther und Melanchthon um Vermittlung bat. Es bedurfte aber längeren Zuredens Beider, um N. zur Annahme dieser Stelle als oberster Kirchenleiter zu Regensburg und Pfarrer an der Neuen Kirche

zu bewegen. Luther, der bereits im J. 1531 der Hülfe Nopp's beim kirchlichen Dienst in Zwickau rühmend gedenkt, führte ihm zu Gemüth, daß er die Gabe Gottes, die ihn zur Pfarregierung tüchtig mache und seinen großen Verstand in der Schrift schuldig sei anzulegen und Gott damit zu dienen. Immerhin wagte der bescheidene Mann nicht ohne weiteres anzunehmen, da er fürchtete, im Predigen nicht genug geübt zu sein und mit seiner Stimme ein großes Gotteshaus nicht zu füllen. So bedang er sich denn aus, sich bis Fasten 1543 im Predigen üben zu dürfen, um dann seine Wahl von einer Probepredigt abhängig zu machen. Diese Predigt hielt er dann am 27. Februar von der Erschaffung des Menschen. Da man nach ihm verlangte, so reiste er nur noch einmal nach Wittenberg zurück, theils um seinen Hausrath und seine Hausgenossen abzuholen, theils um sich auf den Wunsch des Raths, der die Kosten übernahm, die theologische Doctorwürde zu erwerben, was am 26. April mit besonders ehrender Anerkennung des theologischen Lehrkörpers geschah. Gleich im ersten Amtsjahre begann er mit der Ausarbeitung einer Regensburger Kirchenordnung, die sich an die Nürnberger anschließt und noch, von seiner Hand geschrieben, im Regensburger Stadtarchiv erhalten ist. In den äußeren Formen des Gottesdienstes war er durchaus kein Purist, sondern behielt vom Ornat und äußeren gottesdienstlichen Formen alles bei, was dem Wort und Geist der heiligen Schrift nicht zuwider war. Um so entschiedener hielt er aber von dem zurück, was durch Gottes Wort gerichtet war, so von den Fronleichnamsprocessionen. Bereits im J. 1543 erschien dabei wol noch eine Menge Volks, aber niemand vom Rath. Man mußte sich darein finden, diese Umgänge auf das Innere der Kirchen und die Kreuzgänge zu beschränken. Was nämlich N. gegenüber den mancherlei Hindernissen, die ihm die Altkirchlichen, der Bischof und die Herzöge von Baiern-München bereiteten, sein Werk erleichterte, war der Umstand, daß der Rath sich, nach dem Zeugnisse eines entschiedenen Widersachers, die Religion mehr angelegen sein ließ als die Politik, und daß die Reformationsverwandten sich tiefer mit der Erforschung der heiligen Schriften befaßten, als ihm gut erschien. Wie den Processionen, so war er auch dem Bilderdienst entgegen und ließ daher das abgöttisch verehrte Bild der „schönen Maria" am 14. Juni 1543, um Aufsehen zu vermeiden, zur Nachtzeit abbrechen.

N., der an der Hauptstadtkirche, die nach Beheim's Bauplan von 1519 als Kirche zur Schönen Maria erbaut war, die man aber von nun an die Neue Pfarre zu nennen anfing, als Pfarrer bestellt war, setzte auch in das Augustinerkloster einen eigenen Geistlichen in dem Domprediger Bernhard Eckhart, nahm mit Einwilligung der Conventualen im Minoritenkloster viele Veränderungen vor und traf gute und nützliche Anstalten. Durch Lebensmittelsperre und die Erweckung von Widersachern versuchten die Herzöge von Baiern-München zu bewirken, daß man Nopp's überdrüssig würde. Für seine Thätigkeit war es wichtig, daß der Rath ein besonderes Consistorium und am 23. Juni 1545 ein eigenes Ehegericht einrichtete, wobei wiederholt sein Gutachten eingeholt wurde. Da die Barfüßermönche am 10. October 1544 dem Rath ihr Kloster schenkten, so wurde dahinein die Hans Khol'sche Druckerei verlegt, zu der auch N. in Beziehung trat. Man fing auch im Katharinen-Bürgerhospital jenseit der Brücke den evangelischen Glauben zu lehren an und es wurde hier nach Nopp's Kirchenordnung das Sacrament ausgetheilt. Auch untersuchte man, ob in den Frauenklöstern zu S. Klara und im Heiligen Kreuz Jungfrauen wider ihren Willen eingesperrt seien. Bis gegen Anfang 1546 — durch Rescript Kaiser Karl's V. wurde sogar die Stadt Regensburg von der bairischen Victualiensperre befreit — nahm Nopp's Reformations-

werk einen ungestörten Fortgang, dann aber wurde seine Arbeit durch die gewaltsamen kirchlichen Unionsbestrebungen Kaiser Karl's V. sehr gefährdet. N. veranstaltete in dieser Zeit der Anfechtung mit seiner Geistlichkeit öffentliche Gebete, auch wurde an jedem Tag in der Woche ein Gottesdienst eingerichtet. In den Armenstiftern und Seelhäusern zu S. Lazarus und S. Oswald wurde reformirt und den Seelfrauen, die unter der Bürgerschaft als Krankenwärterinnen dienten, evangelischer Unterricht gegeben. Mittlerweile war aber das evangelische Bekenntniß aufs äußerste bedroht, und durch die im J. 1548 vom Kaiser zu Augsburg veröffentlichte, am 15. Mai im Saal der kaiserlichen Herberge verlesene Interimsverordnung wurden — zunächst bis zum Spruche eines Conciliums — Messe, Bilder, Heiligenverehrung und die Macht der Bischöfe wieder hergestellt. Nach dem Sinne des Interims hörte die evangelische Kirche Regensburgs zu bestehen auf. Als der Rath diese Verordnung an Dr. N. und die evangelische Geistlichkeit gelangen ließ, daß sie nach Gewissen und Pflicht das richtigste Bedenken darüber fälle, da gab N. mit seinen Helfern die Erklärung ab, daß sie in das Interim nicht gehehlen noch dasselbe annehmen und dazu rathen könnten, weil damit die evangelische Wahrheit wieder verdrängt würde. Die Bemühungen und Bedenken des Raths waren vergeblich. Die Lage der Dinge erschien so gefährlich, daß der Rath sich veranlaßt sah, die evangelischen Geistlichen bis auf ein paar unvermögende Personen zu beurlauben. Noch spät Abends las der Stadtschreiber in Nopp's Wohnung diesen Urlaub vor. Damit hatte Nopp's öffentliche Wirksamkeit als Geistlicher aufgehört, die Kirchen waren geschlossen und die geistliche Herde ihrer Hirten beraubt. N. floh so eilig, daß er einen Theil seines Hausraths zurückließ.

Hatte nun aber damit auch seine fünfjährige öffentliche Thätigkeit in Regensburg ein Ende gefunden, so war doch sein inneres Verhältniß zu der verlassenen Gemeinde nicht gelöst und seine geistige Einwirkung dauerte bis an sein Ende fort. Er und seine Gehülfen waren nicht ihres Dienstes entlassen, sondern nur beurlaubt, und zunächst auf zwei Jahre waren ihm seine 200 Goldgulden Gehalt zugesichert. N. hielt sich nicht nur fortwährend für die alte Gemeinde frei, sondern diente ihr auch brieflich und schriftlich mit seinem Rath. Gerade die zahlreichen aus der Zeit seiner dreijährigen Verbannung erhaltenen schriftlichen Zeugnisse gewähren uns eine tiefe Einsicht in seine religiös-kirchlichen Ueberzeugungen und Anschauungen. Allein zwanzig dieser Schreiben sind an den frommen Rathsconsulenten (auch wol Kanzler) Dr. jur. Joh. Hiltner gerichtet, der zu Nopp's innigstem Herzensfreunde geworden war, einige andere wandten sich an den Rathskämmerer Andr. Wolf und unmittelbar an den Rath. Zum großen Theil ertheilen diese Briefe Antwort auf religiöse oder auch kirchen- und eherechtliche Fragen, in denen N. sich auch bewandert zeigt. Zuweilen nehmen diese Schreiben, zumal die, welche deutsch abgefaßt und auf die geistlichen Bedürfnisse der Gemeinde berechnet sind, die Gestalt und den Umfang selbständiger Schriften an, so eins, das er am 28. Februar 1551 aus seiner Vaterstadt Herzogenaurach an den Regensburger Rath richtete. Wir lernen ihn gerade daraus, trotz seines entschiedenen, offenen Bekenntnisses als einen Mann des Friedens und der Geduld kennen, so, wenn er darin sagt: „Und ist allweg in der Kirchen mehr mit leiden als mit kämpfen ausgericht worden und der Glaube weiter gebracht". Deshalb erklärte er sich auch wiederholt gegen die Magdeburger Streittheologen Flacius, Hahn (Gallus) und Genossen. Er meinte, bei überheftiger Bekämpfung des Widerparts werde man gegen diesen ungerecht und versäume sein eigenes Heil und die Buße. Er äußert sich dem Kämmerer Wolf gegenüber: die Nöthe

der Gläubigen seien über diese von Gott wegen ihrer Unbußfertigkeit verhängt. Zu der Schrift von Nikolaus Hahn, der mit ihm als Diakon nach Regensburg gekommen war, über die Mitteldinge (de adiaphoris), meint er, Hahn würde es mit mehr Mäßigung geschrieben haben, wenn er ihm hätte rathen können. Und wenn die Streittheologen aus dem 13. und der ersten Hälfte des 14. Capitels der Offenbarung Johannis meinten folgern zu müssen, daß das Thier der Offenbarung mit dem Schwerte bekämpft werden müsse, so weist er vielmehr darauf hin, wie hier die Geduld und das treue Bekenntniß der Heiligen gepriesen werde. Hier und sonst fordert er immer wieder zu treuer Bewährung des Glaubens und zu gegenseitigem Gebet auf.

Eine Hauptfrage war aber, welchen Rath er der von ihren Seelsorgern verlassenen, der Sacramentsverwaltung und der Predigt entbehrenden Gemeinde zu ertheilen hatte. Diese Frage war theilweise eine etwas schwierige und er wußte wohl, daß auch glaubensverwandte Theologen darin nicht überall mit ihm stimmten. Er äußert sich darüber eingehend bereits am 10. Juli 1548 in einem deutsch an Hiltner geschriebenen Briefe. Er sagt, man könne nicht überall den gleichen Rath geben, es gebe kranke und gesunde, schwache und starke Menschen. Alle sollen sich durch Gebet dem Herrn befehlen. Das offene Bekenntniß zu Christo und seinem Wort muß überall geschehen. Hat einer dazu nicht den Muth, so soll er die Stadt verlassen und den weltlichen Schaden nicht scheuen. Das heil. Abendmahl kann man beim Widerpart (in der römischen Kirche) durchaus nicht nehmen; hier muß man sich des geistlichen Genusses (Nießung) trösten, indem man sich durch rechten, festen Glauben auf Christus stützt und sich der Frucht seines Leidens und Sterbens versichert. In Todesnöthen nehme man Trost von treuen Glaubensgenossen an und lasse sich ohne Priester hinaustragen. Bei der Taufe und Einsegnung meinen etliche, man müsse durchaus den Greuel des Papstthums fliehen, er aber meine, daß man sich des Dienstes des Widerparts bedienen dürfe, doch soll man treu bei seinem Bekenntniß bleiben und erklären, daß man seinem Kinde die Taufe so gereicht wünsche, wie Christus und die Jünger sie geordnet hätten, es handle sich nur um die Gnade, die durch die Taufe verliehen werde. Bei der Ehestiftung sind die römischen Zusätze (geweihtes Wasser, Messehören u. s. f.) zu meiden, die Verkündigung (Aufgebot) lasse man nach der gewöhnlichen Ordnung geschehen. Ausdrücklich betont er, daß er hier der Starken wegen nur seine eigene Meinung abgebe. Die Schwachen und in der Lehre nicht Sichern müsse man Gottes Gnade befehlen. Sebastian Paleus (Schaufel oder Scheufel), der noch unter N. Diakonus zu Regensburg gewesen war, schrieb darüber am 21. November 1551 an den Rathskämmerer Andr. Wolf, er habe dieses Gutachten Nopp's dem Joh. Brenz zu lesen gegeben; dieser aber habe erklärt, weil die Papisten von Gott verworfen und verdammt (verpannedt) seien, so sei Nopp's Gutachten durchaus zu verwerfen und man dürfe kein Kindlein zu ihnen zur Taufe bringen. Bei Ehesachen hatte N. es zuweilen mit schwierigen Fällen zu thun, so bei Corona Hiltner, einer Tochter seines Freundes Dr. Joh. Hiltner, deren Bräutigam zwar innerlich der Reformation zugethan war, aber mit Rücksicht auf seine Vorgesetzten sich nicht wagte evangelisch trauen zu lassen. Von einem der Tagzeichnung entbehrenden Schreiben Nopp's an Hiltner, betreffend die Mädchenschulen, oder eigentlich den Katechismusunterricht der Mädchen, läßt sich nicht wohl bestimmen, ob er zur Zeit des Exils geschrieben sei; jedenfalls gibt er Zeugniß von dem Ernst, mit dem er sich diesen wichtigen Gegenstand angelegen sein ließ.

Innerhalb der drei ihm nach seiner Wirksamkeit in Regensburg noch beschiedenen Lebensjahre hat N. seinen Aufenthalt wiederholt gewechselt. Anfangs

vermied er es, der Gefahr wegen, seinen Wohnsitz anzugeben und verwies auf seinen zu Nürnberg am weißen Thurm auf dem Kornmarkt wohnenden Bruder Jobst. Bis in den Herbst des Jahres scheint er aber meist in dieser geistig regsamen Handelsstadt gelebt zu haben. Noch am 9. October d. J. schreibt er von dort. Dann aber verreist er nach dem ihm so wohlbekannten Zwickau, wo er Mitte November bereits ansässig ist und bei seinem alten Freunde, dem ehemaligen Stadtphysikus Dr. Stephan Wild wohnt. Am 5. October 1549 aber meldet Hahn dem Dr. Hiltner, N. sei von Zwickau nach Nürnberg verreist. Dann finden wir ihn von der ersten Hälfte des Jahres 1550 bis in die Hälfte des Jahres 1551 in seiner Vaterstadt Herzogenaurach. Am 22. Juni ist er wieder in Nürnberg.

Da N. seine frühere Gemeinde aus der Verbannung stets treu berathen und sich für sie freigehalten hatte, so ist es nicht zu verwundern, daß man ihn im J. 1551 wieder zurückberief. Zwar war formell der Gewissenszwang des Interims noch nicht beseitigt, da wir aber hören, daß die evangelische Gemeinde sich wieder des ungehinderten Gebrauchs des evangelischen h. Abendmahls unter beiderlei Gestalt erfreute und auch andere Geistliche zurückberief, so versteht sichs von selbst, daß man auch seinen alten Pfarrer wieder zu sich rief, wenn auch der Berufungsbrief uns nicht vorlag. Auf der Rückreise nach Regensburg verstarb er am 9. August 1551 an der Seite seines Bruders Jobst und wurde auf dem Kirchhofe zu S. Johannis begraben. Von dem Grabdenkmal, das ihm gesetzt wurde, scheint der Kupferstich mit Nopp's Bildniß abgenommen zu sein, von dem sich ein Abzug auf der Stadtbibliothek zu Nürnberg befindet. Die Unterschrift lautet: Hieronymus Nopus Doctor Theologiae obiit 1515 9. Aug. Noriber. Schon die Gestalt der Unterschrift und die Ausführung in Kupferstich, der zu Nopp's Zeit noch weniger üblich war, läßt auf die spätere Entstehung dieses Stiches schließen. Auch die Entstellung der Jahrzahl: 1515 statt 1551 erklärt sich so leichter, zumal schon zur Zeit von Nopp's Amtsnachfolger Serpilius der Stein nicht mehr ganz unbeschädigt war. Bei dem Bilde Nopp's haben wir nicht nur den tüchtigen Theologen und Kirchenleiter, sondern auch die gediegene christliche Persönlichkeit zu berücksichtigen. Darauf deutet Melanchthon, wenn er am 28. November 1542 an Dr. Johann Forster schreibt, er hege die Hoffnung, daß N. der Regensburger Kirche durch sein Beispiel, sein Vorbild nützen werde. Sein Lebensgrundsatz war, daß alles darauf ankomme, daß man Gott und sein Wort von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit ganzem Vermögen liebe und sein Wort halte. Deshalb predigte er den Glauben, der in der Liebe thätig ist und handelt im J. 1544 zu Lucas 6, 36: „seid barmherzig“ davon, was der guten Werke Lohn sei und daß die Christen sollen und müssen gute Werke thun. Dazu stimmen denn auch die Zeugnisse Luther's und Melanchthon's, daß er unter ihnen sehr löblich, ehrbar, züchtig und fromm gelebt habe. Dem Regensburger Rath empfiehlt ihn Melanchthon als verständig, gottesfürchtig, sehr sittig und friedlich.

Von Nopp's Schriften scheint wenig zum Druck gelangt zu sein. Eine „seer nutzliche und notwendige Vermanung zu der Entpfahung des leybs und bluts unsers Herren Jesu Christi“, 1543, und die schon erwähnte Predigt „vom Lohn der guten Werke“, 1544, beide zu Regensburg durch Hans Khol in 8° gedruckt, erwähnt Gemeiner S. 151 Anm. 117 als in der Stadtbibliothek zu Regensburg vorhanden. Die Unschuldigen Nachrichten v. Jahre 1708, S. 722—730, behandeln zwei weitere Schriften „de mutuatione“ (vom leihen und borgen) und „quatenus und qua ratione taxandi sint errores“ nach der Handschrift.

Von den Quellen der Nopp-Biographie sind verschiedene bei Enders, Luther's Briefe IX, S. 50 Anm., aufgeführt. Es kommen dazu Wilh. Germann, Dr. Joh. Forster (1894), S. 371—388; Wilh. Geyer, Zur Einführung der Reformation in Regensburg, das. 1892, worin über Nopp nur sehr kurz gehandelt wird; Leonh. Widmann, Regensburger Chronik, Chroniken deutscher Städte 15. Bd., Leipzig 1878; Emil Herzog, Geschichte des Zwickauer Gymnasiums, Zwickau 1869, S. 87; Neues Archiv für Sächs. Gesch. u. Alterthumskunde XI (Dresden 1890), S. 71 f.; G. Bossert in den Blättern für württembergische Kirchengesch. 1886, S. 72; Zeitschr. für Kirchengesch. in der Prov. Sachsen II (1905), S. 37 f., 43 f.; Unschuld. Nachrichten 1708, S. 722—730. Die Hauptfundgrube für Nopp's Wirken und Wesen sind die Acten des Rathsarchivs zu Regensburg, die uns in zuvorkommendster Weise zur Benutzung anvertraut wurden. Schätzbare Mittheilungen verdanken wir auch Herrn Lic. theol. Dr. Otto Clemen in Zwickau und unserm Freunde Archivrath Dr. Mummenhoff in Nürnberg.

Ed. Jacobs.

Nördlinger: Hermann von N., Dr. phil., Forstmann; geboren am 13. August 1818 in Stuttgart, † am 19. Januar 1897 in Ludwigsburg. Er war Sohn des Oberfinanzrathes Julius Simon v. Nördlinger (s. A. D. B. XXIV, 11), der als langjähriger Referent für das Berg- und Forstwesen im Finanzministerium thatsächlich der forstliche Chef war. Bis zum Frühjahr 1835 besuchte er das Gymnasium in Stuttgart, welches er mit dem Zeugniß der Reife verließ, um vorerst noch ergänzende Studien in Mathematik auf der dortigen Gewerbe- (jetzt polytechnischen) Schule zu betreiben. Vom Herbst 1837 bis Ostern 1838 absolvirte er die forstliche Lehre in dem Forstrevier Sittenhardt (im Mainhardter Wald) und betheiligte sich auch vor, während und nach derselben häufig an forstlichen Dienstgeschäften seines Vaters. Im Frühjahr 1838 bezog er die Universität Tübingen, woselbst er bis zum Herbst 1840 Cameral- und Forstwissenschaft studirte. Seine Hauptlehrer waren Schott v. Schottenstein (Forstwissenschaft), H. v. Mohl (Botanik) und Quenstedt (Geologie). Im Sommer 1840 betheiligte er sich an den damals im Gange befindlichen Arbeiten der Landesvermessung (an der oberen Donau) und an der topographischen Aufnahme des Landes. Vom Herbst 1840 bis dahin 1841 widmete er sich auf der forst- und landwirthschaftlichen Akademie Hohenheim vorwiegend landwirthschaftlichen Studien; jedoch besuchte er auch die forstlichen Vorlesungen bei den Professoren Brecht und Frommann. Hierauf prakticirte er im Winter 1841/42 als Volontär bei dem Forstamte Bebenhausen unter dem Kreisforstrath Wilhelm v. Widenmann (s. A. D. B. XLII, 383), um den Geschäftsgang kennen zu lernen und sich überhaupt auf den württembergischen Staatsforstdienst vorzubereiten. Nach dem Bestehen der ersten und zweiten Forstdienstprüfung (1842) trat jedoch eine Wendung in seinem demnächstigen Lebensgang ein. N. erhielt nämlich einen für ihn sehr ehrenvollen Ruf als Professor der Forstwissenschaft an die Ecole Régionale d'Agriculture de Grand-Jouan bei Nozay (in der Bretagne), welchen er annahm. Dem Antritt dieser Stelle ging im Winter 1842/43 ein vorbereitender Aufenthalt an der Forstschule zu Nancy voraus, um sich hier die erforderliche Kenntniß der französischen Bezeichnungen der forsttechnischen Ausdrücke anzueignen. Nach einem sich hieran anschließenden kurzen Aufenthalt in Paris eröffnete er seine Lehrthätigkeit im Frühjahr 1843 mit einem Cours d'économie forestière. Seine freie Zeit benutzte er eifrig zu wissenschaftlichen Ausflügen und Studienreisen, theils in die nähere Umgebung (z. B. in die Steppen der Bretagne, zum Hafen von Brest), theils in fernere Gegenden (z. B. in die Auvergne).

Sein Verbleiben in Frankreich war aber von nur kurzer Dauer, da er am 21. Mai 1845 einen Ruf als zweiter Professor der Forstwissenschaft an die Akademie Hohenheim erhielt. Das Sommersemester 1845 verbrachte er jedoch noch in Grand-Jouan, um dann die Heimreise auf einem großen Umwege (längs des Atlantischen Oceans, über die Pyrenäen, durch die Provence) anzutreten. Im November 1845 übernahm er sein Lehramt in Hohenheim. Ein durch das viele Sprechen erzeugtes Halsleiden zwang ihn aber schon nach fünf Jahren zum vorläufigen Aufgeben seiner Lehrthätigkeit. Er suchte um Urlaub nach und bat um vorübergehende Verwendung im praktischen Forstdienste, von welchem er die Beseitigung seines Uebels erhoffte. Seinem Gesuche wurde dadurch entsprochen, daß ihm die provisorische Verwaltung des Reviers Oberstenfeld übertragen wurde. Schon nach einem Jahre kehrte er aber auf seine Lehrstelle in Hohenheim zurück. Die Wiederkehr seines Leidens in verstärktem Grade zwang ihn jedoch zur nochmaligen Unterbrechung seiner Thätigkeit als Docent und zum abermaligen Uebertritt in den Verwaltungsdienst. Er übernahm daher auf seinen Wunsch die Verwaltung des Reviers Kirchheim unter Teck und bekleidete diese Stelle — mit zeitweiser Unterbrechung durch die Bestellung zum Verweser des Forstamtes Schorndorf — 2½ Jahre. Nachdem sich sein Halsleiden gehoben hatte, wurde ihm am 27. März 1855 die inzwischen durch Tscherning's Uebertritt in den praktischen Forstdienst erledigte erste Professur der Forstwissenschaft in Hohenheim übertragen. Sein Lehrauftrag erstreckte sich auf Forstbotanik, Forstschutz (einschließlich Forstinsektenkunde), Forsteinrichtung und Staatsforstwirthschaftslehre. Den Schwerpunkt seines Wirkens verlegte er auf die beiden erstgenannten Fächer, insbesondere auf die hierzu gehörige Lehre von den „Technischen Eigenschaften" der Hölzer. Im Nebenamt fungirte er zugleich als Oberförster des Reviers Hohenheim. Einen im Frühjahr 1866 an ihn ergangenen Ruf als Vorstand der mit der technischen Hochschule zu Karlsruhe verbundenen forstlichen Abtheilung lehnte er ab, weil er sich in seiner Stellung wohl fühlte und seine Dienste dem Vaterland auch ferner widmen wollte. Als Anerkennung hierfür wurde ihm 1866 der Titel „Forstrath" verliehen. Eine weitere Auszeichnung höchsten Orts war die ihm 1875 zu Theil gewordene Verleihung des Ritterkreuzes I. Classe des Friedrichs-Ordens, womit der persönliche Adel verbunden ist. Als zu Ostern 1881 der forstliche Unterricht von Hohenheim abgezweigt und wieder an die Universität Tübingen verlegt wurde, kam er als o. ö. Professor an die staatswissenschaftliche Facultät. Da er von jeher für die Universitätsbildung der Forstwirthe sich ausgesprochen und dieselbe angestrebt hatte, fand er sich durch diesen Uebergang hoch befriedigt, obgleich ihm das Eingewöhnen in ganz neue Verhältnisse und die durchgreifende Umgestaltung des forstlichen Unterrichts, zumal des Prüfungswesens — er stand bereits im 63. Lebensjahre — nicht ganz leicht fallen mochte. Als Professor an der Universität wirkte er noch sechs Jahre. Am 8. Februar 1887 wurde er — unter Verleihung des Titels „Oberforstrath" und der Krone zum Ehrenkreuz des Ordens der württembergischen Krone — auf sein Nachsuchen in den Ruhestand versetzt. Auf seinen Wunsch wurde ihm aber die Beibehaltung der Vorträge über seine Specialgebiete (Forstschutz und Technische Eigenschaften der Hölzer) gestattet, bis er auch diese beschränkte Lehrthätigkeit am Schlusse des Wintersemesters 1891/92 im Gefühl der Abnahme seiner Kräfte niederlegte. Die Verehrung seiner zahlreichen Schüler, die er während seiner 44jährigen Docententhätigkeit an beiden heimischen forstlichen Bildungsstätten herangebildet hatte, und seiner Collegen in der staats-

wissenschaftlichen Facultät fand bei seinem Ausscheiden durch zwei Adressen Ausdruck.

Er war langjähriger Präsident des württembergischen Forstvereins und bekleidete auch die Würde des ersten Präsidenten der Versammlungen Deutscher Forstmänner zwei Mal (1874 in Freiburg und 1877 in Bamberg). Der Badische und der Schlesische Forstverein hatten ihn zum Ehrenmitglied ernannt; er war außerdem Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften und anderer Vereine. Als höchste Auszeichnung muß aber die ihm im December 1851 von seiten der naturwissenschaftlichen Abtheilung der medicinischen Facultät verliehene Würde eines Doctor honoris causa bezeichnet werden.

N. war ein überaus fruchtbarer Schriftsteller. Seine ersten Schriften erschienen während seiner Lehrthätigkeit zu Grand-Jouan. Er veröffentlichte hier als Hülfsmittel für den forstlichen Unterricht „Mémoire sur les essences forestières de la Bretagne“ (1845) und „Essai sur les formations géologiques des environs de Grand-Jouan“ (1847). Seine spätere Forscherthätigkeit war in erster Linie der Untersuchung der technischen Eigenschaften der Hölzer zugewendet, auf welchem Gebiete er bahnbrechend gewirkt hat. Sein Untersuchungsmaterial: „Querschnitte, umfassend die Wald- und Gartenbaumarten, sowie die gewöhnlichsten ausländischen Baum- und Bosketthölzer Deutschlands“ mit beschreibendem Text erschien von 1852 ab bis 1888 in XI Bänden (Kleinformat), von denen jeder 100 Holzarten enthält, in charakteristischen dünnen Querschnitten. Vom II. Band an sind auch andere europäische und ausländische Holzarten mit einbezogen worden. In der Zwischenzeit folgten noch „Fünfzig Querschnitte der in Deutschland wachsenden Werk- und Brennhölzer“ (1858; 2. Aufl. 1884). Diese Schnitte sind ein ganz vortreffliches Anschauungsmittel, da sie den anatomischen Bau der betreffenden Holzarten schon bei Zuhülfenahme einer guten Lupe erkennen lassen. Diese Grundlagen wurden von ihm durch Uebersetzung ins Französische auch ausländischen Forstakademien zugänglich gemacht. Es erschien: „Collection de 60 Sections transversales de bois des essances forestières les plus importantes à l'usage des élèves de l'Ecole Imperiale forestière de Nancy“ (1855); „Les bois employés dans l'industrie“ (1872); ferner „Section of Indian woods“ (1872) und „50 Holzquerschnitte; Petersburger Forstschulausgabe“ (1872; 2. Aufl. 1884).

Sein Hauptwerk auf diesem schwierigen Gebiet, aus Jahrzehnte langen Forschungen und Experimenten mit selbst erdachten Apparaten hervorgegangen, führt den Titel: „Die technischen Eigenschaften der Hölzer für Forst- und Baubeamte, Technologen und Gewerbtreibende“ (1860). Dieses Epoche machende Werk, eine wahre Fundgrube für den Docenten der Forstbenutzung, ist geradezu als die Begründung dieser Lehre anzusehen. Es wurde auch ins Russische übersetzt. Später beschäftigte er sich besonders mit den mechanischen Eigenschaften der Hölzer. Den ursprünglichen Plan, seine neueren Ergebnisse auf diesem Gebiete in einem II. Theil der „Technischen Eigenschaften“ erscheinen zu lassen, aufgebend, begnügte er sich damit, seine späteren Untersuchungen über specifisches Gewicht, Festigkeit und Federkraft der Hölzer im „Centralblatt für das gesammte Forstwesen“ (1879, S. 409; 1880, S. 289; 1887, S. 345, 440, 491, 539; 1888, S. 78, 169, 216, 324 und 365; 1889, S. 145, 205, 263, 391, 451, 493 und 536) erscheinen zu lassen und die Ergebnisse in dem kleinen Buch „Die Gewerblichen Eigenschaften der Hölzer“ (1890) für ein größeres Publicum in gedrängter Kürze zusammenzustellen. In der Vorrede hierzu vertheidigt er sich gegen die ihm zu Theil gewordenen Vorwürfe, daß er sich — im Gegensatz zu den gleichartigen, aber späteren Versuchen von

Bauschinger (München) und Jenny (Wien) — mit zu kleinen Probehölzern begnügt habe. In der Zwischenzeit erschienen als Uebergänge von diesem Gebiet zu dem der Forstbotanik die Schriften: „Der Holzring als Grundlage des Baumkörpers. Eine dendrologische Skizze“ (1871) und „Anatomische Merkmale der wichtigsten deutschen Wald- und Gartenholzarten“ (1881). Ein weiteres umfassenderes Werk, welches von seinen reichen Kenntnissen auf forstbotanischem Gebiet Zeugniß ablegt, ist „Deutsche Forstbotanik oder forstlich-botanische Beschreibung aller deutschen Waldhölzer sowie der häufigeren oder interessanteren Bäume und Sträucher unserer Gärten und Parkanlagen. Für Forstleute, Physiologen und Botaniker. Mit (eingedruckten) Holzschnitten“. II Bände (1874 und 1876). Die Abfassung dieses Werkes bot insofern große Schwierigkeiten, als sie Vertrautheit einerseits mit der Botanik, andererseits mit der Forstwissenschaft voraussetzt. Man muß anerkennen, daß dem Verfasser die Verbindung der wissenschaftlichen Pflanzenkunde mit der praktischen Richtung, für welche das Buch nach seinem Titel bestimmt ist, im allgemeinen sehr gut gelungen ist. Wenn auch vielleicht der I. Band (Der Baum im Allgemeinen), weil er nicht frei von Ungenauigkeiten ist, die Botaniker nicht durchweg befriedigt, so ist doch der II. Band (Die einzelnen Holzarten) für den Forstmann um so werthvoller. Beide Bände enthalten eine Fülle von Material, welches vielfach auf eigenen Beobachtungen (auf Reisen gesammelt), Erfahrungen, Versuchen und Untersuchungen beruht. Der Forstmann wird daher aus dem Studium reiche Belehrung schöpfen und vielfache Anregungen empfangen.

N. arbeitete aber auch mit Erfolg in forstentomologischer Richtung. Man kann ihn nach dieser Seite ebenfalls als einen Specialisten bezeichnen. Dieser Thätigkeit verdanken wir folgende kleinere und größere Schriften: „Die kleinen Feinde der Landwirthschaft“ (1855; 2. Aufl. 1869); „Nachträge zu Ratzeburg's Forstinsekten. Ein Programm bei Gelegenheit der Jahresprüfung an der Königl. land- und forstwirthschaftlichen Akademie zu Hohenheim im August 1856“; „Lebensweise von Forstkerfen oder Nachträge zu Ratzeburg's Forstinsekten“ (2. Aufl. 1880); „Die Kenntniß der wichtigsten kleinen Feinde der Landwirthschaft. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten für das praktische Bedürfniß bearbeitet“ (1871; 2. Aufl. 1884). Endlich ist noch sein Werk: „Lehrbuch des Forstschutzes. Abhandlung der Beschädigungen des Waldes durch Menschen, Thiere und die Elemente unbelebter Natur, sowie der dagegen zu ergreifenden Maßregeln. Mit 222 in den Text gedruckten Holzschnitten“ (1884) rühmend hervorzuheben. Auch in diesem Werke zeigt sich Nördlinger's Eigenart, bestehend im Beibringen von sehr vielem Material, Einflechten werthvoller Einzelbeobachtungen u. s. w. Nicht befriedigen kann aber die Abgrenzung des Stoffes anderen verwandten forstlichen Fachzweigen (Waldbau, Forstbenutzung) gegenüber, sowie die räumliche Vertheilung der Materie, die doch im Verhältniß zu deren Wichtigkeit für den Forstmann stehen muß. Außerdem hat die Kritik mit Recht das principielle Ausscheiden der Pflanzen (Forstunkräuter, Pilze) beanstandet, deren Betrachtung, insoweit sie dem Walde schädlich sind und infolge dessen Vorbeugungs- und Abstellungsmaßregeln nöthig machen, unzweifelhaft mit in den Forstschutz gehört. Am werthvollsten ist der die Insekten behandelnde Abschnitt; auch ist der ihrer Bedeutung zukommende Raum (225 von im Ganzen 509 Seiten) entsprechend bemessen. Dies läßt sich aber z. B. nicht von den Frostbeschädigungen sagen, welche 97 Seiten, also nahezu 1/5 des ganzen Werkes, in Anspruch nehmen.

Neben dieser vielseitigen Thätigkeit als Autor besonderer Werke war N. nach Pfeil's Ableben auch Herausgeber von 10½ Bänden (vom 2. Heft des 42. Bandes 1859 bis zum 2. Heft des 52. Bandes 1870) der „Kritischen Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft", in welchen er zahlreiche Abhandlungen, litterarische Berichte und Mittheilungen veröffentlichte. Auch in andere forstliche Zeitschriften (besonders in die „Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung" und das „Centralblatt für das gesammte Forstwesen") lieferte er werthvolle Beiträge über physikalische und technische Eigenschaften sowie Krankheiten der Hölzer, Frostwirkungen, Schäden am Holze durch Winde und Zugluft, schädliche Forstinsekten, forstbotanische Fragen u. s. w. Ein ausführliches Verzeichniß seiner selbständigen Werke und in periodischen Zeitschriften veröffentlichten Arbeiten findet sich im „Centralblatt für das gesammte Forstwesen", 1897 (S. 141—144).

N. war ein hochbegabter, hervorragender Gelehrter, der gründliches und umfassendes Wissen auf naturwissenschaftlichem Gebiete mit reicher praktischer Erfahrung vereinigte. Mit scharfem Verstand ausgestattet, brachte er es durch rastlosen Fleiß und gewissenhafte Untersuchungen zu einer geradezu erstaunlichen Mannichfaltigkeit seiner litterarischen Leistungen. Als guter Redner trug er meist frei vor; insbesondere waren seine Demonstrationen vorzüglich. Auch seine persönlichen Eigenschaften sichern ihm ein dauerndes Andenken. Er verband mit feiner Bildung großen Tact und ein einfaches, freundliches Wesen. — Leider warfen Krankheit und Todesfall in seiner Familie tiefe Schatten auf sein Leben, und während der letzten Jahre hatten seine geistigen Kräfte so abgenommen, daß der Tod für ihn zur Erlösung wurde. Seine Beisetzung erfolgte am 22. Januar 1897 auf dem Friedhofe in Tübingen.

Programm der Hohenheimer Akademie für das Jahr 1859, von Rieke, S. 15. — Fr. von Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, II, S. 180, Anmerkung 172 und S. 468 ad Nr. 587c; III. 1, S. 722, Bemerkung 835 dd; IV. S. 216 und 217, Nr. 2797 b. — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 596. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. III. S. 239, 319, 368, 369 und 395. — Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexicon, S. 379. — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1887, S. 382 (Personalien aus Württemberg); 1897, S. 189 (Todesnachricht), S. 291 (zum Andenken an Oberforstrath Dr. Hermann von Nördlinger, von Graner). — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1891, S. 179 (Ausscheiden aus dem Lehramte, von Lorey); 1897, S. 76 (Todesnachricht) und S. 182 (Nekrolog). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1891, S. 324 (Biographie); 1897, S. 137 (Nekrolog mit Abbildung, von β.). — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1897, S. 359 (Nekrolog).

R. Heß.

Nordmann: Johann N., österreichischer Journalist und Dichter, wurde am 13. März 1820 in Landersdorf bei Krems als „lediger" Sohn der Hauerstochter Francisca Rumpelmayer geboren; die Mutter, welche sich bald darauf (nicht mit Nordmann's Vater) verehelichte, betraute ein ihr verwandtes Ehepaar in Krems, anscheinend ebenfalls Rumpelmayer genannt, mit der Aufziehung des Sohnes. Der Ziehvater starb früh; die für Johann angewiesenen Kostgelder scheinen äußerst dürftig gewesen oder gänzlich ausgeblieben zu sein, da sich der begabte Knabe als Schüler des Kremser Piaristengymnasiums bereits durch Stundengeben und Abschreiben zu erhalten hatte. Der aufopfernden Liebe seiner Ziehmutter, der Gunst einiger Lehrer, so des trefflichen Dialektepikers Josef Misson (1803—1875), froher Geselligkeit in der schönen Umgebung des Donaustädtchens verdankt N. eine trotz aller Entbehrungen,

trotz des geisttödtenden Lehrganges einer vormärzlichen Mittelschule, trotz des engen Horizonts seiner Heimath schöne und gesunde Knabenzeit, an deren Erinnerungen er sein Leben lang wie an einem unerschöpflichen Capital gezehrt hat. Im Winter 1830 sieht sich der zehnjährige Poet zum ersten Mal gedruckt; bald gilt er als locales Genie, und als er 1837 zur Fortsetzung dessen, was man damals philosophische Studien nannte, nach Wien übersiedelt, ist er nicht mehr ausschließlich auf das harte Brot des Hauslehrers angewiesen: wir finden ihn seit 1839, in welchem Jahre er sich für den Litteratenberuf entschieden haben dürfte, als federfertigen und nach Journalistenart in allen möglichen Sätteln gerechten Mitarbeiter vieler der unpolitischen Litteratur- oder besser Theaterblätter, von denen Alt-Wien wimmelte: so des „Oesterreichischen Morgenblatts“, des „Humoristen“, der „Sonntagsblätter“, des „Wanderers“, in deren Spalten er neben Referaten, Kritiken u. dgl. auch lyrische und dramatische Kleinarbeit abdruckt. Auch zu Heckenast's Sammelwerk „Wien und die Wiener“ steuert er bei und weiß sich Führern der österreichischen Litteratur wie Grün und Lenau anzufreunden. 1843 bis Mitte 1845 wird die Journalistik zwar bei Seite geschoben, da Johann Rumpelmayer als Hofmeister bei den Söhnen des schlesischen Freiherrn Eduard v. Badenfeld (1800 bis 1860) diesen und seine Zöglinge auf weiten Reisen durch Deutschland, Tirol, die Schweiz, Südfrankreich, Italien bis nach Sicilien hinab begleitet; aber für die schriftstellerische Entwicklung des Jünglings sind diese Wanderjahre von großem Werthe, umsomehr als sein Brotherr, gleich routinirt als Vielschreiber (Pseudonym: Ed. Silesius) wie als Tourist oder, wie es damals hieß, „kalobiotischer“ Reisender, in N. einen Begründer unserer touristischen, besonders unserer alpinen Litteratur geradezu erzogen haben mag. Im Juli 1845 war Johann Rumpelmayer wieder in Wien, dann (in welcher Eigenschaft, ist unbekannt) bereiste er Dänemark und Norwegen; 1846 emigrirte der Autor der censurfällig gewordenen „Gedichte“ nach Dresden, von da nach Leipzig, wo er sich der stattlichen Schar seiner Leidensgenossen, dem sogenannten „jungen Oesterreich“ (Hartmann, Meißner, Uffo Horn u. A.), anschloß und bei den großen journalistischen Unternehmungen J. J. Weber's Beschäftigung fand. Von da an nannte Johann Rumpelmayer sich auf seinen Schriften, statt wie bisher, nur „Nordmann“, „Johannes Nordmann“, Pseudonyme, bei deren Wahl er einer gewissen Mode gefolgt sein muß (ziemlich gleichzeitig Eduard Nordburg für C. H. E. Marquardt, Carl Norden für C. W. H. Hildebrandt, Marie Norden für Friderike Wolfhagen, Gustav Norden für Gustav Heine, der Bruder Heinrich's, Josias Nordheim für Oscar Bagge), und die er später (1866) auch als bürgerlichen Namen von der Regierung zugestanden erhielt. Wie für so viele Andere waren auch für ihn die „dreimal heiligen Märztage“ 1848 das Signal zur Heimkehr: er reihte sich in die Wiener akademische Legion ein, betheiligte sich an den äußerstlinken Organen „Der Radicale“ und „Katzenmusik“ und an der freiheitlichen Anthologie „Phönix“, gab 1848 f. in 10 Lieferungen die im Kloster der vertriebenen Liguorianer aufgefangenen sensationellen Briefschaften, daneben eine Liederfolge „Trutznachtigall“ (von der wir 2 Nummern kennen) heraus und gehörte zu den Intimen Messenhauser's, ohne sich doch allzuschwer zu compromittiren. Zwar taucht er nach den Octobertagen, offenbar flüchtig, in Dresden auf, gleich darauf aber (1849) wieder in Wien und zwar diesmal als Begründer und Herausgeber der deutschconstitutionellen „Zeit“, welche indeß bald unterdrückt wurde, wiewol die nachmaligen Bürgerminister Berger und Brestel der Redaction dieses fast ephemeren Blattes angehörten. Auch bei der Gründung einer belletristischen Wochenschrift „Der Salon“ hatte N. mit dem Mißtrauen der Behörden lange zu kämpfen;

überdies konnte der „Salon“, ein vernünftig und anständig redigirtes Organ, dem damals völlig verwilderten litterarischen Geschmacke der Wiener nur zwei Jahre (1853 f.) Stand halten. Solche Enttäuschungen, die ihn immer wieder in die Stellung des subalternen Journalisten zurückdrängten, dazu die wie ein Damoklesschwert über ihm schwebende Gefahr, als politisch verdächtig von Wien ausgewiesen zu werden, trieben N. 1858 nochmals, wol mit irgend welcher Zeitungsmission betraut, in die Fremde (Frankreich, Belgien, Württemberg); bald aber kehrte er nach Wien zurück, um seine zweite Heimath nur mehr als Berichterstatter oder freilich allsonntäglich als Tourist zu verlassen. Erst Mitarbeiter, dann seit 1863 Redacteur des ungarnfreundlichen „Wanderers“, ging er, als dieses Blatt in czechisch-feudale Hände gerieth, März 1869 zu der deutschliberalen „Neuen Freien Presse“ über, der er bis an sein Lebensende (20. August 1887) angehörte, nebenher 1873—1879 die „Neue Illustrirte Zeitung“, ein gutes Familienblatt, leitend. In die große Oeffentlichkeit drang der Name des bescheidenen Mannes nur im December 1864 anläßlich eines sensationellen, übrigens im Sande verlaufenden Preßprocesses gegen den „Wanderer“ wegen angeblicher Beleidigung des Königs von Preußen, dann 1876 und 1880, als die in der „Concordia“ organisierten Wiener Schriftsteller je auf 3 Jahre ihn zum Präsidenten wählten, und 1881, da er einem Schriftstellercongreß vorsaß.

N. war seit Anfang 1850 mit Josefine degli Albuzzi vermählt, sie überlebte ihn mit zwei Töchtern, deren eine den Indologen K. E. Neumann heirathete. Nach der äußeren Erscheinung des hochgewachsenen Greises mit gütigen treuen Kinderaugen und mächtigem weißen Bart hat sich der Wiener sein Idealbild des „alten Achtundvierzigers“ zurecht gemacht.

Als Dichter erscheint uns N. physiognomielos. Seine Jugendlyrik folgt den Bahnen Herwegh's, copirt ihn geradezu, ohne je den Vers völlig zu beherrschen. Im Romane schließt er sich den Jungdeutschen, im Drama der Schiller'schen Tradition an, eine gewisse, aber nicht beneidenswerthe Originalität zeigt nur das unvollendet gebliebene große Epos „Eine Römerfahrt“. Ungleich höher steht N. als Journalist, ebenso durch die im Milieu der Wiener Preßleute doppelt hoch anzuschlagende Makellosigkeit seines Charakters, aufrichtigen Idealismus, rührende Collegialität, wie durch angenehm flüssigen Stil, harmlose Laune, herzhafte Lebensbejahung und eine nahezu unglaubliche Versatilität, die ihn heute über Theater, morgen über Kunst, übermorgen über Technisches, immer über Politik und am besten über die heimischen Alpen schreiben ließ. In vielen Punkten hat N. bestimmend auf die österreichische Presse eingewirkt: z. B. geht das von Daniel Spitzer später glänzend cultivirte Genre der sogenannten Wochenplauderei auf ihn, zuletzt freilich auf Pariser Muster zurück, die touristische Journalistik ist recht eigentlich seine Schöpfung, den Stand des Tagesschriftstellers in der öffentlichen Meinung zu heben, hat er, dessen Lehrzeit mit den Anfängen, dessen Mannesalter mit der Blüthe des Wiener Zeitungswesens zusammenfällt, mehr gethan, als andere von Glück und Mode mehr begünstigte Collegen.

Selbständig erschienene Schriften: 1846 „Gedichte“ und „Ein Novellenbuch“ ([2] 1851, Titelaufl. 1866); der Roman „Aurelie“ ([1] 1847, [2] 1850); die poetische Erzählung „Ein Jugendleben“ (1849); die Romane „Zwei Frauen“ (1850) und „Carrara“ (anonym 1851); „Dante's Zeitalter“ als erster Theil eines geplanten umfassenden Dante-Werkes (1852); die Novelle „Frühlingsnächte in Salamanca“ (zuerst 1853 im 3. Bd. des „Salon“, dann [1] 1856, [2] 1857, [3] 1880), die ihren Stoff dem „Novellino“ des Massuccio entlehnte und dem Dichter mannichfache Chicanen der in der Concordat-

zeit besonders empfindlichen österreichischen Preßbehörde zuzog; die vieractige Tragödie „Ein Marschall von Frankreich" (1857); „Ein Wiener Bürger" ([1] 1860, [2] 1882); eine Sammlung touristischer Feuilletons aus den Jahrgängen 1864—68 des „Wanderers" „Meine Sonntage" ([1] 1868, Titelaufl. 1871, [2] 1880); die Novellensammlung „Wiener Stadtgeschichten" (1869), zumeist ebenfalls schon vorher in Zeitschriften veröffentlicht; die anmuthige biographische Plauderei „Der zerbrochene Spiegel" (1870); das groß, aber seltsam angelegte Epos „Eine Römerfahrt", welches vollendet den Titel „Die menschliche Tragödie" hätte führen sollen (erster Gesang [1] 1875, [2] 1884, zweiter Gesang 1877); das Drama „Meister William" (als Bühnenmanuscript 1880); „Unterwegs", eine Fortsetzung von „Meine Sonntage" (Feuilletons der „Neuen Freien Presse", in Buchform 1884); — der während der Revolutionszeit entstandenen Schriften Nordmann's wurde bereits gedacht. Die dort und da verstreute Lyrik seiner Mannes- und Greisenjahre wurde nach seinem Tode von Emerich Ranzoni („Gedichte", [1] 1889, [2] 1892) herausgegeben. — 1854 ff. hat N. Lamartine's Geschichte der Türkei übertragen. — Viel Poetisches, hierunter ein „Esther"-Drama, ist außerdem in den vor- und nachmärzlichen Zeitschriften zerstreut, viel Ungedrucktes enthielt der Nachlaß.

Robert F. Arnold.

Nosseni: Giovanni Maria N., Architekt und Bildhauer, der Hauptvertreter der Hochrenaissance in Kursachsen, wurde am 1. Mai 1544 zu Lugano als Sohn eines Steinmetzen geboren, in dessen Familie sich seit Generationen künstlerische Ueberlieferungen vererbt hatten. Ueber seine Jugend ist wenig bekannt. Er erlernte das Handwerk seines Vaters und bildete dann, wie es scheint, seine vielseitige kunstgewerbliche Begabung in verschiedenen Städten Italiens, namentlich in Venedig und später in Florenz weiter aus, wo er die Werke Michelangelo's auf sich einwirken ließ und vermuthlich in persönliche Beziehungen zu dem berühmten Bildhauer Jean Boulogne trat. Wol durch dessen Vermittlung lernte er 1574 am Florentiner Hofe den österreichischen Grafen Hans Albrecht v. Sprintzenstein kennen, der seine Geschicklichkeit zu schätzen wußte und ihn mit der Anfertigung verschiedener kleiner Kunstgegenstände wie Krüge, Leuchter und Truhen beschäftigte. Er nahm ihn mit auf sein Stammschloß bei Linz an der Donau und ließ ihn einige Zeit an dessen Ausschmückung arbeiten, empfahl ihn aber noch in demselben Jahre an seinen Gönner, den Kurfürsten August von Sachsen, der ihn um Nachweisung eines tüchtigen Kunsthandwerkers gebeten hatte. Der Kurfürst nahm damals gerade eingehende Versuche über die Verwerthbarkeit der mineralischen Bodenschätze seines Landes vor. Den Alabaster von Weißensee in Thüringen und den Serpentin von Zöblitz im Erzgebirge hielt er für sehr geeignet zur Herstellung plastischer Kunstwerke; aber die Probearbeiten einiger einheimischer Bildhauer und Steindrechsler befriedigten ihn so wenig, daß er sich an Sprintzenstein wendete, von dem er wußte, daß er in Italien viele geschickte Meister kennen gelernt hatte. Bereits im Januar 1575 traf N., von einem Gesellen begleitet, in Dresden ein und entfaltete sogleich eine vielseitige Thätigkeit. Zunächst fertigte er, um seine Kunst zu beweisen, einige Gefäße, Kamine, Thürgewände und andere Gebrauchsgegenstände aus Alabaster zur Zufriedenheit des Kurfürsten an. Deshalb empfing er bereits am 10. Juli eine Bestallung als Hofbildhauer und zugleich auch als Hofmaler mit einem Jahresgehalt von 400 Gulden. Dann wurde er beauftragt, eine Rundreise durch Kursachsen zu unternehmen, um allerlei nutzbare Gesteine aufzuspüren, namentlich solche, die zur Bildhauerarbeit brauchbar wären. Das Glück war ihm günstig, indem er bei Weißensee guten Alabaster und am Sandersberge bei Lengefeld einen

feinkörnigen, marmorartigen Kalkstein entdeckte, der sich allerdings bald als zu hart und als nicht sehr wetterbeständig erwies. Er brachte von dieser Reise eine sehenswerthe Sammlung sächsischer Gesteinsproben mit, die in der Kunstkammer des Kurfürsten aufgestellt wurde. Auch später zog er wiederholt im ganzen Lande, namentlich in der Dresdener Gegend umher und fand mancherlei Arten von Gesteinen auf, die zu den verschiedensten kunstgewerblichen Zwecken Verwendung fanden. Nachdem er sich in seiner neuen Heimath hinlänglich umgesehen hatte, schlug er seinen Wohnsitz zunächst in dem Städtchen Weißensee auf, um den Alabasterbrüchen möglichst nahe zu sein, und fertigte nun im Auftrage seines Herrn zahlreiche Werke der Steinplastik, namentlich allerlei Gefäße für die fürstliche Tafel an. Im Sommer 1576 siedelte er nach der Festung Torgau über. Da es ihm in Kursachsen gefiel und er dauernd hier zu bleiben wünschte, wendete er sich vom Katholicismus ab, trat der lutherischen Landeskirche bei und heirathete im folgenden Jahre Elisabeth Unruh, die Tochter des Syndikus der Stadt Liegnitz. Nach ihrem Tode vermählte er sich 1595 mit Christiane, der Tochter des kurfürstlichen Rentmeisters Matthias Hamisch, dann 1609 zum dritten Male mit Anna Maria, einer Tochter des Münzmeisters Heinrich v. Rehen, die ihn überlebte. Alle drei Ehen blieben kinderlos. Auch in Torgau schuf er allerlei kunstvolle Gefäße und Möbel, namentlich reich geschnitzte und mit geschliffenen Steinen verzierte Tische, Stühle, Bänke und Bettstellen, die für die kurfürstlichen Schlösser bestimmt waren und sich zum Theil noch jetzt in den königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft zu Dresden befinden. Sie scheinen allerdings nicht den ungetheilten Beifall seines Herrn gefunden zu haben, denn im November 1580 wurde ihm angeblich aus Sparsamkeitsrücksichten sein Dienst aufgekündigt. Doch kam es nicht zu einer förmlichen Entlassung. Vielmehr setzte er, wenn auch unter weniger günstigen Bedingungen als früher, seine Arbeit fort und wurde 1583 sogar mit zur inneren Ausschmückung des Dresdener Residenzschlosses herangezogen. Er verlegte deshalb seinen Wohnsitz nach Dresden und wußte sich hier bald wieder in der Gunst seines Herrn zu befestigen, sodaß ihm dieser 1585 am Elbthor, gegenüber dem Schlosse, ein geräumiges Haus überließ, das er allmählich mit Kunstwerken aller Art anfüllte und dadurch zu einer auch von fremden Reisenden gern aufgesuchten und rühmlich anerkannten Sehenswürdigkeit ausgestaltete.

Noch in demselben Jahre sah er sich unerwartet vor eine große künstlerische Aufgabe gestellt. Ein plötzlicher Tod raffte die Kurfürstin Anna dahin, und ihr Gemahl, der Kurfürst August, beauftragte ihn, gemeinsam mit dem kunstverständigen Oberzeugmeister Paul Buchner Entwürfe für ein prächtiges Grabdenkmal herzustellen, das der Toten im Dom zu Freiberg errichtet werden sollte. Aber diese Idee unterblieb, da der Kurfürst schon 1586 seiner Gemahlin im Tode nachfolgte. Indeß nahm sein Sohn Christian I. den Plan in wesentlich erweiterter Gestalt wieder auf, indem er bald nach seinem Regierungsantritte die beiden Künstler aufforderte, ihm Risse und Modelle für einen umfassenden Umbau und eine reiche Ausschmückung der Freiberger Fürstencapelle vorzulegen, wobei die neu entdeckten Marmorarten und sonstigen einheimischen Schmucksteine ausgiebige Verwendung finden sollten. N. erhielt bei diesem großartig angelegten und schließlich auch glänzend durchgeführten Unternehmen von vornherein die künstlerische Leitung, da Buchner allzu sehr mit anderen Bauten, namentlich in Dresden beschäftigt war. Nachdem der Kurfürst die wiederholt umgearbeiteten Pläne genehmigt hatte, ließ N. in den sächsischen Brüchen gewaltige Vorräthe von Alabaster, Marmor und Serpentin aufbereiten. Da deren Transport nach Freiberg sehr langsam von statten ging, reiste er im

September 1588 zur Anwerbung kunstgeübter Werkleute nach Italien. Zunächst begab er sich nach den Marmorbrüchen von Carrara, um tüchtige Steinmetzen in Dienst zu nehmen. Dann zog er nach Florenz, wo er sich an den ihm von früher her bekannten Jean Boulogne mit der Bitte wandte, ihm einen erfahrenen Erzgießer und Bildhauer zu empfehlen. Durch dessen Vermittlung gelang es ihm, den trefflichen Künstler Carlo de Cesare zu gewinnen, der sich bereit erklärte, die zur Ausschmückung der Fürstengruft geplanten Statuen an Ort und Stelle zu modelliren und zu gießen. Bereits Ende December traf N. wieder in Sachsen ein. Im Freiberger Dom begann nun unter seiner Leitung eine rege Thätigkeit, und die Arbeiten waren schon weit vorgeschritten, als Kurfürst Christian I. 1591 unerwartet starb. Er hinterließ drei unmündige Söhne, für die der Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar als Kuradministrator die Regierung übernahm. Dieser sparsame Fürst wollte im Interesse seiner Mündel alle unproductiven Ausgaben möglichst vermeiden. Er veranlaßte deshalb N., seine Baupläne nochmals zu revidiren und wesentlich einfacher zu gestalten, einen Theil der Arbeiter zu entlassen und die Kosten erheblich zu vermindern. Der Künstler erklärte sich nach längeren Verhandlungen damit einverstanden. Er führte das große Unternehmen trotz der verringerten Mittel kräftig weiter und brachte es im Herbst 1594 glücklich zu Ende. Es fand bei den Zeitgenossen allgemeinen Beifall und gilt auch heute noch als eines der besten Werke der Hochrenaissance in Mitteldeutschland. Bald nach der Vollendung der Fürstencapelle siedelte N. wieder nach Dresden über, wo er nun den künstlerischen Bedarf des Hofes nach den verschiedensten Seiten hin zu befriedigen hatte. Vor allem mußte er Entwürfe für die Ausstattung der zahlreichen Festlichkeiten liefern, die bei Hochzeiten, Kindtaufen, Besuchen fremder Fürsten und zur Zeit des Carnevals mit großer Pracht gefeiert wurden. Dabei verschmähte er es nicht, sich an der Herstellung der nöthigen Maschinen, Kostüme, Masken und sonstigen Decorationsstücke zu betheiligen. Der Ruf seiner Geschicklichkeit zur Einrichtung von Ringrennen, Turnieren, Thierhetzen, Maskenscherzen, Bauernwirthschaften, Balleten, mythologisch-allegorischen Aufzügen und ähnlichen Spielen verbreitete sich bald weithin, und so wurde er wiederholt von fremden Höfen, selbst von Kopenhagen her, verlangt, um derartige „Inventionen“ möglichst glanzvoll ins Werk zu setzen. Dazwischen übernahm er aber auch Aufträge zur Herstellung von architektonischen und kunstgewerblichen Arbeiten, die ihn gleichfalls gelegentlich für längere Zeit nach auswärts führten. Noch im J. 1594 errichtete er in der Schloßkirche zu Waldheim einen jetzt allerdings wesentlich umgestalteten Altar. 1598 legte er an der Weißeritz vor dem Wilsdruffer Thore zu Dresden eine Marmorschneidemühle an, verbunden mit einem Schleif- und Polirwerke für Halbedelsteine, deren Gewinnung und Verarbeitung ihm in ganz Kursachsen auf Grund eines landesherrlichen Privilegs ausschließlich zustand. 1600 verfertigte er für den König von Dänemark, im nächsten Jahre für Kaiser Rudolf II., bald darauf auch für den Großherzog von Toscana allerlei Tafelgeräthe und ähnliche Kunstgegenstände aus sächsischem Alabaster und Serpentin. 1606 erbaute er aus erzgebirgischem Marmor den noch heute gut erhaltenen Hauptaltar der Sophienkirche zu Dresden. Seit 1608 entwarf er Risse und Modelle für ein prächtiges Mausoleum, das der kunstsinnige Graf Ernst von Schaumburg unter Mitwirkung namhafter Bildhauer und Erzgießer in dem Lippeschen Städtchen Stadthagen errichten ließ. Der Bau zog sich unter Nosseni's Oberleitung jahrelang hin, da er aber schließlich die veranschlagten Kosten nicht einhalten konnte und keine Erhöhung zugebilligt erhielt, trat er 1613 von seinen Verpflichtungen zurück und überließ die Vollendung des Werkes

anderen Händen. In demselben Jahre schuf er noch einen später leider zu Grunde gegangenen marmornen Altar für die Schloßkirche zu Lichtenburg bei Prettin. 1616 lieferte er dem König Christian IV. von Dänemark mehrere Kamine gleichfalls aus buntem Marmor, die in dem später niedergebrannten Schlosse Frederiksborg Aufstellung fanden. 1617 wurde ihm durch seinen Landesherrn der weitere Ausbau und die innere Ausstattung des prachtvollen, nachmals durch eine Pulverexplosion zerstörten kurfürstlichen Lusthauses auf der Jungfernbastei in Dresden übertragen, das schon zur Zeit Christian's I. unter seiner Mitwirkung begonnen, dann aber unvollendet gelassen worden war.

Trotz dieser vielseitigen Thätigkeit fand N. in seinen späteren Lebensjahren noch Muße, auch als Schriftsteller aufzutreten. Zunächst veröffentlichte er zwei Bändchen Gedichte in seiner italienischen Muttersprache: „Sonetti fatti in laude et honore della serenissima casa di Sassonia" (Dresden 1602) und „Sonetti et Stanze fatti a particulari con le risposte suopra li sonetti del Signoro Giovanbatista Ubaldino et de altri suoi amici" (ebd. 1602). Eine weitere Sammlung italienischer Sonette zum Lobe der Kurfürstin Sophie blieb ungedruckt und befindet sich jetzt in der Handschrift J 59 der Kgl. öff. Bibliothek zu Dresden. Zwar ist die Form der Gedichte oft mangelhaft und der Inhalt nicht selten armselig; aber über dem Ganzen liegt doch der Zauber der Stimmung. Weniger glücklich war er als Geschichtsschreiber. Die Anregung zu historischen Studien empfing er durch ein Werk des sächsischen Pfarrers Lorenz Faust: „Anatomia statuae Danielis" (Leipzig 1585), das die gesammte Entwicklung der Menschheit im Anschluß an jenes im 2. Capitel des biblischen Buches Daniel erwähnte riesige Bild schilderte, welches König Nebucadnezar im Traume sah und der Prophet Daniel ihm zu erklären versuchte. Diese biblische Erzählung machte auf N. einen so starken Eindruck, daß er eine sechs Ellen hohe Nachahmung jenes Bildes aus Holz schnitzte, mit Edelsteinen und Erzstufen verzierte und in seinem Hause als Sehenswürdigkeit aufstellte. Um die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses Kunstwerk zu lenken, ließ er in italienischer und deutscher Sprache eine umständliche Beschreibung drucken, die er mehrfach umarbeitete und mit allegorischen Kupferstichen von der Hand des Dresdener Goldschmieds Johann Kellerthaler schmückte („Annali suopra la statua di Nabochodonosore monarcha di Babilonia . . ." Dresden 1602; „Zeit Register Auff die Statuam Nabuchodonosoris . . ." ebd. 1602; „Statua Nabuchodonosoris Mitt vielen Künstlichenn Kupfferstücken vnnd Schrifften Erkleret . . ." Lipsiae 1606). Später erweiterte er diese Schrift zu einer Art Weltgeschichte: „Chronologia vnd Beschreibung des grossen Bildes, welches dem König Nebuchadnezar im Traum erschienen . . ." (Dresden 1611, 2. Auflage ebd. 1612). Das Buch verarbeitet eine Menge historischen und chronologischen Stoffes, aber in unkritischer und phantastischer Weise, und kann darum nicht als eine ernsthafte wissenschaftliche Leistung bezeichnet werden.

N. starb am 20. September 1620 nach kurzer Krankheit in seinem Hause zu Dresden. Wenige Tage später wurde er in der Sophienkirche mit großer Feierlichkeit beigesetzt. Ein prächtiges Grabdenkmal, das er sich schon mehrere Jahre vorher unter Mitwirkung seiner Schüler Christoph Walther und Zacharias Hegewald in derselben Kirche errichtet hatte, ist noch heute, wenn auch verstümmelt, daselbst zu sehen. Es zeigt den Meister mit seinen drei Frauen. Sein feines ausdrucksvolles Gesicht ist glücklicherweise wohlerhalten. Der müde verschleierte Blick und ein paar bittere Falten lassen auf ein melancholisches Temperament und trübe Lebenserfahrungen schließen. Er hinterließ eine beträchtliche Kunstsammlung, die außer zahlreichen Copien werthvolle Originalwerke von Jean Boulogne, Carlo de Cesare, Adrien de Vries und andern zeit-

genössischen Bildhauern und Erzgießern, sowie Gemälde von Martin Schongauer, Lucas Cranach, Paul Bril und sonstigen berühmten Meistern enthielt und 1622 durch Kauf in den Besitz des Kurfürsten Johann Georg I. überging. Einzelne Stücke daraus lassen sich noch heute in den Kgl. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft in Dresden nachweisen. N. hat die sächsische Kunst, die bis dahin eine gewisse landschaftliche Eigenart bewahrt hatte, der italienischen Hochrenaissance untergeordnet und sie dadurch allerdings ihrer Volksthümlichkeit beraubt. Aus seiner Werkstatt ging eine Bildhauerschule hervor, deren zahlreiche auf uns gekommene Leistungen nach Cornelius Gurlitt's Urtheil zwar kein starkes individuelles Leben, aber tüchtiges Können und oft überraschende Formvollendung zeigen. Als die namhaftesten Vertreter dieser weit ausgebreiteten Schule gelten Sebastian und Christoph Walther, Zacharias Hegewald, Hieronymus, Gabriel und Uriel Eckhart, Conrad Buchau und Melchior Kuntze.

Aegidius Strauch, Christliche Leichpredigt, Bey dem Begräbniß Johannis Mariae Nossenij . . . Dreßden 1620. — Neu eröffnetes Histor. Sächs. Curiositäten-Cabinet 1746, S. 357 ff. — Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte 1, II, S. 25 ff., 134 ff. — Ch. Hohlfeldt in den Mitth. d. Kgl. Sächs. Alterthumsvereins II, 1842, S. 63 ff. — J. Schmidt in Weber's Archiv für die sächs. Geschichte XI, 1873, S. 121 ff. — V. Hantzsch in den Dresdener Geschichtsblättern 1903, S. 157 ff. — B. Haendcke, Studien zur Geschichte der sächs. Plastik der Spätrenaissance und Barockzeit, Dresden 1903, S. 43 ff. — W. Mackowsky, G. M. Nosseni und die Renaissance in Sachsen, Berlin 1904 (mit Litteraturverzeichniß).

Viktor Hantzsch.

Nostitz: Kaspar von N., aus einem in Oberschlesien und der Lausitz angesessenen altadligen Geschlechte entsprossen, auf dem väterlichen Stammgute Lampersdorf (Kreis Steinau) im J. 1500 geboren, langjähriger Kammerrath des Herzogs Albrecht von Preußen, † zu Königsberg i. Pr. am 22. März 1588. In der berühmten schlesischen Schule zu Goldberg vorgebildet, hatte er sich zu Krakau, Wien und Wittenberg vorzugsweise dem Studium der Rechte gewidmet, da er aber als jüngerer unter mehreren Brüdern an das Erbe väterlicher Güter nicht gut denken konnte, mußte er in fremde Dienste treten und ging, dem vielfach bemerkbaren Zuge der Zeit folgend, zum ersten, neuen Herzog von Preußen. Vom Jahre 1534 ab erscheint er dort zuerst vier Jahre lang als Hausvogt auf dem Schlosse zu Königsberg, wobei ihm auch die Verwaltung der zur Unterhaltung des Hofes nöthigen benachbarten Güter und Fischteiche oblag; dann wurde N. in die herzogliche Rentkammer berufen, welcher die Verwaltung der aus den zahlreichen herzoglichen Gütern (Höfen), Wäldern, Mühlen u. s. w. erfließenden Einnahmen sowie der Ueberschüsse der nicht erst von ständischer Bewilligung abhängenden Abgaben oblag, und blieb in dieser Stellung bis 1577. Zuerst durch Heirath, weniger durch Kauf, ganz besonders aber durch herzogliche Begnadigung gelangte er mit der Zeit zu einem im Lande zerstreut liegenden Grundbesitz von nicht weniger als etwa 300 Hufen; wenn er dennoch dem grundbesitzenden Adel des Landes fernblieb, so ist das zum guten Theile seiner für jene Zeit so seltenen gewissenhaften Auffassung seines Amtes und seiner Amtspflichten zuzuschreiben. Daher ist es denn auch durchaus erklärlich, wenn sein Name im Zusammenhange der schweren politischen Kämpfe, unter denen das Land in den folgenden Jahrzehnten fast immerfort zu leiden hatte, beinahe nie genannt wird. Um so mehr aber lagen ihm die kirchlichen Angelegenheiten am Herzen, und hierin nahm er so entschieden für das ursprüngliche Lutherthum ohne jeden

Rückhalt Partei, daß er ohne jedes Bedenken auch dem Herzog selbst entgegentrat; dieser aber hat, so schwer auch bisweilen sein Tadel ausfiel, nicht einen Augenblick die hohen Verdienste seines Kammerraths um die Erhaltung und Förderung der Einkünfte vergessen, und Annäherung und Aussöhnung erfolgten immer wieder sehr bald. Nur ganz kurze Zeit gehörte N. im J. 1566 als Oberburggraf zur höchsten Behörde der Oberräthe und wurde ebenso im folgenden Jahre von der Herzogin zum Stellvertreter ihres verreisten Hofmarschalls und Hofmeisters ernannt. Erst als unter der Regierung des Nachfolgers, des bald in Irrsinn verfallenen jungen Herzogs Albrecht Friedrich, die ständische Partei für geraume Zeit die Oberhand gewann und dem Kammerrath vielfach ihre Ungnade zu erkennen gab, legte dieser im J. 1578 sein Hauptamt nieder.

Bei genauerm Zusehen wird man bald gewahr, daß N. zu denjenigen gehört hat, welche zu der alten byzantinisch-normännischen Art der Verwaltung, durch die sich der Deutschordensstaat von Anbeginn vor den anderen mittelalterlichen Staaten Europas ausgezeichnet hatte, gerade damals die moderne französisch-burgundische, durch Oesterreich, Baiern, Franken u. s. w. in das weitere Deutschland eingedrungene Weise hinzugebracht haben. In seiner amtlichen Thätigkeit hat sich N. nicht bloß auf die laufende Verwaltung der oben bezeichneten herzoglichen Einkünfte beschränkt, sondern in fast noch höherm Maße auf die Sicherung und „Mehrung“ derselben seine Aufmerksamkeit gerichtet. In dieser letzten Richtung hat er sich ganz besonders die Rodung ertragloser und sonst überflüssiger Wälder, die Austrocknung zahlreicher Moore und Sümpfe, die Anlegung und Aufbesserung von Dörfern, Gütern, Wassermühlen und Fischteichen in den verschiedensten Gegenden des Herzogthums angelegen sein lassen; ebenso erfahren wir auch von vielfacher Aufräumung und Besserung flößbarer und schiffbarer Gewässer; von Städten verdankt nur eine einzige, Goldap, dem Kammerrath N. ihre Begründung, während er bei anderen damit nicht zum Ziele gelangt ist. Die gewöhnliche Erzählung übrigens, N. wäre die Einführung der Karpfenfischerei in Preußen zuzuschreiben, ist längst als eine unbegründete Fabel erwiesen.

Zur Einsetzung neuer Hauptleute sowie zur Beaufsichtigung und Controlirung dieser und anderer Beamten und zur Hebung hier und dort hervortretender Mißstände hat der Kammerrath gar häufig die verschiedensten Gegenden des Fürstenthums bereisen müssen und dabei überall mit offenen Augen und mit gewissenhafter Beobachtung alle in den Bereich seiner Amtsthätigkeit fallenden Verhältnisse wahrgenommen. Alles, was auf diese Weise N. offenbar wurde, sei es als mehr oder weniger dringendes Bedürfniß, als wohlgelungene Einrichtung und Besserung oder auch als unausführbar oder als böses Versehen, wurde sofort verzeichnet, und aus diesen umfangreichen Notizen hat er dann nachher jenes Buch zusammengetragen (zum guten Theile auch als eigene Rechtfertigungsschrift), welches uns noch heute als „Haushaltungsbuch des Fürstenthums Preußen, 1578“ in seiner eigenen Handschrift vorliegt. Im ersten Theile desselben ist der Stoff nach den Hauptämtern vertheilt, in dem andern hat Alles seinen Platz gefunden, was der Verfasser über die einzelnen hervorragenderen Persönlichkeiten, auch über den Herzog Albrecht und seine zweite Gemahlin, und über die höheren Aemter sich aufgezeichnet hatte. Man hat in dieser vollständig erhaltenen Zusammenstellung eine so eigenartige und wichtige Quelle zur Erkenntniß der innern Entwicklung Preußens und seines damaligen Zustandes vor sich, wie kaum irgendwo eine ähnliche zu finden sein dürfte.

Das „Haushaltungsbuch“ hat der Verfasser der obigen Zeilen herausgegeben, Leipzig 1893, und ihm in einer Einleitung eine ausführliche Lebensgeschichte des Verfassers und eine Charakterisirung des Buches selbst vorausgeschickt. K. Lohmeyer.

Rusch: Georg R. gehört einer Patricierfamilie der freien Reichsstadt Rothenburg o. Tauber an, wo sein Großvater 1525 in den Rath aufgenommen wurde. Geboren daselbst am 8. Januar 1588 studirte er auf den Universitäten Altorf und Tübingen und erwarb sich den Grad eines bac. iuris. Darnach wurde er Hofmeister einiger junger Adeligen, die er 1612—1614 auf Reisen nach Frankreich und England begleitete. Längeren Aufenthalt nahm er dabei in Paris, Angers und Lyon. Hier gewann er auch aus adeligen Kreisen viele Freunde, die sich nach damaliger Sitte mit Sinn- und Wahlsprüchen in sein Stammbuch eintrugen und ihre Wappen beimalen ließen. Dasselbe hat sich in der Familie erhalten. Es finden sich darin z. B. die Namen Bartholomäus v. Windischgrätz, v. d. Sahla, v. Welwarth, v. Rietheim, Paul Behaim v. Schwarzbach, Rehlinger, Pflugk, Konrad und Hans Schweikhard v. Sickingen, Leo Vitzthum, Tycho Brahe (Sohn des Astronomen), v. Friesen, v. Imhoff, v. Guttenberg, v. Böcklin, Julius Cesar Visconti, Vöhlin v. Frickenhausen u. A. Nach Rothenburg zurückgekehrt, gelangte er 1615 in den äußeren, 1619 in den inneren Rath, in welchem er von 1623 an die Würde eines Richters bekleidete. In der drangvollen Zeit des dreißigjährigen Krieges machte er sich durch seine Bildung und Geschäftskenntniß um die Stadt hoch verdient und war öfter Gesandter Rothenburgs, z. B. zur Vertretung der Stadt auf den Kreisconventen in Nürnberg. 1630 wurde er regierender Bürgermeister. Als im folgenden Jahre Rothenburg von Tilly belagert wurde und schließlich capituliren mußte, bewirkte er, daß der erzürnte Feldherr die harte Strafe der Hinrichtung, die über den Rath verhängt war, zurücknahm; auch gelang es ihm, durch treffliche Fürsorge die Leiden der Bürgerschaft einigermaßen zu mildern. Der dankbare Rath ehrte ihn als seinen Retter und beschenkte ihn mit dem großen Rathspokal, der noch jetzt in Rothenburg gezeigt wird. An ihn knüpft sich die Sage vom „Meistertrunk“. Tilly soll nämlich Rettung verheißen haben, wenn einer der Rathsherren den großen Pokal leere, was R., ohne Schaden zu nehmen, leistete. In einem alljährlich in Rothenburg aufgeführten dramatischen Festspiel wird die rettende That gefeiert. Allein erst in der Schaffert'schen Chronik aus den Jahren 1771—73 wird der sagenhafte Vorgang erwähnt, die gleichzeitigen Quellen enthalten nichts davon, ebensowenig eine kleine, dem obenerwähnten Stammbuch beigeheftete Biographie, die doch die sonstigen Verdienste um die Stadt und die öfter bestandene Todesgefahr gebührend hervorhebt. In der Folge war R. noch 13 Mal regierender Bürgermeister und bekleidete auch die Aemter eines Steuerers, eines Assessor Consistorii, Scholarcha und Pflegers der Jakobskirche. Zum zweiten Male bot sich ihm Gelegenheit, in der Kriegesnoth sich um die Stadt verdient zu machen, als die französische Armee unter Turenne 1645 Rothenburg belagerte. Zwei Tage lang wurde die Stadt beschossen, bis man sich verglich. Bei seiner Kenntniß der französischen Sprache konnte er die Unterhandlungen in günstiger Weise leiten und die Sorge für die Verpflegung der französischen Officiere übernehmen. Welchen Dank er dabei von diesen selbst erntete, das bezeugen zwei Erinnerungsblätter in seinem Stammbuch. Das eine rührt her von Jean Janvier, Secretär von Mr. Jean Moli, „Generalintendanten der Justiz, Polizei und des Proviants bei den Armeen befehligt von seiner Hoheit dem Herrn Herzog von Angien (sic) in Luxem-

burg und Deutschland". Er rühmt dabei die hohen Verdienste des Bürgermeisters „l'ayant vu pendant quinze jours de séjour agir avec tant de soin, de vigilance, d'adresse et de prudence au contentement de son Altesse, des Messeigneurs les maréchaux de Turesne et de Grammont, mesmes de toute l'armée et des officiers de sa Majesté, qu'on le peut comparer à un vigilant Nestor". In gleich anerkennender Weise spricht sich auf dem zweiten Blatte Charles Desbordes, k. Rath und Generalcommissär der leichten Cavallerie aus. Noch drei gleich harte Kriegsjahre folgten, bis 1648 der westfälische Friede geschlossen wurde. Darnach erfreute sich N. eines ruhigen und glücklichen Alters. Er starb, gerade 80 Jahre alt, am 8. Januar 1668. Obwol zwei Mal verheirathet, hinterließ er keine Kinder. Die noch jetzt in verschiedenen Gegenden Deutschlands blühende Familie stammt von seinen beiden jüngeren Brüdern Gottfried und Michael ab. Sein Andenken wurde auch lebendig erhalten durch ein Denkmal in der Jakobskirche am ersten Pfeiler der Südseite, mit Bildniß und Wappen. Leider wurde dasselbe mit andern solchen Denkmälern bei der Renovation der Kirche im vorigen Jahrhundert entfernt. Dagegen hat sich sein Bild auf zwei Oelgemälden erhalten, von denen das eine sich jetzt im Sitzungssaal des Rathhauses befindet. Neben Bürgermeister Toppler ist er eine der hervorragendsten und volksthümlichsten Gestalten der alten Reichsstadt.

Vgl. außer den Geschichtschreibern von Rothenburg besonders Th. Bischoff, Tilly in Rothenburg, ein Zeitbild, 1881. — Weißbecker, Rothenburgs Alterthümer und Inschriften, S. 98. — A. Nusch, Zur Geschichte der Familie Nusch, in der Vierteljahrsschrift f. Heraldik u. Genealogie, X. Jahrg., S. 419—445, 1882. A. Nusch.

Nüscheler: Arnold N., Geschichtforscher, geboren zu Zürich am 18. August 1811, † ebendaselbst am 30. October 1897. Nach Vollendung der auf den Universitäten Heidelberg, München und Berlin durchgeführten cameralistischen Studien trat N. zu Zürich in das Amt eines Rechenschreibers — Secretär des Finanzrathes — des Kantons. Nach dessen Niederlegung lebte der ökonomisch ganz unabhängige Mann nur noch der Beschäftigung mit den historischen wissenschaftlichen Fragen, die das ganze Interesse seiner lebhaften Hingebung fesselten. Seit 1840 Mitglied der zürcherischen antiquarischen Gesellschaft, der er vierzehn Jahre als Actuar diente, dem Präsidenten Ferdinand Keller (s. A. D. B. XV, 563—568) nahe befreundet, ebenso ein fleißiger Theilnehmer an den Verhandlungen der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz, des historischen Vereins der fünf Orte, verstand es N. vortrefflich, nach den verschiedensten Seiten Verbindungen anzuknüpfen, Mittheilungen für seine umfassende Sammlerthätigkeit zu gewinnen. Sein Hauptwerk sind die „Gotteshäuser der Schweiz, historisch-antiquarische Forschungen", eine umfassende historische Statistik der kirchlichen Gebäude und Anstalten; drei Abtheilungen, das Bisthum Cur und zwei Archidiakonate des Bisthums Constanz umfassend, erschienen 1864 bis 1873 (Zürich) als selbständige Hefte, während das große Archidiakonat Aargau nachher, nach Decanaten, vereinzelt, in sechs Bänden des „Geschichtsfreundes" des Vereins der fünf Orte und in dreien der Zeitschrift „Argovia" veröffentlicht wurde. Großen Eifer widmete N. ferner der Glockenkunde, und in vier Veröffentlichungen wurden die Glockeninschriften der fünf Orte, der Kantone Glarus, Schaffhausen, Appenzell herausgegeben. An der neuen Ausgabe des Vögelinschen Buches „Das alte Zürich" (s. A. D. B. XL, 152) nahm N. den förderlichsten Antheil und steuerte insbesondere zu Band II den großen Abschnitt: „Ein historischer Gang durch die Nachbargemeinden der Stadt Zürich" bei,

wozu eine erläuternde Karte gefügt wurde. Den „Mittheilungen“ der antiquarischen Gesellschaft gab er Einzelforschungen in Band IX: „Die Lazariterhäuser in Gfenn bei Dübendorf und Schlatt, Kanton Zürich“ und Bd. XVIII: „Die Letzinen der Schweiz“. In Bd. XV des „Archivs“ der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft erschien: „Die Siechenhäuser in der Schweiz“. Zahlreiche kleinere Beiträge wurden zuerst im „Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde“, hernach in den getrennten Organen: „Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde“ und „Anzeiger für schweizerische Geschichte“, niedergelegt; in letzterem beantwortete er z. B. 1874 in Band II die schon längst aufgeworfene und ganz verschieden beantwortete Frage nach der Oertlichkeit der in St. Galler Urkunden oft genannten Burg und Pfarrkirche Ratpoldskirch. Die fruchtbare liebevolle Vertiefung in die Detailforschung trat überall zu Tage, und gern half der freundliche Mann an anderen Arbeiten aus. 1874 verlieh ihm die philosophische Facultät der Universität Zürich den Doctortitel honoris causa; durch ein Legat, das seinen Dank bezeugte, konnten für die Bibliothek des historischen Seminars die Monumenta Germaniae historica angeschafft werden.

Vgl. Anzeiger f. schweizer. Geschichte, Bd. VIII, S. 123 u. 124, 379.

Meyer von Knonau.

Nußbaum: Johann Nepomuk von N., der weltberühmte Münchener Chirurg, wurde in München am 2. September 1829 als der Sohn eines kgl. Ministerialsecretärs geboren. Während der Schulzeit kränkelte er beständig, zeichnete sich aber durch seinen willensstarken Eifer aus. Er besuchte das alte Wilhelms-Gymnasium und zeigte hier besondere Liebe und Talent für mathematische Studien, sowie frühzeitig bereits eine bei Gymnasiasten sehr seltene manuelle Geschicklichkeit. Sein Biograph, Geh. Ober-Medicinalrath Dr. v. Kerschensteiner, berichtete in der Allgemeinen Zeitung vom 6. November 1890, daß N. schon als Gymnasiast bei seinen Mitschülern kleine chirurgische Affectionen, wie böse Finger, Zahngeschwüre, Abscesse, mit Erfolg behandelt habe. Seine medicinischen und naturwissenschaftlichen Studien machte N. ebenfalls in seiner Vaterstadt, besonders als Schüler von Thiersch und später als klinischer Assistent von v. Rothmund. Trotz der körperlichen Gebrechlichkeit, die N. von Kind an anhaftete, arbeitete er buchstäblich Tag und Nacht; er schlief während seiner Studienzeit auf einer harten Holzunterlage, um ja nicht zu lange zu ruhen, und hatte auf einem Tischchen neben sich Papier und Bleistift, worauf er in schlaflosen Nächten etwaige Gedanken niederschrieb, um sie nicht zu vergessen. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich der Chirurgie und Augenheilkunde. Aus dem letztgenannten Gebiete stammt auch die lateinisch geschriebene Abhandlung (über künstlich gebildete Hornhaut), mit welcher er 1853 die Doctorwürde erlangte. Hierauf machte er eine größere wissenschaftliche Reise, um sich in Paris bei Civiale, Nélaton, Chassaignac, Jobert und Maisonneuve, in Berlin bei v. Langenbeck, in Würzburg bei v. Textor chirurgisch weiter auszubilden. Nach München zurückgekehrt habilitirte er sich 1857 als Privatdocent für Chirurgie mit der Schrift: „Behandlung der Hornhauttrübungen mit besonderer Berücksichtigung der Einsetzung einer künstlichen Hornhaut, erhielt 1859 einen Ruf als ordentlicher Professor der Chirurgie nach Zürich, den er jedoch ablehnte, um fortab in seiner Vaterstadt seit 1860 in gleicher Eigenschaft bis zu seinem am 31. October 1890 erfolgten Tode in segensreichster Weise zu wirken. N. war einer der beliebtesten und gefeiertsten Lehrer der Münchener Hochschule. Von hinreißender Beredsamkeit, war er, wie Angerer in seinem Nachruf in der Deutschen Medicinischen Wochenschrift (1891) bemerkte, klar und kräftig im Ausdruck und

ein Meister in der Kunst, einen an sich trockenen Stoff durch praktische Bemerkungen fesselnd darzustellen. Er war ein kühner und genialer Operateur. Die Zahl der von ihm gemachten Operationen zählt nach vielen Tausenden, darunter etwa allein 600 Ovariotomien, worin er sich besonders bei Spencer Wells ausgebildet hatte. Im Kriege von 1870/71 war er als consultirender Generalarzt in geradezu aufopfernder Weise thätig. Trotz aufreibender praktischer Thätigkeit entwickelte N. auch schriftstellerisch eine große Fruchtbarkeit. Die Zahl seiner Publikationen beträgt fast 100, darunter ist eine der bekanntesten der „Leitfaden zur antiseptischen Wundbehandlung", der in rascher Folge von 1877—89 fünf Auflagen erlebte, auch in fremde Sprachen übersetzt ist. N. hat sich, nachdem er die Antisepsis bei Lister in Edinburgh persönlich kennen gelernt hatte, um Einführung derselben große Verdienste erworben. Weitere Publikationen Nußbaum's bestehen, abgesehen von seinen Beiträgen zu dem Billroth-Lücke'schen Werke, in Monographien und Journalabhandlungen über Krebs und dessen Operation, Nervendehnung, Ovariotomie, Knochentransplantationen, Knieresection, Radicaloperation der Hernien, Transfusion, Umwandlung bösartiger Geschwülste in gutartige, ersten Verband bei verschiedenen Verwundungen, Unglücke in der Chirurgie, schmerzlose und unblutige Secundärnaht u. a. m. Gerühmt wird der überaus große Wohlthätigkeitssinn und die Humanität Nußbaum's. 1885 wurde er zum Ehrenbürger der Stadt München ernannt. In seinen letzten Lebensjahren war seine Thätigkeit durch ein Rückenmarksleiden beeinträchtigt, so daß er ein Jahr vor seinem Tode theilweise seine Aemter niederlegen mußte. — N. war nie verheirathet. Seinen Vater verlor er in den Jahren, als er sich den Vorbereitungsstudien zuwendete. Seine Mutter lebte bei ihrem Sohne bis zu ihrem 1862 erfolgten Tode. N. war ein glaubensstarkes Kind seiner Kirche, dabei jedoch durchaus duldsam gegen die Angehörigen anderer Bekenntnisse. Ein echt deutscher Mann, bewies er seine Liebe zum großen Vaterlande in allen Lebensverhältnissen. Dabei war er seinem angestammten bairischen Herrscherhause in unverbrüchlicher Treue zugethan. Pagel.

Neumann *): Balthasar N., Artillerie- und Ingenieur-Obrist des fränkischen Kreises, fürstlich Bambergischer und Würzburger Oberarchitekt und Baudirector, geboren zu Eger 1687, † zu Würzburg am 18. August 1753.

Ueber seine Herkunft und die ersten drei Jahrzehnte seines Lebens sind die Nachrichten unsicher und spärlich. Es heißt, daß sein Vater, der Kaufmann Johann Christian Neumann zu Eger, ihn die Stück- und Glockengießerei erlernen ließ, und daß der junge Geselle auf der Wanderschaft zu Anfang des 18. Jahrhunderts nach Würzburg kam, wo er neben seiner Arbeit in der Werkstatt des Glockengießers Sebald Kopp bei den Büchsenmeistern die „Ernst- und Lustfeuerwerkerey" erlernte. Der Lehrbrief ist von 1711 datirt. 1712 trat er als Gemeiner bei der fränkischen Kreisartillerie ein, in deren Reihen er den Feldzug gegen die Türken (1716—18) bereits als Officier mitmachte. Die dürftigen Berichte der Biographen von „Feldzügen nach Ungarn und Gegenwart bei berühmten Belagerungen, geführt von großen Kriegshelden"

*) Zu S. 614.

können wol nur auf seine Theilnahme an der Schlacht bei Peterwardein und der Eroberung von Temesvar (1716) sowie an der Einnahme von Belgrad (1717) unter Prinz Eugen bezogen werden. 1718 wieder nach Würzburg zurückgekehrt, bekleidet er schon Ende 1719 den Rang eines Hauptmanns; auch seine weitere militärische Laufbahn ist eine für damalige Verhältnisse glänzende gewesen: 1724 zum Major befördert, avancirt er nach fünf Jahren zum Obristlieutenant und im October 1741 hat er als Obrist die höchste Charge seiner Waffengattung erreicht.

Auf militärischem Gebiete liegt seine Bedeutung hauptsächlich in seiner fortifikatorischen Thätigkeit. Schon als Hauptmann hatte er im Gebiete des Würzburger Fürstbischofs die Neubefestigung von Königshofen (von 1720 an) und Würzburg (von 1723 an) anzulegen. Der Kurfürst von Trier läßt nach Neumann's Plänen die starken, in ihrer Zeit uneinnehmbaren Festungswerke von Koblenz und Ehrenbreitstein (von 1733 an) ausführen und die Festung Thrarbach a. d. Mosel in „Defensionsstand stellen" (1733); und im Bisthum Bamberg wird ihm die Erweiterung der Befestigungen von Kronach und Forchheim (ab 1741) übertragen. Welche Stellung ihm in der Geschichte des Heereswesens gebührt, ist noch nicht genügend erforscht. Als Oberstcommandirender der Artillerie — dieses Amt entspricht ungefähr unsern heutigen Inspectionen der Ingenieurcorps und der Festungen — hatte er darüber zu wachen, daß die fränkischen Festungen stets mit Geschützen und Munition in erforderlicher Menge und Brauchbarkeit ausgerüstet waren. Er hatte auf fürstlichen Befehl die Zeughäuser der Artillerie zu visitiren und die Anfertigung neuer Geschütze zu leiten; auch die Verbesserung der Infanterieschußwaffen unterstand seiner Aufsicht. Daß er auch die Ausbildung der Artillerie- und Ingenieurtruppen im activen Dienst zu überwachen hatte, ist von seinen Biographen zwar nicht erwähnt, doch wol als selbstverständlich anzunehmen.

Diese umfassende Bethätigung als Officier, sonst wol genügend das ganze Leben eines Mannes auszufüllen, tritt bei N. vollständig zurück hinter einer staunenswerthen Arbeitsleistung als Architekt, die ihn für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zum anerkannt führenden Künstler nicht allein in Würzburg, sondern weit über die Grenzen der fränkischen Bisthümer hinaus gemacht hat. Es erscheint heute ganz unbegreiflich, wie der junge Artillerist neben seinen Dienstverpflichtungen die Zeit fand, sich mit den theoretischen Gesetzen der Baukunst von Grund auf vertraut zu machen und auch ihre künstlerische Seite in entsprechender Weise auszubilden. Als sein Lehrmeister wird ein als Architekt kaum bekannter Hauptmann Müller genannt. Mehr Einfluß hat wol die damals noch das Würzburger Bauwesen beherrschende italienische Architektur eines Petrini († 1701) und Pezzani († 1719) auf den jungen Baubeflissenen ausgeübt. Wenn neuerdings die Abhängigkeit Neumann's von den Wiener Meistern Fischer v. Erlach und Lucas v. Hildebrand betont wird, so muß dem gegenüber darauf hingewiesen werden, daß er in seinem ersten selbständigen Bau aus dem Jahre 1716, der Abtei im Kloster Ebrach, ganz unter der Einwirkung des Bamberger Hofbaumeisters Johann Dienzenhofer († 1726) steht, dessen Pommersfeldener Schloßbau (1711—16) als vorbildliche Leistung galt. Es ist noch in keiner Weise aufgeklärt, wie es kam, daß damals der noch unerprobte junge Baumeister vom reichen Kloster Ebrach den Auftrag erhielt, die Pläne für einen neuen Abteibau zu entwerfen. Die monotone Fassade des 1687—98 von Leonhard Dienzenhofer errichteten Conventgebäudes sollte durch einen mächtigen Mittelbau mit Prunkstiegenhaus durchbrochen werden, die bestehenden Trakte nach der Westseite

eine prächtige Schauseite mit vorliegender Terrasse und zwei abschließenden stattlichen Eckpavillons erhalten. Wenn auch N. selbst an der Ausführung dieser Pläne, deren Originale noch erhalten sind, durch den Ausbruch des Türkenkrieges verhindert wurde, so war doch sein Name als Architekt durch diesen Bau begründet; und es ist erklärlich, daß man ihn alsbald nach seiner Rückkehr im J. 1718 auch zu allen maßgebenden Aufgaben heranzog. Sein erstes Werk in Würzburg ist der „rothe Bau des Bürgerspitals", ein Nutzbau, der in den Formen der italienischen Spätrenaissance gehalten, sich nach dem Hof in einer Arkadenhalle öffnet. Inwieweit N. bei Vollendung des von Pezzani († 1719) begonnenen Umbaus des Neumünsters betheiligt war — es wird ihm die Kuppel zugeschrieben — ist nicht des Näheren bekannt; ebensowenig sein Antheil am Ausbau der Peterskirche, die von Greising († 1722) begonnen worden war, dem Bauunternehmer, der Neumann's Pläne für Kloster Ebrach auszuführen hatte. Beim Rückermaingebäude, einem mit reicher Fassade geschmückten Würzburger Privathause, wird sein Name mit Unrecht genannt.

Man darf wol annehmen, daß das Aufsehen, welches die entstehenden Prachtbauten im Kloster Ebrach hervorriefen, die Aufmerksamkeit des (1719) neu erwählten Würzburger Fürstbischofs Johann Philipp v. Schönborn auf ihren Schöpfer hinlenkte. Denn als dieser Fürst, dem Beispiel folgend, das ihm sein Oheim, der Kurfürst Lothar Franz v. Schönborn, im Bamberger Sprengel durch seine Bauten gegeben hatte, den Plan zum Neubau einer bischöflichen Residenz in Würzburg faßte, betraute er (1719) gleichfalls den jungen Hauptmann Neumann mit der Durchführung seiner hochstrebenden Pläne. Die Bevorzugung des jüngeren Architekten gegenüber dem erfahrenen Bamberger Hofbaumeister Johann Dienzenhofer ist für die Entwicklung des Würzburger Bauwesens von höchster Bedeutung geworden. Der alternde Dienzenhofer hatte mit dem Pommersfeldener Bau den Höhepunkt seiner Schaffenskraft erreicht. Dem Zuge der Zeit folgend, suchte der Würzburger Bischof die Bamberger Bauten an Pracht und Größe noch zu übertreffen; und deshalb berief er einen jüngeren Architekten, dessen Ausbildung er durch Entsendung auf Studienreisen noch zu fördern gedachte. Aber noch bevor N. die geplanten Studien in Paris begann, entwarf er mit der dem echten Genie eignen Sicherheit die Pläne zu seinem Meisterwerke, das mit vollem Rechte als „eines der größten architektonischen Kunstwerke Deutschlands" gepriesen wird (Dehio). Wenn dann auch der Fürstbischof die Pläne zur Begutachtung nach Mainz und Wien sandte, so geschah dies mehr, um sich des Beifalls seiner kunstverständigen Verwandten, des Kurfürsten Lothar Franz v. Schönborn und seines Bruders, des Reichsvicekanzlers Friedrich Karl v. Schönborn, zu versichern als um Verbesserungsvorschläge entgegenzunehmen. Auch die Beiziehung der tonangebenden Pariser Architekten, Robert de Cotte und Germain Boffrand, denen N. auf seiner Reise nach Frankreich im J. 1723 die Pläne vorlegte, konnte das Werk nicht fördern; im Gegentheil, einem wenig ehrlichen, von Mißgunst eingegebenen Rathe Boffrand's ist die von N. geplante doppelseitige Treppenanlage zum Opfer gefallen, die bei ihrer Ausführung das großartigste und kühnste Treppenhaus der Welt geworden wäre. Seinen Aufenthalt in Paris benutzt N. zu gründlichen Studien an vorhandenen Bauwerken. Nicht sowol der Außenarchitektur, als insbesondere der Innenausstattung lenkt er seine Aufmerksamkeit zu. In vielen Aufnahmen zeigt er, daß er „den hiesigen gout wohl observieret"; für allerlei Geräthschaften sammelt er Modelle und Muster und studirt mit Eifer die Wasserkünste des Schlosses Marly.

Zu den berühmten Wiener Architekten Hildebrand und Fischer v. Erlach d. J. — der ältere Fischer war schon 1723 gestorben — trat N. erst in Beziehung, als Friedrich Karl v. Schönborn (1729) den bischöflichen Thron bestiegen hatte. Bald nach seinem Regierungsantritt sandte der Fürst seinen Baumeister nach Wien, „um sich zum Besten beider Hochstifter in Bausachen zu qualifizieren"; auf dem Rückwege besuchte N. damals auch die Schlösser in Nymphenburg und Schleißheim. Gegenüber den Bedenken Hildebrand's, der auch den abgeänderten Treppenhausentwurf noch für zu gewagt hielt, bedurfte es der ganzen Energie Neumann's, um sein Project zur Ausführung zu bringen. Nur die verschieden gestalteten Fenster der Seitenflügel gegen den Ehrenhof zu sollen nach Hildebrand's Vorschlägen umgeändert worden sein. Wenn somit N. diesem Meister zu seinem Leidwesen vom Fürstbischof anfänglich in gewissem Sinne künstlerisch untergeordnet war, so stand er mit Johann Dienzenhofer mehr auf dem Fuße gleichgestellter Collegialität. Die Ueberlegenheit, die dem älteren Meister eine reichere Erfahrung gab, wurde durch Neumann's freiere künstlerische Veranlagung, mit der er alle fremden Anregungen in genialer Selbständigkeit zu verarbeiten wußte, reichlich aufgewogen. Schon 1721 wird N. neben Dienzenhofer in einer Sitzung des Würzburger Rathes als Sachverständiger bei Berathung einer Bauordnung vernommen. Auch zu dem Leiter des Mainzer Bauwesens General v. Welsch († 1729) stand N. in freundlichen Beziehungen; der strengere Stil des kurmainzer Hofarchitekten vermochte jedoch keinen Einfluß auf den jüngeren Meister auszuüben, wie ja auch sein Project für die Ausgestaltung der Hofkirche in der Würzburger Residenz ohne Berücksichtigung blieb.

So ist der Bau der Residenz, wie er heute steht, das alleinige geistige Eigenthum des genialen Würzburger Architekten. Die Veränderungen, die die ursprüngliche Grundrißanlage durch fremde Einreden erlitt — auch die Schloßkirche wurde nicht an dem von N. projectirten Platze (im ovalen Pavillon des rechten Flügels) aufgeführt — gereichen dem Werke nicht zum Vortheil. Dem Urtheil der zeitgenössischen Pariser Architekten: „es sei viel auf Italienisch Manier und etwass teutsches dabey", können wir heute nur noch bedingt beistimmen. Wir wissen, daß N. Italien nie bereist hat; er kannte die italienische Palastarchitektur nur in der Fortbildung, die sie in Wien gefunden hatte. Der Stil seines Werkes erscheint uns vielmehr als „ein persönlicher auf Grund der internationalen Barocküberlieferung" (Dehio). Der Bau, der den Meister während seines ganzen Lebens beschäftigte, gibt zugleich das Bild seiner künstlerischen Entwicklung. Als Architekt in modernem Sinne liefert N. nicht nur den Rohbau, sondern arbeitet das Ganze bis ins kleinste Detail einheitlich aus. Gerade in der Innendecoration ist seine allmähliche Stilwandlung am klarsten zu erkennen. In ihrem äußeren Gewande wahrt die Residenz den Charakter seiner Anfangswerke, die im Gefolge der Wiener Barockkunst auf klare, kräftige Massengliederung und strenge Durchbildung des structiven Details bei maßvoller Verwendung der reinen Schmuckmotive Gewicht legen. Die jenem Stile entsprechende Stuckdecoration der Innenräume des rechten Flügels (vollendet 1737) wurde bei den Umbauten zu Beginn des 19. Jahrhunderts zerstört; in ihrem Verzierungssystem hat, nach den wenigen Resten zu schließen, das dünnrankige Bandwerk mit Glockenblumenkette und Palmette vorgeherrscht. Demgegenüber macht sich in den folgenden Gemächern, im Spiegelzimmer und Thronsaal, die Einwirkung der französischen Decorationsmotive in einer zarteren Gestaltung des Reliefs und in graziöserer, schwungvollerer Behandlung des Bandwerks geltend, das bereits das Muschelmotiv zu verwenden beginnt. Mehr und mehr überwuchert in der

Salle des Gardes das Rocaillenmotiv des Rococo, bis endlich in den anstoßenden Zimmern auch die letzten barocken Reminiscenzen schwinden und Muschelwerk ohne structive Gebundenheit, mit fremden Zuthaten durchsetzt, sich über die zu verzierenden Flächen hinrankt. — Bei Ausbildung des Grundrisses und bei der decorativen Abstufung der Innenräume folgte N. den Regeln der französischen Theoretiker, deren Vorschriften über Bienséance und Ordonnance er in Einklang brachte mit dem Repräsentationszwecke der fürstlichen Residenz. Den Mittelpunkt der hufeisenförmigen Anlage bilden im Obergeschoß die von der Haupttreppe aus zugänglichen beiden Prachtsäle. Die Gemächer der beiden Hauptappartements sind um je zwei kleinere Nebenhöfe gelagert. Die Cour d'honneur war ehedem mit einem kunstreichen Eisengitter abgeschlossen. Das System der Außenarchitektur baut sich aus einem Ober- und Untergeschoß auf, das sich aus je einem Haupt- und Zwischengeschoß zusammensetzt. Die Eckpavillons sind durch Pilasterstellungen und Giebelfrontons ausgezeichnet. Reicheren architektonischen und plastischen Schmuck zeigen der Ehrenhof und der vorspringende Mittelbau der Gartenfront.

Nach 24 jähriger reger Bauthätigkeit war das umfangreiche Werk am 30. December 1744 im Rohbau vollendet; die vollständige innere Einrichtung, die erst in der Mitte der 60er Jahre zum Abschluß gebracht wurde, sollte N. nicht mehr erleben. Unter fünf Fürstbischöfen hat er, von gleicher Gunst getragen, das verantwortungsvolle Amt der fürstlichen Bauleitung innegehabt; als oberste Instanz in Bausachen hat er auch in das Privatbauwesen der Residenzstadt gestaltend eingegriffen, weniger durch eigene Bauten, die meist sehr einfach gehalten sind, als vielmehr durch die Aufstellung einer neuen Bauordnung (1722), welche auf Anlegung gerader, breiter Straßen und Plätze, sowie Errichtung einheitlich durchgeführter gesunder Wohnungen abzielte. Als Haupt der Commission, welcher die Pläne für Neubauten zur Genehmigung vorgelegt wurden, hat er die ganze Bauthätigkeit in Würzburg ein Menschenalter hindurch beherrscht. Von eigenen Werken, die unter der Regierung von Johann Philipp v. Schönborn (1719—24) und Christian Franz v. Hutten (1724—29) entstanden, werden genannt: die Einrichtung des Juliusspitales, der Bau eines neuen Schlachthauses und einer Kaserne, eines Jagdzeughauses (Zellerstraße 40), der früheren Kanonikatshöfe in der Heinestraße, der Umbau der Spielsäle der Universität zur Bibliothek, die Errichtung eines eigenen Hauses, des Hofes „Ober-Frankfurt" (Franziskanergasse 2), und eines Hauses für Hofrath Ludwig Fichtel (Brombachergasse 8), der Neubau des Hutten'schen Hofes und der damit verbundenen Huberspflege (Kapuzinerstraße 2—4), der ehemalige Husaren- oder Gardistenbau (Kapuzinerstraße 8), der Hutten'sche Zwergbau am jetzigen Priesterseminar, endlich das zierliche Hutten'sche Schlößchen. Außerdem legt eine große Anzahl einfacher Bürgerhäuser, „der sach N. das jahr wohl 20 bis 30 machte", Zeugniß ab von seiner gewaltigen Arbeitskraft. Die Fürstbischöfe setzten ihren Stolz darein, ihre Residenzstadt zu verschönern und wußten durch Steuererlaß und kostenlose Ueberweisung von neuaufgelassenen Bauplätzen die Bürgerschaft zur Errichtung von stattlichen Neubauten zu veranlassen. Insbesondere unter Friedrich Karl v. Schönborn entstanden auf diese Weise, von Neumann angelegt und zum Theil von ihm selbst ausgeführt, einige ganz neue prächtige Straßen, wie die Theaterstraße mit dem Damenstiftsgebäude und dem Lobdenburger Hof, die Neubau- und Hofstraße, die Juliuspromenade. Auf dem Marktplatz ließ der Fürst 1739—41 sechzehn kleine Häuser einlegen und an deren Stelle durch N. ein ansehnliches Häuserquadrat in acht Abtheilungen errichten; ob das ebenda gelegene „Haus zum Falken" mit seiner reichen Rococofassade

unserm Baumeister zugeschrieben werden kann, wird neuerdings bezweifelt. Bei den meisten dieser und ähnlicher Bauten, wie bei dem „Hof Marmelstein“ (1747) oder dem Ursulinenkloster (1738) mußte sich der Architekt mit der Wirkung durch schöne Verhältnisse begnügen. Gelegenheit zu größerer Prachtentfaltung war ihm bei den Umbauten in der Universität, insbesondere bei der Ausschmückung der Aula, geboten.

Außerhalb der Stadt war N. im Gebiete des Fürstenthums mit dem Bau des Schlosses Werneck (1737—40) eine größere Aufgabe gestellt. Zur Sommerresidenz des Fürsten bestimmt, zeigt die kunstreiche Anlage das in Hufeisenform errichtete Herrenhaus mit den Nebengebäuden zu einem imposanten, geschlossenen Complex vereinigt. Von der kostbaren inneren Einrichtung ist leider seit Adaptirung der Räume zur Irrenanstalt nichts mehr erhalten. Einfacher waren die Schlösser in Steinbach (1725—28) und Guttenberg (1744 ff., jetzt zerstört) gehalten, in ihrer bewegten Grundrißbildung an die Ebracher Curie zu Burgwindheim erinnernd, deren Pläne wol auch N. zugeschrieben werden müssen. Mit der Berufung des Fürstbischofs Friedrich Karl von Schönborn auf den bischöflichen Stuhl zu Bamberg (1724) gewann unser Baumeister, dem alsbald die Leitung der dortigen fürstlichen Bauten übertragen wurde, auch in den östlichen fränkischen Gebieten an Einfluß. Schon 1730 wurde unter seiner Leitung mit zwei stattlichen, correspondirend angelegten Gebäulichkeiten, dem Katharinenspital und dem Priesterseminar in Bamberg, begonnen; gleichzeitig legte er dort den Grundstein zum Domcapitelshaus an der Südseite des Domes, das mit reicherer Außenarchitektur ausgestattet wurde. Auch die Baupflege der Bamberger Residenz und des Pommersfeldener Schlosses, sowie der Marquardsburg (Schloß Seehof) erforderte das wiederholte Eingreifen Neumann's, dessen Thätigkeit sich bei diesen Gebäuden allerdings meist auf Zimmereinrichtungen und Aufführung von Nebenanlagen wie Orangerien, Stallungen, Gartenterrassen &c. beschränkte. Wenn auch nicht bezweifelt werden kann, daß der geschätzte Baumeister auch in Bamberg, Kronach und Forchheim eine große Anzahl von Bürgerhäusern ausgeführt hat, so ist doch die Zuschreibung im einzelnen nur mehr in seltenen Fällen möglich und, wo sie versucht wurde, wie bei dem Hause der Concordia in Bamberg, kaum aufrecht zu erhalten; auch beim Umbau des dortigen Rathhauses und dem Aufsessianischen Studiengebäude kann sein Name nur mit Vorbehalt genannt werden.

Daß auch die reichen Klöster N. beriefen, wenn sie zur Errichtung von Neubauten schritten, kann bei dem Ansehen des Meisters nicht wunder nehmen. Des Ebracher Abteibaus (1716) wurde bereits Erwähnung gethan. Dem Beispiel des Schwesterklosters folgten die Cistercienser im Kloster Schönthal (Württemberg), wo neben der Kirche nach Neumann'schen Plänen ein mächtiges Abteigebäude aufgeführt wurde (vollendet 1750). Auch das Prämonstratenserkloster Oberzell bei Würzburg übertrug ihm den Neubau der Abtei (1744), die bei vornehmer äußerer Gestaltung ein prächtiges Treppenhaus, ähnlich dem in Ebrach, birgt. Eine ausgedehnte Klosteranlage schuf der Baumeister für die Benedictiner in Münsterschwarzach (1727—43). Im Benedictinerkloster Banz wurden nach seinem Entwurfe die alten verstreut gelegenen Verwaltungsgebäude zu einem regelmäßigen der Abtei auf der Nordseite vorgelagerten Gebäudecomplex vereinigt (1752).

Neben dieser umfangreichen Thätigkeit im Profanbau entfaltete N. eine nicht minder umfassende Wirksamkeit im Gebiete des Kirchenbaus. Er hat selbst in einer Schrift: „Die Lieb zu Zierd des Hauss Gottes &c.“ ein Verzeichniß aller der Kirchen und Capellen aufgestellt, die er allein während der

Regierungszeit des Fürstbischofs Friedrich Karl v. Schönborn in beiden Bisthümern ausgeführt hat. Außer den dort genannten 92 Bauten werden dem Meister, der 1747 auch zum Bauinspector des Domcapitels ernannt worden war, von Keller a. a. O. noch weitere 37 Kirchen zugetheilt. Sind auch viele dieser Bauten nur Wiederherstellungs- und Erweiterungsarbeiten, zeigen die meisten wie etwa die Pfarrkirchen in Wiesentheid, Steinbach, Schwarzenberg, Retzbach nur einen bescheidenen Grund- und Aufriß (einschiffiges Langhaus ohne Wölbung mit einem in die Fassade eingebauten Thurm), so konnte sich der Baumeister doch auch bei einigen reicheren Anlagen zu wahrer künstlerischer Freiheit erheben. Das erste bedeutendere Werk ist die Schönborncapelle am Würzburger Dom (1721—36), ein kreisrunder Kuppelraum mit 2 elliptischen Exedren. Während das Aeußere Neumann's Formensprache in aller Vollendung zeigt, kommt die innere Ausstattung in Stuckmarmor infolge wenig glücklicher Lichtführung nicht nach ihrem Werthe zur Geltung (Dehio). In der Propstei Holzkirchen schuf er Ende der 20er Jahre einen kleinen, zierlichen Centralbau, der innen rund, außen achteckig in seinen Stuckornamenten noch den reinen Bandstil zeigt. Das Problem des Centralbaues beschäftigte ihn noch mehrmals: theoretisch hat er sich in den unausgeführten Plänen zur Burgwindheimer Wallfahrtskirche (Würzburger Universitätsbibliothek) in verschiedenen Lösungen versucht. Bei der Wallfahrtskirche („Käppelle") auf dem Nikolausberge bei Würzburg (1748—50) gelangte er zu einer complicirteren Grundrißanlage: an den großen centralen Kuppelraum schließen sich auf drei Seiten elliptische Absiden und gegen den Eingang zu eine Vorhalle an, die von zwei Thürmen mit hohen Zwiebeldächern flankirt ist. Eine Verbindung von Kreuzform und Centralanlage ist die Peterskirche in Bruchsal, die N. im Auftrage der Bischöfe von Speier (1742 ff.) zu errichten hatte. Eine kleine, kuppelgedeckte Rotunde auf dem Kreuzberg bei Kloster Schönthal wird als schöner, stimmungsvoller Raum gerühmt.

Die Cistercienser in Schönthal hatten, wie erwähnt, N. berufen, um den ins Stocken gerathenen Bau der von Leonhard Dienzenhofer begonnenen Kirche (geweiht 1724 [36]) weiterzuführen. Inwieweit der Architekt bei diesem großartigen Werke (dreischiffige, kreuzförmige Hallenkirche mit Fortführung der Seitenschiffe über das Querschiff) an die bereits bestehende Anlage gebunden war, steht nicht fest; jedenfalls hat er das kunstreiche System der Wölbung — Kuppeln statt der Kreuzgewölbe — und die noch barocke decorative Ausstattung durchgeführt. Auch die Außenarchitektur, insbesondere die Fassade, die in drei Stockwerken sich aufbauend, von zwei Thürmen überragt wird, scheint durch N. vielfach modificirt zu sein; denn zwei seiner späteren, größten Kirchenbauten, in Gößweinstein und Münsterschwarzach, stimmen hierin ganz mit Schönthal überein. Die erstere Kirche (1730—39), in ihrer inneren Ausstattung bereits einheitlich in Rococoformen gehalten, ist kreuzförmig mit nur wenig vorspringenden Querarmen angelegt und mit flachem Kuppel- und Tonnengewölbe gedeckt. Ungleich großartiger war die Kirche in Münsterschwarzach (1727—43), eine pseudobasilikale, kreuzförmige, tonnengewölbte Anlage, bei der durch Einziehung der Strebepfeiler im unteren Geschoß die seitlichen Capellenreihen gebildet waren; eine mächtige Vierungskuppel und ein kleiner Thurm am Chorfirst belebten mit den beiden Fassadenthürmen die Silhouette des Baues. Ueber dieses Meisterwerk Neumann's geben nur noch Pläne und ein Modell Aufschluß; es fiel 1821—27 dem blinden Vorurtheil gegen die Kunst des 18. Jahrhunderts zum Opfer. Wesentlich einfacher, wenn auch auf demselben Compositionsschema beruhend sind die kreuzförmigen tonnengewölbten Kirchen in Heussenstamm (ProvinzStarkenburg) (1739—42) und

in Etwashausen bei Kitzingen (1741—45), deren flache Vierungskuppeln auf gepaarten Säulen ruhen; auch die Kirche in Gaibach (1740—45), deren Thurm nicht an der Portalseite, sondern hinter dem Chore steht, nähert sich diesem Typus.

Bei der Augustiner- (früher Dominicaner-) Kirche in Würzburg (1743 u. ff.) war der Baumeister genöthigt, den hohen gothischen Chor beizubehalten und die Dimensionen des neu zu erbauenden basilikalen Langhauses den alten Bestandtheilen anzupassen. Die Hauptbedeutung dieses Baues liegt demgemäß in seiner Ausstattung mit prächtigen Stuckarbeiten und reichen Rococoaltären. In gleich kunstvoller Weise staffirte N. die einschiffige Deutschordenskirche in Mergentheim (1730—35) aus, eine zweithürmige Anlage mit plastisch reich verzierter Fassade.

In ihrem struktiven System weisen die meisten der bisher besprochenen Bauten die strengen Architekturformen der Spätrenaissance auf. Doch fehlt es auch nicht an Beispielen, die das überlegene Können des Barockmeisters bekunden. In diesen Werken ist bei Ausgestaltung des Grundrisses alles Geradlinige, Winkelrechte sorgsam vermieden. Die elegant geschwungene Kurve herrscht vor und das strenge Architekturgebilde ist in ein System lebhaft bewegter Linien aufgelöst. Eine überreiche Decoration steigert noch die Unruhe der Formen. Als Flächeneinheit ist das Oval zu Grunde gelegt (Beispiel: Schloßkirche in Werneck und die ehemalige katholische Pfarrkirche in Baireuth, 1745). Bei der Residenzkirche in Würzburg fügt der Architekt dem Längsoval oben und unten noch je ein Queroval an; die innere Ausstattung ist durch ein kräftiges ringsum laufendes Gurtgesims bestimmt, das durch die gegebene Außenarchitektur gefordert war. Noch einen Schritt weiter geht N. bei der Kirche in Neresheim (begonnen 1745): durch Beifügung von zwei kleineren Längsovalen zu beiden Seiten des mittleren elliptischen Raumes erreicht er eine kreuzförmige Anlage, die er noch um je ein Queroval in der Längsrichtung erweitert. Der Tod des Meisters hat die schwierigen Wölbungen nicht zur Ausführung gelangen lassen; sein Nachfolger begnügte sich damit, die Gewölbe in Holz zu construiren. Noch verwickelter ist die Grundrißbildung bei der Wallfahrtskirche zu Vierzehnheiligen (1743 begonnen). Auch hier nimmt ein größeres Längsoval den Mittelraum ein, dem sich zwei kleinere einander entsprechende Längsovale als Chor und Eingangsraum anschließen, während zwei kreisrunde Flächen die Kreuzarme bilden und zwei Ellipsen in die Seitenschiffe einspringen. Die äußere Architektur ist schlicht und läßt nur eine einfache kreuzförmige basilikale Anlage erwarten; die Innenausstattung ist in reinen Rococoformen gehalten.

Neumann's Thätigkeit im Kirchenbau in den nichtfränkischen Landen ist noch wenig aufgeklärt. Die Annahme Keller's, daß er für die Pfarrkirchen, die Fürstbischof Friedrich Karl auf seinen österreichischen und ungarischen Besitzungen, in Göllersdorf, Stranzendorf, Munkacz, Bereghsags und Semlin, erbaute, die Risse angefertigt hat, ist wol gerechtfertigt. Bei den Kirchenbauten zu Andernach, Leutersdorf und der Paulinuskirche in Trier scheint er nur als Sachverständiger vernommen worden zu sein; vielleicht beschränkte sich seine Mitwirkung auch nur auf die innere Ausstattung mit Altären. — Gerade diesem Zweige hatte N. eine besondere Pflege angedeihen lassen. In einer noch erhaltenen Sammlung von Handzeichnungen des Meisters befinden sich an 80 Entwürfe zu Altären, Kanzeln, Epitaphien, von denen manche auch zur Ausführung gelangt sind. Erwähnt wurden bereits die kunstvollen Altäre der Deutschordenskirche in Mergentheim und der Dominicanerkirche in Würzburg, denen sich der Hochaltar in Schönthal in der Form des Aufbaues

nähert. Wenn die Altäre in der Residenzkirche in Würzburg mit ihren gewundenen Säulen noch den Meister der Barocke verrathen, so stellen die Hochaltäre in Gößweinstein und Vierzehnheiligen berühmte Meisterwerke des reichsten Rococostiles dar. Es war für die Würzburger Bildhauerwerkstätten von höchster Bedeutung, daß durch Neumann's Vermittlung auch von auswärts viele Bestellungen einliefen. Der Kurfürst von Köln läßt für die Franziscanerkirche in Brühl einen „hohen Altar in Marmor", der Kurfürst von Trier für die dortige Paulinuskirche gleichfalls ein größeres Altarwerk in Würzburg herstellen. Für den Dom in Mainz werden die kostbaren Epitaphien (1745) für die beiden Kurfürsten aus dem Hause der Schönborn ebenfalls dort nach Neumann's Angaben gearbeitet. Auch der Hochaltar und das prächtige Chorgestühl im Dom zu Worms (1738) sind nach seinen Plänen ausgeführt.

Mit dieser verwirrenden Fülle von Werken, die N. neben seiner Thätigkeit in fürstbischöflich würzburgischem Dienste schuf, ist seine künstlerische Lebensarbeit noch in keiner Weise erschöpft. In demselben Jahre (1719), in dem Johann Philipp v. Schönborn in Würzburg zum Fürstbischof gewählt wurde, bestieg sein jüngerer Bruder Damian Hugo den bischöflichen Stuhl von Speier, mit dem von 1740 an das Fürstbisthum Konstanz verbunden war; und im Jahre der Bischofswahl des Friedrich Karl v. Schönborn (1729) erlangte ein 4. Bruder Franz Georg den Kurhut von Trier, mit dem er auch die Würde eines Fürstbischofs von Worms und eines gefürsteten Propstes von Ellwangen vereinigte. Wie alle Schönborn waren auch diese beiden Fürsten von einer regen Baulust erfüllt. Es lag nahe, daß sie zur Durchführung ihrer Pläne den berühmten Würzburger Baumeister zu gewinnen trachteten, der sich im Dienste ihres fürstlichen Bruders in glänzendster Weise bewährt hatte. Bald nach seinem Regierungsantritt legte Damian Hugo (1722) den Grundstein zu einer neuen Residenz in Bruchsal. Die Bauten waren schon ziemlich weit vorgeschritten — es standen die beiden Flügelbauten und die rechte Hälfte des Hauptbaues — als 1728 N. die Leitung übertragen erhielt. Vorerst erstreckte sich seine Thätigkeit auf den Ausbau der rechten Hälfte des Hauptbaues und auf die Anlage des Stiegenhauses, das eine seiner bedeutendsten Raumschöpfungen werden sollte (1732 vollendet). Die innere Ausstattung wurde erst unter Damian Hugo's Nachfolger Cardinal v. Hutten (1746) in Angriff genommen. In seiner einheitlichen Durchführung stellt der prunkvolle Ausbau des ganzen Obergeschosses den Gipfelpunkt der künstlerischen Bestrebungen des Meisters dar. Der in der Mitte gelegene ovale Treppenhausraum bildet, zugleich als Saal ausgestattet, die Verbindung zwischen den beiden Repräsentationsräumen, dem Fürsten- und Speisesaal, um die sich die durch die Etikette vorgeschriebenen Gemächer gruppiren. Bei der Innenausstattung, die in den freiesten Rococoformen gehalten ist, wahrt sich der Künstler seine eigene Formensprache, so daß das Bruchsaler Schloß als eines der wichtigsten Werke des deutschen Rococo gelten darf.

In wieweit N. noch berathend oder selbst gestaltend in den regen Baubetrieb der Speierer Bischöfe eingegriffen hat, ist im einzelnen noch nicht klargelegt. Die von ihm erbaute Peterskirche wurde bereits erwähnt. Eine Briefnotiz, die auf einen Riß zu einer „neu einzurichtenden Residenz zu merschenburg" (Meersburg im Fürstbisthum Konstanz) Bezug nimmt, läßt darauf schließen, daß auch dort von Damian Hugo ein neues Schloß gebaut werden sollte; ob Neumann's Pläne dem jetzigen Bau zu Grunde liegen, ist nicht erwiesen. — Die Werke, die unser Architekt für den Kurfürst von Trier ausführte, sind heute zum größten Theile zerstört. Ein großer Schloßbau

„Schönbornsluſt“ bei Keſſelheim am Rhein näherte ſich der Bruchſaler Reſidenz; im Aeußeren ſoll er dem noch beſtehenden Dikaſterialgebäude in Ehrenbreitſtein ähnlich geweſen ſein, einem für die Verwaltungsbehörden beſtimmten, beſcheidener ausgeſtatteten Bau unſeres Meiſters (1738—48). Auch der Biſchofshof in Worms, der durch N. zur Reſidenz ausgebaut wurde (1732—41) fiel den republikaniſchen Banden (1794) zum Opfer, ein Schickſal, welches auch das von N. umgebaute Schloß zu Kärlich (1741—44) traf. Kleinere Aufgaben waren dem Baumeiſter mit der Einrichtung des „Trierer Hofes“ in Frankfurt (1741, jetzt zerſtört) und den nicht näher beſtimmten baulichen Veränderungen in der Propſtei Ellwangen geſtellt. Wenn wir noch ſeiner Thätigkeit im Kloſter zu Prüm und bei der Paulinuskirche in Trier, ſowie ſeiner fortifikatoriſchen Arbeiten für Koblenz, Ehrenbreitſtein und Thrarbach gedenken, ſo erſcheint es ganz berechtigt, wenn N. als die rechte Hand des Kurfürſten in allen ſeinen Bauſachen bezeichnet wird (Keller). — Einen Sieg der deutſchen Kunſt bedeutet die Berufung des fränkiſchen Architekten an den Hof des Kurfürſten Clemens Auguſt in Köln, wo bis dahin die franzöſiſchen Meiſter dieſelbe führende Rolle ſpielten wie an dem engverwandten bairiſchen Hofe. Von 1740—46 war N. jährlich in Köln anweſend. Seine Wirkſamkeit muß jedoch mehr eine berathende und begutachtende geweſen ſein, da der dortige Hofbaumeiſter Leveilly nach wie vor im Amte thätig war. Ausdrücklich als ſein Werk wird nur die Scala santa auf dem Kreuzberg in Bonn (1745) genannt, ein ſchmaler Bau, der in ſeinem Innern in der ganzen Breite eine dreigetheilte, zu einem kleinen Altar emporführende Treppe aus rothem Marmor enthält. In der Faſſade waltet eine freie maleriſche Auffaſſung der Architekturformen vor. Zu dem überaus prächtigen Treppenhaus des Schloſſes in Brühl gibt N. in einem Modell die „Hauptidee“. Seiner Einwirkung wird die Verwendung menſchlicher Figuren als Träger von Baugliedern, eine der franzöſiſchen Architektur fremde Verbindung, zugeſchrieben; auch die Wahl der in ſeinem Sinne arbeitenden Stuckateure iſt von ihm beeinflußt. Sein Antheil am Ausbau des Schloſſes in Poppelsdorf und Bonn iſt bei dem Mangel an archivaliſchen Nachrichten kaum mehr feſtzuſtellen.

Wenn ſomit Neumann's künſtleriſche Perſönlichkeit außer den beiden fränkiſchen Biſthümern das Gebiet des ganzen Mittel- und Niederrheins beherrſchte, kann es nicht überraſchen, ihn auch von den weltlichen Höfen zu gelegentlichen größeren Concurrenzen herangezogen zu ſehen. Die Pläne, die er für einen „neuen Kaiſerſitz“ in Wien geliefert haben ſoll, konnten ſeither nicht wieder aufgefunden werden. Da er jedoch in Oeſterreich im Dienſte des Biſchofs Friedrich Karl, der als Reichsvicekanzler vielfach in Wien reſidirte, verſchiedene Bauwerke ausführte und dadurch in nähere Beziehung zu den Wiener kunſtverſtändigen Kreiſen getreten war, iſt dieſe litterariſche Nachricht nicht ganz von der Hand zu weiſen; außer den erwähnten Kirchen und dem Spital in Göllersdorf werden ihm das Schloß Schönborn in Niederöſterreich (1715—20) und das Schlößchen in der Alſervorſtadt in Wien (um 1734) zugeſchrieben Daß er der geeignete Mann geweſen wäre, beweiſt das großartige Project für den Schloßbau in Stuttgart, deſſen Ausführung wol nur an der finanziellen Frage ſcheiterte; an Rauminhalt hätte die Anlage, die hufeiſenförmig disponirt doppelte, miteinander verbundene Seitenflügel vorſieht, das Würzburger Schloß noch übertroffen. Einfachere Grundrißentwicklung weiſen die noch erhaltenen Entwürfe für eine Reſidenz in Karlsruhe (1750/51) auf, bei welchen ſich die Flügelbauten im Winkel von 45° an den hufeiſenförmigen Hauptbau angliedern. Ein zweiſeitig angelegtes Treppenhaus, ein großer Mittelſaal, Theater, Kirche und Wintergarten ſind mit den Wohngemächern

zu einem praktisch disponirten Ganzen vereinigt. In ähnlichen Grundformen waren wol die Risse für die Residenz in Schwetzingen gehalten, die als verschollen gelten müssen.

Was sonst von künstlerischen Werken des Meisters noch bekannt ist, liegt auf dem Gebiete der Gelegenheitsarbeiten. Aus Anlaß des 700jährigen Jubiläums des h. Bruno errichtete er im Würzburger Dome (1745) ein prächtiges Schaugerüste, wie er ein ähnliches schon 1730 beim Jubiläum der Corporis Christi Bruderschaft erbaut hatte. Desgleichen hatte er in der Bartholomäuskirche in Frankfurt auf Befehl des Bischofs Friedrich Karl beim Tode der Wittwe des Kaisers Josef I. und der Mutter der regierenden Kaiserin ein prunkvolles Trauergerüste aufzuschlagen. Beim Empfang der zur Statthalterin der Niederlande ernannten Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich bewies er durch ein glänzend veranstaltetes Feuerwerk seine Meisterschaft in der „Lustfeuerwerkerei". Und wie er nicht verschmähte, gelegentlich auch in kleineren kunstgewerblichen Arbeiten, wie Fassung einer Kreuzpartikel, sein Geschick zu erproben, wie er selbst oft mit eigener Hand die kunstreichen Modelle zu seinen Bauten zimmerte, so verrieth er auch in rein technischen Fragen eine hervorragende praktische Veranlagung. Gleich ausgezeichnete Dienste wie als Architekt, leistete er als Tiefbauingenieur beim Straßen-, Fluß- und Brückenbau. Die Frankfurter große Brücke (1740) und die Kitzinger Mainbrücke (1744) wurden nach seinen Angaben wiederhergestellt; für Stauwerke, Wehre und Schleusen, Schöpfvorrichtungen, Brunnenwerke erfand er sinnreiche Maschinen. Besonderes Interesse wandte er der Herstellung von Wasserkünsten in den fürstlichen Lustgärten (Pommersfelden, Bruchsal) zu. Die Stadt Würzburg verdankt seiner Energie die Versorgung mit fließendem Wasser. In Kissingen entdeckte er bei Ableitung der Saale die Rakoczy-Quelle. Nach seinen Entwürfen wurden dort die ersten Badeeinrichtungen, das erste Curhaus und die Anlagen geschaffen, wie auch die Einrichtung des Bades Bocklet (1725) auf ihn zurückzuführen ist. Bei der Anlage der großen Hofgärten in Würzburg, Werneck, Pommersfelden, Seehof und Veitshöchheim schuf N. nicht nur die Risse, er leitete auch den Einkauf der benöthigten Bäume und Sträucher. Und als nicht minder geschickter Kaufmann bewährte er sich bei der Einrichtung einer Glashütte (1735) im Steigerwald, in der die Spiegel und Fenstergläser für die Würzburger Residenz hergestellt wurden. Das Werk, dessen Betrieb ihm der Fürstbischof auf eigene Rechnung überlassen hatte, blühte in kurzer Zeit in einer Weise auf — die Lieferungen erfolgten bis nach Holland —, daß er schon 1748 die ganze Einrichtung nebst den Vorräthen mit Gewinn verkaufen konnte.

Unerschöpflich zeigte sich seine Erfindungsgabe in Neuerungen technischer Art: er construirt eine neue Waage zum Wiegen großer Lasten, „fliegende Gerüste" für die Handwerksleute der Residenz; er erfindet eine neue Art, Cementröhren herzustellen, und richtet eine Zinngießerei ein. Er denkt sich einen neuen Maaßstab aus, um die Dimensionen der verschiedenen Säulenordnungen und Ausladungen ablesen zu können; kurz, in allen Fragen der Praxis weiß er stets Rath und Abhülfe.

In richtiger Schätzung der vielseitigen Begabung seines Hofbaumeisters errichtete der Fürstbischof im Jahre 1731 für ihn an der Universität einen eigenen Lehrstuhl für Civil- und Militärbaukunst. Wie hoch Neumann's Name schon damals in Ansehen stand, beweist die Thatsache, daß unter seinen Hörern sich nicht nur einheimische, sondern auch kaiserliche und preußische Officiere sowie andere Standespersonen befanden.

Vom Glockengießergesellen hatte sich N. mit eiserner Energie, freilich auch

begünstigt von glücklichen äußeren Constellationen, zum fürstlichen „Premier-Architekt und Baudirector" emporgearbeitet. Daß er sich in dieser Stellung mehr als ein Menschenalter behaupten konnte, verdankte er ebensosehr seinen hervorragenden künstlerischen Fähigkeiten, wie seinen trefflichen Charaktereigenschaften. Gewissenhafte Pflichterfüllung, strengste Rechtlichkeit, peinliche Genauigkeit und eine goldene Ehrlichkeit zeichneten die Amtsführung des Mannes aus, dem das Vertrauen seines bischöflichen Herrn als oberstem Beamten das ganze Rechnungswesen in Bauangelegenheiten übertragen hatte. Wenn vor ihm der Hofbaumeister zugleich Bauunternehmer zu sein pflegte, so vertrug sich dies nicht mehr mit Neumann's Stellung als Officier; er hatte als Architekt ein bestimmtes Gehalt und dafür alle fürstlichen Bauten zu errichten; für besonders glänzende Leistungen pflegte ihm der Bischof in Form einer Gratifikation seine persönliche Anerkennung auszudrücken.

Ob N., wie einer seiner Biographen berichtet, in Würdigung seiner Verdienste in den Adelsstand erhoben wurde, muß zweifelhaft bleiben. Seit 1725 war er mit einer Tochter des Geheimen Rathes Franz Ignaz Schild vermählt, welcher Ehe außer fünf Töchtern drei Söhne entsproßten. Sein zweitältester Sohn Franz Ignaz Michael, wie sein Vater Officier bei der fränkischen Kreisartillerie, ist auch sein Nachfolger als Architekt geworden; sein bekanntestes Werk ist der Vierungsthurm des Mainzer Domes.

Noch in seinem letzten Lebensjahr beschäftigte den alternden Meister das Project der Wiederherstellung des Speierer Domes in seiner alten Größe. An der Ausführung sollte ihn der Tod hindern, der seinem arbeitsamen Leben am 18. August 1753 ein Ende setzte. Mit allen militärischen Ehren wurde er in der Mariencapelle am Markte in Würzburg beigesetzt.

Mit N. hat die deutsche Rococokunst ihren Höhepunkt erreicht. Kurz nach seinem Tode schon setzen die Stilabwandlungen ein, die zum Classicismus hinleiten. Mit welcher Unduldsamkeit der neue Stil die Virtuosität der Neumann'schen Werke behandelte, haben uns manche Beispiele gezeigt. Geradezu barbarisch aber ging das beginnende 19. Jahrhundert gegen seine herrlichsten Schöpfungen vor. Sein einst so gefeierter Name gerieth allmählich ganz in Vergessenheit. Erst das wiedererwachende Verständniß für die Kunst des 18. Jahrhunderts hat die Aufmerksamkeit auf ihn zurückgelenkt; seitdem vollends eine treffliche Monographie auf die universelle Begabung dieses seltenen Mannes hingewiesen hat, lernte man mit Staunen wieder erkennen, daß N., wie ein Würzburger Schriftsteller des 18. Jahrhunderts schreibt, „ein Architekt von der ersten Classe und einer der verdientesten Männer in unserm [Würzburger] Fürstenthume" gewesen ist.

Joseph Keller, Balthasar Neumann. Eine Studie zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Würzburg 1896. Dort ist ein Ueberblick über die ältere Litteratur gegeben. — Edmund Renard, Die Bauten der Kurfürsten Joseph Clemens und Clemens August von Köln. Bonner Jahrbücher, Heft 99 u. 100. — Derselbe, Die Schlösser zu Würzburg und Bruchsal, in „Die Baukunst" hrsg. von R. Borrmann u. R. Graul. — Jakob Wille, Bruchsal. Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert. 2. Aufl. 1900. — Derselbe, Briefwechsel B. Neumann's mit Kardinal Schönborn nebst einer Denkschrift (Zeitschrift f. d. Geschichte d. Oberrheins, N. F. XIV, S. 465 ff.). — Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bd. I: Mitteldeutschland. Berlin 1905. — Otto Weigmann, Eine Bamberger Baumeisterfamilie um die Wende des 17. Jahrhunderts. Studien zur Deutschen Kunstgeschichte, 34. Heft. Straßburg 1902.

O. Weigmann.

Neumann *:) Franz Ernst N. wurde am 11. September 1798 zu Joachimsthal in der Uckermark als Sohn eines Landmanns geboren und von seinem neunten Lebensjahre an in Berlin erzogen, wo er das damals unter Bernhardi's Directoriat stehende Werder'sche Gymnasium besuchte. Bereits 1815, erst sechzehnjährig, trat er als freiwilliger Jäger unter Lieutenant v. Bagensky in das Colberger Regiment ein, um am Freiheitskriege theilzunehmen. In der Schlacht bei Ligny (16. Juni 1815) wurde er durch einen Schuß, der den Oberkiefer, die Zunge und die Oberlippe durchbohrte, schwer verwundet. Ein Freund, der spätere Gasanstaltsdirector Bärwald in Berlin, zog den Niedergestürzten bis zu einem trockenen Graben bei Seite; dann schleppten sich die Verwundeten z. Th. zu Fuß fort, z. Th. wurden sie auf Pulverwagen weiterbefördert. So ging es über Maastricht und Roermond bis Düsseldorf; erst 14 Tage nach seiner Verwundung erhielt N. eine richtige Verbindung seiner Wunde. Der sorgfältigen Pflege im Lazarethe zu Düsseldorf gelang es, den Jüngling bereits nach sechs Wochen wieder als geheilt zum Heere zu entlassen, so daß er noch an der Belagerung von Givet theilnehmen konnte.

Nach seiner Rückkehr in die Heimath besuchte er zunächst wieder das Gymnasium. Nach Absolvirung desselben ließ er sich 1817, einem Wunsche seines Vaters folgend, in Berlin in die theologische Facultät einschreiben; auch in Jena, wo er dann seine Studien fortsetzte, hörte er noch theologische Vorlesungen; zu seinen Lehrern gehörten Neander und Schleiermacher. Aus der Jenaer Studentenzeit besitzen wir von dem Kunstschriftsteller und Maler Ernst Förster (1800—1885) in seiner nachgelassenen Selbstbiographie „Aus der Jugendzeit" (Stuttgart (1887) eine kurze Charakteristik Neumann's, aus der u. a. seine traurigen finanziellen Verhältnisse zu ersehen sind. Als Andenken an den Befreiungskrieg, heißt es dort, trug er einen alten, grauen Mantel, und zwar Sommer und Winter; denn er mußte ihm den Rock ersetzen, den er nicht hatte. Bereits in Jena wandte er sich der Mathematik zu; die Vorlesungen waren aber nichts weniger als anregend; sie trugen, wie es heißt, einen geschmacklos deklamatorischen Charakter, ohne einen fördernden Inhalt zu bieten. Aeußere Veranlassung Jena zu verlassen wurde für ihn die bekannte That des Jenenser Burschenschafters Karl Sand. So kehrte er 1819 nach Berlin zurück, wo er sich nunmehr den Naturwissenschaften, insbesondere der Mineralogie, zuwandte. Zu eigenen Beobachtungen und Studien regte ihn besonders der Mineraloge Weiß an, dem er durch eine neue Berechnungsmethode der Krystallwinkel aufgefallen war. Dieser brachte auch 1823 einen kleinen Zuhörerkreis zusammen, vor dem N. seine neue Methode der Krystallprojection, der auch seine erste Veröffentlichung gewidmet war, vortrug. Zu den Zuhörern dieses kleinen Kreises gehörten einige der ersten Capacitäten Berlins, u. a. Leopold v. Buch. Obwol die Vorlesungen unentgeltlich waren, ließ dieser am Schlusse derselben dem gänzlich unbemittelten Docenten 30 Thlr. Honorar überweisen. Diese Summe benutzte der überglückliche Jüngling zu einer Studienreise ins Riesengebirge, die ihn derart fesselte, daß noch der Greis immer gern wieder dorthin zurückkehrte.

Am Ende des Sommersemesters 1825 reichte N. bei der Berliner philosophischen Facultät eine geometrische Abhandlung ein unter dem Titel: „De tactionibus atque intersectionibus circulorum et in plano et in sphaera sitorum, sphaerarum atque conorum ex eodem vertice pergentium. Commentatio geometrica auctore Fr. E. Neumann." Berolini, mens. Septbr.

*) Zu S. 614.

MDCCCXXV. Dirksen, der die Arbeit zu beurtheilen hatte, äußerte sich nun darüber, „daß der Gegenstand der Dissertation und die darin befolgte Methode, beide, mit Rücksicht auf ihre Bedeutsamkeit einer früheren Periode der Wissenschaft angehören, der jetzigen Richtung der Mathematik und dem Bedürfniß eines Physikers so fremd sind, daß ich nicht einsehe, wie der Verfasser einen so unzeitigen Stoff hat wählen und sich so ganz auf den Tummelplatz angehender Gymnasiallehrer hat zurückwerfen können. Zu Vieta's Zeiten hätte die eingereichte Arbeit allerdings ihren großen Werth gehabt" . . . . . Es ist bemerkenswerth, daß Weierstraß diese Arbeit im Gespräch noch in den siebziger und achtziger Jahren als eine ausgezeichnete, noch für die Gegenwart werthvolle Leistung bezeichnete. Trotz des harten Urtheils, das sie durch Dirksen erfuhr, wurde die Dissertation indeß nicht zurückgewiesen, und so bestand N. am 5. November 1825 das examen rigorosum mit dem Erfolg, „daß der Candidat seine Würdigkeit, das testimonium doctrinae zu erhalten, besonders durch seine gründlichen physikalischen Kenntnisse, aufs ehrenvollste bekundet habe". N. erbot sich nunmehr freiwillig statt der nicht ganz gebilligten mathematischen eine andere Abhandlung einzuliefern. Nach Druck dieser letzteren („De lege zonarum principio evolutionis systematum crystallinorum") und öffentlicher Disputation wurde er am 16. März 1826 zum Doctor promovirt. Im Herbst desselben Jahres siedelte er gleichzeitig mit Jacobi und Dove als Privatdocent an die Universität Königsberg über, die ihm sogar die Habilitationsacte erließ. Am 10. März 1828 wurde er hier zum außerordentlichen Professor (mit 200 Thalern Gehalt!) ernannt. Da war es Bessel, der sich seiner annahm. In einem Brief vom 7. October 1828 trägt er dem Unterrichtsminister v. Altenstein die überaus traurige Lage des jungen Professors vor, zugleich mit Hinweis auf dessen phänomenale Begabung, die zu erkennen ihm freilich „bei der großen Bescheidenheit" Neumann's erst nach längerem Umgange möglich gewesen sei; er glaube aber sicher vorauszusehen, daß N. unter den mathematischen Physikern bald eine der ersten Stellen einnehmen werde. Zugleich hebt Bessel auch den Charakterzug rühmend hervor, daß N. der Versuchung, Privatunterricht zu ertheilen widerstehe, vielmehr es vorziehe, wissenschaftlichen Untersuchungen allein seine Zeit zu widmen. Der Erfolg war die Ernennung Neumann's zum ordentlichen Professor der Physik und Mineralogie am 17. Mai 1829 mit einem Gehalt von 500 Thalern. Waren seine Forschungen anfänglich noch zwischen Mineralogie und Physik getheilt, so wandten sie sich allmählich immer mehr der Physik allein zu; schon in den 20er Jahren hatte er über die Physik der Erde und über physikalische Eigenschaften der Mineralien gelesen; von 1830 an las er über alle Theile der theoretischen Physik. Da diese Vorlesungen für Deutschland die ersten waren und lange Zeit auch die einzigen blieben, so ist es erklärlich, daß Königsberg bald der Sammelpunkt der hervorragendsten diesen Studien sich widmenden jungen Leute wurde. Nicht nur aus ganz Deutschland, sondern auch aus der Schweiz und Rußland scharten sich Schüler um N., zu denen spätere Leuchten der Wissenschaft, wie G. Kirchhoff, Clebsch, Paul Du Bois-Reymond u. A., gehörten. Sein Vortrag, der stets aufs sorgfältigste vorbereitet war, erweckte die Begeisterung, die den Lehrer beseelte, auch in den Hörern. Auch zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten wußte er seine Schüler in den von ihm geleiteten seminaristischen Uebungen anzuregen, wie u. a. die große Zahl bedeutender Themata für Doctordissertationen beweist, die nach den Universitätsacten auf N. zurückzuführen sind. Er stellte darin freilich auch recht hohe Anforderungen an seine Schüler, wenn er auch andrerseits Dissertationen, denen er fern stand und denen er einen wissenschaftlichen Werth nicht

beimessen zu können meinte, keine unbedingten Hindernisse in den Weg legte, wenn in ihnen den vorgeschriebenen Forderungen nach Recht und Billigkeit genügt war. In selbstlosester Weise ermöglichte er auch seinen Schülern, sich in der experimentellen Physik auszubilden. Da die Universität zu seiner Zeit ein besonderes physikalisches Laboratorium nicht besaß (das jetzige erstand erst in den Jahren 1884—86), so kaufte N. 1847 aus eigenen Mitteln ein einsam gelegenes Haus auf dem Hintertragheim, in dem er dann die Haupträume und den Garten den Studirenden zur Verfügung stellte, ohne Rücksicht auf seine eigene Bequemlichkeit oder die seiner Familie. Repräsentirte er so den wahren, nur auf das Wohl seiner Schüler bedachten Lehrer, so war er auch andrerseits der Typus eines echten Gelehrten, der die Wissenschaft einzig und allein um ihrer selbst willen trieb, unbekümmert um äußere Ehren, die an die Erfolge sich knüpfen könnten. Daraus erklärt es sich auch, daß er wenig auf die Art der Veröffentlichung seiner Forschungsergebnisse Gewicht legte; er war zufrieden, wenn er sie durch Mittheilung an seine Schüler und Freunde für die Wissenschaft nutzbar gemacht zu haben glaubte, daher denn manche seiner Entdeckungen erst durch die Arbeiten seiner Schüler oder durch den später erfolgten Druck seiner Vorlesungen weiteren Kreisen bekannt geworden sind.

Zu der Anerkennung der Leistungen Neumann's seitens der Fachgenossen gesellten sich dann alsbald die Ehrenbezeugungen von Seiten der Behörden. Nur wenigen Sterblichen, besonders unter den Gelehrten, dürfte eine solche Ueberfülle von Auszeichnungen zu Theil geworden sein, wie N. Wir führen sie im Folgenden in chronologischer Reihenfolge auf: 1833: correspondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin; 1838: correspondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg (einen glänzenden Ruf nach Petersburg hatte er ausgeschlagen); 1843: Prorector magnificus; 1844: zum 300jährigen Universitätsjubiläum Dr. med. honoris causa; 1854: Rother Adlerorden III. Classe mit der Schleife; 1856: correspondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien, Auswärtiges Mitglied der Societät der Wissenschaften zu Göttingen; 1858: Auswärtiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Geheimer Regierungsrath; 1860: Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien, Stimmfähiger Ritter der Friedensclasse des Ordens pour le mérite; 1862: Auswärtiges Mitglied der Royal Society in London; 1863: correspondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris; 1864: Rother Adlerorden II. Classe mit Eichenlaub; 1865: correspondirendes Mitglied der Academia dei Lincei zu Rom; 1869: Kronenorden II. Classe; 1872: auswärtiges Mitglied des bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München, Mitglied des Bayerischen Maximilians-Ordens für Wissenschaft und Kunst; 1873: correspondirendes Mitglied der Akademie zu Bologna; 1876: 50jähriges Doctorjubiläum, Stern zum Kronenorden II. Classe; 1886: 60jähriges Doctorjubiläum, Stern zum Rothen Adlerorden II. Classe; 1887: Verleihung der Copley Medal der Royal Society; 1888, zum 90. Geburtstag: Kronenorden I. Classe mit Stern; 1894, zum 350jährigen Universitätsjubiläum: Wirklicher Geheimer Rath, Excellenz. 1886 wurde durch Allerhöchsten Erlaß die Aufstellung eines großen Oelgemäldes Neumann's in der königlichen Nationalgalerie in Berlin, 1887 durch Erlaß Sr. Excellenz des Unterrichtsministers ein gleiches im Senatszimmer der Universität angeordnet.

N. war in erster Ehe mit Louise Florentine Hagen (geboren 1800 in Königsberg), der zweiten (jüngsten) Tochter des Medicinalraths Prof. Dr. Karl Gottfried Hagen (eines Tischgenossen von Kant) verheirathet. Die Kinder

dieser ersten Ehe sind: Karl N., Professor der Mathematik in Leipzig, geboren 1832; Ernst N., Professor der pathologischen Anatomie in Königsberg, geboren 1834; Julius N., Professor der Nationalökonomie in Tübingen, geboren 1835; Louise N., geboren 1837; Gustav N., geboren 1838, † 1876 als Regierungsbaumeister in Posen. Florentine N. geb. Hagen starb 1838. In zweiter kinderloser Ehe war N. mit Wilhelma Kunigunde Hagen (geboren 1802, † 1877), Tochter des Consistorialraths Ludwig Hagen (eines Bruders von Karl Gottfried Hagen) verbunden. Die ältere Schwester der ersten Frau, Johanna, war seit 1812 mit F. W. Bessel verheirathet. Der Aesthetiker August Hagen, Professor der Kunstgeschichte in Königsberg, war ein Bruder der ersten Frau. Ein Bruder der zweiten Frau war Gotthilf Hagen, der Erbauer des Pillauer Hafens, † als Geheimer Baurath und Excellenz in Berlin. — Seine Tochter Louise pflegte ihn bis zu seinem Lebensende; sie begleitete ihn stets auf seinen Reisen ins Gebirge, für dessen Schönheiten er so sehr empfänglich war. „Noch bis September 1894", schreibt sie, „war mein Vater so frisch, daß er sich wissenschaftlich beschäftigen konnte, und noch so rüstig, daß er täglich Spaziergänge von ein bis drei Stunden unternehmen konnte, gut hörte und ohne Brille las". — Im J. 1876 wurde er von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. Am 23. Mai 1895 starb er zu Königsberg.

Als erste Arbeit erschien von N. „Beiträge zur Krystallonomie", erstes Heft, Berlin 1823 (weitere Hefte sind nicht erschienen), in der er eine neue, noch jetzt von den Mineralogen viel benutzte Projektionsmethode der Krystalle entwickelt. Daran schließt sich seine oben erwähnte Doctordissertation (De lege zonarum etc). Diese Arbeiten waren nicht sowol naturwissenschaftlicher (physikalischer), als vielmehr mathematischer (geometrischer) Natur; und daß sich N. gerade mit geometrischen Studien anfänglich beschäftigte, geht ja auch aus der ursprünglich als Dissertation eingereichten Arbeit, die wir oben erwähnten, hervor. Daß er seine geometrischen Studien alsbald auf das schwierige Gebiet der Krystalle verlegte, zeugt von dem immensen ihm innewohnenden geometrischen Anschauungsvermögen, worin er an Steiner erinnert; andrerseits ist zu erwähnen, daß er streng den Standpunkt vertrat, geometrische Aufgaben auch auf rein geometrische Art (nicht auf dem Umweg durch die Analysis) zu lösen (etwa wie Weierstraß umgekehrt sich bemüht hat, aus der Arithmetik und Functionenlehre alle geometrischen Betrachtungen — auch wenn sie nur als Nothbehelf dienen — auszuschalten). Seine nächsten Arbeiten sind dann vornehmlich der Optik, insonderheit der Optik der Krystalle gewidmet. Als charakteristische Auffassung Neumann's wäre hier zu erwähnen, daß er die krystallinische Struktur der Materie nicht als eine Besonderheit derselben verglichen mit isotropen Medien auffaßt, sondern umgekehrt von ersterer ausgeht, einen Weg, den die Geschichte der Wissenschaft jedenfalls dadurch sanctionirte, daß wir in die Geheimnisse des Aufbaues des Stoffes offenbar durch das Studium der Krystalle tiefer eingedrungen sind, als durch Betrachtung isotroper Medien. Zu erinnern ist dann hier an die Fresnel-Neumann'sche Controverse betreffs der Lage der Schwingungsebene des polarisirten Lichtes, ein Streit, den bekanntlich die neuere elektro-magnetische Lichttheorie dadurch entschieden hat, daß sie beiden Forschern Recht gab. Durch diese optischen Studien wurde N. zugleich auf die Theorie der Elasticität hingewiesen, die er mit begründete und wesentlich förderte. 1845 erschien dann die epochemachende Abhandlung „Die mathematischen Gesetze der inducirten elektrischen Ströme" (Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, S. 1—87). Von nun an bewegten sich seine Arbeiten längere

Zeit auf dem Gebiete der Elektricität. Zwischendurch finden wir Arbeiten über die specifische Wärme und endlich mehrere bedeutende Abhandlungen über die Kugelfunctionen, also wieder rein mathematischer Natur. — Seine gesammelten Werke sind soeben bei B. G. Teubner im Erscheinen begriffen (1906, Band II).

Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch. — Meyer's Konversationslexikon. — P. Volkmann, Franz Neumann (Leipzig 1896). — Nekrolog von Wangerin in: Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung IV, 1894—95, auch in: Leopoldina, XXXII, 1896. — Luise Neumann, Franz Neumann, Erinnerungsblätter von s. Tochter (Tübingen 1904). Robert Knott.

Neureuther *): Gottfried von N., Architekt, königl. Oberbaurath und Professor an der technischen Hochschule in München, geboren am 22. Januar 1811 zu Mannheim, † am 12. April 1887 zu München.

Als dritter Sohn des Malers Ludwig Neureuther und jüngerer Bruder des bekannten Illustrators und Malers Eugen Neureuther, entstammte G. N. einer pfälzischen Künstlerfamilie. Sein Vater, anfänglich im Dienste des Herzogs Max Joseph in Zweibrücken angestellt, war diesem Fürsten bei seiner Thronbesteigung (1799) nach München gefolgt, jedoch bald mit Pension nach Mannheim zurückgekehrt. Erst im J. 1815 hatte er wieder eine Stelle als Zeichnungslehrer in Bamberg angenommen, wo er auch als Architekt sich bethätigen konnte. Den Zeichenunterricht seiner Söhne leitete er selbst; wiewol noch in den Ueberlieferungen der Spätrenaissance geschult und vorwiegend für die antike Baukunst begeistert, wies er seinen Sohn Gottfried, bei dem sich frühzeitig die Neigung zur Architektur kundgab, zunächst an, nach den mittelalterlichen Baudenkmälern seiner neuen Heimath zu zeichnen. So wurde der herrliche Bamberger Dom, der damals noch seinen reichen plastischen Schmuck aus allen Stilepochen trug, die Stätte, an welcher der Knabe seine ersten großen künstlerischen Eindrücke empfing. Die Frage, ob G. dem Architektenberufe zugeführt werden solle, entschied endgültig ein Besuch des berühmten Darmstädter Oberbaudirectors Moller, dem die zeichnerischen Aufnahmen des jungen N. zur Begutachtung vorgelegt wurden. Es war von höchster Bedeutung für den etwa 12jährigen Knaben, daß ihm Moller, der eben damals ein Werk über mittelalterliche Baudenkmäler herausgab, seine Anerkennung durch den Auftrag ausdrückte, ihm für diese Publikation zwei der Domportale aufzunehmen. Das Exemplar des ganzen Werkes, das ihm der Verfasser später schenkte, wurde fortan die Quelle eifrigsten Studiums für den angehenden Baukünstler, der gleichzeitig von seinem Vater nun in systematischer Weise angeleitet wurde, nach den strengen Werken Palladio's zu zeichnen. Auch wurde ihm in den Hülfsfächern Mathematik und Physik ein geregelter Unterricht ertheilt. Von seinem 16. Lebensjahre an hatte er in dem Bureau des Regierungsinspectors Schierlinger, wo er praktisch arbeitete, Gelegenheit, sich mit der handwerklichen Seite der Baukunst bei Hoch- und Tiefbauten von Grund aus vertraut zu machen. Die Lücken seiner humanistischen Bildung füllte der Jüngling, der sich in seinen Mußestunden stets mit Vorliebe mit classischer Litteratur beschäftigt hatte, in privatem Studium rasch aus, so daß er bei seinem Uebertritt in das Gymnasium in München sogleich in die oberste Classe aufgenommen werden konnte. Von einem ausgezeichneten Philologen, Hocheder, gründlich vorbereitet, bestand er 1828 mit gutem Erfolg die Schlußprüfung und bezog nach abermaliger einjähriger Praxis auf dem Bamberger

*) Zu S. 614.

Bureau die Münchener Bauakademie, an welcher der vielbeschäftigte Architekt Friedrich Gärtner sein Lehrer wurde. Es gelang ihm indeß nicht, zu ihm in nähere Beziehung zu treten; die classicistische, zielbewußte Richtung Leo von Klenze's, der eben damals den Bau der Glyptothek vollendet hatte, zog ihn mehr an, als Gärtner's unklare Romantik, — Grund genug für den von Eifersucht nicht freien Lehrer, seinen hochbegabten Schüler gänzlich zu ignoriren. Seine Studienzeit benützte N. dazu, zugleich an der Universität bei Thiersch und Schelling Vorlesungen zu hören und den künstlerischen Anregungen des Peter Cornelius nachzugehen. Aber selbst nachdem er in den Jahren 1830 und 1831 die Staatsexamina als Architekt und Ingenieur mit Auszeichnung bestanden hatte, nahm man keine Notiz von ihm. Der junge Baubeamte wurde vorerst wieder der Bauinspection in Bamberg überwiesen, um nach einiger Zeit nach Würzburg versetzt zu werden, wo er als Ingenieur bei den Wasserbauten am Main Beschäftigung fand.

Auf seine künstlerische Entwicklung gewann in dieser Zeit der talentvolle Architekt Gutensohn den größten Einfluß, der gerade damals, von einer Studienreise nach Italien und Griechenland zurückgekehrt, an dem Bau des Cursaales in Brückenau seine hervorragende künstlerische Befähigung in glänzendster Weise dargethan hatte. Durch diesen feinsinnigen Künstler, der später durch Gärtner aus der Gunst des Königs Ludwig I. verdrängt, sich nur mehr theoretisch bethätigen konnte, wurde N. auf die herrlichen Werke der italienischen Renaissance hingelenkt, deren Wesen sich ihm unter des Freundes Weisung klar erschloß. In dieser Hinsicht trefflich vorbereitet, erhielt er im J. 1836 durch ein Staatsstipendium die langersehnte Möglichkeit, aus eigener Anschauung die bewunderten Meisterwerke Italiens kennen zu lernen. Palladio und Sanmichele, Bramante und Peruzzi waren es zumeist, deren Schöpfungen er während seines mehr als einjährigen Aufenthaltes in Oberitalien und Rom mit höchstem Eifer studirte. Die Früchte dieser fleißigen Studien hat er in vielen Aufnahmen für das Architekturwerk von Gutensohn und Knapp niedergelegt; die Gelegenheit zu ihrer praktischen Verwerthung sollte ihm jedoch noch lange versagt bleiben. Denn nach seiner Rückkehr fand N. zunächst in der alten Ingenieurthätigkeit wieder Verwendung. 1840 zum Bauconducteur in Nürnberg befördert, wurde er 1841 als Sectionsingenieur in Treuchtlingen mit Projectirung der Bahnlinie nach Donauwörth betraut; 1843 kam er in gleicher Stellung nach Gunzenhausen. Im Hochbau wurde N. erstmals bei der Eisenbahnbaucommission in Nürnberg beschäftigt, wo er einen Theil der Bahnhofsgebäude auf der Linie Bamberg-Hof zu entwerfen hatte. 1848 siedelte er mit dieser Commission nach München über. Dort wurde ihm der umfassende Auftrag zu theil, die sämtlichen Stationsgebäude der Linie Schweinfurt-Würzburg-Hanau nach eigenen Entwürfen auszuführen, eine Aufgabe, die ihm bei ihrer Gebundenheit an ein festes Schema nur wenig Gelegenheit zu künstlerischer Bethätigung bot. Am freiesten konnte er sich bei dem Empfangsgebäude des ehemaligen Bahnhofs in Würzburg (1854—56) bewegen. Gegenüber der damals im Ministerium herrschenden bureaukratischen Doctrin, daß bei solchen Nutzbauten auf jede kunstgemäße Ausbildung verzichtet werden müsse, lieferte er in diesem einfach edlen Werke den Beweis, daß sich die reicheren Formen der italienischen Frührenaissance auch bei bescheidenen Mitteln sehr wohl mit den Forderungen der Zweckmäßigkeit in Einklang bringen lassen.

Durch dieses und ähnliche Werke, wie die Empfangsgebäude des Aschaffenburger und Schweinfurter Bahnhofes, die sich zugleich durch praktische Raumeintheilung auszeichnen, hatte sich der junge Meister im Kreise seiner Fachgenossen einen hochgeachteten Namen gemacht. Wenn gleichwohl seine künstlerischen

Fähigkeiten an leitender Stelle keine Berücksichtigung fanden, so hat dies seinen Grund darin, daß damals in München nach Beendigung der romantischen Willkür Gärtner's unter König Maximilian's Aegide das zwar wohlgemeinte, aber in seinen Aeußerungen wenig glückliche Bestreben einsetzte, einen neuen Baustil zu schaffen. Während der Herrschaft dieses sogen. Maximilianstiles, dem erst durch des Königs Tod (1864) der Boden entzogen wurde, war die schöpferische Thätigkeit Neureuther's auf einige wenige Privatbauten — Villa Falck in Dutzendteich bei Nürnberg, Villa Wendtland in Gries bei Bozen, Villa Rothplitz bei Zürich, denen sich später die Villa Heyse in München anreihte — beschränkt. Um so eifriger widmete er sich dem Lehramte für Civilbaukunde, das ihm 1857 an der Münchener technischen Hochschule übertragen worden war. Bei dem unsicheren Eklekticismus der architektonischen Bestrebungen der Zeit bedurfte es in jener Stellung eines Mannes, der zielbewußt in einheitlichem Sinne zu wirken vermochte. Neureuther's Befähigung zum Lehramt bewährte sich in hervorragendem Maße. Bald war um ihn ein stattlicher Kreis von Schülern versammelt, die mit Begeisterung den künstlerischen Lehren des Meisters folgten. Es gelang ihm rasch, bei der jungen Architektengeneration, die so lange planlos in den verschiedenen Stilarten umhergetrieben worden war, das Verständniß für die einfach edle Größe der Renaissancearchitektur zu wecken, und sie insbesondere mit den seither stark vernachlässigten Principien der künstlerischen Dekoration vertraut zu machen. So wurde auch in München das Feld für das siegreiche Eindringen der Renaissance, die in den Nachbarresidenzen bereits ihren Einzug gehalten hatte, durch Neureuther's Lehrthätigkeit vorbereitet, lange bevor der Meister selbst durch einen ersten Monumentalbau die Berechtigung seiner künstlerischen Grundsätze beweisen konnte.

Erst als die Staatsregierung 1865 eine Neuorganisation der technischen Hochschule beschlossen hatte, wurde ihm mit dem Referat über deren bauliche Bedürfnisse eine seiner würdige Aufgabe zu theil. Seinem Antrag folgend, sah man von der Anpassung schon bestehender Gebäude ab und betraute ihn mit der Ausarbeitung von Plänen für einen großen Neubau, dessen Ausführung ihm gleichfalls übertragen wurde. Es mag dem bescheidenen, feinfühlenden Künstler schwer gefallen sein, sich erst durch die Androhung der Amtsniederlegung die Uebertragung dieser Aufgabe, gewissermaßen erzwingen zu müssen, auf die er als erster an der Anstalt lehrender Architekt berechtigten Anspruch zu haben glaubte. Der Erfolg, den er mit dem vollendeten Bau erzielte, hat ihn für diese Kränkung reichlich entschädigt. Bei Festlegung des Grundrisses mußte, nachdem die auf dem Grundstück zu Gunsten der Pinakothek lastenden Servituten durch den König gemildert worden waren, immerhin noch auf die Nähe dieser Sammlung Rücksicht genommen werden; durch die Nothwendigkeit, die chemischen Laboratorien von der Straße weiter zurückzuverlegen, war von selbst die Disposition in einen Hauptbau und zwei rückspringende, nur lose angegliederte Seitenflügel gegeben. Die Anordnung der Innenräume ist den praktischen Lehrzwecken angepaßt. Im Mittelbau, in welchem die allen Abtheilungen gemeinsamen Räume, wie Treppenhaus, Aula, Bibliothek und Verwaltungsräume enthalten sind, war eine in gediegener Pracht gehaltene künstlerische Ausstattung vorgesehen, die sich im Reichthum der Dekoration vom Vestibül bis zur Aula steigern sollte. Dabei war der Malerei die Aufgabe zugefallen, in einem geistreich erdachten Cyklus mythologischer und allegorischer Compositionen den idealen Zweck der Schule und freien Geistesbildung zur Darstellung zu bringen. Hatte der Meister bei der Innenausstattung durch eine ebenbürtige Heranziehung der Malerei und Plastik einen warmen harmonischen Gesammteindruck zu erzielen gestrebt, so gelang es ihm,

trotz der gebotenen Zurückhaltung nicht minder, dem ernsten Zweckbau auch in seinem Aeußern den Charakter eines heiteren, einheitlich durchgebildeten Kunstwerkes zu verleihen. „Die Einführung des Princips des Malerischen“ bei strenger Wahrung des constructiv Nöthigen, die Ausschmückung der reinen Architektur mit organisch angewandten Dekorationsmotiven und die reizvolle Durchbildung der Einzelformen waren in der damaligen Münchener Baukunst etwas völlig Neues.

Es konnte nicht fehlen, daß der graziöse Bau, der in der kurzen Zeit von 2¼ Jahren (Sommer 1866 bis Herbst 1868) vollendet wurde, sowohl in der Münchener Künstlerschaft wie in den auswärtigen Architektenkreisen bedeutsames Aufsehen erregte. Der Sieg der Renaissance über den unglücklichen „Maximilianstil“ war durch dieses Werk unwiderleglich dargethan. Man erkannte, daß in Neureuther's Bauweise, die alle Zweige der bildenden Kunst in glücklicher Verbindung umfaßte, der Ausgangspunkt für eine gedeihliche Fortentwicklung der seither in unfruchtbaren Bahnen hinschleichenden Architektur gegeben sei. Die sorgsame Durchbildung der Details, auf die Neureuther's Kunst im Gegensatz zu den früheren Bestrebungen das Hauptgewicht legt, bot die Gewähr, daß auch das Kunsthandwerk wieder zu höheren Aufgaben herangezogen werden würde. Es sind nicht schablonenhaft wiederholte fremde Formen, die seine Kunst gibt; mit warmem künstlerischen Empfinden ist das Wesen der italienischen Renaissance erfaßt und in freier Umbildung sind ihre Formen zu neuem frischpulsirenden Leben erweckt.

Pecht nennt den Bau des Polytechnikums „einen wahren Wendepunkt für das Münchener Kunsthandwerk und Baugewerbe“, „alle ihre späteren glänzenderen Leistungen hängen damit zusammen“. Wenn die Richtigkeit dieser Behauptung hier nicht im einzelnen geprüft werden kann, so muß doch zugegeben werden, daß der spätere großartige Aufschwung des Baugewerbes in München im wesentlichen durch die zielbewußte Schule Neureuther's angebahnt worden ist. Sein Name wurde fortan neben den ersten deutschen Architekten genannt. Auch an äußeren Ehrungen fehlte es dem Meister in der Folge nicht. Die Kunstakademien von München, Berlin, Brüssel und Wien, das Royal Institute of British Architects in London und die preußische Akademie des Bauwesens erwählten ihn zu ihrem Mitglied; bei wichtigen Concurrenzen, wie beim ersten Wettkampf um den Entwurf des Deutschen Reichstagsgebäudes 1872 wurde er zum Preisrichter ernannt; und auch in seinem engeren Vaterlande wurde seiner mit hohen Auszeichnungen gedacht: König Ludwig II. verlieh ihm neben anderen hohen Orden den persönlichen Adel; als „Oberbaurath“, später „Oberbaudirector“ war er zugleich Mitglied des Ausschusses für Baukunst bei der obersten Baubehörde in München.

In der mit dem Jahre 1869 beginnenden regen Bauthätigkeit für König Ludwig II. fand N., der sich persönlich der größten Hochachtung des Monarchen zu erfreuen hatte, keine Verwendung. Seine einfach ernste künstlerische Richtung stand im Gegensatz sowol zu der am Hofe zunächst gepflegten romantisch mittelalterlichen, wie zu der später auf den Schild gehobenen französischen Bauweise. So trat er in den nächsten Jahren wieder mehr in den Hintergrund; nur die Entwürfe zu dem Verwaltungsgebäude der pfälzischen Eisenbahnen und zu einem Festsaalbau in Ludwigshafen entstammen dieser Zeit. Beim Wettbewerb um das Niederwalddenkmal vermochte er mit seinem Concurrenzentwurf nicht obzusiegen.

Eine große künstlerische Aufgabe war ihm erst wieder beschieden, als im Jahre 1875 der Neubau einer Akademie der bildenden Künste in München beschlossen worden war, zu dessen Errichtung auf Anregung der Abgeordneten=

kammer ein Theil der auf Baiern fallenden französischen Kriegsentschädigung bestimmt wurde. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß zur Ausführung dieses monumental geplanten Werkes kein Anderer, als der verdiente Erbauer des Polytechnikums berufen werden konnte; die Staatsregierung übertrug ihm deshalb die Pläne, ohne einen Wettbewerb auszuschreiben. Auf der großen Münchener Kunstausstellung des nächsten Jahres bereits erregten die ausgestellten Entwürfe allgemein freudige Bewunderung; mit der auf drei Jahre berechneten Ausführung wurde im J. 1877 begonnen. Die Grundrißentwicklung ist eine verhältnißmäßig einfache; da bei der reinen Nord-Südlage des Gebäudes die Ateliers nach Norden gelegt werden mußten, standen dem Baumeister in den langen Corridoren der Hauptfront ganz regelmäßige Räume zur Verfügung, deren symmetrische äußere Gruppirung sich leicht in den traditionell architektonischen Rahmen einfügte. In den beiden Flügelbauten wurden die Räume untergebracht, für welche Oberlicht wünschenswerth war. Von einer symmetrischen Durchbildung der der Straße abgewandten Rückseite mit ihren ungleichen Atelierfenstern wurde von vornherein abgesehen. Wenn somit die Grundrißanlage dem Architekten nur einen geringen Spielraum ließ, so konnte sich sein Künstlerthum bei der Gesammterscheinung des Aeußeren in freiester Entwicklung entfalten. Die hohe Bedeutung, welche dem Gebäude als Pflegestätte der Kunst zukam, sollte in einem glanzvollen Aeußeren zum Ausdruck kommen. Der Bau sollte „als sprechendes Denkmal des künstlerischen Aufschwunges unserer Zeit“ ein festliches Gepräge erhalten. N. wußte diesen Forderungen aufs glücklichste gerecht zu werden. Die in schönen Verhältnissen aufgebaute Fassade ist in den hoheitsvollen Formen der italienischen Hochrenaissance gehalten. Ein mächtiger, dekorativ ausgezeichneter Mittelbau unterbricht die Flucht der Arkadendoppelreihe, die am Ende der Seitenflügel in zwei dreigeschossige Pavillons ausläuft. Durch ein anmuthig reiches Spiel der dekorativen Motive, insbesondere durch einen graziösen Puttenfries, der den ganzen Bau umzieht, ist der ernsten Architektur ein frischer lebenswarmer Zug verliehen; und das kostbare Material — Trientiner Marmor —, das zur Bekleidung des Rohbaues verwendet wurde, kam der exakten Durchbildung der Einzelheiten wohl zu statten. Aber über der Freude an dem künstlerischen Gelingen des Prachtwerkes war seinem Schöpfer der Maßstab für seine finanzielle Durchführbarkeit verloren gegangen. Sei es, daß die Bausumme von Anfang an zu niedrig angesetzt worden war, oder daß sich während der Ausführung die Ansprüche gesteigert hatten, der Baumeister sah sich nicht im Stande, mit den zu Gebote stehenden Mitteln das Werk zu vollenden; und eine kurzsichtige, engherzige Kammermajorität weigerte sich, die Nachforderungen zu bewilligen. So mußte der Bau, der seine Pforten schon im Winter 1880 den jungen Künstlern öffnen sollte, vorläufig auf unbestimmte Zeiten eingestellt werden. Es war ein hartes Geschick für den alternden Meister, sein Hauptwerk Jahre hindurch als Torso vor sich sehen zu müssen. Die Spannkraft, die seinem von Leiden geplagten Körper die Schaffensfreude zu verleihen vermochte, verließ ihn mehr und mehr. Sein Befinden verschlimmerte sich unter dem Drucke der seelischen Depression in einer Weise, daß er im J. 1882 einem Ruf als Preisrichter beim zweiten Wettbewerb um den Entwurf des Reichstagsgebäudes nicht mehr Folge leisten konnte. Auch seinem Lehramte an der Hochschule mußte er nach 25jähriger Thätigkeit aus Gesundheitsrücksichten entsagen. Als dann endlich die Kammer im J. 1884 die zur vorläufigen Fertigstellung des Gebäudes erforderlichen Summen genehmigt hatte, war N. ein gebrochener Mann. Zwar besserte sich sein Zustand vorübergehend noch so weit, daß er die Oberleitung der Arbeiten übernehmen konnte.

Sein sehnlichster Wunsch aber, den künstlerischen Schmuck des Gebäudes vollendet zu sehen, sollte sich ihm nicht mehr erfüllen. Am 12. April 1887 ist er seinen Leiden erlegen; eine große Trauerversammlung gab am 16. April auf dem nördlichen Friedhof in München dem gottbegnadeten Künstler und trefflichen Menschen das letzte Geleit.

Der ihm befreundete Kunstschriftsteller F. Pecht widmet ihm in seinem Nekrologe die folgenden Worte: „Uneigennützig, schlicht und charakterfest, von einer Berufstreue ohnegleichen und voll glühender Begeisterung für seine künstlerischen Ideale, dabei ebenso zärtlicher Familienvater als eifriger deutscher Patriot war er von allen geliebt, die ihm näher standen und in der Lage waren, den Reichthum seines Geistes, die Gründlichkeit seiner Bildung, die Unabhängigkeit seines Charakter kennen zu lernen. Eben deshalb hing auch die Jugend mit Begeisterung an ihm und machte seine Wirksamkeit zu einer so nachhaltigen, wie sie kaum je ein Münchener Baumeister gehabt“.

Bericht über d. techn. Hochschule zu München f. 1868/69, desgl. f. 1886/87. — Deutsche Bauzeitung, 4. Jahrg. 1870 Nr. 29 u. 31, 17. Jahrg. 1883 Nr. 6, 21. Jahrg. 1887 Nr. 35 u. 38. — Allgem. Bauzeitung, 37. Jahrg. 1872 S. 22 ff. — Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1887 Nr. 110. — Kunst für Alle, 2. Jahrg. 1887 S. 116 u. 236. — Zeitschrift für Baukunde, 1. Jahrg. 1878 S. 1 ff., 4. Jahrg. 1881 S. 8. — Denkschrift über die Pflege der Kunst an den öffentlichen Bauwerken. München 1877.

O. Weigmann.

Nissel*): Franz N., Dramatiker, geboren in Wien vom 13. auf den 14. März 1831. Sein Vater Joseph N., genannt Korner (geboren in Preßburg am 18. August 1796), ein friedliebender, bei schönem Talente bescheidener Heldendarsteller, disharmonirte mit der mimisch ungenügend veranlagten, doch sehr ehrgeizigen Mutter. Die so unvermeidlichen Zerwürfnisse der Eltern, deren Charaktere sich in Franz vereinigt hatten, trübten dessen Leben oft bis zu seinem Wiener Aufenthalte vom 15. November 1844 an. Von Einfluß auf seine Entwicklung wurde unter den rasch wechselnden Wohnorten (Graz, Brünn, Prag, Graz, Linz, Lemberg, Wien) der durch häufige Geburts- und Sterbefälle sich bedeutend ändernden Familie zuerst Linz. Schulbekanntschaften, der tägliche Theater- und Bühnenbesuch, ja eine Knabenliebe zum Schauspielerstöchterchen Lina Strampfer schärften und erweiterten hier den Blick Nissel's, während ihn der Verkehr mit dem zu Ende des Linzer Aufenthaltes verstorbenen Bruder Peppi zur grübelnden religiösen Skepsis vertieft, aus der sich in Lemberg eine Gegnerschaft gegen das Christenthum entwickelt. Der in Linz begonnene Gymnasialunterricht wurde hier größtentheils in dem ihm unverständlichen Polnisch ertheilt, seine polnischen Kameraden behandelten ihn ablehnend, die Freiheit zum Theaterbesuch war wesentlich eingeschränkt — religiöse Spekulationen und eine durch Eugen Sue's Romane gekennzeichnete Massenlectüre beschäftigten also ganz den jungen N. Dies Leben setzte sich auch nach der unter größtem Widerstreben der Mutter angenommenen Berufung des Vaters an das Wiener Hofburgtheater (1844) fort, da die ungünstige Zeit der Uebersiedlung ein ganzes Schuljahr kostete, das mit Geschichtsstudien von den einschlägigen Artikeln des Conversationslexikons bis zu Rotteck's liberaler Weltgeschichte und der Lectüre von W. Scott's, Bulwer's und Ch. Dickens' Romanen ausgefüllt wurde. So erwachte Nissel's politischer Sinn, der im Vereine mit den Linzer Theaterreminiscenzen seine ersten, später vernichteten fünfactigen Tragödien „Claudius Civilis“ und „Der letzte

*) Zu S. 638.

Loscelyne" veranlaßte, jene auf Rotteck's liberalem Römerhaß basirend, diese aus W. Scott's „Schloß Avalon" schöpfend. Der Herbst 1845 erfolgte Eintritt in die 3. Classe des — geistlichen — Schottengymnasiums, wo ihn eiserne Anstrengungen bald zum zweitbesten Schüler machten, beschleunigte seine geistige Wandlung vom Christenthum zu einer Art natürlicher Religion im Sinne der Aufklärung des 18. Jahrhunderts; seine Arbeiten an einer „neuen Bibel" erinnern an K. F. Bahrdt. Aeußeren Einflüssen schwer zugänglich, verkehrte N. weder mit seinen Kameraden, noch besuchte er öfter das Burgtheater, bis ihn die Bemühungen seiner Mutter in die Hofoper führten und für eine italienische Tänzerin zweifelhaften Rufes Marietta Forti erglühen ließen; der Primus seiner Classe Sigmund Schlesinger, von nun an Nissel's Freund, war der Vertraute dieser Liebe. Da veranlaßte ihn der unerwartete 1848er Revolutionssturm nicht nur zu äußerlichem Eingreifen, sondern vor allem zu strenger Kritik über dessen Inconsequenzen: jetzt gelangte er zu dem für sein ganzes späteres Leben maßgebenden eudämonistisch-kosmopolitischen Liberalismus, in welchem er — ein schlechter Politiker — zeitlebens als Dichter und Bürger befangen blieb, über den er sich nicht mehr hinaus entwickelte. So mußten ihm die reactionären 1849er Schulreformen Verzicht auf das Studium bedeuten! Der nunmehrige „Dichter" vollendete trotz zunehmender Kränklichkeit mit Ueberspannung seiner Kräfte im Vereine mit S. Schlesinger das actuelle aber erfolglose Trauerspiel „Die Inquisitoren". Es trug ihm nur flüchtige (Hebbel, Halm) oder in Saphir unbedeutende litterarische Bekanntschaften ein, den ersten Bühnenerfolg errang ihm erst am 2. September 1852 das Volksstück „Das Beispiel". Ueber Wien kam in diesem fruchtbarsten Jahrzehnt seines litterarischen Lebens der durch starkes, ungestilltes Liebessehnen gesundheitlich Geschwächte nur wenig hinaus; ein durch eine erfolglose Liebe vergeudeter Sommeraufenthalt in Baden bei Wien Juni 1858 und die sich daran schließende hauptsächlich Ischl und Linz berührende Erholungsreise waren die nennenswerthesten Ausflüge des immer gekränkteren, sich selbst beobachtenden und selbstquälerischen Hypochonders, den lebhaftes Interesse für Politik und Geschichte beseelte. Von litterarischen Werken fesseln ihn von jetzt an vor allen Lenau's „Albigenser" und des ihm wahlverwandten Prof. Gottfried Kinkel's Trauerspiel „Nimrod" (vgl. die Tagebuchnotiz vom 3. April 1858). 1859 beginnen Nissel's Wanderjahre. Die erste nur kurze Reise über Brünn, Prag nach Dresden erweckte ihm Langeweile und körperliches Unbehagen, nur an einige historische Denkmäler knüpfte er politische Reflexionen. 1861 unterließ er in der Schweiz, nach seinen Tagebüchern, sich wichtige Beziehungen zu erschließen, 1862 politisirte oder träumte er in Freiburg i. B. oder im Salzkammergut. Von seinem Vater, der in den Reisen Franzens den ersten Schritt zur Selbständigkeit erblicken wollte, wurde er immer beschämender finanziell abhängig. Da lernte er am 19. November 1862 die verwittwete Opernsängerin Serafine Konrad, geb. Baronin Binder v. Krieglstein, kennen, seine „Marguerite", die er im Vertrauen auf ihre Stimme und seine litterarischen Einkünfte 1863 in Salzburg heirathete. Einem ausführlichen Briefwechsel mit seiner Braut ist zu entnehmen, daß ihm das finanzielle Wagniß dabei wol ganz klar war, er aber seinen Liebesdrang unbedingt stillen mußte — auch mit Verzicht auf seinen Lieblingsgedanken an ein eigenes Heim, für das sich dem jungen Paare im väterlichen Schlosse St. Georgen wenigstens vorübergehend ein Asyl bot. Serafinens Engagement führte N. im Frühjahr 1867 auch nach Graz, wo er mit den Litteraten der Stadt freundschaftliche Beziehungen anknüpfte, die er infolge der Erwerbsunfähigkeit seiner bald erkrankten Frau zu litterarischem

Erwerbe ausnützen mußte: so schrieb er für K. Pröll's in Graz erscheinende „Oesterreichische Gartenlaube“ Skizzen und Novellen, auf welche die auch im Briefwechsel mit seiner Braut merkbare Vorliebe für die „Albigenser“ und „Nimrod“ einen gewissen Einfluß bekommt. Trotzdem lebt der ganz Verarmte hauptsächlich von den Unterstützungen der Staatsstipendien und der Schillerstiftung. Anerkennungen für sein Schaffen wird er nun begreiflicher Weise immer zugänglicher, vergilt sie auch mit kritikloser Verehrung der ihn Lobenden, so z. B. Hamerling's. Später (1871) muß er sich freilich gegenüber „Danton und Robespierre“ ablehnend verhalten, das ihm den weiten Stoff nicht zu erschöpfen, also auch nicht klärend zu ordnen schien. Der Tod seiner Frau am 8. Februar 1868 in St. Georgen verwickelte ihn infolge des von ihr gewünschten unkirchlichen Begräbnisses in peinliche Scenen mit der Geistlichkeit des Ortes, den er noch im März unter Zurücklassung seines Söhnchens Alfred mit den zwei älteren Kindern verließ, um zu seiner Mutter und der in kleineren Burgtheaterrollen beschäftigten Schwester Lina nach Wien zu ziehen; denn der Vater war inzwischen gestorben. Das hier geführte einsame, in sich gerichtete Leben, jahrelang nur durch Krankheiten und Todesfälle bewegt — so der Tod der Mutter 1876 —, steht unter dem Zeichen dichterischer und menschlicher „Existenzlosigkeit“ (Tagebuchnotiz 1877). Die ehrende Verleihung des Schillerstiftungs- und Staatsstipendiums, vornehmlich der ihm 1878 für die „Agnes von Meran“ durch Julian Schmidt's Fürsprache zu theil gewordene Schillerpreis, dann der zunächst in den Tantièmen des Burgtheaters begründete Cassenerfolg der „Zauberin am Stein“ 1882 und eine Ehrengabe der „Schwestern Fröhlich-Stiftung“ erhielten ihm, für den Ausdruck wahrer Anerkennung gehalten, sein Leben, ohne ihm zu seinem Schmerze die volle Ausbildung der Talente seiner Kinder zu ermöglichen. Um so sicherer erfolgte der Zusammenbruch seiner Hoffnungen, je tiefer er sich über seine Stellung in der deutschen Litteratur getäuscht hatte. Das Jahr 1884 resümirt der Verschollene schon in ein „Gebrochen, tief gedemüthigt und verloren!“ Auch sein catarrhalisches Leiden verschlimmerte sein Wohlbefinden zusehends, so daß ihm die Vermählung seiner Tochter Georgine mit dem Meraner Curarzt Dr. Fischer am 29. August 1887 nicht in gleicher Weise nahe gegangen zu sein scheint, wie die zahlreichen Gratulationen zu seinem 60. Geburtstage 1891, die zu demselben Anlasse gespendete Ehrengabe des Wiener Gemeinderathes und die Ernennung zum Ehrenmitgliede der Grillparzer-Gesellschaft. Auch günstige Beurtheilungen seiner „Ausgewählten Dramatischen Werke. Stuttgart 1892. J. G. Cotta'sche Buchhandlung“, durch seine Freunde und R. Gottschall beschäftigten ihn sehr, der die Einleitung zur Ausgabe der dramatischen Werke noch mit den Worten beschließen konnte: „Für sein Glück ist es zu spät — nicht für seine Geltung.“ — Auch dies, denn nicht erst seit seinem Tode in Gleichenberg am 20. Juli 1893, sondern schon seit den 70er Jahren war er fast vergessen, der er gegen 45 Jahre vor seinem ersten Auftreten vielleicht erfolgreich einem Aloys Weißenbach etwa die dramatische Palme streitig gemacht hätte!

Von seinen bei Necker a. a. O. S. 335 f. chronologisch verzeichneten vollendeten Stücken gab N. dem deutschen Publicum zwei Auflagen seines erfolgreichsten Dramas „Die Zauberin am Stein“ und die oben genannte Auswahl mit der zweiten versificirten Fassung des „Perseus von Macedonien“ (1862 entstanden), „Heinrich der Löwe“ (1858), „Agnes von Meran“ (1877) und das zuletzt entstandene „Ein Nachtlager Corvins“ (1881). Dazu druckten „Die Dioskuren“ 1885 den ersten vollendeten Akt des Fragmentes „Timur in Ispahan“ (XIV, 206—222). Diese Veröffentlichungen vervollständigten nach

seinem Tode die „Dramatischen Werke, 2. und 3. Folge“, 1894 und 1895. Alle diese Stücke von akademischer Correctheit erhärten die Richtigkeit einer natürlich stets liberalen Idee an einer streng einheitlichen Handlung. Der Träger der Idee, der Held, muß an ihr scheitern, weil er sie mit moralisch anfechtbaren Mitteln durchsetzen will oder kann. So verstößt „Perseus von Macedonien“ gegen dies Gesetz, daß der Zweck nicht die Mittel heiligt, wenn er in eiserner Consequenz sogar den Bruder mordet, die Getreuen hinschlachtet, das Land den wilden Verbündeten preisgibt und die darüber empörten Unterthanen unerbittlich knechtet — um sie von der Römerherrschaft frei zu halten, oder wenn „Heinrich der Löwe“ sich wegen seines richtigen politischen Ideales: Deutschlands Norden anstatt — wie es der Kaiser will — Italien zu gewinnen, gegen Kaiser Friedrich Barbarossa empört, oder „Agnes von Meran“ in edler Liebe der Werbung des zwar schuldlos unglücklichen aber doch schon vermählten Philipp August nachgibt und endlich Banffy Niklas in berechtigter Angst um seine Gemahlin Etelka sie mit unredlichen Mitteln vor einer Zusammenkunft mit dem ihm aufrichtig ergebenen König Matthias Corvinus hüten will. Der Held muß also einer höheren geschichtlichen Gerechtigkeit weichen, die von ihm verfochtene Idee triumphirt aber doch in ihm — sein äußerer Untergang ist sein moralischer Sieg. So entsteht also die Handlung durch den Zusammenstoß zweier Factoren, des aus guter Absicht moralisch irrenden Helden und des von ihm mit Recht bekämpften, durch des Helden sittlichen Fehler aber geschichtlich siegenden Feindes. Dieser Gegner ist außer in dem „Lustspiele“ „Ein Nachtlager Corvins“ immer eine Weltmacht, wie sie gerade in das Stück paßt; verkörpert wird sie durch einen „typischen“ Vertreter, der ihr Gegenspiel so zu sagen maskirt, denn das Walten dieser Macht macht sich nur durch seine Folgen — den Sturz des Helden — bemerkbar. So werden im „Perseus von M.“ die Römer durch Aurelia, im „Heinrich d. L.“ das deutsche Kaiserthum des Mittelalters durch Friedrich Barbarossa, in der „Agnes v. M.“ die päpstliche Kirche durch Pierre von Capua und sogar im „satirisch-phantastischen Gemälde mit Gesang“ „Ein zweites Leben“ die außerirdische Gewalt durch Mephistopheles vertreten. Um diesen Gegensatz wirksam herauszuarbeiten, erschöpft daher N. immer seine geschichtliche Quelle, die ihm stets mit voller Deutlichkeit vorschwebt, so z. B. in „Ein Nachtlager C.s“, J. A. Feßler's Biographie des Königs Matthias Corvinus, Karlsruhe 1809. II, 111“, in „Agnes von M.“, „Capefigue's Histoire de Philippe-Auguste“ in der „Dido“ (1856), das 4.—6. Capitel des XVIII. Buches der Historien des Justinus. Ungern vermißte er dies Verfahren in R. Hamerling's „Danton und Robespierre“. Den überlieferten Stoff belebt der Dichter immer durch ein Cardinalprincip seines rückständigen Liberalismus, so mit der starren Unbewegtheit seines entwicklungslosen Lebens die Themen seiner Dichtungen auffassend. Aber auch Technik und Form — der ölige, phrasenreiche Vers — bleiben immer dieselben. Keine Person ist in der Composition seiner Dramen an und für sich existenzberechtigt: der Held ist der Träger der „Idee“, der Vertreter des feindlichen Principes der Träger der äußeren Macht, die den Helden zur Katastrophe führen muß, wenn er sie angreift. Um diese zwei unbedingt mit dem Untergang des Helden endenden Contrastfiguren in Berührung zu bringen, also zum Conflicte, zur „Handlung“, bedarf N. der Nebenpersonen, deren je eine oder je eine Gruppe ein Motiv trägt, das den Conflict herbeiführen hilft. Ist dieses Motiv in Thätigkeit, verschwindet meist die nun unbrauchbare Nebenperson, so im „Perseus v. M.“, dessen Bruder Demetrius, der nur deshalb entgegen der Geschichte römerfreundlich sein muß, um von Rom nach Macedonien mit römischen Freunden

kommen zu können, also seinen römerfeindlichen Bruder mit Vertretern der Gegner zusammenzuführen. Die hervorragendste der Gegenpartei, Aurelia wurde nur deshalb vom Dichter erfunden, um Demetrius mit ihr zu verloben und eine Liebe zwischen Perseus und Aurelia aufflammen zu lassen, welche Perseus durch ihre Unterdrückung Gelegenheit gibt über die schwächere Feindin und das von ihr vertretene Princip schließlich gerade durch seinen Untergang moralisch zu triumphiren. Die Verlobung des Demetrius veranlaßt den Vater Philipp III., einen Römerfeind aus persönlichen Gründen, Perseus Gehör zu schenken und Demetrius tödten zu lassen und damit seine Aufgabe im Stücke zu erfüllen. Nun ist der Römer Posthumius in der Lage den Krieg zu erklären und abzugehen — der Conflict ist gegeben: Demetrius todt, Posthumius verschwunden, Aurelia erscheint erst im letzten Acte wieder mit zwei einführenden Monologen, Philipp III. stirbt und illustrirt so die Rücksichtslosigkeit des Perseus, ebenso der Tod des nur dazu eingeführten Likon's und die episodischen wieder Likon's Tod verursachenden griechischen Gesandten. Diese und Likon gehören schon dem zweiten Theil des Dramas: nach dem Tode des Demetrius, an (III, 9), der charakteristisch durch einen in Dialog mit Aurelia überführenden Monolog des Perseus eröffnet wird (III, 11) — die feindlichen Principien haben sich getroffen; der vorhandene Conflict documentirt sich nun auch äußerlich durch eine Unterredung ihrer Vertreter. Die Motive des ersten Theiles führten zum Zustandekommen dieses Conflictes, also zum Tod des Demetrius, die des zweiten zur Katastrophe des Helden. Daraus erklärt sich's, daß, nach Nissel's Manier immer nur ein Motiv an eine Person zu binden, mit Ausnahme der Hauptpersonen Perseus und Aurelia im zweiten Theil ganz neue Personen wirken: die bereits Genannten, dann Demetrius' Freund Manetho und Perseus' greiser Feldherr Archias, beide zum äußeren Untergang des Helden thätig: Manetho durch Verrath, um Demetrius zu rächen, Archias durch den Verlust der Entscheidungsschlacht, in der er seine veralteten von Perseus oft geschmähten strategischen Ansichten durchführte, um ihre Richtigkeit zu beweisen. Dieser Kampf konnte den nun unnöthigen Archias auch hinwegraffen, Manetho, dessen Rolle länger dauerte, wird durch den einzigen Getreuen des Perseus, jenes Likon Sohn Alethes getödtet — der nur dazu eingeführt wurde —, mit dem Dolche, den Aurelia ihrem Liebsten brachte, um ihn den drohenden Martern in Rom zu entziehen. Er verwendet ihn nicht, siegt also moralisch, weshalb sich nun auch Aurelia ins Meer stürzen kann. Der Priester Hermodorus öffnet Perseus vergeblich den Dioskurentempel als heiliges Asyl, da die Gottlosigkeit der römischen Schergen kein Heiligthum achtet — ihnen steht somit Perseus am Schlusse allein und siegreich gegenüber, er, der durch die Art seines Unterganges noch das feindliche Princip schädigt, das ihm durch Henkersknechte repräsentirt wird. — Dies eine Beispiel illustrire für viele die oben geschilderte typische Technik des Dichters, die er nach seiner eigenen Aussage schon in seinen ersten dramatischen Versuchen, also mit 15 Jahren, ebenso anwendete wie in allen späteren (Mein Leben S. 46). So erstarrte sein Dichten zum Handwerk und konnte ihm keine Erfolge bringen, „Existenzlosigkeit“ mußte somit sein Loos werden!

Franz Nissel, Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe. Aus dem Nachlaß hrsg. v. Caroline Nissel. Stuttgart 1894. — Briefe Franz Nissel's an seine Braut Serafine, Reichsfreiin Binder von Krieglstein, verwittwete Konrad. Rosegger's Heimgarten XXII (1897), 37—52, 126—135, 184—193. — Briefe von Franz Nissel an den Heimgärtner (P. Rosegger), ibid. XXX (1906), 433—436. — L. Rosner,

Ungedruckte Briefe III. Franz Nissel an Ferd. Kürnberger. Die Wage III, 1 (1900), 286 f. — Moritz Necker, Franz Nissel. Auf Grund seines Nachlasses und seiner Lebenserinnerungen geschildert. Jahrb. d. Grillparzer-Gesellschaft IV (1894), 307—336, vgl. Scherer, Kl. Schr. II, 170. — Wurzbach XX (1869), 368—371. — (K. Pröll), Ein Sisyphus unter den Dichtern. Oesterreichische Gartenlaube II (1867), Beilage zu Nr. 38, 39. — Joseph Bayer, Nekrolog auf Nissel. Neue Freie Presse v. 25. Juli 1893. — W. . . . . ., Zur Erinnerung an Franz Nissel. Die Dioskuren XXIV (1895), 242—247. — Weltner, Zum 70. Geburts-Tage Nissel's. Wiener Abendpost 1901, Nr. 60. — R. M. Meyer, Grundriß d. neueren deutschen Literaturgeschichte (Berl. 1902), S. 146 f. — Hans Sittenberger, Studien zur Dramaturgie der Gegenwart (München 1898) I, 22—105. — Anton Bettelheim, Deutsche und Franzosen (Wien, Pest, Lpzg. 1895): „Ein zweites Leben" von Franz Nissel, S. 84—92. — Blätter f. litt. Unterhaltung 1865, S. 385. — Recensionen der „Ausgewählten dramatischen Werke": Friedrich Marx, Rosegger's Heimgarten XVII (1893), 362—366. — J. Rodenberg, Deutsche Rundschau LXXVI, 477.

O. v. Schissel.

O.

Ochsenbein: Ulrich O., schweizerischer Staatsmann und französischer General, geboren am 24. November 1811 auf Schwarzenegg im Kanton Bern, † am 3. November 1890 auf dem Gut Bellevue bei Nidau. Sohn eines Gastwirths, kam O. im siebenten Jahre durch einen Domicilwechsel seines Vaters nach Marnand im Kanton Waadt und besuchte bis zum vierzehnten Jahre französische Schulen in Granges und Moudon. 1825 siedelte der Vater wieder in den Kanton Bern nach Nidau über, wo der begabte Knabe an der Stadtschule sowie durch Lehrer des Gymnasiums im nahen Biel die deutsche Bildung rasch nachholte. 1830 bezog er als Studirender der Rechte die bernische Akademie und errang schon im zweiten Jahre durch Bearbeitung einer Preisfrage über den Indicienbeweis eine goldene Medaille. Nachdem er theils in Advocatenbureaus, theils als Secretär und Adjunct des bernischen Untersuchungsrichteramts sich die Civil- und Criminalpraxis erworben, die für das bernische Anwaltsexamen gefordert wurde, bestand er dieses im December 1834 mit Erfolg und ließ sich 1835 als Advocat in Nidau nieder, wo er 1838 bis 1840 auch die Stelle eines Verwesers des Bezirksamts bekleidete.

Parallel mit dem Berufsstudium ging, wie das schweizerische Milizsystem es mit sich brachte, die militärische Ausbildung. Nachdem O. dem akademischen Corps, dann einige Jahre der Infanterie als Unterofficier angehört hatte, besuchte er 1834 den Cadettencurs für Artillerie in Bern, 1836 und 1838 die Artillerieschule in Thun und trat 1841 als Lieutenant in den eidgenössischen Generalstab. 1843 absolvirte er die Generalstabsschule in Thun, wurde 1845 zum Hauptmann im eidg. Generalstab befördert und stand im Rufe eines tüchtigen Officiers, als die leidenschaftlichen Parteikämpfe, welche in den vierziger Jahren die nach neuen Formen ringende Eidgenossenschaft zerklüfteten und das „Putschen" und „Freischärlen" zur stehenden Einrichtung zu machen drohten, den lebhaften, ehrgeizigen, in Wort und Schrift gewandten jungen Nidauer Fürsprech in ihren Strudel zogen, um ihn in überraschender Laufbahn bis in die ersten Stellungen des Landes zu heben. Als die Berner Regierung im December 1844, zur Zeit des ersten Freischarenzuges gegen das Jesuitenregiment in Luzern, ein starkes Truppenaufgebot unter dem Befehl des Milizinspectors Zimmerli an die Luzerner Grenze stellte, in der schlechtverhehlten Absicht, einer allfällig aus dem Putsch hervorgehenden radicalen Luzerner Regierung festen Rückhalt zu verleihen, war O. der Adjutant des Commandanten und in den Zweck des Aufgebots eingeweiht. Nachdem der erste Versuch, die ultramontanen Luzerner Regenten wegzuputschen, gescheitert war, betheiligte sich O. an den namentlich von Aargau und Bern aus betriebenen Vorbereitungen für einen zweiten Frei-

scharenzug. Er entwarf einen ausführlichen Organisations- und Operationsplan dafür, der am 2. Februar 1845 auf einer Versammlung zu Olten von 25 Officieren aus den Kantonen Bern, Solothurn, Baselland und Aargau genehmigt wurde; auch unternahm er im Auftrag des Obersten Zimmerli unter Vorwissen des Schultheißen v. Tavel Ende Februar eine Recognoscirung des Entlebuchs und der Feldverschanzungen, welche die Luzerner um ihre Stadt angelegt hatten. Das an der Spitze des Unternehmens stehende Militärcomité suchte anfänglich den Genfer Obersten Rilliet-Constant für den Oberbefehl des geplanten Zuges zu gewinnen; als dieser ausschlug, wandte es sich an den Schöpfer des Operationsplans, der sich nach einigem Sträuben zur Uebernahme des Commandos entschloß. Da die eidg. Tagsatzung am 20. März ein Verbot gegen die Bildung bewaffneter Freicorps erließ und die Kantone einlud, Maßregeln dagegen zu treffen, trat jenes Militärcomité zurück und überließ die Leitung einem Ausschuß von Luzerner Flüchtlingen mit Dr. Robert Steiger an der Spitze.

Trotz des Tagsatzungsverbotes wurde die Rüstung — unter der Hand von den maßgebenden Mitgliedern der Regierungen von Bern, Aargau, Solothurn und Baselland begünstigt, wenn auch in diesen Kantonen noch in letzter Stunde durch amtliche Verbote und Abmahnungen gestört — vollendet und durch förmliches Aufgebot die Theilnehmer auf die Sammelplätze einberufen. Statt 5000, wie man erwartet hatte, stellten sich aber bloß 3500 ein. Diese rückten am 31. März 1845 mit 10 Geschützen in zwei Colonnen von Zofingen und Huttwil aus in den Kanton Luzern ein, jene, bei der sich der Oberanführer befand, unter dem aargauischen Milizinspector Oberst Rothpletz, diese unter einem Major Billo. Ochsenbein's Plan war an sich gut angelegt. Es gelang ihm, trotz der umfassenden Gegenrüstungen der Luzerner Regierung, mit der Hauptcolonne Abends bis vor die Stadt zu bringen, und es mag sein, daß bei der großen Verwirrung im gegnerischen Lager ein paar Schüsse aus den mitgeführten Kanonen den kecken Handstreich zum Gelingen gebracht hätten. O. konnte sich jedoch aus ehrenhaften Gründen nicht zum Bombardement Luzerns entschließen; die Nebencolonne Billo, die vor den ihr an der Emmenbrücke entgegenstehenden Regierungstruppen den Rückzug angetreten hatte, ließ nichts von sich hören, und während der Nacht riß unter den bunt zusammengewürfelten, ermüdeten, schlecht verpflegten und schlecht disciplinirten Freischärlern vor Luzern eine kopflose Panik ein, deren O. nicht mehr Herr zu werden vermochte. Nachdem er um Mitternacht eine leidlich geordnete Rückzugscolonne zu Stande gebracht, befahl er ihr den Rückzug über Malters, ohne zu ahnen, daß er sie damit in einen mehr zufällig als planmäßig gelegten, aber nicht desto minder verderblichen Hinterhalt sandte, und verließ sie dann, um sich nach der Colonne Billo umzusehen. Er traf diese nicht mehr, wohl aber wurde sein kleiner Reitertrupp von feindlichen Truppen überfallen und zersprengt. Der eigene Bruder Ochsenbein's fiel in Gefangenschaft, er selbst irrte durch Wald und Dickicht, bis es ihm gelang, am 3. April über die aargauische Grenze zu entkommen.

Der klägliche Ausgang des rechtswidrigen Zuges hatte für O. zur Folge, daß er durch Tagsatzungsbeschluß am 11. August 1845 aus dem Generalstab gestrichen wurde. Zu einer strafrechtlichen Verfolgung der Führer kam es indeß in anderen Kantonen als in Luzern nicht, und gegen den Vorwurf, O. habe durch Verrath oder Unfähigkeit das Unglück der Freischärler verschuldet, nahmen ihn Dr. Steiger und andere Theilnehmer, die an seiner Seite gestanden hatten, kräftig in Schutz. Auch schilderte er selber in zwei „Berichten“ (Bern 1845) dem Publicum den Verlauf des Freischarenzuges in wahrheits-

getreuer, sachlicher Weise, die für ihn einnahm. So war es möglich, daß O. trotz der zweifelhaften Lorbeern, die er sich vor Luzern geholt, durch sein abenteuerliches Unternehmen eine Art Volksheld wurde und in seinem Kanton als einflußreicher Politiker auftreten konnte. Die bernischen Regenten, an ihrer Spitze der von den Liberalen der ganzen Schweiz hochgefeierte Schultheiß Neuhaus, hatten während der Freischarenzüge doppeltes Spiel gespielt. Unter dem Vorwissen von Neuhaus war der zweite Freischarenzug vorbereitet, bernisches Geschütz von Nidau und Bipp, ohne ernstlichen Widerstand der Beamten, dafür verwendet worden; durch den Oberst Zimmerli hatte O. Neuhaus, Tavel und andere Mitglieder der Regierung fortwährend auf dem Laufenden erhalten. Aber nach dem Scheitern des Unternehmens glaubte die bernische Regierung ihr Einverständniß verleugnen zu sollen, indem sie alle Beamten, die am Freischarenzug theilgenommen, suspendirte, den lautesten Herold der Freischarenpartei, Professor Wilhelm Snell, entsetzte und aus dem Kanton verwies und gegen die über diese Haltung erboste radicale Presse mit Processen einschritt. Die Folge war ein vollständiger Bruch der Neuhaus'schen Regierung mit den Radicalen. Diese strebten nun unter der Führung Ochsenbein's und der Schwiegersöhne Snell's, der begabten jungen Juristen Stämpfli und Niggeler, den Sturz der Regierung durch das legale Mittel einer Verfassungsrevision an und entfalteten zu diesem Zwecke eine rührige Agitation, die im Volke auf fruchtbaren Boden fiel. Bei der Drittelserneuerung des Großen Rathes im October 1845 wurde O. doppelt gewählt und schwang sich als schlagfertiger Redner alsbald zum anerkannten Haupte der Opposition auf. Die Regierung wollte dem populären Verlangen entgegenkommen, aber sie verlangte gemäß den Vorschriften der bestehenden Verfassung, daß die Revision auf dem gewöhnlichen Wege der Gesetzgebung durch den Großen Rath stattfinde, während O. und seine Anhänger auf einen vom Volke dafür eigens zu wählenden Verfassungsrath drangen. Der Große Rath entschied im Sinne der Regierung, hatte aber die Schwäche, seinen Beschluß der Sanction des Volkes vorzulegen, das ihn am 1. Februar 1846 mit 26 000 gegen 11 000 Stimmen verwarf. Damit war der Sieg der Freischarenpartei entschieden. Ohne weitern Widerstand beschloß jetzt der Große Rath die Einberufung eines Verfassungsrathes. Die siegreichen Radicalen suchten sogar die sofortige Abberufung von Neuhaus und acht weitern Regierungsräthen zu erzwingen, indem sie dieselben beschuldigten, einen unerlaubten Druck auf die Abstimmung ausgeübt zu haben. In der leidenschaftlichen Debatte, die sich darüber erhob, beschuldigte Neuhaus die Radicalen des Eidbruches gegen die Verfassung, worauf ihm O. den Vorwurf der Eidbrüchigkeit zurückgab, da er gegen seinen Amtseid Geschenke für sein amtliches Wirken angenommen habe. In der That hatte der Berner Schultheiß sich von den Aargauern für den Beistand, den er ihnen in den Klosterwirren als Tagsatzungsgesandter und Präsident des Vorortes geleistet, mit einem Ehrenbecher und anderm Silbergeschirr beschenken lassen. Obwol eine wirklich unmoralische Handlung darin nicht lag und der Große Rath das Abberufungsbegehren zurückwies, war Neuhaus seitdem politisch ein todter Mann und O. der Held des Tages.

Bei den Wahlen zum Verfassungsrath, die größtentheils zu Gunsten der Radicalen ausfielen, hatte O. die größte Stimmenzahl. Der am 16. März 1846 zusammentretende Verfassungsrath bestellte zur Entwerfung des neuen Grundgesetzes einen Ausschuß, dessen Redactor und Berichterstatter O. war. So kann die neue Verfassung des Kantons Bern, die am 31. Juli 1846 mit 34 000 gegen 1200 Stimmen genehmigt wurde und bis 1893 in Kraft geblieben ist, im wesentlichen als sein Werk bezeichnet werden. Die Großraths=

wahlen fielen im gleichen Sinne aus und die erneuerte Behörde bestellte auch die Regierung neu, indem sie im August O., Stämpfli und andere radicale Häupter darein wählte. O. wurde jetzt Vicepräsident der Regierung, Militärdirector und Kantonsoberst sowie zweiter Tagsatzungsgesandter. Am 11. September 1846 erschien der ehemalige Freischarenführer zu Zürich im Schoße der eidg. Versammlung, die ihn im Jahr zuvor aus der Liste der eidg. Officiere gestrichen hatte. Er erfuhr dabei von dem Schwyzer Landammann Abyberg eine schwere Beleidigung, für die er ihn forderte, ohne indeß die verlangte Satisfaction erhalten zu können.

Mit Neujahr 1847 ging die vorörtliche Leitung der Eidgenossenschaft auf Bern über, und O., der am 1. Juni zum bernischen Regierungspräsidenten gewählt wurde, war damit auch Bundespräsident geworden und zwar gerade in dem Momente, wo die Schweiz am Vorabend des Sonderbundkrieges und der Bundesrevision stand. In dieser schwierigen und ereignißreichen Zeit hat sich O. durch die Gewandheit und Festigkeit seiner Leitung, insbesondere auch durch die Entschiedenheit, womit er als Bundespräsident die Einschüchterungsversuche der fremden Diplomatie zurückwies, um die Schweiz ein hohes Verdienst erworben. Dem französischen Botschafter Bois-le-Comte, der mit dem bewaffneten Einschreiten der Mächte drohte, wenn man den Sonderbund auflösen und den Bundesvertrag von 1815 revidiren würde, gab er die kecke Antwort: „Si vous voulez jouer va banque, nous jouerons avec vous“. Und eine Zuschrift Guizot's an den Gesandten, die für die Tagsatzung bestimmt war, weigerte sich O. wegen ihres Tones der eidg. Behörde mitzutheilen, so daß sie Bois-le-Comte in ein oppositionelles Zeitungsblatt einrücken mußte, um sie den Schweizern zur Kenntniß zu bringen. So gerieth O. bei den Diplomaten in den Ruf der Grobheit, während sonst verbindliche, einnehmende Formen dem stattlichen Manne wohl zu Gebote standen.

Am 5. Juli 1847 eröffnete O. als Präsident die Tagsatzung, die über die Zukunft der Schweiz entschied, mit einer Rede, deren Kühnheit die anwesenden Diplomaten verblüffte, in der ganzen Schweiz aber mächtigen Wiederhall erweckte. Ungescheut wies er gegenüber den Interventionsdrohungen der Mächte auf die im Anzug begriffene europäische Revolution hin, betonte die unbedingte Nothwendigkeit einer Bundesreform in der Schweiz und schloß mit den Worten: „Sollte das Unwahrscheinlichste, eine fremde Einmischung in die innern Angelegenheiten der Eidgenossenschaft versucht werden wollen, so soll die Welt wissen, daß die Schweiz, stark durch ihr gutes Recht, groß durch die überallhin verzweigten Sympathien aller freien und nach Freiheit ringenden Völker, die letzte Kraft und das letzte Herzblut aufzuopfern wissen wird, ihre von den Vätern in so mancher heißen Schlacht erkämpfte Unabhängigkeit zu wahren“.

Unter Ochsenbein's Leitung wurden von der Tagsatzung im Juli, August, October und November die entscheidenden Beschlüsse gefaßt: Auflösung des Sonderbunds, Ausweisung der Jesuiten, Anhandnahme der Bundesrevision und bewaffnete Execution gegen die Sonderbundskantone. Ebenso war er Vorsitzender der besondern Conferenzen der Zwölfständemehrheit, des am 30. Juli von der Tagsatzung eingesetzten Siebenerausschusses, der die Maßregeln gegen den sich zum Kriege rüstenden Sonderbund vorberieth, und als Präsident des Vororts eo ipso Präsident des eidgenössischen Kriegsraths, was freilich einzelne Mitglieder zu der Erklärung veranlaßte, sie könnten unter diesem Präsidium an den Sitzungen nicht theilnehmen, so daß sie ersetzt werden mußten. Zugleich betrieb O. als bernischer Militärdirector die Rüstungen des mächtigsten Kantons gegen den Sonderbund. Ueberall im Mittelpunkt der

Vorbereitungen stehend, von einer unermeßlichen Popularität getragen, erwartete er, an die Spitze der gegen den Sonderbund ins Feld zu stellenden eidg. Armee gestellt zu werden, und empfand es als bittere Enttäuschung, daß die Tagsatzung nach rein militärischen Gesichtspunkten den Befehl dem anerkannt tüchtigsten Officier des eidg. Generalstabs, dem Genfer Dufour, übertrug, weil sie mit Recht besorgte, daß unter Führung des ehemaligen Freischarenhauptmanns der Krieg nicht sowol den Charakter einer Execution der Eidgenossenschaft gegen aufständische Kantone als den eines bewaffneten Parteikampfes tragen würde. O. gab indeß ein schönes Beispiel von Selbstbezwingung, indem er, sowie der Bruch erklärt war, den Präsidentenstuhl verließ und sich dem General zur Verfügung stellte. Er nahm als Commandant einer aus den bernischen Reserven gebildeten Division activen Antheil am Sonderbundskriege. Zunächst erhielt er die Aufgabe, bei der Unterwerfung Freiburgs durch einen Scheinangriff von Bern her mitzuwirken, dann auf dem äußersten rechten Flügel der eidg. Armee durch das Entlebuch gegen Luzern vorzudringen. Am 22. und 23. November überwältigte er den hartnäckigen Widerstand der luzernischen Truppen und Landstürmer bei Schüpfheim und löste die ihm vom General gestellten Aufgaben mit Umsicht und Geschick. Besonderes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er seine Berner, die vom Freischarenzug her nach Rache dürsteten, von Ausschreitungen zurückhielt, in Schüpfheim Häuser, aus denen auf die Soldaten geschossen und die deshalb angezündet wurden, löschen ließ, und das Dorf Malters, das die Soldaten in Erinnerung an das dort unter den Freischärlern veranstaltete nächtliche Gemetzel einäschern wollten, rettete. Die bernische Reservedivision schenkte ihm hernach dafür, daß er sie vor solchen entehrenden Schritten bewahrt hatte, einen Ehrensäbel mit der Aufschrift: „Schüpfheim, Malters 1847, Humanität ehrt den Krieger“. Die Tagsatzung aber ernannte ihn am 5. Februar 1848 zum eidg. Obersten.

Nach dem Kriege nahm O. seine Stelle als Präsident des Vororts und der Tagsatzung wieder ein. Auch führte er den Vorsitz in der Bundesrevisionscommission, die am 17. Februar 1848 in Bern zusammentrat, und nahm an den Berathungen, die zu der für die Schweiz epochemachenden Schöpfung der Bundesverfassung von 1848 geführt haben, gewichtigen Antheil.

Eine bedeutende Rolle spielte O. auch in der Revolution des Kantons Neuenburg. Schon Ende 1847 zog ihn ein Führer der Neuenburger Republikaner, Fritz Courvoisier, der im Sonderbundkrieg sein Adjutant gewesen, wegen der geplanten Abschüttlung der preußischen Herrschaft, die als je länger je unerträglicher mit der Stellung Neuenburgs als Schweizerkanton empfunden wurde, ins Vertrauen. O. mahnte von allen gewaltsamen Schritten, welche die Schweiz in gefährliche Verwicklungen mit dem Ausland stürzen könnten, ab, suchte aber durch den englischen Gesandten Stratford Canning mit Preußen eine Unterhandlung über Ablösung der fürstlichen Rechte mittelst einer vom Kanton und von der Eidgenossenschaft zu gleichen Theilen zu leistenden Geldentschädigung anzubahnen. Nach Ausbruch der Februarrevolution wiederum von Courvoisier angefragt, glaubte er, jetzt die Diplomatie vor ein fait accompli stellen zu sollen und gab den Sendlingen der Neuenburger ein Schreiben mit, das nur die zwei Worte enthielt: „En avant!“ Hierauf fand unter Courvoisier's Führung der bewaffnete Zug der Montagnards von La Chaux-de-fonds nach Neuenburg, die Entsetzung der fürstlichen und die Einsetzung einer provisorischen Regierung, welche die Republik proklamirte, statt. Der von O. geleitete Vorort setzte sich alsbald mit der neuen Regierung in Verbindung und wies die Verwahrungen des preußischen Gesandten

v. Sydow zurück, da die Eidgenossenschaft in ihren Beziehungen zu Neuenburg nur den souveränen Kanton Neuenburg kenne, dem das freie Selbstbestimmungsrecht zustehe, wie jedem andern Kanton.

So energisch O. jeder Einmischung des Auslandes in die innern Angelegenheiten der Schweiz entgegentrat, so wenig wollte er von einer Einmischung der Schweiz in die Angelegenheiten des Auslandes wissen, und entzweite sich dadurch mit seinen bisherigen Bundesgenossen in Bern, Stämpfli, Niggeler u. A., die, vom revolutionären Enthusiasmus des Jahres 1848 hingerissen, dafür schwärmten, daß die Schweiz aus ihrer Neutralität heraustrete und an dem Freiheitskampfe der Welt thätigen Antheil nehme. Als Karl Albert von Sardinien am 6. April der Eidgenossenschaft ein Bündniß gegen Oesterreich antrug, in der Meinung, daß die Schweiz 30 000 Mann zur Befreiung der Lombardei ins Feld stellen solle, da sprach sich O. auf der Tagsatzung im Gegensatz zu den Welschschweizern, die Feuer und Flamme für die sardinische Allianz waren, aber im Einklang mit den nüchternen Ostschweizern mit Entschiedenheit dagegen aus. Und als ein Theil der bernischen Regierung, Stämpfli an der Spitze, wenigstens die Werbung eines bewaffneten Freiwilligencorps für die Lombarden begünstigen wollte und darüber mit einem Agenten der Mailänderregierung bereits Verhandlungen pflog, da zerstörte O. diese Zettelungen im Keime, indem er sie im Großen Rathe offen zur Sprache brachte, von einer neuen „Auslandspartei“ sprach, und dadurch seine Collegen zur Desavouirung ihrer neutralitätswidrigen Schritte nöthigte.

Auch inbetreff der neuen Bundesverfassung, die von den Kantonen genehmigt werden mußte, platzten O. und Stämpfli aufeinander. Der letztere, der sich offen als Unitarier bekannte, arbeitete für Verwerfung, in der Meinung, daß dann ein vom ganzen Schweizervolk gewählter Verfassungsrath ein radicaleres Werk zu Stande bringen werde, und die Mehrheit des bernischen Regierungsrathes trug in seinem Sinne beim Großen Rath auf Verwerfung an. Ein negativer Entscheid des Großen Rathes würde wol auch einen solchen des Volks nach sich gezogen und die Verwerfung von Seiten des größten Kantons jedenfalls die Einführung der 48er Verfassung sehr erschwert haben. Es ist das Verdienst Ochsenbein's, dies verhütet zu haben, indem er im Großen Rathe mit aller Beredsamkeit für die Bundesverfassung eintrat und ihre Annahme mit 146 gegen 40 Stimmen erwirkte.

O. stand jetzt im Zenith seines Wirkens und seines Ansehens. Er wurde in den neugeschaffenen Nationalrath gewählt und von diesem bei seinem Zusammentritt am 6. November 1848 zu seinem ersten Präsidenten ernannt. Dann kam er als zweitgewähltes Mitglied in den schweizerischen Bundesrath, in welchem er das Militärdepartement übernahm. Von ihm stammte der übrigens in den Berathungen der Bundesversammlung stark modificirte Entwurf der Militärorganisation der schweizerischen Eidgenossenschaft vom 8. Mai 1850, der wieder einen wesentlichen Fortschritt im schweizerischen Heerwesen bedeutete.

Nachdem O. das höchste Ziel, das dem Ehrgeiz eines Schweizers gesteckt ist, erreicht hatte, sank sein politischer Stern fast ebenso rasch, wie er gestiegen war. Gewisse persönliche Eigenschaften, ein launenhaftes, sprunghaftes Wesen, starkes Selbstgefühl, das keinen Widerspruch ertrug, vor allem aber sein Verhalten zu dem damals in leidenschaftlicher Wallung begriffenen Parteiwesen im Kanton Bern untergruben seine Stellung. Die vielfachen Fehler und Auswüchse des bernischen Radicalismus hatten das Wachsthum einer conservativ-orthodoxen Partei befördert, die 1850 bei den Großrathswahlen eine knappe Mehrheit errang und diese dazu benutzte, die radicalen Führer, Stämpfli

voran, aus der Regierung zu entfernen und diese mit den Ihrigen zu besetzen. Obwol die bernischen Conservativen innerlich der ultramontanen Sonderbundspartei weit näher standen als den Liberalen, von denen die Schöpfung des neuen Bundes ausgegangen war, machte O., dessen Anschauungen sich immer mehr nach rechts verschoben, kein Hehl aus seinem grundsätzlichen Einverständniß mit der zum Sieg gelangten Partei. Infolge dessen wurde er nicht nur von den bernischen Liberal-Radicalen als politischer Ueberläufer angesehen und ebenso bitter gehaßt, wie früher vergöttert; er gerieth auch in Gegensatz zu der großen liberalen Mehrheit der Bundesversammlung, die in demonstrativer Weise den aus der Regierung entfernten Stämpfli 1851 zum Präsidenten des Nationalraths erhob. Dagegen wurde O. bei der alljährlichen Ernennung des Bundespräsidenten consequent übergangen und im December 1854 bei der zweiten Wiederwahl des Bundesrathes nicht wiedergewählt. An seine Stelle trat sein jüngerer Rivale Stämpfli.

In der Vollkraft seiner Jahre sah sich O. aus der politischen Laufbahn hinausgeworfen und that nun einen Schritt, der sein Ansehen mehr schädigte, als alle Angriffe der Gegner. In früheren Jahren hatte Niemand feuriger als er die fremden Solddienste und Militärcapitulationen bekämpft, jetzt nahm der gewesene Tagsatzungspräsident, Bundesrath und Kriegsminister ein Anerbieten Napoleon's III. an und trat in französische Kriegsdienste. Durch kaiserliches Decret vom 17. Januar 1855 wurde er zum Brigadegeneral mit dem Auftrag, die zweite Fremdenlegion zu organisiren und zu commandiren, ernannt. Ohne Zweifel bestand in Paris die Absicht, durch den Namen Ochsenbein zahlreiche Schweizer zum Dienst im Krimkrieg zu verlocken. Die Hoffnung erfüllte sich nicht, der Krieg ging zu Ende, ohne daß O. nach der Krim abgegangen wäre. Am 16. April 1856 wurde er mit einem Rückzugsgehalt zur Disposition gestellt und kehrte in die Heimath zurück, wo er das Landgut Bellevue bei Nidau erwarb und sich mit Eifer der Bewirthschaftung desselben widmete.

Freilich war seine impulsive Natur nicht dazu angethan, sich mit diesem Stillleben zu begnügen. O. versuchte auf litterarischem Wege in die Weite zu wirken und neuen Einfluß zu gewinnen. Er veröffentlichte eine von der ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern preisgekrönte Arbeit über „Die Branntweinfrage und die Landwirthschaft“ (Bern 1864) und ein von der gleichen Gesellschaft herausgegebenes Schriftchen über „Die bernisch-agrikole Geld- und Creditfrage“ (Biel 1866), aber auch eine übel vermerkte Streitschrift „Die Versumpfung des Gebiets der Juragewässer durch die Ausführung des Planes des Herrn eidg. Obersten La Nicca“ (Bern 1864), „welche den Vorurtheilen des Landmanns gegen die großartige Unternehmung der Entsumpfung des Seelandes Ausdruck gab und dieses Werk als ein für die Anwohner schädliches darstellte“. Der Krieg von 1870/71 rief ihn als französischen General vorübergehend nach Frankreich. Am 22. Januar 1871 wurde er zum Divisionsgeneral und Commandanten der Mobilgarden zu Bourg und Lons le Saunier ernannt, am 7. März wieder entlassen und am 5. Mai zum Ritter der Ehrenlegion befördert.

Nach dieser Episode kehrte er wieder auf sein Gut zurück und nahm seine gewohnte Thätigkeit wieder auf. Nachdem eine von der schweizerischen Gesellschaft für Sonntagsheiligung preisgekrönte Schrift „Die Heiligung des Sonntags in hygienischer Hinsicht“ (Nidau 1876) ihn als harmlosen Philanthropen gezeigt, betrat er, als im J. 1878 eine weit verbreitete Mißstimmung im Kanton gegen die herrschende liberal-radicale Richtung sich bemerklich machte, noch einmal die politische Arena, suchte das Volk in öffentlichen Vorträgen,

Broschüren und Zeitungsartikeln über den materiellen und sittlichen Zerfall, in den die lange Herrschaft des Radicalismus das Vaterland gebracht habe, zu belehren und als Führer einer conservativen „Volkspartei" wieder eine Rolle zu spielen. Allein die Folge seines Hervortretens war nur diejenige, daß die gegnerische Presse mit beispielloser Heftigkeit über ihn herfiel und in ihren Angriffen sogar auf die Verleumdungen aus der Freischarenzeit zurückgriff. Der alte General mußte es erleben, daß in einem von ihm angestrengten Preßproceß seine ganze politische Laufbahn durch die geschickten Advocaten der Gegenpartei schonungsloser Kritik unterzogen wurde, und daß die Jury die Angeklagten, die ihn beschimpft hatten, freisprach. Er rächte sich, indem er im Tone eines verbitterten Pamphletärs sowol die bernische Eisenbahnpolitik („Der bernische Eisenbahnschwindel", Herzogenbuchsee 1883) als die Bestrebungen, das Schulwesen der Schweiz von Bundeswegen zu beaufsichtigen („Bundesrath Schenk, sein geheimes Programm und sein Schulgesetz", Basel 1882) angriff. Doch blieben alle Versuche seiner Freunde, ihn durch Volkswahl wieder in staatliche Behörden zu bringen, erfolglos. Gegen sein Lebensende hatte er noch das Unglück, durch zufällige Entladung seiner Jagdwaffe seine geliebte Lebensgefährtin zu verlieren.

Ochsenbein, Zweiter Bericht über den Kampf der luzernischen Flüchtlinge und ihrer Freunde am 31. März und 1. April 1845 (Bern 1845). — Rudolf, Der Freischarenzug gegen Luzern am 31. März, 1. u. 2. April 1845, mit besonderer Rücksicht auf den zweiten Ochsenbein'schen Bericht (Zürich 1846). — Allgemeiner Bericht des eidg. Oberbefehlhabers über die Bewaffnung und den Feldzug von 1847 (Bern-Zürich 1848). — Tillier, Gesch. der Eidgenossenschaft während der Zeit des so geheißenen Fortschrittes, Bd. 2 u. 3 (Bern 1854/55). — Baumgartner, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen 1830—50, Bd. 3 u. 4 (Zürich 1865/66). — Feddersen, Geschichte der schweiz. Regeneration von 1830—48 (Zürich 1867). — Ulrich Ochsenbein vor dem Volksgerichte (Biel 1878). — Aus der Sonderbundszeit, Tagebuch-Aufzeichnungen des alt Regierungsrath Dr. J. R. Schneider (Bund, 1887, 3. Mai ff.). — Bloesch, Bundespräsident Ulrich Ochsenbein (Unsere Zeit, 1891, Bd. I). — Egger, Blätter der Erinnerung an General Ulrich Ochsenbein (Herzogenbuchsee 1891). — Aus den Papieren von alt-Bundesrath Ochsenbein (Berner Tagblatt, 1897, Nr. 579—83). — Das Duell Abyberg-Ochsenbein (Neue Zürcher Zeitung, 1898, Nr. 97/99). — Peyer im Hof, Aus den Anfängen des neuen Bundes (Frauenfeld 1900). — R. Rickli, Erinnerungen aus dem Freischarenzuge gegen Luzern 1845 (Langenthal 1905). — Volmar, Die Bundesräthe der schweizerischen Eidgenossenschaft in Wort und Bild (Zürich 1906). — Papiere von Ochsenbein, im Besitze der Herren Arthur Ochsenbein in Colombier und Dr. F. Courvoisier in Biel.

Wilhelm Oechsli.

Ofterdinger: Ludwig O., Mathematiker, geboren am 18. Mai 1810 in Biberach, † am 10. April 1896 in Ulm. Er hat ungleich den meisten Württembergern seine Studien nicht in Tübingen, sondern in Berlin gemacht, wo er von 1828 bis 1831 immatriculirt war und schon im zweiten Studienjahre 1829 den Preis für die Lösung der mathematischen Preisfrage über die Theorie der Grenzen erwarb. Auf Grund derselben Preisabhandlung: „Methodorum expositio quarum ope principia calculi superioris inventa sunt" doctorirte O. ebenfalls in Berlin am 16. Juli 1831. Im Herbste des gleichen Jahres habilitirte er sich in Tübingen als Privatdocent für Mathematik, Astronomie und Physik. Nach zwanzigjähriger Thätigkeit wurde er 1851 außerordent-

licher Professor, dann 1852 Professor der Mathematik am Obergymnasium zu Ulm. Seit 1875 pensionirt, war O. noch fortwährend thätig. Litterargeschichtliche Forschung, die sich namentlich auf Wieland bezog, und Politik bildeten in diesen letzten zwanzig Lebensjahren seine Lieblingsbeschäftigung. Die geringen äußeren Erfolge, welche Ofterdinger's Lebensgeschichte aufweist, sind wol als Folge davon zu betrachten, daß seine wissenschaftliche Thätigkeit auf geschichtlich-mathematische Untersuchungen gerichtet war, ein damals noch recht undankbares, weil als minderwerthig betrachtetes Arbeitsfeld. Seine „Beiträge zur Wiederherstellung der Schrift des Euklides über die Theilung der Figuren" (1853), seine „Beiträge zur Geschichte der griechischen Mathematik" (1864), aber auch seine „Beiträge zur Geschichte der Mathematik in Ulm bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts" (1867) werden gegenwärtig als fleißige und zuverlässige Arbeiten geschätzt, und anderen kleineren Aufsätzen ähnlichen Inhalts wird ebenfalls bleibender Werth zuzusprechen sein.

Vgl. H. Künßberg, Zum Andenken an Ludwig Ofterdinger in der Bibliotheca Mathematica, herausgegeben von Gustav Eneström. Jahrgang 1896, S. 50—52. Cantor.

Oldenbourg: Rudolf O., in München, geboren am 15. December 1811 zu Leipzig, ist der Sohn eines angesehenen Kaufmanns, der aus Hannover nach Leipzig eingewandert war. Er besuchte das Nicolai-Gymnasium in Leipzig bis zum Eintritt in Tertia und war dann ein halbes Jahr in dem väterlichen Geschäft thätig. Durch vielfachen Umgang mit den Söhnen von Buchhändlern wurde er veranlaßt, sich dem Buchhandel zuzuwenden und kam, zwecks Erlernung desselben, Ostern 1827 zu Friedr. Asschenfeldt in Lübeck, der sich eines sehr guten Rufes als kaufmännisch gebildeter Sortimentsbuchhändler erfreute. Fünf Jahre dauerte diese nach damaliger buchhändlerischer Sitte strenge Lehrzeit, nach deren Ablauf er noch weiter ein halbes Jahr als Gehülfe verblieb, dabei vielfach angeknüpfte gesellige Beziehungen zu Lübecker Familien ausgiebig genießend.

Frommann in Jena, ein Freund seines Vaters, nahm ihn dann Michaelis auf 1½ Jahr als Gehülfe auf, und dort fand er Gelegenheit, in mehrfache Beziehungen zu der Familie des eben verstorbenen Goethe zu kommen. Von da ging O. 1834 nach London, wo mehrere seiner Geschwister sich niedergelassen hatten. Dort lebte er, nur in losem Zusammenhange mit dem deutschen Buchhandel, im wesentlichen nur seiner geistigen Ausbildung durch Studium der nationalökonomischen Litteratur Englands und gelegentlich auch des englischen Buchhandels. 1835 ging er nach Frankfurt a. M. in die Schmerber'sche Buchhandlung; schon im Herbst 1836 wurde er durch seinen Freund Schmerber der Cotta'schen Buchhandlung, deren Leitung 1832 Freiherr Georg v. Cotta übernommen hatte, als Geschäftsführer der litterar-artistischen Anstalt in München vorgeschlagen. Er nahm an, und in dieser Stellung bot sich ihm Gelegenheit zu mannichfaltiger Thätigkeit, bis er 1843 als Associé der Handlung aufgenommen wurde. Er gründete die Bibelanstalt der Cotta'schen Buchhandlung, in welcher mehrere von den ersten deutschen Künstlern illustrirte Ausgaben der Luther'schen Bibel, des Neuen Testaments und anderes auf die Bibel Bezügliche erschienen. 1845 kaufte er die Vogel'sche Buchhandlung in Landshut, welche das Verlagsrecht der einzigen approbirten katholischen Bibelübersetzung besaß, und gab diese mit dem in der Bibelanstalt angesammelten bildlichen Material heraus, dem sich Aehnliches der biblischen Litteratur anschloß, wodurch der protestantischen Bibelanstalt eine katholische unter der Firma Vogel'sche Buchhandlung zur Seite gestellt wurde. Oldenbourg's Thätigkeit

griff jetzt in alle Zweige des großen Cotta'schen Geschäfts direct oder indirect ein und bot ihm Gelegenheit, eine Menge von Erfahrungen zu erwerben, wie sie selten gefunden wird. In diesem Verhältniß blieb er 32 Jahre, bis zum Jahre 1868, wo das Münchener Zweiggeschäft der J. G. Cotta'schen Buchhandlung durch Uebereinkunft der Betheiligten liquidirt wurde. Die Vogel'sche Buchhandlung in ihrem bedeutendsten Theile hatte O. schon 1866 an Friedr. Pustet in Regensburg, die Bibelanstalt 1868 an Brockhaus in Leipzig verkauft. Die übrigen sehr ansehnlichen Bestände der Anstalt gingen an die Betheiligten über. Die Zeitschriften erwarb mit einigem Anderen O. Der Rest siedelte nach Stuttgart über, während das Sortimentsgeschäft dem bisherigen Buchhalter des Geschäfts, Herrn Riedel, überlassen wurde. Schon 1858 hatte O. das „Journal für Gasbeleuchtung" für seine alleinige Rechnung und unter seinem Namen gegründet, welches als erstes technisches Fach-Journal mit der Zeit eine ansehnliche Bedeutung bekommen sollte. Ihm schlossen sich einige juristische Journale mit Erfolg an, und so trat O. 1869 mit einem Verlagsgeschäft von beträchtlichem Umfang und Erträgniß in den Markt des Buchhandels ein. 1873 erweiterte er das Geschäft durch Ankauf der Pustet'schen Buchdruckerei und des dazu gehörigen Schulbücherverlags in München. Zwei Söhne, Rudolf August und Hans, waren inzwischen als Theilhaber in das Geschäft mit eingetreten, und mit deren Hülfe entwickelte sich dasselbe zu seinem jetzigen Umfange, in welchem es 16 Schnellpressen, eine Buchbinderei mit 50—60 Arbeitern und ein Comptoirpersonal von einigen 20 Personen beschäftigt. Der Eintritt eines dritten Sohnes, Paul, wurde Veranlassung zur Anfügung einer Abtheilung für Papier und Schreibmaterialien. In den letzten Jahren war es die Publication des großen Baumeister'schen Werkes „Denkmäler des classischen Alterthums" (in 3 Bänden), dem sich das epochemachende Werk Heinrich v. Sybel's „Begründung des Deutschen Reiches" sowie mehrere der großen Publicationen der „Münchener Historischen Commission", auch der „Deutsche Novellenschatz" (48 Bde.) und der „Novellenschatz des Auslandes" (24 Bde.) anschloß, welche eine Hauptaufgabe der Firma bildeten. Nach dem Tode R. Oldenbourg's ging das umfangreiche Geschäft in den Besitz seiner Söhne über, unter deren rühriger Leitung es sich stetig weiterentwickelte.

Karl Fr. Pfau.

Oenicke: Clara Wilhelmine Oe. (Malerin), geboren am 29. Juli 1818 in Berlin, † am 9. August 1899 daselbst.

Sie wurde zuerst von Remy, dann von Karl Begas nnd Eduard Magnus ausgebildet, arbeitete seit 1840 selbständig und malte namentlich Historienbilder, die bei einer schwunglosen Nüchternheit und philiströsen Conception sicher und correct gezeichnet sind. Dasselbe gilt von ihren Porträts, deren bestes das kräftig modellirte Bildniß des Ministers Stosch ist. Bekannt ist sie besonders durch ihre Lutherbilder geworden. Von diesen und den übrigen Historienbildern seien folgende genannt: „Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen weigert sich, das Interim anzunehmen" (Museum in Schwerin); „Karls des Großen Versöhnung mit Thassilo von Baiern"; „Leibniz legt der Königin Sophie Charlotte den Plan zur Akademie der Wissenschaften vor"; „Die heilige Elisabeth"; „Luther findet die erste lateinische Bibel"; „Hausandacht Luther's"; „Luther tröstet den kranken Melanchthon" (Martinsstift zu Erfurt); „Christus als guter Hirte"; „Christus am Oelberg"; „Christus am Kreuz".

Deutscher Nekrolog vom Jahre 1899, Bd. 4, 1900. — Müller, Biographisches Künstlerlexikon, Leipzig 1882.

Franz Vallentin.

Opel: Julius Otto O., Schulmann und historischer Schriftsteller, geboren am 17. Juli 1829 zu Loitzschütz bei Zeitz, † zu Halle a. S. am 17. Februar 1895. Als Sohn eines Landcantors hatte O. sich aus engen Verhältnissen emporzuringen. Seit 1841 besuchte er das Stiftsgymnasium zu Zeitz, von 1849 bis 1853 die Universität Halle a. S. Nachdem er am 30. Juli 1853 sein Zeugniß als Schulamtscandidat erworben, dann ein Probejahr in Merseburg bestanden hatte, war er von 1854 bis 1856 ordentlicher Lehrer an der Höheren Bürgerschule zu Lübben und wurde Michaelis 1856 Collaborator an der lateinischen Schule der Francke'schen Stiftungen zu Halle an der Saale, in welcher Stadt er dann bis an sein Ende als Lehrer und Schriftsteller thätig war. Die philosophische wissenschaftliche Facultät daselbst ehrte seine hohen wissenschaftlichen Verdienste im J. 1867 bei Gelegenheit der Feier der fünfzigjährigen Vereinigung Wittenbergs mit Halle durch Verleihung des Doctortitels. Von den Francke'schen Stiftungen ging O. bereits 1864 in den Dienst der Stadt Halle über, in dem er bis zum 28. September 1894, kurz vor seinem Tode, verblieb. Zunächst wurde er Rector der städtischen Vorschule, der Vorbereitungsschule für Kinder wohlhabender Eltern für Gymnasium und Realschule. Als Ostern 1868 diese Vorbereitungsschule zum Stadtgymnasium emporgewachsen war, hörte jene ihm sehr zusagende Stellung auf und O. wurde Oberlehrer am Stadtgymnasium und versah dieses Amt mit Gewissenhaftigkeit und Treue. Aber so eifrig und erfolgreich er auch in seinen amtlichen Stellungen als Lehrer wirken mochte, sein innerer Beruf wies ihn von jungen Jahren an dem Studium der Geschichte zu. Schon als Student verfaßte er zum 15. October 1852 die mit einem akademischen Preise gekrönte Schrift „De Thoringis“. Weiter begründete er dann seinen Ruf als tüchtiger historischer Forscher durch eine historisch-kritische Schrift über die Chronik des Klosters auf dem Peters- oder Lauterberge bei Halle (1859). Als diese Schrift erschien, war er bereits Mitglied des Thüringisch-Sächsischen Geschichtsvereins. Dadurch, daß er vom Herbst 1862 bis zu Anfang des Jahres 1893 Schriftführer dieses Vereins war, fand er theils Gelegenheit, seine Kenntniß der hallischen Ortsgeschichte durch Vorträge und Aufsätze in den „Neuen Mittheilungen“ des Vereins in ausgedehnter Weise zu verwerthen, theils sie bedeutend zu erweitern und zu vertiefen. Selbständig erschien von ihm 1864 die Schrift über den Mystiker Valentin Weigel. Auch beschäftigte er sich mit der Geschichte des deutschen Zeitungswesens (Archiv für Gesch. d. deutschen Buchhandels III, 1—268), mit der Geschichte der Musik und des Theaters in Leipzig, Weißenfels und Halle und sammelte mit A. Cohn historische Gedichte und Prosadarstellungen aus dem dreißigjährigen Kriege (Halle 1862).

Von seinen Arbeiten zur Geschichte der Stadt Halle ist Band XI der Geschichtsquellen der Provinz Sachsen: „Denkwürdigkeiten des Rathsmeisters Spittendorf“, Halle 1880, die wichtigste. Diesen Band lieferte er für die Historische Commission der Provinz Sachsen, deren Mitglied er seit ihrer Begründung im J. 1876 war. Für die Commission schrieb er auch 1877 ein Neujahrsblatt: „Wallenstein und die Stadt Halle“, im J. 1880 die „Gedenkschrift zur Feier der zweihundertjährigen Vereinigung des Herzogthums Magdeburg mit Brandenburg“, und gab 1894 zur 200jährigen Jubelfeier der Universität Halle „Christoph Thomas' kleine Schriften“ heraus.

Entschieden sein Hauptwerk ist aber ein dreibändiger „Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges“, wovon der erste Band: Der niedersächsische Krieg von 1621—1623 im J. 1872, der zweite: Der dänische Krieg von 1624 bis 1626 im J. 1878, der dritte: Der dänische Krieg von 1627 bis zum

Frieden von Lübeck 1629 erst 1894 erschien. Mit rastlosem Fleiße hat O. hierzu nicht bloß die gedruckten, sondern auch die ungedruckten archivischen Quellen in Deutschland, auch in Wien und Kopenhagen benutzt und manche wichtige Funde gemacht; auch hat er, um ein besseres Verständniß vom Verlauf der entscheidenden Treffen zu gewinnen, die Schlachtfelder aufgesucht. Einzelnes ist ihm auch von London, Paris, Brüssel mitgetheilt. Ist nun auch seitens berufener Forscher wegen der nicht immer durchsichtigen Darstellung und sonstiger formaler Unebenheiten an dem Werke Kritik geübt worden, so wird doch überall der große Werth dieser umfassenden, mit gewissenhafter Treue verfaßten Arbeit in ihrer Bedeutung für die locale Forschung und als eine Darbietung von grundlegender Bedeutung für jene Zeit des großen deutschen Krieges anerkannt und ist dabei dem dritten Bande nach Form und Inhalt ein Vorzug zugesprochen worden. O., der sehr bescheidene Ansprüche an das äußere Leben stellte und unvermählt blieb, hatte in seinem äußeren Wesen etwas Schwerfälliges; auch bestand er wol zuweilen etwas zähe auf seiner Ansicht, dagegen war er höchst entgegenkommend und mittheilsam. Von seiner religiös-kirchlichen Wärme zeugte seine letzte Arbeit zur Erinnerung an Gustav Adolf, die er dem Evangelischen Bunde zur Verfügung stellte. Von 1874 bis Anfang 1885 gehörte er auch dem Collegium der Stadtverordneten zu Halle an, längere Zeit als dessen Schriftführer. Infolge eines Sturzes einige Jahre am Rückenmark leidend, erlag er endlich ohne eine sonstige Krankheit einem Schlaganfall, der ihn in der Nacht vom 15. zum 16. Februar 1895 getroffen hatte. Sein Bildniß findet sich zu Halle in dem Album der Historischen Commission der Provinz Sachsen.

Vgl. den von E. Dümmler, O. Rasemann und G. Hertzberg unterzeichneten Nachruf namens des Sächs.-Thüring. Gesch.-Vereins zu Halle (1895), 10 S. 8⁰, dem auch von S. 10—17 ein Verzeichniß der Opel'schen Schriften von A. Hackradt beigegeben ist; Zeitschrift des Harzvereins für Gesch. u. Alterthumskunde XXVIII (1895), S. 797, 798. — v. Sybel's Histor. Zeitschr. XLII (Neue Folge VI), S. 516—552 (R. Koser), Bd. 75 (N. F. XXXIX), S. 509 f. (Moritz Ritter).

Ed. Jacobs.

Oppenheim: Moritz O., Genremaler, geboren am 20. Januar 1800 in Hanau als Sohn eines nicht unbemittelten Kaufmanns, † am 25. Februar 1882 zu Frankfurt a. M., erhielt durch Konrad Westermayr (1765—1826) rechtzeitigen Unterricht und bezog 1818 auf drei Jahre die Münchener Akademie. Hier begann O. mit zwei Bildern aus der Geschichte des Moses, ging auf neun Monate zu Jean Baptiste Regnault (1754—1829) nach Paris und dann nach Rom (1821—25), wo sich Thorwaldsen seiner annahm und bei einer von der Lucas-Akademie gegebenen die „Parabel vom verlorenen Sohn“ behandelnden Concurrenz ihm den Preis zuerkannte. Eine andere Composition mit der „Rückkehr des jungen Tobias“ erwarb Thorwaldsen für seine Sammlung. In Rom malte O. den vor König Saul „Harfenspielenden David“ und das „Bad der Susanna“ (angekauft von Baron Rothschild, lithographirt von F. C. Vogel 1829; auch in eigener Radirung), die „Verstoßung der Hagar“ und „Hagar in der Wüste“ (1826). Nach seiner Rückkehr von Neapel besuchte O. Weimar, wo ihn Goethe, zu dessen „Hermann und Dorothea“ O. zehn Blätter gezeichnet hatte (in Steindruck von A. Lucas 1828) — dazu kam später noch ein „Mignon mit dem Harfner“ und eine Apotheose des Dichters —, dem Großherzog vorstellte, von dem O. den Professortitel erhielt. Seit 1828 dauernd in Frankfurt, wählte O. mit Vorliebe Vorstellungen aus dem Alten Testament und der patriarchalischen Geschichte seines Volkes,

darunter die anziehende Idylle „Rahel und Lea am Brunnen, von Jacob begrüßt“ (1828); ebenso die Porträts von H. Heine, Börne (lithographirt von F. C. Vogel) und Moses Mendelssohn, letzteren auch bildweise im Gespräch mit Lavater (Steindruck von S. Maier) und die von scenischen Randzeichnungen umrahmten Standbilder Shakespeare's und Goethe's (in Steinzeichnung von Alfred Rethel). Daneben verarbeitete O. Erinnerungen aus Italien, z. B. die Genrescene, wie ein neugieriges Landmädchen den zeichnenden Maler belauscht (1832); da O. den Vorgang in das Costüm des 16. Jahrhunderts verlegte, mag er wol an Claude Lorrain oder Sandrart gedacht haben. Aufsehen machte „Die Rückkehr“ eines israelitischen freiwilligen Soldaten aus dem Befreiungskriege ins Vaterhaus: der Jüngling kommt gerade zur Abendmahlzeit des Sabbath und erhält seinen Platz an der Seite des Vaters, welcher jedoch das eiserne Kreuz mißtrauisch betrachtet, während die liebkosende Schwester dem Erzähler staunend zuhört (lithographirt von F. Jentzen; vgl. Stuttgarter „Kunstblatt“ 1838, S. 46, welches das etwas süßliche Colorit leise beanstandet); das Original erwarb die badische Genossenschaft als Geschenk für den Schriftsteller Rieser, den damals gefeierten Vorkämpfer der Emancipation. Dann folgten „Die Mansarde“, das „Laubhüttenfest“ (1838), „Noah und seine Familie“ aus der Arche ausschauend und die Oelzweig-bringende Taube begrüßend (weit verbreitet durch Fr. Wagner's Prachtstich 1841 für den Albrecht Dürer-Verein). In den Frankfurter Römersaal malte O. die Kaiserbilder Otto IV. und Joseph II., ersteres im Auftrage Rothschild's, letzteres für die Sokrates-Loge). Weiter folgten u. a. die „Versuchung“ (ein Mädchen reicht einem Mulattenknaben eine Schale mit Wein, 1844), die Scene „Im Fenster“ beim Einzug des Reichsverwesers zu Frankfurt (1848), der „Einblick in die Werkstätte“ des Bildhauers Nikolaus Carl Eduard Schmidt von der Launitz (geboren 1796 zu Grobin in Kurland, † 1869 zu Frankfurt), 1852; das unter doppelter Benennung wiederholte Bild der „Spiegel als Verräther“ oder „Es ist nichts so fein gesponnen“, wo der einem Mäßigkeitsverein angehörige Schuster als stiller Trinker ertappt wird (1862).

In seine eigentliche Domäne gerieth aber O. durch „Das Examen“ (1866): Ein Talmudist verhört seinen Enkel, während die den freudigen Ausgang erwartende Mutter auf einem Teller die Belohnung bereit hält. Das gab den Anlaß zu den „Bildern aus dem altjüdischen Familienleben“, welche für die photographische Reproduction passend in Sepia ausgeführt, mit Text von Leopold Stein (bei H Keller in Frankfurt) lieferungsweise in 18 Blättern, bis 1874 als completes Prachtwerk erschienen. Sie gruppiren sich nach dem „Lebenslauf“: der Gevatter erwartet das Kind, das Schultragen, der Segen des Rabbi, das Verhören, Barmizwa Vortrag und Trauung; „die „Sabbathfeier“: im Anfang, Freitag Abend, Sabbath Nachmittag, Sabbathruhe auf der Gasse und Sabbath Ausgang; der „Festkreis“: mit Osterabend, Laubhüttenfest, Vorabend des Versöhnungstages, das Purim und die „Lebensbilder“: der Dorfgänger, Jahrzeitandacht und Rückkehr des Freiwilligen. Weit über die Grenzen Deutschlands und Europas, in die ganze Diaspora trug dieser Cyklus den Namen des Künstlers, der dadurch einen freudigen und geehrten Lebensabend fand. Zwischendurch wären noch viele Porträts und Genrestücke zu erwähnen: ein Mädchen überreicht einer Dame einen „Blumenstrauß“, „Joseph und Potiphar's Weib“ (lithographirt von Schlesinger), „Die drei Ringe“ nach Lessing (Steindruck von C. Hahn), „Schlemilchen“ zu Mosenthal's Erzählungen „Das Loos“ und „Der Onkel aus Amerika“ (in „Ueber Land und Meer“ 1876 (s. A. D. B. XXXVII, 48 u. 68) u. s. w.

Vgl. Nagler 1811, X, 365 ff. — Wilhelm Kaulen, Leben deutscher Künstler, Frankfurt 1848, S. 44 ff. — Singer 1896, III, 341 (7 Zeilen!) und Bötticher 1898, II, 185. Hyac. Holland.

Oppenhoff: Friedrich Christian O., bedeutender Jurist, geboren zu Recklinghausen i. W. am 28. December 1811, † am 14. December 1875 als Oberstaatsanwalt beim Obertribunal in Berlin, Ehrendoctor der Universität Bonn (1868). O. entstammt einer rheinischen Juristenfamilie (der Vater Karl Joseph O., Landgerichtspräsident in Cleve, † 1843, der Großvater Theodor Oppenhoff, kurkölnischer Procurator und Notar in Bonn, † 1804), besuchte das Gymnasium in Cleve, die Universitäten Göttingen, Bonn und Berlin (Ribbentrop, Göschen und Savigny waren seine Lehrer für das Römische Recht); seit 1838 Assessor, erhielt 1841 eine etatsmäßige Assessorstelle beim Landgericht in Aachen, wurde 1844 als Assessor an den Appellationsgerichtshof zu Köln berufen und in demselben Jahre zum Staatsprocurator in Aachen ernannt. Seine außergewöhnliche Begabung, sein durchdringender Verstand und eine staunenswerthe Arbeitsfähigkeit machten ihn alsbald bemerklich. Im J. 1848 erging an ihn als einen der hervorragendsten rheinischen Juristen der Ruf, an gesetzgeberischen Arbeiten in Hannover theilzunehmen, wo unter dem Einfluß der neuzeitlichen Ideen eine durchgreifende Umgestaltung der ganzen Proceßgesetzgebung nach dem Vorbild des in der Rheinprovinz in Geltung gebliebenen französischen Proceßrechts beschlossen worden war. Im Civilproceß sollten Mündlichkeit und Unmittelbarkeit, in Strafsachen an Stelle des Untersuchungsprocesses Anklageproceß mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und Geschworenengericht zur Durchführung kommen. O. unterzog sich mit dem größten Eifer der bedeutungsvollen Aufgabe, die mit seiner Beiordnung zu der hannöverschen Justizcommission, der außer ihm die hannöverschen Ministerialräthe Bacmeister, Schmidt und Leonhardt (der spätere preußische Justizminister), und als Leiter der Ministerialvorstand v. Düring angehörten, für ihn als den Vertreter der den außerrheinischen Juristen damals fremden, später zu allgemeiner Anerkennung in Deutschland gelangten modernen Rechtsgedanken gegeben war. Er arbeitete den Entwurf einer Strafproceßordnung aus, der mit einigen Aenderungen von der Commission und demnächst von den Ständen angenommen und zum Gesetz erhoben wurde. Gleichzeitig war er an den Vorarbeiten für die Civilproceßordnung betheiligt, deren Beendigung er jedoch nicht abwartete; für die Ausgestaltung dieses wegen seiner Vorbildlichkeit für die spätere Reichscivilproceßordnung bemerkenswerthen gesetzgeberischen Werkes waren seine grundlegenden Arbeiten und seine Thätigkeit im Schoße der Commission von wesentlicher Bedeutung. Nach Ablauf des ihm von der preußischen Justizverwaltang ertheilten einjährigen Urlaubs kehrte O. in seine frühere amtliche Wirksamkeit zurück, indem er das Angebot zum definitiven Uebertritt in den hannöverschen Staatsdienst aus Liebe zur Heimath ausschlug. Er wurde alsdann 1850 zum Oberprocurator in Trier ernannt, 1853 zum Oberstaatsanwalt beim Obertribunal in Berlin. In dieser Stellung bei dem höchsten Preußischen Gerichtshof, dem gerade damals, nach dem Inkrafttreten des Preußischen Strafgesetzbuchs und der Preußischen Strafproceßgesetze vom 2. und 14. Mai 1852, die wichtige Aufgabe, eine dem Geiste dieser Gesetze entsprechende Gerichtspraxis heranzubilden, oblag, entfaltete O. 22 Jahre hindurch eine bedeutende, erfolgreiche Wirksamkeit, mit welcher eine fruchtbare litterarische Thätigkeit auf strafrechtlichem Gebiet Hand in Hand ging. Seiner unerschöpflichen Arbeitskraft verdankt die Strafrechtswissenschaft eine Reihe von Werken, die den Bedürfnissen der Praxis in vorzüglicher Weise dienend

und die Praxis besser mit der Wissenschaft in Berührung bringend, großen Einfluß auf die Rechtsprechung in Preußen und demnächst auch im Deutschen Reiche gewannen, und zugleich dazu beitrugen, der Rechtsprechung, durch ausgiebigste Verwerthung der Gerichtserkenntnisse für die Wissenschaft, den ihr gebührenden Rang in der Litteratur und einen größeren Antheil an der Rechtsentwicklung zu geben. Im J. 1856 gab O. den Commentar zum Preußischen Strafgesetzbuch heraus, der alsbald das Leitbuch für die Praxis wurde und bis 1870 sechs Auflagen erreichte. 1860 erschien sein Commentar zu den Preußischen Gesetzen über das mündliche und öffentliche Verfahren in Strafsachen. Um dieselbe Zeit begann er die Herausgabe der Urtheilssammlung: „Rechtsprechung des Preußischen Obertribunals in Strafsachen", und eröffnete damit eine fortlaufende reiche Quelle zur Erläuterung des materiellen wie des formellen Strafrechts. 1871 folgte dem Commentar zum Preußischen Strafgesetzbuch der für die Deutsche Strafrechtspflege hochbedeutsame, vornehmlich durch klare und scharfe Formulirung der Begriffe ausgezeichnete „Commentar zum Reichsstrafgesetzbuch". In allen diesen Arbeiten ist O. durch die Uebersichtlichkeit der Anlage und die gedrängte Behandlung des Stoffes vorbildlich geworden.

Oppenhoff's Wirksamkeit beschränkte sich aber nicht auf das strafrechtliche Gebiet; seine Stellung beim Obertribunal gab ihm Gelegenheit, auch in Civilsachen, soweit rheinisches und gemeines Recht in Betracht kam, thätig zu sein; seine Conclusionen in Civilsachen, von denen einige, nachher weiter ausgearbeitet, zur Veröffentlichung kamen (Brassert, Zeitschr. für Bergrecht XII, 18 ff., Striethorst Archiv 38, S. 16 ff.), waren Meisterstücke der Behandlung grundlegender Rechtsfragen. — Die sechziger Jahre riefen ihn von neuem zu gesetzgeberischem Wirken, als die Frage der endlichen Durchführung einer einheitlichen, auf moderner Grundlage beruhenden Justizgesetzgebung in allen deutschen Staaten auf Erfüllung drängte; von 1861—1864 war er als Mitglied der Preußischen Justizcommission mit Pape und Kühne unter dem Vorsitz des Obertribunalspräsidenten Bornemann mit der Ausarbeitung einer Civilproceßordnung betraut. Das Ergebniß der Arbeiten, der im J. 1864 mit Motiven veröffentlichte, infolge der kriegerischen und politischen Ereignisse der Jahre 1864 und 1866 jedoch nicht weiter verfolgte „Preußische Entwurf", der sich noch mehr als die im J. 1848/1849 von O. mitinspirirte hannöversche Proceßordnung an das französische Civilproceßrecht anschloß, dessen Grundprincipien aber folgerichtiger als dieses selbst und mit großer Feinheit durchführte, bildete beim Ausbau der Reichscivilproceßordnung ein werthvolles, neben der in erster Linie zu Grunde gelegten hannöverschen Proceßordnung vielfach berücksichtigtes Material. Die Justizgesetzgebung vollendet zu sehen, war ihm nicht vergönnt, da er 1875 im 64. Lebensjahre aus regster Schaffensthätigkeit durch den Tod abgerufen wurde, nachdem er seit 1865 im Nebenamte ständiges Mitglied der Justizprüfungscommission, und kurze Zeit auch parlamentarisch, als Reichstagsabgeordneter für Neuß-Grevenbroich (1870), thätig gewesen war.

O. wirkte nicht nur durch seine amtliche und litterarische Thätigkeit, sondern auch durch seine achtunggebietende und dabei ungewöhnlich anregende Persönlichkeit; ein Mann von überragendem Geist und vielseitiger Bildung, das Muster eines Beamten durch Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit des Strebens, sowie peinlichste Gewissenhaftigkeit, dabei von heiterster Laune und liebenswürdigem Humor.

Unter den vielfachen Anregungen, die die Rechtsprechung von ihm empfangen hat, geht die bedeutendste auf den Commentar zum deutschen Strafgesetzbuch zurück. Die großen Schätze dieses Werkes sollten nach Oppenhoff's

Tode der Allgemeinheit nicht verloren gehen; in der Person von Oppenhoff's jüngerem Bruder, Theodor Franz O., damals Oberprocurator in Aachen, erstand für die weiteren Auflagen von der 5. ab ein Bearbeiter, der es verstand, das Werk im Geiste des Verfassers fortzuführen und dauernd auf der Höhe seines Werthes und Einflusses zu erhalten.

Theodor Franz Oppenhoff, geboren am 7. Januar 1820 zu Mülheim a. Rh., † in Aachen am 2. December 1899 (Gymnasium Cleve, Universitäten Bonn und Berlin), Assessor und Staatsprocurator in Aachen, von 1868 ab Oberprocurator, von 1883 ab Landgerichtspräsident daselbst, gleich seinem Bruder Ehrendoctor der Universität Bonn, war ein hervorragender Jurist und hochangesehener Beamter, der innerhalb des im Vergleich zu der Wirksamkeit des Bruders engeren Kreises, in dem sein Leben sich bewegte, wegen seiner vortrefflichen Geistes- und Herzenseigenschaften allenthalben die größte Werthschätzung nnd Verehrung genoß; er ist in der Rechtslitteratur nicht nur als Bearbeiter des Strafgesetzbuchcommentars, von dem er 9 Auflagen, die 5. bis 13., herausgab, sondern auch als Verfasser zweier namhafter Werke, des „Commentars zu den Gesetzen über die Ressortverhältnisse zwischen den Gerichten und den Verwaltungsbehörden in Preußen" (Berlin 1883, in einer zweiten Auflage 1904 bearbeitet von Joseph Oppenhoff, Landrichter in Cleve), und des „Commentars zum Preußischen Berggesetz" (Berlin 1870) bekannt.

Fritz Oppenhoff.

Oppolzer: Theodor von O., geboren am 26. October 1841 zu Prag, † am 26. December 1886 zu Wien. Der Sohn des großen Klinikers Johann v. Oppolzer wandte sich, nachdem er das Piaristengymnasium in Wien absolvirt und dort einen guten Grund in der Mathematik gelegt hatte, von 1859 an dem Studium der Medicin zu und schloß es 1865 mit einem glänzenden Examen ab, obwol er bereits entschlossen war, einen ganz anderen Weg einzuschlagen. Denn neben der Heilkunde hatte er als Student eifrig Sternkunde betrieben, auf einer ihm von seinem Vater eingerichteten Privatsternwarte zahlreiche Beobachtungen angestellt und als Student der Medicin schon über fünfzig astronomische Aufsätze veröffentlicht. Nachdem er dem väterlichen Wunsche in einer Weise genügt, die ziemlich einzig dastehen dürfte, streifte er nunmehr die Berufsfesseln ab, habilitirte sich 1865 an der Wiener Universität für theoretische Astronomie und wurde mit 28 Jahren Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Selbst promovirt hat er nur als Mediciner, und die philosophische Doctorwürde ertheilte ihm 1871 die Universität Leiden honoris causa. Damals war er bereits Extraordinarius an der heimischen Hochschule, und als er 1875 einen Ruf als Nachfolger Hansen's an die Sternwarte in Gotha abgelehnt hatte, erhielt er eine ordentliche Professur für Astronomie und höhere Geodäsie. Nur elf Jahre sollte er dieselbe bekleiden. Denn im Herbst 1886 fing er, der bis dahin das Kranksein nur dem Namen nach gekannt hatte, zu kränkeln an und erlag bald einer schweren Herzentzündung. Seit 1865 aufs glücklichste verheirathet, hinterließ er drei Söhne und zwei Töchter; den weiblichen Mitgliedern seiner Familie hat er in den drei von ihm berechneten Planetoiden Coelestine, Hilda und Agathe ein Denkmal am Himmel gesetzt.

Verlief das Leben des berühmten Astronomen auch in vergleichsweise ruhigen Bahnen, so haben ihn doch seine Amtspflichten vielfach auf Reisen geführt. Im J. 1868 betheiligte er sich an einer nach Südarabien (Aden) entsandten Expedition, welche dort die totale Sonnenfinsterniß zu beobachten hatte. Seit 1872 k. k. Commissär der europäischen Gradmessung, hatte er in deren Interesse zahlreiche Reisen zu Vermessungszwecken zu unternehmen, und

diese anstrengende Thätigkeit steigerte sich noch, als er 1885 Oesterreichs Vertreter im „Comité international des poids et mesures“ geworden war. Vielleicht hat gerade das aufreibende Jahr 1886 seinen Heimgang beschleunigt. Daß O. im reichsten Maße alle die äußeren Ehren empfing, die einem Gelehrten verliehen werden können, braucht kaum besonders betont zu werden; insbesondere suchten sehr viele angesehene Corporationen eine Ehre darin, ihn unter ihre Mitglieder zählen zu dürfen. Congresse besuchte er nicht ungerne, und aus eigener Erinnerung kann der Berichterstatter davon erzählen, wie die liebenswürdige, kernhafte Persönlichkeit anregend auf alle Festtheilnehmer wirkte. Daß er auch auf seine Studenten eine mächtige Anziehungskraft ausübte, kann man seinem Biographen Schram gern glauben.

Die staunenswerthe litterarische Thätigkeit des genialen Mannes an dieser Stelle auch nur einigermaßen nach Gebühr zu würdigen, ist unthunlich, wie Jedermann zugeben wird, der sich aus Schram's Schriftenverzeichniß überzeugt, daß dasselbe 321 Nummern aufweist. Weitaus die Mehrzahl findet sich in den „Astronomischen Nachrichten“ und in den verschiedensten Veröffentlichungen der Wiener Akademie. Aber auch gar mancher im besten Sinne populäre Artikel ist seiner nimmer müden Feder entflossen. In der Hauptsache sind es zwei Gebiete, auf welche sich Oppolzer's Kraft concentrirte, nämlich die theoretische Astronomie und die astronomische Geographie. Einige kurze Andeutungen werden hier genügen müssen.

Für alle Zeiten bahnbrechend war sein fundamentales Werk über die höhere astronomische Rechnungskunst („Lehrbuch der Bahnbestimmung der Kometen und Planeten“, 1. Band, Leipzig 1870; 2. Band, ebenda 1880; neue Auflage 1882). Selbständig gab er, als 16. Publikation der Astronomischen Gesellschaft (Leipzig 1881) seine „Syzygientafeln“ heraus, welche dem Astronomen ermöglichen, was Pingré hundert Jahre früher richtig gedacht, jedoch nur unvollkommen ausgeführt hatte. Man sieht sich jetzt in den Stand gesetzt, die Elemente irgend einer Finsterniß, die vor tausend und mehr Jahren stattfand, genau nachzurechnen und so eine unschätzbare Controlle geschichtlicher Daten anzubahnen. Eine Reihe tüchtiger jüngerer Kräfte hatte für diese große Aufgabe dem Meister sich zur Verfügung gestellt, und so gelang es gerade noch rechtzeitig, den gigantischen „Kanon der Finsternisse“ herzustellen, der posthum in den Wiener Denkschriften von 1887 abgedruckt wurde. Wo ihm in der Geschichte eine merkwürdige Verfinsterung begegnete, suchte er ihre Zeit genau zu fixiren, und seine 1883 und 1884 im „Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse“ zu Wien abgehaltenen Vorträge über historische Finsternisse und über die altägyptische Sothisperiode sind von hohem Werthe für die Chronologie.

Als junger Mann entwickelte er in der Berechnung von Planeten- und Kometenbahnen eine wahre Virtuosität; die Anzahl der von ihm gelieferten Elemente und Ephemeriden ist Legion. So gelang es ihm insonderheit, gar manchen kleinen Planeten, der im Universum zu verschwinden drohte, vor dem Vergessenwerden zu bewahren, andere — wie die Helena — wieder aufzufinden. Wenn man heute von den so schwer zu identificirenden Asteroiden doch ziemlich viel weiß, so ist das großentheils der Energie des unermüdlichen Rechners zu verdanken. Für die Venusdurchgänge der Jahre 1874 und 1882 lieferte er die vorbereitenden calculatorischen Arbeiten. Leverrier's Hypothese vom Vorhandensein eines intermerkuriellen Planeten fand in seinen analytischen Ergebnissen keine Stütze. Aber auch die für genaue Ortsbestimmung der Wandelsterne so wichtigen Fehlerquellen der Refraction, Aberration, Präcession und Nutation ließ er nicht unbeachtet, und schon frühzeitig (1881) regte

er die Frage an, ob sich wol das Gesetz der Newton'schen Massenanziehung als ausreichend erweisen werde, um auch die geringsten Abweichungen, die sich bei der Berechnung der Störungen ergeben, exact darstellen zu können.

Zu eigenen Beobachtungen fand O. nur in seinen jüngeren Jahren Zeit. Immerhin hat er an seinem Refractor, der auf dem Observatorium in der Josephstadt aufgestellt war, bemerkenswerthe Messungen vorgenommen. Anläßlich der arabischen Expedition, von der oben die Rede war, ermittelte er die geographische Breite Adens nach K. v. Littrow's Verfahren durch Circummeridianhöhen. Die Gradmessungsarbeiten nöthigten ihn zur Ausführung umfassender Arbeiten, die vorzugsweise der Bestimmung von Längendifferenzen dienten. Eine der hervorragendsten Leistungen dieser Art war die telegraphische und optische Verbindung des Pfänderberges am Bodensee mit R. Wolf's Sternwarte zu Zürich. Unmittelbar unter Oppolzer's Oberaufsicht sind in den Jahren 1873 bis 1876 nicht weniger als sechsundvierzig selbständige Operationen dieser Art ins Werk gesetzt worden. Ueberall, wo sich ein Beobachtungssitz etablirte, wurde auch die Schwere mit Hülfe des Secundenpendels gemessen, und man muß O. unter denen aufführen, die sich um die Ermittlung der wahren Erdgestalt große Verdienste erworben haben. Unter dem gleichen Gesichtspunkte interessirte er sich für die Anbringung von Mareographen — selbstthätigen Pegeln — in den Häfen seines Vaterlandes. Die Gradmessungsconferenzen, an denen er amtlich theilzunehmen hatte, legten es ihm nahe, die Einführung der „Weltzeit“ zu befürworten, was er denn auch mit gewohnter Lebhaftigkeit that.

Mehrere Abhandlungen Oppolzer's haben es auch mit rein mathematischen und physikalischen Untersuchungen zu thun. Ein Zahlenrechner, wie es nur wenige gibt, erkannte er die Vorzüge, welche in vielen Fällen vierstellige Logarithmentafeln darbieten, und übergab selber eine solche dem Buchhandel (Wien 1866). Als ein Jahr vor seinem Tode eine „Stimmgabelconferenz“ nach Wien einberufen war, um die absoluten Schwingungszahlen tönender Gabeln ausfindig zu machen, legte er den versammelten Musikern und Akustikern einen von ihm erdachten Apparat vor, der mit überraschender Genauigkeit die gestellte Aufgabe löste.

So sehen wir O. überall da, wo er eingriff, auch einen vollen Erfolg erringen. Ein selten thätiges Leben fand ein viel zu frühzeitiges Ende. Mit vollem Rechte durfte E. Sueß, als er dem Verewigten den üblichen akademischen Nachruf widmete, auf ihn die dereinst von Galilei's Wirksamkeit Zeugniß ablegenden Worte anwenden: „Vieles hat er uns gegeben; mehr hat er mit sich genommen“.

R. Schram, Theodor von Oppolzer, Vierteljahrsschrift der Astronomischen Gesellschaft, 22. Jahrgang, S. 177 ff. — R. Wolf, Handbuch der Astronomie, ihrer Geschichte und Literatur, Zürich 1890—1893, 1. Band, S. 468, 603, 630; 2. Band, S. 225, 278, 345, 365, 380, 389, 449, 501, 521.

Günther.

Orff: Karl von O., bairischer General der Infanterie, wurde am 10. December 1817 zu Alzey in Hessen als Sohn eines Zollbeamten geboren und starb am 31. Januar 1895 zu Würzburg, wo er zuletzt als commandirender General an der Spitze des II. bairischen Armeecorps gestanden hatte. — Es war gerade in Baiern keine günstige Zeit für junge Officiere, als O. 1837 aus dem Cadettencorps trat, um bei der Infanterie seine militärische Laufbahn zu beginnen. An den Ausgaben für die Armee wurde in höchst schädlicher Weise gespart, so daß von sachgemäßer Vorbereitung für den Krieg nicht die Rede sein konnte. Bei der Infanterie waren die Effectivstärken so

nieder angesetzt, daß die vorhandenen Mannschaften wohl für den Wacht- und Arbeitsdienst ausreichten, eine nur einigermaßen genügende Ausbildung der Führer höheren wie niederen Grades jedoch beinahe ausgeschlossen war. Der Dienst beschränkte sich bei der Infanterie auf Künste der Detailabrichtung, die Pflege der „Propretät“ und die Wachtparade und ließ den Officieren viel Zeit zum Müssiggang. Der Gefahr, die in diesen Verhältnissen für junge Officiere lag, entging O. durch den ihm angeborenen Sinn für ernste Beschäftigung und insbesondere für kriegswissenschaftliche Studien, denen er mit großem Eifer oblag. Nachdem er von 1838 an im Infanterie-Leibregiment gestanden hatte, wurde er 1848 zum Brigadeadjutanten ernannt und that dann, zum Hauptmann befördert, Dienst als Compagniechef, bis 1855 in Würdigung seiner vielversprechenden Fähigkeiten seine Versetzung in den Generalstab erfolgte. Mit der Beförderung zum Major 1859 erhielt O. das Commando eines Jägerbataillons und es gelang ihm, dasselbe zu einer Mustertruppe zu machen, soweit dies bei den damaligen mißlichen Ausbildungsverhältnissen möglich war. Er hatte jedoch nicht Gelegenheit, die Früchte seines unermüdlichen Eifers in der Ausbildung seines Bataillons vor dem Feinde zu pflücken, denn kurz nach Ausbruch des Krieges 1866 wurde er wieder in den Generalstab versetzt und als Generalstabsofficier bei der Reservedivision eingetheilt. Nach dem Gefecht von Kissingen in gleicher Eigenschaft zur 3. Division versetzt, nahm er am Gefecht von Helmstadt theil. Als nach dem Kriege das dringende Bedürfniß erkannt war, das bairische Heerwesen den Forderungen der Zeit entsprechend zu reorganisiren, erschien unter anderem die Errichtung einer Kriegsakademie zur Heranbildung von Officieren für besondere Verwendung insbesondere im Generalstabe nach dem Vorbilde Preußens geboten. O. wurde als der geeignete Mann erkannt, eine solche militärische Hochschule zu gründen und 1867 erstmals ihre Leitung zu übernehmen. Gleichzeitig war ihm der Auftrag geworden, ein neues Infanteriereglement zu entwerfen, welcher Aufgabe er ebenfalls in befriedigendster Weise gerecht wurde. Zum Generalmajor und Brigadecommandeur ernannt, nahm O. im Kriege 1870/71 gegen Frankreich an den Schlachten von Wörth, wo er den Militär-Max-Josef-Orden erhielt, von Sedan und Coulmiers, sowie an den Decemberschlachten um Orleans hervorragenden Antheil. Nach dem Kriege wurde ihm neben dem Commando seiner Brigade noch die Inspection der Militärbildungsanstalten übertragen und ihm hiedurch Gelegenheit gegeben, sein hohes Verständniß für die Erziehung eines guten Officiernachwuchses und für die Hebung der militärwissenschaftlichen Bildung im Officiercorps darzuthun. Seit 1873 Divisionscommandeur und seit 1875 commandirender General, war es sein Hauptbestreben, den militärischen Geist, namentlich den Sinn für gewissenhafte Pflichterfüllung bei den unterstellten Truppen möglichst zu steigern und die kriegsmäßige Ausbildung durch Sicherung eines sachgemäßen Betriebes der Truppenübungen auf dem Exercierplatz wie im Gelände stetig zu fördern. — Bis zu seinem Tode von außerordentlicher geistiger und körperlicher Frische, war O. nicht nur ein hervorragend tüchtiger, das ganze Gebiet militärischen Wissens und Könnens vollkommen beherrschender General, sondern auch eine über hohe allgemeine Bildung verfügende, im persönlichen Verkehr äußerst anregende und gewinnende Persönlichkeit.

Schrettinger, Der Königlich Bayerische Militär-Max-Joseph-Orden. München 1882. — Allgemeine Zeitung. München 1895.

v. Landmann.

Oertel: Max Joseph Oe., Laryngolog in München und Urheber einer bekannten diätetischen Curmethode, geboren am 20. März 1835 zu Dillingen

in Baiern, studirte in München bis 1863, dem Jahre seiner Promotion, und assistirte schon während der Studienzeit vier Jahre auf Pfeuffer's Klinik. Dann bildete er sich bei Czermak für Laryngologie aus und ertheilte als erster in Süddeutschland laryngoscopischen Unterricht. Für dieses Fach habilitirte er sich 1867 und erhielt die Professur der Disciplin (Extraordinariat) 1876, die er bis zu seinem am 19. Juli 1897 erfolgten Lebensende bekleidete. O. war ein außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller und hat zum Ausbau seines Specialfaches sowol als Lehrer wie durch zahlreiche litterarische Publicationen beigetragen. Unter seinen Arbeiten sind die bedeutendsten: „Ueber die Ansammlung von Harnbestandtheilen im Blute u. s. w." (Preisschrift, 1862), „Ueber Geschwülste im Kehlkopf u. s. w." (Habilitationsschrift; zuerst im Bayr. ärztl. Int.-Bl., 1868; D. Arch. f. kl. Med., 1875); dann folgen die Studien „Ueber Diphtherie" (Aerztl. Int.-Blatt., 1868; D. Arch. f. kl. Med. VIII; v. Ziemssen's Handbuch, II), deren Resultat schon damals die Zurückführung der Krankheit auf Spaltpilzbildungen war. Ferner: „Ueber den laryngologischen Unterricht" (Leipzig 1878, mit 5 Tafeln), „Handbuch der respiratorischen Therapie" (v. Ziemssen's Handb. der allgem. Therapie). Einen besonderen Ruf erlangte O. durch die im hohen Grade Aufsehen erregende „Therapie der Kreislaufstörungen u. s. w." (1864), worin zum ersten Male die bekannte Entziehungs- und Erziehungscur bei Verfettungszuständen und anderen Affectionen des Herzens in wissenschaftlicher Weise systematisch dargelegt und begründet wird. Diese, in einer kleinen Schrift „Terraincurorte" später auch populär vorgetragene Lehre wurde epochemachend und gab zugleich den eigentlichen Anlaß, daß in allerjüngster Zeit die sogenannte „physikalisch-diätetische Therapie" wieder in den Vordergrund des klinischen Interesses getreten ist.

Vgl. Pagel's Biogr. Lex. S. 1222. Pagel.

Ortlieb aus Straßburg, Stifter einer ketzerischen Secte, um 1200. — Von den Lebensverhältnissen des Straßburger O., des Stifters der Secte der Ortlieber oder Ortliebarier, wissen wir nur das Eine, daß er vom Papst Innocenz III. (1198—1216) als Ketzerhaupt verurtheilt wurde. Man darf damit vielleicht eine Angabe der Straßburger Annalen in Verbindung bringen, wonach im J. 1215 viele Ketzer verbrannt wurden. Die Hauptquelle für die Kenntniß der Lehren Ortlieb's und seiner Secte ist das Sammelwerk des sogenannten „Passauer Anonymus", eines österreichischen Geistlichen der Passauer Diöcese aus der Zeit von 1260—1270, neben dem die derselben Zeit angehörenden Angaben des Stephan v. Bourbon nur mit großer Vorsicht zu benutzen sind. Der katholischen Kirche standen die Ortlieber in schroffer Feindseligkeit gegenüber: sie lehnen namentlich die katholische Sacramentverwaltung ab, verwarfen das Priesterthum der katholischen Kirche und haben ihre eigenen Reiseprediger (Perfecti), welche priesterliche Rechte für sich in Anspruch nehmen. Sie leugnen ferner die Lehre von der Auferstehung des Fleisches, nehmen eine ewige Dauer der Welt an und betrachten jede sexuelle Verbindung, auch in der Ehe, als sündhaft. Die biblischen Berichte werden von den Ortliebern in überaus freier, allegorischer Weise ausgelegt, sodaß ihnen z. B. die Thatsachen des Lebens Christi nur als eine symbolische Darstellung der sittlichen Entwicklung des einzelnen Menschen erscheinen. Auch die Trinitätslehre wird von den Ortliebern in solcher allegorischen Weise umgedeutet. Noch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Deutschland und im südöstlichen Frankreich weit verbreitet, ist die Ortliebersecte in der Folge durch das Waldenserthum rasch aufgesogen worden.

Während frühere Forscher die Ortlieber dem pantheistischen Sectenkreise

zugerechnet hatten, hat Karl Müller in ihnen einen Zweig der lombardischen Waldenser sehen wollen. Demgegenüber hat der Unterzeichnete auf das nahe Verhältniß von Ortlieb's Lehren zum Katharerthum hingewiesen, von dem die Ortlieber, wenn sie nicht geradezu als eine Katharer-Secte anzusehen sind, jedenfalls eine tiefgehende Beeinflussung erfahren haben.

Jundt, Histoire du panthéisme populaire p. 31 ff., 37 ff. — W. Preger, Geschichte der deutschen Mystik I, 191 ff. — H. Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter II, 237 ff. — Ch. Schmidt, Die Secten in Straßburg im Mittelalter (Zeitschr. f. histor. Theologie X [N. F. IV, 1840], S. 48 ff.). — K. Müller, Die Waldenser und ihre einzelnen Gruppen, in den Theolog. Studien und Kritiken, Jahrg. 1887, S. 106 ff., 143 ff., im Sonderabdruck S. 130 ff., 169 ff. — H. Haupt, Waldensia, in Zeitschr. für Kirchengeschichte, Bd. X, S. 316 ff.

Herman Haupt.

Oertzen: Jasper von Oe., einer der thätigsten Männer der Innern Mission, geboren in Rostock am 10. August 1833, † in Hamburg am 11. November 1893, war der Sohn des J. J. B. W. v. Oertzen, einstmaligen, mecklenburgischen Bundesgesandten und von 1858—1869 Ministerpräsidenten in Schwerin († 1874). Die Mutter war die Tochter des Hamburger Kaufmanns Joh. Schuback († 1822, vgl. über die Familie A. D. B. XXXII, 585/7), eine lebhafte und energische Frau. Von den dreizehn Kindern, denen sie das Leben geschenkt hat, war Jasper das dritte und dasjenige, das ihr in seinem jugendlichen Uebermuthe viel Sorge bereitet hat, da er keine Gefahren kannte. Weder der Aufenthalt im Cadettenhaus zu Potsdam noch einige Jahre auf dem Gymnasium zu Ratzeburg hatten den gewünschten Erfolg. Tiefere religiöse Eindrücke gewann Oe. in dem Eilers'schen Institut bei Halle, an welchem Pastor Ahlfeld den Religionsunterricht ertheilte. Ihm hat Oe. stets ein liebevolles Andenken bewahrt. Mit achtzehn Jahren trat Oe. in die österreichische Cavallerie ein und zwar in das Dragonerregiment Kaiser Franz Joseph, hernach als Lieutenant bei den Clam-Gallas-Ulanen. Die Quartiere wechselten häufig in kleinen Orten; so lernte Oe. sie kennen von Wien und Pest bis nach Siebenbürgen und in der Bukowina. Er war ein stattlicher Officier, guter Reiter, ein beliebter Kamerad, freundlich und liebenswürdig, mit Witz und Humor begabt. Ein hartnäckiges Lungenleiden machte aber der Soldatenlaufbahn ein Ende, als er den Winter 1858/59 zu seiner Genesung in Venedig zubringen mußte. „Und dies Leiden wurde nun in Gottes Hand das Mittel, den großen Umschwung in seinem Leben herbeizuführen und die Jahrzehnte hindurch zu Gott gesandten Gebete seiner Eltern endlich zu erhören. In einer Nacht, in der er schon von kalten Schweißen, den sicheren Begleitern der Schwindsucht, geplagt wurde, fühlte er sich vor das große Entweder-Oder gestellt, vor die Entscheidungsfrage: Tod oder Leben?" Mit Bewilligung seines Vaters begab er sich zu einem Landwirth in Mecklenburg, um die Landwirthschaft zu erlernen und übernahm im J. 1861 das Gut Sassen in Ostpreußen, das der Vater für ihn erworben hatte. In der Schwierigkeit des praktischen Berufes lernte Oe. allerlei Nöthe des täglichen Lebens kennen. Er nahm sich der Gutsinsassen an, gründete für sie einen Mäßigkeitsverein und eine Sparcasse, suchte die Schule zu heben und arbeitete mit im Kirchencolleg. Die Landwirthschaft leitete er selbst; aber da der nöthige Erfolg ausblieb, verpachtete er später das Hauptgut und hernach die Nebengüter. Dies erlaubte ihm, den Winter in Berlin zuzubringen. Wie sein Vater einst hier sich den Predigern Jänicke (s. A. D. B. XIII, 699) und O. v. Gerlach (ebd. IX, 19) angeschlossen hatte, so führte der Berliner Aufenthalt den Sohn u. A. auch zu Wichern, der

damals dort die einflußreichste Stellung für die Werke der Innern Mission einnahm. Es reifte in Oe. der Entschluß, nachdem seine Angehörigen eingewilligt hatten, sein Landgut aufzugeben, seine Kraft ganz in den Dienst der Innern Mission zu stellen. Etwa seit 1868 trat Oe. in ein näheres Verhältniß zu Wichern, der sich bald mit dem Gedanken vertraut machte, aus dem preußischen Staatsdienste auszuscheiden (s. A. D. B. XLII, 779). Durch manche Gemüthsbewegungen, die dies und anderes mit sich brachten, war Wichern in seinem reizbaren Zustande nicht leicht zu behandeln. Da war es Oe., der sich seiner besonders annahm zur Freude von Wichern's Familie, wie auch Wichern sich des jungen Freundes angenommen und ihn durch einen förmlichen Cursus in das Verständniß der heiligen Schrift und in die Aufgaben der Innern Mission eingeführt hatte. Wichern's Freunde nahmen den günstigen Einfluß des jungen Mannes auf den älteren, gereifteren Mann wahr, sodaß v. Bethmann-Hollweg einst zu Oe. sagte: „Es wäre schön, daß Sie zu dem Gefühl und Bewußtsein kämen, daß dies vor der Hand die Stelle ist, wo Gott Sie hinstellen will, denn Wichern hält unendlich viel von Ihnen, und ich halte es für ein Glück, daß er Sie in seiner Nähe hat." Besonders war Oe. ihm eine Stütze, als zwei Söhne Wichern's 1870 im Felde standen und Oe. ihn begleitete, den schwerverwundeten Sohn im Lazareth bei Orléans zu besuchen, der aber schon seinen Wunden erlegen war, als Beide nach langem Suchen das Lazareth gefunden hatten. Um diese Zeit schrieb Wichern an Oe.: „Bleiben Sie uns ein solcher Freund, wie wir sonst keinen haben, der uns solch ein Trost und solche Erquickung ist in der Noth, in der wir stehen." Schriftlich hatten sie ihre Gedanken ausgetauscht, denn seit dem Anfang des Jahres 1870 war Oe. in die Brüderschaft des Rauhen Hauses eingetreten und Wichern hatte ihm die Leitung des „Pensionats" für schwer erziehbare und gefährdete Söhne wohlhabender Eltern übergeben. Es mag Wunder nehmen, daß ihm gerade dieser Posten übertragen worden war, da er selbst keineswegs einen regelmäßigen Bildungsgang durchgemacht hatte. Allein außer den bereits erwähnten Studien unter Wichern hatte Oe. die Landeinsamkeit in Sassen benutzt, die Lücken in seiner Bildung durch geschichtliche und socialpolitische Studien auszufüllen. Im Rauhen Hause hatte er das Griechische wieder aufgenommen, um das Neue Testament in der Ursprache lesen zu können. Weil Oe. nichts anderes wollte als dienen, „so heiligte ihm Gott die Gabe des Regierens, daß alles sich ihm freudig unterordnete"; manche seiner Rauhhäusler Pensionäre haben ihm noch in späteren Lebensjahren bezeugt, daß sie ihm ihr Bestes für Zeit und Ewigkeit verdankten". Nicht etwa nothgedrungen fügte sich der ehemalige Officier und Gutsbesitzer in das ganze Anstaltsleben des Rauhen Hauses, wo, „was man Comfort nennt, eine „terra incognita ist", wie er einstmals schrieb, „sondern fand für seine Person einen Ersatz für alle vergänglichen Freuden und Genüsse in reichem Maaße in den persönlichen Beziehungen zu den vortrefflichen Rauhhäusler Brüdern und den lieben unglücklichen Kindern, die ihm täglich mehr ans Herz wuchsen". Es konnte nicht ausbleiben, daß Oe. zu den Freunden des Rauhen Hauses und der Innern Mission in Hamburg auch in Beziehung trat. Seit 1872 gehörte er dem Verwaltungsausschuß für Innere Mission an, und als er 1875 zum Vorsteher der Stadtmission in Hamburg erwählt wurde, schied er aus dem Rauhen Hause. Von 1875 bis zu seinem Tode wohnte er im Mittelpunkt Hamburgs neben der Anscharcapelle, deren Prediger, besonders Rinck (s. A. D. B. LII, 634), einen Mittelpunkt für die Arbeiten der Innern Mission bildeten. Neun Jahre lang, bis 1884, stand Oe. der Hamburger Stadtmission vor. Wöchentlich einmal versammelte er in seiner Wohnung die Stadtmissionare, Brüder des

Rauhen Hauses, um sich, wo alsdann die Arbeit derselben besprochen wurde nach Betrachtung eines Schriftabschnittes. Im Spätherbst fand in einer der Stadtkirchen das Jahresfest statt, bei welchem Oe. den von ihm verfaßten Bericht vortrug, der mit schonungsloser Offenheit die Schäden des Volkslebens darlegte und Hoch und Niedrig zur Umkehr aufforderte. Oe. entwickelte erfolgreich eine bedeutende organisatorische Thätigkeit, zu der er besonders befähigt war. Vorzüglich bethätigte er sie in den christlichen Männer- und Jünglingsvereinen. Einer derselben, der „Norddeutsche Verein", der sich über Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck, Mecklenburg in 27 Vereinen erstreckte, wählte 1880 Oe. zum Vorsitzenden. Im Todesjahre Oertzen's (1893) bestand er aus 135 Vereinen. Ebenso erweiterte sich der Hamburger Jünglingsverein, der 1870 auf sieben Mitglieder zusammengeschrumpft war, bis 1879 auf sechs und bis 1893 auf 16 Vereine mit etwa 800 Mitgliedern. Oe. war vor allem bestrebt, daß denselben das Christenthum weder als eine langweilige noch als eine finstere Sache erscheine. Er war kein weltlicher Mensch, aber ebensowenig ein weltfremder. Von den Thematas, die in den Vorträgen des Vereins junger Männer in Hamburg behandelt wurden, waren weder geschichtliche noch litterarische, weder Politik noch sociale Fragen ausgeschlossen. Aber sowol in den Versammlungen als im Einzelgespräch drang er auf Entscheidung und Entschiedenheit bei seinen Freunden, denn das waren ihm die Mitglieder. Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Liberale und Socialdemokraten fanden sich bei diesen Versammlungen ein. Je offener er vor den letzteren das Berechtigte ihrer Forderungen anerkannte, desto deutlicher konnte er auch ihnen die Wahrheit sagen auf solchen Gebieten, auf denen sie in schweren Irrthümern befangen sind. Es war wohl berechtigt, solche Verhandlungen als „Evangelisation" im besten Sinne zu bezeichnen. Durch die Leitung des oben erwähnten Norddeutschen Bundes war Oe. auch in Schleswig-Holstein und den benachbarten Gebieten vielfach organisatorisch thätig. Der holsteinische Generalsuperintendent Jensen veranlaßte den Schleswig-Holsteinischen Verein für Innere Mission 1873 Oe. zum Leiter zu wählen. Oe. schlug zwar eine ihm geeigneter erscheinende Persönlichkeit dazu vor, allein da Jensen darauf nicht einging, so folgte Oe. diesem Rufe. Er sah sich nun auch als kirchlich berufen an. Darauf legte er besonderes Gewicht für seine Aufgabe daselbst. Denn der genannte Verein, 1850 gegründet, hatte anfangs manche Mitglieder unter den „Stillen im Lande" und stand dadurch unter herrnhutischem Einfluß und später durch den Hamburger Prediger, Doctor Craig, unter dem der Schottischen Freikirche, so daß die Gefahr nahe lag, daß die Vereinsmitglieder in sogenannten „Gemeinschaften" mehr und mehr von der Landeskirche entfremdet würden. Vielleicht deshalb hatte Jensen sich Oe. zum Vereinsleiter ausersehen, da Oe. grundsätzlich dafür wirkte, die Bestrebungen der Inneren Mission in Verbindung mit der Landeskirche zu bethätigen. Nachdem er 1884 die Leitung der Hamburger Stadtmission abgegeben hatte, konnte er sich dem Ausbau des Schleswig-Holsteinischen Vereins noch mehr widmen. Neben anderen Einrichtungen, die durch ihn ins Leben gerufen wurden, ist vor allem die Arbeitercolonie in Ricklingen zu nennen, in welcher heruntergekommene Menschen Arbeit und Beschäftigung fanden. Von landeskirchlicher Seite fand die segensreiche Wirksamkeit der sogenannten Evangelisten Anerkennung. Oe. ließ sich die Ausbildung derselben angelegen sein. Auf den Gnadauer Conferenzen fanden sich die Freunde der Gemeinschaftsarbeit aus ganz Deutschland zusammen, und waren daselbst Bewegungen und Arbeiten, wie sie in England und Amerika betrieben wurden, von manchen Kreisen übermäßig hoch eingeschätzt worden, so war Oe. unter den Versammelten der, welcher am nüch-

ternsten diese Erscheinungen beurtheilte. Er wollte seine Vereinsleute nicht, wie ihm vorgeworfen wurde, als eine Elite der vermeintlichen Frömmsten sammeln, sondern zu gegenseitiger Stärkung, gemeinsamer Erbauung, selbstverleugnender Arbeit. Diese Grundsätze geltend zu machen bot sich auch in seiner alten Heimath, Ostpreußen, Gelegenheit, als dort eine „wilde“ Gemeinschaftsbewegung sich ausgebreitet hatte. Verständige Laien daselbst wandten sich an Oe. um Rath. Er reiste hin und brachte Ordnung in die Sache. Unter jenen „wilden Evangelisten“ fand er solche, die in Schleswig-Holstein wegen Unlauterkeit beseitigt worden waren. Oe. genoß in seinen Kreisen unbedingtes Vertrauen, auch in nichtkirchlichen und manchen weltlichen Angelegenheiten, bei denen es oft auf Tact und Urtheil ankam. An einem Beispiel möge es gezeigt werden. Ein etwas pietistisch angehauchter Herr in Hamburg bat Oe., ihm ein Testament aufzusetzen, durch welches er sein ganzes Vermögen mit Uebergehung seiner Verwandten, milden Stiftungen vermachen wollte. Oe. stellte ihm vor, daß er über sein ihm vererbtes Vermögen nicht verfügen dürfe, gegen die Ansprüche der Verwandten, die er dadurch kränken würde. Evangelische dürften solche Mittel zu frommen Zwecken nicht anwenden. Es gelang Oe., den Herrn zu überzeugen und das Vermögen den Verwandten zu erhalten.

Oe. hatte bis zum Jahre 1893 rüstig in seiner sich stetig erweiternden Arbeit gestanden. Doch sah er sich nach Männern um, „die“, wie er schrieb, „auch meine Arbeit übernehmen können, wenn der Herr der Arbeit auch mir Feierabend gebietet“. Im Frühjahr 1893 bemerkten seine Verwandten einen Ausdruck der Müdigkeit in seinen Zügen. Wie schon öfter, suchte er Kräftigung in Kissingen zu erlangen, allein diesmal vergeblich, so daß er die Cur wiederholte. Am Ende dieses zweiten Aufenthaltes erklärte ihm der Arzt, daß das Magenleiden unheilbar sei. Ohne zu klagen, setzte er in Hamburg seine Arbeit fort. Noch vierzehn Tage vor seinem Hinscheiden hatte er die große Freude, einen Vereinssaal für christliche Zwecke mit einer Ansprache zu eröffnen. Seit Jahren hatte er sich von Gott einen solchen Versammlungssaal erbeten, der für 2000 Zuhörer groß genug war. Mit dem Erwerb desselben, zu dem eine Gönnerin der Mission mehr als 100 000 Mark gegeben hatte, war ein sehnlicher Wunsch erfüllt. Selbst am Tage vor seinen Abscheiden entließ er einen Freund, mit dem er Arbeiten besprochen hatte, mit den Worten: „Auf Wiedersehen in der Arbeit“. Am 11. November endete Oertzen's reich gesegnetes Leben durch einen sanften, kampflosen Tod. Nach einer Trauerfeier in der Anscharcapelle erfolgte dem Wunsche des Verewigten gemäß die Bestattung auf dem väterlichen Gute Leppin. Ein Kreuz mit der Inschrift, die er sich selbst gewählt hatte: „Dieser war auch mit dem Jesus von Nazareth“ bezeichnet seine Ruhestätte. In Hamburg aber wurde zu seinem Andenken durch freiwillige Gaben seiner zahlreichen Freunde das „Oertzenhaus“ erbaut, bestimmt zur Aufnahme der Agenten und Bureaus des Norddeutschen Männer- und Jünglingsbundes.

Vgl. J. v. Oertzen. Ein Lebensbild von D. v. Oertzen (Hagen in Westfalen, 168 S.). W. Sillem.

Oesterlein: Nikolaus Johannes Oe., der Begründer des Richard Wagner-Museums in Eisenach, entstammt einer in Oesterreich nicht unbekannten Familie. Der Großvater Joh. Nikolaus (1747—1809) gründete die erste österreichische Feuergewehrfabrik und machte als Besitzer bedeutender Fabrik- und Eisenwerke 1805 und 1809 beträchtliche Waffenlieferungen. Einer seiner Söhne, Nikolaus (1804—1838), von Beruf Comtorist, war Dichter und Belletrist und als solcher ein feinsinniger Beobachter der Natur. Er unter-

nahm und redigirte seit 1836 das „Oesterreichische Morgenblatt", das bis 1845 bestand, eins der besten Blätter Oesterreichs vor 1848. (Vgl. Dr. Constant v. Wurzbach's Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 21. Theil, 1870, S. 24 f.) Ein Bruder des Vorigen, Aloys, am 27. Mai 1801 in Wien geboren, war 1820—25 Fähnrich im venetianischen Infanterieregiment Nr. 26, errichtete, als er den Dienst verlassen, sowie sich 1826 mit Karoline Khel v. Khelburg (geboren am 6. Februar 1803 in Linz a. D., † am 14. April 1870 in Wien) vermählt hatte, in Wien eine Eisenhandlung und kaufte, nachdem er kurze Zeit die Eisenwerke eines verstorbenen anderen Bruders, Karl, in Lilienfeld bei St. Pölten geleitet hatte, 1850 die Eisenwerke, Bergwerke und Waldungen in Au, Seebach und Kreith bei Aflenz in Obersteiermark, mit dem Wohnsitze in Aflenz. Er starb, als der Geschäftsgang schon ungünstig wurde, am 20. August 1856 am Herzschlag.

Von den Kindern von Aloys und Karoline Oe. überdauerten das erste Kindesalter: Aloys Oe. d. Jüngere (1822—1871), Official im Wiener Landesgericht für Civilsachen, Geschäften abgeneigt und darin ungewandt, durch Augenschwäche an der Entfaltung vieler seltenen Anlagen behindert, einem stillen, ästhetischen Leben ergeben; Charlotte (1826—1885), Gattin L. M. v. Bernuth's (1818—1881), Besitzers einer Eisengewerkschaft in Hohenmauthen (Steiermark); Antonie, geboren 1836, vermählt mit dem französischen Hütteningenieur Julius Cäsar Andrieu (1821—1869); endlich:

Nikolaus Johannes, der die Fähigkeiten dieser aus Eisengeschäftsmännern und für das Schöne veranlagten weichen Seelen merkwürdig zusammengesetzten Familie in schöpferischer Mischung in sich vereinigte. Er wurde geboren in Wien am 4. Mai 1841 und erhielt durch des Vaters Berufswechsel 1850 seine Heimath in dem kleinen Markte Aflenz. Schon im 10. Jahre zeigte er sich, neben aller Munterkeit dieses Alters, sehr empfänglich für alles Weihevolle und Erhabene. Die brausenden Töne einer Kirchenorgel entzückten ihn; zwei Jahre hindurch ministrirte er bei der heiligen Messe. Zu Hause las er, nach einer von der Kirche gestatteten Sitte katholischer Länder, jeden Abend in Gegenwart der Familie mit ungeweihten Geräthschaften seine Messe. Später blies er während der Instrumentalmessen auf dem Chore die Flöte. Daneben machte sich der Trieb zum Sammeln, Sichten und Einordnen geltend, den Oe. an einer systematischen Tafel einiger hundert Bildnisse deutscher Dichter, an einer Mineraliensammlung bethätigte, alles dies schon verbunden mit der peinlichen Pedanterie des späteren Verfassers der Museumskataloge.

Herbst 1854 kam Oe., um auf dem Realschulwege höhere Bildung zu erwerben, in eine für junge reiche Leute beliebte Wiener Privatschule, die er, als er nach des Vaters Tode die großen Besitzungen zu übernehmen hatte, um sich das für deren selbständige Verwaltung nöthige Fachwissen anzueignen, mit dem strengeren Unterrichte der allgemeinen Realschule vertauschen mußte. Doch erlangte er nur in den sogen. Bildungsgegenständen Vorzugsclassen und konnte mit knapper Noth durchgebracht werden. In diese Zeit fällt seine erste Bekanntschaft mit Wagner durch Nestroy's Tannhäuserparodie (am 31. Octbr. 1857 im Karltheater zum ersten Male gegeben) und durch einen im Herbst 1858 wegen plötzlicher Erkrankung eines begleitenden Freundes nur halb gehörten Lohengrin, der in Oe. gleichwol einen ungewöhnlichen Eindruck hinterließ. Doch gab er sich rückhaltlos dem damaligen „Propheten"taumel und der Offenbachschwärmerei hin. Weitere Annäherung an Wagner verhinderte im Herbst 1860 sein Abgang auf die Bergakademie in Leoben, wo er während der Vorträge unter der Bank die deutschen Classiker las, wo Oberon und Werther den Doppelgipfel seiner Begeisterung bildeten und ein Professor vor

allen Hörern den Ausspruch that: „Sie sollen lieber ein Aesthetiker werden, als ein Bergmann!" Zugleich übte Oe. eifrig Gesang, Clavier, Flöte und Stockflöte (Czakan) und legte sich eine kleine, auserlesene Bibliothek der schönen Litteratur in guten Ausgaben und feinen Einbänden an.

Diesen Zwiespalt zwischen persönlicher Befähigung und von Außen aufgedrängtem Berufe löste der schwere wirthschaftliche Druck, der damals auf Oesterreich lastete. Weder dem Schwager Andrieu, der seit des Vaters Tode die Werke leitete, noch dem jugendlichen Oe. gelang es, den Rückgang aufzuhalten; in der Liquidation verschwand das Familienvermögen.

Oe. kehrte, um sich dem kaufmännischen Berufe zu widmen, im Mai 1865 mit seiner Familie nach Wien zurück. Er selbst sah später dieses Heruntersteigen in beschränkte Verhältnisse als die entscheidende Hinwendung seines Geschicks nach seiner Lebensaufgabe an. Hätte er die Besitzungen bis nach dem Kriege von 1866 halten können, so wäre er ein reicher Mann geworden, da die Eisenwerke dann förmlich gestürmt wurden. Aber, meinte er, die umfangreichen Geschäfte hätten ihn in Steiermark festgehalten und hätten ihn zu Wagner höchstens in ein oberflächliches Verhältniß gelangen lassen. Die großen Mittel, die ihm dann zu Gebote gestanden hätten, hätten ihm noch sicherer den Weg zu den kostspieligen Zerstreuungen seines Standes, als zu irgend welchen Großthaten für Wagner geebnet.

Ein Jugendfreund, Bosch, Mitchef der „Nußdorfer Bierbrauerei von Franz X. Bosch's Erben", die seit 1883 „Nußdorfer Bierbrauerei von Bachofen & Medinger" firmirt, brachte Oe. in seinem Geschäft unter und damit in ein Dienstverhältniß, dem Oe. nachmals reichliche Mittel zur Erwerbung seiner Sammlungen verdankte. Vorerst war er Kanzleibeamter mit 100 Kronen Monatsgehalt. Doch ließ ihm diese Stellung bereits manche freie Zeit für seine geistigen und künstlerischen Lieblingsneigungen. Er nahm Unterricht in der Harmonielehre, componirte kleinere Sachen und musicirte praktisch eifrig weiter, indem er sogar noch das Violoncell erlernte.

Nachdem ihm der Fliegende Holländer, Hans Heiling, Fidelio, die er auf gelegentlichen Geschäftsreisen von Steiermark nach Wien hörte, gezeigt hatten, daß es Höheres gebe, als Meyerbeer und Offenbach, brachte Strauß ihm Wagner im Concert nahe und immer hinterließ ihm diese Musik einen unsagbar tiefen Eindruck. Dazu kam Wagner im Theater. Oe. war jetzt der Durchschnittswagnerianer, der in dem aufgeführten Tonstück schwelgte, hinterher aber ebenso rasch in jedem andern Fahrwasser mitplätscherte. Als Beweis dafür erzählt er selbst, daß er, als die Meistersinger vom 21. Juni 1868 die ganze kleine engere Wagnergemeinde nach München zogen, mit größter Leidenschaft in Wien das 3. deutsche Bundesschießen mitmachte und sich einen Becher herausschoß.

Allen Zerstreuungen, die Wien so reichlich bot, entriß ihn endgültig die schon 1868 herausgekommene 2. Auflage von Wagner's „Oper und Drama", dessen mit schlagender Ueberzeugungskraft vorgetragene Kunstlehre der Begeisterung Oesterlein's Schliff und Fassung gab und durch ein im December 1868 eröffnetes Gastspiel Albert Niemann's, u. a. mit Tannhäuser und Lohengrin, seine anschaulich wirksamste Bestätigung erhielt.

Oe. ergab sich Wagner nunmehr gänzlich; dazu standen ihm von 1870 ab, wo er die Vertretung seines Hauses in Wien und die Eincassirung daselbst mit einem Jahrgehalt von 2400 Kronen nebst Provision erhielt, auch die Mittel zur Verfügung. Da half er die durch die neue Ausgabe des „Judenthums in der Musik" 1869 herausgeforderten Gegner im Theater bekämpfen und trat mit einer weit geringeren Schar für Liszt's in Wien ein-

ziehende Compositionen (4. April 1869 heilige Elisabeth, 31. December 1871 Christus, 1. Theil, u. s. w.) ein, denen er sogar noch Antriebe für Wagner entnahm. Auch für Bruckner war er einer der Ersten. 1870 reiste Oe. nach München zu Rheingold und Walküre, welche damals noch so weite Fahrt, lediglich Wagner's halber unternommen, Aufsehen erregte. Er sammelte Geld für das 1. Bayreuther Festspiel und warb für den „Wiener akademischen Wagner-Verein" mit solchem Erfolge Mitglieder, daß er als einer der Ersten zu dessen Ehrenmitgliede ernannt wurde. Eine zweite Reise nach München zum Tristan des 6. September 1874 entflammte ihn zur Verlobung mit der am 4. Januar 1853 geborenen Louise Klimsch, mit der er sich am 16. März 1875 vermählte. Er war dabei, wo in Wien in Privatkreisen, in öffentlichen Concerten und auf der Bühne Wagner gespielt wurde; als „Patron von Bayreuth" durfte er den Proben zu den von Wagner selbst geleiteten Concerten beiwohnen und schöpfte aus der unmittelbaren Nähe des „Meisters" Eindrücke, die nicht zum wenigsten den Ausschlag für seine spätere Unternehmung gaben. Es folgte für Oe. das erste Bayreuther Bühnenfestspiel vom 13., 14., 16., 17. August 1876 mit einem fast übernatürlichen Dasein, einem Auf- und Untergehen in der „sublimen Welt" des Nibelungenringes fast bis zur Auslöschung seines Ichs. Vielfach gedrängt, ließ er 1877 in 1. und 2. Auflage „Bayreuth. Eine Erinnerungsskizze" erscheinen, in die er eine bemerkenswerth objective Kritik der Aufführungen einflocht. Hieran schloß sich 1878 „Die Walküre und das Rheingold in Wien mit Hinblick auf das Bühnenfestspiel zu Bayreuth 1876. Eine kritische Parallele"; es war eine Verwahrung gegen die den Werken Wagner's, insbesondere den Nibelungen, in Wien bereitete Verwahrlosung.

Doch genügte sich Oe. mit diesem Allem nicht. In dem lebhaften Drange, daß er nach Maßgabe seines Dankgefühles hülfreich für Wagner's weitere große Pläne eingreifen müsse, kam ihm der Gedanke, seinen kleinen Bestand von Schriften Wagner's und über ihn zu einer förmlichen Bücherei aller für und wider die neue Kunst fechtenden Schriften zu erweitern und ein Verzeichniß derselben nach dem Muster von Hirzel's „Neuestem Verzeichniß einer Goethebibliothek" (1874) in reichster Ausstattung und kleiner Auflage drucken zu lassen. Indem sich alle seine früheren Liebhabereien und Eigenheiten, seine Sammel- und Systematisirungssucht und seine Peinlichkeit in der Ausführung von derlei Vorhaben mit Bewußtsein in den Dienst dieses mit hochgespannter Leidenschaft für Wagner ergriffenen Gedankenkeimes stellten, erwuchs aus ihm in schrittweise sich aufdrängender Erweiterung das Fächerwerk seines 3373 Nummern umfassenden „Kataloges einer Richard Wagner-Bibliothek, nach den vorliegenden Originalien systematisch-chronologisch geordnetes und mit Citaten und Anmerkungen versehenes authentisches Nachschlagebuch durch die gesammte Wagner-Litteratur". Die späteren Bände brauchten nur wenig neue Abtheilungen; der Grundsatz, daß jede in dem Verzeichnisse enthaltene Nummer auch in der Sammlung vorhanden sein müsse, wurde unverbrüchlich festgehalten. Der 1882 erschienene 1. Band durfte Wagner gewidmet werden, der kein Verständniß der hiermit seiner Sache errungenen neuen Seite bezeigte, recht kühl durch Frau Wagner für den „ungemeinen Fleiß der Begeisterung, welcher sich darin kund giebt" danken ließ und wünschte, daß „die Verbreitung des Buches . . . . die große Mühe lohne". Dieser 1. Band war für Oe. untrennbar mit der schmerzlichen Erinnerung an das Hinscheiden seiner Frau verknüpft. Sie litt die letzten fünf Jahre an einer Kniegelenkentzündung und mußte die letzten zehn Monate meistens im Bette zubringen, gerade während der Zeit der Vollendung des Bandes. Sie starb am 19. September 1881.

Kaum begann Oe. von der Arbeit am 1. Bande aufzublicken, so mußte er gewahren, daß er sich an etwas gewagt hatte, das noch unabsehbar lange nicht abgeschlossen war. Die Menge des bis zum Abschlusse des 1. Bandes, November 1881, Erschienenen, aber noch nicht Erworbenen und Verzeichneten wuchs mit jeder Umschau. Dazu kam, was der Tag brachte, dazu die Sturmfluthen des 2. Festspiels, des Todes Wagner's, Ludwig's II. und Liszt's, des ersten Pariser Lohengrins, dazu die regelmäßigen Hochfluthen der Festspiele. Nur bei den Notenwerken beschränkte er sich auf Wagner's Erstlingswerke, kleinere und seltnere Sachen, da die größeren Werke in den Katalogen und Archiven ihrer wenigen Verleger gesichert sind, und sparte Zeit und Geld für die ungleich gefährdeteren übrigen Gegenstände.

So drohte das Werk mehr und mehr durch die gesteigerten Anforderungen die Mittel des einfachen Privat- und Geschäftsmannes zu übersteigen. Dies ließ ihm den schon im 1. Katalogbande (S. VIII) leise angeschlagenen Gedanken eines Museums oder Wagner-Hauses als Eigenthum und Sehenswürdigkeit einer größeren Stadt, etwa Wiens, Münchens, Berlins, Leipzigs, reifen und in dem Schriftchen: „Entwurf zu einem Richard Wagner-Museum. Mit 4 Bildern in Lichtdruck", 1884, darlegen. Zahlreiche Blätter erklärten sich für Oe.; die „Bayreuther Blätter" (1884, Umschlag des Maistücks) waren für Unterbringung in „einer großen Staatsbibliothek" und daß „einige Sachverständige das massenhafte Material leicht sichten" würden. Die Geschwister v. Bülow-Wagner wünschten brieflich, Oesterlein's Absichten „möge dem Eifer der Freunde unserer Sache zu vollbringen gelingen". Die große Masse der Wagnerianer nahm als „selbstverständlich" an, daß eine solche Anstalt ihren Sitz in Bayreuth haben müsse. Gegen diesen Wahn, der den Wünschen Oesterlein's viele in den Großstädten vorhandene Nützlichkeitsrücksichten zu entfremden drohte, schrieb Oe.: „Das Richard Wagner-Museum und sein Bestimmungsort", 1884. Hier bezifferte er den Werth seiner Sammlungen auf 33 350 Mk. Wiederum viel allgemeines Wohlwollen und keine That. Liszt antwortete aus Rom 1884, daß zur Ausführung Frau Wagner „kraft ihrer Würde" berufen sei, und wich, 1886 von Oe. persönlich angegangen, unsicher aus. Der „Wiener akad. Wagner-Verein" erklärte, für solche Zwecke kein Geld zu haben, da er Alles nach Bayreuth schicken müsse. Doch rissen in den „Bayr. Bl." bis 1895 die Aufrufe zu allen möglichen anderen Geldzahlungen nicht ab. Oe. kam auf den Gedanken, mittels einer Ausstellung seiner Schätze durch Augenschein zu wirken; aber einige dazu von der „Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens" erbetene Säle des Künstlerhauses wurden abgeschlagen. Doch brachte er 1886 den 2. Katalogband heraus, der bis Nr. 5567 reichte und wiederum nur bis November 1881 Erschienenes enthielt.

Im September 1886 beschloß Oe. die Einrichtung einer eigenen kleinen Ausstellung, die später allgemein, ebenso wie die Gesammtheit der Sammlungen, „Museum" genannt wurde und wozu sich ein fünffenstriges Hochparterre im Hofe des von ihm bewohnten Hauses eignete. Die Familie Wagner lehnte ab, aus ihren Sammlungen einen Ehrenbeitrag zu geben. Der „Wiener akad. Wagner-Verein" veranstaltete am 2. April 1887 eine Vorfeier der Eröffnung, deren halbe Kosten Oe. tragen mußte, und wo der Redacteur der „Bayr. Bl.", Hans v. Wolzogen, die Festrede hielt (umgearbeitet abgedruckt in der Neuen Zeitschrift für Musik, 1888, Nr. 14—16, 18—20, 22, 23). Er urtheilte: „Oesterlein's Sammlung hat den Werth eines Culturbildes" (S. 164) und „nach Bayreuth ruft uns der Klang der Festspiel-Fanfaren! Das Recht des Museums künden uns dort die Musen" (S. 236). Bei der feierlichen Eröffnung am 3. April wurde von einer zahlreichen Versammlung hervor-

ragender und sonstiger Personen, worunter ein Vertreter des Ministers für Cultus und öffentlichen Unterricht, Oe. viel Ehre erwiesen. Es schien wieder Einer am Ziele. Und doch fühlte Oe. sich versucht, mit Schiller's Du Chatel auszurufen: „Was ich denke, darf ich nicht sagen"! Eine Reise nach Dresden September 1887 belohnte sich reichlich durch neue Erforschungen und Erwerbungen. Am 12. Januar 1888 hielt Oe. im „Wiener akad. Wagner-Verein" einen Vortrag mit Vorweisung zahlreicher Belegstücke aus den Sammlungen, der zu nichts führte. Er gab am 3. April 1888 einen kurzen „Bericht" über das Museum heraus, das auch während der folgenden sieben Jahre aus sehr mangelhafter Beachtung durch die Wiener nicht herauskam. Die höchste Wiener Gesellschaft, die sich von der als Wagnerianerin gepriesenen Fürstin Pauline Metternich und von Nikolaus Dumba den Ton angeben ließ, blieb dem Museum ebenso fern, wie die vom „Wiener akad. Wagner-Verein" geführten Scharen. Im allgemeinen lag das Museum nicht Wienerisch bequem genug gleich an der Ringstraße. Die Fremden aller Länder und Zonen wußten die Nr. 19 der Alleegasse zu finden, ebenso, als Oe. am 13. Februar 1889 den Eintritt frei gab, das unbemittelte Volk mit so beängstigendem Andrange, wenngleich würdigster Haltung, daß Oe. den Versuch nicht wiederholte. Auch Frau Wagner kam bei ihrem Besuche Wiens nicht ins Museum, wol aber ihre Kinder. Die Wiener und auswärtige Zeitungen blieben fortwährend günstig gestimmt; Oesterlein's Unternehmungen waren etwas geworden, worüber von Zeit zu Zeit, bei Gelegenheit neuer Erwerbungen u. s. w., berichtet werden mußte.

1891 erschien, diesmal mit reichlichen wörtlichen Anführungen ausgestattet, der 3. Band des Katalogs, der bis Nr. 9470, zeitlich bis zum 13. Februar 1883 ging. Die wissenschaftliche Würdigung der Arbeit Oesterlein's von Sachverständigen blieb nicht aus. Prof. Franz Muncker in München erklärte (Münchener Allgem. Ztg. v. 2. October 1891), es könne Oe. „jetzt nicht mehr im Stiche gelassen werden, ohne daß wir es künftig schwer bereuen werden". Das Institut de France (Académie des Beaux-Arts) in Paris nahm laut Zuschrift vom 5. April 1892 einstimmig die 3 Bände des Katalogs entgegen. Schwankend verblieben die „Bayr. Bl." (Glasenapp's fast ablehnende Besprechung des 1. Katalogbandes 1884, S. 23 ff.; warme Anerkennung nebst Wunsch eines „Mäcens" von H. v. Wolzogen, 1887, S. 125 f., sowie öfter Nachrichten über neue Erwerbungen u. dgl.).

Zu der 1892 in Wien veranstalteten „Internationalen Ausstellung für Musik- und Theaterwesen", an deren Spitze die Fürstin Metternich stand, erbot sich Oe., eine „Wagner's des Großen" würdige Abtheilung herzustellen. Da man ihm die Tragung der Kosten zumuthete, so lud er nur durch das (vom Unterzeichneten verfaßte, unter Oesterlein's Namen erschienene) Schriftchen: „Ueber Schicksale und Bestimmung des Richard Wagner-Museums in Wien. Festschrift zur Feier seines fünfjährigen Bestehens . . . zum Besuche des Museums" ein. Am 1. December 1892 erhielt Oe. vom Prinzregenten von Baiern den Michaelsorden IV. Classe. Zugleich sei erwähnt Oesterlein's Ernennung zum Ehrenmitgliede des „Neuen Richard Wagner-Vereins" in Wien, des „Akademischen Richard Wagner-Vereins" in Leipzig, des „Wagner-Vereins" in Brünn. Um Wagner's Todtenmaske zu erlangen, fuhr Oe. 1893 nach Venedig; doch gewann er es nicht über sich, das weihevolle Stück in Wien auszustellen. Entdeckungsreisen nach Zürich, Luzern, Paris mußte er sich versagen.

Persönlich verhandelte Oe. wegen Erwerbung des Museums mit den Behörden Wiens, die entschieden ablehnten; 1886 und 1891, gelegentlich einer

Anwesenheit, in Leipzig, sowie von dort aus 1891 persönlich in Berlin. Anfang 1890 kaufte Dr. Heinrich Pudor, Director des Kgl. Conservatoriums in Dresden, das Museum für 60 000 Mk., trat aber gegen ein Reugeld von 10 000 Mk. zurück. Auf sehr verlockende Anträge aus New-York und Philadelphia einzugehen, konnte Oe. sich nicht recht entschließen, ohne sie vorerst zurückzuweisen.

Zur Beschwörung der amerikanischen Gefahr sicherte sich am 21. December 1892 Dr. Rudolf Götze in Würzburg, nachmals in Leipzig, das Vorkaufsrecht zum Preise von 90 000 Mk. bis zum 1. April 1895 gegen Zahlung einer bei Nichteinhaltung der Frist verfallenden Summe von 10 000 Mk. Es bildete sich am 8. Januar 1893 eine „Gesellschaft zum Ankauf des Oesterlein'schen Richard Wagner-Museums für Deutschland", in der Dr. Götze, der durch die in dieser Sache bewiesene Thatkraft und Aufopferung für immer mit der Geschichte des Museums und des Wagnerthums verknüpft ist, die thatsächliche Leitung hatte. Frau Wagner blieb jedem Annäherungsversuch unzugänglich. Die Generalversammlung des Allgem. R. Wagner-Vereins lieh den Ankaufsbestrebungen „im Princip eine moralische Unterstützung" („Bayr. Bl." 1892, IX. Stück, Beilage). Dies die einzige Erwähnung jener Bestrebungen in den „Bayr. Bl."; ja, es wurde, als die Sammlungen zu stocken schienen, von Bayreuth aus „mit besonderer Geschicklichkeit ein förmlicher Kampf gegen die Erwerbung des Museums entfaltet" (Brief Dr. Götze's an Frau Wagner im „Kunstgesang", hrsg. von Schultze-Strelitz 1897, S. 286 und Allgem. Musik-Ztg., 1895, S. 59, 102 f.). Die Entscheidung brachte der Geh. Hofrath Prof. Joseph Kürschner in Eisenach, der den jetzigen kgl. preuß. Commerzienrath, Parfümeriefabrikanten Leichner in Berlin, zu seiner großen Spende vermochte. Das schließliche Gelingen des Ankaufs glich sehr dem Aufkommen Wagner's überhaupt. An die eine königliche Hülfe Leichner's von 40 000 Mk. reihen sich wenige Große. Es spendeten: kgl. württemb. Hofcapellmeister Dr. Obrist 8000 Mk., Dr. Rudolf Götze 5000 Mk., jetziger Professor Dr. Prüfer in Leipzig 5000 Mk., die Stadt Eisenach (als Stadt) 3000 Mk., Commerzienrath Schmidt in Viersen 1500 Mk., Kaiser Wilhelm II. 1000 Mk., kgl. Oberförster Timäus in Unter-Wiesenthal i. S. 1000 Mk., Regierungsbaumeister E. Peters in Berlin 1000 Mk., Agénor Boissier in Genf 1000 Mk., Richard Wagner-Verein in London 1000 Mk., Akad. Richard Wagner-Verein in Leipzig 1000 Mk. Hierzu kommen, die Würdigung des Oesterlein'schen Gedankens in der breiten Masse des Volkes bezeugend, die Menge der mittleren, kleinen und kleinsten Beiträge, zusammengefaßt in den Ergebnissen der Ortsausschüsse Eisenach (Beiträge von Privatpersonen) 8450 Mk., Leipzig 2255 Mk., Dresden 1445 Mk., Weimar 1001 Mk., in gegen 30 Einsendungen von 600—100 Mk., in gegen 70 Einsendungen unter 100 Mk. Gesammtsumme: 91 651 Mk. Das Museum wurde am 31. März 1895 für 85 000 Mk. angekauft und mit seinen 10 180 katalogisirten, sowie gegen 12 000 unkatalogisirten, nach Wagner's Tode fallenden Nummern der opferwilligen Stadt Eisenach zum im Sinne seiner Begründung pfleglichen Eigenthum überwiesen. (Vgl. Joseph Kürschner, Das Richard Wagner-Museum in Eisenach.)

Die Mittel zu seinen Sammlungen hatte Oe. den Erträgnissen seiner Berufsthätigkeit entnommen. Die Provision, die er als Platzvertreter der Nußdorfer Brauerei, außer dem festen Gehalt von 2400 Kr., bezog, betrug in den letzten Jahren 5—6000 Kr. Dazu kamen 1—2000 Kr. aus der Verwaltung einiger Häuser, deren erste er um 1875, noch einige in den 80er Jahren übertragen erhielt. Die höchste Spende, die dem Museum zufloß, waren 100 fl. von dem Prinzen von Hanau im Mai 1889. Daher mußte Oe.,

von den 80er Jahren angefangen, immer bedeutende Darlehen aufnehmen, die er von seiner Firma sowie von befreundeten Personen erhielt und zuletzt aus dem Kaufgelde deckte.

Oe. lebte der Hoffnung, daß das Museum noch einmal in einer deutschen Großstadt die Stätte seiner besten Ausnutzung finden werde. Nach dem Verkaufe veröffentlichte er 1895 den 4. Katalogband, der bis Nr. 10180 und bis zum 13. Februar 1883 reichte. Das ihm vom Kaufpreise des Museums verbliebene Capital verlor er durch Differenzspiel im Börsenkrach von 1895. Er gab 1898 in den Leipziger „Redenden Künsten“ (Heft 14—17, 19/21, 22, 24—27, 29—32, 37, 39/41 des Jahrganges 1897/8, in Bearbeitung durch den Unterzeichneten) die Geschichte seines Lebens und des Museums. Sein tödtliches Leiden war Arterienverkalkung, die nicht seinem Berufe zugeschrieben werden darf. Er verstand es ganz vorzüglich, sich, ohne etwas zu trinken, bei der Kundschaft beliebt zu machen. Doch trank er Mittags 1/8 oder 1/4 Wein mit Soda, Nachmittags im Café seinen Schwarzen, Abends einige kleine Gläser Bier. Er rauchte viel, doch nicht stark. Entschieden mit in Rechnung zu ziehen sind die unaufhörlichen Gemüthserregungen, gegeben durch den Genuß von mehr als 600 Wagnervorstellungen, durch die Parteigängerschaft und Werbung für Wagner, die Wechselfälle des Sammlerberufes, die Geldnöthe, verbunden mit der geheimen Sorge, die Firma möchte doch einmal das Vertrauen verlieren und ihn entlassen, was ihn vielleicht auch bestimmte, auf den ihm jedes Jahr angebotenen Erholungsurlaub, außer zu seinen kurzen Wagnerischen Reisen, zu verzichten, endlich durch die in den letzten Jahren eingerissene Leidenschaft zum Spiel am Turf und an der Börse; dies Alles vielleicht einwirkend auf dem Untergrunde einer vom Vater ererbten Anlage. Oe. starb, nachdem er am 23. September 1898, schon sehr unwohl, seine letzte Wagnervorstellung, den „Siegfried“, besucht hatte, am 7. October 1898.

Mit der Gründung des Oesterlein'schen Museums und seiner Erwerbung für Eisenach war wieder einmal die Erfahrung der Musikgeschichte (Kretzschmar, Musikal. Zeitfragen, 1903, S. 39) wahr geworden, daß „wichtige Wendungen und Entscheidungen als Thaten der Laienwelt ohne oder wider die Fachleute [hier Bayreuth] durchgesetzt worden“ sind. Zu einer Zeit, die Wagner ausschließlich mit dem musikalischen Gefühl erfaßte, und darin selber sicherlich Möglichstes leistend, war Oe. doch hinreichend veranlagt, geschult und gewillt zum Empfange des geistigen Funkens im Kunstwerk, dazu begabt mit dem weiten Geschäftsblick und dem harten Geschäftssinn seiner Familie und seines Berufes. So mußte unter knapp ausreichenden äußeren Umständen ein Werk entstehen, dem das Merkmal der Größe, der Schweiß und die Mühe der Unzeitgemäßheit, nicht fehlte. Sie bestand darin, daß Oe., gleich unparteiisch nach beiden Seiten, den Stoff für jede Behandlung dieser einzig merkwürdigen Kunstbewegung zusammentrug und damit zugleich das Nährgut für ein neues Geschlecht von Wagnerianern einbrachte, die das Leben Wagner's und die Entstehung seiner Kunst mit weiteren Linien, als bisher noch einer gedacht hatte, umziehen, diese Kunst selbst mit ganz anderen Sinnen erfassen werden, als die von Feinden und Freunden Wagner's gleichmäßig verhetzte und verfälschte Vergangenheit und Gegenwart. Moritz Wirth.

Osterloh: Ernst Robert O., Dr. jur., königlich sächsischer Geheimer Hofrath und ordentlicher Professor des Civilprocesses an der Universität Leipzig, wurde geboren am 13. März 1813 in Dresden. Er besuchte die dortige Kreuzschule bis 1831 und studirte alsdann in Leipzig die Rechte. Von 1840 an war er daselbst Advocat. Unmittelbar aus diesem praktischen Beruf wurde er 1850 zum ordentlichen Professor in Leipzig ernannt. In

den Jahren 1869—73 war er stellvertretendes Mitglied des Staatsgerichtshofes. Er gehörte weiter der Verwaltungsdeputation an und leitete beinahe 15 Jahre lang das kgl. Convictorium an der Universität Leipzig, wobei er nicht unwichtige Reformen vornahm.

Um das sächsische Proceßrecht hat sich O. große Verdienste erworben. Sein umfassendes 1195 Seiten starkes zuerst im J. 1843 erschienenes Werk „Der ordentliche bürgerliche Prozeß nach Königlich Sächsischem Rechte“ (2 Bde., Leipzig) hat vier, seine „Summarischen bürgerlichen Prozesse nach Königlich Sächsischem Rechte“ (1845) haben drei Auflagen erlebt. Auch auf dem Gebiete des gemeinen deutschen Civilproceßrechtes war der unermüdlich schaffende Gelehrte litterarisch thätig; so gab er u. a. im J. 1856 ein „Lehrbuch des gemeinen deutschen ordentlichen Civilprozesses“ (2 Bde.) heraus. Seine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete O. endlich stets den Bestrebungen zur Reform des Civilproceßrechts. Im J. 1865 ließ er unter dem Titel „Die Reform der Civilprozeß-Gesetzgebung in Sachsen und in Deutschland“ (158 S., auch abgedruckt in der Zeitschrift für Rechtspflege und Verwaltung zunächst für das Königreich Sachsen N. F., Bd. 26, S. 289 ff.) eine Kritik der damals veröffentlichten Entwürfe einer Sächsischen und einer in Hannover berathenen für die Deutschen Bundesstaaten bestimmten Civilproceßordnung erscheinen. 1870 erstattete er im Auftrage der ständigen Deputation des deutschen Juristentages für den Deutschen Juristentag ein „Gutachten über einen Entwurf einer Prozeßordnung für den Norddeutschen Bund“ (154 S.; auch abgedruckt in der oben genannten Zeitschrift N. F. Bd. 34, S. 193 ff.)

Auch außerhalb seines Berufes suchte und fand O. Fühlung mit der akademischen Jugend. So war er zehn Jahre lang Vorsteher und zugleich treuer Berather des Universitäts-Sängervereins zu St. Pauli.

Am 20. August 1884 verschied der hochverdiente Gelehrte als Senior der juristischen Facultät im 72. Lebensjahre, nachdem er noch beinahe bis zum Schlusse des Sommersemesters seine Pflichten als Lehrer erfüllt hatte.

Außer den schon erwähnten Arbeiten hat O. noch einen Commentar zur sächsischen Civilproceßnovelle vom 30. December 1861, mehrere akademische Programme (1860, 1864, 1868, 1880) und Abhandlungen in der „Zeitschrift für Rechtspflege und Verwaltung zunächst für das Königreich Sachsen“ verfaßt.

Vgl. Haan, Sächsisches Schriftsteller-Lexikon. Leipzig 1875, S. 247 und Bericht des abtretenden Rectors der Universität Leipzig Max Heinze über das Studienjahr 1883/84, S. 11. M. P.

Osterwald: Karl Wilhelm O., Pädagog und Dichter, wurde am 23. Februar 1820 zu Bretsch bei Osterburg in der Altmark geboren, wo sein Vater Lehrer war, erhielt durch diesen und durch einige wohlwollende Geistliche den vorbereitenden Unterricht und trat dann in das Gymnasium zu Salzwedel ein, dessen damaliger Rector Danneil ihn vor allem zum Studium der Botanik anregte. Mit 14 Jahren wurde er Zögling der Pensionsanstalt der Francke'schen Stiftungen in Halle und besuchte als solcher die lateinische Hauptschule. Durch eine Reihe ausgezeichneter Lehrer, wie Bergk, Eckstein, Scheibe wurde er hier schon tiefer in die philologischen Studien eingeführt, als dies sonst auf Gymnasien der Fall zu sein pflegt. In den Jahren 1840 bis 1844 studirte er Philologie in Halle, wo er zwar wegen Mangels an Mitteln ein sehr eingeschränktes aber geistig desto regsameres Leben führte, und begann nach Beendigung seiner Studien unter Eckstein's Rectorat an der Latina daselbst sich für den praktischen Lehrerberuf auszubilden. Schon im

folgenden Jahre berief ihn der Director H. A. Niemeyer als Inspectionslehrer an das Königliche Pädagogium in Halle; 1850 ging er als Conrector am Domgymnasium nach Merseburg und Michaelis 1865 übernahm er das Directorat des Gymnasiums in Mühlhausen in Thüringen. Fünfzehn Jahre später wurde ihm auch die Oberleitung des Real-Progymnasiums übertragen, und für beide Anstalten sorgte er mit seltener Treue, bis ihn im Herbst 1886 ein schweres Lungenleiden befiel, das am 25. März 1887 seinen Tod zur Folge hatte. Den ungefähr acht Tage vorher erfolgten Tod seiner Gattin, mit der ihn ein selten inniges Verhältniß verband, und die ihn in seiner letzten Krankheit mit aufopferndster Treue gepflegt hatte, hat er nicht mehr erfahren. Zwei Jahre später, am 18. Juni 1889, wurde sein von dankbaren Schülern und treuen Freunden gestiftetes Denkmal in Mühlhausen eingeweiht.

O. war ein reich begabter und vielseitig gebildeter Mann, und als solcher bekundet er sich auch in seinen Schriften. Diese sind theils streng wissenschaftliche Arbeiten aus der comparativen Mythologie („Iwein, ein keltischer Frühlingsgott", 1853; „Homerische Forschungen. 1. Theil. Homer-Odysseus. Mythologische Erklärung der Odysseussage", 1853), theils pädagogische Schriften, durch welche er der Jugend die Schätze des classischen Alterthums und des deutschen Mittelalters nahe zu bringen suchte („Erzählungen aus der alten deutschen Welt", VIII, 1848—66, zum Theil in 6. Auflage; „Helden der Sage und der Geschichte, nach ihren Dichtern für die deutsche Jugend geschildert", II, 1886), theils Darbietungen auf dem Gebiete der Dichtkunst, und gerade hier zeigt sich O. als ein vielseitiger und fruchtbarer Dichter. In seinen „Gedichten" (1848, 3. verm. Aufl. 1873) hat der Lyriker den ersten Platz; die Natur-, Wander- und Liebeslieder sind so zart und lieblich, jugendlich heiter, von so großem Wohllaut und dabei so einfach und allgemein verständlich, daß man ein Volkslied zu hören glaubt, und es ist daher ganz erklärlich, daß zahlreiche Componisten, vor allem Osterwald's Freund Robert Franz, gegen 70 Lieder vertont haben. In den Gedichtsammlungen „Im Freien" (1862) und „Im Grünen" (1853) wiegt die Naturbetrachtung und das elegische Versmaß vor; als patriotischer Dichter von starkem Gefühl tritt O. auf in seinen Sammlungen „Bleibt einig! Zeitgedichte" (1870) und „Deutschlands Auferstehung" (1871), während er in „Zur häuslichen Erbauung" (1854) religiöse Gedichte, reich an poetischer Empfindung, bietet. Hierher gehören auch die von O. gedichteten Texte zu zwei Cantaten „Winfried und die heilige Eiche bei Geismar" (componirt von H. D. Engel in Merseburg) und „Frühlingsfeier" (componirt von G. Schreiber in Mühlhausen) und zum Oratorium „Die Auferweckung des Jünglings zu Nain" (componirt von G. Schreiber). Die beiden Dramen Osterwald's „Rüdeger von Bechlaren" (1849) und „Walther und Hildegunde" (1867) behandeln die bekannten Stoffe aus der hunnisch-germanischen Sage, und sind besonders im ersteren die Hauptpersonen so klar gezeichnet, daß sie sich unser Interesse bis zum Schluß des Stückes erhalten. Weniger befriedigt das lang ausgesponnene epische Gedicht „König Älfred" (1855), das in der Titurelstrophe Wolfram's von Eschenbach geschrieben ist, die den meisten Lesern doch nur fremd ist und auch fremd bleiben wird.

Heinrich Kurz, Literaturgeschichte, 4. Bd., S. 18, 362, 505. — Karl Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit u. Gegenwart, 7. Bd., S. 443. — Saale-Zeitung, Nr. 73 u. 118, Jahrg. 1887 (Dr. A. Borst). — Programm des Gymnasiums zu Mühlhausen, Ostern 1888.

Franz Brümmer.

Oetker: Karl O., jüngerer Bruder von Friedrich Oe. (s. A. D. B. XXIV, 541 fg.), geboren am 22. September 1822 in Rehren in der Grafschaft Schaumburg (Kreis Rinteln), Sohn einfacher Landleute, genoß den ersten Unterricht in der Dorfschule zu Rehren, besuchte dann das Gymnasium zu Rinteln und bezog im Frühjahre 1842 als studiosus juris die Universität Marburg. Nach dreijährigem Studium, gefördert besonders durch Endemann (Processualist) und Büchel (Pandektist), bestand er im Juni 1845 das Facultätsexamen und im October desselben Jahres die Staatsprüfung in Kassel, beide mit trefflichem Erfolg. Der Eintritt in den Vorbereitungsdienst aber wurde ihm als Bruder Friedrich Oetker's, ähnlich wie dem Sohne Schwarzenberg's und dem Bruder Wippermann's, durch die Willkür der kurfürstlichen Regierung wiederholt versagt. Er bereitete sich daher für die akademische Laufbahn vor, promovirte im März 1847 und habilitirte sich im Mai dieses Jahres als Privatdocent bei der juristischen Facultät in Göttingen. Seine scharfsinnige, geschichtlich und dogmatisch wohl fundirte Habilitationsschrift behandelte das Retentionsrecht und den Nachlaßvertrag im Concurse. Auch seine Lehrthätigkeit eröffnete er unter den günstigsten Auspicien. In seinem Vortrage — abweichend von der bisher geübten Methode des Dictirens — wußte er sich den vollsten Beifall seiner Zuhörer zu erringen. Aus der Göttinger Periode stammen noch eine Anzahl von Recensionen in Richter und Schneider's kritischen Jahrbüchern.

Mit dem Frühjahr 1848 war das Hinderniß beseitigt, das seinem Zugange zur kurhessischen Rechtspflege entgegengestanden hatte. Da er sich mittlerweile verlobt hatte — mit Klementine Heusinger v. Waldegg — und bald zu heirathen wünschte, so entsagte er dem liebgewordenen Lehrberufe und siedelte auf Anrathen seines Bruders Friedrich im Herbst 1848 als Obergerichtsanwalt nach Kassel über. Er betrieb die Advocatur zunächst mit diesem vereinigt und übernahm dann, als die Hassenpflug'sche Reaction den Bruder aus Hessen und aus Deutschland vertrieb, auch dessen Antheil. Als Anwalt — die Pflichten dieses Amtes im höchsten Sinne erfassend — hat er bis zu seinem Tode ununterbrochen dem Rechte gedient. In den fünfziger Jahren einer der besten Vertheidiger in schwurgerichtlichen Sachen, hat er später durch einen Mordproceß, in dem er zu plädiren hatte, aufs tiefste seelisch erschüttert sich ganz auf civile Rechtssachen und Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit beschränkt. Besonders in Vertrauenssachen, die neben Rechtskunde und vollster Zuverlässigkeit diplomatisches Geschick des Anwalts in schwierigsten Verhandlungen erfordern, bewährte sich sein Können. Manchem Verzweifelten, der keinen Ausweg mehr sah, hat er die rettende Hand gereicht. „Friede sei mit Dir", mit diesen Worten theilte er noch in seiner letzten Lebenszeit einem Schaumburger Landsmanne, der durch arge Unbesonnenheit in die schlimmste Lage gerathen war, den tröstenden Erfolg seines Bemühens mit.

In die Zeit der gemeinsamen Advocatur der Brüder Oetker fiel der Umsturz der kurhessischen Verfassung von 1831 durch das Ministerium Hassenpflug. An Friedrich Oe., dem Vorkämpfer der liberalen verfassungstreuen Partei, fand Hassenpflug seinen gefährlichsten Gegner. Als Rechtsbeistand des Bruders, der offensiv und defensiv die Gewaltmaßregeln Hassenpflug's mit allen gesetzlichen Mitteln bekämpfte, hat Karl Oe. in Rechtssachen von weittragender politischer Bedeutung auch seinerseits dem Minister den entschlossensten Widerstand mit vollem Rechtserfolge entgegengesetzt. Im Verein mit Heinrich v. Sybel und Adam Pfaff vertheidigte er Friedrich Oetker vor den Kasseler Geschworenen wegen eines Artikels der „Neuen Hessischen Zeitung", in dem der Regierung „ein Deficit an Geld, Redlichkeit und Ehrgefühl" vorgeworfen

war. Die Verhandlung endete mit Freisprechung (vgl. Fr. Oetker, Die Redlichkeit und das Ehrgefühl des Ministeriums Hassenpflug vor dem Schwurgerichte zu Cassel, 1850). Als im Herbst 1850 die Regierung zum offenen Verfassungsbruche schritt, den Kriegszustand proklamirte und Hassenpflug gestützt auf verfassungswidrige Verordnung die Druckerei der von Fr. Oetker redigirten Neuen Hessischen Zeitung militärisch besetzen ließ, erwirkte Karl O. ein unbedingtes Mandat des Kasseler Obergerichts, wodurch die Entfernung der Militärwache angeordnet und jeder weitere Versuch, die Herausgabe und Verbreitung der Zeitung zu hindern, untersagt wurde. In gleicher Weise und mit dem gleichen Erfolge trat er bald darauf für die persönliche Freiheit des Bruders ein, den der Oberbefehlshaber Generallieutenant v. Haynau rechtswidrig hatte verhaften und in das Kasseler Kastell abführen lassen. Die vereinigten Civilkammern des Kasseler Obergerichts erklärten die Verhaftung für ein „factum nullo jure justificabile“ und erließen das unbedingte Mandat auf sofortige Freilassung. Die Vollstreckung scheiterte freilich an der Renitenz der Militärbehörden. Und bald sollte an der Bundesexekution der verfassungsmäßige Widerstand der Gerichte gegen die September-Verordnungen Hassenpflug's erlahmen.

Nach der Aufhebung des Kriegszustandes durch die Verordnung vom 19. December 1854 erwirkte K. Oetker die Einstellung des gegen Fr. Oetker im Herbst 1851 eingeleiteten Strafverfahrens „wegen Erregung von Mißvergnügen gegen die Staats-Verwaltung“ und eröffnete dadurch dem Bruder nach mehrjährigem Exil die Rückkehr in die Heimath.

Die Jahre bis 1859 boten zu politischer Bethätigung keinen Raum.

In dem Concurse der Kasseler Leihbank, einem Ereigniß, das die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich zog — ausführlich geschildert von Karl Braun, Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei (3. Aufl.) IV, 5 fg. — trat K. Oetker als Verwalter der Masse wirksam ein für die Interessen der schwer betroffenen Gläubiger.

Als mit dem Wechsel in der preußischen Regierung durch die Regentschaft des Prinzen von Preußen sich eine der Wiedereröffnung des kurhessischen Verfassungskampfes günstige politische Constellation ergeben hatte, kehrte Fr. Oetker nach Kassel zurück und es begann dann seit Herbst 1859 unter eifriger Mitwirkung Karl Oetker's die Agitation für Herstellung der Verfassung von 1831 (vgl. Fr. Oetker, Lebenserinnerungen III, 113 fg.). In der deutschen Frage, die fast gleichzeitig durch die Begründung des Nationalvereins wieder in Fluß kam, stand K. Oetker als thätiges Mitglied dieses Vereins auf dem Boden des Gagern'schen Programms (von 1848): bundesstaatliche Einigung Deutschlands ohne Oesterreich unter preußischer Führung.

Nach Herstellung der alten Verfassung (Juni 1862) wurde K. Oetker in die kurhessische Ständeversammlung gewählt und hat ihr bis zu ihrem Ende angehört. Durch seine Redebegabung, seine juristische Gewandtheit, seine nie sich verleugnende Besonnenheit gewann er eine auch von politischen Gegnern anerkannte Bedeutung. Besonders bemerkenswerth sind der Antrag auf Budgetvorlage, den er im November 1862 stellte, nachdem zwölf Jahre hindurch die Steuern und Abgaben ohne verfassungsmäßige ständische Bewilligung forterhoben worden waren; sein Bemühen um Rückziehung des provisorischen Gesetzes von 1851, wodurch das Mitwirkungsrecht der Stände bei Besetzung des Oberappellationsgerichts beseitigt wurde; der mit Fr. Oetker zusammen im März 1866 eingebrachte, von den Ständen angenommene Antrag auf Minister-Anklage.

Auch als Anwalt hat er der Verfassungssache einen wichtigen Dienst ge-

leistet, indem er in einen Proceß wegen Jagdfreiheit ein die Hassenpflug'sche Jagdordnung vom 26. Januar 1854 für unverbindlich erklärendes Urtheil des Kasseler Oberappellationsgerichts erwirkte (der Rechtsstreit veranlaßte die bekannte Schrift Martin's über die Rechtsverbindlichkeit landesherrlicher Verordnungen, 1864).

Mit der Einverleibung des Kurstaats endete für längere Zeit die parlamentarische Thätigkeit K. Oetker's. Seine Antheilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten aber erlitt keine Unterbrechung. In populären Vorträgen (über die preußischen Grundbuchgesetze), in politischen Versammlungen (Berathungen über die kurhessische Gemeindeordnung von 1834 im November 1874 in Kassel), in Gutachten (über die Regelung des ehelichen Güterrechts in Hessen), in der Presse (von bleibendem Werth Artikel der Hessischen Morgen-Zeitung Nr. 2984—2987 von 1868, der National-Zeitung Nr. 395 von 1890 über den Untergang der kurhessischen Selbstständigkeit) suchte er belehrend, fördernd, abmahnend gegenüber fehlgehenden Neuerungsbestrebungen, besonders in hessischen Dingen, zu wirken. Beim Empfange des Königs Wilhelm in Kassel im August 1867 äußerte dieser zu Karl Oe., es sei nach der Annexion in Hessen manches geschehen, das nothwendig abgestellt werden müsse. O. war ein überzeugter Anhänger der nationalliberalen Partei, trat aber warm ein für die Erhaltung berechtigter Eigenthümlichkeiten seiner engeren Heimath, ohne sich durch den unverständigen Vorwurf des Particularismus beirren zu lassen.

In dem bekannten Fideicommißstreit der Agnaten des Kurhauses mit dem preußischen Staat hat Oe., ohne ein Mandat anzunehmen, die von ihm für gerecht erkannte Sache der Kläger durch Rath und Schrift unterstützt.

An den Verhandlungen zur Neuordnung des hessischen Landes-Kirchenrechts war er als Mitglied der außerordentlichen Synoden von 1869/70 (durch Wahl) und von 1884 (durch königliche Ernennung) wesentlich betheiligt.

Seiner politischen Grundanschauung getreu hat er sich den Aufgaben der Selbstverwaltung in der politischen, der kirchlichen Gemeinde und in Standesangelegenheiten trotz einer Ueberfülle von Berufsgeschäften hingebend gewidmet. Er war lange Jahre hindurch Vorsitzender der Anwaltskammer und des Ehrengerichts der Rechtsanwälte des Oberlandesgerichtsbezirks Kassel. Wiederholt hat er den städtischen Körperschaften Kassel's angehört. Die lutherische Gemeinde in Kassel, in deren Vorsteheramt er den Vorsitz führte, dankt ihm ein neues Gemeindestatut.

Den Geist des Christenthums sah er mehr in der Nächstenliebe, als im Dogma. In diesem Sinne fanden die Ziele der christlichen Diakonie, Armenpflege, Krankenpflege, Rettung Verwahrloster, seine freudige Zustimmung und thatkräftige Unterstützung. Um das hessische Diakonissenhaus, dessen Vorstand er angehörte, hat er sich ein wesentliches Verdienst erworben. In gleichem Geiste wirkte er in der Direction des lutherischen Waisenhauses zu Kassel.

Der Tod seines Bruders Friedrich, 17. Februar 1881, rief ihn wieder auf den parlamentarischen Schauplatz. Er wurde an dessen Stelle Vertreter des Wahlkreises Rinteln im preußischen Abgeordnetenhause und blieb es bis zu seinem Tode. Auch in den Reichstag ist er wiederholt gewählt worden (für Rinteln-Hofgeismar-Wolfhagen, 1884 und 1887). Konnte er auch eines Halsübels halber in den Plenarverhandlungen nur selten das Wort ergreifen, so hat er doch in den Sitzungen der nationalliberalen Fraction, in Commissionen und in Verhandlungen mit der Regierung fruchtbringend gewirkt und berechtigte Interessen seines Wahlkreises erfolgreich verfochten. Das volle Vertrauen seiner Wähler stand ihm bis zuletzt zur Seite.

Der Wahrung des Rechtes, das ihm höher galt als alle Politik, hat er Parteirücksichten stets untergeordnet. Die Beschlagnahme des Vermögens des Kurfürsten von Hessen durch das preußische Gesetz vom 15. Februar 1869 widersprach seinem Rechtsgefühl und er hat noch in seiner letzten Lebenszeit sich bemüht, zu Gunsten der geschädigten Allodialerben des Kurfürsten einen Ausgleich mit der preußischen Regierung herbeizuführen (Eingabe der kurhessischen Mitglieder des Abgeordneten-Hauses ohne Unterschied der Partei an das preußische Staatsministerium vom Mai 1892, durch O. veranlaßt).

Das Schicksal hat es gefügt, daß sein letzter parlamentarischer Bericht (Drucksachen des Abg.-Hauses, 17. Legisl.-Periode, 4. Session, Nr. 166) der Beseitigung alten Unrechtes galt. Das preußische Gesetz vom 2. März 1850 betr. die Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse war infolge schwer begreiflichen Uebersehens in Neu-Vorpommern und Rügen wiederholter Petitionen ungeachtet nicht eingeführt worden, so daß dort das Legen der Bauerngüter bis in den März 1892 fortgedauert hat. Durch das Gesetz vom 12. Juni 1892 ist endlich das Unwesen beseitigt worden.

Bald nachher setzte zunehmende schwere Krankheit Oetker's weiterem Wirken ein Ziel. Am 24. August 1893 ist er in Berlin, wohin er seit Frühjahr 1889 übergesiedelt war, gestorben.

Friedrich Oetker.

Otterstedt: Georg Ulrich Ludwig Joachim Friedrich Freiherr von O., preußischer Diplomat, wurde am 11. December 1769 geboren und starb zu Baden-Baden am 27. März 1850. Er gehörte einem alten märkischen Adelsgeschlecht an, das besonders im Teltower Kreise angesessen war. Sein Vater Joachim Ernst v. O. auf Dahlwitz starb 1787. Seine Mutter war eine geborene v. Kleist. Seine Laufbahn begann er im Heere, indem er im November 1783, noch nicht vierzehnjährig, als Gefreiter-Corporal in das in Berlin stehende Infanterieregiment Alt-Woldeck Nr. 26, das später Alt-Larisch hieß, eintrat. Am 1. August 1786 wurde er Fähnrich, am 3. April 1788 Secondlieutenant, am 6. October 1797 Premierlieutenant. Am 2. Juli 1801 erhielt er auf sein Ansuchen den Abschied mit dem Charakter als Capitän. Er befreundete sich in dieser Berliner Zeit eng mit der anderthalb Jahre jüngeren Rahel Levin, der späteren Frau Varnhagen v. Ense's, und scheint auf sehr vertrautem Fuße mit dem geistreichen Mädchen gestanden zu haben, das sich noch lange nachher als seine „olle Rihle“ unterschrieb, ihn „Loschonkaudesch“ nannte, ihm in fröhlicher Laune das Mauscheln beibrachte und in einfachen Verhältnissen Freud und Leid mit ihm theilte. Dieser Verkehr macht Varnhagen's Angaben glaubwürdig, daß der junge Officier sich republikanischen Anschauungen zuwandte, infolgedessen um seinen Abschied einkam und nach Paris ging. Dort suchte er den mit ihm nahe verwandten philanthropischen Sonderling Graf Gustav Schlabrendorf (s. A. D. B. XXXI, 320 bis 323) auf. Durch ihn wurde er mit Personen und Verhältnissen in Frankreich bekannt. Wenn man Varnhagen Glauben schenken darf, widmete er sich in Paris der Bandfabrikation. Trifft das zu, so geschah es offenbar, um sich einen Lebensunterhalt zu verschaffen. Der Aufenthalt in Frankreich und der Umgang mit seinem Verwandten hat augenscheinlich abkühlend auf seine jakobinischen Ansichten eingewirkt. Denn in der Zeit der Befreiungskriege hatte er sich längst wieder zur deutschen Sache zurückgefunden. Er gewann das Vertrauen des Freiherrn vom Stein, der ihn zu Anfang des Jahres 1814 dem neuernannten Generalgouverneur des Mittelrheins Justus Gruner zur Verwendung empfahl. Gruner unterstellte O. die Verwaltung des Donnersberg-Departements in Worms, die dieser mit großem Eifer in die Hand nahm.

Von Worms unternahm er noch im J. 1814 eine Reise zu politischen Zwecken nach Wien. Er wußte sich mit großer Gewandtheit fürstlichen nnd sonstigen hochgestellten Personen zu nähern, was den ihm auch schnell nahe getretenen Varnhagen eifersüchtig machte und schon im J. 1815 mit Mißtrauen gegen ihn erfüllte, so daß es bei ihm Wurzel faßte, als Jemand behauptete, O. spreche jedem nach dem Munde. Besonders gelang es ihm, die Gunst König Friedrich's von Württemberg und dessen Sohnes, des nachmaligen König Wilhelm's I. zu gewinnen. Nach dem Kriege erhielt O. das Eiserne Kreuz am weißen Bande. Im Sommer 1815 finden wir ihn als preußischen Geschäftsträger in Frankfurt a. M. und in Verkehr mit Goethe und Willemer. Mit Varnhagen bemühte er sich damals um die Wette, dauernd in der Diplomatie verwendet zu werden. Seine Jugendfreundschaft mit Rahel wurde hier aufgefrischt. Die von seinem Einfluß und seinen Verbindungen Vortheile erhoffende kluge Jüdin fand, daß er sehr verschieden von ihrem Gatten sei, meinte aber, daß man diese Verschiedenheit mit Einsicht ausgleichen könne. Sie urtheilt über ihren alten Courmacher: „Wenn wir allenthalben solche entschlossenen, thätigen und nachdrücklichen Geschäftsleute hätten, würden wir geliebt und kräftig in Deutschland dastehen“. Als sie erfuhr, daß O. sich um den Posten in Darmstadt und Nassau bemühe, redete sie ihrem Gatten zu, ihn dabei zu unterstützen, und in der That hat sich Varnhagen seiner bei seinem Freunde Staegemann, dem einflußreichen Berather des Staatskanzlers Hardenberg, angenommen. Durch einige Dreistigkeit, wie er selbst von sich sagte, kam O. auch zum Ziele, indem er 1816 zum preußischen Gesandten in Darmstadt und Wiesbaden ernannt wurde. Diesen Posten hat er über ein Vierteljahrhundert innegehabt. Es kam später noch die Vertretung Preußens in der Schweiz und seit dem Herbste 1823 auch die in Baden hinzu, die er auch zwei Jahrzehnte behielt. Die ersten Jahre hatte er seinen Hauptaufenthalt in Darmstadt, später in Karlsruhe. Durch seine lange Thätigkeit an diesen Höfen, seine Vielgeschäftigkeit und auch wol durch Gewandtheit und Geschäftskenntnisse wurde er in den süddeutschen Dingen sehr wohlbewandert und der preußischen Regierung recht nützlich. Freilich machte man sich viel über ihn lustig, über sein aufgeregtes Wesen, eine gewisse billige Wichtigthuerei und Geheimnißkrämerei, seinen weinerlichen Ton. Unaufhörlich reiste er zwischen den Höfen, bei denen er beglaubigt war, hin und her. Dazwischen weilte er lange Wochen in Berlin und mußte wol zuweilen bedeutet werden, sich nicht zu lange von seinem Posten zu entfernen. Notre ami aux mille affaires hieß er in der diplomatischen Welt. Sein langjähriger Vorgesetzter, Graf Bernstorff, scheint wenig Wohlwollen für ihn besessen zu haben und benutzte gelegentlich, sicher nicht ohne Absicht, die Feder des mit O. etwa seit 1819 verfeindeten Varnhagen zu Noten an O. Um so mehr hatte O. sich bei dem Vertrauten des Königs, dem Kriegsminister v. Witzleben, und wol auch bei dem Fürsten Wittgenstein in Gunst zu setzen gewußt. König Friedrich Wilhelm III. bezeugte ihm sehr oft durch Orden und Gehaltszuwendungen sein Vertrauen. Wie es in der Natur der Sache lag, hatte O. viel mit Zollvereinsverhandlungen, Verfassungsfragen, der Neugestaltung des Bundesheeres und der Ausführung der Karlsbader Beschlüsse zu thun. Den Köthener Herzog nannte er ohne Umschweife im Gespräch mit Varnhagen einen Contrebandier, was später Treitschke bestätigen durfte. Unter denen, die er in unseligem Eifer verfolgte, spielte der treffliche Klüber eine gewisse Rolle. Er hat augenscheinlich zu Klüber's Verabschiedung beigetragen. Desgleichen stellte er Untersuchungen wegen der Schrift des damals schon dem Siechthum verfallenden Kammergerichtsraths E. T. A. Hoffmann „Meister Floh“ an. Auch

dem Demagogen Kombst saß er hart auf den Fersen. Den „wahrhaft teuflischen Geist“ der hessischen Demagogen schilderte er in den dunkelsten Farben. Dieses Demagogenaufspüren hat ihm Varnhagen natürlich sehr verdacht. Auch sonst stützte er sichtlich die conservativen Tendenzen, aber außerdem, mit Erfolg, das preußenfreundliche Ministerium Du Thil in Darmstadt. Der Prinz Emil von Hessen-Darmstadt, lange Jahre eine Säule der hochconservativen Partei in Süddeutschland, beehrte O. mit seinem besonderen Vertrauen. Am 14. April 1833 sandte O. dem Könige eine Denkschrift ein: „Meine Wahrnehmungen von dem Wartburgfeste bis zum heutigen Tage“, in der er den verständigen Vorschlag der Begründung einer volksthümlichen conservativen Presse machte, ohne allerdings damit Erfolg zu haben. Gelegentlich beging er auch einen Mißgriff, so als er im Herbst 1822 in Darmstadt gegen den Willen seiner Regierung in die Verfassungssache hineinredete. Damals wurde er streng zurückgewiesen, und es scheint eine Zeitlang seine Abberufung in Frage gestanden zu haben. Varnhagen sah sie schon triumphirend vollzogen, wie denn dieser ehemalige Freund Otterstedt's sich nicht genug thun konnte, in seinen Papieren O. in der giftigsten Weise zu verleumden, zu beschimpfen und abfällig zu kritisiren. Die ganze Widerwärtigkeit des Varnhagen'schen Charakters enthüllt sich dabei. Mit unverhohlenem Neide buchte er jede Auszeichnung, jeden vermeintlichen Vortheil, der O. zufiel, und über jeden Besuch, den dieser bei bekannteren Personen machte, mußte er hämische Vermuthungen aufstellen. O. stattete auch ihm nichtsahnend hin und wieder Besuche ab und ließ sich von ihm aushorchen. Dabei kannte er Varnhagen nur zu wohl. Bei der Nachricht von Kotzebue's Ermordung in Mannheim prophezeite er gleich lebhaft, wie Varnhagen, der damals am badischen Hofe beglaubigt war, dies Ereigniß ausbeuten würde. „Was wird der für Berichte machen!“ rief er aus. Im Sommer 1835 wurde er zum Wirklichen Geheimen Rath ernannt. Oefter mag er nach einem höheren Posten getrachtet haben. Aber man urtheilte in Berlin wol ganz richtig, daß er für größere Verhältnisse nicht paßte. Schon im Juni 1838 wußten gut Unterrichtete davon zu melden, daß Josef v. Radowitz sich um den Posten des mittlerweile bejahrten O. bemühe. Einige Zeit nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV., im Mai 1842, wurde O. in der That durch diesen Vertrauten des neuen Königs ersetzt. Er zog sich seitdem auf ein kleines Gut, Hof Seebach, bei Baden-Baden zurück. Bald danach erlebte er den Verdruß, daß sein Freiherrntitel, den er sich augenscheinlich selbst beigelegt hatte, vom Heroldsamte angefochten wurde. Am 13. Mai 1844 gestattete ihm indeß der König die Führung dieses Prädicats für seine Person. Am 8. Juli 1845 verlor er seine Frau, eine geborene v. Zepelin. Während er mit der Vorbereitung zur Hochzeit seiner zweiten Tochter beschäftigt war, starb er in Baden-Baden im 81. Lebensjahre. Er hinterließ zwei Töchter, von denen die eine mit dem Hofmaler Steinbach zu Karlsruhe verheirathet war und die andere den badischen Oberamtsrichter Karl v. Vincenti ehelichte, sowie vier Söhne, von denen der 1810 geborene Friedrich gleichfalls die diplomatische Laufbahn einschlug, zwei Officiere wurden und einer die Bewirtschaftung des väterlichen Gutes übernahm.

Varnhagen, Geschichtsblätter und Tagebücher, Briefe an Staegemann, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens, Rahels Briefwechsel (besonders ihr Brief an Otterstedt vom 6. VIII. 1815). — Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. 3, 4 u. 5. — Acten der Geh. Kriegskanzlei zu Berlin. — Kreuzzeitung vom 10. April 1850. — Briefe Nagler's an einen Staatsbeamten. Lpz. 1869. — Taschenbuch der freiherrlichen Häuser.

H. v. Petersdorff.

Otto: Nicolaus August O., der Erfinder des Gasmotors, ist geboren am 10. Juni 1832 zu Holzhausen a. d. Haide bei Schlangenbad in Nassau. Sein Vater Philipp Wilhelm Otto war dort Gastwirth und Posthalter. Von Ostern 1839—46 besuchte O. die Elementarschule seiner Heimath, dann die Realschule zu Langenschwalbach bis zum 17. April 1848. Am 1. December dieses Jahres trat er bei dem Kaufmann Wilhelm Guntrum zu Nastätten in die Lehre. Gern wäre er Techniker geworden, doch seine Mutter hielt ihn zum „besseren" Kaufmannsstande an. Nach vollendeter Lehrzeit (24. December 1851) finden wir ihn in verschiedenen Stellungen, so bei Ph. Jac. Lindheimer zu Frankfurt a. M. (25. Juni 1852 bis 19. Juni 1854), bei J. C. Altpeter in Köln (23. October 1854 bis 1858) und dann zwei Jahre lang dort bei Karl Mertens. Diese Stelle diente ihm, mit Wissen seines Freundes Mertens, nur als Vorwand, da er sich damals bereits mit mechanischen Dingen beschäftigte, und viel in einer kleinen Werkstatt arbeitete, die er sich eingerichtet hatte.

Am 24. Januar 1860 war dem Franzosen Lenoir ein brauchbarer Gasmotor patentirt worden und mit Hülfe großen Capitals wurde die Maschine bald in Paris in die Praxis eingeführt. Der Altmeister der Ingenieure, Max v. Eyth, schildert in seinem „Im Strom der Zeit" (Heidelberg I, 28) anschaulich, den Taumel, der die damalige Technik bei den Nachrichten von diesem neuen Motor ergriff. Das Endresultat aller Versuche der Techniker, hinter Lenoir's Geheimniß zu kommen, war jedoch, sagt Eyth, daß der ganze Fabrikshof nach Gas roch.

Nur einer kam hinter das Geheimniß, der Kaufmann Otto. Nach verschiedenen Versuchen ließ er bei dem Mechaniker Zons in Köln im Winter 1861/62 einen viercylindrigen Motor mit acht Kolben bauen, der schon das eigenthümliche Merkmal der Otto'schen Motoren, die Eintheilung des Processes in vier Tacte (Ansaugen, Compression, Verbrennung, Auspuff) besaß. Doch die Explosionen waren so heftig, daß die Maschine an den Erschütterungen bald zu Grunde ging. Otto griff nun auf die alten Ideen der atmosphärischen Dampfmaschinen vor Watt zurück, bei denen nur ein luftverdünnter Raum unter dem Kolben geschaffen wird, der Druck der atmosphärischen Luft aber die Kraftleistung vollbringen muß. Während seiner Versuche, einen „atmosphärischen Gasmotor" zu bauen, lernte O. den Ingenieur Eugen Langen (s. A. D. B. LIII) kennen und verband sich mit ihm am 30. September 1864 zu gemeinsamer Arbeit. In der Servaesgasse zu Köln wurde ein kleines Local gemiethet und zunächst eingehende Versuche angestellt. Zur Aufstellung kamen nur wenig Maschinen, weshalb den beiden Männern die Geldmittel immer knapper wurden. Im Augenblicke höchster Noth wagte es der Kölner Commerzienrath Emil Pfeifer in die wenig versprechenden Versuche neue Mittel zu stecken. In gemeinsamer, nun sorgenfreier Arbeit entstand ein atmosphärischer Gasmotor, der 1867 patentirt und auf der Pariser Weltausstellung vorgeführt wurde. Allein wer achtete die unscheinbare, doch geräuschvolle Maschine? Nur dem energischen Auftreten des deutschen Mitgliedes des Preisgerichts, Reuleaux, war es zu danken, daß man die ausgestellten Gasmotoren nach ihrem Gasverbrauch bewerthete. Und da ergab sich zur Ueberraschung, daß Lenoir 10, Hugon 6, Otto nur 4 Theile Gas bei gleicher Leistung verbrauchte. Damit — äußerlich durch Verleihung der großen goldenen Medaille geehrt — war für O. das Feld gewonnen. 1869 entstanden die ersten Werkstätten auf dem Gelände der heutigen Gasmotorenfabrik zu Deutz. Nach zwei Jahren erweiterten O. und Langen ihre Schöpfung zur Actiengesellschaft.

Man wird die alte atmosphärische Gaskraftmaschine bald vergessen haben. Es war, für heutige Begriffe, ein unheimliches Ding. Ich habe nur eine gesehen; auf der Godesberger Mineralquelle, wo mein Vater Director war, stand sie in einer finstern Ecke; doch ich fühle noch die Angst, wenn ich an ihr vorbei mußte. Denn mit gewaltigem Krach schoß der Kolben heraus, griff klirrend über das Schattwerk hin, um dann mit einem ängstlich pfeifenden Ton wieder zu verschwinden. Und diese Explosionen erfolgten scheinbar willkürlich, zwischenher war völlige Ruhe, nur das schwere Schwungrad lief um. Der Zuschauer empfand vor dieser zuckenden und stöhnenden Maschine wahrlich Furcht, es wundert uns deshalb, heute zu lesen, daß die Firma in zehn Jahren dennoch über 5000 dieser höchstens 3-pferdigen Ungethüme absetzte.

O. hatte nicht auf den reichen geschäftlichen Erfolgen dieser Zeiten geruht, sondern fortdauernd weiter gegrübelt, eine stoßfrei arbeitende Maschine zu erfinden. Die Frucht war das Patent Nr. 532 vom 4. August 1877 (Landespatent vom 5. Juni 1876), der heutige Gasmotor. Der Erfolg war ein beispielloser: nach zwölf Jahren, als O. und Langen ihr 25jähriges Zusammenwirken feierten, waren 30 000 ihrer Motore in Betrieb. Sie zählten 1871 53 Arbeiter, 1889 über 700 und außerdem Zweigfabriken in Manchester, Philadelphia, Paris, Lüttich, Wien, Dessau, Mailand, Kopenhagen, Petersburg und Moskau.

Otto's Denken ging ganz in seinem Werke und seinem glücklichen Familienleben auf. Die einzige persönliche Auszeichnung, die er erhielt, war die für den Ingenieur damals seltene Verleihung des Ehrendoctors seitens der Universität Würzburg. Am 26. Januar 1891 raffte ihn zu Köln eine Herzlähmung nach kurzer Krankheit fort.

Otto's Werk, die „Gasmotoren-Fabrik Deutz", nimmt in der von ihm geschaffenen Industrie noch immer die führende Stellung ein.

Mittheilungen der Firma und der Wittwe, Frau Dr. N. A. Otto, Anna geb. Gossi. — Privatdrucke der Familie. — A. Slaby, in: Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure XXXV, 205.

F. M. Feldhaus.

Otto: Paul Martin O., Bildhauer, geboren am 3. August 1846 in Berlin, † am 7. April 1893 daselbst. Seine technische Ausbildung gab ihm die Akademie zu Berlin, während er sich durch das Atelier von R. Begas zuerst die Richtung seiner Kunst bestimmen ließ. 1872 trat er mit der Gruppe „Faun und Nymphe" zum ersten Mal preisgekrönt hervor. 1873 erhielt er bei der Concurrenz für das Tegetthoff-Denkmal in Wien abermals den Preis. Dieser ermöglichte ihm eine Reise nach Italien, wo er sich in Rom mit kleinen Unterbrechungen dreizehn Jahre lang aufhielt. 1877 unternahm er eine Orientreise, von der er 1878 wieder nach Rom zurückkehrte. Nachdem er in diesem Jahre Präsident des deutschen Künstlervereins in Rom geworden war, übertrug ihm die Regierung 1882 das Curatorium für die preußischen Stipendiaten. Während seines römischen Aufenthaltes schuf er neben einer Anzahl Porträtbüsten die Gruppen „Kentaur und Nymphe" (1874), „Leda und Jupiter" (1876), das Marmordenkmal Wilhelm v. Humboldt's vor der Berliner Universität (1883 enthüllt), die Marmorstatue Daniel Chodowiecki's in der Vorhalle des Alten Museums zu Berlin, einen Entwurf für das Victor-Emanuel-Denkmal in Rom und die polychrom behandelte Bronzefigur einer Vestalin (1886, Nationalgalerie Berlin). Nach Vollendung dieses letzten Werkes erhielt er im selben Jahre bei der Concurrenz für das in Berlin zu errichtende Lutherdenkmal den Preis. Der Auftrag zur Ausführung dieses seines größten und besten vielfigurigen Monumentes veranlaßte ihn, 1886

wieder nach Berlin zurückzukehren. Jedoch wurde es erst nach seinem Tode durch Toberentz, von dem die Figuren Luther's, Hutten's und Sickingen's stammen, nach seinem Entwurf vollendet und 1895 enthüllt. Wie das Ganze dem Platz und der Umgebung, namentlich der Stimmung, die von der nebenstehenden alten Marienkirche ausgeht, angepaßt ist, wie die Anlage des ganzen Sockelwerks mit den beiden vornan wie zur Schutzwehr postirten Kämpen der Reformation, Hutten und Sickingen, ebenso geistvoll gedacht, wie formal schön gebildet ist, wie die Behandlung des Sockelwerks, ohne nüchtern zu wirken, jeden spielerischen Ornamentes entbehrend, so bereits den Grundton eines schlichten und großartigen Ernstes gibt, wie die um den Sockel mit der beherrschenden einzelnen Figur Luther's sich scharenden Eiferer der Reformation unter einander frei und ungezwungen gruppirt, durch eine unaufdringliche, vom Innenleben jeder Einzelfigur getriebene Handlung mit einander verbunden sind und dadurch Gelegenheit gegeben ist, die Figuren jeweilen durch Gestus und Haltung in ihrer geistigen Eigenart und ihrem Temperament, die bei ihrer Beschäftigung mit dem reformatorischen Gedanken zu Tage treten, zu charakterisiren, das sind Anordnungen und Eigenschaften, die dieses Denkmal über die zahlreiche Menge der unbedeutenden öffentlichen Berliner Monumente hinausheben und neben die seltenen künstlerischen und besten Denkmäler der Stadt setzen, wie den Großen Kurfürsten und die Königin Luise.

Die Schwierigkeit der Aufgabe ist sofort erkennbar, wenn man daneben die schlechte Lösung des den gleichen Gegenstand behandelnden großen Wandgemäldes von Kaulbach im Treppenhaus des Neuen Museums zu Berlin hält. Ein historisches Gruppenbild bietet im Grunde dieselben Probleme wie ein historisches Gruppendenkmal. Die Mehrzahl beider Art unterliegt schon in der Conception dem Fehler der Lehrhaftigkeit einer Geschichtstabelle oder der leblosen Aufdringlichkeit eines Plakats. Der zu gliedernden und unterzuordnenden Figurenmenge wird die durch das Thema gegebene Handlung aufgepfropft, die nun als die unzureichende Nothbrücke zur Verbindung der einzelnen künstlich gerichteten Statisten erscheint. Wenn in diesem Falle der Mangel an innerer Belebung die Schuld an der mißlungenen Lösung trägt, so liegt auf der andern Seite die Gefahr vor, über Einzelfigur, Charakterisirung und illusionskräftigen Eindruck des Details die Wirkung der Gesammtcomposition zu vergessen oder zu verderben. Wie hier nach jeder Richtung hin Maaß zu halten ist, gibt das Lutherdenkmal ein vortreffliches Beispiel.

1886, im Jahre seiner Rückkehr nach Berlin, wurde O. von der Münchener Akademie zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. Seitdem schuf er neben dem Lutherdenkmal nur noch ein Marmorstandbild Kaiser Wilhelm's I. in Civil für Ems.

Den Gefahren, die die classische und romanische Cultur häufig dem deutschen Künstler bringt, unterlag O. nicht. Der Eindruck der italischen Kunstwelt wirkte nur günstig und erziehlich auf ihn ein, der von Haus aus eine Neigung zu naturalistischer Manier mitbrachte. Eine Entwicklung, wie sie O. bis zum Ebenmaß seines Lutherdenkmals durchmachte, gehört nur einem Künstler an, der aufwärts seiner Vollendung zustrebt. — Medaillen 1873 Wien, 1876 München, 1880 Berlin; große goldene Medaille 1883 Rom.

Singer, Allgem. Künstlerlexikon (Frankf. a. M. 1898). — Meyer's Conversationslexikon (1896).

Franz Vallentin.

Otto: Louise O. oder Otto-Peters, Schriftstellerin und Dichterin (anfangs unter dem Pseudonym Otto Stern), insbesondere Frauenrechtlerin, wurde am 26. März 1826 zu Meißen geboren, aus alteingesessener gebildeter Bürgerfamilie. Das jüngste Kind eines Gerichtsdirectors mehrerer umliegender Herrschaftsgüter, wuchs sie in glücklichsten Familienverhältnissen auf. Die Tage ihrer Kindheit, „die wie ein Märchen traumdurchwebt verrannen", hinterließen in ihrem Geiste nicht geringere Eindrücke als im Gemüthe. Denn obwol sie schwächlich, ja kränklich, daher ein rechtes Nesthäkchen war, auch zunächst nur schwer begriff, hielt sie doch nicht allein ganze Schiller'sche Gedichte, selbst Dramenscenen frühzeitig im Gedächtnisse fest, sondern auch all die aufregenden Ereignisse der politischen Stürme um 1830: nicht zuletzt den Willkomm der Aufhebung der Vermögensvormundschaft für Frauen in Louisens Elternhause, wie diese Ende 1831 die sächsische Verfassung mit ihrem ersten politischen Gedicht begrüßt hatte. Vom Unterricht eines mehreren Familien gemeinsamen Hauslehrers und dem Besuche der städtischen Selecta aus bildete sich Louise O. unermüdlich fort. So stand sie denn, als Herbst 1835 der herrlichen Mutter und vier Monate darauf des vortrefflichen Vaters Tod das schöne Familienleben abschnitten, neben den zwei älteren Schwestern selbständig da und, als diese nach einigen Jahren fortheiratheten, auf sich angewiesen. In dieser Zurückgezogenheit, noch als sie mit den Geschwistern die Sommer auf eigenem nahen Weinberge verbrachte, beschäftigte sie sich mit litterarischen, historischen und politischen Studien; auf dem Felde der Poesie zog sie besonders die elegisch-sentimentale Richtung an: Klopstock, Young, Jean Paul, Ernst Schulze, Tiedge, aber auch Schiller, Theodor Körner, die Romantiker. Ihr Verlöbniß mit dem glühend um sie werbenden Juristen und Litteraten Gustav Müller in Dresden dauerte nur vom Juli 1840 bis April 1841, da ihn die Auszehrung hinwegraffte, dieselbe Krankheit, die ihr die Mutter und eine Schwester entrissen. Eins mit dem Verblichenen in der politischen und poetischen Begeisterung, strebte sie künftig durchaus in dem Sinne der Fortschrittsideen, welche auch ihrer Muse Richtung und Ideal gaben. Zum Theil auf Beobachtungen im erzgebirgischen Fabrikrevier bei ihrer Schwester in Oederan beruhte ihr litterarischer Erstling, der Roman „Ludwig, der Kellner", wider die Standesvorurtheile gerichtet, „am Frühlingsanfang 1843" mit einem Vorwort ausgesandt, dessen für die Verfasserin bezeichnende Kernstelle lautet: „Wie die Natur im März, so die jetzige Zeit! Schau' ich mich um in der Gegenwart, seh' ich den Kampf neuer Lebenselemente mit alten Vorurtheilen, sehe ich neue Triebe und grünes, markiges Leben, wo jüngst noch alles ohne Regung, ohne Kraftäußerung war. So glaube ich den Kalendermachern, die uns die Wendepunkte bestimmen wollen, und sage mit ihnen: ‚Wir haben Frühlingsanfang. Und kommt der Frühling nicht heut', so kommt er doch bald!‘ Alle, die in diesem Glauben, in dieser Liebe und dieser Hoffnung zur Menschheit leben, grüße ich als meine Genossen". Louise O. veröffentlichte, da der Roman bei vielen namhaften Schriftstellern moderner Tendenz, namentlich solchen in deren damaligem Centrum Leipzig, Anklang und sie dort Ansporn und Freundschaft fand, als eine Fortsetzung, die Emancipation des weiblichen Geschlechts anpackend, sogleich „Kathinka", dann „Die Freunde", dessen herrnhuterisch-burschenschaftlichen Stoff sie in Thüringen gesammelt hatte: das Honorar ließ sie die Culturstätten Thüringens und Nordwestdeutschlands besuchen. Sie konnte bei der Rückkehr 1845 in Leipzig mit Ernst Keil in Verbindung treten, dessen „Gartenlaube"-Vorläufern sie kühne Mitarbeiterin ward wie schon 1844 den demokratischen „Vaterlandsblättern"

Robert Blum's mit ihrem ersten Artikel für das Recht der weiblichen Selbständigkeit. Seit diesem war Louise O. mit Wort und Schrift, in Prosa und Vers, öffentlich und im engeren Kreis die leitende Vorkämpferin der deutschen Frauenemancipation in ihrem idealen Sinne und ohne Ueberstürzen. Andererseits stellte sie sich von vornherein auf einen human-socialistischen Boden, spürte allerdings mit dem späteren Communismus der Socialdemokratie keinen Zusammenhang. Der Roman „Schloß und Fabrik" (1840) erwuchs daraus mit den angegebenen Eindrücken vom Besuch bei der Schwester zum Tendenzconflict zwischen Fabrikant und Arbeitern, der „Römisch und Deutsch" (1847), 1873 als „Rom in Deutschland" auferstehend, aus des Deutschkatholicismus-Apostels Johs. Ronge 1845er Triumphzug durch Sachsen. Die freiheitsdurstigen, auch für geknechtete Nichtdeutsche fechtenden „Lieder eines deutschen Mädchens", von Alfred Meißner, dem sie gewidmet, „ein Schwert in Rosen" genannt, erregten 1847 größten Beifall. Die junge Dichterin war, wenigstens im Heimathlande, schon ungemein populär, seit sie 1844 in ihrem Meißen von den Vereinen des sächsischen Sängerfestes gefeiert worden war und Anfang 1846 beim Cultusminister Falkenstein unter dem Zugeständniß des Umdrucks einiger Bogen die Freigabe ihres Romans „Schloß und Fabrik" von der ihrerseits vermiedenen Censur erlangt hatte. Großes Aufsehen rief im März 1848, als die Revolutionsstürme einsetzten, ihre „Adresse eines deutschen Mädchens" an das neue liberale Ministerium Oberländer und die von diesem veranlaßte Arbeitercommission hervor; sie schloß: „Glauben Sie nicht, daß Sie die Arbeit genügend organisiren können, wenn Sie nur die Arbeit der Männer und nicht auch die der Frauen mit organisiren — und wenn Alle an sie zu denken vergessen: ich werde es nicht vergessen!" Weithin druckten die Zeitungen den Aufruf, den man als politische That behandelte. Landtag und Arbeitercommission discutirten die Eingabe — Louise O. war die Heldin des Tages. Die Minister wandten sich an sie, ebenso Deputationen der Dresdner Arbeiterschaft und der Angestellten der Meißner kgl. Porzellanmanufactur. In E. Keil's Journal „Leuchtthurm" erschien auf allgemeines Verlangen ihr Bildniß als das der einzigen Frau aus der ganzen Bewegung. In ihrem Geburtsstädtchen gründete sie einen demokratisch-nationalen „Vaterlandsverein" — ihr selbst als Frau war der Zutritt zu dessen constituirender Versammlung verwehrt! Mitten im Niedergange des freiheitlichen Ringens schuf sie, einen „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" dabei im Auge, 1849 die längst geplante „Frauen-Zeitung für höhere weibliche Interessen", unter dem Motto: „Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen!", die nur bis 1852 den Widrigkeiten der Reaction und der Unreife der Zeit Trotz bot. Ihr ergreifendes Gedicht auf die Erschießung des ihr eng befreundeten Volksführers Robert Blum lief dazumal, 1849, durch die ganze Presse wie einst das „Märzlied eines deutschen Mädchens".

Unter den Opfern des Sieges, den der rasch erstarkte Arm der conservativen Gewalten über die Anhänger radicaler Reformen errang, stand der Publicist und freundliche Poet August Peters (s. A. D. B. XXV, 483—85) aus Taura im Erzgebirge — daher schriftstellerischer Noth-Deckname Elfried von Taura — Louisen zunächst nicht eben am nächsten. 1848 war der Verkehr mit ihm durch ihren lebhaften Antheil an der Gärung Sachsens als Briefwechsel begonnen, 1849, als der Strudel ihn von der mißglückten Dresdner Schilderhebung mit dem von ihm aufgebrachten erzgebirgischen Freischärlertrupp nach der pfälzisch-badischen Republik verschlagen, abgebrochen worden. Den bei Rastatts Fall mitgefangenen Idealisten überkam, als er des Todesurtheils harrte, die Liebe, und er gestand sie Louisen schriftlich, die sie erwiderte. Die

zwei Menschen, die sich nur einmal flüchtig gesehen und doch aus Briefen innigste Sympathie gesogen hatten, verlobten sich bei einem Besuche der Trösterin im Zellengefängniß zu Bruchsal im August 1851, ohne die Möglichkeit eines Händedrucks. L. Otto's Biograph Rösch erzählt über diese Zeit: „Vier Besuchstage im Jahre waren ihr bewilligt worden, wo sie die weite Reise nach Bruchsal, später nach Waldheim machen konnte, um den Geliebten zu sehen — in der Zuchthausjacke und mit geschorenem Haar. Die Beiden haben sich zuerst jahrelang nicht einmal die Hand reichen können, denn zwei weit auseinander stehende Gitter machten jede Berührung unmöglich; erst später wurde eins entfernt". Die badische Regierung begnadigte den Bräutigam 1852, lieferte ihn aber an Sachsen aus, wo er bis 8. Juli 1856 im Zuchthause zu Waldheim büßen mußte. Während dieser langen Wartezeit hat Louise nicht bloß ihrer lyrischen Leyer schöne Töne muthiger Resignation, „einem Gefangenen" zugeeignet, entlockt, sondern sich vom socialen Romane, der sich leicht in effecthaschende Sensation verirrt hatte, ab und zu dem historischen zugewandt; mit „Cäcilie Telville" (1852), dessen Tendenz der Nebentitel „Jesuiten und Pietisten" anzeigt, vollzog sie den Uebergang zur objectiveren Geschichtserzählung. Peters wirkte als Redacteur in Annaberg, dann zu Freiberg als Herausgeber des Gewerbeblatts „Glückauf" und konnte so die Heirath ermöglichen: am 24. November 1858 im Dome des Geburtsorts seiner vielgeprüften Gefährtin. 1860 übersiedelte das Paar nach Leipzig, das damit endgültig Louise Otto's zweite Heimath wurde. Der Gatte war da erst Redacteur des „Generalanzeigers" und gab seit 1861 die fortschrittliche „Mitteldeutsche Volkszeitung" heraus, von Louise, der seit lange in Musik- und Kunstkritik thätigen, kräftig unterstützt. Als der ehrliche Volksmann 1864, erst 47jährig, in den Armen der heißgeliebten Pflegerin einem Herzleiden erlegen, führte sie anfangs die Feuilletonredaction an seinem Blatte fort. Dann aber, als, infolge einer äußeren Anregung durch einen ungarischen Hauptmann a. D. Korn, Herausgeber einer Frauenzeitung, am 7. März 1865 der Leipziger und vom 16.—18. October mit Ottilie v. Steyber, Alwine Winter und Auguste Schmidt, Institutsvorsteherin zu Leipzig, der „Allgemeine Deutsche Frauenverein" unter L. Otto's Antrieb und Vorsitz gegründet wurde und dieser 1866 sein eigenes großzügiges Organ „Neue Bahnen" in ihre — und ihrer vertrauten Jüngerin, der gescheiten Auguste Schmidt — Hände legte, war über ihre fernere Lebensarbeit vollauf verfügt. Und diese ist reich und gesegnet gewesen! Entschieden, doch stets gemessen, taktvoll, klug in der Form, unerschrocken wie seit Anfang, unverdrossen, weil zukunftsfreudig, hat Louise Otto-Peters drei Jahrzehnte lang bis zum Tode die deutsche Frauenbewegung geführt. Nicht eine zügellose Emancipation befürwortete sie, sondern eine folgerichtige Befreiung ihres Geschlechts von veralteten Schranken, von ungerechten Vorurtheilen. Proclamirte sie auch als Parole den Satz „Alles durch die Frauen selbst!", so bekunden doch ihre einschlägigen Propaganda- und Aufklärungsschriften zur Genüge die Leitmotive ihres Strebens: „Das Recht der Frauen auf Erwerb" (1866; Vorwort von Joseph Heinrichs), die bedeutsame Denkschrift „Einige deutsche Gesetzesparagraphen über die Stellung der Frau" (1876), die inhaltsreiche Jubiläumsschrift „Das erste Vierteljahrhundert des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins" (1890), ein social- und culturgeschichtlich hochwichtiger Rechenschaftsbericht nicht nur, sondern auch das persönliche Glaubensbekenntniß einer starken Individualität. Man höre aus der Einleitung zur Denkschrift: „Es handelt sich also auch jetzt nur um die gesetzliche Stellung der deutschen Frauen und Mütter, also gerade in denjenigen Lebenssphären und Wirkungskreisen, auf welche die Frauen immer in

erster Linie als auf ihren natürlichen Beruf hingewiesen werden, und es ist darum ja gewiß auch äußerst weiblich, so mitten in der Frauenfrage stehend, auch endlich einmal nachzufragen, wie es um die Gesetze bestellt ist, welche diese Lebensverhältnisse betreffen, welche Pflichten die Frauen übernehmen, die sich verheirathen, welche Rechte und welchen Schutz ihnen die Gesetze gewähren, zuerkennen oder verweigern". Dieses Programm ergänzen die Schlußausführungen jener imposanten Jubiläumsschrift ergreifend mit einem Rückblick aufs eigene Schaffen: „Vermehrung der Fähigkeit und Kraft zur Arbeit, Erweiterung des Arbeitsgebietes, Erziehung zur Arbeit, zum klaren Denken, zum sittlichen Wollen. Pflicht, Recht und Ehre der Arbeit — das sind die idealen und zugleich die realen Güter, die wir für unser Geschlecht erkämpfen wollen. Die ‚neuen Bahnen' wollen in die Freiheit des Strebens führen, dem kein Ziel gesetzt ist als die eigene Kraft und das ewige, nicht das endliche, herkömmliche Sittengesetz. Mich aber erfüllt es mit demüthigem Danke gegen die Vorsehung und doch auch mit freudigem Stolze, daß die Ideale, denen ich in ferner Jugendzeit gelebt, mir nicht im harten Kampf des Daseins geschwunden sind, und daß ich noch heute als nothwendig für mein Geschlecht erkenne, was ich vor fast 50 Jahren erstrebt. Unser Verein aber darf mit froher Genugthuung auf das erste Vierteljahrhundert seines Daseins zurückblicken. Die Wege, die er geht, sind immer noch ‚neue Bahnen', aber es sind doch auch ‚alte Bahnen', denn er schreitet in der langgewohnten Richtung fort, — er fühlt sich auf dem rechten Wege und begrüßt begeistert die ersten Strahlen der nahenden Morgenröthe einer Zeit, in der unser Geschlecht im Leben der Nation die ihm zukommende würdige Stellung einnehmen wird". An diesem 18. October 1890 huldigten die Mitglieder des „A. D. F." (so nannte sich der Bund kurz) mit dessen Silber-Ehrentag ihrer greisen Präsidentin (dies seit 1875), und ein Jahrzehnt später haben sie, nachdem der Frau Otto-Peters am 13. März 1895 der Tod die unermüdliche Feder entwunden, ihr in ihrem Wohnsitze Leipzig am 10. Juni 1900 in den Anlagen des Alten Johannisfriedhofs ein Marmordenkmal mit prächtigem Medaillonbild gestiftet: „Der Führerin auf neuen Bahnen In Dankbarkeit und Verehrung Die deutschen Frauen".

Die Gedankenwelt, welche Louise Otto's Sehnen und Wirksamkeit während der zweiten Hälfte ihrer Reife erfüllte, hat auch litterarischen Ausdruck gefunden in dem dreitheiligen Gliede der Hartleben'schen Bibliothek für die deutsche Frauenwelt: „Der Genius des Hauses", „Der Genius der Menschheit", „Der Genius der Natur" (1868—70); sodann im „Frauenleben im Deutschen Reich" (1876), Einst, Jetzt und Später durchleuchtend. Aehnlich betrachtet der vierte Band ihrer sechsbändigen Sammeldarstellung „Privatgeschichten der Weltgeschichte" (1868—82) „Einflußreiche Frauen aus dem Volke" wie der zweite „Merkwürdige und geheimnißvolle Frauen". Ihre Schriften „Die Kunst und unsere Zeit" (1852) und „Die Mission der Kunst" (1861), ernstestem Nachdenken entsprungen, brachen für zeitgemäße Neugestaltung eine Lanze zum Besten der allgemeinen Kenntniß und der Volksbildung. Die eigenen Erzeugnisse ihrer Muse nahmen später wiederholt einen Anlauf zu feinerer Ausmünzung ihrer Themata. Jedoch überragen Gesinnung und Intention in ihren vielen erzählenden Gaben meistens das Talent und die ästhetische Höhe, welche auch öfters unter Mängeln des Styls und der Sprache leidet. Der Roman „Nürnberg" (1858), in der sie immer wieder fesselnden alten Reichsstadt spielend wie der etwas schwächere „Die Schultheißentöchter von Nürnberg" (1861) und gleich diesem ein geschickt aufgefaßtes Culturgemälde, steht zweifellos an der Spitze dieser ihrer meist umfänglichen

Schöpfungen, indem er einen, allerdings poetisch nicht ganz ausgeglichenen zeitgetreuen Ausschnitt aus dem Deutschland am Vorabende der Reformation spiegelt und markante Persönlichkeiten wie Kaiser Max, A. Dürer, Peter Vischer, Hans Sachs, Kunz v. Rosen glücklich zeichnet. Erwähnt seien noch die zwei gelungenen Romane „Die Stiftsherren von Straßburg" (1872) und „Die Nachtigall von Werawag" (1887) aus der langen Reihe der Genossen wegen historisch, landschaftlich und auch menschlich anziehender Züge; dann das Andachtsbuch „Die Weihe des Lebens" (1873), sowie die beiden Operntexte „Die Nibelungen" (1844 gedichtet, 1852 gedruckt), dessen Vertonung Rob. Schumann kurz vor seiner Erkrankung in Angriff nahm, und „Theodor Körner" (1867), in München mit der Musik des Wagner-Anhängers Weißheimer mehrfach aufgeführt. Ihr letztes Buch „Mein Lebensgang. Gedichte aus fünf Jahrzehnten" (1893) gibt, wie man ihrer genauesten Kennerin, Auguste Schmidt, zustimmen kann, ein tief ergreifendes harmonisches und poetisches Bild ihres Lebens und dichterischen Schaffens, zumal es auch viele der bedeutsamsten Lieder aus den ersten Sammlungen ihrer Lyrik (1847, 1849, 1868) aufgenommen hat. Edle und hohe Absichten durchdrangen Louise Otto bei jeder Zeile wie bei allen öffentlichen Aeußerungen überhaupt. Wie sich in ihrem Denken, Schaffen und Auftreten Idealismus und Realismus zu friedlicher Einheit vermischt haben, so ist auch ihr Leben ein Roman gewesen, dessen Capitel theilweise die klare Ueberlegung eines praktischen Kopfes dictirt hatte. Mit dem kühnen Streben ihrer Jugend wird Louise Otto-Peters in der Geschichte des deutschen inneren Ringens, dessen Phasen sich um das Jahr 1848 gruppiren, fortleben, mit den Thaten ihrer reifen Jahre als eine erste Führerin in der deutschen Frauenbewegung.

Ausführliche, wohl authentische Behandlung der Dichterin bei J. Hub, Die dtsch. Balladen- u. Romanzendichter[4] III (1874), S. 366—70; danach meist wörtlich, nebst Bibliographie der Belletristik Brümmer, Lex. d. dtsch. Dichter u. Prof. d. 19. Jhrhs.[4 u. 5] III 182. Inhaltlich gründet sich die kurze Skizze in Bornmüller's Schriftsteller-Lexikon (1882) S. 543 sicher auf unmittelbare Angaben der Betroffenen, wie der sonst nirgends erhältliche Bericht ergibt: „Was diese Frau während der Kerkerzeit Peters' und noch nach seinem Tode [?] zu leiden hatte, alle die Tücken der Reaction, Verhöre, Confiscationen, Hausdurchsuchungen, Ausweisungen aus Baden, aus Mainz, aus Oesterreich, klingt geradezu märchenhaft"; die daran angeschlossene Mittheilung läßt ganz ungerechter Weise leicht die idealistische Frau als Streberin erscheinen: „Sie ward nun Mitgründerin des Leipziger Frauenvereins und hielt sich mit all ihrer Kraft an der Spitze dieser Leipziger Frauenbewegung, welche Alles für die Frauen, aber auch Alles durch die Frauen erreichen will". Ersichtlich nach Originalangaben Ad. Hinrichsen, Das litterar. Deutschland[2] (1891), S. 1007. Selbständig Hnr. Kurz, Gesch. d. d. Litt. IV 61, 680 u. ö., worauf Frdr. Kirchner, Die dtsch. Nationallitt. d. 19. Jhrh., S. 350 f. unmittelbar fußt. Genauestes Verzeichniß aller Veröffentlichungen bis 1875 bei W. Haan, Sächs. Schriftsteller-Lex. S. 257; vollständiges bei S. Pataky, Lex. dtschr. Frauen der Feder, II S. 109/10. — Besondere Schriften über Louise Otto-Peters lieferten Henriette Goldschmidt (Vortrag zum 25jährigen Schriftsteller-jubiläum 1868), Dr. Alfred Leicht in Meißen („L. O.-P."), endlich Auguste Schmidt und Hugo Rösch: „L. O.-P., die Dichterin u. Vorkämpferin für Frauenrecht" (1898, R. Voigtländer's „Biogr. Volksbücher", Nr. 17—20), eine überaus pietät- und verständnißvolle, dabei sichtlich kritische Lebensgeschichte, Charakteristik und Würdigung voll warmer Liebe zur geschilderten

Freundin und deren Zielen, im rein Biographischen gutentheils nach ihren Aufzeichnungen, mit 3 Bildnissen und Leicht's Gesammt-Bibliographie (A. Schmidt's Annahme directer französ. Vorbilder für L. Otto, namentlich George Sand's und E. Sue's, ist einzuschränken: Sue's Roman „Martin, l'enfant trouvé" von 1847 kann natürlich L. Otto's Debüt „Ludwig, der Kellner" von 1843 nicht beeinflußt haben [S. 437]). Phrasenhafter Nachruf (mit Portr.) Hedwig v. Alten's aus d. Ztschr. „Das Recht der Frau" abgedruckt in „Dtsch. Frauen-Kalender für 1896" S. 51—58. — Man vgl. ferner: K. Schütze, Dtschlds. Dchtr. u. Schrftstllr. (1862), S. 271 („gesinnungstüchtige, für liberal-sociale Ideen begeisterte und geistvolle Dichterin und Schriftstellerin"); Blätt. f. litter. Unterhltg., 1869, Nr. 12, 25, 49; Gottschall, Die dtsch. Nationallitt. d. 19. Jhrh.[6] II 400, III 359, IV 588; (M. Maack), Die bekanntesten dtsch. Dichter d. Gegenw. (1895), S. 118 u. 11 (daselbst unrichtig L. O. als Typus psychologischer Romane); Ad. Bartels, Handbuch z. Gesch. d. dtsch. Litt. (1906) S. 505. Viele Zeitschriftenartikel beim Tod, beim Erscheinen von Schmidt-Rösch' Monographie, der Denkmalsenthüllung u. s. w.: „Gartenlaube" 1871 Nr. 49 S. 817 von F. v. D., mit Bildniß L. Otto's u. Auguste Schmidt's [diese inzwischen †: Nachruf Else Hasse's in „Ethische Kultur" X, 1902, Nr. 27, S. 211—12], ebenda 1900 Nr. 49 S. 840 (L. v. Bodenhausen), 1902 Nr. 52 S. 902, 1904 Nr. 1 S. 18; „Daheim" 1900, Nr. 39, Artikel R. Paul's; „Die Frau", 1898 Juni; „Die Lehrerin in Schule u. Haus" 1897/98, Nr. 20; „Blttr. f. d. dtsch. Hausfrau" 1898, Nr. 36, u. s. w. Minna Cauer, Die Frau im 19. Jahrhundert (1898), S. 113—19.

Ludwig Fränkel.

P.

Pachaly: Friedrich Wilhelm P., schlesischer Jurist und Geschichtschreiber, geboren 1742 zu Breslau als Sohn des Commerzienraths Karl Friedrich P., war 1770 bischöflicher Regierungskanzler in Neisse, wurde 1775 in verhältnißmäßig jungen Jahren Generalfiskal für Schlesien und war daneben seit 1783 Oberbergrichter. Von 1791 bis zu seinem am 28. Mai 1804 erfolgten Tode war er Rath (seit 1803 Geheimer Kriegsrath) bei der Kriegs- und Domänenkammer in Breslau. Außerdem war er als Mitglied der 1800 neubegründeten „Königl. katholischen Hauptschulendirektion" an den Versuchen zur Hebung des katholischen Schulwesens in Schlesien mitbetheiligt. Dank seiner ausgebreiteten Rechtsgelehrsamkeit und praktischen Tüchtigkeit zählte P. in jüngeren Jahren zu den Mitarbeitern Carmer's bei der Vorbereitung des „Allgemeinen Landrechts"; gegen Ende seiner Amtsführung diente er dem schlesischen Provinzialminister Grafen Hoym vielfach als juristischer Beirath. Im J. 1780 verfaßte P. im Auftrage Carmer's eine ausführliche systematische Uebersicht über die Provinzialgesetze und örtlichen Rechtssatzungen Schlesiens, die, als amtliche Denkschrift, zunächst zwar ungedruckt blieb, aber wegen ihrer Brauchbarkeit für die praktischen Juristen in vielen Abschriften verbreitet wurde. Noch mehr als ein halbes Jahrhundert nach ihrer Abfassung war Pachaly's Arbeit so geschätzt, daß sie 1831 unter dem Titel „Das Schlesische Provinzialrecht" zum Druck befördert wurde. Zu historischen Studien kam P., wie er selbst später aussprach, dadurch, daß er in seiner Amtsführung als Generalfiskal das Bedürfniß nach genauerer Kenntniß der „Geschichte und Staatsverfassung" seiner Heimathsprovinz empfand. Zu schriftstellerischer Thätigkeit auf dem Gebiete der Landesgeschichte führte ihn die Wahrnehmung, daß Schlesien wohl geschichtliche Quellensammlungen verschiedener Art, aber noch keine den Quellenstoff ordnenden und verarbeitenden Darstellungen besitze. In seinem Breslau 1776 erschienenen „Versuche über die Schlesische Geschichte in einzelnen Abhandlungen" unternahm P. zunächst die Schilderung einiger besonders wichtiger Abschnitte der Landesgeschichte: des Mongoleneinfalls, der Vereinigung Schlesiens mit Böhmen im 14. Jahrhundert, der älteren Breslauer Bisthumsgeschichte und der Geschichte des „grausamen" Herzogs Hans von Sagan. Die nicht ungewandte, meist zwar den chronikalischen Vorlagen folgende, aber doch dann und wann ihnen mit eigenem Urtheile gegenübertretende Darstellung Pachaly's wurde von Sam. Benj. Klose, dem ersten wirklich kritischen Erforscher der Geschichte Schlesiens und Breslaus, als „merkwürdige

und zu schönen Hoffnungen aufweckende Erscheinung" begrüßt. Es folgte im nächsten Jahre, 1777, ein „Versuch über die Schlesische Geschichte vom Jahre Christi 1163 bis 1740", die erste zusammenfassende Gesammtdarstellung der schlesischen Landesgeschichte, ein anerkennenswerther Versuch, „die allgemeine Historie des Landes mit den Partikulär-Geschichten der Fürstenthümer in ein Ganzes zu verbinden". Eine Ergänzung dieser, mit der Trennung Schlesiens von Polen beginnenden Darstellung gab P. 1783 in einer kleinen Schrift „Ueber Schlesiens älteste Geschichte und Bewohner". In klarer Erkenntniß der Schwierigkeit seiner Aufgabe gibt sich P. redliche Mühe, nur gesicherte Thatsachen aus dem Halbdunkel der Ueberlieferung herauszuholen und tritt den Constructionen seines nächsten Vorgängers Martin Hanke mit scharfer Kritik entgegen. Nach einer durch den Thronwechsel von 1786 veranlaßten Gelegenheitsschrift: „Die Erblandeshuldigung Schlesiens, den 15. October 1786 geleistet Friedrich Wilhelm dem Zweyten . . . Nebst einer historischen Nachricht von den älteren Schlesischen Erblandeshuldigungen" (Breslau 1787), ging P. daran, seine 1776 und 77 herausgegebenen geschichtlichen Erstlingsschriften in erweiterter, reiferer Gestalt noch einmal zu veröffentlichen. Als erster Band einer „Sammlung verschiedener Schriften über Schlesiens Geschichte und Verfassung" erschien Breslau 1790 eine fast aufs Doppelte vermehrte Bearbeitung seiner Landesgeschichte. Das nunmehr auch die Zeit vor 1163 und von 1740—86 umfassende Werk versuchte, neben der politischen Geschichte auch die Verfassungsentwicklung, das wirthschaftliche und geistige Leben mit zu berücksichtigen. In den folgenden Jahren wurde P. durch Kränklichkeit, die auch früher schon sein Wirken öfters beeinträchtigt hatte, seinen geschichtlichen Nebenarbeiten für längere Zeit entrückt. Erst 1801 erschien der zweite Band der „Sammlung", der außer einer Neubearbeitung der 1776 erschienenen kleinen Schriften und der 1787 veröffentlichten Geschichte der Erblandeshuldigungen nur einen neuen Bestandtheil „Bruchstücke einer physischen Geographie von Schlesien" enthielt.

Pachaly's Geschichtsdarstellungen haben zeitweilig in hohem Ansehen gestanden. Nach dem „Studien- und Erziehungsplan für die Universität zu Breslau und die katholischen Gymnasien in Schlesien" von 1801 sollte seine schlesische Geschichte die Grundlage für den Unterricht in der Heimathsgeschichte bilden. Kann sich auch P. mit seinem Zeitgenossen Sam. Benj. Klose an Weite des geschichtlichen Sehkreises und namentlich an Kenntniß der urkundlichen Ueberlieferung nicht entfernt messen, so dürfen doch neben Klose's grundlegendem Wirken auch Pachaly's Bemühungen um kritische Sichtung, ordnende Zusammenfassung und lesbare Darstellung des landesgeschichtlichen Stoffes ehrenvoll erwähnt werden. H. Wendt.

Palme: Augustin P., Historienmaler, geboren am 21. November 1808 zu Rochlitz in Böhmen, † am 18. October 1897 in München, verdient unter der langen Reihe von Namen, die sich (wie Langko, Lichtenheld und unzählige Andere) vom Handwerk zur edlen Kunst durchgerungen haben, eine achtungswerthe Stellung. Armer Landleute Kind hatte er eine harte Jugend und mußte mit zahlreichen Geschwistern frühzeitig mithelfen das nöthige Brod zu erwerben. Obwol sich früh seine Vorliebe zum Zeichnen und Malen offenbarte, kostete es doch viele Mühe bei einem Porzellanmaler in Gebhardsdorf (Schlesien) aufgenommen zu werden. Nach vierjähriger Lehrzeit zog (1824) der Jüngling auf die Wanderschaft und fand zu Ronneburg im Altenburgischen und später zu Coburg Arbeit und weitere Förderung; mit knappen Ersparnissen wagte er den Besuch der Dresdner Akademie. Der Erwerb weiterer Mittel zwang

ihn nach Coburg zurück und zum Eintritt in die Schmidt'sche Porzellanmalanstalt. Von da vermittelte der wackere Gustav Jäger (s. A. D. B. XIII, 649) den Uebergang nach München und die Einführung bei Julius Schnorr von Carolsfeld. Unter dessen Leitung componirte P. eine „Hochzeit Isaak's mit Rebekka", welche schon 1832 im Kunstverein mit einigen Porträts, der „Ehebrecherin vor Christus" und verschiedenen akademischen Versuchen wol freundliche Anerkennung, aber geringen Lohn fand, so daß er wieder in seine frühere Stellung nach Coburg zurückkehrte. Hier ermöglichte seine Geschicklichkeit im Bildnißmalen und unermüdlicher Fleiß die Mittel zu einer Reise nach dem vielersehnten Italien, welche P. mit dem Landschafter Max Haushofer (s. A. D. B. XI, 92), dem Bildhauer Max Widnmann (s. A. D. B. XLII, 362) und dem treuen G. Jäger im Herbste 1835 antrat. In Rom vollendete P. eine „Findung Mosis", sammelte auch eine Menge von landschaftlichen Studien und figürlichen Skizzen, flüchtete aber vor der damals Italien durchziehenden Cholera mit Friedrich Dürck (s. A. D. B. XLVIII, 204) und G. Jäger (1836) in das Sabiner-Gebirge, nach Praeneste, Olevano und Civitella, über Neapel, Amalfi und Sorrent nach dem lieblichen Capri, wo sie in einer vierwöchentlichen — von Dürck in seinen leider immer noch ungedruckten Tagbucherinnerungen so anziehend geschilderten — Idylle an den schönen Capri-Mädchen gelehrige Tänzerinnen fanden und im fröhlichsten „dolce far niénte" alle Sorgen verträumten, während am Fuße des Vesuv die Todtenglocken Tag und Nacht heulten. Endlich trennten sich (1837) die Genossen von dem seligen Eiland, und P. eilte, um allen Pestcordons und Quarantänen zu entkommen, über Manfredonia und von da mit einem schauderhaften griechischen Trabaculo nach Triest und nach München zurück, um seinem hochverehrten Meister Schnorr bei den Cartons zu dem Cyclus aus dem Leben Karl des Großen Beihülfe zu leisten. Zu dem „Krieg gegen die Sachsen" und dem „Reichstag in Regensburg" soll P. die Cartons und deren Ausführung übernommen, sowie auch an den Bildern des sogenannten Barbarossa-Saales — namentlich an dem großen „Einzug im erstürmten Mailand" — erheblich mitgemalt haben (Stuttgarter „Kunstblatt" 1841, S. 239). Doch ergab sich immerdar noch Zeit, um neben diesen in enkaustischer Technik ausgeführten Wandgemälden eigene Oelbilder, Herren- und Damenbildnisse, auch eine „Vermählung der hl. Katharina" (vgl. Nr. 67 „Kunstblatt" 1839, S. 266) und eine kleine „Taufe der Clorinde" (1843) zu vollenden. Auch entstand ein „Englischer Gruß" für die Kirche zu Kronstadt, ein „Hl. Marcus" für Graf Harrach in Wien (1844); Herr v. Veith, der große Kunstfreund, welcher eine böhmische Walhalla (wofür auch der Bildhauer Ludwig Schwanthaler und Ferdinand Miller als Erzgießer thätig waren) plante, bestellte eine Scene aus dem Leben des hl. Adelbert (1846). Auch fertigte P. viele Altarbilder für Linz, Böhmenkirch (Württemberg) und eine „Himmelfahrt Mariens" (für Saalfelden bei Salzburg) „von großer Ungleichheit, mit wahrem Schönheitsgefühl und conventioneller Geziertheit" (Julius Große in Nr. 186 „Neue Münchener Zeitung" vom 6. August 1859) und das Prämonstratenserstift Schlügel in Oberösterreich, wozu der Maler durch eine eigene Studienreise nach Venedig sich vorbereitete. Mit Echter (s. A. D. B. XLVIII, 250), Muhr (s. A. D. B. XXII, 484) und Nilson (s. A. D. B. XIII, 700) frescotirte P. die das Münchener Kunstleben unter König Ludwig I. vorstellenden und bisweilen sehr ironisirenden und deshalb auf vielfachen Widerspruch stoßenden Bilder Kaulbach's an den Außenwänden der Neuen Pinakothek, welche durch klimatische Einflüsse wieder vernichtet wurden. Eine neidenswerthe, selbständige Aufgabe war die Ausmalung der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen, des

fränkischen Loretto (cf. „Gartenlaube“ 1872, S. 680), eine ganz kolossale Leistung, welche P. unter Beihülfe des gewandten Allgäuer Max Bentele (s. A. D. B. XXXXVI, 363) glücklich vollendete; das eine Hauptbild beanspruchte eine Fläche von 30 Meter Länge und 15 Meter Breite! Für die historische Galerie des Bairischen National-Museums in München erhielt P. vier, nach ihren Motiven künstlerisch kaum zu bewältigenden Fresken: Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg erwirbt Jülich, Berg und Ravenstein“ und dessen „Feierlicher Einzug zu Düsseldorf“ (1666); „Karl Theodor beschließt 1789 die Anlage des sog. Englischen Gartens durch Rumford“ und „erhebt Mannheim zum Hauptsitz von Kunstbildung“. Diese Stoffe lagen für seine Stimmung weniger; P. zog sich möglichst gut aus der Affäre; war er doch mit jüngeren frischen Kräften in Concurrenz getreten und hatte seinen Mann gestellt. Nach vielen, kleineren Arbeiten legte er rechtzeitig Pinsel und Palette nieder und erfreute sich einer mehr als behäbigen, stolzen Unabhängigkeit. Durch seinen Fleiß und eine glückliche Heirath (1841) frühzeitig in sehr wohlgeordneten Verhältnissen — sein Sohn Bonifaz Ludwig war 1850 der erste Täufling in der neuerbauten Basilika, wobei König Ludwig I. die Stelle eines Pathen übernahm — erwarb P. in reizender Lage nächst dem Botanischen Garten zwei Häuser, welche später die Generaldirection der kgl. bair. Eisenbahnen benöthigte und ankaufte. Beim Abzug aus dem liebgewordenen Heim gab P. seinen ganzen artistischen Besitz, alle eigenen Zeichnungen, Cartons und Bilder, kurz alle seine Sammlungen, nebst Maler- und Ateliergeräthe, in eine Auction (November 1888) und behielt nur die Skizzenbücher und einige seiner Lieblingsarbeiten. Sein Verkehr mit gleichstrebenden Künstlern blieb auf das Nothwendigste beschränkt; seit dem Tode seiner Frau (1879) lebte P., von den beiden Töchtern gepflegt, in skeptischer Beschaulichkeit, eingesponnen in seine Erinnerungen. Trotz hinlänglicher Muse brachte er seine Erlebnisse nicht in Schrift, obwol er als Zeuge und Mitarbeiter einer glänzenden Aera hinreichend Wissen und Berechtigung hatte. — Was P. erfaßte, führte er mit ehrgeiziger Ausdauer zu Ende, wenn auch seine Empfindung und Ueberzeugung nicht bei der Sache war; daher tragen seine Arbeiten eine gewisse, erkältende Ungleichheit von Schönheit und Manier; er strebte als Colorist einen neuen Weg anzubahnen, ohne denselben mit seinen Mitteln zu erreichen. Sein Aeußeres verrieth keinen Künstler: die wohlgepflegte stattliche Erscheinung, mit Cylinder und silberbeschlagenem spanischen Rohr, gleich einem Schiffsmakler und Rheder nach landläufiger Vorstellung. Er starb nach kurzen, aber schweren Leiden.

Vgl. Raczynski, 1840. III, 354. — Eggers' Deutsches Kunstblatt 1850: S. 55, 114, 386; 1854: S. 147, 362, 421; 1856: S. 138. — Wurzbach, Biogr. Lexikon 1870. XXI, 245. — Stubenvoll, Beschreibung der Basilika, 1875, S. 151. — Reber, Gesch. der neueren Kunst, 1884. II, 54 u. 73. — Nr. 241 Allgem. Ztg. vom 21. October 1897. — Bettelheim Jahrbuch, 1898. II, 213 ff. — Singer, 1898. III, 363. — Fr. v. Bötticher, 1898. II, 213. Hyac. Holland.

Pangerl: Mathias P., Historiker, wurde am 10. März 1834 zu Honetschlag im südlichen Theile des Böhmerwaldes geboren. Er studirte am Gymnasium zu Budweis, von 1855—1858 an der Universität zu Prag, 1858/59 an der zu Wien, wo er in dem Institute für österreichische Geschichtsforschung arbeitete. Professor Jäger, der tüchtige Historiker, empfahl ihn dem Benedictinerstifte St. Lambrecht in der oberen Steiermark, welches eine Kraft zur Ordnung des Archives suchte. Nachdem er diese Arbeit trefflich geleistet hatte, vollzog er eine gleiche im Cistercienserstifte Rein, nördlich von

Graz. Von da kam er als Aspirant in das Joanneumsarchiv in Graz (20. November 1863), wo er am 17. Juni 1864 zum zweiten Adjuncten ernannt wurde. Inzwischen war bereits seine erste Urkundenpublikation erschienen. In Verbindung mit Tauschinski gab er Vincentii Pragensis (1158 Caplan des Prager Bischofs Daniel, 1166 imperialis curiae in tota Italia judex und 1158—1160 Augenzeuge des Krieges Kaiser Friedrichs I. in Italien) Annales 1140—1167 aus dem Codex Strahoviensis in den Fontes rerum austriacarum V, 1863 heraus. Im J. 1865 bereiste er im Auftrage des steiermärkischen Landesausschusses Steiermark und Kärnten, um Urkunden für das Joanneumsarchiv zu suchen und zu erwerben, was von großem Erfolge begleitet war. In demselben Jahre erschien seine zweite Urkundenpublikation, das „Urkundenbuch des Cistercienserstiftes Beatae Mariae virginis zu Hohenfurt in Böhmen bearbeitet von M. P.", herausgegeben von der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien in den Fontes rerum austriacarum, 23. Bd., Wien 1865.

Seinen Arbeiten im St. Lambrechter und im Joanneumsarchive in Graz entsprangen mehrere werthvolle Aufsätze: „Ueber Johannes Mannesdorfer, Chronisten des Klosters St. Lambrecht" (Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen, 1864, I, 103—111), „Studien zur Geschichte des Klosters St. Lambrecht: I. Ueber die Reihe der Aebte des Klosters St. Lambrecht im 12. und 13. Jahrhundert. II. Ueber die Zeit der Gründung und über die Ausstattung des Klosters St. Lambrecht" (ebenda 1865, II, 114—138 und 1866, III, 50—83), „Ueber die ältesten Todtenbücher des Benedictinerstiftes St. Lambrecht" (ebenda 1866, III, 3—17), „Berichtigung zu meinem Aufsatze über die Reihe der Aebte des Klosters St. Lambrecht im 12. und 13. Jahrhundert" (ebenda 1867, IV, 148—150). Endlich eine sehr werthvolle Untersuchung über den Ursprung des dem Stifte St. Lambrecht gehörigen Wallfahrtsortes „Maria Zell. Ein Beitrag zur historischen Topographie der Steiermark" (in den Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark, 1870, XVIII, 3—46).

Im J. 1866 schied P. aus dem Joanneumsarchive und wurde am 1. Mai mit dem Titel und Charakter eines Archivadjuncten beim fürstlich Schwarzenberg'schen Centralarchive in Wien angestellt. Ueber seine Leistungen in Graz spricht sich der Jahresbericht des Joanneums für 1866 in folgender ehrender Weise aus: „Das Archiv des Joanneums verlor an ihm einen gewissenhaften fleißigen und treuen Arbeiter, dessen Leistungen der steiermärkische Landesausschuß gelegentlich der Enthebung gebührend anerkannte, aber es hat ihn als Mitstrebenden in der Erreichung seiner Ziele behalten, da er es übernahm, die steiermärkischen Dokumente im k. k. Staatsarchiv und im Deutsch-Ordens-Zentralarchive für das Joanneum zu bearbeiten; so konnte diese Angelegenheit keinen geeigneteren Händen anvertraut sein", was sich auch vollständig bewährte, denn in den Jahresberichten des Joanneums aus den folgenden Jahren werden mehrfach Urkundenabschriften verzeichnet, welche P. dem Archive aus Wien eingesandt hatte.

Im fürstlich Schwarzenberg'schen Archive wurden während seiner Amtsthätigkeit von ihm alle fürstlichen Familien- und Realurkunden den Anforderungen der modernen Archivwissenschaft entsprechend neu registrirt und wurde mit der Neuordnung des gesammten Familienarchivs vom biographischen Standpunkte aus begonnen. Ueber seine Anregung wurde eine Archivsbibliothek geschaffen, für alle historischen Werke, welche für die öffentliche Thätigkeit der Mitglieder des Fürstenhauses Schwarzenberg seit dem 12. Jahrhundert von Wichtigkeit sind. An dieser Bibliothek werden alle Werke ge-

sammelt, welche von der Geschichte der fürstlichen Besitzungen in Franken, Böhmen, Steiermark, Nieder-Oesterreich und Salzburg handeln. P. hat über alle Werke, die zu seiner Zeit schon vorlagen, einen sowol nach Autoren, als nach Orten und Sachen alphabetisch geordneten Katalog angelegt. Auch die Handschriftensammlung verdankt ihm ein musterhaft angelegtes Repertorium. Ebenso hat er in dem dem fürstlich Schwarzenberg'schen Centralarchiv unterstehenden Archive zu Murau in Obersteiermark mit den Neuorganisationsarbeiten begonnen, welche später von seinen Nachfolgern fortgesetzt und beendet wurden.

Wie früher in Graz, war P. auch in Wien thätig in Untersuchungen und Aufsätzen zur Geschichte der Steiermark: „Die Handschriftensammlung des Chorherrenstiftes Vorau" (Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen, 1867, IV, 85—137), „Das ehemalige Archiv des Klosters Admont" (ebenda 150—151), „Geschichte des Chorherrenstiftes St. Niklas zu Rottenmann von seiner Gründung bis zu seiner Uebertragung in die Stadt" (Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark, 1868, XVI, 73—182), „Ueber Johann Albert Kendlmayer und seine Chronik des Chorherrenstiftes zu Rottenmann 1480—1530" (Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen, 1868, V, 35—44), „Beiträge zur Kulturgeschichte der Steiermark: 1. Sühne des Todschlags im 15. Jahrhundert; 2. Gestütwesen im 16. Jahrhundert" (Mittheilungen des historischen Vereins f. Steiermark, 1870, XVIII, 47—55).

Pangerl's Stellung im Archiv des Fürsten von Schwarzenberg, dessen größte Besitzungen im südlichen Böhmen liegen, und die Liebe zu seiner Heimath führten ihn nun wieder zu Untersuchungen und Veröffentlichungen, welche der Geschichte dieses Königreichs entnommen sind. So „Wok von Rosenberg" (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1870, 1. und 2. Heft), „Zawisch von Falkenstein" (ebenda 1871, 4. und 5. Heft), „Die Eremitage von Heuraffel" (ebenda, 5. und 6. Heft), das „Urkundenbuch der Stadt Goldenkron" (1872), „Die Witigonen" (Archiv für österreich. Geschichte, 1874, 51. Bd., 2. Hälfte). — In der Weltausstellung zu Wien 1873 hatte das Fürstenthum Schwarzenberg einen großen Pavillon errichtet, in dem alle Producte der Land- und Forstwirthschaft, des Bergbaus und der Industrie, welche auf den ausgedehnten Gütern dieses Geschlechts erzeugt werden, ausgestellt waren; auch die geistigen und wissenschaftlichen Leistungen waren nicht übergangen und so sollten auch der Bestand, der Reichthum und die Arbeiten der schwarzenbergischen Archive zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden; zu diesem Behufe verfaßte P. das treffliche Buch: „Die Archive des fürstlichen Hauses Schwarzenberg ä. L. Beiträge zur Geschichte und Statistik derselben", Wien 1873. Mit 2 großen Tabellen. Es erschien ohne Namen des Verfassers, wurde im Pavillon Schwarzenberg ausgelegt und an Freunde der Geschichtswissenschaft unentgeltlich vertheilt. Dieses Werk hat nicht nur als Bestandtheil der Weltausstellung Bedeutung, es hat dauernden Werth für die Geschichtsforschung.

Am 12. Januar 1875 wurde P. von der Universität Würzburg zum Doctor philosophiae erhoben und in demselben Jahre (16. Mai) zum a.o. Professor der historischen Hülfswissenschaften an die deutsche Universität Prag berufen. —

Die historischen Hülfswissenschaften waren bis dahin an der Prager Universität nicht vertreten. Wie sehr aber das Bedürfniß darnach vorhanden war, zeigte sich darin, daß sich bald ein ansehnlicher Kreis von Hörern um den eben berufenen Professor sammelte. Seine tiefdurchdachten Vorträge fanden bei ihnen

die dankbarste Anerkennung, er gestaltete die schwierigsten, ihrer Natur nach oft trockenen Partien der historischen Hülfswissenschaften anziehend und übersichtlich, er verband bei Einführung seiner Hörer in die Paläographie Theorie und Praxis auf die gewandteste Weise, zeigte in den Vorlesungen über Chronologie gleiche Sorgfalt und erregte mit seinen Vorträgen über österreichische Geschichte das größte Interesse. In den Seminarübungen legte er das Hauptgewicht auf Erkenntniß und Benützung der Geschichtsquellen und verstand es, eine treffliche Anleitung zum selbständigen Studium und zu Arbeiten auf geschichtlichem Gebiete zu geben. Die von den Hörern gelieferten Arbeiten unterzog er einer strengen Kritik, versagte ihnen aber die Anerkennung nicht, wenn sie ihrer würdig waren. Seine Lehrthätigkeit war eine gesegnete.

Mit dem Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen war er seit dessen Gründung in Verbindung; nach seiner Ankunft in Prag übernahm er die Stelle eines Geschäftsleiters, die Redaction der „Literarischen Beilage zu den Mittheilungen" dieses Vereins, wurde zum Obmannsstellvertreter der historischen Section gewählt und trat stets mit dem größten Eifer für die Interessen der Gesellschaft ein.

Von Prag gingen seine letzten Arbeiten aus: „Ueber Städtegründer und Städtegründungen in Böhmen und Mähren" (Bohemia 1877, Nr. 178 und Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1877, 16. Jahrgang) und die Herausgabe von „Das Buch der Malerzeche" (Wien 1878). Alle Arbeiten Pangerl's beruhen auf gründlichen Studien, auf genauer Kenntniß der Quellen, zeugen von scharfer Kritik und sind von echt historischem Geiste getragen. Sie haben vielfach bestehende Irrthümer berichtigt und sind durchaus als werthvolle Beiträge zur österreichischen, speciell steiermärkischen und böhmischen Geschichts-Forschung und -Schreibung zu bezeichnen.

Schon als er die Professur in Prag antrat, scheint der Keim des schweren Leidens in ihm gelegen zu sein, dem er vier Jahre später (am 14. Januar 1879) zu Arco in Südtirol erlag.

Seine nächsten Landesgenossen ehrten ihn dadurch, daß der deutsche Böhmerwaldbund an seinem Geburtshause zu Honetschlag eine Gedenktafel errichten ließ, welche am 22. August 1903 enthüllt wurde.

55. Jahresbericht des steiermärkischen Joanneums zu Graz, 1866. — Ausführliche briefliche Mittheilungen durch Herrn Anton Mörath, fürstlich Schwarzenbergischen Centralarchivsdirector zu Wittingau in Böhmen. — Eine Anfrage über das Wirken Pangerl's in Prag an das Secretariat der dortigen deutschen Universität blieb trotz beigelegter Retourmarke unbeantwortet. — Biermann, Dr. M. Pangerl. In den Mittheilungen des Vereines für die Geschichte der Deutschen in Böhmen. Prag 1879. XVII, 306—309. — Gallistl, Heimathskunde des politischen Bezirkes Krummau, 1903, S. 212—213. Franz Ilwof.

Pape: Alexander von P., königlich preußischer Generaloberst der Infanterie mit dem Range eines Generalfeldmarschalls, war als der Sohn eines Officiers am 2. Februar 1813 zu Berlin geboren. Während seiner ganzen langen Dienstzeit gehörte er, kurze Unterbrechungen abgerechnet, dem Gardecorps an. Am 17. April 1830 beim 2. Garderegimente zu Fuß in den Dienst getreten und am 15. Juni 1831 zum Secondlieutenant befördert, wurde er am 12. October 1850, nachdem er Bataillonsadjutant und zur Schulabtheilung (jetzt Unterofficierschule) Potsdam commandirt gewesen war, Hauptmann und Compagniechef, am 12. November 1856 Major und Director des Cadettenhauses Potsdam, am 13. Mai 1860 Bataillonscommandeur im

Garde-Reserveinfanterie- (dann Gardefüsilier-) Regimente, commandirte von Januar bis zum December 1863 das Füsilierregiment Nr. 33 in Köln, dann bis zum Ausbruche des Krieges von 1866 das 2. Garderegiment zu Fuß, erhielt bei der Mobilmachung das Commando der 2. Garde-Infanteriebrigade, focht mit dieser am 28. Juni bei Burkersdorf, am 29. bei Königinhof, am 3. Juli bei Königgrätz, wo er namentlich im Kampfe um Chlum sich auszeichnete, trat hier an des gefallenen Generals v. Hiller Stelle an die Spitze der 1. Garde-Infanteriedivision, kehrte, mit dem Orden pour le mérite geschmückt, zurück, übernahm von neuem das Commando der 2. Garde-Infanteriebrigade, erhielt bei der Mobilmachung im Juli 1870 endgültig das der 1. Garde-Infanteriedivision und hat diese während des ganzen Krieges geführt, mit ihr bei Gravelotte-St. Privat und bei Sedan gefochten und an der Einschließung von Paris theilgenommen. Der Tag, an welchem er während des Feldzuges am meisten hervortrat, war der 18. August. Eine Verantwortung für den verfrühten Angriff auf Saint-Privat am Spätnachmittage jenes Tages, wo die Division schwere Verluste erlitt, trifft den General v. P. nicht. Er wollte mit dem Sturme warten, bis die Artillerie tüchtig vorgearbeitet hätte und die Umgehung des rechtsfeindlichen Flügels durch die Sachsen wirksam geworden sein würde. Ein in scharfer Form gegebener Befehl des commandirenden Generals Prinz August von Württemberg (A. D. B. XLVI, 88) nöthigte ihn, zu gehorchen (H. Kunz, Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71, 10. Heft, Berlin 1898, S. 49). Die Verleihung des Eisernen Kreuzes 1. Classe bezeugte den Werth seiner Leistungen. Nach dem Friedensschlusse blieb er noch fast neun Jahre in jenem Verhältnisse, am 3. Februar 1880 wurde er General der Infanterie und commandirender General des V. Armeecorps in Posen, vertauschte diese Stellung am 18. October 1881 mit der gleichen an der Spitze des Gardecorps, wurde am 19. September 1888 zum Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken, dessen Geschäfte er schon seit 1882 im Nebenamte geführt hatte, und zum Gouverneur von Berlin ernannt und am 10. Januar 1892, unter Ablehnung des Gesuches um vollständige Verabschiedung, zu den Officieren von der Armee versetzt. Er behielt seinen Wohnsitz in Berlin und starb hier am 7. Mai 1895. „Das Vorbild eines altpreußischen Soldaten", nannte ihn damals Kaiser Wilhelm II.

Militär-Wochenblatt Nr. 45, Berlin, vom 22. Mai 1895.

B. v. Poten.

Pape: Heinrich Eduard P., hervorragender Jurist und Gesetzgeber — Conditor juris Germanici nannte ihn bei seinem Abschiede aus Leipzig die dortige Universität —, ward am 13. September 1816 zu Brilon in Westfalen geboren als Sohn eines tüchtigen praktischen Juristen, des Stadtrichters Caspar Anton Pape. Er legte die dritte Staatsprüfung, nachdem ihm schon in den beiden vorangegangenen Prüfungen das Prädicat „vorzüglich" zu Theil geworden war, am 28. März 1843 „sehr gut" ab und wurde in demselben Jahre zum Oberlandesgerichts-Assessor ernannt; er war dann zunächst an verschiedenen Orten als Hülfsrichter thätig. 1849 ward er Abgeordneter in der zweiten Kammer des Landtags. Am 24. Juni 1850 wurde er als Kreisrichter bei dem Kreisgerichte in Stettin angestellt. Bei der Abtheilung dieses Gerichts für See- und Handelssachen wirkte er längere Zeit; er sammelte dort die Kenntnisse und Erfahrungen, die als Keim für sein späteres Wirken bezeichnet werden können. Am 14. Juni 1856 zum Kreisgerichtsrath befördert, wurde er schon am 20. September desselben Jahres als Rath an das damalige Appellationsgericht (Tribunal) zu Königsberg in Preußen berufen.

Damals aber auch schon muß man an leitender Stelle seinen besonders ausgeprägten Beruf für die Aufgaben der Gesetzgebung erkannt haben: die Betrauung mit solchen setzt nun ein, um ihn in immer wachsendem Umfange in Anspruch zu nehmen.

Als zunächst Berathungen über ein gemeinsames deutsches Seerecht stattfanden, wurde er dazu von seiten der preußischen Regierung abgeordnet. Diese Conferenz, die in Hamburg in der Zeit vom 26. April 1858 bis zum 22. August 1860 tagte, bestellte ihn zum Berichterstatter. Seine allseitig anerkannten ausgezeichneten Leistungen dort verschafften ihm schon damals einen nicht geringen Einfluß. Inzwischen am 25. Juli 1859 zum Geheimen Justizrath und vortragenden Rath im Justizministerium ernannt, nahm er als einer der preußischen Bevollmächtigten Theil an den Conferenzen, die am 19. November 1860 zur dritten Lesung des Handelsgesetzbuchs in Nürnberg eröffnet wurden. Im August 1861 wurde er von der juristischen Facultät der Universität Breslau zum Doctor juris honoris causa promovirt. Ihm fielen hauptsächlich die Arbeiten zur Last, die dem Justizministerium zur Einführung des Handelsgesetzbuchs in Preußen oblagen.

Im J. 1861 noch wurde er Mitglied der unter dem Vorsitze des Präsidenten Dr. Bornemann tagenden Commission zur Revision des preußischen Civilproceß- und Strafproceßrechtes. Aus diesen Berathungen ging 1864 der Entwurf einer Proceßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für den preußischen Staat hervor.

Im J. 1866 und in der folgenden Zeit war er vorzugsweise mit der Vorbereitung der Gesetze befaßt, die erforderlich erschienen, um auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts den Rechtszustand in den neu hinzugetretenen preußischen Landestheilen einigermaßen mit dem in den alten Landestheilen in Einklang zu bringen. Besonders betheiligt war er bei der Ausarbeitung der Gesetze betreffend das Civilproceßverfahren in jenen Landestheilen (Gesetz vom 24. Juni 1867 und Gesetz, betreffend die Errichtung eines obersten Gerichtshofes vom 27. Juni 1867). Außer an zahlreichen anderen gesetzgeberischen Arbeiten wirkte er mit an dem preußischen Gesetze vom 29. Juni 1865 über die Gerichtsbarkeit der Consuln, einem Gesetze, das durch § 24 des Gesetzes vom 8. November 1867 als für die Bundesconsulate maßgebend erklärt wurde.

Am 2. August 1867 zum Geheimen Oberjustizrath befördert, wurde er gleichzeitig als einer der ersten zum Bevollmächtigten Preußens bei dem Bundesrathe des Norddeutschen Bundes und des Zollvereines ernannt. Bis Ende Juli 1870 wurden ihm die wichtigsten Arbeiten der Justizgesetzgebung und deren Vertretung im Bundesrathe anvertraut. Zugleich war er Mitglied der von dem Bundesrathe zur Ausarbeitung des Entwurfes einer „Proceßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten" berufenen Commission, deren Berathungen vom 3. Januar 1868 bis zum 20. Juli 1870 dauerten, und zwar als Berichterstatter und Mitglied des Redactionsausschusses. In dieser Commission sind auch die Gesetze über Aufhebung der Schuldhaft und über den Lohnarrest von ihm entworfen, das Gesetz über Gewährung der Rechtshülfe und das Genossenschaftsgesetz theils entworfen, theils überarbeitet worden.

Unter dem 2. Januar 1870 wurde er zum ersten Präsidenten des Bundes-Oberhandelsgerichts und unter dem 11. Juli 1873 zum Präsidenten des mit dem Reichsoberhandelsgerichte verbundenen Disciplinarhofes für die Reichsbeamten ernannt. Schon unter dem 29. November 1873 wurde er Wirklicher Geheimer Rath mit dem Prädicate Excellenz.

Ueber seine Wirksamkeit als Präsident dieses Gerichtshofes haben seiner Zeit und unverändert bis heute Wissenschaft und Praxis einhellig geurtheilt. Inmitten der größten, politischen und juristischen, Schwierigkeiten, galt es, dem einheitlichen Deutschen Recht eine erste feste Stätte zu bereiten, dem Geiste der modernen Handels- und Industrie-Entwicklung gerecht zu werden und so Neu-Deutschland, auch auf diesem Boden und von dieser Seite her, vorzubereiten. Daß diese Aufgabe so voll gelöst worden ist, daß das Reichs-Oberhandelsgericht das höchste Ansehen genossen hat, und daß dessen Entscheidungen die Praxis des neuen deutschen Handelsrechtes zur Befriedigung aller betheiligten Kreise fest und elastisch begründet haben, viele darunter auch noch heute als Vorbild dienen, ist zum nicht geringen Theile das Verdienst seines Präsidenten Pape gewesen.

Am 22. Juni 1874 beschloß der Bundesrath, auf Grundlage des Gesetzes vom 20. December 1873, eine Commission zur Ausarbeitung des Entwurfes eines allgemeinen Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches einzusetzen. Am 17. September 1874 eröffnete Dr. Pape, der vom Reichskanzler zum Vorsitzenden dieser Commission ernannt war, die Sitzungen der Commission. Schreiber dieser Zeilen war von Anfang an bis einige Zeit nach dem Tode des Dr. P. der Schriftführer dieser Commission. Die Commission, in der das gemeine Recht, das preußische Recht, das sächsische Recht, das württembergische Recht und das sogenannte französische Recht vertreten waren, und zwei Professoren (Windscheid, später Mandry, und Roth) mitwirkten, bestellte zunächst Berichterstatter für den Allgemeinen Theil (Professor Dr. Gebhardt aus Baden), für das Obligationenrecht (Präsident v. Kuebel aus Stuttgart), für das Sachenrecht (Obertribunalsrath Johow), für das Familienrecht (Excellenz Dr. Planck) und für das Erbrecht (Ministerialrath Dr. v. Schmitt). Um diesen Zeit zu lassen zur Ausarbeitung der Vorlagen, trat die Commission in den Jahren 1875 bis 1879 regelmäßig im Herbst auf einige Wochen zusammen zur Berathung der von den Berichterstattern vorgeschlagenen grundlegenden Principien für den Entwurf.

Im Herbst 1879 verlegte Dr. P., der — anscheinend gegen seine Erwartung — nicht zum Präsidenten des neuen Reichsgerichts bestimmt wurde, seinen Wohnsitz nach Berlin. Erst im Herbst 1881 konnte in die Berathung der im wesentlichen fertiggestellten Theilentwürfe eingetreten werden. Diese Beschlußfassungen zogen sich durch eine Reihe von Jahren hin. Während dieser Zeit widmete Dr. P. sich ausschließlich der Herstellung des Entwurfes. Trotz seiner unglaublichen Arbeitskraft und der unermüdlichen Bemühungen zur thunlichsten Förderung der Arbeiten, war es nicht möglich, die erste Lesung des Entwurfes früher als am Ende des Jahres 1887 abzuschließen. Im Beginne des Jahres 1888 konnte die Berathung des Einführungsgesetzes angefangen werden. Im Juli 1888 wurde noch die Berathung der Grundbuchordnung begonnen. Als die Erholungspause während der Sommerzeit gemacht wurde, war zu erwarten, daß auch dieser Entwurf in kurzem fertiggestellt sein werde. In einer am 22. August abgehaltenen Sitzung konnte Dr. P. noch die Hauptfragen, deren Entscheidung in dem Entwurfe eines Gesetzes über die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen erfolgen sollte, einer vorläufigen Erörterung unterziehen. Aber als er sich am 5. September 1888 zur Sitzung begeben wollte, wurde er von heftigen Schmerzen befallen. Es zeigte sich eine Unterleibsentzündung, die den anscheinend gekräftigt von einer Erholungsreise Heimgekehrten in kürzester Frist, am 8. September, seiner Thätigkeit und dem Leben entzog. Noch die letzten Gedanken des Sterbenden befaßten sich mit der Commission und der Förderung ihrer Arbeiten.

War doch P. nicht bloß formal der Vorsitzende dieser Commission gewesen, sondern thatsächlich ihr Arbeits-Mittelpunkt, der alle Einzel-Thätigkeit in Fluß und Verbindung erhielt. Unermüdet unterzog er sich der Mühe, die Verhandlungen zu leiten, die Beschlüsse durch einleitende Vorträge vorzubereiten, die Streitfragen mit den geäußerten Bedenken und abweichenden Ansichten auszusondern, das Ergebniß zur Abstimmung zusammenzufassen, und vor allem widersprechende Mehrheitsbeschlüsse so zu verbessern, daß sie als Grundlage dienen konnten. Ganz besonders hervorragend war seine Auffassungsgabe. Ueblich war, daß das einzelne Mitglied sich darauf beschränkte, Vorschläge (ohne Begründung) zu machen, wie die Vorschrift zu fassen sei. Nicht eines einzigen Falles vermag ich mich zu erinnern, in dem er von dem Antragsteller darauf aufmerksam gemacht werden mußte, seine Gründe seien nicht richtig erkannt, während er häufig in dem einleitenden Vortrage bemerken konnte, es sei schwierig, zu erkennen, ob der Antrag nicht noch etwas Anderes bezwecke. Zuweilen unterbrach er die Sitzung, um in seinem Zimmer sich zurecht zu legen, wie scheinbar widersprechende Beschlüsse so zu berichtigen seien, daß sie neben einander bestehen könnten.

Meist noch an dem Sitzungstage entwarf er die Fassung der Vorschrift nach Maßgabe der gefaßten Beschlüsse und versah häufig auch diese Fassung mit Bemerkungen. Dann leitete er die Verhandlung der Redactionscommission, die aus ihm, dem Präsidenten v. Weber, solange dieser schon vor ihm verstorbene vortreffliche Jurist der Commission angehörte, und dem jedesmaligen Berichterstatter bestand, und jede Woche zusammentrat. Nicht minder leitete er die Sitzung der Gesammtcommission, der das Ergebniß dieser Berathung vorgelegt wurde.

Die Kritik des ersten Entwurfes hat vielfach übersehen, daß die Commission nicht den Auftrag hatte, dem Rechte neue Bahnen zu eröffnen, vielmehr der Auftrag nur dahin ertheilt war „unter Berücksichtigung der geltenden Gesetzbücher und der .... ausgearbeiteten Gesetzentwürfe das den Gesammtzuständen des Deutschen Reiches entsprechende bürgerliche Recht in einer den Anforderungen der heutigen Wissenschaft gemäßen Form kodifizirend zusammenzufassen“.

Beanstandet wurde ferner die zum Theil künstliche Sprachweise des Entwurfes. Diese ist ja nicht zu leugnen. Allein sie war das Ergebniß des Bestrebens, denselben Gedanken stets in gleicher Weise auszudrücken. Dr. Pape beklagte, daß die Civilproceßordnung vielfach nach seiner Meinung nicht richtig verstanden werde, weil, wenn derselbe Gedanke mitunter in verschiedener Fassung ausgesprochen sei, Wissenschaft und Rechtsprechung daraus hergeleitet hätten, es könne nicht dasselbe gemeint sein. Um dem bei dem neuen Gesetze vorzubeugen, wurde beständig ein Wortregister geführt, mit dessen Hülfe die Redaction dann Wendungen wählen zu müssen glaubte, die gleichmäßig zuverlässig sind, wennschon sie sprachlich als schwerfällig bezeichnet werden.

Leugnen wird Niemand, der den Vollendeten näher gekannt hat, daß er mit großem Wissen und ungewöhnlicher Kenntniß fast aller Lebensverhältnisse eine unbeugsame Unparteilichkeit und humane Anschauungen verband. Ihnen Allen, die mit oder unter ihm zu wirken berufen waren, wird er allezeit ein leuchtendes Vorbild bleiben, dem nachzueifern ist. An sich stellte er allezeit die höchsten Anforderungen, aber freilich auch an die, die unter und neben ihm thätig sein sollten.

Noch seien einige Worte seinem Familienleben gewidmet. Er lebte in überaus glücklicher Ehe. Die körperlichen Leiden, von denen seine Gattin

wiederholt auf das schwerste heimgesucht wurde, hatten dies Glück nicht zu mindern vermocht. Zwei Söhne waren ihm in noch jugendlichem Alter entrissen. Die einzige ihm verbliebene Tochter, die er aufrichtig liebte und schätzte, starb nach kurzer glücklicher Ehe im Alter von nur wenig über zwanzig Jahren. Der große Schmerz, an dem er bis ans Lebensende trug, vermochte nicht seine Arbeitslust und seine Arbeitskraft zu mindern.

Sein Dienstjubiläum hatte er am 11. Januar 1887 in aller Stille und Zurückgezogenheit begangen, obschon es an glänzenden Anerkennungen nicht gefehlt hatte.

Die ersten Kritiken des schon gedruckten Entwurfes hat er noch gesehen. Unvergeßlich ist mir die schöne Aeußerung über die verschiedenen Tadelsäußerungen. Die Herrn sollten nicht bloß tadeln, sondern bessere Vorschläge bringen; dann werde sich zeigen, wie leicht es ist zu tadeln, und wie schwer, selbst es besser zu machen. Die Kritik übersehe aber ferner, daß es sich um Beschlüsse von elf Personen handele, nicht um die Arbeit eines Einzelnen. — Diese letzte Bemerkung war um so berechtigter, als natürlich P. keineswegs stets mit seinen Anschauungen im Schoße der Commission durchgedrungen ist; besonders pflegte er zu beklagen, wenn einzelne Mitglieder infolge „zu reicher juristischer Phantasie", d. h. durch Construction und Berücksichtigung seltener und weit abliegender Fälle, auf die der vorgeschlagene Paragraph nicht passe, eine „Verwässerung" der betreffenden Vorschrift, namentlich etwa ihre Verallgemeinerung durchsetzten. Gerade für manche nach dieser Seite hin liegenden, oft gerügten Schwächen des großen Werkes wird man also P. am wenigsten verantwortlich machen dürfen.

Dagegen wird man heute, nachdem die Zeit der ersten erregteren Polemik vorüber ist, gewiß als einstimmige Ansicht Aller, die mit dem neuen deutschen Recht eingehender sich zu beschäftigen haben, hinstellen können, daß diesem Recht ein besonders gründlicher und gediegener technisch-juristischer Aufbau eignet und daß dieser wieder hauptsächlich das Verdienst des ersten Entwurfes ist. Und da wird gewiß letztlich dann wieder, soweit überhaupt einem einzelnen Mitgliede der Commission ein besonderes Verdienst zukommt, dieses ihrem Vorsitzenden, P., beizulegen sein. Sein Name bleibt mit dem ersten großen Central-Gerichte des neuen Deutschland, dem Reichs-Oberhandelsgericht zu Leipzig, und mit dem deutschen bürgerlichen Gesetzbuch untrennbar verbunden; sein Geist lebt fort, wennschon, einem tiefen Zuge seines ganzen Wesens entsprechend, ohne Hervortreten seiner persönlichen Wirksamkeit, im deutschen Handels- und Privatrecht; sein äußeres Bild wird der Nachwelt erhalten durch ein Denkmal, das dem echt westfälischen Juristen in seiner Heimathstadt Brilon gesetzt und am 13. September 1899 feierlich enthüllt worden ist.

Artikel in dem Abendblatt der Schlesischen Zeitung vom 13. Septbr. 1888. — Desgl. im Deutschen Reichs- und Preußischen Staats-Anzeiger vom 12. Septbr. 1888. — Bericht über die Denkmals-Enthüllung, darin besonders Rede des Oberlandesgerichtsrathes Im Walle, Brilon 1899.

Neubauer.

Pape: Joseph P. wurde am 4. April 1831 in Eslohe, einem größeren Dorfe des westfälischen Sauerlandes als der Sohn schlichter Bauersleute geboren und wuchs unter der Hut einer früh verwittweten Mutter als deren einziges Kind in der Fülle katholisch-westfälischen Volkslebens heran. Da er sich für jede anderweite Thätigkeit ungelehrig zeigte, wurde er für den gelehrten Stand bestimmt und nach genossener privater Vorbildung dem Gymnasium in Arnsberg zugeführt, das er nach sechs Jahren 1849 absolvirte. Er studirte dann in München, seit 1850 in Tübingen und seit 1851 in

Berlin Rechtswissenschaften, erwarb sich als Auscultator und Referendar bei verschiedenen Gerichten seiner Heimath die vorschriftsmäßige praktische Ausbildung, wurde 1858 Assessor, 1861 Rechtsanwalt und Notar zu Hilchenbach im Siegerlande und vermählte sich hier noch in demselben Jahre mit Josephine Boese, mit der er bis zu ihrem Tode (1888) in glücklichster Ehe lebte. Im J. 1876 ließ sich P. beim Amtsgericht in Büren in Westfalen als Rechtsanwalt nieder, wurde 1885 zum Justizrath ernannt und starb daselbst am 16. Mai 1898.

P. hat sich als Dichter auf den verschiedensten Gebieten versucht; aber wol selten hat ein Dichter eine so verschiedenartige Beurtheilung gefunden als er. In seiner Jugend noch innerhalb der großen Erinnerungen des deutschen Reiches stehend, sind ihm Kirche und Reich die Brennpunkte seines poetischen Schaffens und Wirkens, und nur durch die Versöhnung Beider kann eine neue Herrlichkeit des deutschen Vaterlandes hervorgehen: dieser Grundgedanke zieht sich durch die ersten Werke des Dichters. In ihnen greift er zu den alten Sagen und Märchen zurück, die ja noch immer lebendig sind, die er aber, da sie an sich keinen Glauben beanspruchen können, symbolisch zu vertiefen sucht, um in ihnen die christliche und nationale Weltanschauung wiederzuspiegeln. So soll denn „Der getreue Eckart. Epos von deutscher Entzweiung und Versöhnung" (1854, 3. Aufl. 1883) aus der Zeit des Verfalls der fränkischen Kaiserreiche, „Schneewittchen vom Gral. Epos" (1856, 3. Aufl. 1883) aus der Zeit des großen Interregnums ein Spiegelbild für unsere Zeit werden, wobei der Dichter zugleich die Kraft der großen mittelalterlichen Volksepen auf seine Darstellung einwirken läßt und der Romantik freien Spielraum gewährt. Ansprechender als diese beiden Epen sind die auf patriotischer Grundlage beruhenden idyllischen Romanzen in „Josephine. Liebe, Glaube und Vaterland" (1854, 3. Aufl. 1868). Die Sehnsucht nach einem großen einigen deutschen Reich durchzieht auch den Lyriker P. in seinen „Dem Vaterlande" (1869) gewidmeten Gedichten, und als er sie 1870 gestillt sah, da trat er denn auch begeistert ein für das neue deutsche Reich in späteren patriotischen Dichtungen, wie sie die 3. Auflage seiner „Gedichte" (1857) vom Jahre 1875 enthält. „Sehr reichlich fließt ihm auch der Born religiöser Poesien; aber hier wird der Dichter oft weich und süßlich und noch häufiger allzu weitschweifig und redselig. Hier tritt auch der spezifisch katholische Standpunkt am stärksten hervor, insofern der Dichter nicht müde wird, seine frommen Gedanken in immer neue Formen von Legenden zu gießen, die er zumeist erst neu zu erfinden scheint." Hier wären auch noch „Die Trutznachtigall-Lieder der Liebe und des Lobes Gottes von Friedrich von Spee in die Sprache unserer Zeit umgedichtet" (1862) zu erwähnen. Weniger bedeutend ist P. als Dramatiker. Von seinen Stücken sind zu nennen „Friedrich von Spee. Ein deutsches Trauerspiel" (1857), das in 2. Ausgabe u. d. T. „Bertha Maria. Schauspiel" (1863) erschien und nach geschehener Umarbeitung und wesentlicher Verkürzung u. d. T. „Aus deutscher Nothzeit" in die Sammlung „Vaterländische Schauspiele" (2. Aufl. 1875) aufgenommen ward. Letztere enthält außerdem noch „Herzog Konrad, oder: Der Sieg auf dem Lechfelde" (sep. 1859) und „Das Liebespaar von Andernach" (sep. 1870). Aber alle diese Dramen befriedigen ebensowenig, wie „Das Kaiserschauspiel" (1886), das den viel behandelten Stoff des Streits zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen vorführt. Auf dem Gebiete der Novelle hätte P. vielleicht mehr äußeren Erfolg erzielt, wenn er es mehr gepflegt hätte, aber wir besitzen nur eine Sammlung derselben „Aus verschiedenen Zeiten" (1868) von ihm, welche drei sehr ansprechende Novellen („Pfalzgrafentöchterlein" — „Kurfürstliches

Geschlecht" — „Westfälische Fahrten") enthält, dagegen aber noch eine Sammlung von Erzählungen in westfälischem Plattdeutsch „Jut'm Siurlanne fan Papen Jäusäip" (1878). Eine natürliche Neigung zu theologischen Studien hat den Dichter nie verlassen, und besonders beschäftigten ihn apokalyptische und eschatologische Fragen. Verschiedene kleinere Schriften, die aber weniger für weitere Kreise bestimmt waren, sind die Früchte dieser Studien.

Persönliche Mittheilungen. — Karl Leimbach, Die Dichter der Neuzeit und Gegenwart, 8. Bd., S. 10. — Joseph Kehrein, Lexikon der kathol. Schriftsteller, 2. Bd., S. 1. — Dichterstimmen der Gegenwart. Poetisches Organ für das kathol. Deutschland, 12. Jahrg. 1898, S. 329. — Hermann Hartmann, Westfälisches Schatzkästlein, S. 236. — Heinrich Keiter, Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands, 1884, S. 166.

Franz Brümmer.

Parmentier: Maria von P., Malerin, geboren am 11. April 1846 in Wien, † am 14. Mai 1879 in Trespiano bei Florenz. Wie ihre ältere Schwester, die Architektur- und Landschaftsmalerin Luise Begas-Parmentier, war sie Schülerin des Landschafters Emil Jacob Schindler in Wien. Sie besuchte später des öfteren Italien, reiste nach Frankreich, wo sie sich in Paris, namentlich unter Daubigny's förderndem Einfluß stehend, ein Jahr aufhielt und an den Ausstellungen der Pariser Salons betheiligte, und erschien in den siebziger Jahren auch auf den Berliner Ausstellungen. Auf einer Studienreise, die sie im Herbst 1878 nach Italien unternahm, starb sie 1879 am Typhus. Ihre Arbeiten befinden sich zum größten Theil im Wiener Privatbesitz. Eine Landschaft, die Ansicht des Hafens von Dieppe mit Schiffen bei trübem Wetter, wurde 1880 von der Familie der Künstlerin der kgl. Nationalgalerie in Berlin geschenkt, nachdem die vierzehnte Sonderausstellung dieser Galerie 1881, also zwei Jahre nach ihrem Tode, einen großen Theil ihres Nachlasses zusammen mit Werken der Maler Karl Blechen, Adolf Schrödter und August Bromeis gezeigt hatte. Der Katalog dieser Sonderausstellung für M. v. P. umfaßt 107 Nummern und gibt neben einer kurzen biographischen Skizze folgende zutreffende Charakteristik ihrer Arbeiten: „Ihre künstlerischen Arbeiten beschränkten sich zwar auf die Vedute, unter besonderer Vorliebe für italienische und französische Motive, aber sie offenbart in der Wiedergabe derselben einen feinen Natursinn, verbunden mit malerischem Geschmack, und diese Eigenschaften geben ihren Werken bei aller Bescheidenheit einen ungewöhnlich künstlerischen Werth."

Franz Vallentin.

Parrisius: Eduard P. (nicht Parisius), Aesthetiker und Dichter, wurde am 24. März 1857 zu Berlin geboren. Er genoß in seiner Heimathsstadt eine gediegene Ausbildung, die früh das empfängliche Gemüth des Knaben auf Hohes und Schönes lenkte. Nachdem er sich philosophischen und verwandten Studien mit größter, innerer Hingabe gewidmet, promovirte er Anfang November 1881 an der Tübinger Universität mit der Dissertation „Das Ethische in der Kunst" zum Dr. phil. So hatte er bewiesen, daß er, der immer nach dem Idealen Strebende, dabei etwas tüchtiges gelernt. Aber damit war auch der Versuch einer sog. socialen Carrière abgeschnitten. Denn ernste Krankheit nagte am Lebensmarke des lebensfreudigen und schönheitsdurstigen Jünglings. Der ungenannte Freund, der ihm dann vor den hinterlassenen Schriften den knappen Nachruf schrieb, bemerkt: „Mag auch der Keim des Todes in seiner Brust gelegen haben, mag auch nur eine kurze Erdenlaufbahn ihm die Vorsehung beschieden haben, er beschleunigte wohl die Katastrophe seines Endes durch seinen Drang, das Schöne in der Fremde kennen zu lernen". Am 3. Januar 1882 verließ P. Berlin um sich, in München,

Verona, Mailand, Genua Station machend, nach Nizza zu begeben. Aber schon Anfang März finden wir ihn in Paris, das ihn ungemein fesselte. Den Hochsommer brachte er am Genfersee, meist in Vevey, zu, wo der Sohn eines aristokratischen Hauses (Paul v. H.) sein Zögling war, durchstreifte die Schweiz und kehrte für den Schluß des Jahres, von ungewisser Sehnsucht, wol auch Todesahnung getrieben, nach Berlin zurück, wo er seine Studien neu aufgriff und vertiefte. Gerade ein Jahr nach der ersten Ausfahrt von Berlin traf er dann wieder in Paris ein, von dem er in vierteljährigem Aufenthalte diesmal recht enttäuscht ward. Beim Abschiede trug er ins Tagebuch im Anschluß an seinen regen Theaterbesuch ein: „Alle Stücke, welche ich gesehen habe, hatten in Paris den größten Anklang gefunden. Somit kann ich behaupten, ungefähr einen Einblick in das gethan zu haben, was dem geistreichen Paris gefällt: es ist meist fades, frivoles Zeug. Wie leicht kann man hier blasirt werden! Nichts, nichts in dem weiten, großen Paris, das zum Herzen spricht. Nehme ich die wilden Zeiten meines Studentenlebens aus, so kann ich behaupten, nie so seelenlos, so ohne tieferen Gehalt hingelebt zu haben. Man ist dabei weder glücklich noch unglücklich, man ist eben nichts. Mir ist wohl, daß ich bald abreise". Seine jugendlichen Schüler ließen ihn am 21. April ungern von Paris fort. Turin und Pisa durchfliegend, eilte er nach Rom. Rom nebst Umgebung, Neapel mit Pompeji und Capri, Florenz, Venedig besichtigte er genau nach Vergangenheit und Gegenwart. Dann landete er, voll der erhabensten Eindrücke, auf Schloß Hauteville bei Vevey am 11. Juni und dort am Genfer See (oder in Berlin?) ist P., nach einer anstrengenden Tour durch Savoyen aufs letzte Lager gesunken, am 19. October 1883 gestorben, die edle Seele durchtränkt mit Schönheit, mit Staunen vor dem Gehalte all der gewaltigen Kunst, die er gesehen, und seit kurzem dabei, „über die Aufgabe meines Lebens ernster nachzudenken".

Nämlich — so schließt sein Tagebuch — „immer lebhafter tritt die Wahrheit des Gedankens auf, daß die Chorpoesie allein den ethischen Empfindungen zu entsprechen vermag, die mich bewegen: Es handelt sich darum, die Form dieser Chorpoesien festzustellen. Und hierauf will ich jetzt ausgehen". Dieser autobiographische Schlußsatz umfaßt sein vom Tod durchschnittenes Programm. Unter Parrisius' hinterlassenen Papieren fand sich der eigenthümliche Versuch eines Dramas mit Chören, das in engstem Rahmen und knappster Handlung eine ergreifende tragische Verwicklung, freilich ohne jeglichen zeitlichen, örtlichen, volklichen Hintergrund, vorführt, in Vielem an „Die Braut von Messina" erinnernd. Im übrigen mag seine eifrige Beschäftigung mit Richard Wagner, besonders dessen Schrift „Oper und Drama", niedergelegt in einem an den Tod des Meisters 1882 angeknüpften Essay, ihn bei bezüglichen Ideen beeinflußt haben. Das außerdem erhaltene einactige Schauspiel „Der Graf von Einsiedel" schwebt ebenfalls betreffs der landschaftlichen Sphäre u. s. w. ziemlich in der Luft, im ganzen ein gedrängtes Jambendrama, Goethe'sche Art nachahmend. Die kleine Reihe sinniger, tief empfundener und formell mannichfaltig und gewandt gestalteter lyrischer Gedichte aus dem Nachlasse spiegeln all die Regungen des Herzens und des Kunststrebens wieder, welche in Eduard P. wogten, woben und zu fester Fassung drängten. Sie gipfeln in den abschließenden Versen seiner gedruckten Poesien (Gedicht „Der Künstler starb"): „Und nehmet dies als meine letzten Worte: Wer glühend Schönheit fühlt, dem ist beschieden Im Leben Kampf, im Sterben Gottesfrieden". Darin ist gedanklich vereinigt, was ein Brief wenige Wochen vor dem Tode geäußert: „Was kann ich dafür, daß ich die Welt so schön finde?", mit einer wenig späteren Tagebuch-Notiz: „Alles kommt darauf an, die Sache des Göttlichen

zu führen, und nie vom Wege des Edlen abzuweichen, mag es kosten, was es wolle".

Einen anmuthigen, wahrhaft erfreulichen Einblick in das Innenleben dieser feinen und zartbesaiteten Natur erlaubt uns sein ziemlich regelmäßiges „Tagebuch nebst Kunstnotizen", ohne die Absicht nachheriger Veröffentlichung während der ganzen letzten, der Reiseperiode seines abgerissenen Daseins geführt, jedoch mit Bewußtsein als „ein Stück Selbstbiographie". Seine Kunsturtheile inner- wie außerhalb der Museenbesuche sprechen durch Vermeiden theoretisirender Glossen warm an. Dazu kommen die nach dem Tode als „Fragmentarische Schriften der Aesthetik" gebrachten kleinen Abhandlungen, an deren Spitze der Torso seiner, in seinen letzten Monaten angelegten großzügigen „Prolegomena zur Aesthetik" steht, endlich vermischte Skizzen, auf Auffassung des Dramas und vergleichende Kunstgeschichte bezüglich. Und keineswegs ohne Zusammenhang mit diesen feinen Skizzen und Ansätzen, die, auch stilistisch, so gar nicht nach Studirstube schmecken, schließe hier den Reigen, wie in der Sammlung der Schriften, die überaus charakteristische Arbeit des noch nicht 21jährigen: „Die Idee eines intellektuellen Kosmos". Deren offenherziges Vorwort lautet: „Indem meine Freunde mich auffordern, ihnen darzulegen, wohin ich zu streben gedächte, da die zerstreute Art meines Studiums und das Umherschweifen auf so verschiedenen Gebieten sie verwirre, fühle ich selbst das Gewicht einer solchen Forderung lebendig und begreife die Nothwendigkeit, die allgemeine Idee auszusprechen, welche meine Handlungen, mein Streben, Wünschen und Wollen erklärt, kurz, welche ich für die leitende meines Lebens halte" und zum Motto wählt ein Wort Herder's, das so endet: „Im wirkenden Leben nur ist Menschenfreude, in Licht und Liebe nur des Schöpfers Seligkeit". Die Studie selbst dagegen mündet in einen ebenso humankosmopolitischen wie nationalen Ausklang: „Voll Ehrfurcht treten wir in die geheiligten Hallen, wo der Mensch sich von seiner edlen Seite allein zeigt; und uns über Epoche, Nationalität und Confession erhebend, begegnen wir hier allen als Brüder, um mit ihnen in der stillen Ahnung des Göttlichen gemeinsamer Andacht zu pflegen", andererseits auf Grund des Hinweises, daß die Pfleger des Glaubens an Menschenwürde und deren Erforschung fast nur Deutsche seien: „Erhöht durch diese Wahrnehmung schmiege ich mich der freundlichen Hoffnung an, daß es den Deutschen vom Schicksal vorbehalten zu sein scheint, das entscheidende Volk der Weltgeschichte zu werden und eine neue Epoche in der Entwicklung der Menschheit zu begründen".

Man sehe E. Parrisius' „Zerstreute Schriften. Nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben" (II. Theil als solcher 1885; I. [Bildniß dabei] mit Sondertitel „Gedenkblätter. Gewidmet den Freunden des verewigten Dr. Eduard Parrisius" 1884; I, S. I—V knapp biographisches Vorwort).

Brümmer, Lex. d.. dtsch. Dichter rc.⁵ III, 192. L. Fränkel.

Pasqué: Ernst Heinrich Anton P., darstellender Künstler, Musiker und Dichter, wurde am 3. September 1821 in Köln geboren, empfing seinen Unterricht in dem dortigen wohl renommirten Institut der Gebrüder Schuhmacher und ging mit 17 Jahren, um sich dem Studium des Gesanges und der Bühne zu widmen, nach Paris. Hier wurde er Schüler seines kölnischen Landsmanns Lütgen, Capellmeisters an der Kirche Notredame de Lorrette, später des berühmten Delsart und 1842 in das Pariser Conservatorium aufgenommen, in welchem er der Classe Pomhard's, des ehemaligen graziösen Sängers der Komischen Oper, angehörte. Seine Fahrten und Erlebnisse in der französischen Hauptstadt hat P. später in seinem Buche „In Paris. Heitere Geschichten aus den Lehrjahren eines Sängers" (II, 1872) erzählt

und auch in seinem größeren Roman „Drei Gesellen" (IV, 1869; 2. Aufl. 1872) verwerthet. In Paris lernte P. 1843 auch Konradin Kreutzer kennen, der sich des jungen, angehenden Sängers mit einer wahrhaft väterlichen Liebe annahm und auch bis kurz vor seinem Tode mit ihm in regem brieflichen Verkehr blieb. Kreutzer war es auch, der das in P. schlummernde Talent zu fabuliren weckte, und schon damals dichtete P. den Text zu einer Oper „Meister Martin und seine Gesellen" (nach E. T. A. Hoffmann's Erzählung), die Kreutzer in Musik zu setzen beschloß. Letzterer veranlaßte P. auch nach Deutschland zurückzukehren, und unter seiner Leitung debütirte dieser am 9. Mai 1844 in Mainz als „Jäger" im „Nachtlager von Granada". Im Sommer d. J. zog P. mit der Mainzer Oper unter Remy und K. Kreutzer nach Gent in Belgien, gastirte in Aachen und trat dann ein Engagement an der Hofbühne in Darmstadt an, wo er mit einigen Unterbrechungen — wie 1846 in Leipzig, 1848—49 in Amsterdam und 1854 in London — bis zum Jahre 1855 als Sänger wirkte und während dieser Zeit auch seine „Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Darmstadt von 1559 bis 1710, nach Urkunden" (1850—54) und seine „Frankfurter Musik- und Theatergeschichte" (1852; 2. Aufl. 1872) schrieb. Daneben begann er mit dem Jahre 1845 seine Dichtungen von Operntexten, und wurden deren bis 1882 zweiundzwanzig von den bedeutendsten Musikern (K. Kreutzer, David, Lassen, Hiller, Rietz, Hochstätter, Albert, Schindelmeißer u. A.) componirt und aufgeführt. Im Sommer 1855 übernahm P. die Leitung der deutschen Oper in Amsterdam, ging 1856 als Opernregisseur unter Franz Liszt und Franz Dingelstedt nach Weimar und kehrte 1859 nach Darmstadt zurück, wo er, nunmehr der Bühne entsagend, die Stelle eines Oekonomieinspectors am Hoftheater einnahm. Nach dem Brande des letzteren (1871) und nach dem bald darauf erfolgten Directionswechsel übernahm P. provisorisch die Leitung der großherzoglichen Hofbühne und wurde dann 1874 auf sein Ansuchen pensionirt. In dieser zweiten Darmstädter Periode beginnt nun Pasqué's schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiet der Erzählung und des Romans, die er auch nach seinem Uebertritt in den Ruhestand mit ungeschwächten Kräften bis zu seinem Tode fortsetzte. Wir zählen nicht weniger als 40 verschiedene Werke, von denen besonders hervorzuheben sind „Das öde Haus" (1862; 2. Aufl. 1882), „Die Komödianten-Hexe" (III, 1866), ein Nachtstück, das ursprünglich von einem französischen Litteraten als dessen Originalarbeit veröffentlicht wurde, „Der Goldengel von Köln" (IV, 1867), „Das Haus zur goldenen Rose" (III, 1874), „Der Grenadier von Pirmasens" (1875), „Die Primadonna" (III, 1879), „Auf dem Dom-Krahnen" (1884; neue Ausg. 1906), „Das Dombaufest zu Köln" (1881; 2. Aufl. 1901), „Die Mühle im Wisperthal" (III, 1883), „Das Glück des Drei-Königenhauses" (IV, 1882), „Die Vagabunden" (III, 1886), „Es steht ein Baum im Odenwald" (1891; 3. Aufl. 1905) u. a. Alle diese Arbeiten vereinigen kunstvollen Aufbau mit feiner Charakterzeichnung und tiefer Gefühlsinnigkeit. Von sonstigen Schriften wären noch zu erwähnen „Goethes Theaterleitung in Weimar" (II, 1863), „Vierzig Jahre aus dem Leben einer musikalischen Zeitung (1843—83)" und endlich die in den Jahren 1868—83 für das Viktoria-Theater in Berlin geschriebenen zehn Volksmärchen und Ausstattungsstücke, die mehrere hundert Aufführungen erlebten. Nach seiner Pensionirung zog sich P. in sein selbstgeschaffenes, waldumrauschtes Heim in Alsbach an der Bergstraße zurück, wo er am 20. März 1892 starb. Er war ein Autodidact im vollen Sinne des Worts, ein Mann ohne Prätension, der alles seiner eigenen Kraft verdankte und darum immer der Bescheidene blieb.

Persönliche Mittheilungen. — Die neue Welt. Illustrirtes Familien-Journal, 3. Jahrg. 1883, S. 24. — O. G. Flüggen, Biograph. Bühnen-Lexikon, 1892, S. 237. Franz Brümmer.

Patow: Erasmus Robert Freiherr von P., preußischer Minister, geboren am 10. September 1804 in Mallenchen, einem Gute seines Vaters in der damals noch kursächsischen Niederlausitz, † am 5. Januar 1890 in Berlin, besuchte, nachdem er einige Jahre zusammen mit seinem Vetter, dem nachmaligen Ministerpräsidenten Freiherrn Otto v. Manteuffel, häuslichen Unterricht genossen hatte, die Gymnasien von Lübben und Luckau, studirte seit 1823 in Berlin, Heidelberg und Leipzig die Rechte und trat im December 1826 als Auscultator beim Stadtgericht zu Frankfurt a. O. ein. Zur Verwaltung übergehend, bestand er 1829 die Staatsprüfung als Regierungsreferendar bei der Regierung zu Potsdam und wurde im folgenden Jahre im Ministerium des Innern als Hülfsarbeiter in der Abtheilung für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, welche erst später als besonderes Ministerium abgezweigt wurde, verwendet, nach kurzer Zeit aber wieder an die Regierung zu Potsdam zurückversetzt und daselbst auch als Regierungsassessor beschäftigt. Er arbeitete dort vornehmlich im Decernat für Gemeinheitstheilungen und Grundsteuersachen, wurde jedoch schon 1833 wieder in das Finanzministerium berufen, wo ihn der Minister Maaßen dem eben mit der Leitung der Zollvereinsverhandlungen betrauten Oberfinanzrath Kühne (s. A. D. B. XVII, 347—353) beiordnete. Die Ideen Maaßen's und Kühne's bestimmten seine finanzpolitische und volkswirthschaftliche Richtung. Jene beiden tüchtigen Finanzmänner erkannten in P., der inzwischen auch zum Dr. jur. promovirt war, bald einen anstelligen und fleißigen Beamten. Infolgedessen stieg P. schnell hoch. Im J. 1835 wurde er Geheimer Finanzrath. Als solcher erhielt er das Decernat bei Grundsteuersachen. Im J. 1837 rückte er zum vortragenden Rathe bei der Staatsbuchhaltung, 1840 zum Geheimen Oberfinanzrathe und Mitgliede des Staatsraths auf. In dieser Zeit befreundete er sich mit David Hansemann. Auch mit Helmuth v. Moltke war er damals und noch lange nachher befreundet. Mitte 1844 wurde er Wirklicher Geheimer Oberregierungsrath im Ministerium des Innern und erhielt dort nach einiger Zeit den Posten eines Directors. Aber bereits im Sommer 1845 verließ er diesen wieder, um für den zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz ernannten Eichmann als Wirklicher Geheimer Legationsrath die Stellung eines Ministerialdirectors im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen. Hier fand er Gelegenheit seine Fähigkeiten und Vorzüge zu entfalten: große, namentlich finanztechnische Fachkenntnisse, Umsicht, Vertrautheit mit den politischen Verhältnissen, Beweglichkeit des Geistes, Sprachgewandtheit und eine einnehmende elegante Persönlichkeit. Sehr zu statten kam ihm bei seinem starken Bestreben, sich geltend zu machen, sein großer Reichthum. Selbst von Haus aus wohlhabend, hatte er sich am 29. October 1837 mit einer reichen Frau, Amalie geb. v. Endell, der Tochter eines am 15. October 1840 geadelten Geheimen Commerzienraths bei der Hauptverwaltung der Staatsschulden, verheirathet, die es mit Erfolg darauf absah, in der vornehmen Gesellschaft eine Rolle zu spielen. Als P. ins auswärtige Ministerium eintrat, war er durch seine rege Geselligkeit aufs beste mit den diplomatischen Kreisen bekannt. Seinen Vorzügen gegenüber stand ein gewisser bureaukratischer Zug, eine starke Neigung zum Doctrinarismus, eine sehr wenig energische Hand und ein, augenscheinlich durch das Bestreben, sich möglich zu halten, bestimmtes unsicheres Wesen. Nicht nur Leopold v. Gerlach, sondern auch sein Schulkamerad und Verwandter Otto v. Manteuffel mißtraute ihm auf das Tiefste. Manteuffel hat

sich gegen Leopold Gerlach im J. 1855 zu der Erklärung verstiegen, er würde bei einem Aufstande P. festnehmen lassen. Bezeichnend ist es, daß ihn Ludolf Camphausen schon Anfang März 1848 einen ausgesprochenen Vermittler nannte. Diese Vermittlerrolle durfte er in seinem neuen Amte sofort mit Erfolg spielen. Er arbeitete eine sehr bekannt gewordene Denkschrift aus, in der ein Fallenlassen des Schutzzollsystems und der Uebergang zu freieren handelspolitischen Grundsätzen befürwortet wurde. Diese Ideen fanden beim König Zustimmung, und so wurde P. im J. 1846 mit dem Vorsitz der Zollconferenz zu Berlin betraut, auf der er sich als ein Virtuos im Ausgleichen der zwischen den Zollvereinsregierungen bestehenden Gegensätze bewährte. Er gab dabei manche seiner freihändlerischen Forderungen auf. Immerhin endete die Conferenz mit einer Niederlage der schutzzöllnerischen Bestrebungen im Zollverein. Patow's Bemühungen war es ferner zu danken, daß Retorsionsmaßregeln gegen England ergriffen wurden, welche dazu beitrugen, die Aufhebung der Navigationsacte herbeizuführen. Er machte auch den Versuch der Begründung eines deutschen Schifffahrts- und Handelsbundes und verhandelte deswegen mit den norddeutschen Seestaaten. Vergeblich bemühte er sich Rußland zu einem Aufgeben des Schutzzollsystems zu veranlassen. Ein Verdienst erwarb er sich schließlich noch dadurch, daß er die Einführung einer allgemeinen deutschen Wechselordnung anregte und sie trotz vielfachen Widerspruches als Vorsitzender der Leipziger Conferenz im December 1847 durchsetzte.

Als das Sturmjahr 1848 anbrach, wurde P. durch die liberale Strömung schnell emporgehoben und an eine leitende Stelle gebracht. Auf dem Landtage der Niederlausitz, dem er seit 1833 angehörte, und auf dem Vereinigten Landtage hatte er sich noch conservativ gezeigt, und für die damalige Zeit widersprach dem seine freihändlerische Richtung nicht. Er hatte auch wiederholt die Nothwendigkeit der Einführung eines Repräsentativsystems geleugnet und dagegen angekämpft. Als der Liberalismus mit der Märzrevolution zur Macht kam, brach P. indeß mit dieser Anschauung. Es war dies nicht bloß ein Sich-Abfinden mit den Thatsachen, sondern P. entdeckte seitdem ganz die liberale Natur seines Wesens und fuhr mit vollen Segeln auf der neuen Strömung. Ihm wurde am 17. April das neugegründete Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten einstweilig übertragen, das er zwei Monate innehaben sollte. Die politischen Wirren hatten zur Folge, daß es damals für ihn in seinem Ressort gar nichts zu thun gab. Absolute Ruhe herrschte nach Rudolf Delbrück's Zeugniß zu jener Zeit in der Handelspolitik. Dafür ging P. mit Eifer an eine tiefgreifende Agrarreform, die dem Zuge der Zeit, die bestehenden Rechtsverhältnisse zu vernichten, auf halbem Wege entgegenkam und sich mit dem Nimbus schmückte, sie knüpfe an die Stein-Hardenberg'schen Reformen an. Der Geheimrath Krug erhielt von P. noch im April den Auftrag, die bestehenden Agrarverhältnisse einer Kritik zu unterziehen und Reformvorschläge zu machen. Krug reichte darüber am 23. Mai eine Denkschrift ein, und auf deren Grundlage entstand das denkwürdige Patow'sche Promemoria vom 10. Juni 1848, das zum Theil zeitgemäße, aber sehr radicale Aenderungen in den Agrarverhältnissen vorzunehmen gedachte. Dies wurde am 20. Juni dem Präsidenten der Nationalversammlung übersandt. Doch an demselben Tage fiel das Ministerium Camphausen und mit ihm P. Immerhin wirkten seine Anregungen, die u. a. heftig von Bismarck bekämpft wurden und eine Denkschrift des Junkerparlaments hervorriefen, weiter und wurden in den Regulirungsgesetzen von 1850, allerdings wesentlich gemildert, zur tiefen Erbitterung des sich dadurch schwer beeinträchtigt fühlenden Großgrundbesitzes verwirklicht.

Mitten in diese Arbeiten zur Agrarreform fiel ein Ereigniß, daß grell die Lage und Patow's Wesen beleuchtete. Am 30. Mai stürmten viele hunderte von Arbeitslosen mit Gewalt das Haus Patow's auf dem Wilhelmsplatz und verlangten von ihm als dem zuständigen Minister Arbeit. Die Skandalscenen währten mehrere Stunden. Die Arbeiter besetzten die Fenster und hielten von dort Reden. Während P. fast mißhandelt wurde, sah die Bürgerwehr unthätig zu, und die Minister Heinrich v. Arnim und Auerswald gingen vor dem Hause auf und ab. P. besaß die Schwäche, die Sturmpetenten einzeln mit Achtgroschenstücken abzufinden. Der Vorgang blieb den Zeitgenossen unangenehm im Gedächtniß haften. Noch am 4. Juni 1860 buchte Leop. Gerlach in seinem Tagebuche, daß P. vor der Anarchie das Gewehr gestreckt habe. Infolge einer Auseinandersetzung in der Kammer über jene Begebenheit hatte P. am 2. März 1855 mit einem jungen Officier, einem Grafen Schlieffen, ein Duell, bei dem P. leicht am Bein verwundet wurde.

Seine Verabschiedung ist vom 25. Juni datirt. Schon am 24. Juli erhielt er wieder Verwendung als Oberpräsident der Provinz Brandenburg. Er hatte wohl das Gefühl, daß er mit seinen gesetzgeberischen Vorschlägen zu weit vorgegangen war, und als ihm im November 1848 bei Ernennung des Ministeriums Brandenburg wieder das Handelsministerium angeboten wurde, fühlte er sich doch veranlaßt, abzulehnen. Zu Ludwig Gerlach äußerte er, er hätte sich zu sehr bei der Ritterschaft verhaßt gemacht. Auch sonst zog er mildere Saiten auf, und so wurde er im Februar 1849 von Potsdam als Candidat der conservativen Partei zum Abgeordneten der 2. Kammer gewählt und nahm hier eine scharfe Kampfstellung gegen die demokratische Linke ein. Unter anderm operirte er mit Bismarck zusammen gegen Lothar Bucher. Als die Kammer im Juli aufgelöst wurde, entdeckte er abermals sein liberales Herz und schloß sich der Opposition an. Insbesondere stimmte er bei der großen Frage des § 108 der Verfassungsurkunde, wegen der Forterhebung der bestehenden Steuern ohne Genehmigung der Kammern, gegen die Regierung. Auch bei den Wahlen stimmte er oppositionell. Das führte zum Bruche mit König Friedrich Wilhelm IV., der ihm bisher viel Wohlwollen gewidmet hatte. Bismarck hat als Augen- und Ohrenzeuge den Vorgang beim Festessen aus Anlaß des neunhundertjährigen Bestehens des Bisthums Brandenburg am 1. October 1849 anschaulich seiner Gattin geschildert: „Herr", sagte der Monarch laut und heftig, „stehn Sie rechts, so stimmen Sie rechts, stehn Sie links, so stimmen Sie ins . . . Namen links; von meinen Dienern aber verlange ich, daß sie zu mir stehen, verstanden?" (Varnhagen verlegt den Vorgang irriger Weise auf den 23. September ins Marmorpalais; es handelt sich bei ihm wol um eine für den Quellwerth seiner Aufzeichnungen charakteristische nachträgliche Datirung; auch Ludwig v. Gerlach setzt die Begebenheit wie Bismarck auf den 1. October.) Das schroffe Auftreten des Königs veranlaßte P. sofort am anderen Tage seinen Abschied einzureichen. Zwar suchte ihn Friedrich Wilhelm wieder zu begütigen. Aber P. beharrte auf seinem Gesuch. Am 14. December wurde ihm stattgegeben.

Von jetzt ab blieb P. entschieden liberal. Bis 1852 vertrat er noch den Wahlkreis Potsdam, von 1852—1863 entsandte ihn der Wahlkreis Königsberg in der Neumark erst in die 2. Kammer, später in das Abgeordnetenhaus. Daneben war er 1850 Mitglied des Erfurter Staatenhauses, indem er eine hervorragende Rolle als Wortführer der Bahnhofspartei und Vorkämpfer der Unionspolitik spielte. Er brachte die Unionsverfassung nach Mathy's Vorschlägen in feste Sätze. Als Berichterstatter des Verfassungsausschusses hielt er am 17. April eine groß angelegte Rede. Er erfreute sich damals einer

ziemlichen Volksthümlichkeit. Im October 1850 wurde er in Berlin als Candidat für den Posten des Oberbürgermeisters aufgestellt, doch hintertrieb die Regierung die Wahl. Die Berliner bewahrten ihm aber ihre Gunst. Bei den Wahlen im October 1855 wurde er von ihnen doppelt gewählt, indeß behielt er sein Mandat für Königsberg bei. Seine parlamentarische Beredsamkeit scheint nicht sehr fesselnd gewesen zu sein. Denn sie rief nicht nur zu verschiedenen Zeiten (so 1849 und 1860) Bismarck's zum Theil köstlichen Spott hervor, sondern weckte auch auf liberaler Seite Sarkasmus. Gelegentlich nahm er zu den Tagesfragen publicistisch Stellung. So ließ er 1850 eine Flugschrift zur Beleuchtung der auf der Zollconferenz in Kassel vorgeschlagenen Zolltarifsveränderungen erscheinen und in demselben Jahre eine umfangreichere Abhandlung über die Grundsteuerausgleichung in Preußen (beide Schriften in Berlin bei Decker).

Nachdem er am 4. August 1846 seine erste Gattin durch den Tod verloren hatte, schritt er am 20. October 1853 zu einer zweiten Ehe, indem er sich mit der am 5. Januar 1817 geborenen Freiin Ida v. Günderode, der Tochter des Schöffen und Senators v. G. in Frankfurt a. M. verband, einer Dame, die wie seine erste Frau von großem gesellschaftlichen Ehrgeiz erfüllt war. Durch diese Heirath trat er in enge Beziehungen zu dem Frankfurter Patricierthum, was einen äußeren Ausdruck dadurch fand, daß er im J. 1855 in die adelige Ganerbschaft des Hauses Alten-Limpurg zu Frankfurt aufgenommen wurde.

Im Landtage übte er namentlich in den Jahren 1851 und 1852 eine scharfe Kritik an der Manteuffel'schen Verwaltung. Er warf dem Ministerpräsidenten im April 1851 vor, er habe Gesetze erlassen in der bestimmten Absicht, sie nicht auszuführen. In der Periode von 1852—1855 stand er an der Spitze der nach ihm genannten, etwa 40 Mitglieder zählenden Fraction der liberalen Partei; 1855 ging in dieser Fraction auch die Georg's v. Vincke auf. Doch war sie trotz dieser Verschmelzung auf 32 Mitglieder herabgesunken. Hervorragend betheiligte P. sich an der Berathung der Gesetze, durch die die Bank unbeschränkten Notenumlauf gewährt erhielt. Er hat den noch lange nachher von Rudolf Delbrück hoch gepriesenen Bericht verfaßt, auf Grund dessen das Abgeordnetenhaus jenen Gesetzen zustimmte. Seine doctrinäre liberale Gesinnung bekundete er noch am 19. März 1857 durch eine scharfe Rede gegen die dreijährige Dienstzeit, in der er auch sonst schroff gegen die Erhöhung des Militärbudgets Stellung nahm. Er erblickte in dieser eine „betrübende" Erscheinung. Triumphirend verzeichnete Varnhagen dieses Auftreten des ehemaligen Ministers.

Es muß Wunder nehmen, daß der Prinz von Preußen gerade einen solchen Mann wie P. kaum anderthalb Jahre nach diesen einer Militärreform absolut feindlichen Erklärungen wieder auf einen leitenden, ja fast den wichtigsten Posten berief. Gerade P. war nach seiner Vergangenheit sachlich und persönlich ganz und gar nicht geeignet, in der neuen Zeit seinen Mann zu stehen. Noch eben hatte er bei den Vorbereitungen zu den Wahlen auch dem damals noch sehr für ihn eingenommenen Liberalen Theodor Bernhardi eine entmuthigende Probe seiner Schlaffheit gegeben. Nun ist es allerdings durch ein Schreiben des Regenten aus dem November 1858 an die Königin Elisabeth und eine Erklärung desselben gegen Bismarck im Januar 1859 einwandsfrei beglaubigt, daß niemand anders als der hochconservative General Edwin v. Manteuffel dem Regenten gesagt hat, P. sei besser als sein Ruf, und daß dieses Wort den Ausschlag zu seiner Berufung auf den Posten des Finanzministers gab. Gelenkt war der Regent indeß auf P., gegen den

er zwar von 1848 eine Antipathie zu haben behauptete, dessen persönliche Eigenschaften aber doch viel Angenehmes für ihn gehabt haben müssen, schon vorher durch den Präsidenten der Seehandlung Otto Camphausen und durch Rudolf v. Auerswald. Der sonst so streng und treffend urtheilende General v. Manteuffel hatte, als er jene halbe Zustimmung aussprach, zweifellos eine schwache Minute; jener Ausspruch gab kaum seine ganze Meinung wieder. Er konnte durch seinen Vetter Otto und durch Leopold v. Gerlach nur gegen P. eingenommen sein. P. selbst hatte Bedenken gehabt, anzunehmen, weil der kranke König dadurch verstimmt werden könnte. Dieser bemerkte denn auch in der That die Ernennung Patow's mit Befremden. Der Regent hatte, obwohl er in das finanzielle Geschick Patow's großes Vertrauen setzte, instinctiv das Gefühl, daß er sich bei dieser Wahl vergriffen habe. Er verbrachte eine schlaflose Nacht deswegen und ahnte kommendes Unheil. Nur zu sehr trat das ein. P. ist derjenige Minister gewesen, der durch seine Halbheit die Militärreform in der unglaublichsten Weise verfuhr. Er konnte nach seiner Vergangenheit ja auch nur mit halbem Herzen bei den Ideen sein, deren Verwirklichung dem Regenten unerläßlich erschien. Durch jenes von P. am 5. Mai 1860 gesprochene unsinnige Wort vom Provisorium ist der Militärconflict geschaffen worden. Der alte General v. Gerlach erkannte noch in seinen letzten Lebensmonaten mit voller Klarheit, wie verhängnißvoll Patow's Unentschiedenheit wirkte. Schon im Januar 1860 buchte er: „Die Opposition ist durch Patow's Rede und durch das Warten großgezogen worden“, und im weiteren sah er sich genöthigt, immer wieder gerade P. anzuklagen.

P. selbst freilich fühlte sich einstweilen äußerst wohl in seiner neuen Stellung. „Ich finde P. wie verjüngt“, schreibt Bernhardi. „Er macht den Eindruck eines Mannes, der endlich in sein Element gekommen ist und sich ungemein wohl darin fühlt.“ Bald mußte der kluge Militärhistoriker indeß einsehen, daß P. eine ungeschickte Hand hatte. Ueber diese Erkenntniß täuschten nicht die glänzenden Festlichkeiten hinweg, die der Minister in seinem schönen Palais im Kastanienwäldchen veranstaltete und die das Entzücken aller Theilnehmer bildeten. Auch August Reichensperger konnte sich aus dem unklaren Verhalten Patow's nicht vernehmen. Glücklich operirte dieser nur da, wo er seiner liberalen Grundanschauung freien Lauf lassen konnte. Namentlich in der Handelspolitik bewies er wieder jene Beweglichkeit und Freiheit des Geistes, die er besonders schon in der Mitte der vierziger Jahre gezeigt hatte. So rühmt der damals in der Stellung eines Ministerialdirectors wirkende Rudolf Delbrück, daß P. die handelspolitischen Fragen nach ihrer Bedeutung für das Gesammtinteresse des Landes und nicht wie sein Amtsvorgänger Bodelschwingh lediglich nach ihrer unmittelbaren Wirkung auf die Staatseinnahmen beurtheilt habe. Sein Hauptverdienst war die Durchsetzung der Grundsteuergesetze. Er unterstützte ferner Delbrück's Bestreben, das wirthschaftliche Leben von allerlei Fesseln zu befreien, die nicht mehr zeitgemäß waren. Patow's freihändlerische Richtung war aber im Laufe der Zeit recht doctrinär geworden. Einen Beweis geistiger Elasticität gab er gelegentlich dadurch, daß er sich ohne Bedenken bereit erklärte, die Verantwortlichkeit für die zur Vorbereitung der Mission nach Ostasien im J. 1859 erforderlichen Geldbewilligungen ohne vorgängige Genehmigung des Landtags zu übernehmen. Zwecks fester Uebernahme der bei der Mobilmachung im J. 1859 erforderlichen Anleihe von 30 Millionen Thalern veranlaßte P. seinen Freund Hansemann zur Gründung des sog. „Preußen-Consortiums“, das während einer langen Reihe von Jahren bei Ausgabe von preußischen und Reichsanleihen mitgewirkt hat.

Wegen seiner Haltung in der Heeresfrage wurde unter seinen Collegen Roon mit der Zeit immer aufgebrachter auf ihn. Als Bernhardi einmal eine Angelegenheit ins rechte Geleis bringen und deswegen mit P. sprechen wollte, äußerte Roon: „Ach Gott! rechnen Sie darauf nicht! — das ist ein wogendes Gewässer — das steigt und fällt! — das ist heute so und in acht Tagen anders"! Erbittert sprach der Kriegsminister gelegentlich zu Bismarck von dem Joche des Parlamentarismus und der Republik und der Präsidentschaft P., dem Preußen entgegenschwanke. Schon im Januar 1862 merkte P. beim Könige eine große Verstimmung und hielt sich für verabschiedet. Eine neue Ungeschicklichkeit beging er im Februar bei der parlamentarischen Behandlung der Frage der Anerkennung Italiens. Ende Februar erklärte der Minister des Auswärtigen Graf Bernstorff gegen Vertraute, daß Patow's längeres Verbleiben im Ministerium nicht angängig wäre. Wenige Tage darauf reichte das ganze Ministerium seine Entlassung ein. Bernhardi wunderte sich, daß P. gleichzeitig so „ungemein heiter drein schaute". Das Ergebniß der Krisis war, daß P. am 19. März mit seinem Freunde Graf Schwerin-Putzar und den übrigen liberalen Ministern ausschied. Patow's politische Vergangenheit, die seinen Eintritt ins Ministerium von vornherein hätte verhindern müssen, und der feste Wille Wilhelm's I. gaben den Ausschlag. Hinein spielte Patow's Abneigung gegen Bethmann-Hollweg's Schulgesetzentwurf. Roon äußerte wenige Tage nach der Entscheidung zu Bernhardi: „Der Herr (König Wilhelm) habe gewisse Ansichten, über die er nicht hinaus ginge. Denen hätten die ausgeschiedenen Minister sich nicht fügen können; wenn Bernhardi die Antecedentien des Herrn v. P. hätte, könnte er das auch nicht".

So trat P. einstweilen vom politischen Leben zurück. Bald wurde er auch nicht mehr in den Landtag gewählt. Den Krieg gegen Oesterreich beklagte er tief und bezeichnete ihn als ein frivoles Unternehmen. Doch gelang es ihm 1866 wieder ein Landtagsmandat zu erlangen. Zwar hatte er sich das Vertrauen der neumärkischen Wähler in Königsberg und Soldin, das er so lange besessen hatte, endgültig verscherzt. Dafür wurde er jetzt in Elberfeld-Barmen gewählt. Als es sich nach Beendigung des Kriegs von 1866 um die Uebernahme der neuerworbenen Landestheile handelte, schien Bismarck die geschmeidige Persönlichkeit Patow's brauchbar. Er bestellte ihn daher am 19. August zum Civilgouverneur der Gebiete von Frankfurt, Oberhessen und Nassau. P. hatte dabei den hochconservativen Gustav v. Diest als Civilcommissar unter sich, mit dem er in allerhand Mißhelligkeiten gerieth. Aber auch mit dem General v. Goeben scheint er nicht besonders harmonische Verhandlungen gehabt zu haben. Bei der Wahl im J. 1867 mußte er sich wieder einen neuen Wahlkreis suchen. Diesmal entsandte ihn der Kreis Kreuznach-Simmern. Im J. 1869 sah er sich veranlaßt, sein Mandat niederzulegen. Dem Zollparlament gehörte er an. In den Jahren 1871—1873 vertrat er den Wahlkreis Ueckermünde-Usedom-Wollin im Reichstage. Bei dem großen Pairsschub aus Anlaß der Verwerfung der Kreisordnung am 5. December 1872 gelangte er ins Herrenhaus. Gerade bei dieser Sache durfte sich Wilhelm I., der ihm immer Wohlwollen bewahrt hatte, seiner erinnern. Denn nirgends konnte er Patow's Unterstützung so sicher sein, als bei dieser ganz im Geiste der früheren Patow'schen Gesetzentwürfe gehaltenen Vorlage. Im Jahre darauf ernannte der König P. wieder zum Oberpräsidenten und zwar von Sachsen. Dort war P. Bismarck nicht bequem. Denn bei der Krisis im August 1877 verlangte er Patow's Verabschiedung. Doch hielt sich dieser noch bis zum Jahre 1881, wo ein Conflict mit der Regierung von Merseburg, an deren Spitze damals Gustav v. Diest stand, wegen der Nichtwiederwahl des

Hallischen Oberbürgermeisters v. Voß seinen Abgang herbeiführte, indem der Minister des Innern ihm Unrecht gab.

Neben seiner politischen Thätigkeit entfaltete P. eine rege humanitäre Wirksamkeit. Schon in den vierziger Jahren stand er an der Spitze eines Vereins für die arbeitenden Classen. Später trat er der Königin Augusta auf diesem Felde nahe, so daß Roon seinen Einfluß auf diese zu fürchten begann. Bei dem Nothstand in Ostpreußen im J. 1867 übertrug der Kronprinz Friedrich Wilhelm P. das Amt des Vorsitzenden in dem damals gegründeten Hülfsverein, der anderthalb Jahre in Thätigkeit blieb. Sehr in die Oeffentlichkeit trat P. ferner als Präsident des Centralvereins für die Errichtung eines Steindenkmals bei Nassau. Der Verein bildete sich im April 1858. Enthüllt wurde das Denkmal am 9. Juli 1872. In seiner amtslosen Zeit und auch sonst lebte P. viel auf seinem Gute Zinnitz im Kreise Kalau. Ein anderes ihm dort gehöriges Gut war Groß-Mehsso. Am 5. Januar 1890 ist er nach längerer Krankheit in Berlin 85jährig gestorben. Sein einziges Kind, eine aus erster Ehe stammende Tochter Hedwig (geboren am 14. Dec. 1842), die am 1. Februar 1870 den Gesandten Robert v. Keudell geheirathet hatte, war bereits am 3. April 1882 gestorben.

P. ist ohne Frage ein hochbegabter, mit angenehmen persönlichen Eigenschaften ausgerüsteter Beamter, ein vornehmer Gentleman und ein warmer Patriot gewesen. Zum Staatsmann fehlte ihm die nöthige Mischung Eisen.

Hermann Wagener, Staats- u. Gesellschaftslexikon, Artikel Patow (offenbar von einem genauen Bekannten Patow's verfaßt). — Rudolf Delbrück's Lebenserinnerungen. — Stenographische Berichte der zweiten preußischen Kammer, des Erfurter Staatenhauses, des preußischen Abgeordnetenhauses u. s. w. — Taschenbuch der freiherrlichen Häuser. — Denkwürdigkeiten Leopold's v. Gerlach (zum Theil ungedruckt) und Albrecht's v. Roon. — Varnhagen's, Ludwig Gerlach's und Bernhardi's Tagebücher. — Alex. Bergengrün, David Hansemann. Berlin 1901. — Treitschke, Deutsche Geschichte V. — Anna Caspary, Ludolf Camphausen's Leben. Stuttgart 1902. — Wolff's Revolutionschronik. Band III. Berlin 1854. — (Goetze), Unsere Eltern. Wernigerode 1895. S. 239. — Briefe eines preußischen Officiers aus dem Jahre 1848. Deutsche Rundschau. Band 27 (1881). — Knapp, Bauernbefreiung. — Poschinger, Unter Friedrich Wilhelm IV. — Poschinger, Bismarck u. die Parlamentarier. — Haym, Duncker. — Freytag, Mathy. — v. Gruner, Rückblick auf mein Leben. Deutsche Revue, Juni 1901. — G. v. Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen. Berlin 1904. — Zernin, Goeben II, 31. — Bismarckjahrbuch III, 420, 424; VI, 17. — Bismarck's Briefe an seine Gattin. — Keudell, Fürst u. Fürstin Bismarck. — Moltke's Briefe an seine Frau. — Egloffstein, Wilhelm I. u. Orlich. Berlin 1904. S. 87. — Ludwig Pastor, August Reichensperger.

H. v. Petersdorff.

Paul: Oskar P., Musikgelehrter, geboren am 8. April 1836 zu Freiwalden in Schlesien, wo sein Vater Geistlicher war, † am 18. April 1898 in Leipzig als außerordentlicher Professor an der dortigen Universität und Lehrer des Clavierspiels und der musikalischen Theorie am königl. Conservatorium der Musik, besuchte nach Absolvirung des Görlitzer Gymnasiums im J. 1858 die Universität zu Leipzig, wo er sich auf Wunsch seines Vaters als Theologe immatriculiren ließ und musikalischen Studien oblag. Bald widmete er sich ganz der Musik, die er als stud. phil. sowie als Schüler von Moritz Hauptmann wissenschaftlich und als Zögling des Conservatoriums praktisch betrieb. Auf Grund einer musikhistorischen Abhandlung und eines Examens,

bei welchem Dr. Moritz Hauptmann als Examinator in der Musikwissenschaft hinzugezogen worden war, wurde P. im J. 1860 zum Dr. phil. promovirt. Dann machte er mit dem russischen Componisten Asantschewski Reisen im Auslande, lebte einige Zeit in Köln und habilitirte sich im J. 1866 mit der Arbeit „Die absolute Harmonik der Griechen" an der Leipziger Universität, welche ihn nach Veröffentlichung der Uebersetzung des Werkes „De musica" von Boëthius im J. 1872 zum außerordentlichen Professor ernannte. Seit 1869 wirkte P. als Docent am Conservatorium, hochgeschätzt als Theoretiker und Lehrer des höheren Clavierspiels.

P. hat als junger Mann eine Zeit lang geschwankt, ob er die Carrière eines Claviervirtuosen einschlagen, oder sich ganz der Musikwissenschaft widmen solle. Seine hauptsächlich bei L. Plaidy erworbene Technik war ziemlich bedeutend, was später seinen zahlreichen Schülern am Conservatorium inbezug auf Anschlag und Gründlichkeit sehr zu statten gekommen ist. Als Musikgelehrter hat sich P. vorzugsweise durch seine Untersuchungen über das Wesen der altgriechischen Musik hervorgethan. Er war in musikalischen Dingen die rechte Hand R. Westphal's, der sich nicht bloß brieflich, sondern öfters persönlich in Leipzig bei P. Rath einholte, wenn seine eigenen musikalischen Kenntnisse bei der Arbeit nicht ausreichen wollten. P. führte F. Bellermann gegenüber eine andere Tonhöhenannahme ein, indem er die hypodorische Klangregion der altgriechischen Musik mit unserem A-moll verglich und dadurch Beziehungen zu den mittelalterlichen Tonleitern herstellte. Von den Schriften des als Musikschriftsteller und Redacteur des musikalischen Theils des Leipziger Tageblattes bis an sein Lebensende unausgesetzt thätigen Mannes ist außer der altgriechischen Harmonik und der Uebersetzung des Boëthius hauptsächlich noch „Die Geschichte des Claviers" sowie auch „Handlexikon der Tonkunst" zu erwähnen. Die musikalischen Zeitschriften „Tonhalle" und „Musikalisches Wochenblatt" sind von ihm begründet. Bei einer Weltausstellung fungirte P. als Juror der deutschen musikalischen Abtheilung; seit 1878 war er Sachverständiger des Reichspatentamtes.

Nach dem Tode Hauptmann's gab P. dessen nachgelassene „Lehre von der Harmonik" heraus und veröffentlichte dann später (1880) ein eigenes, im J. 1894 in 2. Auflage erschienenes „Lehrbuch der Harmonik", in welchem die Hauptmann'schen Ideen näher ausgeführt und praktisch verwerthet worden sind.

A. Thierfelder.

Krèn*): Adele K., eine hochtalentirte, leider jedoch früh verblichene Operettensängerin, wurde am 20. October 1860 zu Darmstadt geboren, wo ihr Vater Josef K. Baßbuffo bei der großherzoglichen Oper war. Der Beruf der Eltern, sowie natürliche schauspielerische Anlagen führten schon die Sechsjährige zu erfolgreicher Theilnahme an Kinderkomödien. Im zehnten Jahre begeisterte sie in Mainz beim Benefiz des Vaters das Publicum durch einen schwierigen Soloscherz; im zwölften rettete sie, ohne Soufflirbuch und Noten mit zwei solcher Soloscherze und „Der Pole und sein Kind" in die Bresche tretend, ein vom Vater veranstaltetes Concert in Bielefeld, das am Ausbleiben

*) Zu Bd. LI, S. 376.

der Noten zu scheitern drohte. Mit 14½ Jahren trat sie ihr erstes festes Engagement für muntere und naive Liebhaberinnen zu Elberfeld an und reiche Gunst des Publicums lohnte das reizende Püppchen für Annaliese, Preciosa, Käthchen von Heilbronn, Fenella u. a. Noch im Herbst 1874 gefiel sie am Wallner-Theater zu Berlin als Therese in G. v. Moser's „Ultimo" sehr, ging aber, in ihren Erwartungen auf Beschäftigung enttäuscht, nach Mainz, wo sie sich mit bestem Gelingen als Soubrette versuchte und durch die zufällig übertragene Rolle ihrer Namensschwester Adele in Strauß' „Fledermaus" ihr neues Fach siegreich inaugurirte. Die zarte Sopranstimme der vom Vater sorgsamst musikalisch Ausgebildeten gewann in den nächsten Jahren an Kraft und Schmelz. Mit den Eltern nach Zürich gegangen, spielte sie den „Kleinen Richelieu" und die Marie in „Czar und Zimmermann". Charles Maurice berief sie an sein Hamburger „Thalia-Theater", dem sie beim Gastiren am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, damals der führenden Operettenbühne Deutschlands, ein Antrag dahin ausspannte. Maurice entband sie großmüthig ihres mehrjährigen Contracts und so gehörte sie denn seit 15. November 1877 dem eben genannten Berliner Ensemble als überaus leistungsfähiges und allbeliebtes Mitglied an. „Ihr frisches Naturell, ihr Humor, der sich in einer allerliebsten Schalkhaftigkeit äußerte, das Feuer ihres Temperaments, brachen schon — beim ersten dortigen Auftreten — als ‚Adele' (s. o.) durch und man war entzückt von ihrem feinpointirten Coupletvortrag. Sie setzte unter Capellmeister Kleffel's Leitung in Berlin ihre Gesangsstudien mit Eifer fort und gewann bald eine große Kehlfertigkeit. Die schönste Seite ihrer Begabung enthüllte sich erst in lyrischen Partien" — so urtheilt ein kundiger Kritiker, Rud. Elcho. In „Graziella", als Boccaccio in Suppé's gleichnamiger Operette, als „Kleiner Herzog" feierte die graziöse und poetische Schauspielerin und höchst innige, süße, gefühlvolle Töne darbietende Sängerin glänzende Triumphe; in diesen und andern von ihr geschaffenen Rollen wie Pulcinella und Fiametta hat keine Nebenbuhlerin und Nachfolgerin sie an Wirkung oder künstlerisch erreicht, geschweige übertroffen. Den „Seekadett" und „Césarine" hat die genial begabte Jüngerin der Thalia und Euterpe in nur vier Tagen einstudirt. Seit Sommer 1879, als ihr Ruhm Deutschland zu erfüllen begann, befiel sie die heimtückische Krankheit, welche sie, trotz zweier südlichen Winteraufenthalte, am 22. (29.?) März 1882 zu Meran hinwegraffte. Von Berliner Kunstfreunden und Colleginnen finanziell gestützt, hatte die vom Tode Gezeichnete geklagt: „Ach, nur gesund werden, damit ich wieder singen kann; außer dem Theater kein Glück, kein Leben!"

Schöner warm empfindender gründlicher Nekrolog aus der Feder Rud. Elcho's im Almanach der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger, hrsg. von E. Gettke, XI (1883), S. 112—14. — Lebens- und Charakterskizze mit Briefen u. s. w. bei Ad. Kohut, Die größten und berühmtesten deutschen Soubretten des 19. Jahrhunderts, S. 120—125. — Erwähnung bei Jos. Kürschner, Jahrbuch für das deutsche Theater II (1879), S. 296. — In allen anderen Bühnenlexicis u. dgl. fehlt sie. — Viele Artikel und Notizen in Berliner u. a. Großstadt-Zeitungen nach dem Tode. — O. G. Flüggen, Biogr. Bühnen-Lex. I (1892), 180. Ludwig Fränkel.

Kyeser *): Konrad K. von Eichstädt wurde nach seiner eigenen Aufzeichnung am 25. August 1366 aus einem fränkischen Adelsgeschlecht in Eichstädt geboren. Nachdem er in vieler Herren Kriegsdiensten gestanden, schrieb er seine Erfahrungen im Ingenieurfach — „encignerii" kommen seit 1196

*) Zu Bd. LI, S. 461.

vor — in einem umfangreichen Werk nieder, dem er den Titel „Bellifortis“ gab. Es sollte den Besitzer „kampfstark“ machen. Wann er starb, wissen wir nicht, 1405 lebte er noch als Verbannter in den Wäldern Böhmens.

Der „Bellifortis“ eröffnet die Reihe der illuminirten Encyklopädien der Kriegswissenschaften, die der militärischen Litteratur des ausgehenden Mittelalters einen so eigenartigen Charakter verleihen. Der Verfasser muß ein umfangreiches Wissen besessen haben, denn neben dem Artilleriewesen werden auch andere Künste behandelt, z. B. Taucherapparate, Feuerdrachen, Sprengminen, Fahrstühle, die Seilschifffahrt u. s. w. Am Ende des Bandes gibt K. sein eignes Brustbild in ganzseitiger Malerei, das älteste männliche Porträtgemälde das wir kennen.

Das Originalmanuscript besitzt Göttingen (cod. phil. 63), es besteht aus 140 Pergamentblättern mit mehreren hundert Malereien. Darunter sind die Darstellungen der Planetengötter in Turnierkostüm von besonderer Pracht. Datirt ist der Codex von 1405 mit der Widmung für König Rupprecht von der Pfalz.

In den Werken von Alwin Schultz und von Moritz Heyne sind einzelne Bilder des Bellifortis zu finden. Jähns (Geschichte der Kriegswissenschaften S. 249—256) und v. Romocki (Geschichte der Explosivstoffe I, Berlin 1895) haben bisher am meisten über das Werk veröffentlicht. Eine Faksimilewiedergabe mit übersetztem und erläutertem Text steht von mir zu erwarten.

F. M. Feldhaus.

Lewald*): Fanny L. ist der Mädchen- und im weiteren Publicum fast allein bekannte Schriftstellername der bekannten Romandichterin, Litteratin und selbständigen Frauenrechtlerin (1811—89), die bürgerlich an vier Jahrzehnte den Namen ihres Gatten Adolf Stahr trug und auch demgemäß neben diesem A. D. B. XXXV (1893), 406—11 behandelt ist. Die Kenntniß ihres Wirkens und Auffassung ihres Wesens sind neuerdings besonders durch wichtige und überaus anziehende authentische Veröffentlichungen Ludw. Geiger's verschoben bezw. bereichert worden. In erster Reihe durch die Herausgabe ihres geistigen Tagebuchs „Gefühltes und Gedachtes. 1838—88“ im J. 1900, wo sich ihre lebenskluge und vielseitig interessirte Persönlichkeit deutlich abspiegelt, sowie der geschickten Briefauswahl „Aus Adolf Stahrs Nachlaß“ (2. Aufl. 1905; vollständigen Titel s. A. D. B. L, 62), die beide mit genauen Einleitungen und Anmerkungen versehen sind. Dazu treten außer anderer gelegentlicher Bezugnahme auf unerwartete handschriftliche Stücke beider Ehegatten seitens L. Geiger's seine großentheils durch deren Briefwechsel mit dem frühverklärten liebenswürdigen Poeten Georg v. Hauenschild (s. A. D. B. L, 61) gestützten Aufsätze „Max Waldau zum Gedächtnis“, Zeitschrift für Bücherfreunde VIII (1904/5), S. 431—47 u. 457—68, und „Max Waldau und Adolf Stahr“, Nord u. Süd Bd. 113, Heft 339 (1905), S. 390—415. Eine neue ganz merkwürdige Beziehung ward jüngst neu aufgedeckt in der „Festschrift zum hundertjährigen Geburtstage Emil Adolf Roßmäßlers 3. März 1906. Bearbeitet im Auftrage des deutschen Lehrervereins für Naturkunde von Hartung, Männel, Merker, Mißbach“ (Aus K. G. Lutz' „Aus der Heimath“ 19. Jahrg., Nr. 2—4), hervorgezogen aus Roßmäßler's Volksblatt „Aus der Heimath“ (seit 1859) und dessen Artikel-Erneuerung im Buche „Für freie Stunden“; erneuern S. 93—102 jener Festschrift aus diesem Werke Roßmäßler's S. 251—63 den an Fanny Lewald gerichteten wunder-

*) Zu Bd. XXXV, S. 406, und Bd. LI, S. 680.

schönen naturkundlich-philosophischen Aufsatz „Der Frühling ist da! Zum Geburtstage einer Freundin", so druckt dieselbe Säkularausgabe auf S. 102 bis 108 aus dem Buche „Für freie Stunden" S. 412—21 eine äußerst gemüthvolle novellistische Skizze Roßmäßler's „Denkt daran!" ab, wo „Adolf" und „Fanny" als harmonisch glückliches junges Ehepaar auf einer beschaulichen gesprächigen Winterfahrt auftreten. Die vielfach als ungewöhnlich nüchtern und ausschließlich rationalistisch verschrieene Fanny L. erscheint bei Roßmäßler in einem wahrhaft idealen Lichte. Einen bedeutsamen Gesichtspunkt ihrer Beurtheilung nimmt der Aufsatz L. Fränkel's „Fanny Lewald und das Judenthum", Allg. Zeitung des Judenthums, 65. Jahrg. (1901), Nr. 8 und 9, vor, und dazu ist der Hinweis auf eine, auch litterarisch nicht gleichgültige Verwandtschaft bei H. H. Houben, „Gutzkow-Funde" (1901), S. 253, zu ziehen: „Vor allem war es [in Hamburg] ein Haus, in das Gutzkow bald als innigster Freund aufgenommen wurde, das des Dr. Assing, des Onkels der Fanny Lewald, der nach der Taufe seinen ursprünglichen Namen David Assur [s. A. D. B. I, 624] abgelegt und Varnhagen's Schwester Rosa Maria geheirathet hatte". Nach dem unter „Fanny Lewald-Stahr" in die Allgemeine Deutsche Biographie eingerückten Artikel Henriette Goldschmidt's sind nun auch 1897 Fanny Lewald's „Lebenserinnerungen" aus ihrem Nachlasse gedruckt worden, in Westermann's Illustr. Deutschen Monatsheften 82. Bd., S. 440—454, 616 bis 631, 702—720. Endlich besitzt das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar seit 1891 als Schenkung des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen 139 an ihn gerichtete Briefe des Stahr'schen Ehepaars (s. VII. Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft — im Goethe-Jahrbuch XIII. Bd. — S. 9). Sodann hat als Vertreter der Familie der geistreichen Frau auch Geh. Finanzrath Dr. Felix Lewald in Berlin, ihr Neffe, 1900 47 Briefe des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen an Fanny L., 1903 88 weitere dem Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar geschenkt (s. 15. Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft im XXI. Bd. des Goethe-Jahrbuchs S. 18 sowie deren 19. Jahresbericht im XXV. Goethe-Jahrbuch S. 12), ferner 1901 einen Band „Arbeitsstoffe und Notizen" Fanny Lewald's (s. 16. Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft im XXII. Goethe-Jahrbuch S. 15). Darauf nun beruht Günther Jansen's Theil-Publikation (1904) dieser Correspondenz 1848—89. Schon 1858 hat Rob. Prutz einen Umriß ihrer litterarischen Figur im Rahmen seines Capitels „Dichtende Frauen": Die dtsch. Literatur d. Gegenw. II, 256—62, versucht. Eine — die einzige — kleine Monographie, im Plaudertone, kam aus Feodor Wehl's Nachlaß 1892: „Fanny Lewald. Erinnerungen von F. W. Mit zahlreichen, bisher ungedruckten Briefen". Von älteren noch lebenden Bekannten der Fanny L. hat Karl Frenzel in seinen „Erinnerungen und Strömungen" (1890) ihr Bild sympathisch gezeichnet, während eine Gesammtcharakteristik in Essayform nur aus der Feder ihres gründlichen Kenners Ludwig Geiger als Nr. 15 in Band I seiner Sammlung „Dichter und Frauen" (1896) vorhanden ist.

Für die Lewald-Nummer von K. E. Franzos' Zeitschrift „Deutsche Dichtung", VII. Bd., H. 3 (1. Nov. 1889), die aber von ihr nur ein Bildniß nach einer Altersphotographie und einen Prosa-Denkspruch von 1888 enthält, lieferte L. Geiger das gedrängte Lebens- und Charakterbild (S. 74—77). Im richtigen Gegensatze zu ihrer Zeitgenossin, sozusagen im Doppelsinne Rivalin und stillen Widersacherin Gräfin Ida Hahn-Hahn erblickt man die Lewald auch in Geiger's Resumé seiner Vortrags-Serie über „Deutsche Litteratur von 1840 bis 48": s. Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. II (1903), S. 37/38. Dagegen sieht sie unter besonderem Gesichtswinkel Fedor Mamroth's Heftchen über „Die Frau auf dem Gebiete des modernen deutschen

Romans“ (1871). Die hervorragende Rolle, welche F. Lewald reformerisch in der Frauenbewegung spielte, bringt Minna Cauer in ihrer Zusammenfassung „Die Frau im 19. Jahrhundert“ (1898), S. 92—99, gut zur Geltung und weist dabei auch besonders auf ihre „Osterbriefe für die Frauen“ (1868; nicht „Für und wider die Frauen“) hin, von denen soeben Osk. Stillich in der Zeitschrift „Das freie Wort“ VI, Nr. 17 (1. December 1906), S. 684 sagt, daß F. L. unter anderm „durch sie zum erstenmale in eine Welt von Vorurtheilen in der Dienstbotenfrage Bresche legte“.

Bei diesem jetzigen Nachtrags-Anlasse sei gleichzeitig für Fanny Lewald's Gatten und Partner, Adolf Stahr, auf die oben für die Schriftstellerin herangezogenen Neuveröffentlichungen L. Geiger's nachdrücklich verwiesen, insbesondere auf die bedachte Auslese der Briefe und deren gut charakterisirende Einleitung über Ad. Stahr und seine so eng verbundene Ehehälfte; für eine Einzelheit, welche ich in meinem Stahr-Artikel der A. D. B. (XXXV, 404) mißverständlich dargestellt, aber ebendort (XXXVI, 797) berichtigt hatte, nämlich Stahr's angeblichen Antheil an E. Palleske's „Wintermärchen“-Bearbeitung, auf Jahrbuch d. deutschen Shakespeare-Gesellschaft 33, S. 270, u. 34, S. 376. An Adolf Stahr's Säkulartag, 22. October 1905, druckte die „Frankfurter Zeitung“ (2. Morgenblatt) unter genauer Quellenangabe das Wesentliche unseres Artikels aus der A. D. B. ab. Ludwig Fränkel.

Mauthner *): Joseph M., Lyriker, am 15. Februar 1830 zu Prag als Sohn eines wohlhabenden und gebildeten israel. Fabrikanten geboren, wurde durch Privatunterricht sorgfältig gebildet, wobei seine Lehrer, die bekannten Dichter Moritz Hartmann und Siegfried Kapper, seine poetische Begabung erkannten und nährten. Als Aeltester mußte er am 15. Geburtstage von den geliebten Studien weg ins Contor, daher den Bildungsgang autodidaktisch vollenden, bewährte übrigens durch frühreifen durchdringenden Verstand kaufmännische Anlagen neben reger Phantasie. Als der Vater 1848 sein Geschäft nach Wien verlegte, warf sich der jugendliche Feuerkopf in den Strudel der damaligen Bewegung, trat schon im März in die Wiener Akademische Legion und betheiligte sich nicht nur, wie Moritz Hartmann's Aufzeichnungen über die Wiener Octobertage lebendig erzählen (Hartmann's Gesammelte Werke X, 1874, S. 51 ff.), an den Kämpfen der Aufständischen, sondern auch mit kühnen Barrikadenliedern an der Revolutionspoesie. Nach dem Fehlschlagen der demokratischen Hoffnungen widmete sich M. wieder dem kaufmännischen Berufe; ja, als bald darauf der Vater erkrankte, lastete auf des Jünglings Schultern nicht nur die Sorge für das Geschäft, sondern auch für den Unterhalt der Familie, also auch der Geschwister: der spätere Reichsrathsabgeordnete Max und der, Joseph im Tode vorangegangene Dr. Philipp M., zwei vielgenannte Persönlichkeiten in Oesterreichs öffentlichem Leben, waren J. Mauthner's jüngere Brüder. Im J. 1856 heirathete er; diese Ehe beglückte ihn durch das zärtliche Verhältniß zur Gattin und den Kindern ungemein: man lese unter seinen Gedichten die Sprossen des Liebesfrühlings, die er über die älteste Tochter ausschüttet, überhaupt den ganzen Cyklus „Meine Familie“, sodann die pietätvolle Skizze über sein Leben und Wesen aus der Feder seines Sohnes vor der posthumen „Gedichte“-Ausgabe. Wenn auch mit geringerer Begeisterung als der Freiheit blieb er dem Berufe treu, übrigens mit wechselndem Glücke. Mehr als einmal hatte er durch Energie und Speculation Millionen erworben. Wiederholt hat er sein mühsam errungenes Vermögen eingebüßt, so auch Ende der achtziger Jahre schwere Verluste erlitten, nachdem

*) Zu S. 256.

seit dem Jahre des allgemeinen „großen Krachs“, 1873, seine finanzielle Lage keine rosige mehr gewesen und der Tod seines Bruders Philipp, dessen bedeutender Einfluß ihn immerhin stark gestützt, ihn doppelt hart erschüttert hatte. Mögen nun diese mittelbar oder unmittelbar den Sanguiniker immer mehr in Schwermuth und Lebensüberdruß hineingejagt haben, eine Stimmung, die schon verzweiflungsvolle Verse von 1883 spiegeln, die Aufregungen über arges materielles Unglück, wachsende körperliche Leiden, gewiß auch der Zwiespalt zwischen täglicher Thätigkeit und den Idealen seines Strebens verdüsterten das Gemüth des Sechzigjährigen dermaßen, daß er, in seiner Widerstandskraft gelähmt, sich am 23. April 1890 durch einen Revolverschuß in die Schläfe in seiner Wiener Wohnung erschoß. Er hatte sein Haus bestellt, mit einem ergreifenden Abschiedsgedicht, das seines Lebens Facit zieht, die Hinterlassenen zu trösten versucht und sein psychologisch feines Tagebuch mit der Schilderung seiner letzten Stunden, das Wort „Ende“ daruntersetzend, abgeschlossen.

Joseph Mauthner's Entschlossenheit zur Selbstvernichtung deckt sich mit seiner ganzen Art, welche die Ueberzeugung seines Gefühls durch all die fünftehalb Jahrzehnte seines Doppellebens, des geschäftlichen, auf pekuniären Gewinn abzielenden, und des gedanklich hochstrebenden, in tiefer Poesie ankernden, festgehalten hat. Der Mann, dem fast alle erregenden Wandlungen seines bewegten Lebens einen poetischen Niederschlag urechter Stimmung erzeugten, wollte nie und nimmer die reifen Früchte, die ihm so die Muse in Schmerzensstunden in den Schoß warf, der Oeffentlichkeit preisgeben. Ein Weltmann und ein Mann der Welt, ein bekanntes Mitglied der Wiener Gesellschaft (in engern Kreisen daselbst „der Pepi Mauthner“ genannt), trug er doch in sich eine unbezwingliche Scheu vor dem Gedrucktwerden. So äußerte denn der Kenner und Kritiker, der seinen Namen wie seine Poesie anläßlich des bevorstehenden Sexagennariums ans Licht gezogen, M. verdiene ernstlich begrüßt zu werden einmal durch die Kunst seiner Leistung, zweitens durch die Kunst, wie er sie verbirgt. Es ist dies Karl Emil Franzos, der zuerst 1883 in seinem „Deutschen Dichterbuch aus Oesterreich“ (S. 75 — 77) vier tiefempfundene Proben der Mauthner'schen Lyrik vorlegte, die ersten zugänglich gemachten seit einigen Zeitgedichten radicaler Tendenz, welche der Verfasser im Herbste des Sturmjahres 1848 veröffentlicht hatte. Dann brachte Franzos in seiner Zeitschrift „Deutsche Dichtung“ VII, Heft 10 (S. 247—51), zu dem auf das Datum des Erscheinens fallenden 60. Geburtstage Mauthner's einen warmen Glückwunsch-Artikel „Zum Jubiläum eines Unbekannten“ mit der Namensangabe am Schlusse, einladenden sinnigen Proben und nachdrücklichen Hinweisen auf die Eigenart des zurückhaltenden Poeten. Diese Charakteristik erweiterte der Entdecker dieses poetischen Genius im Nachrufe auf den kaum zwei Monate später dem Selbstmord Verfallenen i. d. „Deutschen Dichtung“ VIII, Heft 6, S. 152, endlich in der „Deutschen Dichtung“ IX, S. 56 bezw. („Die Gedichte des Unbekannten“) S. 209/11, der Voranzeige und ausführlichen Besprechung der sofort nach dem Hinscheiden durch den Sohn Dr. Isidor Mauthner, sicherlich auf Franzos' Anlaß, aus fast unabsehbarer Zahl in dünnem Bändchen getroffenen Auswahl der „Gedichte“ (1891). Es darf als besonderes Verdienst des ja in poetisch-litterarischen Funden und Rettungen mannichfach glücklichen K. E. Franzos gelten, daß er die Theilnahme für den dichterischen Reichthum des selbstgenügsamen Joseph Mauthner entschieden geweckt, die Herausgabe des Blüthenstraußes unmittelbar nach dem Tode des so traurig aus dem Diesseits Entflohenen, als das Interesse noch wach war, gefördert und in der gedruckten Auslese den starken triebkräftigen Funken göttlicher

Weihe gar verständnißinnig aufgezeigt hat. Das scharfe selbständige Gepräge der Individualität, die leidenschaftliche und dennoch fast überall in sanften oder gebrochenen Tönen abgemilderte Gluth, der ruhelose Drang zum Schönen, zum Idealen, die unaufdringliche Spiegelung der auf- und niederwogenden äußern wie innern Erlebnisse, die klare edle Sprache und kunstvoll einfache Versbehandlung: all das leuchtet aus der geschickten Mustersammlung der Poesien des anfangs thatenfrohen, allmählich immer elegischeren Sanguinikers hervor, für die K. E. Franzos nicht nur die vollgeziemende Aufmerksamkeit erobert, sondern auch die richtigen Gesichtspunkte rechter Würdigung geliefert hat.

Vgl. außerdem: die Notiz in Franzos' Dtsch. Dichterbuch aus Oesterreich S. XXXI. — Lebensbild bei Frz. Brümmer, Lexikon d. dtsch. Dichter u. Prosaisten des 19. Jahrh.[5] III, 34. — Mauthner's Leben und Wesen überblickt der Sohn vor den „Gedichten" 1891. — Nachruf Wiener „Neue Freie Presse" Nr. 9218 (23. April 1890) Abendblatt S. 1 (Nr. 9219 Morgenblatt S. 14 Todesanzeige).

Ludwig Fränkel.

Meißner *): Alfred M., ein Dichter, der durch die Vielseitigkeit, die Richtung und den Erfolg seiner litterarischen Erzeugnisse nicht weniger bei Lebzeiten zu Namen und Ansehen gelangt ist als unrühmlich und fragwürdig ins aufgeregte Tagesgespräch durch sein tragisches Ende und den sich einige Jahre daran anknüpfenden erbitterten Streit über die Autorschaft der Hauptmasse seiner Werke. Mit seinem Großvater, dem Nacherzähler bald gräcisirender, bald italienisch gestimmter Geschichten Wieland'scher bis Kotzebue'scher Frivolität, August Gottlieb Meißner (1753—1807), dem sog. „Skizzen-Meißner", verbindet ihn aber keine ästhetische Brücke. Dagegen vererbte von den Eltern mancherlei auf den Knaben, sowohl von des Vaters Eduard (1785—1868) obersächsischer Lebhaftigkeit und Lust an Freiheit, an Aufklärung, wie von der Mutter Karolina May von Invermay, die ihm schwermüthige Volkslieder ihrer Heimath Schottland vorsang und von der er, zugleich mit Deutsch, das Englische fließend erlernte: so geriethen die von Percy 1765 gesammelten alten Balladen Großbritanniens, Robert Burns, Scott's Lady of the lake und Last minstrel mit als erste, mannichfach bestimmende Bücher in die Hände des Knaben. Der reifte, übrigens früh geschwisterlos, durch ersten Einzelunterricht im Hause zeitig heran und sah daselbst die Dichter Tieck und Tiedge, Elisa von der Recke und andere gefeierte Geister, hörte auch jung beim Onkel J. G. v. Quandt (s. d.), dem Kunstkenner, Tieck recitiren und that den ersten Blick in das damals anregende geistige Dresden. Der Vater hatte sich in der Vorstadt des böhmischen Curorts Teplitz, wo Alfred M. am 15. October 1822 geboren, als Badearzt angebaut. Ein Gegner des auf Oesterreich drückenden Metternich'schen Regiments, bezog er gern politische Zeitungen aus dem Reich draußen, was ihm Polizeicontrole und Strafe zuzog. Als er im Cholerajahr 1830 das Auftreten der Seuche in Teplitz entgegen dem Vertuschungssysteme der städtischen Obrigkeit ans Licht brachte, erbitterte dies die verhetzte Einwohnerschaft, welche fürs Cur-Renommé und einen Einnahmeausfall fürchtete, derart, daß (diese Vorgänge muthen wie eine Thema-Vorlage zum Dr. Stockmann in Ibsen's „Volksfeind" an) Dr. Meißner aus dem gestürmten Heim unter militärischem Schutze entwich und sich in Karlsbad niederließ. Hier wurde er rasch als Badearzt beliebt, Alfred aber kam im benachbarten Schlackenwerth in fast klösterliche Zucht des Piaristen-

*) Zu S. 307.

gymnasiums. Die Eltern, bemüht, dem einzig überlebenden Kinde die sorgfältigste Erziehung angedeihen zu lassen, schickten ihn 1835, nach der Landeshauptstadt übersiedelnd, aufs Altstädter Gymnasium der aufgeklärten Prämonstratenser, wo Alfred, im Gegensatze zu seinem Lebensfreunde, dem Politiker und Dichter Moritz Hartmann, sogar in der ihn peinigenden Mathematik befriedigte. Mehr Beweglichkeit unter gleichaltrigen Freunden, mannichfache Lektüre, Theaterbesuch weckten den regen Geist in der alterthümlichen, erinnerungsreichen Residenz Prag. Die schon seit den frühen Gymnasialjahren rührige poetische Ader brachte im 16. Jahre Erzeugnisse zu Tage, die der Vater — dessen Aufzeichnungen von einer römischen Reise der Jahre 1810/11 M.'s späterer Erzählung „Norbert Norson" zu Grunde liegen — anfangs gleichgültig, später direct ablehnend betrachtete, weitere Kreise jedoch anerkannten. M. machte auch den zweijährigen sog. philosophischen Cursus durch, wobei er sich besonders der Lehre des kritisch strengen Psychologen Herbart hingab. Zwar widmete sich M. nunmehr auf der Universität Prag officiell der Medicin, vertiefte sich jedoch in die lebenden und vergangenen Geschichtszeugnisse der culturell so fesselnden Stadt. Zugleich fand er in die Welt der Litteratur unmittelbaren Zugang durch Eintritt in einen Kreis meist gleichstrebender Jünglinge — Moritz Hartmann, Frd. Bach, Max Schlesinger, Isidor Heller, Leop. Kompert, Fr. Szarvady u. A. —, welche als „Das junge Böhmen" einen gewissen engern heimathlichen Einschlag in die jungdeutsch-freiheitliche Poesie der sog. Vormärz-Periode — zumal im ultrareactionären Oesterreich — hineinbringen, theilweise andererseits aber einen specifisch-böhmischen Widerstand gegen ausgesprochen deutschnationale Tendenz leisten wollten. Halb unbewußt wurde da Alfred M. mit mehreren Commilitonen in eine Strömung verstrickt, die auf direct czechische Propaganda hinauslief und von ihm erst nach einigen Jahren, als ihm die Einsicht dämmerte, ein für alle Mal verlassen wurde.

In der Musenhalle dieser deutschböhmischen Poeten, dem damals von Rud. Glaser in Prag redigirten Unterhaltungsblatt „Ost und West", erschienen die Balladen des knapp Sechzehnjährigen in pathetischem Vortrag, der ihm auf die Dauer zu eigen geblieben, und vielerseits begrüßt wie versepische, novellistische Proben, die aus dem blondlockigen Kopfe hervordrängten: so prophezeite Graf Ferd. Schirnding 1839 in seinem anonymen „Oesterreich im Jahre 1840. Von einem Staatsmann" nachdrücklichst aus M. höchste Hoffnung des neuen Geschlechts. Was Wunder, daß sich M. unter solch ablenkenden Beziehungen von dem ihm aufgedrängten Brotstudium geradezu abgestoßen und bei jedem weiteren Schritte zu dessen Abschlusse zum Protest im Elternhause veranlaßt fühlte! Den Zusammenstoß zwischen Vater und Sohn schlichtete die gutmüthige, oft leidende Mutter, und Alfred bequemte sich immer wieder, in den sauern Apfel zu beißen, wobei ihm schöne Ferienreisen nach Wien, den österreichischen Alpenländern, Oberitalien (1843 und 1845) das Nachgeben versüßten, dazu reiche poetische Frucht trugen: so den farbenprächtig plastischen Cyclus „Venetia". Auf der letzten dieser „Fahrten" — so hieß er später die bezügliche Rubrik seiner Gedichtsammlung — schnitten ihm auf der Rückreise von Genua und der Riviera, zwischen Padua und dem Gardasee, Räuber hinten am Wagen den Koffer mit dem Manuscript des fast 2000 Verse langen Epos über den indischen Prinzen Zadok ab. Er hat diese complicirt erfundene Dichtung, die, wie M. sagt, vollstimmiger als der damals reifende „Ziska" geworden wäre, nie erneuert. Damals schloß er das Studium ab: Anfang 1846 mit dem zweiten Staatsexamen, am 2. Juli 1846 mit der öffentlichen Promotion (Dissertation „De Helminthiasi intestinorum"). Damit

war aber auch der Abschied von der Heilkunde endgültig besiegelt; nach kurzem Versuch als Spitalarzt ist M. nie wieder zur Praxis zurückgekehrt. Er hatte sich schon zu eng mit der Muse eingelassen, um loskommen zu können, sogar wenn er gewollt hätte, das innige Freundschaftsbündniß mit Hartmann, mit dem er auf dem Gymnasium alte und neue Dichter, insbesondere die großen Pathetiker und lyrischen Freiheitssänger des 19. Jahrhunders, durchgelesen, in Wien schon die mächtig eindrucksvolle Bekanntschaft mit Karl Beck und Lenau vermittelt: ersterem näherte ihn die Tendenz, Lenau Ton und Form seiner Poesie. Und so gelangten denn auch durch Hartmann, der seit Ende 1844 in Leipzig, dem damaligen Sammel- und Brennpunkte der litterarischen Demokratie, voran der österreichischen Flüchtlinge, die Erstausgabe seiner Dichtungen („Kelch und Schwert") betrieb, Meißner's „Gedichte" 1845 in der Reclam'schen Officin daselbst zum Druck: ein elendes Löschpapierheftchen, wie er es bemäkelt, lenkte es sofort die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit und der österreichischen Polizei auf sich, ohne deren Censur kein Habsburg-Unterthan eigene Producte drucken lassen durfte. Doch traf ihn nur ein gelinder Verweis; um so freudiger schuf M. nun, erst in Karlsbad, dann in Leipzig, an dem lyrischen Epos „Ziska". Die Verschiedenheit in der Behandlung der einzelnen Theile erklärt sich aus der Thatsache, daß nur ein Theil fertig und ausgefeilt war, als der Druck seitens des rasch gefundenen Verlegers begann; während dessen führte aber der Dichter noch einzelne Abschnitte aus, und diesen Mangel des Urentwurfs behoben dann auch Ueberarbeitungen der vielen späteren Auflagen (12.: 1881) nicht völlig. Schwebte hierin auch das todesmuthige Ringen um Glaubensfreiheit, wie die Hussiten es gewaltig verkörpern, als Leitmotiv vor, eine, auch in Plan und Einzelheiten vielfach Lenau's „Albigensern" folgende Idee, so verherrlichten doch diese lebensprühenden Episoden, deren einzelne geradezu balladeske Juwele heißen müssen, in ihrem Zusammenhange das eben mächtig erwachende böhmische Nationalgefühl mit einer dem Czechenthum willkommenen Emphase: übersetzte doch auch, lange nach Meißner's Abkehr vom Rassenhaß seiner slavischen Landsleute, der czechische demokratische Publicist Erwin Spindler 1864 Meißner's „Ziska" wie ein Nationalepos in seine Muttersprache. Als mit dem „Ziska", den er nach anziehendem Leipziger Verkehr mit den Oesterreichern K. Beck, Herloßsohn, Kuranda, Ed. Mautner, Johs. Nordmann, H. Rollett, mit H. Laube, Gerstäcker, E. M. Oettinger, E. Willkomm, G. Kühne, in Dresden, wo er Gutzkow, Rich. Wagner, Auerbach, Rob. Schumann, Ferd. Hiller und durch Onkel Quandt viele bildende Künstler kennen lernte, beendigt hatte, zugleich die „Gedichte" in 2. Auflage erschienen, war M. dem bisherigen Lebenswege ganz entfremdet. Eines Abends nach seiner bescheidenen Stube heimgehend, hörte er von durchwühlender Haussuchung beim Verfasser des aufrührerischen „Ziska" und fort eilte er vom gastlichen Elbflorenz unter Angst und Mühe nach dem politischen Mode-Asyl Brüssel.

Das Ziel dieses entscheidenden Wanderentschlusses war Paris. Rue du Faubourg Poissonière Nr. 41, in der Straße, wo Heinrich Heine wohnte, stieg M. ab und kam sogleich mit diesem, dem er näher trat als irgend ein anderer deutscher Dichter (vgl. Illustrirte Ztg. Nr. 3370 v. 1906 S. 318), Gérard de Nerval, Victor Hugo, Lamartine, Georges Sand, Balzac, Th. Gautier, Jules Janin, der Rachel, J. Michelet, Adam Mickiewicz, endlich Dumas dem Aeltern in, zum Theil engern Umgang. Alfred de Musset, ihm längst vertraut, ward sein Stern, auch Beyle-Stendhal und Mérimée schätze er damals überaus. Der deutsche Emigrant Jakob Venedey (s. d.) beeinflußte seine politische Stellungnahme durch Vorbild und Lehre mannichfach. Nach 10 Monaten bunter Einblicke, die sich, neben der Durchsicht des „Ziska" für die 2. und

3. Auflage, zu Skizzen aus dem politisch-litterarischen Getriebe in Paris und Frankreich für die eben kräftig emporstrebenden „Grenzboten", Kuranda's österreichisches Oppositionsjournal in Leipzig, verdichteten, kehrte er über Heidelberg, mit einem Abstecher in die Schweiz, nach Prag zurück. Die gerichtliche Vorladung, um sich wegen der „Ziska"-Veröffentlichung zu verantworten, blieb infolge der vom Zeitgeist dictirten behördlichen Milde ohne Weiterung, und der Ausbruch der Märzereignisse vereitelte jede etwaige Verfolgung aller seiner Preßdelikte. Diese Anfänge der deutschen Revolution sahen ihn als lebhaften Theilnehmer und als Sänger des feurig-beredten, zugleich deutsch-vaterländischen wie radikal-demokratischen „Märzlied"-Cyclus. In den vom böhmischen Volk berufenen Nationalausschuß gewählt, mißbilligte er dessen chauvinistischen Umschlag in einen überwiegend czechischen Narodni vibor, trat vor den drohenden Feindseligkeiten beider Volksstämme und den Prager panslavistischen Verbrüderungsorgien aus und begab sich vor der blutigen Pfingstwoche über Eisenach, wo auf der Wartburg das Studentenfest gefeiert wurde, nach Frankfurt a. M. Hier brachte er Sommer und Herbst 1848 während der Parlamentstagung zu, als intimer Freund vieler Abgeordneten der Linken, namentlich aus deren äußerstem Flügel, mit Venedey, M. Hartmann, Jos. Rank, v. Rochau in demselben Hause wohnend, mit den Dichter-Deputirten Uhland und Anastasius Grün, dem Turnvater Jahn sowie Ludwig Feuerbach in persönlichem Verkehr, als aufmerksamer, gegenüber den politischen Actionen zurückhaltender Beobachter, endlich als Correspondent radikaler Zeitungen, z. B. der „Reform" A. Ruge's. Wegen der von befreundetem (!) Staatsanwalt — dem Musiker A. W. Ambros (A. D. B. XLV, 765) — 29. October in Prag eingereichten Anklage seines Gedichts „An die Octoberkämpfer in Wien" als eines vierfach revolutionären von Mutter und heimischen Freunden gewarnt, ging er, in seiner Passivität bei der praktisch ergebnißlosen Parlamentsarbeit unbefriedigt, in der Neujahrsnacht 1849 über Köln abermals nach Paris. Daselbst kam er dem Vorschlage eines Frankfurter Verlegers nach, ein Buch über die sociale Bewegung in Frankreich zu schreiben; sein erstes Prosawerk „Revolutionäre Studien aus Paris" (2 Bde., 1849), bezeichnend für die Zeit wie für den Verfasser, dessen klare, knappe und glatte Darstellung mit dichterischem Schwung Situation und Stimmung der 48er und 49er Pariser Vorgänge veranschaulicht, zugleich im allgemeinen die Revolutionen historisch-zeitlich in nationale, politische, sociale, die Schilderhebungen in solche wider Monarchie, Kirche, Capital gliedernd.

Heine, den inzwischen gesundheitlich arg Heruntergekommenen, sah M. häufig und vertraut, und aus diesen Besuchen entsprang dann sowohl das heinisirende „komische Epos" „Der Sohn des Atta Troll, ein Winternachtstraum" (1850), eine im Stile wenig glückliche bitter satirische Allegorie über den traurigen Ausgang der deutschen Bewegung mit der Spitze wider die unentschiedenen Zwitter der Frankfurter Mittelparteiler, als auch seine stark persönlichen Gedenkblätter „Heinrich Heine. Erinnerungen" (1856), wie denn M. auch später wiederholt, so bei der Discussion über Heine's „Memoiren" und in seinen eigenen, auf sein Freundschaftsverhältniß zu dem von ihm hochverehrten genialen Poeten zurückgriff. Außerdem ward M. in Paris mit den Häuptern der magyarischen und polnischen Emigranten, auch den Russen Bakunin und Alex. Herzen, mit Georg Herwegh und Emile Augier bekannt. Mitte Mai wandte er sich nach kurzem Aufenthalte in Frankfurt, wo er mit seinem, 13. August 1849 in Mannheim standrechtlich erschossenen Freunde Adolf v. Trütschler zusammen war, der Heimath zu. Auf den einsamsten Waldpfaden Karlsbads irrte er, über den Gang der Dinge schmerzlichst enttäuscht,

umher, gerieth mit dem Vater, der ihn nochmals dem ärztlichen Stande zurückzugewinnen versuchte, hart aneinander und wich unnützem Drängen aus durch eine Reise nach England. Im Hause der seiner Familie von Karlsbad her befreundeten Lady William Russel und mit deren später im öffentlichen Leben eine Rolle spielenden Söhnen Arthur und Odo verbrachte M. eine reizvolle Londoner season, durchwanderte zwei Wochen mit M. Hartmann Schottland, die Heimath seiner Mutter und ihm von Kindheit an liebe geschichtlich-poetische Schauplätze, suchte nochmals Heine in Paris auf und fuhr dann, theils des Umherirrens überdrüssig, theils sehnsüchtig dem Elternhause zu.

Siebzehn volle Jahre, diejenigen des schönsten Mannesalters, hat M. nunmehr im Elternhause gewohnt, eigentlich dauernd mit dem Vater wegen des Entscheids für den „freien Beruf", die Schriftstellerei, sodann wegen des Unterschieds der Weltanschauung halb zerfallen. War der vormärzlich Altliberale auch zu wesentlich conservativerem, wenn auch keineswegs reactionärem Standpunkte eingeschwenkt, so hätte sich hier gewiß noch ein ständiger Waffenstillstand mit Alfred ermöglicht, zumal dieser, die Tagespolitik beim Erlöschen der Revolutionsflamme mit der Rückkehr aus dem Auslande an den Nagel hängend, künftig nur mehr in erfundenen Erzählungen seine Freiheitsgedanken ausströmte. Aber über die Entgleisung seines Lieblingswahns, im einzigen Stammhalter einen Erben des einträglichen Berufs aufwachsen zu sehen, kam Dr. Eduard M. nie hinweg und er verzieh ihm dies nie; um so weniger, als von den litterarischen goldenen Bergen, die sich der Sprößling ausgemalt haben mag, nichts zu verspüren war. Da nun der Alte die Praxis aufgegeben und der Sohn in der ungemüthlichen Abhängigkeit vom grollenden Vater eine fortwährende Last erkannte, so klügelte Alfred M. auf jede Weise darüber, zu finanzieller und bürgerlicher Selbständigkeit zu gelangen. Zweifellos steckt hier die Wurzel des tragischen Verhängnisses seines Daseins, die entsprungen ist aus der Einsicht, in seiner bisherigen Productionsmethode keine volle Bürgschaft der ersehnten Sorglosigkeit um die Existenz zu besitzen. Die Lyrik, desgleichen breite epische Compositionen in gebundener Rede versagten in solchen Stimmungen dem nach materiellen Garantien Ringenden und halfen ihm auch nichts, zur Publicistik hinwiederum hatte er die Lust verloren. So warf er sich denn vorerst aufs Dramatische, und als er hier trotz energischer Ansätze und ungewöhnlicher, wenn auch im Erfolge stark bestrittener Leistungen nicht den Gipfel erklomm, fing er rasch entschlossen an, auf dem müheloseren Felde der Prosa-Erzählung mit sensationeller Stoffwahl emsig zu ackern, wo er dann drei Jahrzehnte seine Trift abgegrast hat. Es lautet jedenfalls begreiflich, wenn er bei dieser Jagd nach greifbaren pekuniären Resultaten, wo ihm blutwenig poetisch-ästhetische Absichten mitredeten, in das Schlingnetz eines gewandten und schlauen Helfers gefallen ist, um sich immer tiefer in dessen dichter gezogene Maschen zu verwirren. Unter solchem Gesichtswinkel höchstwahrscheinlich müssen wir Meißner's litterarisch räthselhafte, moralisch erklärbare, psychologisch wohlverständliche unehrliche Beziehungen zu seinem Landsmann Franz Hedrich (1825—95) betrachten, wie sie unsere diesem gewidmete Lebens- und Charakterskizze (A. D. B. L, 561—67) im einzelnen dargestellt hat, in ihren deutlichen Stadien und in ihren ziemlich durchsichtigen, dem Grade nach durch neuere und jüngste Mittheilungen bezw. Untersuchungen (s. u.) verschieden fixirten seltsamen Sonderergebnissen. Aus jener Skizze ersieht man auch den mannichfachen, meist sommerlichen Aufenthaltswechsel, mit dem M., allerdings oft genug in Hedrich's verderblicher Gesellschaft, seit 1851, da er nun doch wieder im väterlichen Ruhesitz zu Prag Quartier genommen, sich, wie der Oesterreicher sagt, „aufzumischen", sich zu erholen und in der Welt

draußen anzuregen bemühte. So hob schon 1851 solches Zusammenleben und Zusammenarbeiten an, als der politisch verdächtige Hedrich, mit M. seit 1848 näher bekannt, beim gutmüthigen Manne eine Zuflucht am Traunsee fand, und an ein Jahrzehnt verfolgen wir diese regelmäßigen längeren Zusammenkünfte, welche, ersichtlich und erwiesen, gemeinsamer litterarischer Arbeit galten.

Diese unreelle Verbindung, der auch gar nichts von echter Freundschaft innewohnte, strebte M. vor den Leuten ganz gewiß zu verheimlichen, doch eben nur, weil er die Entdeckung der Interessen-Gemeinsamkeit fürchtete, während die ehemalige politische Anrüchigkeit Hedrich's oder seine unsympathiche Persönlichkeit dabei kaum gestört haben dürften. Insbesondere hielt M. den Genossen, ungeachtet dessen wiederholten monatelangen Aufenthalts in Thüringen, während seiner eigenen periodischen Anwesenheit in Weimar im Kreise der geistreichen Fürstin Carolyna Sayn-Wittgenstein und ihres Freundes Franz Liszt (seit Januar 1855) absichtlich fern. Aber so sehr er sich den gefährlichen, nur nach außen „stillen" Theilhaber seiner Schriftstellerfirma vom Leibe halten wollte, M. kam von dem satanischen Mitwisser und Mitträger seiner Schuld nicht los. Trotz weiter räumlicher Entfernung erschien Hedrich, der für eine ganze Reihe der unter Meißner's Namen seit Mitte der fünfziger Jahre erscheinenden Erzählungen große und maßgebliche Partien ausgeführt hat, immer wieder als böser Mahner auf dem Plan, in erster Linie freilich mit hohen Geldforderungen, sodann aber die Enthüllung des unlauteren Verhältnisses androhend. Durch Meißner's Unaufrichtigkeit, wie die nach dem Tode durch Hedrich unmittelbar und mittelbar hervorgezogene Correspondenz drastisch belegt, wird dieses natürlich künstlerisch überaus verwerfliche Compagniegeschäft, dessen allgemeine Moralität im Hinblick auf den gerade in jener Periode aufkommenden analogen Brauch, der dramatischen Production nicht so schlimm zu beanstanden wäre, direct unmoralisch. Der vom Vater, bei dem er ja Kostgänger geblieben, stets knapp gehaltene M. bangte unabläſſig, dieser werde ihn im Falle der Aufdeckung enterben, und Hedrich speculirte in gewinnsüchtigster Absicht immer von neuem darauf, schloß sogar daraufhin einen vertröstenden Pakt, auch später ähnliche. Aber M. wußte den unbequemen Dränger auch nach dem Tode des hochbetagten Vaters (15. August 1868) hinzuhalten, unter frischem Vorwande seit der 1869 geschlossenen, bald durch die Ehe besiegelten Verlobung mit Marie Begg v. Albansberg, jüngerer Schwester der Gemahlin seines Freundes, des Rittmeisters Karl v. Bayer, des als „Robert Byr" renommirten Romanciers. Er sagte damals dem ihm privat und politisch-social unfreundlich gewordenen Prag Valet und siedelte sich in dem reizenden Bodenseestädtchen Bregenz an, wo ihm bis zum frühen Tode (24 Jahre!) der geliebten lange kränkelnden Frau (14. Nov. 1878) noch ein Liebesfrühling und in der friedlichen Idylle scheinbar auch ein zweiter Schaffenslenz erblüht ist. Von 1871 bis Mitte 1880 hatte M. mit einer bei ihm geradezu auffälligen Energie sich zu neuem Schaffen auf eigener Bahn aufgerafft, wozu er die Kraft zweifellos aus der beglückenden späten Seligkeit der selbständigen Existenz und des ehelichen Heims gesogen. Den Vampyr Hedrich hoffte er damals gänzlich abgeschüttelt zu haben, besonders wo dieser infolge einer reichen englischen Heirath seine herrischen Ansprüche fallen gelassen. Und als nun Hedrich 1877 als ruinirter Spieler mit der Entschlossenheit des Mannes, der über einem rettenden Gewaltact sinnt, die Forderung des Loskaufs aufs unerbittlichste an ihn stellt, da weist ihn M., in Davos ums entfließende Leben der Gattin kämpfend, mit herbstem Nachweise, daß er ihn „einst wie einen Hund aus dem Wasser gezogen" und seine Verpflichtungen erledigt seien,

zurück. 1880 jedoch gelingt es Hedrich mit raffinirter Schlauheit — er rühmte sich dieser nach Meißner's Tode mit kaum glaublichem Cynismus — den arglosen Geldgeber nochmals ins Garn zu locken, indem er für die Novelle „Die Prinzessin von Portugal“ (1888) und in stärkerem Maße für „Norbert Norson. Leben und Lieben in Rom 1810 und 1811“ (1883), jenes auf Reisenotizen von Meißner's Vater beruhende Culturbild, seine nachhelfende Feder lieh, vor allem aber in einem eingeschmuggelten Akrostichon bezw. Anagramm „Autor Hedrich“ dem gehetzten Wild Fangeisen legte. Nun steigerten sich die Androhungen zu Erpressungsanschlägen. Im Frühjahr 1883 drängte Hedrich den ihn zu Monaco aufsuchenden M., der nach bösem Zwiespalt wegen erhöhter Forderung eine Verständigung plante, nach anfänglichem Sträuben dazu, seinen, Hedrich's, soeben fertigen Roman „Die Schätze von Sennwald“ als Meißner'schen auszubieten und ihm darauf 8000 Mark als Vorschuß zu zahlen. Wo M. in seiner wachsenden Willensschwäche sich selbst so weit verloren, rückte ihm Hedrich in Lindau direct vors Thor, und nach der ergebnißlosen Unterhandlung am 6. Mai 1884 daselbst wußte sich M. nicht mehr zu retten. Es zeigten sich Spuren von Verfolgungswahn, bei der Obduction durch eine Neubildung im Gehirn belegt, die binnen kurzem Irrsinn und Tod herbeigeführt hätten. In dumpfem Brüten über seine „jammervolle Existenz auf Gnade und Ungnade“ Hedrich's und die Gefahr für seiner Kinder Vermögen gab er ermattet den Kampf gegen den lauernden Dämon seines Lebens und Schaffens auf. Am 21. Mai 1885 versuchte der Gequälte durch einen Rasirmesserschnitt in die Kehle diesen ewigen Zweifeln zu entrinnen; dies mißlang vorerst durch Störung mitten im Selbstmord, doch erlag er am 29. Mai dem, jedenfalls durch den Blutverlust beschleunigten Nervenfieber. Franz Hedrich (s. d.) nahm 1889 den offenen Krieg wider den Todten auf; doch sprangen seine vergifteten Pfeile größtentheils auf ihn zurück. Die würdige Gegenwehr Bayer-Byr's, des von M. eingeweihten Schwagers, mit den authentischen Documenten der Broschüre „Die Antwort Alfred Meißner's“ vereitelten Hedrich's übertriebene Ansprüche auf das wesentliche Autorrecht an den meisten als „von Alfred Meißner“ verfaßt gedruckten Prosa-Erzählungen. Im Artikel Hedrich der A. D. B., näher durch K. E. Franzos, ganz besonders aber durch die ruhig abwägenden Vergleiche Jos. Bayer's (s. u.) sind quantitativ wie qualitativ Umfang und Maß der Hedrich'schen Mitarbeit soweit möglich festgelegt worden. Gleichwohl seien hier die bedeutsamsten dieser vielumstrittenen Romanreihe genannt: „Der Pfarrer von Grafenried“ (1855; neu als „Zwischen Fürst und Volk“ 1861); „Der Freiherr von Hostiwin“ (1861), erweitert als „Sansara“ (1858); „Neuer Adel“ (1861); „Schwarzgelb“ (1861—64); „Babel“ (1867): die drei letzten spannende Zeitgemälde aus den miterlebten Zuständen Oesterreichs; „Die Kinder Roms“ (1870); endlich die oben schon als von Hedrich teuflisch wie Versuchsobjekte benutzten Novellen von 1882 und 1883. Diese immer mehr der Oberflächlichkeit des Durchschnittslesepublicums oder dessen Haschen nach actuellem Sensationskitzel huldigenden Arbeiten verleugnen, namentlich die früheren, eine höhere Anlage keineswegs, genügen aber in Problem, sachlichem wie geistigem Gehalt und Stil nirgends einer das Tagesbedürfniß überschreitenden Kritik. Sogar wenn der Löwenantheil der factischen Leistung und auch des Erfolges, den die unter Meißner's Namen laufenden Romane bei den Lesern, weniger bei den berufenen Richtern eingeheimst haben, Hedrich angehören sollte, würde damit zwar der sittliche Credit Meißners verkürzt, seine menschliche Taxe hinabgedrückt, aber sein Ruhm wenig alterirt, von dem ihm ernstlich eingeräumten Postament im Reigen der Poeten um die Wende des 19. Jahrhunderts kaum etwas ab-

gebröckelt. Allerdings hat man erst nach Hedrich's ungeheuerlicher Anklage mit schärferer Sonde die erzählenden Schriften „Alfred Meißner's“ nachzuprüfen unternommen. Auch trotz und mit Hedrich bleibt M. ein typischer, dazu ein hervorragender Repräsentant des revolutionären „Jungen Oesterreich“ und zwar der böhmischen deutschnational-demokratischen Gruppe. Seine kräftige, gluthvolle und rhetorisch geschmückte Lyrik, anfangs auf Byron's und Lenau's Pfaden wandelnd, später allmählich an seinen geliebten Heine angelehnt und doch mit eigenen Vorwürfen, Bildern und Requisiten wirthschaftend, erwarb ihm, insbesondere wie sie sich in „Ziska“ krystallisirt, mit Recht den Ruf eines wahren Dichters, dessen Naturgabe sich in lyrisch-epischen und rein gefühlsmäßigen Offenbarungen im Versgewande echt und in selbständiger Ausbildung bethätigt hat. Das beweisen aus der Mannesreife deutlich auch seine 1870 in den patriotischen Chor der deutschen Sänger mit vollen Accorden einstimmenden „Zeitklänge“ ebenso wie die beiden vortrefflich gelungenen lyrischen Epen vom entsagenden mittelalterlichen Dichtermönche „Werinherus“ (1872) und vom leidenschaftlichen halbmythischen Thrakier „König Sadal“ (1875).

Sogar die etwaigen Beiträge, welche Hedrich zu den Dramen des jungen M. seit 1851 geliefert haben will, vermöchten nichts Erhebliches abzuzwacken von dessen Schöpferstärke, so wie sie eben in den drei Trauerspielen jener seiner zweiten Periode ergänzt: der mit erstaunlicher Kühnheit die David-Bathseba-Episode des Alten Testaments umformenden Modernisirung „Das Weib des Urias“ (1851), die vor gewagtesten Motiven nicht zurückschreckt; dem psychologisch an Goethe's „Clavigo“ gemahnenden englischen bürgerlichen Conflictstück „Reginald Armstrong, oder: Die Macht des Geldes“ (1853); der im Stoff mit Schiller's „Warbeck“-Fragment, im Helden vielfach mit dessen Demetrius übereinstimmenden Staatsaction „Der Prätendent von York“ (1857). Auch später hat M. übrigens seine scheinbar Jahre lang völlig versiegte dramatische Ader in Contribution gesetzt, doch ohne, wie kurz jene Jugendtragödien, das Rampenlicht zu schauen. Außer diesen, vielen kleineren Erzählungen, Reisebildern und mancherlei Belletristik, deren Hauptmasse die 18 Bände „Gesammelter Schriften“ 1871—73 vereinigten, woneben die 4 Bände ausgewählter „Dichtungen“ (1879/80 u. 1884) traten, sind von Belang die geschichtlichen und litteraturgeschichtlichen Skizzen der „Historien“ (1875), die mannichfaltige poetische und prosaische Nachlese „Mosaik“ (2 Bde., 1886) aus dem Nachlaß, voran aber, im Lichte seines indirect selbstschildernden hübschen Feuilletons „Vormärz-Poeten“ in der Wiener „Presse“ 1862 Nr. 119 (bei Wurzbach — s. u. — S. 296), die etwas selbstgefällige, aber farbige und vielseitig amüsante Plauderchronik „Geschichte meines Lebens“ (2 Bde., 1884), welche bis 1856 geht und die vor-Hedrich'sche Zeit persönlich und zeitgeschichtlich nett abspiegelt. Besonders in den Schlußact von Heinrich Heine's Dasein, mit dessen Nachhall sie ausklingt, gewährt M. daselbst wie anderwärts fesselnde Einblicke, und es lohnte sich das Capitel „Heine und Meißner“ einmal gesondert auszuführen — wie überhaupt das Leben und Wirken des letzteren, welches in der ersten Hälfte im Hintergrund allerlei politische Einschläge und Anknüpfungspunkte tieferen Interesses bietet, in seiner zweiten Hälfte eine erschütternde Tragödie voll seelischer und litterarischer Räthsel vorspielt (Karl Ed. Klopfer hat danach 1893 seinen effectvollen Roman „Zwei Dichter“ gestaltet), auf dem Boden der ausgedehnten Materialien einmal breiter darzustellen. Alfred Meißner's Würdigung als Poet könnte dabei ganz gewiß nur gewinnen, sein schwankender, in der Hedrich-Affäre allerdings niemals reinzuwaschender Charakter wohl nicht minder.

Aus der Fülle des Materials zur Kenntniß, Erkenntniß, Beurtheilung stehen im Vordergrunde: die in meinem Hedrich-Artikel A. D. B. L, 566 angezogenen Arbeiten von K. E. Franzos (ziemlich subjectiv für M. eingenommen, daher mit Vorsicht zu befragen; vgl. ebenfalls Franzos' „Deutsche Dichtung" X S. 46—50 zu Meißner und Heine's „Memoiren" sowie XVII S. 32 ein empfindungsvolles Jugendgedicht Hedrich's; s. auch Franzos' „Dtschs. Dichterbuch aus Oesterreich", 1883, S. XXXII), Joseph Bayer's (s. u.) Feuilletons i. d. „Neuen Freien Presse" vom 16. und 17. Januar sowie 4. Juni 1890, Fr. Lemmermayer (s. diesen auch Westermann's Illustr. Dtsch. Monatshefte Bd. 58, 1885, 172—79), F. Wehl (Meißner-Gedenkschrift 1892), auch P. W. Heinrich's plagiarische, doch stoffwichtige Compilation „‚Für' und ‚Wider' Alfred Meißner" (1890) und E. Ziel in s. „Litterar. Reliefs" III (1888) S. 1—62 (stark panegyrisch, noch ohne eine Ahnung vom Sachverhalt; vgl. ebd. I S. 60 f. M. neben M. Hartmann). Dazu kam von damals Hans Lambel's vorzüglich scharfe und vorurtheilslose Prüfung der M.-Hedrich-Controverse i. d. Mitteilungen des Vereins f. Gesch. d. Dtschn. i. Böhm. XXIX, 1890/91, S. 257—90, u. neuerdings in erster Linie das reichhaltige „Meißner-Heft" der deutschböhmischen Wochenschrift „Deutsche Arbeit", Jhrg. 5, Heft 4 (Januar 1906): S. 219—27 Otto Wittner, „Alfred Meißner" (auch in Wittner's „Oest. Porträts u. Charakteren" 1906, S. 196—224); S. 228—35 Emil Soffé (s. diesen auch i. d. „Grenzboten" 40, 1881, III 155/65 u. 201/11, u. 1890 in Rosegger's „Heimgarten"), S. 236—57 „Erinnerungen an A. M."; S. 236—57 Jos. Bayer, „A. M. — Franz Hedrich [mit dessen Bildniß]"; S. 258—64 R. Wolkan, „Briefe von A. M."; S. 297 E. Rychnovsky, über A. M.s (29) Briefe an die Fürstin Wittgenstein (bei La Mara, „Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg", 1906); „Deutsche Arbeit" V Heft 8: Ottilie Ehlen, „Persönliche Erinnerungen an A. M." (1865—69). Von älteren Hilfsmitteln sind noch wichtig: der sorgsame, in Bibliographie u. Litteraturangaben ausgedehnte Artikel in Wurzbach's Biogr. Lexik. d. Kaiserths. Oesterreich 17 (1867), S. 290—301; J. Hub, Deutschlands Balladen- u. Romanzendichter III 2 (1874) S. 509—20; R. Prutz, „D. dtsch. Litt. d. Ggnwrt. 1848—1858" I S. 127—141; Hnr. Kurz, Gesch. d. dtsch. Litt. IV 230—33, 414—17, 480—1, 846—9; L[ouise] O[tto-Peters], Der Sänger des Ziska: Die Gartenlaube Jhrg. 1867 Nr. 5 S. 58—71; Rud. Gottschall i. s. Ztschr. „Unsere Zeit" 1884 II 177/90 u. 1885 II 39/47. Feine Charakteristik M.s, nach dem Erscheinen der 18bändigen Sammelausgabe, durch Ferd. Lotheißen (s. d.) 1874 i. d. „N. Fr. Prss." (Wien). Viele Nachweise von Einzelheiten übergehe ich hier, auch fast alle an den obengenannten Stellen angezogenen seien hier nicht wiederholt (vgl. nur Litterar. Echo VIII, H. 6 1906, S. 574: M.s Neudruck der „Nachtwachen. Von Bonaventura" 1877, „ja doch philologisch unbrauchbar"; ebd. VIII H. 21, 1906, Sp. 1447, 1516, 1526 Zurückweisung einer M. angedichteten Fälschung des Heine'schen Gedichts „Für die Mouche" nebst weitläufiger deutsch-französischer Journal-Polemik). Die biographischen u. bibliographischen Daten bei Ad. Bartels, Handbuch z. Geschichte der dtsch. Litteratur (1906) S. 569/71 (Hedrich's [1875 †!] Werke soll M. bearbeitet haben!). Zu M.s „Weib des Urias", das H. Heine sehr hochstellte und ihn Schillers „präsumtiven Erben" in M. erblicken ließ, s. Ed. Engel, Gesch. d. dtsch. Litt. (1906) II 891. — Bildnisse M.s außer den bei Wurzbach a. a. O. S. 298 f.: Gartenlaube 1867 S. 69; H. Kurz a. a. O. IV 230; Litterar. Weihnachtskatalog (d. Illustr. Frauen-Ztg.) III. Jhrg. 1883; „Deutsche Arbeit" (s. o.), Januarheft 1906 S. 223; Fach-Katalog d. Abthlg. f. Dtsch. Drama u. Theat. d. Internat. Ausstllg. f. Mus.

u. Thtrwſ. Wien 1892 S. 213 Nr. 501 (daſ. nachgewieſen). Bayer-Byr u. M.: Biogr. Jahrb. u. Dtſch. Nekrolog VIII 406.

Ludwig Fränkel.

Nauck*): Johann August N., Philolog, geboren am 18. September 1822 in Auerſtedt bei Eckartsberga als Sohn des dortigen Pfarrers, † am 3. Auguſt 1892 in Terijcki bei Petersburg. Er verlebte eine ſehr trübe Kindheit. Acht Jahre alt verlor er ſeinen Vater und kam in das Haus ſeines Oheims, des Predigers Johann Friedrich Müller in Mühlberg bei Erfurt. Oſtern 1836 fand er Aufnahme in die Landesſchule Pforta. Hier beſtimmte hauptſächlich der Epigraphiker Karl Keil die Wahl ſeines Berufs. Bei ſeiner Begabung und ſeinem großen Fleiß erreichte er das Ziel der Schule ſchon nach 5½ Jahren und bezog Michaelis 1841 die Univerſität Halle, um Theologie zu ſtudiren. Aber bald wandte er ſich der Philologie zu, die damals in Halle durch Bernhardy und M. H. E. Meier vertreten war. Beſonders ſchloß er ſich an Bernhardy an, für den er anfangs ſchwärmte. Auf ſeinen Rath beſchäftigte er ſich mit Ariſtophanes von Byzanz. Dieſen behandelte Nauck's erſte gedruckte Arbeit, „Aristophanis Byzantii fragmentum Parisinum“, die er 1845 Bernhardy zum Geburtstag überreichte. In ihr wies er die Echtheit eines Pariſer Excerpts aus dem genannten Alexandriner nach. Zwei Jahre ſpäter folgte die Unterſuchung „Ueber die gloſſographiſchen Studien des Ariſtophanes von Byzanz“ und 1848 die Sammlung „Aristophanis Byzantii grammatici Alexandrini fragmenta“. Inzwiſchen aber hatte ſich N. von den Halliſchen Philologen mehr und mehr abgewendet und an ſeine Freunde Meineke und Schneidewin angeſchloſſen. Er wurde einer der erſten Mitarbeiter an dem 1846 von Schneidewin begründeten „Philologus“. In demſelben Jahre erfolgte ſeine Promotion zum Doctor. In materieller Beziehung befand er ſich damals in ziemlich bedrängter Lage. Nachdem er als Student auch die Mutter verloren, war er ganz auf ſich ſelbſt angewieſen. Durch Ertheilung von Privatunterricht mußte er ſich die Mittel zur Fortſetzung ſeiner Studien verſchaffen. Da erhielt er eine Hauslehrerſtelle bei dem Paſtor Albanus in Dünamünde bei Riga. Anfangs war er hierüber ziemlich mißvergnügt, weil er nicht nur den Sohn des Paſtors und einige andere Knaben, ſondern auch die Tochter des Hauſes unterrichten ſollte. Aber er ſah ſich durch die Verhältniſſe gezwungen die Stelle anzunehmen; und nach drei Jahren verlobte er ſich mit ſeiner Schülerin.

Die Bearbeitung des Ariſtophanes v. B. führte N. zur Sammlung der Fragmente der griechiſchen Tragiker. Nebenbei ſammelte er die Bruchſtücke der griechiſchen Hiſtoriker, Komiker und Epiker, die griechiſchen Orakel und die Ueberreſte der ſiciliſch-italiſchen Komödie. Auch finden ſich Anſätze zu einer Ausdehnung dieſer Thätigkeit auf die griechiſchen Räthſel, Sprichwörter und die ohne Autornamen überlieferten Bruchſtücke. Zuerſt wurde von N. auch die verhüllte Ueberlieferung in großem Umfange herangezogen. 1851 ging N. nach Berlin, um ſich dort zum Staatsexamen vorzubereiten. Nachdem er dieſes 1852 in Königsberg abſolvirt hatte und in Prenzlau kurze Zeit als Lehrer thätig geweſen war, erhielt er durch Meineke 1853 die Stelle eines Adjuncten am Berliner Joachimsthalſchen Gymnaſium. Da wurde er aufgefordert für die Bibliotheca Teubneriana den Euripides mit den Fragmenten zu bearbeiten. Dies gab den Ausſchlag zur Vollendung der muſtergültigen Sammlung: „Tragicorum Graecorum fragmenta recens. A. N.“, Lipsiae 1856. Von ſeiner Ausgabe „Euripidis tragoediae superstites et deperdi-

*) Zu S. 592.

tarum fragmenta“ waren die ersten zwei Bände schon 1854 erschienen, fast gleichzeitig mit dem Euripides Kirchhoff's, seines Collegen im Lehramte. Bereits 1857 kam die 2. Auflage des Nauck'schen Euripides heraus. Die „Euripideischen Studien, Theil I. II, St. Petersburg 1859, 1862“ gaben zu neun Tragödien einen überaus reichhaltigen kritischen Commentar. Von neuem sah N. den Euripides 1868 bis 1870 durch, nachdem Kirchhoff's editio minor und die Weil'sche Ausgabe erschienen war. Dann kam N. erst im Alter noch einmal auf Euripides zurück, als er die Recension der Herakles-Ausgabe von Wilamowitz schrieb. Mit Sophokles hatte er sich schon in Halle eingehend beschäftigt. Nachdem er 1852 Schneidewin's Antigone angezeigt hatte, erkor ihn dieser zum Fortsetzer der Haupt-Sauppe'schen Sammlung. 1858 kamen die ersten Stücke der Bearbeitung von N. heraus, welcher von da an dem Sophokles bis zum Ende seines Lebens treu blieb. Diese Sophokles-Ausgaben, in denen der kritische Commentar fast ganz und der sprachliche zum großen Theil von N. herrührt, waren es hauptsächlich, die seinen Namen populär machten.

1858 wurde N. an das Gymnasium zum Grauen Kloster versetzt. Nun konnte er seine Braut heimführen. Aber er sollte nicht in Deutschland bleiben. Auf den Vorschlag Stephani's ernannte ihn die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg zu ihrem außerordentlichen Mitglied. Im Frühjahr 1859 siedelte er für immer nach Petersburg über. Neben seiner Thätigkeit an der Akademie, deren ordentliches Mitglied er 1861 wurde, gab er auch kurze Zeit Unterricht an der Wiedemann'schen Privatschule und wirkte dann von 1869 an als Professor der griechischen Litteratur an dem Petersburger historisch-philologischen Institut. Seine zahlreichen Abhandlungen veröffentlichte N. von 1859 an fast alle in den Schriften der Petersburger Akademie. So auch die „Kritischen Bemerkungen“ (in den „Mélanges gréco-romains“), aus denen vor allem sein Standpunkt in der Homerfrage zu erkennen ist. Schon in den vierziger Jahren hatte er seine Ansichten über die Behandlung des homerischen Textes durch die Alexandriner zu erkennen gegeben. Dann schwieg er lange fast ganz über diesen Gegenstand, bis er 1869 eine Textausgabe des Homer für die Weidmann'sche Buchhandlung übernahm. Der Druck der Odyssee begann 1872, der des zweiten Theils der Ilias 1879. Von Porphyrius hatte N. die codices Monacenses bereits 1846 collationirt. Aber erst 1860 erschienen dessen „opuscula tria“ (2. Ausgabe 1886). Durch das Studium des Porphyrius wurde N. dazu geführt, auch den Jamblichus herauszugeben. 1879 erschienen als Ertrag einer Reise nach Florenz die „Scholia in Jamblichi de vita Pythagorae librum“ und 1884 die Schrift des Jamblichus selbst. Ferner beabsichtigte N. die Veröffentlichung der jambischen Kanones des Johannes Damascenus; das Manuscript ließ nach seinem Tode sein Schüler Nikitin drucken.

1883 beschloß N. seine Thätigkeit am historisch-philologischen Institut, um fortan ausschließlich der Akademie anzugehören. An den Tragikerfragmenten hatte er in der Zwischenzeit unausgesetzt gearbeitet. Der 3. Ausgabe des Euripides (1871) fügte er die Fragmente bei sowie ein auctarium zu denen der übrigen Tragiker. Durch Cobet's Studien ermuntert und mit Gomperz' und Anderer Hülfe kam er endlich 1889 dazu, die 2. Auflage der Tragikerfragmente erscheinen zu lassen. Nach Vollendung dieses Lebenswerks ergriff ihn ein Gefühl der Mattigkeit. Aber bald darauf begann er im Vereine mit Nikitin den „Index tragicae dictionis“, der 1892 herauskam. Diese mühevolle Arbeit zog ihm ein schweres Augenleiden zu. Halb erblindet faßte er noch immer allerlei neue Pläne. Da erlag er auf seinem Landaufenthalt

in Terijoki plötzlich einem Gehirnschlag. — Unter den persönlichen Eigenschaften Nauck's tritt besonders hervor seine Liebenswürdigkeit und große Bescheidenheit. Mustergiltig als Freund, unterstützte er Andere viel mit seinen wissenschaftlichen Schätzen. In seinen Arbeiten zeigt er neben staunenswerther Gelehrsamkeit die strengste Gewissenhaftigkeit. Als Textkritiker vertrat er nicht das divinatorische Verfahren, sondern schloß sich besonders der Richtung Porson's und Elmsley's an. Er wollte die Textkritik zu einer exakten Wissenschaft machen. Immer mehr gerieth er auf den bedenklichen Weg, die Analogie zum leitenden Princip zu erheben. So besonders in der Kritik des Euripides und Homer; bei Sophokles dagegen vernachlässigte er auch die ästhetische Kritik nicht. Als akademischer Lehrer war N. ebenfalls äußerst gewissenhaft. Jedoch zur Bildung einer Schule besaß er nur geringe Veranlagung. Sein einziger hervorragender Schüler ist der genannte P. Nikitin. Auch dem Ansturm gegen die classische Bildung trat er nicht energisch entgegen. Für seine wissenschaftlichen Verdienste wurden ihm mannichfache Ehrungen zu Theil. So die Ernennung zum kaiserlich russischen Geheimen Rath, die Ertheilung der Mitgliedschaft gelehrter Gesellschaften, die verschiedenen von ihm abgelehnten Berufungen an deutsche Universitäten.

Th. Zielinski, August Nauck. Ein Bild seines Lebens und seiner Werke. Berlin 1894, aus dem Jahresbericht über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft Bd. 78. Hier wird auch ein Verzeichniß der Schriften Nauck's beigefügt und auf die russische Biographie Nauck's von Nikitin und die griechische von Papageorgiu hingewiesen. — Ecce der Königl. Landesschule Pforta gehalten am 19. November 1892, S. 9 ff.

A. Reichardt.

Nicolai*): Georg Hermann N., Professor und Vorstand des akademischen Ateliers für Baukunst in Dresden, sowie Mitglied des akademischen Rathes in Dresden, geboren zu Torgau am 10. Januar 1811, † zu Bodenbach in Böhmen am 10. Juli 1881. N. erhielt seinen Unterricht in der Architektur in den Jahren 1829—1832 auf der Bauschule in Dresden und arbeitete dort im Atelier des Professors Thürmer. Hierauf setzte er seine Studien bis zum Jahre 1834 in München fort. Von dort wandte er sich nach Italien und Paris. Als er im J. 1837 nach Dresden zurückgekehrt war, fing er an, sich durch den Bau der v. Seebach'schen Häuser unter seinen Fachgenossen einen Namen zu machen. Im J. 1840 reiste er zum zweiten Male nach Italien und drang von da bis nach Griechenland und nach der Türkei vor. Im J. 1842 erhielt er eine Anstellung als Hofbaumeister in Coburg. Dort schuf er das Haus des Barons v. Wangenheim und stand den Restaurationsbauten am herzoglichen Schlosse vor. Von 1844—1847 war er am Winterpalais des Kurfürsten von Hessen in Frankfurt a. M. beschäftigt. Ebenso bediente sich der Großherzog für seine Darmstädter Bauten Nicolai's künstlerischer Kraft. Nachdem er noch in den Jahren 1848 und 1849 England und Spanien bereist hatte, wurde er am 20. Februar 1850 als Nachfolger Semper's zum Professor und Vorstand des akademischen Ateliers sowie als Mitglied des akademischen Raths nach Dresden berufen, in welcher Stellung er Gelegenheit fand, eine Reihe tüchtiger Architekten heranzubilden, die große Stücke auf ihren Lehrer hielten. Als selbständiger Baukünstler bethätigte sich N. bei dem Hause des Dr. Struve an der Prager Straße (1851 bis 1852), an dem Wohnhaus des Herrn Johann Meyer, Beuststraße 1 (1867—1868), sowie an dem des Herrn Medicinalrath Dr. Seiler (1867 bis

*) Zu S. 616.

1868). Auch wurde ihm der Umbau des Secundogenitur-Palais an der Zinzendorfstraße (1855—1857) übertragen. Die nach den Kriegen nöthig gewordenen neuen Militärbauten in Dresden-Albertstadt waren seiner Oberleitung unterstellt. Ein gefährliches Halsleiden nöthigte ihn im J. 1881 um seine Pensionirung einzukommen. Noch ehe sein Gesuch erledigt werden konnte, starb er unterwegs in Bodenbach, doch wurde er auf dem Dresdener Trinitatiskirchhof zur letzten Ruhe bestattet. In dem ihm vom Dresdener akademischen Rath gewidmeten Nachruf heißt es: „Ein ausgezeichneter, feinsinniger Architekt von hervorragendem Einflusse auf die baukünstlerische Bauthätigkeit in Dresden und Sachsen überhaupt, fand derselbe, unterstützt durch glückliche persönliche Gaben, seinen hauptsächlichen Beruf in der Thätigkeit des akademischen Lehrers, die ihm bis zum letzten Augenblick seines Wirkens Genuß und Freude war, und von welcher zahlreiche Schüler, darunter bedeutende Architekten in ansehnlichen Stellungen, ein glänzendes Zeugniß ablegen".

Katalog der von der Kgl. Akademie der bildenden Künste in Dresden alljährlich veranstalteten Kunstausstellung 1882. Dresden o. J., S. 3. — Dresdener Anzeiger 1881, Nr. 193, S. 3. — Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst, 16. Jahrg. Leipzig 1881, S. 641 u. 673. — Dresdener Architektur-Album. Bauten und Entwürfe herausgegeben vom Dresdener Architekten-Verein. Dresden o. J., Fol. — Ad. Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst, 3. Bd. Leipzig 1889, S. 398. — Allgemeines Künstler-Lexikon, 3. Aufl. Hsg. von Hans Wolfg. Singer, 3. Bd. Frankfurt a. M. 1898, S. 304.
H. A. Lier.

Nitzsch *): Friedrich August Berthold N., geboren in Bonn am 19. Februar 1832, entstammt einer alten evangelischen Gelehrtenfamilie, die eine Reihe vortrefflicher Männer hervorgebracht hat. Zu den Bedeutendsten und Bekanntesten gehört sein Vater Karl Immanuel N., den Beyschlag mit Recht als „eine Lichtgestalt der neueren evangelischen Kirchengeschichte" gezeichnet und den einst Schleiermacher den Mann genannt hat, von dem er am liebsten sowol gelobt werde als getadelt. Die imponirende Würde, die auch in seiner Physiognomie ausgeprägt war, schloß nun zwar keineswegs Heiterkeit, Milde und herzlichste Menschenfreundlichkeit aus, drückte aber doch dem häuslichen Leben seinen Ernst auf; er flößte seinen Kindern „so überwiegend das Gefühl der Ehrfurcht ein, daß er ihr unmittelbarer Vertrauter vorerst nicht sein konnte"; dazu war er zu idealistisch, zu fein, zu sehr ins Große und Tiefe gehend.

1847 mit dem Vater nach Berlin übergesiedelt, bestand Friedrich im Herbst 1850 die Reifeprüfung am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. Das Zeugniß rühmt den erfreulichen Ernst seines ganzen Wesens bei guten Anlagen, den redlichen Eifer, der zumal den alten Sprachen zugewandt war und im lateinischen Stil formale und logische Triumphe feierte. Er ging ab, um Philologie zu studiren, trat aber noch im ersten Semester zur Theologie über. Sein fünfjähriger Universitätsbesuch in Berlin, Halle und Bonn gab ihm Gelegenheit, Männer wie Boeckh, Brandis, Curtius, Ranke, Trendelenburg, Weißenborn kennen zu lernen; unter den Theologen zogen ihn besonders Julius Müller, Rich. Rothe, Thiele und Ritschl an, mit dem er in dauernder freundschaftlicher Verbindung blieb. Den Haupteinfluß übte doch sein Vater, dessen sämmtliche Vorlesungen er besuchte. Wenn dieser sein ganzes Streben in den Dienst des Gedankens stellte, den unwandelbaren christlichen Glauben und die humane und wissenschaftliche Bildung seiner Zeit gründlich und ehrlich

*) Zu S. 638.

mit einander zu vermitteln, so ging Friedrich auf diese Intention voll und ganz ein, so gewiß er seine wissenschaftliche Selbständigkeit auch dem Vater gegenüber, der übrigens Jeden frei gewähren ließ, bethätigt hat. Den Abschluß seiner theologischen Studien gewann er zunächst durch die theologische Prüfung (Juli 1855), wobei er in der Exegese sowie in Kirchen- und Dogmengeschichte sich auszeichnete. Der Neigung zur Lehrthätigkeit folgend, machte er alsbald das examen pro facultate docendi und fand Verwendung als Hülfslehrer, dann Collaborator am Grauen Kloster. Inzwischen bereitete er die akademische Laufbahn vor. Im Juni 1858 erwarb er den Licentiatengrad non sine laude durch eine Dissertation über quaestiones Raimundanae, wofür ihn die Leipziger historische theologische Gesellschaft unter Niedner's Vorsitz zum Mitgliede erwählte; dann erfolgte am 16. Juli 1859 die, in Berlin von der Promotion statutenmäßig getrennte Habilitation bei der theologischen Facultät mit einer lateinischen Probevorlesung über die Rede des Stephanus (Act 7).

Auf neutestamentlichem Gebiet hat sich N., wenn wir von der Herausgabe einer Vorlesung Bleek's (1865) absehen, kaum weiter bethätigt. Dagegen zeigte schon seine Dissertation ein unverkennbares Geschick, wichtige Gedankenreihen in ihrer Entstehung verständlich zu machen; sie behandelt den wichtigen Begriff der natürlichen Theologie, dessen Bahnbrecher Raymund von Sabunde gewesen ist. Bereits im folgenden Jahre erschien zur Feier der fünfzigjährigen Lehrthätigkeit seines Vaters ein sehr vortheilhaft aufgenommenes größeres Werk „Das System des Boëthius und die ihm zugeschriebenen theologischen Schriften. Eine kritische Untersuchung“. Bezeichnet Raymund den Uebergang von der Scholastik zur neuern Philosophie, so ist es Boëthius, der das Mittelglied zwischen der Scholastik und der antiken Philosophie bildet. Diesem Mann, der neben Augustin der Hauptlehrer des Mittelalters gewesen ist, wird eine eindringende Untersuchung gewidmet und vor allem das wichtige Problem erörtert, ob das metaphysische und theologische System des Boëthius aus dem Christenthum stammt oder, was N., der daraus die Unechtheit der unter dem Namen des Boëthius gehenden trinitarischen Schriften folgert, eingehend nachweist, in der antiken Philosophie wurzelt. Von Boethius ging N. auf Augustin zurück und stellte aus den Streitigkeiten seiner eigenen Zeit heraus an diesen die Frage nach seiner Apologetik des Wunderglaubens („Augustinus' Lehre vom Wunder“ 1865). Wieder hatte sich N. an den Urheber einer ganzen Gedankenwelt gewagt und in erschöpfender Zusammenstellung seiner Aeußerungen die Entstehung einer Theorie nachgewiesen, die bis heute zur wissenschaftlichen Vertheidigung des Wunders verwendet wird.

Diese allseitig anerkannte Leistung brachte ihm noch im gleichen Jahre einen Ruf an die evangelisch-theologische Facultät zu Wien. Doch blieb, vielleicht infolge der gespannten Beziehungen zwischen Preußen und Oesterreich, die endgültige Ernennung aus. Auch eine Placirung in Greifswald, wo N. etwa gleichzeitig an erster Stelle präsentirt war, unterblieb, da der Cultusminister v. Mühler, bei dem damals selbst Männer wie Karl Immanuel Nitzsch und Dorner nichts mehr vermochten, ihm trotz Zusicherung „theilnehmender Aufmerksamkeit“ nicht geneigt war. Dem Decernenten Kögel, der damals die einflußreichste Stimme in Personalien hatte, den Hof zu machen, wie Viele es thaten, konnte sich N., wiewol er ihn persönlich kannte, in edlem Selbstgefühl nicht entschließen, da dieser „junge Mann“ „nie bewiesen habe, daß er von Wissenschaft etwas versteht“. Doch ernannte die Greifswalder theologische Facultät, um ihm ihre dauernde Schätzung auszudrücken, ihn, den Privatdocenten, zum Doctor der Theologie (August 1866) und schließlich fand er,

allerdings zunächst außerhalb Mühler's Bereich, eine angemessene Lehrthätigkeit, indem er im Mai 1868 als ordentlicher Professor für systematische Theologie nach Gießen berufen wurde.

In die Gießener Periode fällt die Zusammenfassung seiner ausgedehnten dogmengeschichtlichen Studien in dem „Grundriß der christlichen Dogmengeschichte. Erster Theil. Die patristische Periode" (Berlin 1870). Das Bedeutende des Werkes, das von Kennern wie Ritschl und später Harnack anerkannt wurde, liegt nicht nur in der sichern Beherrschung eines umfassenden Stoffes, sondern in der neuen Methode, die es befolgt. Aus der neuern Philosophie hat N. die Erkenntniß gewonnen, „daß das Gesetz organischer Entwicklung, welches die höheren Stufen des Naturlebens beherrscht, auch der Geschichte innewohnt und in dieser Einheit und Zusammenhang stiftet". Daraus ergibt sich ihm auch für die Dogmengeschichte die Ueberzeugung, daß in ihr nicht ein bloßes Nebeneinander und Nacheinander von Finsterniß und Licht oder ein buntes Spiel des Zufalls oder menschlicher Willkür, sondern „eine stufenmäßige, dem Gesetze einer inneren objektiven Nothwendigkeit gehorchende Entwicklung herrsche". Während nun aber die von Hegel ausgegangene Geschichtsforschung bei gleicher Grundanschauung durch ihren Intellectualismus dazu verführt ward, vor allem die theologisch-philosophischen Spitzen des Dogmas zu berücksichtigen und dadurch principiell über die alte Methode, den dogmengeschichtlichen Stoff in ein der zeitgenössischen Theologie angehöriges abstractes Schema zu spannen, nicht hinauskam, war N. an Schleiermacher wie an den wichtigen Monographieen eines Ritschl, Lipsius u. A. die Erkenntniß aufgegangen, daß vielmehr zwischen der concreten Ausprägung des religiösen Lebens und der sie begleitenden Speculation unterschieden werden müsse. So ergab sich schon im Neuen Testament die Unterscheidung der Elemente, welche „zum Kern der religiösen Heilslehre" gehörten, von solchen einer „lebensvollen apostolischen Theosophie", welche jenen Kern „nur einfaßten und umgaben". Für die Dogmengeschichte aber zeigte sich, daß „der religiöse Kern des Dogmas" „eine vorerst unauflösliche Verbindung mit Elementen eingegangen war, die theils überhaupt nicht religiöser Natur waren, theils Reste der spezifisch jüdischen oder heidnischen Theologie darstellten". Kraft solcher lebensvollen religions- und entwicklungsgeschichtlichen Auffassung der dogmatischen Lehrbildung ist es N. gelungen, die bis dahin übliche Gliederung des geschichtlichen Stoffs nach dem abstrakten Schema der dogmatischen loci zu durchbrechen. Zwar bildet „die Feststellung derjenigen Dogmen, welche die einzelnen Momente des kirchlichen Lebens darstellen" nach der Localmethode noch ein Drittel des Ganzen, aber bahnbrechend ist der Versuch einer Gruppirung „aus dem dogmatisch-christlichen Bewußtsein der Kirchenväter selbst heraus"; demgemäß wird die Lehre von der Gottheit Christi (freilich ohne die dazugehörige Heilslehre) in den Mittelpunkt gestellt und der „Entwicklung der altkatholischen Kirchenlehre" eine „Begründung der altkatholischen Kirchenlehre (erste Herausstellung einer förmlichen Bekenntnißgrundlage)" vorangeschickt. Damit ist die später von Harnack zum Siege geführte Gruppirung in wichtigen Punkten bereits vorgezeichnet, wenn auch N. noch nicht mit fester Hand die neue Anschauung durchzuführen vermocht hat.

Nachdem N. sich so in Gießen einen mit Ehren genannten Namen gemacht hatte, führte ihn 1872 ein ehrenvoller Ruf an die Universität Kiel, der er 26 Jahre lang als eins ihrer treuesten, fleißigsten und geachtetsten Mitglieder angehört hat. Dort hat er in langer und segensreicher Arbeit bis an sein Ende gewirkt, mit Universität und Stadt nach der ganzen Treue seiner Art verwachsen. Dort hat er in zweimaliger glücklicher Ehe sein Haus

begründet und nach einer bald durch den Tod gelösten Ehe mit Paula Mack (1871—1873) 1877 mit Sophie geb. Becker aus Basel einen bis an sein Ende reichenden, durch drei Söhne und eine Tochter gesegneten Lebensbund geschlossen. Seine Studien gehörten in den ersten Jahren vornehmlich noch der Dogmengeschichte. Zu einer Fortsetzung seines Werkes kam es leider nicht, doch zeigen zahlreiche Aufsätze über Scholastische Theologie und ihre namhaftesten Vertreter in der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche und ebenso zahlreiche Recensionen in der Jenaischen sowie in der Theologischen Litteraturzeitung eine sehr umfassende Kenntniß dieses entlegenen Gebietes. Eine kleine, freilich wichtige Einzelfrage konnte den gründlichen Mann unausgesetzt beschäftigen: die siegreiche Durchführung der These, daß der scholastische terminus technicus „Synteresis“ lediglich auf einer falschen Lesart einer Stelle bei Hieronymus anstatt συνείδησις beruhe. In der gleichen Linie der Forschung liegt die kleine Schrift: „Luther und Aristoteles. Festschrift zum 400jährigen Geburtstag Luthers“ (Kiel 1883) in der N. von seiner dogmengeschichtlichen Erkenntniß aus die eigenartig schroffe Ablehnung des Philosophen durch den Reformator geschichtlich verständlich macht und zeigt, daß es nicht eigentlich die aristotelische Philosophie als solche, sondern die ihr von der Scholastik angewiesene falsche Autoritätsstellung war, auf deren Vernichtung Luther im Interesse seiner Heilslehre ausging. Ueber die protestantische Theologie liegen größere Arbeiten Nitzsch's nicht vor. Doch las er regelmäßig über Geschichte der neuern Theologie und eine Reihe von Aufsätzen zeigt, daß er nicht nur der Einwirkung Schleiermacher's und unserer Dichter, zumal Goethe's und der Romantik, sich offen hielt, sondern auch „die geschichtliche Bedeutung der Aufklärungstheologie“ mit großer Unbefangenheit zu würdigen vermochte.

Den weiten Gesichtskreis Nitzsch's zeigt auch seine Rectoratsrede über „Die Idee und die Stufen des Opferkultus“ (1889). Hier gibt er nicht nur eine sorgfältige und von eindringender Schärfe zeugende Analyse des speciellen Problems; er beginnt mit einem kurzen aber lehrreichen Ueberblick über die Entwicklung der allgemeinen Religionswissenschaft und weist darauf hin, daß auch die Theologie im Verständniß der Religion sich nicht mehr auf die apriorische, speculative oder positiv-dogmatische Methode beschränke, sondern sich bis in die Bestimmung des Religionsbegriffs hinein durch die Ergebnisse der empirischen allgemeinen Religionswissenschaft beeinflussen lasse. Diese Probe von Nitzsch's Behandlung der „Religionsphilosophie nebst Religionsgeschichte“, über die er regelmäßig Vorlesungen hielt, ist um so interessanter, da er zu Veröffentlichungen größern Maßstabes auf diesem Gebiet nicht gelangt ist.

In Wahrheit freilich enthält sein „Lehrbuch der evangelischen Dogmatik“, dessen erste Hälfte 1889, die zweite 1892 erschien und das 1896 eine zweite Auflage erlebte, in der ausführlichen Darstellung der Principienlehre einen großen religionsphilosophischen Stoff, insbesondere einen werthvollen Ueberblick über die verschiedenen Ansichten vom Ursprung und Wesen der Religion; auch ist hier der gesammte Ertrag seiner historischen Arbeiten zusammengefaßt. Nicht nur sofern mit voller Objectivität und innerm Behagen an der geschichtlichen Mannichfaltigkeit ein reiches und getreues Bild von der Entwicklung der dogmatischen Anschauungen gegeben wird. Wichtiger noch ist, daß die ganze Darstellung von echt historischem Geiste getragen ist. Der „Menschheit als einer geschichtlichen Größe, die sich in der Zeit entwickelt“ und die „einerseits durch die leitenden Kulturvölker, andererseits durch die Kirche vertreten wird“, ist das Heil verliehen, so daß es „ein geschichtliches Agens und Ferment geworden ist nicht nur für eine Summe von Individuen, sondern für

einen organisch sich entwickelnden kontinuirlichen Gemeinschaftskörper". Demgemäß wird das Christenthum in den allgemeinen Zusammenhang der Weltgeschichte eingefügt. „Kunst und Wissenschaft waren von den Griechen, die Technik des Staatslebens war von den Römern auf einen hohen Grad der Vollendung gebracht, als das Christenthum in die Welt trat. Was dem wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen und socialen Leben der Griechen und Römer zumal in der späteren Zeit fehlte, war nur eben die religiös-sittliche Grundlage". Auch eine geschichtliche Entwicklung des Christenthums selbst wird anerkannt, nämlich die „über den Schriftinhalt zwar hinausgreifenden, aber demselben nicht zuwiderlaufenden Bestrebungen der Kirche, die Idee des Christenthums nach Maßgabe des geschichtlich entstandenen Zustandes der Kirche in bestimmten konstanten Lebens- und Lehrformen zur Darstellung zu bringen". So ist z. B. der Protestantismus nicht eine einfache Dublette des ursprünglichen Christenthums, sondern „die durch den Gegensatz des falschen Katholicismus bedingte Gestalt des reinen, dem Evangelium entsprechenden Christenthums". Auch ist in der Reformationszeit eine endgültige Ausprägung dieses Christenthums noch nicht erreicht worden. Wir Christen der Gegenwart verfügen gegenüber der Reformationszeit „nun einmal über eine kirchengeschichtliche Erfahrung, welche man damals, kaum dem Mittelalter entwachsen, noch nicht haben konnte. In den letzten drei Jahrhunderten hat sich herausgestellt, daß wahres Christenthum auch da sein kann, wo Ueberzeugungen herrschen, welche die Reformatoren theilweise für häretisch erklärt haben würden".

Eingefügt in den allgemeinen Zusammenhang der Weltgeschichte, aufgeschlossen für alles Geistesleben unserer Zeit, auch für ihre Naturerkenntniß, trägt doch für N. das Christenthum absoluten, supranaturalen Charakter, Mystik und Symbolik gehört zu seinem, wie aller Religion, Lebenselement. Eine „mystisch verklärte ethische Gotteskindschaft" und auf ihrem Grunde die Stellung als „Stellvertreter, Statthalter und Repräsentant Gottes selbst" machen den wesentlichen Gehalt der „einzigartigen Gottessohnschaft Christi" aus. Auf ihn das Prädicat der Gottheit anzuwenden, wird zwar vermieden, doch ist in seiner Erscheinung und der mit ihr vollzogenen, „die Schöpfung ergänzenden und vollendenden Höherbildung der menschlichen Natur" ein „metaphysisches Wunder" anzuerkennen, ein Novum, „welches nur durch ein nachschaffendes, unmittelbares Eingreifen Gottes zu erklären ist". Die hier zum Ausdruck kommende Grundposition Nitzsch's läßt sich wohl am richtigsten als zeitgemäße Fortbildung der theologischen Anschauungen bezeichnen, die Männer wie K. J. Nitzsch, Jul. Müller, Dorner vertreten haben, d. h. der sog. deutschen Vermittlungstheologie. Allerdings haben die historisch-kritischen Forschungen seiner Zeit, an denen er so intensiven Antheil nahm, seinen Supranaturalismus brüchiger gemacht und ihn der Spekulation mehr entfremdet, als es der Vermittlungstheologie alten Stils eigen war. Eben diese Fortbildung alter Tendenzen führte ihn in die Nähe von Ritschl und Lipsius, die von gleichem Boden ausgegangen sind. Er theilt mit beiden, was sie gemeinsam haben, den starken Zug zur Geschichte und die Anlehnung an den Kantischen Kriticismus. Mit Ritschl verbindet ihn sein Supranaturalismus, mit Lipsius sein ethisch-mystischer Religionsbegriff. Von beiden ließ er sich anregen und befruchten, ohne doch einem von ihnen seine Selbständigkeit zu opfern, wie aus seinen noch heute lesenswerthen Besprechungen ihrer Hauptwerke in den Jahrb. f. deutsche Theol. Bd. 20 (Ritschl) und in der Theol. Litteraturzeitung Bd. 1877. 1879 (Lipsius) hervorgeht. Mit feinem Takt für das in der Mittellinie Liegende hat sein Eklekticismus nicht selten in

glücklicher Formulirung die Probleme über sie hinaus gefördert; dagegen darf man eine im Princip über sie und ihren Gegensatz hinausliegende und tiefer gehende Bearbeitung der Probleme bei ihm nicht suchen. Denn die für einen solchen Erfolg entscheidende Voraussetzung, eine Subjectivität von so großer Energie, daß sie die Probleme in persönlicher und individueller Innerlichkeit sich zueignet und durchlebt und ihre Bewältigung als Lösung eigner Lebensprobleme erfährt, war ihm nicht gegeben.

Wohl aber ist auch sein „Lehrbuch“ die Probe einer nicht geringen Lehrbefähigung, die das Vergangene, Ueberlebte mit einleuchtender Kritik von dem Lebenskräftigen unterscheidet und die Probleme klarstellt, an denen weiter zu arbeiten ist. Auch die gründliche und geordnete Gelehrsamkeit, die knappe Fassung der Probleme, die umsichtige Herausstellung und oft glückliche Formulirung der Punkte, in denen ein Consensus erzielt ist, zeigen deutlich die Art der Pädagogik Nitzsch's. Sein mündlicher Vortrag bediente sich keiner andern Mittel, als die Sache selbst sprechen zu lassen; die eigene Subjectivität war durchaus zurückgedrängt und zeigte sich nur in dem vornehmen, über den Parteien stehenden, alles erwägenden Charakter. Auf die Persönlichkeit einzudringen, sie auch nur kräftig anzufassen, scheute sich N., aber durch seine Gründlichkeit und Schlichtheit hat er sich die Dankbarkeit tüchtiger Schüler erworben. Daß er mit ganzer Seele hinter seiner Sache stand, konnte Niemandem verborgen bleiben. Einer der wenigen, die seine gesammte öffentliche Thätigkeit von der Jugendzeit bis an das Ende überschauen können, D. Thikötter, gibt ihm das Zeugniß: Wir freuten uns als Studenten stets, wenn er unter uns war. Welch ein liebenswürdiger Mensch! Bei seiner stets ernsten Haltung voll Freundlichkeit, innerer Heiterkeit und Humor! In der Tat verband sich bis in die letzten Lebensjahre seine ruhige Klarheit und Gründlichkeit, sein sittlicher Ernst und die Treue seines Wesens mit einem milden und bei der sonstigen Schwere seiner Art oft unerwartet glänzenden Humor, der frisch und natürlich seinem Gemüthe entquoll.

Erwachte schon in seinen Knabenjahren in ihm, wie in andern seines Geschlechts, die Lust am eigenen Dichten und Singen und lag ihm auch später nicht selten der poetische Ausdruck näher als der prosaische, so hat er sich an unsern Classikern dauernd gebildet, die er nicht nur als Dichter, sondern als „Reformatoren der ganzen Lebens- und Weltanschauung des deutschen Volkes“ würdigte. In einem sehr ansprechenden Aufsatz über „Poesie und Religion in der neuern deutschen Litteratur“ („Grenzboten“ 1879) spricht er es aus, daß die Poesie nicht nur unentbehrliches Werkzeug der Religion, sondern auch in ihrer Selbständigkeit der Religion verwandt ist, weil beide sich in dem Grenzgebiet zwischen dem Element des Denkens einerseits und des Fühlens und Anschauens andrerseits bewegen und durch Phantasie und Gefühl uns das Mysterium ahnen lassen, das als ein leuchtender Punkt uns den Blick in das ewige Wesen eröffnet. Bei aller Werthschätzung von Poesie und Musik in ihrer verklärenden und veredelnden Wirkung will N. sie nicht als Surrogate der Religion gelten lassen, weil sie nicht den tiefsten Zwiespalt im Innern des Menschen heilen, kein reines Gewissen schaffen können; aber anderseits dürfen wir „nicht vergessen, daß auch unsre religiösen Vorstellungen einen Beisatz von Poesie haben, der vom tiefsten Kern zu unterscheiden ist, und den wir Niemandem aufnötigen können, weil die Anerkennung bestimmter ästhetischer Anschauungsformen nicht in dem Sinne und Maße, wie die der ethischen Grundlagen der Frömmigkeit, von jedermann gefordert werden kann. Aber auch das wird sich aus unsern Erwägungen ergeben haben, daß wir ohne jedes (wenn auch unbewußte) Gefühl für Poetisches auch unsre eigne Religion

nicht völlig zu verstehen vermögen". Der dies schrieb, hatte mehr als ein unbewußtes Gefühl für Poesie; er war auch ein durch und durch musikalischer Mensch, dem die Pflege der Musik in seinem Wirkungskreise eine sittliche Nothwendigkeit war, den auch das musikalische Leben Kiel's zu seinen wärmsten Förderern zählte.

Aus den Anregungen der herrlichen Schumann'schen „Scenen zum Faust" erwuchs ihm ein kleiner Artikel in den Preuß. Jahrb. Bd. 56 über „die Schlußworte des Goethe'schen Faust". N. findet das Charakteristikum des „Weiblichen" darin, daß es den Zeugungstrieb des Mannes erregt, die schaffende Thätigkeit, die ihn hinanzieht. So erscheint denn die Anregung der begeisterten Freudigkeit, des thatkräftigen Schaffens und Arbeitens zum Besten der Menschheit als des Weiblichen umfassender Zweck.

Zeigt sich in alledem ein echt deutscher, an unsern Classikern genährter ethischer Idealismus, der den ihnen entströmenden „neuen humanen Geist" mit dem religiösen Bedürfniß in Verbindung zu setzen wußte, so ergibt ein schwungvoll geschriebener Aufsatz „Zur Geschichte der Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins, besonders im 18. Jahrhundert" („Nord und Süd" 1893), wie er innerlich an den nationalen Hoffnungen unsers Volkes und ihrer Erfüllung betheiligt war; er führt uns Klopstock's, Herder's, Goethe's, Schiller's, Friedrich's des Großen Stellungnahme zur nationalen Idee vor und schließt mit einem Hymnus auf die Begründung des Reiches durch Bismarck. Bezeichnend für seine gesamte politische Auffassung ist der Schluß: „So stark auch die Reste des Partikularismus, des abstrakten Liberalismus und des ultramontanen Kosmopolitismus in unserm Vaterlande noch sein mögen, das Deutsche Reich und das deutsche Kaiserthum — sie werden sich mit Gottes Hülfe behaupten — sollte ihnen auch ein harter Vertheidigungskampf bevorstehen". Am nächsten stand seine Auffassung der Heinrich v. Treitschke's, von dem er urtheilte, er sei dem großen Thema von der Errichtung des Reiches so „congenial wie kein zweiter Historiker". In die neuesten Phasen geistiger und socialer Entwicklung des deutschen Volkes wußte sich sein Geist nicht zu schicken und es bangte ihm vor der Verwirrung der christlich-sittlichen Ideale mit den materiellen, „diesseitig-chiliastischen" Zielen der Arbeiterbewegung.

Sein Christenthum, das er Niemandem je aufgedrängt hat, das aber auch Niemand ihn je hat verleugnen sehen, dies „freie und fromme, nüchterne und tiefe, vor allem tief ethische" Christenthum hat er auch in den letzten langen Wochen des Leidens und des Abnehmens der Kraft bewährt. Auch da hat er nicht viel geredet von dem, was ihm Trost und Kraft gab, aber er hat sich still gefunden in einen allzufrühen Abschied von den Seinen, noch zuletzt sich mühsam aufgerafft im Gehorsam der Pflicht, in der Sorge um seine Kinder und um seinen Lehrstuhl. Am 21. December 1898 wurde er durch einen sanften Tod abgerufen.

Vgl. Baumgarten Deutsch-evangelische Blätter Bd. 24, 116—133, auch des Unterzeichneten Aufsatz in der Protestantischen Realencyklopädie 3. Aufl. Bd. 14, S. 125—128.

Titius.



Verzeichniß

der im 52. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Berichtigung.

Konrad Ferdinand Meyer (zu S. 369). Infolge eines Versehens beim Corrigiren ist auf Zeile 12 von unten nach „O mein Heimathland“ die Stelle weggeblieben:

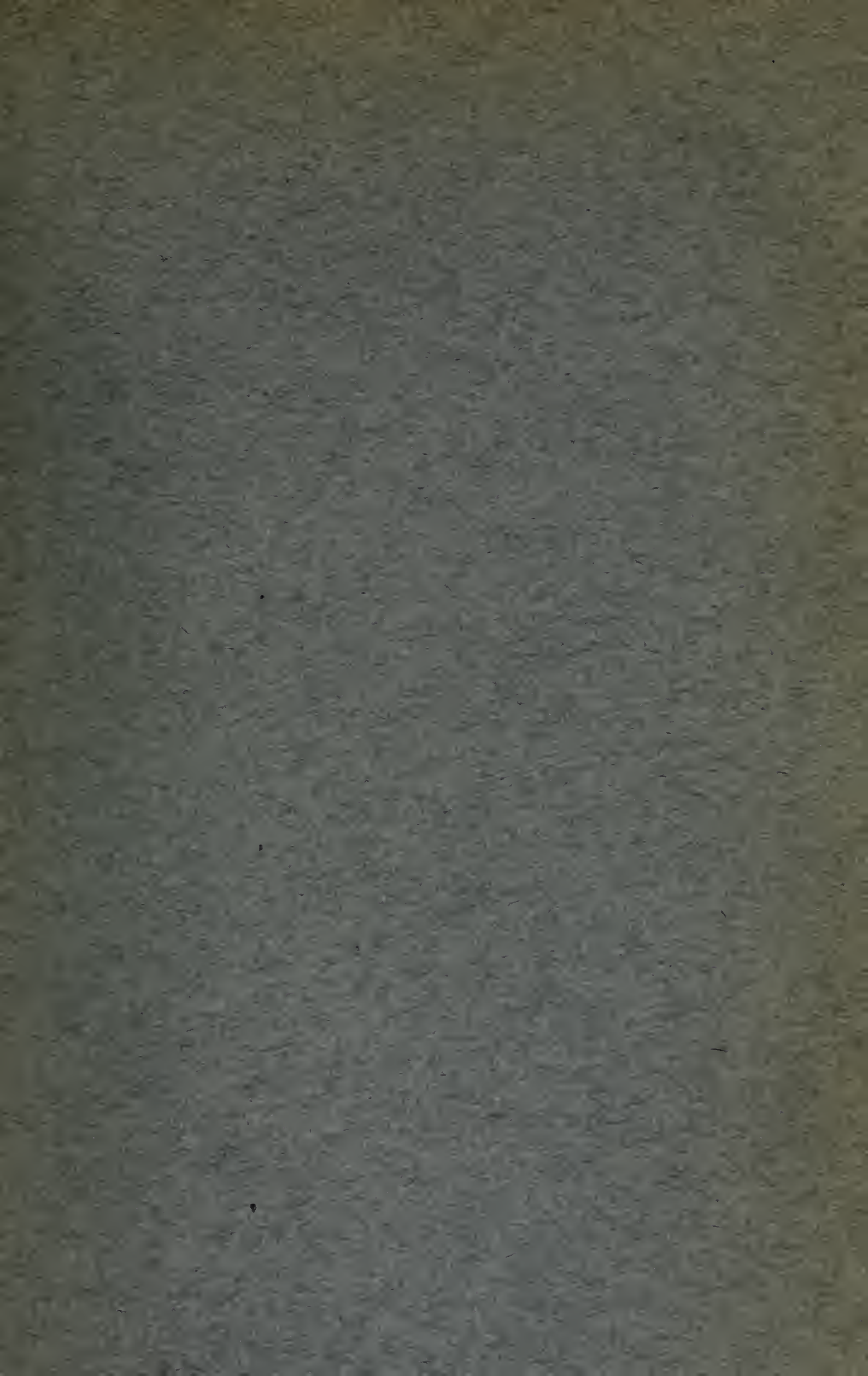
„Das Jahr 1898 war im Ganzen ein ruhiges; ja man glaubte auf völlige Wiederherstellung hoffen zu dürfen.“

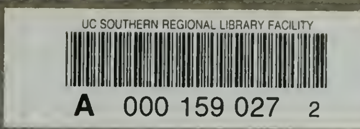
Dann sollte — mit corrigirter Jahreszahl 1898 (statt 1897) — die auf Zeile 23 von unten citirte Langmesser-Stelle kommen: „Langmesser erzählt von einem Besuch im September 1898“ bis „warten“.

Meyer starb am 28. November 1898.

Der einsichtige Leser wird diese kleine Umstellung und Berichtigung übrigens schon selbst vorgenommen haben.

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.




UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 159 027 2

